Allgemeine Deutsche Biographie.

Fünfundvierzigster Band.

Zeisberger — Zyrl.

Nachträge bis 1899: v. Abendroth — Anderssen.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1900.

Vorrede.

Seitdem ich mit meinem Redactionsgenossen v. Wegele im J. 1875 die Vorrede zum 1. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie unterzeichnen konnte, sind bis zum Abschluß des Buchstaben Z, dem ich diese Worte mitgebe, 24 Jahre verflossen. Wir rechneten damals darauf, die Arbeit in 10—12 Jahren beendigt zu sehen: so ist nun fast ein Vierteljahrhundert darüber hingegangen und statt der damals in Aussicht genommenen 20 sind es 45 Bände geworden. Diese Zahl der Jahre und der Bände ergibt aber, daß die damals ausgesprochene Hoffnung, wir würden im Jahre durchschnittlich 2 Bände fertigstellen können, sich im allgemeinen erfüllt hat.

Wenn die Leser der A. D. B. die Vorrede von 1875 heute wieder in die Hand nehmen, so werden sie finden, daß wir dasjenige, was wir damals über die Natur unserer Aufgabe und über die Art und Weise ihrer Ausführung programmatisch aussprachen, festgehalten haben. Durch mancherlei Zweifel und Widerspruch haben wir uns nicht beirren, durch viel und oft recht große Schwierigkeiten nicht entmuthigen lassen und wir sind nach bestem Vermögen bestrebt gewesen, dem Werke die seinem Grundplan entsprechende Ausführung zu sichern. Dabei hat uns die hülfsbereite und opferwillige Antheilnahme der deutschen Gelehrtenwelt in einem Maaße unterstützt, wie selbst unsere getrosten, ja kühnen Hoffnungen es doch nicht in Rechnung stellen durften. Wenn dennoch das Werk in manchen Einzelheiten hinter dem Ziele zurückblieb, hier in zu dürftigen und ungenügenden Artikeln, dort in unangemessen breiten Erörterungen unwichtiger Dinge, oder auch in Ungleichheiten oder Lücken der Namenreihe, so wolle man überzeugt sein, daß die Redaction selbst sich solcher Schwächen der Arbeit wohl bewußt ist, daß sie aber im rastlosen Fortgang der Fertigstellung die Mittel zu ihrer Abstellung nicht zu finden vermochte. Möge dasjenige, was auf der anderen Seite in dem Werke durch seinen hohen wissenschaftlichen Werth wie durch den Reiz der Darstellung über das Maaß gewöhnlicher encyklopädischer Behandlung hinausragt und was sich daneben an ernster wissenschaftlicher Arbeit in unübersehbarer Fülle findet, jene Mängel einstweilen decken,

bis einst die glücklichere Redaction einer zweiten Auflage in der Lage sein wird, sie auszumerzen. Als tadelnswerthe Abweichung von dem, was die Vorrede von 1875 in Aussicht stellte, wird man, wie wir glauben, die viel größere Ausdehnung, welche das Ganze gewonnen hat, nicht schelten wollen, weil der Vortheil, welcher dem Werke daraus erwachsen ist, deutlich genug in die Augen springt. Es dürfte aber Manchem von Interesse sein zu hören, wie sich nach dieser Seite hin der Plan allmählich erweitert hat.

Durch die in die Vorjahre des Unternehmens (1869—75) fallenden Untersuchungen war man zunächst zu der Einsicht gekommen, daß eine (von dem Unterzeichneten) versuchsweise zusammengestellte Namensliste für A und B, welche nach Procenten berechnet für das ganze Alphabet eine Summe von 80 000 Namen ergeben haben würde, auf die Hälfte reducirt werden müsse, um in einem auf 20 Bände berechneten Werke Platz zu finden. Etwa 50 Artikel erster Classe, so war die weitere Rechnung, 500 der zweiten, 5000 der dritten zusammen auf ca. 11 000 Druckseiten veranschlagt, würden den als kurze Notizen gedachten Artikeln der vierten Ordnung noch 5000 Druckseiten nachlassen, so daß ihrer also ungefähr sieben auf eine Seite kommen müßten (vgl. den Sitzungsbericht der Plenarsitzung der Historischen Commission vom 4. October 1870). Aber schon die ersten versuchsweisen Ausführungen überzeugten davon, daß man auch mit diesen 40 000 Artikeln noch sehr weit über dasjenige Maaß hinausgegriffen hatte, welches eine Lösung der Aufgabe in dem von der Historischen Commission gewünschten Sinne möglich erscheinen lasse, daß man sie vielmehr zum großen Theile zu einer ungenießbaren Notizensammlung herabdrücken werde. Das führte also zu dem weiteren Versuch und dem sich daran alsbald anknüpfenden Beschluß, den Kreis der aufzunehmenden Namen nochmals bis auf die Hälfte einzuschränken, wofür dann wiederum die verhältnißmäßige Bedeutung der Persönlichkeiten den Maaßstab zu bieten hatte. So entstand nun endlich die Namensliste für A und B, wie sie im wesentlichen im gedruckten Werke jetzt vorliegt, und dasselbe Verhältniß ist fortan für das ganze Werk nach Möglichkeit festgehalten worden. Nach Procenten gerechnet mußte jene Summe der Artikel in A und B für das ganze Alphabet die Zahl von 20 000 ergeben; mein vor dem Beginne der Ausarbeitung für den Druck zusammengestelltes Generalverzeichniß enthielt einstweilen an 18 000 dieser Namen; jetzt bis zum Ende des Z sind es thatsächlich 23 273 Namen geworden.

Wir standen aber damit doch noch nicht am Ende der Abweichungen von dem ursprünglichen Plane, die wir im Laufe der nächsten Entwicklung als innerlich berechtigt und darum als geboten anerkennen mußten. Schon der erste Band faßte nicht ganz die Anzahl der Artikel, die ihm die Rechnung bestimmt hatte: statt 1000 sind es nur 953 und während der nächsten Bände ergab sich eine ziemlich stetig fortschreitende Minderung, bis sich mit dem 7. Bande eine nach aufwärts wie abwärts schwankende mittlere Zahl von 500 Artikeln ergab; herbeigeführt ward diese Minderung, wie sich versteht, durch ein eben so stetiges Anwachsen des Umfangs der einzelnen Biographien. Stärker ins Auge fällt es

natürlich bei den großen Artikeln, bei weitem schwerer ins Gewicht aber für den Umfang des Ganzen fällt es durch den Antheil, welchen die Artikel der vierten, kleinsten Gattung daran haben. Grade von hier aus stellte sich der Redaction bald die Ueberzeugung fest, daß es sich dabei um eine zum wesentlichen Vortheil der Sache gereichende Thatsache handle. Allein mit dem redactionellen Rothstift ließ sich der wachsende Umfang der kleinen Artikel überhaupt nicht beseitigen; wir hätten ihre Aufnahme ablehnen und den Mitarbeitern eine grundsätzlich und gründlich andere auf äußerliche Notizen und trockene Nachweisungen beschränkte Behandlung zur Pflicht machen müssen. Wir würden aber damit nicht nur die besseren Arbeiten, sondern noch dazu in vielen Fällen gerade solche Mitarbeiter eingebüßt haben, die nicht nur unselbständige Excerpte sondern eigene Arbeit gaben und damit eben in erster Linie zu dem eigenthümlichen wissenschaftlichen Werth der A. D. B. beitrugen. Es war durchaus nicht zu verkennen, daß gerade die große Masse dieser kleinen Artikel durch die Art der Behandlung, welche sich bald wie von innen heraus einem organischen Triebe folgend festsetzte, einen viel höheren Werth erlangte, als wir ihn uns früher davon versprechen durften. Angesichts dessen etwa nochmals eine Einschränkung der Artikelzahl vorzunehmen, das mußte uns nach dem nun einmal eingenommenen Standpunkt als unmöglich erscheinen. Mithin blieb nur das zweite übrig, dem Ansteigen der Bändezahl seinen Lauf zu lassen. Sie entspricht im letzten Erfolg der Proportion der angeführten Zahlen, wie man leicht ersieht, wenn man nachrechnet. Die Historische Commission gewährte der Redaction vertrauensvoll Freiheit und Mittel und der Verleger, der für sich von vorne herein das Unternehmen nur unter dem Gesichtspunkt buchhändlerischer Ehre, nicht geschäftlichen Gewinnes betrachtet hat, ließ in liberalster Weise die Zahl der Bände wachsen, ohne Widerspruch dagegen zu erheben.

Um zu zeigen in welchem Maaße sich an der Ausführung der Biographien die deutsche Gelehrtenwelt betheiligt hat, sei auch die Anzahl unserer verehrten Mitarbeiter hier genannt: es sind bis zum Schluß des Z 1418. Sehr viele derselben weilen schon nicht mehr unter uns Lebenden; sie können leider ihren Antheil an dem tiefgefühlten Danke nicht mehr entgegennehmen, den ich hier allen unseren treuen Arbeitsgenossen nicht nur für mich selbst, sondern im Namen der Historischen Commission aussprechen darf. Gar manche von ihnen finden sich schon an ihrem Orte in unserem Alphabet derer, die für das deutsche Volk unvergessen sind und unvergeßlich bleiben sollen, wie Ranke selbst, der erste Urheber des Gedankens der A. D. B., oder, dessen ich ja billig vor allen Anderen hier gedenke, mein theurer treuer College Wegele. Von den 1418 sind viele nur mit einem einzigen Beitrag betheiligt, dann aber auch stets mit einer Biographie von hervorragender Bedeutung; andere mit kleinen untereinander zusammenhängenden Gruppen, viele aber auch mit langen Reihen schöner Beiträge, darunter auch heute noch solche, die von Anfang an ihr besonderes Fach in unermüdeter Arbeit vertreten haben und die sich heute mit uns des erreichten Zieles freuen. Unter den ersten Vorbereitungen glaubte ein erfahrener Mann

des Faches, der österreichische Biograph Wurzbach mich mahnen zu sollen, von dem in Aussicht genommenen Verfahren wieder abzulassen, weil es ganz unmöglich sein werde, die dafür erforderliche große Zahl der Mitarbeiter zu finden und zu binden. Ich ließ mich aber auch durch ihn in meinem guten Glauben nicht wankend machen und die 1418 haben seinen Unglauben Lügen gestraft.

Auch mit dem Ende des Z ist aber das Ende des Ganzen noch immer nicht erreicht. Da von der Aufnahme in die A. D. B. alle noch Lebenden ausgeschlossen waren, so lagen ja von Jahr zu Jahr unseren Scheuern neue Garben bereit, nachdem unser Erntewagen bereits vorübergefahren war. Wenn wir diesen Stoff von Band zu Band in Nachträgen hätten mitnehmen wollen, so wäre er in höchst unübersichtlicher Weise verzettelt worden und hätte zugleich eine unliebsame Verzögerung des Druckes zur Folge gehabt. Wir werden ihn deshalb zu einem neuen Alphabet gesammelt in einigen Nachtragsbänden nachfolgen lassen. Das bietet zugleich die Gelegenheit, einzelne z. Th. wichtige Artikel noch nachzutragen, deren Bearbeitung zur rechten Zeit nicht zu erlangen war, sowie verschiedene Lücken anderer Art noch auszufüllen.

In der Vorrede des ersten Bandes ist bereits darauf hingewiesen, daß am Schluß ein Generalregister gegeben werden solle, nicht nur über die Stichnamen der Biographien, sondern auch solche umfassend, die innerhalb der Artikel gelegentlich besprochen werden. Ein solches Verzeichniß ist ein dringendes Bedürfniß schon wegen der verschiedenen Schreibung so vieler Namen; auch aber weil es in vielen Fällen nicht unmittelbar klar ist, unter welchem Stichnamen eine Persönlichkeit zu suchen ist. In besonderem Maaße ist dies bei den mittelalterlichen Namen der Fall. Wir hielten es für besser, die Abhülfe durch ein Generalregister am Schluß zu bieten, als das Werk selbst durch unzählige Verweisungen zu verunzieren. Dies umfangreiche Register liegt bis zum Schluß des Z bereits fertig vor, mit Umsicht und Sorgfalt gearbeitet von Herrn Kanzleisecretär Graap, Beamten des hiesigen Provinzialstaatsarchivs, der mir schon seit zwölf Jahren für die Bureauarbeiten der A. D. B. förderliche Dienste geleistet hat. Da aber die eben erwähnten Nachtragsbände einen Zuwachs bringen werden, dem ein neues eigenes Register zu geben durchaus unpraktisch wäre, so verschieben wir den Druck des gesammten Namensverzeichnisses vielmehr bis auf den letzten Nachtragsband, so daß es dann also die ganze Allgemeine Deutsche Biographie in einem Alphabet umfassen wird.

Schleswig, den 10. September 1899.

R. v. Liliencron.

Zeisberger: David Z., Missionar der Brüdergemeinde in Nordamerika und Sprachforscher, geboren zu Zauchtenthal in Mähren am 11. April 1720 (nach Einigen 1721), erzogen zu Herrnhut, wohin seine nicht unvermögenden Eltern mit anderen Mährern wegen religiöser Verfolgungen 1726 ausgewandert waren. Als kurz darauf Zeisberger's Eltern sich einer Brüderschar anschlossen, die nach Georgia in Nordamerika auswanderte, übergaben sie den Knaben der Gemeinde zur Erziehung. Dieser bewies frühe gute Gaben, besonders ein hervorragendes Sprachtalent, sodaß Zinzendorf ihn 1736 mit nach Holland nahm, wo er an der Gründung der Gemeinde Herrendyk mitarbeitete. Er floh kurz darauf zusammen mit dem Bruder Schober nach Amerika, wahrscheinlich 1738, wo er zuerst in Georgien, später in Bethlehem bei seinen Eltern lebte, seit 1740 unter den Kriek Georgiens predigte und in Kürze die Sprachen der Mohikaner und Irokesen erlernte. 1743 trat er in die Missionsthätigkeit ein und machte mit Post zuerst eine Reise zu den Irokesen, auf der er des Landesverraths verdächtigt und zu New-York in den Kerker geworfen ward, in dem er sieben Wochen zubrachte. Im gleichen Jahre machte er eine neue Reise mit Spangenberg, Weißer und Scheboſch nach Onondaga zum Großen Rath der Irokesen, um die viel angefeindete Missionsansiedelung Schekomeko in das Gebiet dieses Stammes an den Susquehanna zu verlegen. Z. arbeitete mit an der Gründung der neuen Stationen Friedenshütten und Gnadenhütten. 1748 finden wir Z. in der Mission in Schomokin. Von da bis 1755 finden wir ihn an verschiedenen Orten, 1776 in Muskingum, 1785 in Detroit, 1801 in Wabasch. Im J. 1808 starb er auf der Missionsstation Gosen im Delawarenland, von Weißen und Indianern gleich verehrt. Z. hat in einer 65jährigen Missionsthätigkeit eine große Anzahl von Indianern unterrichtet und bekehrt. Ebenso groß ist aber seine Wirksamkeit als Forscher auf dem Gebiet der nordamerikanischen Indianersprachen und als Schriftsteller für die Indianer, unter denen er lebte. Auch an diese Thätigkeit muß man denken, wenn man ihm den Ehrennamen „Apostel der Indianer“ beilegt. Er begann seine litterarische Thätigkeit 1776 mit der Herausgabe eines „Essay of a Delaware-Indian and English Spellingbook“, das für die christlichen Indianer am Muskingum bestimmt war und 1806 in sehr vermehrter Gestalt neu aufgelegt wurde. Er veröffentlichte später eine Grammatik und ein Wörterbuch der Onondagasprache, geistliche Lieder und Kinderpredigten (beide 1803) in der Sprache der Delawaren. Nach seinem Tode wurde 1823 seine Uebersetzung von Lieberkühn's Evangelienharmonie in die Sprache der Delawaren und 1827 seine Grammatik der Delawarensprache („Grammar of the Language of the Lenni Lehnape or Delaware Indians“) herausgegeben. Das letztere Werk ist von Duponceau aus dem Deutschen übersetzt, enthält aber nicht die ganze

Grammatik, deren deutsche Handschrift in der Brüderbibliothek zu Bethelehem aufbewahrt wird. 1887 gab Eben N. Horsford in Cambridge Mass. ein großes deutsch-englisches Wörterbuch der Onondaga- und Delawarensprache heraus, dessen Manuscript in der Bibliothek von Harvard College aufbewahrt wird. Handschriften dreier Grammatiken der Onondagasprache, zwei in Deutsch und eine in Englisch, werden auf der Bibliothek der American Philosophical Society in Philadelphia aufbewahrt. Von einer veröffentlichten Onondaga-Grammatik mit Wörterbuch, die Wurzbach ohne Jahreszahl anführt, habe ich nichts erfahren können. Z. hatte so wenig wie Heckewelder (s. diesen) den Ehrgeiz, ein Sprachgelehrter zu sein. Alle seine Werke sollten der Mission dienen. Daß er in ihnen zugleich unvergängliche Denkmäler hinsterbenden Völkern errichtete, ahnte er nicht, als er sie unter den größten Schwierigkeiten niederschrieb.

Biographische Notizen geben Duponceau und Horsford in ihren Ausgaben. — Die kurze Lebensskizze bei Wurzbach, Bd. LIX ist nicht genau. — Eingehend ist die Lebensschilderung in David Zeisberger, Der Apostel der Indianer in Nordamerika. Basel 1865. F. Ratzel.

Zeise: Heinrich Z., evangelischer Theologe, † 1794. Z. wurde am 18. März 1718 zu Hadersleben im Herzogthum Schleswig als Sohn eines dortigen Apothekers geboren, erhielt seine Vorbildung in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt und bezog 1736 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Hier schloß er sich besonders dem Prof. Walch an. Nach Vollendung seiner Studien hielt er sich theils in seiner Heimath, theils, um sich in der dänischen Sprache zu vervollkommnen, in Kopenhagen auf, wirkte darauf zwei Jahre als deutscher Cabinetsprediger bei dem General Grafen von Holstein und wurde 1746 Nachmittagsprediger in dem adeligen St. Johanniskloster vor Schleswig. 1750 kam er nach Altona, wohin ihn der Graf Reventlou berief. Als Kanzelredner fand er viel Zuhörer, zumal aus den niederen Volksclassen, für die er sich nicht scheute, wichtige Wahrheiten, die er ihnen von der Kanzel herab einschärfen wollte, in plattdeutscher Mundart vorzutragen, obgleich dieses Verfahren Sensation machte, manche Neugierige reizte und Anlaß zum Spott gab (Döring, s. unten, S. 576). In seiner Denkweise verband er Kirchlichkeit und Aufklärung, erwies sich aber in seinem gesammten Leben als ein ehrenwerther kräftiger Charakter. Mit regem wissenschaftlichen Sinne verband er einen großen Fleiß im Lesen und Studiren. Seine Bibliothek, die gegen 8000 Bände zählte, umfaßte die verschiedenartigsten Wissenschaften. Z. war zweimal verheirathet; zuerst mit einer Tochter des Propstes Bolten in Altona, die er 1752 zur Ehe nahm, aber schon im folgenden Jahre durch den Tod verlor; zwei Jahre darauf heirathete er eine Tochter des Licentiaten Wiese in Hamburg, von deren Seite er nach dem Tode ihrer Eltern ein beträchtliches Vermögen erbte; einen großen Theil desselben wendete er auf die Erziehung seiner zahlreichen Kinder. Die letzten zehn Jahre seines Lebens war Z. durch ein immer mehr zunehmendes Brustübel sehr geplagt. Am Trinitatissonntage 1793 predigte er zum letzten Male und nahm im Vorgefühle seines Todes für immer Abschied von seiner Gemeinde. Er starb indeß erst am 16. März 1794, nach neunmonatlicher Schlaflosigkeit und dadurch verschlimmerten unbeschreiblichen Leiden. Am 22. März wurde er beerdigt, seinem Wunsche gemäß nicht in der Kirche, sondern auf dem Gottesacker neben seiner ersten Gattin und acht ihm vorangegangenen Kindern, ohne Geläute und andere Ceremonien, aber unter großer Betheiligung der Bewohner von Hamburg, Altona und Umgegend.

Schriften sind von ihm wenige veröffentlicht, weil er mit Absicht auf die Herausgabe von Predigten meist verzichtete, da Deutschland nach seiner Meinung an guten und schlechten Erbauungsbüchern keinen Mangel habe. Es erschienen:

„Weg und Kraft zum göttlichen Leben und Wandel“ (Hamburg 1759); „Hindernisse der Seligkeit in zwölf Predigten“ (Halle 1766, Nachschriften eines Freundes Zeise's, aber schließlich mit Bewilligung Zeise's in den Druck gegeben); „Anticludius S—ml—ro, B—rthio, J—r—s—l—mo u. s. w. in sieben und vierzig Briefen eines interessanten und unterhaltenden Inhalts für Christen und Mitchristen an einen Freund“ (Altona 1788; in der Vorrede nennt sich Z. bloß Herausgeber dieser polemischen Schrift). In der Allgem. Deutschen Bibliothek und in Meusel's Gelehrtem Deutschland werden ihm noch beigelegt: „Nichts von Ungefähr“ (Magdeburg 1766—68, 4 Theile) und „Neue Sammlung auserlesener Predigten vom Verfasser von Nichts von Ungefähr“ (Frankfurt und Leipzig 1768). Aber Z. hat die Autorschaft an beiden abgelehnt (Döring, s. unten).

Zeise's Bildniß, nach einem sehr ähnlichen Gemälde von F. C. Löhr, hat Fritzsch zu Hamburg (1788) in Kupfer gestochen. (Mittheilung von Döring.) — Vgl. Meusel's Gelehrtes Deutschland. — Heinr. Döring, Die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Neustadt a. d. Orla 1830, S. 574—579. P. Tschackert.

Zeise: Heinrich Z., Chemiker und Apotheker, wurde geboren am 26. December 1793 zu Kellinghusen in Holstein. Er besaß eine Apotheke in Altona von 1818—1844, dann finden wir ihn in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohn als Inhaber einer Anstalt zur Darstellung von ätherischen Oelen. Er starb in Altona 1863. — Rein chemische Untersuchungen sind von ihm nicht bekannt. Er beschäftigte sich vorwiegend mit praktisch-technischen Dingen, sowie mit allgemein naturwissenschaftlichen Fragen. Von seinen Veröffentlichungen seien genannt: „Ueber einen neuen Compressionsapparat“ (Altona 1824); „Beiträge zur Nutzanwendung der Wasserdämpfe und der verdunsteten Luft in pharmaceutischen Laboratorien“ (ebenda 1826); „Kritische Beleuchtung des Unterschiedes russischer Ofendampfbäder und Dampfkesseldampfbäder“ (ebenda 1827); „Praktische Anleitung zur vortheilhaften und sicheren Benutzung der Wasserdämpfe zur Zimmerheizung“ (ebenda 1831). Mehrere populäre Vorträge im Altonaer Bürgerverein 1848—45 (Entwickelungsgeschichte der Erde, Aeronautik, das Endlose u. s. w.); „Beobachtung von Chlorhydrat“ (Buchner's Repert. VII, 1849). Oppenheimer.

Zeiß: Eduard August Z. war ein ausgezeichneter Schulmann, der durch sein gründliches und umfangreiches Wissen sich in den Aemtern, zu denen er berufen wurde, große Verdienste erworben hat. In Jena, wo er am längsten als Director der höheren Bürgerschule thätig gewesen ist, wurde ihm 1853 in Anerkennung seiner gesegneten Wirksamkeit von der philosophischen Facultät das Diplom eines Doctors der Philosophie honoris causa überreicht. Mit vollem Rechte hieß es da: viro praenobilissimo atque doctissimo, rei scholasticae apud Jenenses directori, juventutis instituendae magistro amico, tutori omni laude dignissimo, pariter ampla artis paedagogicae scientia sapientique exercitatione insigni atque integritate et honestate vitae fortitudini juncta conspicua. In den Beilagen der Augsburger Allg. Zeitung hat er ab und zu Abhandlungen veröffentlicht, die mit der Friesischen Philosophie in Zusammenhang stehen, er schrieb einen Nekrolog Apelt's, eines der trefflichsten Schüler des Jenenser Philosophen Jacob Fries, lieferte auch eine Besprechung des zweiten Bandes des gehaltvollen Buches Apelt's: Epochen der Geschichte der Menschheit. Jena 1845 u. 1846. (Vgl. über Apelt A. D. B. I, 502 flg.) In dem von seinem Bruder Gustav Z. 1843 herausgegebenen Werke: Römische Alterthumskunde in 3 Perioden bearbeitet von Dr. Gustav Zeiß hat er den umfänglichen Abschnitt über die Religion der Römer geliefert. Durch geschickte Bearbeitung von Lehrplänen für die Schulen, zu deren Leitung er bestellt war, legte er seine pädagogische Ein-

sicht in den Schulbetrieb dar. Sehr verdient machte er sich durch Einführung des Turnunterrichts, weil er von dem Nutzen desselben für die körperliche Ausbildung seiner Schüler tief überzeugt war. Der Lebensgang des trefflichen Mannes war folgender:

Z. wurde am 22. April 1809 in Weimar geboren, wo der kenntnißreiche und geschickte Vater ein gut gehendes Spielwarengeschäft besaß und zugleich Lehrer des Großherzogs von Sachsen Karl Friedrich in der Kunst des Drechselns war. Der Sohn besuchte das unter der tüchtigen Leitung des Consistorialrathes Gotth. Gernhard stehende Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem gelehrte Männer thätig waren. Zu akademischen Studien sehr gut vorbereitet, bezog er 1829 die Universität Jena, um sich unter der Leitung Eichstädt's, Hand's und Göttling's philologischen Studien zu widmen, zwei Semester setzte er seine Studien besonders unter Aug. Böckh in Berlin fort und legte dann 1832 in Jena seine philologische Staatsprüfung ab. Er war der erste Philolog, der im Großherzogthum Sachsen geprüft wurde. Früher wurden die Candidaten der Theologie und Philologie auf Empfehlung ihrer Lehrer ohne weiteres an den beiden Landesgymnasien in Weimar und Eisenach angestellt. Im J. 1834 übernahm Z. das Rectorat der Stadtschule zu Buttstädt, das er zur größten Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde verwaltete. Schon 1842 folgte er einem Rufe als Rector der Bürgerschule nach Jena, als Dr. Graefe, ein anerkannter Pädagog, nach Kassel übergesiedelt war, um dort eine Realschule einzurichten (s. A. D. B. IX, 556 flg.). In dieser Stellung unter angenehmen geselligen Verhältnissen hat er eine anerkannte pädagogische Thätigkeit entwickelt. Z. besaß umfassende Kenntnisse, er hatte noch in Buttstädt als Rector auf den Wunsch seines Schwiegervaters, des Justizamtmanns Hering, auch die theologische Staatsprüfung bestanden, um, wenn die Absichten an den beiden Landesgymnasien eine entsprechende Anstellung zu finden, sich nicht verwirklichten, ein geistliches Amt zu übernehmen. Eine Aussicht in Eisenach die Leitung des neugegründeten Realgymnasiums zu erhalten zerschlug sich, da der bekannte pädagogische Schriftsteller Dr. Mager als Director berufen wurde (s. A. D. B. XX, 57 flg.). So blieb er geliebt von seinen Schülern und hochgeachtet von seinen Mitbürgern der thüringischen Universitätsstadt bis zu seinem am 1. October 1877 erfolgten Tode treu; sein Familienleben war ein äußerst glückliches, von seinen Amtsgenossen wurde er wegen seines freundlichen Wesens und wegen seiner gründlichen Bildung hoch gehalten.

Vgl. Weimarische Zeitung Nr. 241, 1877. Lothholz.

Zeiß: Gustav Z., der Bruder des Jenaischen Schuldirectors Z., wurde am 2. März 1811 in Weimar geboren, seine Bildung empfing er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Durch sein wissenschaftliches Streben zeichnete er sich schon auf der Schule aus. Nachdem er die Abiturientenprüfung rühmlich bestanden hatte, wandte er sich auf der thüringischen Hochschule den philologischen Studien zu, hörte die Vorlesungen Eichstädt's, Hand's, Göttling's und versäumte nicht bei dem in großem Ansehn stehenden Philosophen Jacob Fries philosophische und bei Luden geschichtliche Collegien fleißig zu besuchen, er wurde auch Mitglied des philologischen Seminars. In Leipzig setzte er seine Studien fort. Der damals einflußreichste Philolog Gottfried Hermann wurde sein Lehrer. Der Empfehlung dieses ausgezeichneten Mannes hatte er es zu danken, daß er als Reisebegleiter eines vornehmen Herrn Italien sehen konnte. Das war gerade für ihn von großer Bedeutung, da seine philologischen Studien sich besonders dem römischen Alterthume zugewendet hatten. Nach der Rückkehr aus Italien lebte er als Privatgelehrter seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen in Leipzig. Im J. 1837 und 1838 erschien in 2 Bänden eine wohlgelungene Uebersetzung von Appian's römischer Geschichte mit Anmerkungen versehen. Die

Anmerkungen sind werthvoll und beweisen, daß Z. anerkennenswerthe Studien gemacht hatte. Diese Schrift hatte er seinen Lehrern Jacob Fries in Jena und Professor Weber in Weimar gewidmet. Als am Gymnasium in Weimar nach dem Rücktritte des Professors Panse im J. 1840 die Professur der Geschichte und der deutschen Litteratur erledigt war, wurde Dr. Z. als Nachfolger Panse's an das großherzogliche Gymnasium berufen und hier hat er viele Jahre mit großer Hingabe segensreich gewirkt. Neben seinem Schulamte setzte er seine wissenschaftliche Thätigkeit fort. Schon im J. 1841 schrieb er eine werthvolle „Commentatio de lege Thoria“ und 1843 veröffentlichte er: „Römische Alterthumskunde in 3 Perioden bearbeitet von Dr. Gustav Zeiß“. Dieses Werk hatte er dem Generalsuperintendenten Dr. theol. Röhr gewidmet. Schon im J. 1844 gab er B. G. Niebuhr's Vorträge über römische Geschichte bearbeitet von Dr. Leonhard Schmitz. Aus dem Englischen übersetzt und mit eigenen Bemerkungen versehen von Dr. Gustav Zeiß (2 Bände, Jena 1844 u. 1845) heraus. In Anerkennung seiner Leistungen in der Schule und auf dem Gebiete der Wissenschaft wurde er bald durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet. Für seine Unterrichtszwecke bearbeitete er ein umfängliches Lehrbuch: „Die Geschichte des Alterthums vom Standpunkte der Cultur für die oberen Classen der Gymnasien“ (Weimar 1852). Der zweite Band des Lehrbuches, die Geschichte des Mittelalters enthaltend, erschien 1854 und der dritte Band, die neuere und neueste Zeit umfassend, 1856. Man sieht, daß Prof. Z., der auch ein gewissenhafter Lehrer war, ein sehr fleißiger Gelehrter gewesen ist. In späteren Jahren hat er sich, wie dies ihm nahe lag, besonders mit der weimarischen Litteraturepoche beschäftigt. Z. beabsichtigte eine ausführliche Biographie des hochverdienten Großherzogs Karl August zu schreiben, doch wurde die Ausführung dieses Planes durch mancherlei Umstände vereitelt. Immer hat er fleißig den Studien obgelegen, sein Familienleben war nicht ganz frei von Sorgen. Unter den berühmten Directoren des weimarischen Gymnasiums, dem ausgezeichneten Kenner der Ciceronischen Schriften, Gotthilf Gernhard, dem sehr bekannten Philologen Herm. Sauppe, dem geistvollen Gustav Heiland und dem feinen Kenner des Aristoteles Herm. Rassow hat er treu und gewissenhaft sein Lehramt verwaltet. Am 29. October 1875 ist er nach einem arbeitsvollen Leben heimgegangen, von vielen seiner Schüler hochverehrt. Lothholz.

Zeiß: Dr. Karl Z., der dritte Bruder der beiden vorher genannten verdienten Männer; am 11. September 1816 erblickte er in Weimar das Licht der Welt. Ebenso wie die Brüder besuchte auch Karl Z. das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zur Prima, dann trat er, da sich frühzeitig eine Anlage zu praktischer Thätigkeit gezeigt hatte, in die Lehre des Dr. Körner, der Universitätsmechanikus in Jena war. Nachdem er seine Lehrzeit rühmlich bestanden hatte, ging er auf einige Zeit zu seiner weiteren Ausbildung nach Stuttgart, aber schon im J. 1846 gründete Z. in Jena eine kleine Werkstatt für mechanische Arbeiten, in welcher er die Construction und Reparatur aller für die Universitätsinstitute erforderlichen naturwissenschaftlichen Apparate betrieb und legte damit den Grund zu der weltberühmten optischen Werkstätte, welche gegenwärtig 940 Arbeiter zählt. Der Absatz der Zeißischen Fabrikate, deren Preise sich höher stellten als die Producte aller übrigen deutschen Concurrenten, wuchs dergestalt, daß bereits im J. 1886 das zehntausendste Mikroscop fertig gestellt werden konnte. Was diese Ziffer für die Größe der Betriebsleistungen bedeutet, ermißt man erst voll und ganz, wenn man erwägt, daß zu jedem einzelnen Stativ noch eine größere Anzahl von optischen und mechanischen Nebenapparaten gehört, so daß der Werth eines vollständigen Mikroscops, je nach der optischen und mechanischen Ausstattung und je nach der Zahl der Zubehör- und Hülfsstücke, zwischen

200 und 2000 Mark sich bewegt. Am Schluß des Jahres 1896 ist die Zahl der fertig gestellten Mikroscope bereits auf 27 000 gestiegen und vergrößert sich alljährlich um ca. 1700. Die Zahl der zum Großbetrieb des optischen Instituts nöthigen Arbeiter wurde immer größer, sodaß im September des Jahres 1898 940 Menschen in der Fabrik thätig waren. Sehr wichtig war es, daß der jugendliche Mechanikus seine Wirksamkeit mit der geistigen Atmosphäre der Universität in Beziehung setzen konnte. Unter den Professoren der thüringischen Hochschule war es besonders der geistvolle Jacob Schleiden, der das Interesse des immer lernbegierigen Z. auf die Optik überhaupt lenkte, die Arbeiten desselben fort und fort mit dem wärmsten Interesse begleitete, ihnen immer neue Anregungen und wichtige Förderung zu theil werden ließ. Noch in spätern Jahren hat Z. mit Stolz erzählt, wie der berühmte Naturforscher stundenlang in seiner kleinen Werkstatt gestanden, seine oder seiner Gehülfen Arbeit verfolgte, und mit dem Gefühl des wärmsten Dankes hat Z. in jeder Zeit es ausgesprochen, daß sein Emporkommen ganz wesentlich bedingt gewesen ist durch den Rückhalt, den die Empfehlung und die Anerkennung Schleiden's ihm, dem unbekannten Anfänger damals geboten hat. Z. war bis dahin, wie Prof. Abbé, der seit dem Jahre 1875 dem Institute seine reichen Kenntnisse zur Verfügung stellte und Theilhaber der Fabrik wurde, am 50jährigen Gedenktage des Bestehens des Instituts über die Entwicklung desselben sagt, ein Neuling. Abgesehen von der persönlichen Liebenswürdigkeit des jungen Anfängers hatte der geistreiche Professor auch wissenschaftliche Interessen im Auge, wie Prof. Abbé wol mit Recht hervorhebt. Schleiden war Mitbegründer der Zellenlehre, die um die Mitte des Jahrhunderts das Studium der lebendigen Natur auf neue Ziele und in neue Wege lenkte. Um in dieser neuen Richtung erfolgreich thätig sein zu können, waren Hülfsmittel verfeinerter Beobachtung und Kunst unentbehrlich. In Schleiden und dessen Schülern hat die neue Richtung der Biologie in den folgenden Jahrzehnten dem Mikroscop eine immer wachsende Bedeutung für die wissenschaftliche Arbeit des Jahrhunderts gebracht. Wie Fraunhofer, der Münchner Glasschleifer durch seine Fernrohre die astronomische Wissenschaft wesentlich gefördert hat, so hat Z. durch die Zusammenstellung seiner Mikroscope sehr erfolgreich Naturwissenschaften und Medicin vorwärts gebracht. Und das, führt Prof. Abbé an, beleuchtet die tiefere Wechselbeziehung, die zwischen dem geistigen Leben der Jenenser Hochschule und der praktischen Arbeit von Karl Z. frühzeitig bestanden hat und die innere Abhängigkeit seiner Erfolge von den Impulsen aus diesem Kreise. Z. hat seinerseits, wie Prof. Abbé mit vollem Rechte sagt, der Wissenschaft reichlich wiedergegeben, was sie ihm dargeboten hat. So geschah es, daß die philosophische Facultät der Universität in Anerkennung seiner Verdienste ihm das Diplom eines Doctors der Philosophie überreichte. Die Stadt ehrte sein Andenken dadurch, daß sie einer Straße den Namen Karl Zeiß-Straße beilegte. Der Gründer der optischen Werkstatt hatte die große Freude, daß er den Aufschwung seines Instituts erlebte. Am 3. December 1888 starb, nachdem sich schon etwas früher die Schwächen des Alters eingestellt hatten, der hochverdiente Mann, tief betrauert von Allen, die ihn näher kannten. Für die Arbeiter seiner Fabrik sorgte er in umfassender Weise durch die Karl Zeiß-Stiftung, für die sich S. K. Hoheit der Großherzog von Sachsen Karl Alexander und die großherzogl. sächs. Regierung lebendig interessirten.

Man vergl.: Die Karl Zeißstiftung, ein Versuch der Fortbildung des großindustriellen Arbeitsrechts von Dr. Julius Pierstorff, o. Prof. d. Staatswissenschaften a. d. Univ. Jena (Sonderabdruck aus Schmoller's Jahrbuch f. Gesetzgebung ꝛc. XXI. 2. Leipzig 1897). — Besonders dankbar bin ich Hrn. Prof. Dr. Abbé, der die Güte hatte, mir das Manuscript seiner ausgezeich-

neten Rede, die er zur Feier des 50jähr. Bestehens des Karl Zeißischen Instituts Dec. 1896 gehalten hat, auf einige Tage zu überlassen. Hoffentlich wird auch diese Kundgebung bald durch den Druck allgemein zugänglich.

Lothholz.

Zeissenmair: Lucas Z. (auch Zaissenmeyer, Zeisselmair), ein Buchdrucker, der vielleicht von 1494, jedenfalls aber von 1495 an bis 1502 in Augsburg, und von 1503 bis mindestens 1505 in der Benedictinerabtei Wessobrunn (Oberbaiern) thätig war. Aus Augsburg kennt man zur Zeit 17, aus Wessobrunn 4 Drucke mit seinem Namen; daß noch weitere, nicht unterzeichnete aus seiner Werkstätte hervorgegangen sind, ist sehr wahrscheinlich, wie denn Copinger (s. u.) 3929 einen solchen anführt. Alle die genannten Drucke sind deutsch und mit ganz wenigen Ausnahmen gehören sie der ascetischen Litteratur an. Aus dieser schon in Augsburg eingehaltenen Richtung erklärt es sich leicht, daß Abt Heinrich in Wessobrunn (1498—1508), dem die Aufgabe zufiel, das Kloster von Grund aus zu erneuern, und der hierbei auch die Buchdruckerkunst nützen wollte, seinen Blick eben auf unseren Z. richtete. Ueber die Persönlichkeit des Letzteren ist nichts bekannt. Wenn sein Name mit dem Namen Zeiselmeister, der in Augsburger Chroniken des 15. Jahrhunderts vorkommt, zusammenhängt, so ist er, was ja ohnedies naheliegt, für einen Augsburger zu halten. Nach Staudenraus, Chronik der Stadt Landshut, Th. 2, 1832, S. 16, wäre er von Wessobrunn nach Landshut gezogen. Das mag sein, aber als Drucker war er dort jedenfalls nicht mehr thätig; wenigstens kennt man keine Landshuter Drucke von ihm.

Vgl. Hain's Repertorium bibliogr. (mit Burger's Register und Copinger's Supplement, P. II, wovon zur Zeit nur Vol. I vorliegt). — Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte, Th. 2, 1791, S. 1—11. — Graf v. Fugger, Kloster Wessobrunn, 1885, S. 67 f. — Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik, Bd. 1, 1884, S. 35 fg. K. Steiff.

Zeissl: Hermann von Z., Arzt und Syphilidolog in Wien, wurde am 22. September 1817 zu Vierzighuben bei Zwittau in Mähren geboren. 1839 begann er in Wien das Studium der Medicin, erlangte hier 1845 die medicinische, 1846 die chirurgische Doctorwürde, widmete sich dann zu seiner Fortbildung weiteren Studien am allgemeinen Krankenhause, wo er zuerst auf der Augenklinik unter Rosas, dann auf der chirurgischen Abtheilung von Mojsisovics, endlich als Secundararzt auf der dermatologischen Abtheilung unter Hebra wirkte. Nach eingehender Beschäftigung mit der Syphilidologie habilitirte er sich für dieses Fach 1850 als Privatdocent, wurde 1861 außerordentlicher Professor und 1869 Primararzt an der kurz vorher für Syphilis im Allgemeinen Krankenhause errichteten zweiten Station. In dieser Stellung blieb er bis 1883, wo ihn eine unheilbare Krankheit zurückzutreten nöthigte, an deren Folgen er am 23. September 1884 starb. Z. gehört zu den hervorragendsten Vertretern seines Specialfaches, als welcher er sogar einen Weltruf genoß. Er war ein sehr beliebter Lehrer und fand auch mit seinen Anschauungen in bezug auf die Dualitätslehre in der Syphilis allgemeinen Anklang. Seine verschiedenen Lehrbücher und Compendien erfreuten sich eines bedeutenden Leserkreises. Er verfaßte außer einem „Compendium der Pathologie und Therapie der primär-syphilitischen und einfach venerischen Krankheiten“ (Wien 1847) noch ein „Lehrbuch der constitutionellen Syphilis für Aerzte und Hörer der Medicin“ (Erlangen 1864), ferner ein „Lehrbuch der Syphilis und der mit dieser verwandten örtlichen venerischen Krankheiten“ (Stuttgart 1875, 2 Bde., 3. Aufl.); „Grundriß der Pathologie und Therapie der Syphilis“ (ebenda 1876). Die beiden letztgenannten Werke erfuhren Uebersetzungen ins Russische, Italienische, Englische, Holländische und Ungarische. — Uebrigens fehlte es Z. auch nicht an mannigfachen äußeren Anerkennungen. Er

wurde in den österreichischen Adelstand erhoben und erhielt den Titel eines Regierungsrathes.

A. Hirsch's biogr. Lexikon VI, 361. Pagel.

Zeitblom: Bartholomäus Z., das Haupt der Ulmer Malerschule. Seine Familie scheint aus Augsburg zu stammen; dort erscheint der Name öfter in den Steuerbüchern am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. In Ulm selbst finden wir vor 1484 den Namen nicht, in diesem Jahr erscheint er nach den Angaben Weyermann's im Steuerbuch. Ueber seine Familienverhältnisse, seinen Studiengang u. dgl. ist nichts sicheres bekannt; man weiß nur, daß er eine Tochter des Malers Hans Schüchlin (vgl. A. D. B. XXXII, 641 ff.) geheirathet hat, was aus einem Eintrag vom Jahr 1499 in den Zinsbüchern der Frauenpflege (d. h. Pfarrkirchenbaupflege) zu ersehen ist. Dort erscheint Z. gemeinschaftlich mit Schüchlin, „seinem Tochtermann", als Besitzer eines Kirchenstuhles, wofür sie zwei Ort (gewöhnlich 1/4 Gulden, ein Ortsgulden = 14 Kreuzer) bezahlen. In demselben Jahr ist Z. genannt als einer der beiden Schatzmeister der Malerzunft S. Lucae zu den Wengen; 1508—12 ist er Alleininhaber des genannten Kirchenstuhls, 1516 und 1517 tritt er wiederholt als Bürge für andere ihm befreundete Bürger auf. Zum letzten Mal wird der Meister genannt in einer Hüttenrechnung von 1518 unter den Ausgaben für den Oelberg, welcher nach einem schon im Jahr 1474 von Math. Böblinger gezeichneten Entwurf auf dem Münsterplatz errichtet wurde. Dort heißt es: „Bartlme Zeytblom und Martin Schaffner von dem Getter rot anzestreichen, von den Knöpfen zu vergulden und von den Gilgen und Blumen zu malen 28 Pfd. 27 Sch. 6 Hl."

Das ist leider die einzige urkundliche Nachricht, welche man über Ausführung einer Arbeit von ihm hat. Sein Todesjahr ist nicht bekannt, doch scheint er noch 1520 gelebt zu haben, denn erst im J. 1521 tritt an seine Stelle bei einer im J. 1517 übernommenen Bürgschaft, ein gewisser Notar May ein. Ein Sohn des Meisters ist offenbar jener „Barthleme Zeitblom", welcher im Bürgerbuch von 1532 genannt ist. Ein Hans Zeitblom war Hofmaler Kaiser Karl V. In einem am 18. Januar 1550 ausgestellten Privilegium wird derselbe genannt „unser Trabant und des Reichs lieber getreuer Meister Hans Zeitbluem". Er machte eine Zeichnung von dem Streit Karl's V. mit dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen im J. 1547. Die Zeichnung sollte auf besonderen Wunsch des Kaisers in Kupfer gestochen werden; ein Abdruck davon hat sich aber bis jetzt nicht gefunden. Noch 1575 lebt ein Hans Zeitblum als Weinzieher in Ulm.

Aus den dargebotenen dürftigen Notizen eine Biographie Zeitblom's zusammenschreiben zu wollen ist unmöglich, alle dahin abzielenden Versuche sind kläglich gescheitert. Selbst das so lange hartnäckig verfolgte Schulverhältniß zu seinem Schwiegervater Schüchlin ist durchaus nicht nachweisbar, denn das einzige uns von Schüchlin erhaltene Werk, der Hochaltar zu Tiefenbronn, lehnt sich mehr an die Wohlgemuth'sche Schule an, wie denn auch neuerdings nachgewiesen ist, daß Schüchlin mit seinem Schwager, dem Maler Albrecht Rebmann in Nürnberg einen Altar für die St. Martinskirche in Rothenburg a. T. ausgeführt hat. Z. geht seinen eigenen Weg; man kennt ihn sofort, sobald man sich mit seinen Eigenthümlichkeiten vertraut gemacht hat. Seine Gestalten sind großartig aufgefaßt, vortrefflich ist der Stil der Gewandung, die Bewegungen natürlich, das Colorit warm und leuchtend; namentlich wußte er durch ein tiefes Violett neben entgegengesetzten leuchtenden Farben wie grün, braun oder gelb einen eigenthümlichen Reiz zu erzielen. Die Fleischtöne sind warm und gehen in den Schatten tief ins bräunliche. Köpfe und Hände sind besser als seine

Füße und das etwas magere Nackte gezeichnet. Die Gesichtsbildung ist länglich und besonders charakteristisch ist die Zeichnung der Nase. Die Haare seiner Madonnen sind goldgelb und fallen in langen Striemen über die Schultern herab. Maiblumen und Ackeley schmücken gewöhnlich den Vordergrund seiner Gemälde und bei dem oft gemalten Bilde der Verkündigung fehlt nie der Topf mit den Lilienstengeln, dem Symbole der Unschuld.

Es ist schwer unter den zahlreichen uns erhaltenen Werken diejenigen herauszufinden, welche etwa als Jugendwerke gelten können. Man hat lange Zeit einen Altar, der in Mickhausen (nicht Münster und nicht Mückenhausen) bei Augsburg sich befand, infolge einer gefälschten Inschrift als ein Werk bezeichnet, welches Z. und Schüchlin gemeinschaftlich angefertigt haben. Das in der Landesgalerie zu Pest befindliche ansprechende Werk besteht aus vier Tafeln, wovon jetzt zwei vereinigt sind; es sind die einstigen Flügel des Altars und stellen auf den Innenseiten die Heiligen Florian, Johannes d. T., Sebastian, den Papst Gregor, Johannes d. Ev. und Augustinus dar, während auf den Innenseiten der Tod der Maria dargestellt ist. Die feierlich würdigen Gestalten mit ausdrucksvollen Gesichtern und einfach und groß gelegten Gewändern sind für Z. so charakteristisch, daß an Schüchlin als Mitarbeiter gar nicht zu denken ist. Immerhin möchten wir das Werk in die frühere Zeit des Meisters setzen, da besonders die Art und Weise der Drapirung noch etwas alterthümlich eckiges hat. Bei den meisten Autoren gelten die sog. Kilchberger Tafeln in der Stuttgarter Staatsgalerie als frühe Werke des Meisters; sie sind jedoch entschieden spät, was sowol das Colorit als auch die Haltung und Drapirung der Figuren mit Bestimmtheit erkennen läßt. Nur der Umstand, daß sie fast immer mit einem datirten Altarschrein an demselben Ort verwechselt worden sind, hat dazu beigetragen, ihre Entstehung weit früher anzusetzen, als sie ihrer stilistischen Erscheinung nach angenommen werden können. Der flügellose Altarschrein in der Kirche zu Kilchberg bei Tübingen trägt auf der Predella die Jahreszahl 1478, der andere Schrein in der Schloßcapelle daselbst, zu dem die Stuttgarter Flügel gehören, den vollen Namen des Künstlers mit der leider am Schluß beschädigten Jahrzahl. Der eine noch erhaltene Flügel des Altars in der Dorfkirche zeigt die knieende Figur des Stifters, eines Herrn v. Ehingen; ob diese Ritterfigur auch Z. zuzuschreiben ist, ist zweifelhaft, doch immerhin möglich. Im bejahenden Falle, hätten wir hier das früheste uns erhaltene Werk des Meisters. Ein mit der Zahl 1488 bezeichneter Altarschrein aus der Kirche zu Hausen (bair. Schwaben) stammend, jetzt in der Staatssammlung vaterl. Kunst- u. Alterthums-Denkmale in Stuttgart wird in allen kunstgeschichtlichen Handbüchern für ein Werk Zeitblom's ausgegeben, doch wol mit Unrecht, denn die äußern Flügel sind nach Kupferstichen Schongauer's gemalt und die Heiligenfiguren sind des Meisters nicht würdig.

Ein Hauptwerk des Meisters ist der ehemalige Altar zu Eschach OA. Gaildorf, eine Stiftung der Grafen v. Rechberg, vollendet 1496, in der Stuttgarter Galerie. Die großen Flügel mit den Darstellungen der beiden Johannes, der Heimsuchung und Verkündigung sind leider übermalt; die Predella in Berlin dagegen vortrefflich erhalten. Gleichfalls aus Rechberg'schem Besitz stammen die beiden schönen Flügel in der Pinakothek zu München mit der h. Margaretha und Barbara, zu denen vielleicht noch die h. Brigitta ebendort zu zählen ist, ferner die kleinen Tafeln mit dem h. Georg und h. Antonius in Stuttgart; ähnlich zwei andere Tafeln mit dem h. Georg und h. Valentin aus dem Kloster Urspring bei Blaubeuren. Diese beiden Ritter St. Georg erinnern unwillkürlich an die beiden analogen Figuren des Kilchberger Altars; doch ist der Urspringer Georg entschieden alterthümlicher. Gleichzeitig mit dem Eschacher Altar entstand

der große Hochaltar in der Klosterkirche zu Blaubeuren, an welchem aber Z. zweifellos nur durch zwei Bilder aus der Johanneslegende (linker äußerer Flügel unten) betheiligt ist. Mit der Jahrzahl 1497 und seinem vollen Namen hat der Meister ein weiteres hervorragendes Werk bezeichnet: den Altar auf dem Heerberg bei Gaildorf, jetzt in Stuttgart (Samml. vaterl. K.- u. A.-Denkmale), eine Schenkung des Grafen Albert v. Limburg und seiner Gemahlin Elisabeth Gräfin v. Oettingen. Auf den Flügeln ist die Verkündigung, Anbetung der Hirten und Darstellung im Tempel gemalt. Auf der Rückseite des Schreins inmitten reicher Ornamentik hat sich der Meister selbst verewigt.

Zu den besten Werken des Meisters gehören ferner acht kleinere Gemälde von einem Altarwerk aus Pfullendorf stammend, jetzt im Museum zu Sigmaringen, und vier größere Tafeln, einst zusammengehörend, in der Kirche zu Bingen bei Sigmaringen. Weiter befinden sich in der Augsburger Galerie zwei jetzt zersägte Altarflügel, welche aus dem dortigen Katharinenkloster stammen; sie stellen Vorgänge aus dem Leben des h. Valentin vor, die mit dramatischer Wahrheit geschildert sind. Zwei schmale Flügel in derselben Galerie mit der Zahl 1504 und zwei andere analoge in der Pinakothek zu München mit großen Heiligengestalten, stammen wahrscheinlich von dem großen Altarwerk des Wengenklosters in Ulm, von welchem sich auch ein größeres Bild im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet, das lange Zeit für einen Martin Schön gegolten hat. In Ulm selbst, sowie in der Stuttgarter, Karlsruher und Donaueschinger Galerie finden sich ebenfalls noch Reste von Altären, die sich einst in Ulmer Kirchen und besonders im Wengenkloster befunden haben sollen; doch ist ihre Zusammengehörigkeit noch nicht genau untersucht worden, da es allenthalben an Photographien fehlt. (Erst in neuester Zeit sind durch Höfle in Augsburg die wichtigsten Gemälde Zeitblom's aufgenommen worden.)

Zu den späteren Werken Zeitblom's, welche eine Datirung tragen, oder zu datiren sind, gehören die Altäre zu Süßen im ehem. Ulmischen Gebiet, vor 1507 leider verbrannt, und im Kloster Adelberg OA. Schorndorf, von 1511, jetzt theilweise restaurirt, mit der Geburt Christi und Anbetung der Könige, Verkündigung und Krönung Mariä. In der Stadtkirche zu Blaubeuren werden die Flügel eines Altärchens, welches einst der Ulmer Patricier Martin Neubronner 1605 dahin gestiftet hat, dem Künstler zugeschrieben; doch kann es sich hier nur um ein Werk aus seiner Schule handeln. Neuerdings ist auch ein Altar im bairischen Nationalmuseum, aus Oberbaiern stammend, dem Meister zugewiesen worden, mit wie viel Recht lassen wir dahingestellt. Die seither Holbein d. Ae. zugeschriebenen Bilder im Augsburger Dom sind, wie ich am angeführten Orte nachgewiesen habe, ebenfalls Werke Zeitblom's. Bach, Ein Altarwerk aus Weingarten (Archiv f. christl. Kunst 1898, Nr. 6).

Rastlos war die Thätigkeit des Meisters am Ende des 15. Jahrhunderts, große Aufträge sowol von Kirchen und Klöstern, als auch von Fürsten und Herren kamen ihm zu; der Meister verschmähte aber auch die geringste Arbeit nicht, wie wir schon gesehen haben. Er ist so recht das Kind seiner Zeit, ein Handwerksmeister von echtem Schrot und Korn; fromm und bescheiden ist er durchs Leben geschritten und kein Denkstein, keine Chroniknachricht zeugt von dem Wirken des Mannes, selbst sein Name war zu Anfang unseres Jahrhunderts gänzlich vergessen und erst einer unserer großen Dichter, Justinus Kerner, hat im Morgenblatt von 1816 sein Andenken erneuert.

Vgl. Weyermann, Nachrichten v. Ulmer Gelehrten u. Künstlern, 1829. — Mauch u. Grüneisen, Ulms Kunstleben im Mittelalter, 1840. — Haßler, Ulms Kunstgeschichte im Mittelalter, 1864. — Haßler, Sendschreiben an Ed. Mauch, 1855. — Dahlke, Barth. Zeitblom (im Repertorium f. Kunst-

wissenschaft IV). — Pressel, Ulm u. sein Münster, 1877. — Pressel, Münsterblätter III. IV. — Bach, Studien z. Gesch. d. Ulmer Malerschule (Zeitschr. f. bild. Kunst, N. F. IV u. V). Max Bach.

Zeitfuchs: Johann Arnold Z., Chronist und geistlicher Schriftsteller, geboren am 26. Februar 1671 zu Rosperwende, † zu Stolberg am 21. Mai 1742. Er stammte aus einer alten Pastorenfamilie. Schon sein 1546 zu Einbeck geborener Aeltervater Arnold Z., Schwager von Mich. Neander und Martin Kemnitz, starb 1616 als Archidiakonus zu Stolberg. Des Chronisten Vater Georg Arn. Z., Pastor zu Rosperwende, der des Kindes gute Anlagen und Liebe zu den Büchern bald beobachtete, unterrichtete dasselbe bis 1684 selbst. Dann besuchte Z. drei Jahre die Schule zu Frankenhausen. Als der Vater im März 1686 starb, waren die Mittel für seine weitere Vorbereitung ganz unzulänglich. Nachdem er ein Jahr auf dem Gymnasium zu Nordhausen gewesen war, sah er sich genöthigt, das unter dem Rector Sam. Schmid und Conrector M. Kegel blühende in Quedlinburg aufzusuchen, weil dort ein wohlwollender Verwandter, der Hofrath Joh. Wilh. Harprecht wohnte. Nach vier Jahren war seine Vorbereitung für die Universität abgeschlossen, aber diese zu besuchen fehlten ihm umso mehr die Mittel, als mittlerweile auch die Susanne Regine, Tochter des kursächs. Capitänlieutenants Hirschberger aus Kelbra, das Zeitliche gesegnet hatte. Da nahm Harprecht sich des Verwaisten väterlich an und schoß ihm das nöthige Geld vor, auch nahmen sich Landsleute seiner an. Z. begab sich im Sommer 1693 nach Jena, wo er die Professoren Bechmann, Hebenstreit, Danz, Sagittarius und Schmidt hörte. Zehn Jahre lang mußte er durch Unterrichten von Kindern vornehmer Leute mühsam seinen nothdürftigen Unterhalt verdienen. Eine erste vorübergehende geistliche Thätigkeit verwaltete er seit 1701, da er für den Mag. Albr. Böttcher in Stolberg 1¼ Jahr lang die Frühpredigt zu Hof, in der Stadt und am Hospital übernahm. Einmüthig von der Gemeinde gewählt wurde er dann am 3. Ostertag 1702 als Pastor zu Hainrode im Amt Questenberg eingeführt und trat am 29. Januar 1703 mit Anna Clara, Tochter des P. Nagler zu Alkersleben bei Arnstadt in die Ehe. Am 3. Sonntag n. Trinit. 1707 als Diakonus zu S. Martini eingeführt, gehörte er dann bis an sein Ende dieser Gemeinde und der Stadt Stolberg an. Im J. 1717 übertrug ihm der Graf die Aufsicht über das neue Waisenhaus, zwei Jahre darnach folgte seine Ernennung zum Consistorialassessor und Inspector der Stadtschule; endlich machten ihn die Grafen Christoph Friedrich und Just Christian zum geistlichen Inspector und Consistorialassessor der Aemter Heringen und Kelbra. Auf gräfliche Verordnung mit Einwilligung des Raths übernahm er als Archidiakonus die Nachmittagspredigt in der Stadtkirche. Was er als Kind versprochen hatte, erfüllte er als Mann und ward bis an sein Ende ein eifriger Pfleger der Wissenschaft, womit die Anlegung einer recht ansehnlichen Büchersammlung im Zusammenhang stand. Seinem nächsten Berufe gemäß waren die meisten von ihm verfaßten Bücher geistlichen Inhalts, von dem 1709 zu Stolberg gedruckten Gebetbuch „Der andächtige Bet- und Himmelsschlüssel“ an bis zu dem „Spruchbuch nach Ordnung des Heils“ (Frankfurt 1735), womit er den Kreis seiner litterarischen Veröffentlichungen beschloß. Von tiefer Einsicht in die heilige Schrift zeugt seine „Theologia exegetica Einleitung zum rechten Verstand und Gebrauch der heil. Schrift“ (Frankf. 1722). Joh. Franz Buddeus versah diesen Wegweiser mit einer Vorrede. Dagegen leuchten seine Gelehrsamkeit und sein unermüdlicher Fleiß aus seinem 1732 ebendaselbst gedruckten „Theolog. Real-Lexicon“ hervor, zu dem Joh. Georg Walch eine Vorrede schrieb.

Mit Uebergehung seiner übrigen längst vergessenen geistlich-theologischen

Schriften gedenken wir einer zwiefachen eifrigen Thätigkeit, die ihn bis ans Ende sehr in Anspruch nahm. Die eine besteht in der ausgedehnten Mitarbeit an der von der Gräfin Sophie Eleonore zu Stolberg (s. A. D. B. XXXVI, 372 f.) angelegten großen Leichpredigtensammlung. Ihm fiel der Löwenantheil der Mühen zu, denn er zunächst hatte den behufs der Vermehrung erforderlichen Briefwechsel zu führen und den Katalog zu fertigen und zum Druck zu befördern. Vermuthlich ist sein Tod ein Grund, daß der Druck der zweiten Auflage unvollendet blieb. Ein anderes Unternehmen, an dem er sich mit Hingebung betheiligte und das er noch kurz vor seinem Ende zum Abschluß gelangen sah, war das Stolbergische Gesangbuch. — So achtungswerth seine schriftstellerische und praktische Thätigkeit auf religiös-kirchlichem Gebiete sein mag, ein dauernderes Gedächtniß hat er sich doch für die A. D. B. als Chronist durch seine „Stolbergische Kirchen- und Stadt-Historie“ gestiftet. Uns liegt ein Druck mit der Jahreszahl 1716 vor, die Hauptauflage trägt aber das Druckjahr Frankfurt und Leipzig 1717 und zehn Jahre darnach folgte noch ein „adjoustirter Zusatz“ dazu. Bei Beurtheilung dieser achtungswerthen Leistung ist durchaus die Zeit zu berücksichtigen, in der sie ans Licht trat. Es begannen damals die ersten Ansätze zu einer kritischen, urkundlichen, allgemeineren sowol als Ortsgeschichte in Deutschland, bei denen es galt, sich von einem Wust unkritischer Ueberlieferungen und Fabeleien loszureißen. Bei flüchtiger Betrachtung gewahrt man schon den überaus großen Fleiß, aber wenig von dem kritischen Sinn des Verfassers, der die Familienlegende des Hauses Stolberg und dessen Anfänge ins 6. Jahrhundert und weiter zurück verfolgt, und selbst Rüxner's Turnierbuch, das nicht ganz übergangen ist, berücksichtigt. Sehen wir aber näher zu, so finden wir, daß der Verf. nicht ohne gewissenhafte Prüfung verfährt. Er unterscheidet die Zeit, wo mit dem Auftreten urkundlicher Ueberlieferungen fester geschichtlicher Boden betreten wird, von den unsichern dieser Begründung entbehrenden Erzählungen, traut einem Rüxner wenig; Hieron. Hennings sucht ihm die Ursprünge zu weit zurück: er will ihn nur „wegen des nexus der Hochgräfl. Abstammung nicht gar mit Stillschweigen übergehen, bis es die, welche Urkunden in Händen haben, besser ausmachen, denn ohne solche Urkunden kann man nichts reelles und rechtschaffenes præstiren noch die hohe genealogie auf feste Füße setzen“. „Urkunden sind das rechte Auge für die Genealogen“. Als er bis gegen 1330 vorgerückt ist, sagt er S. 23: „Biß hieher ist ein confusum chaos und viele Unrichtigkeiten bey den Genealogisten deren verschiedene gehoben, und der Mangel ersetzet, andere aber noch mit unverdrossenem Fleiße vorzunehmen wären“. Wol sammelt er nach Möglichkeit Drucksachen, aber mit besonderer Vorliebe Urkunden, Correspondenzen und authentische Berichte. Bei tüchtigen gleichzeitigen Historikern, einem Prof. Struve in Jena, Schmidt in Helmstedt, dem verständigen Specialisten Leuckfeld u. A. fragte er fleißig nach, bittet auch durch Mittheilung der Capitel seines in Arbeit begriffenen Werks (in den Unschuld. Nachrichten 1714, S. 852), ihn mit Beiträgen und Belehrungen zu unterstützen. Trotz des zu Gunsten seiner Arbeiten erlassenen gräflichen Rescripts fand er nicht die gehoffte Unterstützung. Er klagt darüber, daß etliche aus Eigennutz und unnöthigen Sorgen Quellen der heimischen Geschichte der Benutzung entzögen. Hinsichtlich der Geschlechtsfolge des Hauses Stolberg ist ja durch neuere Arbeiten Zeitfuchs' Chronik überholt, doch ist sie nicht nur für die Geschichte dieser chronistischen Studien sondern auch wegen zahlreicher Nachrichten, die sie vom 16. Jahrhundert ab darbietet, noch heute von Interesse. — Z. verband Gelehrsamkeit mit aufrichtiger lebendiger Frömmigkeit. Ohne auf der Hochschule zu den Füßen eines namhaften Vertreters dieser Gestalt kirchlichen Lebens gesessen zu haben, wandte er sich früh dem Pietismus zu. Wir erkennen

dies schon aus der ersten von ihm bekannt gewordenen meist übersehenen Schrift, dem 1709 veröffentlichten „Andächt. Bet- und Himmelsschlüssel". In der Vorrede unterscheidet er zwischen gewohnheitsmäßigem und dem lebendigen Herzenschristenthum, zwischen Wiedergeborenen und nicht Wiedergeborenen und weist auf Männer wie Joh. Arnd und Scriver hin. Wegen dieser Ueberzeugung hatte er auch durch die Anfeindungen der die Rechtgläubigkeit für sich in Anspruch nehmenden Widersacher zu leiden. Als nämlich am 5. Sonntag nach Epiphan. 1718 der frühere Substitut des Inspectors zu Neustadt u. H., Pastor zu Windehausen, Friedr. Gottfr. Weger aus Stolberg in der dortigen Pfarrkirche eine Vertretungspredigt für den erkrankten Superintendenten Wiedemann zu halten hatte, griff er darin die Pietisten und sonderlich den Aufseher über das Stolberger Waisenhaus J. A. Zeitfuchs heftig und mit vielerlei Schimpfnamen an. Allgemeines Aufsehen erregte dieser Angriff, als er seine Predigt in Nordhausen drucken ließ, und zwar mit einem ihm beipflichtenden Bedenken der theologischen Facultät zu Wittenberg (Das pietistische Unkraut unter dem Weizen der recht Gläubigen und Frommen). Hiergegen vertheidigte sich nicht nur Z. selbst in einer „Abgenöthigten Unschulds-Rettung des Stolb. Waysenhauses wieder Herrn F. G. Weger", sondern es traten ihm bei diesem unwürdigen Angriff, der zugleich ein Racheact gewesen zu sein scheint, auch verschiedene Amtsbrüder in besonderen Schriften zur Seite. Sehr deutlich setzte aber die von Z. um ihr Urtheil angegangene theologische Facultät in Leipzig in ihrem Bescheide vom 4. Juni 1719 den Weger zurecht, indem sie sagt, daß er einen neuen ärgerlichen Unfug angefangen, daß er mit seiner antipietistischen Predigt sich gröblich versündigt, indem er eine solche Predigt, in welcher er die Wahrheit gelästert und nichts als ungereimte beleidigende Dinge darin vorgebracht, dem dreieinigen Gott zu widmen sich unterstanden. So wie ihm in dieser Angelegenheit alle Wohlgesinnten zur Seite traten, so hatte der durch ungefärbten Glauben und rechtschaffenen würdigen Wandel sich auszeichnende Mann auch reichen Erfolg in der Seelsorge, und auch die ungemein zahlreiche Betheiligung bei der Leichenbestattung zeugte von der Liebe und Verehrung, die er sich erworben hatte.

Außer den eigenen Schriften ist die Hauptquelle für Z.'s Leben die von dem Stolb. Superintendenten Mag. Winckler auf ihn gehaltene Leichpredigt, m. d. Beilgn. 64 S. Folio; vgl. Walch, Einleitg. i. d. Relig.-Streitigk. d. ev.-luth. Kirche V, 318—320. Die Univ.-Bibl. Jena bewahrt im Walch'schen Briefwechsel auch 10 zwischen 1731 u. 1737 von Z. an W. geschrieb. Briefe. Ed. Jacobs.

Zelenka: Johann Dismas Z., ein seiner Zeit berühmter Componist, geboren 1681 zu Launowitz in Böhmen, † am 23. December 1745 zu Dresden. Seine Erziehung erhielt er nach allgemeiner Annahme im Jesuitencollegium in Prag, die bestimmend auf seinen Charakter eingewirkt hatte. Ueber seine früheste musikalische Ausbildung ist nichts bekannt, doch scheint es, daß er nur im Instrumentenspiel geübt war, wogegen er sich als Componist schon früh auszeichnete, um 1709 sich im Hause des Freiherrn Josef Ludwig v. Hartig befand und in dessen Auftrage lateinische Cantaten componirte. Im J. 1710 befand er sich in Dresden an der kurfürstlichen Hofcapelle als Contrabassist mit 300 Thlr. Gehalt, der 1711 auf 350 Thlr. erhöht wurde. 1712 componirte er für den h. Cäcilientag eine Messe (in G-dur). Zur weiteren Ausbildung schickte ihn der Kurfürst 1716 nach Wien zu Fux und noch in demselben Jahre nach Italien, resp. nach Venedig zu Lotti, wo sich auch der Kurprinz von Sachsen aufhielt, der wol zugleich eine gewisse Controlle über die Thätigkeit desselben auszuüben hatte. Nach Rochlitz soll er auch nach Neapel zu Scarlatti gegangen sein, doch bestreitet dies Fürstenau, da sich davon in den Acten keine Andeutung findet. 1717 ging er wieder nach Wien, und als auch der Kurprinz das Jahr darauf

nach Wien kam, wurde er in dessen Capelle eingereiht. 1719 befand er sich wieder in Dresden. Sein Gehalt wurde nun auf 400 Thlr. angesetzt. Neben seinem Platze als Contrabassist in der Hofcapelle hatte er auch die Capellmeister Schmidt und Heinichen zu unterstützen, d. h. bei deren Verhinderung zu vertreten, entweder als Dirigent oder als Lehrer der Capellzöglinge. Als im Jahre 1723 Karl VI. zum Könige von Böhmen in Prag gekrönt wurde, erhielt Z. den Auftrag eine lateinische Komödie, das Melodrama de Sancto Wenceslao zu componiren, welches auch unter seiner Leitung daselbst zur Aufführung gelangte. Als im J. 1729 Heinichen mit Tode abging, rückte er in dessen Stelle als Kirchenmusikdirector ohne Erhöhung seines Gehaltes ein, was erst im Jahre 1733 eintrat, als ihm der Kurfürst den Titel Compositeur verlieh und sein Gehalt auf 550 Thlr. festsetzte, dagegen wurde seine Eingabe, in der er um den Capellmeistertitel bat, nicht bewilligt. Erst im J. 1736, nach nochmaliger Eingabe, wurde sein Wunsch erfüllt und das Gehalt auf 800 Thlr. erhöht. Er starb unverheirathet 64 Jahre alt an der Wassersucht, ältere Biographien setzen seinen Tod den 22. December 1745 an, während Fürstenau in seinem zweiten Werke den 23. December angibt.

Z. war ein außerordentlich fleißiger und redlicher Mann; man warf ihm zwar vor, daß er allzusehr zur Bigotterie hinneige, die ihm wol durch seine Jugenderziehung bei den Jesuiten eingeimpft war, doch war er andererseits ein so streng moralischer Charakter, daß selbst seine Gegner ihm nichts vorzuwerfen fanden. Seine Compositionen sind unzählig und nicht nur eigene Werke von seiner Hand bewahren die Dresdner Bibliotheken und Archive, sondern auch zahlreiche und umfangreiche Werke anderer berühmter Componisten, die er wol des Studiums halber in sauberer Handschrift herstellte. Gedruckt ist zu seiner Zeit nichts worden, dies mußte in damaliger Zeit vom Componisten selbst auf eigene Kosten besorgt werden und dazu hatte er wol zu wenig Unternehmungsgeist, vielleicht auch nicht Ehrgeiz genug; es genügte ihm die eigene Befriedigung am Schaffen, und da ihm zugleich eine öffentliche Aufführung, entweder in der Kirche, dem Theater, oder bei Hofe sicher war, so fand er völlig Genüge daran und vertiefte sich lieber in eine andere Arbeit. Außer den Dresdner Bibliotheken finden sich fast auf allen deutschen großen Bibliotheken Copien von seinen Werken. Im Archiv der katholischen Kirche trägt ein Schrank seinen Namen, der gefüllt ist mit seinen Autographen. Leider lagert ein schwarzer Staub fast fingerdick auf den Blättern, da man, wie es scheint, nicht für nöthig findet die Musikalien jemals einer Reinigung zu unterziehen. Dieser Schrank enthält 21 vollständige Messen für Chor, Soli und Orchester in Partitur und Stimmen, wie alle folgenden, 7 Kyrie, 4 Gloria, 2 Credo, 6 Sanctus, 7 Agnus Dei, 4 Offertorien, 3 Requiem, 2 Te deum, 108 Psalmen, Litaneien, Antiphonen, Motetten und kleinere geistliche Gesänge, ferner die Oratorien: I penitenti ad sepolchro; Il serpente de bronzo und Giesu al Calvario. Dann 3 Cantaten: Immisit Dominus; Deus dux und Attendite et videte. Ferner 1 Melodrama: De S. Wenceslao (für Prag componirt) und 1 Serenade. — Andere Werke besitzt die kgl. Privat-Musikaliensammlung in Dresden, die sich jetzt im Gebäude des japanischen Palais in Dresden befindet, sie enthält das Oratorium Jesu al Calvario, 1 Messe, Responsorien, 3 Lamentationen, eine Serenata im Autograph und eine Sammlung Arien aus dem Jahre 1733. Ferner an Instrumentalwerken drei Mal 6 Sonaten für 2 Oboen, 1 Fagott, oder für 1 Violine und Tiorba. Auch in der kgl. Bibliothek zu Berlin befinden sich einige geistliche Compositionen, darunter unter den Autographen ein Miserere für 4 Stimmen und kleines Orchester in C-moll. Die Staatsbibliothek in München besitzt das Autograph eines Magnificat, welches einst Friedemann Bach besaß. Auch das

Joachimsthal'sche Gymnasium besitzt 6 Messen, Magnificats und ein Salve regina. In neueren Ausgaben sind bis jetzt nur 3 Gesänge veröffentlicht: ein Credo, ein Ecce quomodo moritur und ein Salve regina (siehe Eitner's Verzeichniß neuer Ausgaben, Berlin 1871). Der Satz Ecce quomodo moritur zu 4 Stimmen ohne Begleitung liegt mir vor, er zeichnet sich durch eine echt kirchliche Stimmung aus, die an die Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts vielfach erinnert, unterbrochen durch kühne chromatische Modulationen, die wieder auf eine weit spätere Zeit über Z. hinaus weisen und dem Tonsatze bei seiner beträchtlichen Länge zu großem Vortheile gereichen. Auch darin kann man ihn einen Jünger des 16. Jahrhunderts nennen, daß sich jede Stimme gesangreich bewegt und richtige Abschlüsse zeigt, ferner in der Behandlung der sich wenig auszeichnenden Motive, die selten mehr als eine Durchführung erfahren und darauf einem anderen Motive Platz machen, ebenso ist der Gebrauch der vielfach angewandten Vorhalte dem 16. Jahrhundert abgelauscht.

Fürstenau, Beiträge z. Gesch. d. kgl. sächs. musikal. Kapelle. Dresden 1849, S. 114, 123, 133, 139; ferner Zur Gesch. d. Musik u. d. Theaters am Hofe der Kurfürsten v. Sachsen. Dresden 1861, Bd. II, S. 71 ff. — Rochlitz, Für Freunde d. Tonkunst, u. Cäcilia, eine Zeitschr. f. die musikal. Welt. Mainz 1848, S. 101. Rob. Eitner.

Zell: Georg Z., Bildhauer, wurde im J. 1810 in München geboren und auf der dortigen Akademie und später unter Schwanthaler's Leitung für seinen Beruf ausgebildet. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Stuttgart kehrte er nach München zurück, wo er Conservator am Schwanthaler-Museum wurde. Er starb in München am 14. Juli 1878 im 68. Lebensjahre. Von seinen Arbeiten werden angeführt die Marmorstatue des Adels und der Religion, die er für das Grabmal des Königs Max II., in der Theatinerkirche in München anfertigte, und die Statue des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz in der historischen Galerie des bairischen Nationalmuseums.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lexicon XXII, 256. München 1852. — Das bayrische Nationalmuseum. München 1868, S. 353. — A. Seubert, Allg. Künstlerlexicon III, 627. Stuttgart 1879. — Illustr. Kalender f. 1880, XXXV, 113. Leipzig 1879. H. A. Lier.

Zell: Karl Z., Philologe und Archäologe, Professor und Oberstudienrath, geboren in Mannheim am 8. April 1793, † in Freiburg am 21. Januar 1873. Nach erhaltener Vorbildung auf dem Lyceum in Mannheim studirte Z. auf Nüßlin's (s. A. D. B. XXIV, 64) Rath Philologie in Heidelberg, wo Böckh und Creuzer seine Lehrer waren, in Göttingen und Breslau von 1810—14 und begann seine praktische Lehrthätigkeit 1814 an dem Lyceum in Rastatt. 1821 wurde er als Professor der Philologie an die Universität Freiburg berufen, auf den Lehrstuhl, der seit Jacobi's Tode (1812) nicht wieder besetzt worden war. Die Schwierigkeiten, die sich dem jungen Professor in den Weg stellten, überwand rasch seine unbestreitbare hervorragende Tüchtigkeit und das feste und klare Hervortreten seiner durch Charakterstärke imponirenden, durch Liebenswürdigkeit gewinnenden Persönlichkeit. Von durchschlagender Bedeutung für seine Stellung an der Hochschule war die Gründung eines philologischen Seminars und sein von Erfolg gekröntes Bemühen für Errichtung eines zweiten Lehrstuhles der Philologie, auf welchen Anton Baumstark berufen wurde. Wie das Vertrauen und die Zuneigung seiner Zuhörer genoß Z. die Achtung seiner Collegen, die sich in der Uebertragung der akademischen Würden und Aemter (des Decans und Mitgliedes der Wirthschaftsdeputation, des Prorectors, des Oberbibliothekars) und in der Wahl zum Vertreter der Universität in der badischen Ersten Kammer von 1831—35 zeigte. In dieser Eigenschaft trat er schon 1831 in einer Motion

(der Form, in welcher die Initiative der Kammer damals ihren Ausdruck fand) für eine gründliche Reform des höheren Schulwesens ein. Hauptsächlich der überzeugenden Kraft seiner Ausführungen und Vorschläge war zu verdanken, daß, allerdings erst im J. 1836, ein neuer Lehrplan eingeführt und eine Oberbehörde für Ueberwachung und Föiderung des gelehrten Unterrichts eingeführt wurde. Als Mitglied dieser Behörde — des Oberstudienrathes —, in welche er mit dem Titel Ministerialrath berufen wurde, übte Z. den maßgebenden Einfluß bei Ausgestaltung des neuen Unterrichtssystems. Als auswärtiges Mitglied gehörte er dem Oberstudienrathe auch ferner an, nachdem er 1846 als Professor der Archäologie in Heidelberg die akademische Lehrthätigkeit wieder aufgenommen hatte. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf fast alle Gebiete der Philologie. Neben den Pflichten des Lehramts und einer ausgedehnten litterarischen Wirksamkeit war er auch jetzt wieder von 1848—53 als Abgeordneter der badischen Zweiten Kammer im öffentlichen Leben thätig, bis er 1855 in den Ruhestand trat und seinen Wohnsitz nach Freiburg verlegte.

Ein Gelehrter von gründlichem und ausgebreitetem Wissen, geistreich und geschmackvoll in der Darstellung, einer edeln Popularisirung der Ergebnisse seiner Studien zuneigend und dafür besonders geeignet, im mündlichen Vortrage sowol auf dem akademischen Katheder als auch da, wo er zu weiteren Kreisen Gebildeter sprach, anziehend und fesselnd, übte er einen nachhaltigen Einfluß auf die Studirenden wie auf andere Zuhörer aus. Die Humanität seines Wesens, bei der, wie einer seiner Schüler sagt, „die abgeleitete Bedeutung des Wortes Humanist mit der Grundbedeutung sich in seltener Weise deckte", die vornehme Ruhe und Gemessenheit seines Auftretens, die große Herzensgüte, die ihn auszeichnete, gewannen ihm viele Freunde und Verehrer. Ein streng gläubiger Katholik, trat er seit 1848, als durch die Denkschrift der deutschen Bischöfe die Forderungen der katholischen Kirche gegenüber der Staatsgewalt im Sinne voller Freiheit und Selbständigkeit der Kirche präcisirt wurden, zunächst in der Zweiten Kammer, im weiteren Verlaufe des in Baden mit besonderer Schärfe aufgetretenen Conflictes zwischen Kirche und Staat auch in Versammlungen und in seinem schriftstellerischen Wirken offen und entschieden für die katholische Sache ein. Wie sehr man ihn in den hier in Betracht kommenden Kreisen schätzte, beweist seine Wahl zum Präsidenten der Versammlungen der katholischen Vereine zu Münster (1852) und zu Wien (1853). Die Feinheit seiner Bildung und die ihm angeborene Mäßigung hielt ihn in seiner, wenngleich sehr entschiedenen Polemik von einer Richtung fern, die in diesen Parteikämpfen oft in nicht nur scharfer, sondern auch derber Weise hervorgetreten ist. Das Gleichmaß seiner Veranlagung und Ausbildung bewahrte ihn vor dem Fanatismus, in welchen Parteiführer nicht selten verfallen. Doch verschärfte und verdichtete sich mit zunehmendem Alter und der allmählichen Abwendung von dem Verkehre mit Andersgesinnten die Einseitigkeit seiner Stellungnahme in den seit 1860 in Baden von neuem entbrannten kirchenpolitischen Kämpfen. Bis in seine letzten Lebenstage in voller Rüstigkeit des Körpers und Geistes stand er unentwegt auf der Warte, von der aus er seine Parteigenossen zum Festhalten an seinem Standpunkte anfeuerte. Diesen nahm er mit der unbeugsamen Ueberzeugung ein, welche er als den bleibenden Gewinn eines langen und wohlangewandten Lebens betrachtete.

Schriften. a) philologische: zahlreiche Aristotelica: Observationes criticae de Aristot.; Ethic. Nicom. in Creuzeri Meletemata critica (1817); Ethica Nicomachea (1820); Uebersetzung des Organon (1834); neue Ausgabe der Poetik, übersetzt von Walz (1859); Artikel über Aristoteles u. a. in Pauly's Realencyklopädie; eine deutsche Bearbeitung der Schrift De anima und ein Aufsatz über das Verhältniß der aristotelischen Philosophie zur Religion im Mainzer

„Katholiken" von 1863, 1868 u. a., die Herausgabe lateinischer Autoren, des Horatius, Phädrus, Eutropius u. a. 1826 und viele (meist lateinisch geschriebene) Gelegenheitsschriften (opuscula academica) und Recensionen. b) litteraturgeschichtliche und historische: Arbeiten über Calderon und Shakespeare in den „Historisch-politischen Blättern" (1861 u. 1864), Badens Fürstentöchter (1842), Bilder aus der Gegenwart (1855), Lioba (1860), Markgraf Jakob von Baden, Französisches Unterrichtswesen, Napoleon III. und die katholische Kirche in Frankreich in den „Histor.-polit. Blättern" (1856—64), Gerhard II., Bischof von Konstanz in Bd. I, und Rudolf von Zähringen in Bd. VII des Freiburger Diöcesanarchivs. c) polemische (neben vielen ephemeren Veröffentlichungen) die Streitschriften gegen L. Häusser anläßlich der Durlacher Conferenz und des Schulgesetzes, „Stimmen der Wahrheit", „Die Klosterfrage in Freiburg", „Die moderne Volksschule", „Die Staatsregie des öffentlichen Unterrichts", „Commentatio de latinitate ecclesiastica", „Sendschreiben eines Ultramontanen an einen Freidenker zur Rechtfertigung des Ultramontanismus" u. a. m.

Badische Biographien II, 534 ff. (von F. L. Dammert).

v. Weech.

Zell: Matthäus Z., der eigentliche Begründer der evangelischen Kirche in Straßburg, war geboren am Matthäustag (21. September) 1477 in der oberelsässischen freien Reichsstadt Kaysersberg als Sohn schlichter Rebleute, besuchte der Reihe nach die gelehrten Schulen zu Mainz und zu Erfurt, reiste durch Italien, stand eine Zeitlang im kaiserlichen Heer gegen die Schweizer, widmete sich hierauf wieder den Studien und erwarb 1505 an der Universität von Freiburg im Breisgau den Grad eines Magisters der freien Künste. Noch ganz umstrickt von der mittelalterlichen Scholastik hielt er dort Vorlesungen über den Altmeister derselben, Aristoteles, wandte sich aber auch immer mehr der Theologie zu. Am 31. October 1517 wurde er mit dem Rectorat der Universität auf ein halbes Jahr betraut und folgte kurz nach Erledigung desselben einem Ruf nach Straßburg als bischöflicher Beichtiger und Leutpriester (Pfarrer) an der Münstergemeinde. Durch das Studium der Bibel und durch die Schriften seines berühmten Landsmannes Johann Geyler und diejenigen Luther's für die neue Geistesströmung gewonnen, begann Z. bereits 1521 durch eine Reihe von Predigten über den Römerbrief reformatorisch zu wirken. Sein hervorragendes Talent als volksthümlicher Redner, seine herzliche Frömmigkeit und unermüdliche Wohlthätigkeit sicherten ihm einen großen und bleibenden Einfluß. Das Volk nannte ihn kurzweg „Meister Matthis". Er zuerst, nebst seinem Vicar Theobald Nigri (Schwarz), feierte die Messe in deutscher Sprache und spendete das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Ihm galt darum auch der erste Angriff der bischöflichen Behörde. Z. trat der von dieser Seite wider ihn erhobenen Anklage der Ketzerei entgegen mit einer lateinischen Schrift, die er bald auch ins Deutsche übersetzte unter dem Titel: „Christeliche Verantwortung M. Matthes Zell von Keysersberg Pfarrherrs und predigers im Münster zu Straßburg, uber Artickel ihm vom Bischöfflichem Fiscal daselbs entgegen gesetzt, und im rechten ubergeben" 1523, das geistliche Manifest der Straßburger Reformation und die Begründung derselben auf Grund der Heiligen Schrift. Eifrige Mitarbeiter standen ihm bald zur Seite: Butzer, den er als Flüchtling in sein Haus aufnahm und mit biblischen Vorlesungen beauftragte, Capito, den er aus seinem Schwanken und Zögern für die Sache der Kirchenerneuerung gewann, Hedio, Pollio und Andere. Der Bruch mit der katholischen Vergangenheit wurde vollständig als Z. 1524, in seinem 46. Lebensjahre, mit Katharina Schütz, der Tochter eines Schreinermeisters, in die Ehe trat. Um deswillen

citirte ihn der Bischof Wilhelm von Hohenstein mit sechs anderen Geistlichen, die sich ebenfalls inzwischen verheirathet hatten, vor sein Tribunal in Zabern. Sie erschienen nicht, erklärten aber, daß sie bereit wären, sich als Bürger vor ihre rechtmäßige Obrigkeit, den Magistrat, zu stellen. Nachdem sie am 3. April 1524 excommunicirt worden, verfaßte Z. in Aller Namen in lateinischer und deutscher Sprache eine „Appellation“, in welcher sie sich auf ein zukünftiges freies Concilium beriefen. Trotz des nun gegen die Ehepriester ausgesprochenen Bannes, entsetzte der Magistrat keinen seines Amtes. Z. wirkte weiter in vorderster Reihe für die kirchliche Organisation, die Sittenverbesserung und Armenpflege, die Gründung von Schulen und die Errichtung des Studienstiftes von St. Wilhelm zur Heranbildung künftiger Diener der Kirche. Dabei blieb sein Haus die Zufluchtsstätte für alle um ihres Glaubens willen verfolgten Evangelischen. Aus den regelmäßig bei ihm abgehaltenen Zusammenkünften der Stadtgeistlichen wuchs der Kirchenconvent heraus als ständige berathende Behörde der neuen Kirche. Völlig aufgehend in seiner pfarramtlichen Thätigkeit blieb Z. den theologischen Streitigkeiten jener Zeit fast fremd, und wurde er bisweilen in dieselben hineingezogen, so legte er Weitherzigkeit und Versöhnlichkeit an den Tag. So fanden die Sectirer in ihm einen wohlwollenden Anwalt, stets bemüht, die sie treffenden strengen Maßregeln zu mildern, und das Haupt der Wiedertäufer Schwenkfeld genoß im Haus des Münsterpfarrers, wie er sich selber ausdrückt, „Frieden, Lieb und Freundschaft“. In der Abendmahlsfrage bekannte sich Z. unwandelbar zu der Zwingli'schen Anschauung. Er starb, allgemein betrauert, am 9. Januar 1548, als mit dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges trübe Zeiten für das evangelische Straßburg heraufzogen. — Außer den bereits angeführten Schriften sind noch zu erwähnen: „Ein Collation auf die einführung M. Anthonii“, 1523 (eine Apologie der Priesterehe); „Frag und Antwort uff die artikel des Christlichen Glaubens“ (ca. 1536); „Gekürzt Fragbüchlein uff die zehen Gebott und uff das Vatter unser“ 1537. (Näheres über Zell's katechetische Schriften bei Ernst und Adam, „Katechetische Geschichte des Elsasses“, 1897, S. 72 ff.)

Zell's Ehefrau, eine Diakonissin im apostolischen Sinn des Wortes, war geboren 1497 und starb am 5. September 1562. Sie hinterließ: „Entschuldigung Katharina Schützinn für Matthis Zellen iren Eegemahel“ 1524; „Klagred und Ermahnung Kath. Zellin zum Volk bey dem Grab M. Matheus Zellen“, 1548 (zwei Handschriften der Züricher Bibliothek, die zweite abgedruckt in Horning's „Beiträge zur Kirchengeschichte des Elsasses“, 1887); „Den leydenden christglaubigen Weybern der Gemain zu Kentzingen“ . . (1524); „Brief an die ganze Bürgerschaft der Stadt Straßburg“ (1557, gedruckt in den Beiträgen von Füßli, Bd. V, 1753), durch welchen sie das Andenken der ersten Straßburgischen Reformatoren gegen die Angriffe der Vertreter eines jetzt um sich greifenden engherzigen Lutherthums in Schutz genommen hatte.

Litteratur. Außer den allgemeinen die Straßb. Reformation betreffenden Geschichtswerken von Jung (1830), Roehrich (1830) und Baum's „Capito und Butzer“ (1860): Abraham Löscher, Epicedion et narratio funebris in mortem venerabilis viri D. Mathæi Zeellii (1548), ein Gedicht von 802 Versen, das der Straßburger Magistrat wegen einiger Ausfälle gegen das Interim hatte confisciren lassen; die Biographien Zell's und seiner Frau (theils verbunden) von Roehrich 1850 und „Mittheilungen“ III 1855; Unselt 1854; Lehr 1861; Walther 1864; Gronemann 1866; Merz „Christliche Frauenbilder“ 1866; Erichson 1878. Siehe auch die Notiz des Letzteren über Katharina Zell in „Monatsschrift für Gottesdienst u. kirchliche Kunst“, 1897, S. 241 f.

A. Erichson.

Zell: **Ulrich Z.**, Kölns erster Buchdrucker, stammte, wie der Zusatz seines Namens besagt, aus Hanau am Main, der ehemaligen Hauptstadt der Grafschaft gleichen Namens. Seine Kunst hat er ohne allen Zweifel in Mainz erlernt, jedenfalls in der Fust-Schöffer'schen Officin, da seine Typen unverkennbar deren Einfluß aufweisen. Er scheint Gutenberg, welchen er in der Koelhof'schen Chronik den Erfinder der Buchdruckerkunst nennt, persönlich nicht nahe gestanden zu haben, da er ihn aus Straßburg gebürtig sein läßt, während derselbe doch in Mainz das Licht der Welt erblickte. Die Mainzer Katastrophe von 1462, welche die Stadt unter großen Greuelthaten in die Gewalt Adolf's von Nassau brachte und Handel und Gewerbe daselbst für lange Zeit brach legte, mag wol unter vielen andern Druckergehülfen auch Ulrich Z. zum Auswandern veranlaßt haben. Er lenkte seine Schritte nach Köln hin, wo er am ehesten hoffen durfte, ein ergiebiges Feld für seine Kunst zu finden. Ein Buchdrucker, der sich allein in den Dienst der Universität stellte, konnte schon dadurch auf genügenden Absatz seiner Druckwerke rechnen. Es beweist jedenfalls einen hohen Grad von Geschäftssinn bei Z., daß er sich gerade nach Köln wandte, und was er hier erhoffte, scheint ihm im reichsten Maße zu theil geworden zu sein.

Sein erster mit Namen und Jahr versehener Druck, der erste datirte Kölner Druck überhaupt, stammt zwar aus dem Jahre 1466 — liber Johannis Chrysostomi super psalmo quinquagesimo —, indessen ist es mehr als wahrscheinlich, daß unser Meister schon recht bald nach der im J. 1462 erfolgten Einnahme von Mainz seine Officin in Köln errichtet hat, wenn nicht in diesem, so doch im darauf folgenden Jahre. Jedenfalls ist die Zell'sche Ausgabe der Officia des Cicero noch älter als 1465, da ihre zahlreichen Fehler in die in eben jenem Jahre von Fust und Schöffer veranstaltete, dem Z. nachgedruckte Ausgabe übergegangen sind. Der gelehrte Forscher und Bibliograph J. P. A. Madden läßt in seinen lettres d'un bibliographe Ulrich Z. von Hanau bei seinem Eintreffen in Köln Unterkunft und gastliche Aufnahme bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben im Kloster Weidenbach finden; in ihrem Hause habe er die erste Presse errichtet. Madden schöpfte dieses aus handschriftlichen Notizen in Zell'schen Drucken, die den genannten Klosterbrüdern gehörten. Was Madden aber zu einer Thatsache construirt, ist eine bloße Vermuthung, deren Unrichtigkeit Arthur Wyß bereits in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrgang VII (1888), in überzeugender Weise nachgewiesen hat; ich habe dann dessen Beweisgründe noch im Centralblatt für Bibliothekswesen, Jahrg. 1895, S. 502—507, zu unterstützen gesucht.

Es scheint, daß Z. in Mainz die kleinen Weihen genommen hat, um sich die Privilegien des geistlichen Standes zu sichern. In dem oben erwähnten Chrysostomusdrucke nennt er sich clericus diocesis Moguntinensis, eine Bezeichnung, welche in dem 1467 von ihm gedruckten Augustinus, de vita christiana wiederkehrt. Er hat sich wol unter dem Schutze seines clericalen Charakters nicht sofort in die Bürgerlisten eintragen und in eine Zunft aufnehmen lassen. Erst später ließ er die Bezeichnung „Clericus“ weg und erscheint dann in den anderen Drucken, in deren Schlußschrift er sich nennt, als Civis Coloniensis. Daß Zell's Geschäft bald einen blühenden Aufschwung genommen, dürfte daraus hervorgehen, daß er bereits 1471, als Besitzer eines eignen Hausstandes durch die Heirath mit Katharina v. Spangenberg, das Haus Birklin mit einer Hofstatt gelegen neben dem Kirchhofe an Lyskirchen kaufte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er in eben diesem Hause anfänglich zur Miethe gewohnt hat. Schon zwei Jahre später, 1473, erwarb er den neben seiner Wohnung gelegenen Rittersitz der Familie von Lyskirchen. Der um die rheinische, besonders kölnische Geschichte hoch verdienstvolle Forscher Merlo, welcher zuerst einige den

Ulrich Z. betreffende Urkunden veröffentlichte, zählt noch eine Reihe von Häusern, Ländereien und Renten auf, welche Z. im Laufe der Jahre sein Eigen nannte und die zur Genüge den Reichthum darthun, über welchen er verfügte und der ihm jedenfalls nicht zum geringsten Theile aus den Erträgnissen seiner Druckerei zufloß. Das weit ausgedehnte Besitzthum Zell's an Lyskirchen wird man als Haupt- und eigentliche Stätte für den mercantilischen Betrieb des Geschäftes anzusehen haben, wie ja auch aus der auf seinem Druckerzeichen angegebenen Adresse „apud Lyskirchen" ersichtlich ist; da dasselbe aber von dem religiösen und wissenschaftlichen Leben Kölns, auch von dem Fremdenverkehr ziemlich entlegen war, so errichtete unser Meister im nördlichen Stadttheil an belebter Stelle einen Verkaufsladen; auf dem Kamphofe nämlich erwarb er im J. 1478 ein sogenanntes „Gaddem", ein Kramgehäuse. Im Besitze dieser Filiale blieb er bis zum Jahre 1493, wo die Verkaufsstätte in andere Hände überging. Meister Ulrich tritt auch bei einigen geschäftlichen Verhandlungen der Kirche zur h. Maria an Lyskirchen in dem Ehrenamte eines Kirchenmeisters auf, so in den Jahren 1476, 1480 und 1493, was als Beweis dafür dienen darf, daß er hohes Ansehen unter seinen Pfarrgenossen besaß. In den von Merlo verzeichneten Urkunden hat der Schreinsschreiber Ulrich's Stand „Buchdrucker" nur ein einziges Mal und zwar im J. 1485 angegeben.

Das Todesjahr Zell's ist nicht bekannt; doch lebte er noch im J. 1507, wo ihm am 20. März die Ablösesumme einer Rente vor dem Schreine überliefert wurde. In dem nämlichen Jahre noch, am 14. August, verkaufte er sein Haus „Alte Malzmühle" auf dem Eigelstein. Ob er bis zu diesem Jahre auch als Drucker thätig war, ist nicht festgestellt. Bis zum Jahre 1502 druckte er jedenfalls; denn der im Ennen'schen Inkunabelnkatalog S. 56 Nr. 130 angeführte Zell'sche Druck Passio beati Albani, der vom Abte und Convente von St. Pantaleon in Köln dem Könige Heinrich VIII. von England gewidmet ist, hat als Datum der Dedication den 13. Januar 1502.

Aus der Ehe Zell's mit Katharina v. Spangenberg entstammte nur ein Sohn, Johannes mit Namen, der indeß nicht in die Fußstapfen des Vaters getreten zu sein scheint, da von seiner Wirksamkeit sich nicht die leiseste Spur vorfindet.

Die Zahl derjenigen Drucke, in welchen Zell's Namen angegeben ist, beläuft sich auf neun — Ennen gibt deren nur sechs an —; nach letzterem sind aus der Zell'schen Officin im ganzen 115 Drucke hervorgegangen; Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels, schätzt sie auf 120. Man ist gegenwärtig geneigt, Zell's Thätigkeit als eine möglichst ausgedehnte darzustellen, anscheinend mit vollem Rechte und die beiden vorher angegebenen Zahlen 115 und 120 dürften noch viel zu niedrig gegriffen sein. Kapp warnt vor Verwechslung der Typen Zell's mit denjenigen des Konrad Winters von Homburg, da die von diesem gebrauchten Schriftgattungen denjenigen Ulrich Zell's so ähnlich seien, daß sie häufig damit verwechselt würden. Ennen ist der Ansicht, daß nach Maßgabe seiner Typen Konrad bei Ulrich die Kunst gelernt habe. Ich halte die Typen beider indessen zum großen Theile für gleich und glaube, daß Konrad Winters von Homburg sie von Z. erhalten hat.

Die neun mit dem Namen Zell's und dem Jahre versehenen Drucke sind, in zeitlicher Reihenfolge aufgeführt, folgende: 1) Chrysostomus, sermo super psalmum quinquagesimum (1466); 2) Augustinus, de vita christiana; item de singularitate clericorum (1467); 3) Caracciolus, opus quadragesimale (1473); 4) Alexander Gallus, doctrinale (1491); 5) G. Harderwyck, commentaria in summulas Petri Hispani (1492); 6) G. Harderwyck, commentarii in tractatus parvorum logicalium Petri Hispani (1493); 7) G. Harderwyck, Commentaria

in quatuor libros novae logicae (1494); 8) Alexander Gallus, doctrinale (1494); 9) Reparationes librorum totius philosophiae naturalis (1494). Der ersterwähnte Chrysostomus ist nur in wenigen Exemplaren bekannt; von deutschen Büchereien besitzen nur die Kölner und die Trierer Stadtbibliothek je ein Exemplar. Der Augustinus-Druck des Jahres 1467, gleichfalls selten, ist häufiger; er befindet sich u. a. in der kgl. Bibliothek in Berlin, in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, im Buchgewerbe-Museum in Leipzig und in der fürstl. Stolberg-Wernigerödischen Bibliothek zu Wernigerode. Die Kölner Stadtbibliothek hat wol den reichsten Bestand wie an Kölner Drucken überhaupt, so auch an Zell'schen; im Ennen'schen Kataloge der Incunabeln der Stadtbibliothek zu Köln sind nur diejenigen Drucke angeführt, welche sich in der in den Besitz der Stadt übergegangenen Wallraf'schen Büchersammlung befinden; die im J. 1885 von der städtischen Bücherei in dauernde Verwahrung und Verwaltung übernommene Bibliothek der katholischen Gymnasien, welche eine sehr große Menge von Incunabeln birgt, besitzt auch recht viele Zell'sche Drucke, so daß der Bestand der Wallraf'schen Sammlung dadurch in angemessener Weise ergänzt wird.

Die meisten Drucke Zell's sind in Klein-Quart, einige wenige in Klein-Octav und etwa achtzehn in Folio. Die Formatverhältnisse erklären sich daraus, daß die Presse Zell's vorwiegend im Dienste der Kölner Universität stand und den Professoren und Studenten derselben meist theologische und philosophische Lehrbücher lieferte. Von den größeren von Z. gedruckten Folianten nimmt die zweibändige, undatirte Bibel die erste Stelle ein. Das Druckerzeichen Zell's, das sich vielfach auf den Titel- oder Schlußblättern seiner Preßerzeugnisse vorfindet, besteht in der Mutter Gottes, welche sitzend den Jesusknaben auf dem Schoße hält, von gothisch-architektonischer Verzierung umgeben; in den beiden oberen Ecken befindet sich das Kölner Wappen mit den drei Kronen und zwölf Flämmchen; die Unterschrift lautet: „Impressum Colonie apud Lijskirchen“.

Büllingen, Materialien zu einer Buchdruckergeschichte Kölns. (Handschrift in der Kölner Stadtbibliothek.) — Lempertz, Bibliographische und xylographische Versuche. Heft 1. Köln 1838. S. 1—3. — Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. S. 153—154. — Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Forts. 1. Die Meister der altkölnischen Malerschule. Köln 1852. S. 91 ff. — Ennen, Katalog der Incunabeln in der Stadt-Bibliothek zu Köln. Abth. 1. Köln (1869). S. II—VI u. S. 27—58. — Madden, Lettres d'un Bibliographe. Série III. Versailles 1874. — Merlo, Der Kamphof in Köln. In: Jahrbücher d. Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft 57. Bonn 1876. — Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1886. S. 94—95. — Chrysostomi super psalmo quinquagesimo liber primus. Nachbildung der ersten Kölner Ausgabe des Ulrich Zell vom Jahre 1465. Hsg. v. d. Stadtbibliothek in Köln. Köln 1896. — Zusammenstellung der Drucke Zell's außer bei Hain, Repert. bibliogr., Register dazu von Burger, Leipzig 1891, S. 367—369, bei Panzer, Annales typographici und bei Ennen, auch bei Klemm, Katalog d. Bibliogr. Museums, Dresden 1884, S. 161 bis 164, und bei Busch, Verzeichniß d. Kölner Incunabeln in der Hofbibliothek zu Darmstadt, im Centralbl. f. Bibliothekswesen, 1889, S. 97—107. — Die Kölner Büchermarken, hsg. von P. Heitz. Mit Nachrichten über den Drucker von O. Zaretzky. Straßb. 1898, S. XI—XV u. Taf. I.

Jak. Schnorrenberg.

Zeller: Ernst Albert von Z., hervorragender Psychiater des 19. Jahrhunderts, wurde am 6. November 1804 zu Heilbronn geboren. Seine medici-

nischen Studien machte er in Tübingen, nach deren Beendigung er seit 1826 eine längere wissenschaftliche Reise nach Norddeutschland antrat. Darauf ließ er sich als Arzt in Stuttgart nieder und begann nebenher sich intensiver mit Psychiatrie zu beschäftigen. Um sich zur Uebernahme der ihm übertragenen Leitung einer auf Schloß Winnenthal neu gegründeten Irrenanstalt vorzubereiten, hielt er sich mehrere Monate in der Jacobi'schen Heilanstalt in Siegburg auf und studirte die psychiatrischen Verhältnisse in England, Schottland und Frankreich an Ort und Stelle. 1833 übernahm er definitiv die Direction der Winnenthaler jungen Anstalt und widmete sich diesem Amte 44 Jahre lang bis zu seinem am 24. December 1877 erfolgten Ableben mit größter Hingebung. Er hat in dieser Zeit 3600 Geisteskranke, darunter zwei Drittel mit wirklichem Erfolg, behandelt. Seine Verdienste fanden durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Winnenthal, durch Ernennung zum Ober-Medicinalrath auch äußere Anerkennung. Noch ein Jahr vor seinem Tode beging Z. sein 50jähr. Doctorjubiläum. Ein selbständiges Werk hat er nicht herausgegeben, dagegen zahlreiche Inauguralabhandlungen, meist im Württembergischen ärztl. Correspondenzblatt und unter der Form von Verwaltungsberichten seiner Anstalt veröffentlicht. Auch als Dichter hat sich Z. durch „Das verschleierte Bild zu Sais" (1873) u. a. bekannt gemacht. Verheirathet war Z. mit Maria, geb. Reimer. Ihrem Andenken gelten seine „Lieder des Leids" (1851; 6. Auflage 1874). Sein Nachfolger an der Anstalt zu Winnenthal ward sein Sohn Ernst.

Biogr. Lex. VI, 363. Pagel.

Zeller: Cäcilie Z., religiöse Dichterin, wurde am 23. August 1800 als Tochter des Generallieutenants v. Elsner zu Halberstadt geboren. Sie heirathete den badischen Geschäftsträger v. Meyern (oder Maiern), nach dessen frühem Tode den Prediger Zeller in Stäfa bei Zürich. Nachdem ihr auch der zweite Gatte entrissen, lebte sie zurückgezogen zu Halle a. d. S., wo sie am 24. März 1876 starb.

Cäcilie Zeller — unter diesem Namen allein wurde und ist sie bekannt — stand in einer durchwühlten und arg religionsfeindlichen Zeit fest auf dem Boden des Christenthums und zählt unter den wenigen deutschen Frauen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit Phantasie und Feder das Evangelium entschieden vertraten, zu den hervorragendsten. Es erschienen von ihr anonym: „Aus den Papieren einer Verborgenen", zwei Theile (1847—48; I. Theil, 2., vermehrte Aufl. 1852; II. Theil, 2., verm. Aufl. 1856; neue Gesammtausgabe in ihrem Todesjahre 1876), „Lieder einer Verborgenen", herausgegeben von Albert Knapp (1858) und „Für stille Morgenstunden" (1867). v. Bethmann-Hollweg hat das erstgenannte Werk, die Quintessenz ihres Fühlens und Denkens, mit einem Vorwort begleitet. Theils in Briefen, Aphorismen, Tagebuchblättern, theils in metrischer Form spiegeln diese Blätter ihr reiches Innenleben. Die prosaischen Stücke bewegen sich in allen Fragen, die ein religiös gestimmtes Gemüth angehen, sie suchen in die Tiefe der Einsicht zu dringen und ringen nach deren Klarheit. Sie wurzeln in echter Gläubigkeit, sie forschen bei rastloser Selbsterziehung ohne dumpfe oder mystische Grübelei. Frei und anmuthig wirft sie, abhold engherzigem Druck, ihr Licht auch auf die irdischen Vorgänge — von wo sie, wie in der musterhaften „Liebesbitte", zum Himmlischen aufsteigt — und stößt das Natürliche keineswegs ab. Nicht nur den positiv Frommen, denen sie eine unerschöpfliche Fundgrube darbietet, jedem trostbedürftigen und -suchenden Gemüthe gewährt die gleichsam in Zwiegespräch umschlagende Lectüre ihrer Gedanken und Reflexionen fesselnden Genuß. Insbesondere zeichnen ihre Lieder, die freilich der Prosa an Tiefe und Fülle stark nachstehen, mehr als die Hälfte ihrer Erzeugnisse, Innigkeit, Zartheit und wahres

Empfinden aus; zu erquicken, zu trösten in schweren Stunden äußerer Drangsal und seelischen Leids sind sie, die Frucht freudigster Hingabe an ehrliche Religionstreue, schön geeignet, zumal sie nichts von trockner Dogmatik pseudobiblischer Paraphrase wissen. Phrasen oder unfaßbare Allegorik kennen ihre knappen Abend- und Morgenlieder nirgends, darum und dafür aber treffen sie sangbare Töne. Sie ist mit ihres edlen Geistes Gaben zu Unrecht in Vergessenheit gerathen und verdiente sie, „die Verborgene" einst geheißen nach dem Titel ihres Lebensbuches, der ihrem stillbeschaulichen Wesen so ganz entsprach, wieder erweckt zu werden. Und dies nicht bloß um des historischen Anspruchs willen, nein, auch als eine Stütze für gar manches Menschenkind, das draußen und in andrer Zuspruch kein Labsal findet für den brennenden Durst. So muß ein unparteiisches Urtheil lauten, das weder für Pietismus, noch für „innere Mission" oder dergleichen Propaganda treiben will oder darf, ja, dem vielmehr alle Voraussetzungen fehlen, um solchen, von Cäcilie Zeller's einsamer, freilich doch nicht weltverschlossener Art grundverschiedenen agitatorischen Tendenzen das Wort zu reden. Ihr Ziel weicht vielleicht nicht stark ab, ihr Weg ist ein ganz andrer. So mag sie manchen, der dem Tempel nicht nur, der der Gottheit entfremdet worden, zur Einkehr mahnen, wenn es bei ihm noth thut, ihn abseits von der breiten Heerstraße der sonntäglichen Kirchgänger zur sittlichen Neugeburt und Stärkung leiten. Protestantisch-confessionell wird sie nie.

Unter den Liedern hebt H. Kurz hervor: „Gib du mir den sel'gen Sinn" und „Die reifende Aehre". Der XIV. Jahrgang der „Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1846", herausgegeben von dem bekannten christlichen Dichter Albert Knapp, enthält S. 20—36 „Nachtviolen (Von der Verborgenen)", d. h. zehn rein lyrische Poesien, die lauter religiöse Themata, in der Hälfte der Nummern an Neutestamentliches angelehnt, behandeln; in urechter Empfindung, sichtlich aus eigenem Seelenerlebnisse hervorvorgewachsen, ohne Wortgetön und Versegeklingel: schön sind vor allem gelungen Nr. 3 (Freuden? Freuden bieten sie mir an?), Nr. 5 (Liegt es einst hinter mir, das Kampfgefild), Nr. 10 (die Mutter am Weihnachtsabend).

Lebensdaten bei Brümmer, Lex. dtsch. Dichter u. Pros. bis zu Ende d. 18. Jhs., S. 604 f. — Hübsche Charakteristik bei K. Schütze, Deutschlands Dichter u. Schriftsteller (1862), S. 510 (nennt sie Caroline, Quedlinburg ihren Geburtsort), desgl. bei Heinr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. IV ^{3}, S. 62a; ausführliche mit großer Wärme K. Barthel (-Röpe), Vorlesgn. über die dtsch. Nationallitt. d. Neuzeit ^{9} (1879), S. 939 f.

Ludwig Fränkel.

Zeller: Christian Felix Z., großherzoglich hessischer Geheimer Regierungsrath und Generalsecretär an der Centralstelle für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen, † am 26. August 1865 zu Darmstadt. Er war am 14. September 1807 in dem württembergischen Orte Weinsheim (OA. Maulbronn) geboren und erhielt durch die Fürsorge seines als Pfarrer dort angestellten Vaters, sowie durch seine in gleicher Richtung trefflich mitwirkende Mutter, eine Schwester von Justinus Kerner, eine vorzügliche Erziehung und Schulbildung. Nach dem Abschluß derselben widmete er sich dem landwirthschaftlichen Berufe und begab sich 1826 nach Hohenheim, um an der dortigen höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt seine Fachstudien zu betreiben. Schon bald nach deren Absolvirung fand er dort als Assistent des Directors, Freiherrn v. Ellrichshausen, Verwendung und wurde auf dessen Fürsprache mit einem Staatsstipendium bedacht, um 1831 eine Instructionsreise durch Deutschland und mehrere benachbarte Staaten behufs Vervollkommnung seiner Berufsbildung ausführen zu können. Ungeachtet dieser Vergünstigung übernahm er

1834 einen Dienst als Secretär bei der großherzoglichen Direction der badischen landwirthschaftlichen Vereine, in deren Auftrage er die Redaction des Landwirthschaftlichen Wochenblattes nebst Mitarbeiterschaft an demselben, sowie die Function eines Lehrers für Landwirthschaft an den Schullehrerseminarien in Karlsruhe und Ettlingen auszuüben hatte. Obwol ihm mit Rücksicht auf sein erfolgreiches Wirken bereits nach wenigen Jahren der Charakter eines großherzoglichen Oekonomierathes verliehen wurde, so ließ er sich dadurch nicht abhalten, schon 1838 seinen Dienst in Karlsruhe aufzugeben und das ihm seitens des kgl. württembergischen Ministeriums angetragene Lehramt an der landw. Akademie Hohenheim zu übernehmen. Auch in dieser Stellung wirkte er nicht lange mehr, da er im Herbste 1839 einem von der großh. hessischen Regierung in Darmstadt erhaltenen Rufe folgte, um dort als Generalsecretär und Nachfolger von Pabst bei der Centralstelle der hessischen landwirthschaftlichen Vereine einzutreten. Inzwischen hatte ihm die staatswirthschaftliche Facultät der Universität Würzburg in Anerkennung seiner gediegenen litterarischen Leistungen die Würde eines Doctor rer. polit. hon. causa verliehen, auch war er bis dahin bereits zum Ehrenmitgliede von verschiedenen landwirthschaftlichen Vereinen Deutschlands und Oesterreichs ernannt worden.

In dem ihm mit der Berufung nach Darmstadt eröffneten neuen Wirkungskreise fand er willkommene Gelegenheit, seinem Verlangen nach wirksamer Betheiligung an den Aufgaben zur Förderung der Landwirthschaft Folge zu geben und seine auf umfassender Berufsbildung, wie auf trefflichen Charaktereigenschaften beruhende persönliche Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen. Es gelang ihm daher auch bald, sich sowol bei der großherzogl. Regierung, als auch in den Kreisen der hessischen Landwirthe volle Anerkennung zu erwerben und von beiden Seiten als ein zuverlässiger und einsichtsvoller Berather geschätzt zu werden. Zur Bestätigung dessen sei erwähnt, daß er wiederholt als Landtagsabgeordneter in die hessischen Landstände gewählt, durch Ordensdecoration und Rangerhöhung ausgezeichnet und mit ehrenvollen Mandaten zur Uebernahme commissarischer Functionen bedacht wurde. Da ihm unter solchen Umständen mehrfach Gelegenheit geboten war, die landwirthschaftlichen Interessen auch für benachbarte Staatengebiete zu vertreten bezw. zu fördern, so konnte es ihm nicht entgehen, entsprechender Beweise des Vertrauens und der Ehrung seitens anderer deutscher Fürsten theilhaftig gemacht zu werden. Er stand noch in voller Rüstigkeit, als seinem verdienstvollen Wirken durch einen infolge Schlaganfalles plötzlich eingetretenen Tod ein vorzeitiges Ende bereitet werden sollte, und so war es ihm nicht mehr vergönnt, die auf vorgerückter Stufe von ihm verfolgten Ziele zu erreichen. Gleichwol hatte er, wie die Worte des Präsidenten der großherzoglichen Centralstelle in dem ihm gewidmeten Nachrufe lauteten, „als ein ausgezeichneter Beamter eine umfassende Wirksamkeit in dem ihm zugewiesenen Berufe entfaltet und wesentlich durch Wort und Schrift, durch Rath und That dazu beigetragen, daß die Landwirthschaft im Großherzogthum Hessen zu der hohen Stufe gelangen konnte, auf welcher sie sich dermalen befand. In den Erfolgen seiner Thätigkeit hat er sich ein bleibendes Monument gesetzt“ ꝛc.

Unter den von ihm verfaßten Schriften sind zuvörderst zu erwähnen: „Die landwirthschaftliche Buchhaltung nach Hohenheimer Einrichtungen und nach eigenen Erfahrungen“ (Karlsruhe 1836); desgl. „Anleitung zum Tabaksbau“ (ebd. 1837); ferner „Die nutzbarsten und neueren landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthe“ ꝛc. (Karlsruhe 1838); desgl. „Beschreibung der herzoglich badischen Gutswirthschaften zu Rothenfels und Augustenburg“; sodann: „Die landwirthschaftliche Verhältnißkunde“ (Darmstadt 1842); „Das Wiesenkulturgesetz und sonstige Maßregeln zur Förderung der Wiesencultur im Großherzogth. Hessen“

und „Die Wirksamkeit des landw. Vereins im Großherzogth. Hessen von 1831 bis 1856“ (Darmstadt 1857). Außerdem war er mit der Redaction der Zeitschrift für die hessischen landw. Vereine betraut und dabei gleichzeitig durch zahlreiche Artikel als Mitarbeiter betheiligt gewesen.

Vgl. Zeitschrift der landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen, Jahrg. 1865, ergänzt durch dankenswerthe Mittheilungen von dem Secretariat der kgl. landw. Akademie Hohenheim, sowie von dem Präsidium des landw. Vereins im Großherzogthum Baden und von der Redaction der „Darmstädter Zeitung“ zu Darmstadt. C. Leisewitz.

Zeller: Christian Heinrich Z., schwäbischer Pädagog, Pestalozzischer und noch mehr pietistischer Richtung, geboren am 29. März 1779 auf Burg Hohenentringen, Oberamts Herrenberg im württembergischen Schwarzwaldkreise, † am 18. Mai 1860 in Beuggen, Amts Säckingen im badischen Kreise Waldshut. Nur sechs Jahre weilte Christian Heinrich mit Eltern und Geschwistern, unter denen Karl August Z. (s. u. S. 28) das älteste war, auf der alten Ritterburg, dann siedelte die Familie nach Böblingen und 1787 nach Ludwigsburg über. Mit achtzehn Jahren bezog er die Universität Tübingen und studirte, dem Wunsche des Vaters folgend, die Rechte. Doch wandte seine Neigung sich schon damals dem Erzieher- und Lehrerberufe zu, dem er von 1801 an sich ganz widmete. Zwei Jahre wirkte er zunächst als Hauslehrer in einem Augsburger Patricierhause, dann von 1803—9 in St. Gallen als Leiter einer von mehreren Familien unterhaltenen Privatschule. In den Jahren 1805 und 6 lebte er dort zusammen mit seinem älteren Bruder Karl August. Als dieser die ihm zugedachte Stelle eines Oberlehrers der Lateinschule und Schulinspectors für Stadt und Land zu Zofingen im Aargau ablehnen mußte, weil König Friedrich von Württemberg ihn als Schulinspector nach Heilbronn berief, trat Christian Heinrich für ihn ein und arbeitete in Zofingen über ein Jahrzehnt erfolgreich an der Hebung des Schulwesens. Besonders war er bemüht, nach der in jenen Jahren beliebten Art durch methodologische Vorträge den Standpunkt der ihm anvertrauten Lehrer und Lehrerinnen im Sinne Pestalozzi's zu heben. Im ersten dieser „Schullehrercurse“, der zwei Jahre dauerte, lernte Z. die Lehrerin der oberen Töchterschule, Jungfrau Sophia Siegfried (geboren am 23. März 1791, † am 27. Juli 1858), kennen und schätzen. Sie war eine Pfarrerwaise und traf mit ihm in der pietistisch angehauchten Frömmigkeit wie im glühenden Eifer für das Werk der Jugenderziehung zusammen. Am 7. October 1811 führte er sie als Gattin heim. Frau Sophia Z. behielt jedoch, obwol sie ihrem Gatten während dieser Jahre fünf Kinder gebar, ihr Lehramt bis zur Uebersiedlung nach Beuggen (1820) bei und führte auch hier, wo die Zahl der Kinder auf zehn wuchs, neben dem eigenen Haushalte noch den der dortigen umfangreichen Anstalt, vielbewundert und verehrt als Muster einer willensstarken, umsichtigen und dabei geistig bedeutenden christlichen Hausfrau. Z. selbst brachten seine Erfahrungen mit dem Schulwesen in Zofingen zu dem Wunsche, eine besondere Armenschule zu begründen, die in methodischer Hinsicht Musterschule werden und mit einem Lehrerseminare verbunden sein sollte. Was ihm im Aargau nicht gelang und sogar vereint mit seiner Thätigkeit für die Bibelgesellschaft unliebsame Aufmerksamkeit der Polizei „wegen seiner bedauerlichen Neigung zum Mysticismus“ zuzog, das setzte unter seiner lebhaften Theilnahme ein Kreis frommgesinnter Männer in Basel durch. Es waren der Hauptsache nach dieselben, die soeben (1816) die Missionsgesellschaft und das Missionshaus begründet hatten; beide Mal an der Spitze Zeller's Freund und Landsmann, der Kaufmann Spittler. Nachdem in dem ehemaligen, jetzt durch die Kriegsläufte stark mitgenommenen Deutschordensschlosse Beuggen, zwei Meilen rhein-

aufwärts von Basel ein passendes Heim für die „freiwillige Armenschullehreranstalt" gefunden und hergerichtet war, übernahm Z. selbst am 20. Juni 1820 das Amt des Hausvaters und Leiters, das er bis zu seinem Tode, beinahe vierzig Jahre, in reichem Segen bekleidete. Seine Gattin, zunächst Gehülfin der verwittweten Frau Professor Fäsch, stand ihm seit deren Tode (1821) darin als selbständige Hausmutter zur Seite. Beuggen war bald Muster und Lehrerseminar für viele ähnliche Anstalten und Wallfahrtsort für ganze Scharen von Besuchern, die sich für christliche Liebesthätigkeit interessirten. Im ersten Jahrzehnt sollen jährlich über tausend Gäste aus- und eingegangen sein. Vor allen berühmt ist Pestalozzi's Besuch der Anstalt am 21. Juli 1826. Man erzählt, daß er bei der Besichtigung öfter vor sich hin sprach: „Ungeheure Kraft!" und endlich freudig bewegt ausrief: „Das ist es! Das ist es! Das wollt' ich!" Immerhin besteht der wesentliche Unterschied, daß Z. mit seinem Werke nicht wie der große Züricher Pädagog im philanthropischen Rationalismus, sondern im wiedererwachten Pietismus wurzelte und diesen mit allen starken wie schwachen Seiten lebendig und würdig verkörperte. 250 Schullehrlinge und 593 arme Kinder sind unter Z. durch die Beuggener Anstalt gegangen. Außerdem bildeten die jungen, meist württembergischen Theologen, die als Helfer in Beuggen und in Basel ihre praktische Weihe erhielten, eine durch bewußte Eigenart eng verbundene Schule. Mehrere von ihnen wie Ludwig Völter, Pfarrer Werner-Fellbach, Samuel Gobat, später evangelischer Bischof von Jerusalem, und Heinrich Thiersch, später Irvingianer, wurden Zeller's Schwiegersöhne. Zwei seiner Söhne setzten des Vaters Werk in Beuggen fort. Der dritte leitete eine sog. Gebetsheilanstalt in Männedorf (Zürich). Auch als Schriftsteller war Z. thätig und einflußreich in den für seine Art empfänglichen Kreisen. Sein litterarisches Hauptwerk sind die „Lehren der Erfahrung für christliche Land- und Armenschullehrer" (zuerst Basel 1827; IV. Auflage durch L. Völter 1866); ferner „Kurze Seelenlehre, gegründet auf Schrift und Erfahrung" (Calw 1846); „Göttliche Antworten auf menschliche Fragen" (Basel 1840); „Ueber Kleinkinderpflege" (II. Aufl., Basel 1842); das 1829—1860 von ihm herausgegebene „Monatsblatt von Beuggen", das viele kleinere Arbeiten seiner Hand enthält, und die Jahresberichte der Beuggener Anstalt. Endlich war der fromme Mann auch ein nicht unbegabter Dichter; doch hat er dies Charisma wol nur im Dienste seines Berufes ausgeübt. Von 93 „Liedern der freiwilligen Armenschullehreranstalt zu Beuggen, gesammelt von Reinhard Zeller" (1871) rühren 65 von Vater Z. her.

Vgl. besonders: Strebel, Chr. H. Zeller in Schmid-Schrader's Encyklopädie d. Erziehungs- u. Unterrichtswesens (II. Aufl., Bd. X. Leipzig 1887).

Sander.

Zeller: Johann Gottfried Z., Mediciner des 17.—18. Jahrhunderts, geboren am 5. Januar 1656 in Württemberg, studirte in Tübingen und erlangte hier, nachdem er von einer größeren wissenschaftlichen Reise durch Frankreich, Holland und Deutschland zurückgekehrt war, 1684 die medicinische Doctorwürde, war dann zwei Jahre lang Reisebegleiter des Fürsten von Oettingen und seit 1686 außerordentlicher Professor in Tübingen, wo er am 7. April 1734 starb. Z. genoß einen großen Ruf als tüchtiger Geburtshelfer. In dieser Eigenschaft wurde seine Hülfe bei der Entbindung der Kaiserin von Oesterreich in Anspruch genommen. Seine zahlreichen, sämmtlich in lateinischer Sprache verfaßten Schriften betreffen theils geburtshülfliche, theils balneologische Themata. Letztere handeln von den württemberger Heilquellen Teinach, Wildbad, Zell. Die meisten sind Dissertationen und akademische Gelegenheitspublicationen von kleinerem Umfange. So betrifft eine Dissertation die hydrostatische Lungenprobe und führt den Titel: „Diss. quod pulmonum infantis in aqua subsidentia in-

fanticidas non absolvat nec a tortura liberet nec respirationem foetus in utero tollat“ (Tübingen 1691).

Vgl. Biogr. Lex. VI, 362. Pagel.

Zeller: Johann Sigmund Freiherr v. Z., geboren am 14. Mai 1653 und † in Freising im J. 1732. Er machte seine Studien in Landshut und Regensburg, dann im Collegium Germanicum zu Rom, wurde Domherr in Freising, 1675 auch in Regensburg, dann fürstbischöflich Freisingischer Hofkammerpräsident, Archidiakon und zuletzt Propst des Domcapitels, Weihbischof (Episc. Bellensis i. p.) und Generalvicar. Er veröffentlichte „Consilia et responsa practica“ (Ingolst. 1710, fol.) über Materien des Kirchenrechts, namentlich die Verhältnisse der Capitel und das Vermögensrecht betreffend.

Baader II. 2, 240. v. Schulte.

Zeller: Johannes Z., Seidenfärber in Zürich, geboren am 27. Septbr. 1777, † am 9. April 1866. — Eine der wichtigsten Hülfsindustrien für die zürcherische Seidenweberei war von jeher die Seidenfärberei und eine der ältesten zürcherischen Seidenfärberfamilien war die Familie Zeller. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts erscheinen Mitglieder dieser Familie als Färber in Zürich. Die ca. 1670 von Jakob Christoph Z. gegründete, um 1760 erweiterte und wenigstens von da an nachweisbar ausschließlich für die Seidenindustrie arbeitende Färberei „zum Bierhaus“ war schon durch vier Generationen direct vom Vater auf den Sohn übergegangen, als sie Johannes Z. im Frühjahr 1798 übernahm. Seine Mutter hatte seit dem drei Jahre vorher erfolgten Tode des Vaters das Geschäft betrieben und berief nun beim Einrücken der Franzosen in die Schweiz den Sohn nach kaum zweijährigem Aufenthalt in der Fremde — an verschiedenen Plätzen Südfrankreichs — nach Hause, um in der aufgeregten Zeit einen männlichen Schutz an ihrer Seite zu haben. 1802 übernahm Z. bei seiner Verheirathung die „Seidenfarb“, während die Mutter und sein Bruder Heinrich die erste türkischroth Färberei in Zürich, wenn nicht in der Schweiz, einrichteten. Rastlos arbeitete der junge Seidenfärber in seinem Beruf und an seiner weiteren Ausbildung in den damit zusammenhängenden Wissenschaften der Physik, Chemie und Technologie, und was er hier an neuen Ideen fand, suchte er sofort auch praktisch zu verwerthen. Er ließ einen der ersten Dampfkessel in der Schweiz nach seinen eigenen Angaben von einem Kupferschmied anfertigen; er legte schon im J. 1814 gemeinschaftlich mit seinem Bruder eine Dampfeinrichtung für die Rothfärberei an und machte in den zwanziger Jahren unermüdlich Versuche in der Herstellung von Leuchtgas, die schon 1844 zur Einrichtung der Gasbeleuchtung für seine Färberei führten, als sonst in der Schweiz von dieser Beleuchtungsart noch kaum die Rede war. Seine Idee, aus dem bei der Färberei verbrauchten Seifenwasser wieder einen festen Stoff zu gewinnen, sah er später durch seinen Sohn Heinrich verwirklicht, dem es gelang, aus den aufgelösten Seifenbestandtheilen den unter dem Namen Swinter bekannt gewordenen, vielfach angewandten Stoff herzustellen. Die eifrigste Förderung der technischen Wissenschaften war ihrem Verehrer Herzenssache. Er betheiligte sich daher im Winter 1825 freudig an der Gründung der sogenannten „technischen Gesellschaft“, die sofort mit aller Energie die Errichtung des „technischen Instituts“ an die Hand nahm, einer bald als ganz vorzüglich anerkannten Lehranstalt, des Vorläufers der öffentlichen obern Industrieschule, in der sie nach etwa fünfjährigem Bestande aufgegangen ist.

Als langjähriger Vertreter seiner Vaterstadt im Großen Rathe des Kantons Zürich hielt Z. zur conservativen Partei, da ihn die paar Jahre seines Aufenthaltes in dem noch revolutionär aufgeregten Frankreich schon in seiner Jugend

gründlich gegen alles eingenommen hatten, was die Gefahr bürgerlicher Unordnung und Anarchie auch nur von weitem in sich zu tragen schien.

27. Uebersicht d. Verhdlgn. d. techn. Gesellsch. in Zürich. Zürich 1868.

H. Wartmann.

Zeller: Karl August Z., schwäbischer Pädagog aus Pestalozzi's Schule, besonders bekannt durch seinen Antheil an Einführung der Pestalozzi'schen Methode in das preußische Volksschulwesen; geboren am 15. August 1774 auf Schloß Hohenentringen, Oberamts Herrenberg im württembergischen Schwarzwaldkreise, † am 23. März 1840 in Stuttgart. Z. war der älteste Sohn des Hofrathes Christian David Z. und dessen Gattin, Tochter des Pfarrers Schneck zu Waldenbuch. Christ. David Z., Sproß einer angesehenen württembergischen Pfarrer- und Beamtenfamilie, und Zögling des bekannten Pfarrers Johann Friedrich Flattich, hatte sich von der Jurisprudenz zur Landwirthschaft gewandt und 1772 das Schloßgut Hohenentringen gekauft, wo in ländlicher und lieblicher Einsamkeit unser Z. als Erstgeborener unter einer rasch anwachsenden Schar von Geschwistern seine Kindheit verlebte. Unter diesen ist besonders der 1779 geborene Christian Heinrich zu nennen, der ebenfalls auf pädagogischem Gebiete später Bedeutung erlangte (s. o. S. 25 f.). Nachdem Hohenentringen 1785 für 20 000 Gulden an Herzog Karl von Württemberg verkauft worden, zog die Familie nach Böblingen, zwei Jahre später nach Ludwigsburg. Z. verließ aber bald das Elternhaus, um in den Klosterschulen zu Denkendorf und Maulbronn, demnächst auf der Universität Tübingen den herkömmlichen theologischen Bildungsgang zurückzulegen. In Tübingen erwarb er 1797 unter Vorsitz seines einflußreichsten Lehrers Gottlob Christian Storr die Magisterwürde zugleich mit zwei jungen Landsleuten, die wie er selbst mehr noch im Erziehungsfache als in der Theologie sich Namen erwerben sollten: Jonathan Bahnmaier und Bernhard Gottlieb Denzel. Seine Dissertation handelte „De argumento a vaticiniis". Im folgenden Jahre ward er durch den bekannten thüringischen Schulmann und Publicisten Christian Karl André, damals Schuldirector, und den Württemberger Victor Heinrich Riecke, damals (1782—1802) Pfarrer zu Brünn in Mähren, dorthin als Hülfsprediger und Lehrer berufen. Nach fünfjähriger Wirksamkeit, die ihm ein ehrenvolles Zeugniß eintrug, verließ Z. Brünn 1803 und begab sich nach Burgdorf zu Pestalozzi, wo er dessen Methode studirte und ihr überzeugter Anhänger ward. Im folgenden Jahre ward er Mentor eines jungen Barons v. Palm, den er auf einer längeren Bildungsreise, die ihn durch ganz Deutschland über Kopenhagen nach Schweden führte und in persönliche Berührung mit den bedeutendsten Pädagogen der Zeit neben Pestalozzi, so Salzmann in Schnepfenthal, H. G. Zerrenner in Derenburg (Halberstadt), Campe in Braunschweig u. A., brachte. Ueberall vertrat er begeistert die Ideen seines Meisters Pestalozzi. Länger hielt er sich besonders in Tübingen, Dresden, Berlin, Detmold auf. In Tübingen organisirte er während des dortigen Aufenthaltes im Winter 1804 eine Armenschule und eine Sonntagsschule, wobei ihm anhängliche frühere Schüler aus Brünn, die jetzt dort studirten, zur Hand gingen. In Detmold gewann er eine „mütterliche", übrigens nur fünf Jahre ältere Gönnerin an der menschen- und kinderfreundlichen Fürstin Pauline, mit der er dauernd in Briefwechsel blieb. Sie verlieh ihm den Titel eines fürstlich lippeschen Educationsrathes. Im August 1805 folgte er dem Rufe nach St. Gallen als Prediger und Gymnasiallehrer und verlebte dort ein Jahr in engerem Verkehr mit seinem jüngeren Bruder Christian Heinrich. Aber schon bald nach seinem Antritt in St. Gallen stand der unruhig strebsame Mann in Verhandlung mit der bairischen Regierung, die ihm die Aufgabe zugedacht hatte, die Waisenhäuser zu Ulm, das damals zu Baiern gehörte, zu Erziehungshäusern

für Schullehrer einzurichten. Der ausbrechende Krieg mit Oesterreich scheint diesen Plan zerstört zu haben. Dagegen entführte das Jahr 1806 ihn wirklich nach Zürich. Dort hatte ein edler Mann, der Rathsherr Rusterholz, den Plan gefaßt, sämmtliche Schullehrer des Landes in einer planmäßig angelegten „Schulmeisterschule“ zur neuen Lehrart anzuleiten. Aber körperliches Siechthum, dem er bald nachher erlag, hinderte ihn, im entscheidenden Momente selbst Hand anzulegen. Da trat Z. in die Arbeit ein. „In Zürich anwesend“, so berichtet der preußische Staatsrath J. W. Süvern in der Denkschrift, die später Zeller's Berufung nach Preußen entschied, „als eben die neue Anstalt ihren Anfang nehmen sollte, wurde er hauptsächlich durch die Neuheit der Idee eines solchen Normal- und Schulmeisterinstituts gereizt, an ihm theilzunehmen, aber bald so lebhaft dafür interessirt, daß er sich ganz demselben widmete. Ueber zwei Jahre lang arbeitete er ohne alle äußere Belohnung, aber ermuntert durch die thätige Unterstützung der Regierung, welche ihm den ausgedehntesten Wirkungskreis eröffnete, Prediger und Lehrer zur Theilnahme nachdrücklich anhielt und beträchtliche Summen für das Institut anwies, mit so ausgezeichnetem Erfolg, daß aus jedem Cursus, den er mit den einberufenen Schulmeistern machte, eine beträchtliche Anzahl durchaus verändert und erhöht an Einsicht und Geist von dannen ging, daß eine Schule nach der anderen von edlerem Geiste erfüllt, eine Gemeinde nach der anderen für die Sache erwärmt, daß im Jahre 1807 von 204 Schulmeistern nur 10 für bessere Lehrarten durchaus untüchtig befunden wurden, die anderen sie angenommen hatten und ausübten. — — — Der so neu und so glücklich ausgeführte Gedanke erregte bald auch die Aufmerksamkeit der umliegenden Kantone. Einer Prüfung der Schulmeister wohnten die Gesandten der gerade in Zürich gehaltenen Tagsatzung bei. Alle Kantone wurden für die Sache eingenommen, die Kantone St. Gallen, Solothurn, Luzern legten ähnliche Institute an, selbst benachbarte Prälaten folgten, vor allem der Abt der Benedictinerabtei Kreuzlingen und der Generalvicar des Bisthums Konstanz [v. Wessenberg!]; selbst die Aebtissin des Frauenklosters Münsterlingen erhob ihre Nonnen zu Lehrerinnen künftiger Erzieherinnen, und, vorher dem Müßiggange geweiht, wurden Mönche und Nonnen Diener und Dienerinnen Gottes in dem edelsten und heiligsten Geschäfte, seinen Geist lebendig zu machen in den Menschen, die sein Bild sein sollen“. Als Z. drei solcher Schulmeistercurse gehalten hatte, begab er sich mit Urlaub von Zürich für den Winter 1807/8 wieder zu Pestalozzi nach Ifferten. Während er dort lehrte und lernte, verbreitete sich — noch besonders durch seine veröffentlichten brieflichen Berichte an die Fürstin Pauline über die Züricher Curse — sein Ruf als eines der bedeutendsten Interpreten der Methode Pestalozzi's, namentlich für die Volksschule, so daß man schon anfing, von einer Pestalozzi-Zeller'schen Lehrart zu sprechen. Auf der Rückreise nach Zürich ward Z. in Hofwyl festgehalten und veranlaßt, dort auch für die Landlehrer des Berner Gebietes Vorträge zu halten. Gleichzeitig nahm er den Ruf in ein ansehnliches, leitendes Schulamt zu Zofingen im Aargau an. In Hofwyl jedoch hörte im Juli 1808 König Friedrich von Württemberg einer Prüfung Zeller's fünf Stunden lang zu und machte unter dem Eindruck des Gehörten sein Näherrecht als Landesherr geltend, indem er den begabten und eifrigen Schulmann als Schulinspector nach Heilbronn berief mit der Aufgabe, auch dort methodologische Schulmeistercurse abzuhalten. Demgemäß überließ der Begehrte die Zofinger Stelle seinem Bruder und begab sich nach Heilbronn. Er hatte jedoch seine Thätigkeit dort noch nicht aufgenommen, als er von dem preußischen Minister, Frhrn. v. Schrötter, im September 1808 die Einladung erhielt, als Regierungs- und Schulrath nach Königsberg zu kommen und dort das königliche Waisenhaus als Musterschule und Lehrerseminar in

Pestalozzi's Sinne einzurichten, auch sonst durch Vortragscurse und Organisation von Schulen und Seminaren für die beschlossene Neugestaltung der preußischen Schule thätig zu sein. Einstweilen wurde daraus noch nichts, da — so scheint es — König Friedrich auf Leistung der übernommenen Pflicht bestand. Z. hielt demgemäß im Winter 1808/9 in Heilbronn seinen ersten Schulmeistercursus mit 42 Lehrern und einigen Geistlichen unter vielem Beifalle ab. Als am 21. März 1809 der inzwischen eingetretene Minister Graf Dohna den Ruf erneuerte, entließ der König von Württemberg Z. unter dem Beding, vor seinem Abgange noch einen entsprechenden Cursus für Geistliche zu veranstalten, was dann auch während vier Wochen mit 52 evangelischen und katholischen Geistlichen und 6 ausgewählten Lehrern geschah. Am 9. Juni ward Zeller's Bestallung in Königsberg von Friedrich Wilhelm III. vollzogen. Er wurde als Regierungsrath mit Sitz und Stimme in der Regierung jeder Provinz berufen, in der er sich zur Organisirung der geplanten Anstalten jedes Mal befinden würde. Im October traf er mit einem Schüler Pestalozzi's aus Ifferten, Griebs, als Gehülfen in Königsberg ein. Alle Herzen bis zum Throne hinauf schlugen ihm entgegen. Großartig war der Eindruck seines ersten Auftretens; mehr allerdings bei dem ferner stehenden Theile des gebildeten Publicums als bei Geistlichen und Lehrern, denen er seine Vorträge hielt, und die bald Anlaß fanden zwischen dem gesunden Pestalozzi'schen Kerne und der oft willkürlichen und wunderlichen Zeller'schen Einkleidung zu unterscheiden. Z. wurde bald nach seinem Dienstantritte noch zum Oberschulrath und zum Mitglied einer eigens auf seinen Wunsch bestellten besonderen Commission für das Unterrichtswesen ernannt. Aber bald wollte er diese Commission wieder beseitigt, die im Laufe des Jahres zu Pestalozzi entsandten Lehrjünger zurückgerufen wissen. Einträchtiges Zusammenwirken selbst mit den aufrichtigsten, willig entgegenkommenden Freunden der Sache erwies sich bei seiner herrischen und zerfahrenen Art bald als unthunlich. Ueberdies zeigte die ihm anvertraute Leitung des Waisenhauses ihn bald von einer so abenteuerlichen Seite, daß ihm diese mit guter Manier wieder entzogen werden mußte. Er hatte sich das thörichte Theorem gebildet, daß analog der göttlichen Erziehung der Menschheit auch der einzelne Mensch zuerst als Heide, dann als Jude und zuletzt als Christ zu erziehen wäre; und Pestalozzi's seelsorgerischen Umgang mit den einzelnen Zöglingen carikirte er zu einer gesetzlichen Buß- und Beichtpraxis bedenklichster Art, die eine gewissenhafte Aufsichtsbehörde unmöglich mit ansehen konnte. Zu spät erkannte man, daß man sich einen zwar hochbegabten, aber im amtlichen Verkehre mißlichen, durch die bisherigen Erfolge verwöhnten und durch die ruckweise Art seines Arbeitens stetiger Thätigkeit entwöhnten Sonderling aufgeladen hatte. Wunderbar genug war Pestalozzi vor der Berufung Zeller's nicht gefragt worden. Schwerlich wäre es sonst dazu gekommen. Noch im Mai 1809 schrieb der Meister vertraulich an seinen Freund, den Staatsrath Nicolovius in Königsberg, über den jüngeren Gehülfen in einer Weise, die so ziemlich alles voraussehen ließ, was kommen mußte. „Je größere Resultate“, so schrieb er, „Zeller mit einem halben Jahre hervorbringen wird, je nöthiger ist es, daß ihr den Punkt genau kennt, auf welchem er dann nicht weiter kann. — — — Zeller bewegt dir in einer Stunde das ganze Königreich; aber er gefahret, in der zweiten niemand zu finden, der mit gleicher Gewalt das nöthige Folgende anschließt an das Eingezauberte. Freund, man kann Zeller nicht mehr zugethan sein als ich; ich bin es mehr als alle meine Mitarbeiter. — — — Er hat eine Gewandtheit in den ersten Unterrichtsschritten und steht dem Volk in allen Rücksichten so nahe, daß er es zu seinen Zwecken ergreift, wie niemand von allen imstand wäre, den ich dir von den Meinigen senden könnte. — — (Aber) — Er trägt das Höchste, das Voll-

endete der Sache nicht in seinem Kopf, nicht in seinem Herzen. — Er ist eitel, er ist unruhig, er ist gewaltthätig" u. s. w. Die einzelnen unliebsamen Vorkommnisse, die W. Dilthey im Artikel Süvern aus den Acten mittheilt, sollen hier nicht wiederholt werden. Die preußische Regierung handelte weise, indem sie Z. ohne Aufsehen nach außen von regelmäßiger Theilnahme an der Verwaltung mehr und mehr entfernte und mit einzelnen Aufträgen beschäftigte. Immerhin erhielt er so Gelegenheit, seine Erfahrung und seine Thatkraft der guten Sache, der er stets warm ergeben blieb, namentlich durch Vorträge und bei der Einrichtung zweier neuer Seminare, Braunsberg im Ermlande und Karalene (d. i. Königin: so zu Ehren der Königin Luise genannt) in Lithauen, dienstbar zu machen. Einer früheren Zusage für den Fall des Gelingens gemäß erhielt er sogar 1811 das Staatsgut Münsterwalde bei Marienwerder als Dotation überwiesen und durfte sich bald ganz mit der 1811 heimgeführten Gattin, Charlotte Rottmann aus Dirschau, dorthin zurückziehen. Ihm wurde nur die Pflicht auferlegt, sich zu einzelnen Geschäften auftragweise bereit finden zu lassen. In Münsterwalde lebte er bis 1822 mit allerlei Studien, besonders auch land- und volkswirthschaftlichen, über Gefängnißwesen u. s. w., wie mit der Fürsorge für seine anwachsende Familie beschäftigt, aber aus dem preußischen Schulwesen so gut wie ausgeschieden und in seiner provinzialen Stellung seit 1816 förmlich durch Dinter ersetzt. Im J. 1822 erbat und erhielt er Erlaubniß, nach der Rheinprovinz überzusiedeln. Er wohnte anfangs in Köln, seit 1824 bei Kreuznach, seit 1830 in Wetzlar und Bonn, wo er seine Gattin, die Mutter seiner acht Kinder, durch den Tod verlor. In dieser Zeit seines Lebens erregte die damals viel besprochene Methode des wechselseitigen Unterrichtes sein besonderes Interesse. Förmlich und mit Ehren, unter Verleihung des Rothen Adlerordens III. Cl., aus dem preußischen Staatsdienste entlassen, wandte er sich 1834 seiner schwäbischen Heimath wieder zu und nahm eifrigen Antheil an Gründung und Einrichtung des von privater Wohlthätigkeit gestifteten Rettungshauses im alten Cistercienserkloster Lichtenstern, dem er mehrere Jahre als Anstaltsgeistlicher und Berather wie als freigebiger Spender diente: hier nochmals auf seine barocken Ideen von Anstaltszucht und Hausordnung zurückkommend. Mit warmem Antheile begleitete er seines Bruders Thätigkeit in Beuggen und alle ähnlichen Unternehmen christlicher Wohlthätigkeit. Im J. 1837 zog er sich nach Stuttgart zurück und starb dort am 23. März 1840.

An litterarischen Arbeiten veröffentlichte Z. außer den bereits erwähnten Briefen an die Fürstin Pauline über sein Wirken in Zürich ebenfalls auf Grund der dortigen Erfahrungen seine „Schulmeisterschule" (IV. Aufl., Leipzig 1839); „Die Elementarschule, ihr Personal, Lokal und ihre Verfassung" (Königsberg 1815); „Thomas? oder Johannes und Paulus?" (Bonn 1833); „Das Evangelium von Jesu Christo oder sein Charakterbild, wie es aus der Harmonie der Evangelien hervortritt", „Kleine Raumlehre für Volksschulen" (3 Bändchen), „Kleine Gesanglehre für Volksschulen" (3 Bändchen): die letzten drei unter dem Gesammttitel: „Lernmittel für den wechselseitigen Unterricht" (Stuttgart 1839). Auf Veranlassung der württembergischen Regierung verfaßte er in den zwanziger Jahren: „Grundlinien der Strafanstalt, die als Erziehungsanstalt bessern will", und „Der Grundkreditverein als Bürgengesellschaft". Ferner schrieb er über die Hautpflege und die Gelegenheitsschrift: „Die katholische Mutter und der evangelische Sohn". Endlich betheiligte er sich mit kleineren Aufsätzen an verschiedenen Zeitschriften; so besonders während seines Wohnens im Rheinlande an den „Rheinischen Blättern" von Rossel und Diesterweg.

Vgl. die biographischen Artikel in Hergang's Pädagogischer Realencyklopädie (II. Aufl. 1852) und von Hegler in Schmid-Schrader's Encyklopädie

des Unterrichts- u. Erziehungswesens (II. Aufl. Bd. X. 1887). — Ferner: Morf, Zur Biographie Pestalozzi's, IV. Theil, S. 176 ff. (Winterthur 1889). — W. Dilthey, Artikel Süvern der A. D. B. XXXVII, 206. — Gebhardt, Die Einführung der Pestalozzi'schen Methode in Preußen (Berlin 1896).

Sander.

Zeller: Karl Z., Operettencomponist, wurde am 19. Juni 1842 zu St. Peter in der Au (Niederösterreich) geboren. Mit 11 Jahren kam er als Hofsängerknabe in die kaiserliche Hofcapelle nach Wien, wo der Contrapunktist Hoforganist Simon Sechter († 1867) sein Lehrer war. Er besuchte dort das Gymnasium, studirte die Rechte, promovirte zum Dr. iur. und gelangte darauf infolge schöner, eleganter Erscheinung und gewinnender Manieren rasch zu allgemeiner Beliebtheit in der besten Gesellschaft, durch juristische Kenntnisse und künstlerische Begabung in eine verheißungsvolle Laufbahn. 1875 wurde er aus dem Justizdienst ins Unterrichtsministerium berufen, wo er seit des Freiherrn v. Dumreicher Ausscheiden Jahre lang das Kunstreferat in der Function eines Sectionsraths versah; später fiel ihm der Hof(nicht Ministerial)rathstitel zu. Ein schon früh beginnendes Nerven- und Gehirnleiden wol legte den Keim zu seinem Unglück. Denn sicherlich fußte darin die bedauerliche Verirrung seines Rechtsbewußtseins, die den noch jugendlich frischen, elastischen Salonmann aus seinen Kreisen plötzlich fortzubleiben zwang, weil er in einem Civilprocesse schwer compromittirt erschien. Die Verhandlung über diese Erbschaftssache, auf einer Betrugsanzeige aufgebaut, veranlaßte die Criminalklage wegen zweier Falscheide aus Eigennutz. Der bis dahin doppelt und dreifach vom Glück Begünstigte verfiel unfreiwilliger Pensionirung. Gar arge körperliche Schmerzen hatten ihn bereits allen Freuden des Lebens entfremdet, als am 31. März 1897 der Gelähmte in seiner Abwesenheit nach ausdrücklicher Genehmigung des Wiener Ober-Landesgerichts von den Geschworenen jenes Verbrechens schuldig gesprochen und zu einem Jahre schweren Kerkers verurtheilt wurde. Auf die Nichtigkeitsbeschwerde seiner Gattin hob der Oberste Gerichtshof dieses Urtheil auf eben weil der Angeklagte nicht der Verhandlung beigewohnt hatte, und verfügte eine neuerliche unter seiner directen Theilnahme. Da Zeller's Krankheit sich immer verschlimmerte und diese im Bunde mit diesem furchtbaren Schlag auch seinen Geist trübte, konnte kein weiterer Termin mehr anberaumt werden, und so starb Z. auch nicht als gesetzlich Verurtheilter, wenn auch als moralisch Gerichteter, als ihn am 17. August 1898 Abends der Tod von quälendem Druck des Leibes und allem Ungemach erlöste. Sein Schicksal muthet wahrhaft tragisch an, fast wie ein Stück Sensationsroman, dem man dann rohe Pikanterie, ungeschickte Erfindung vorwerfen würde. Sein Fall besitzt auch juristisches Interesse wegen der Streitfrage der persönlichen Zuziehung des Delinquenten, worüber die zuständigen Gerichtsbehörden mit einander in Conflict geriethen. Am 20. August ward er still begraben.

Zeller's Name war seit einem Decennium ungemein populär, von da ab als er sein sicheres und flüssiges musikalisches Talent in den Dienst der beweglichen volksthümlichen Operette deutschen Stils gestellt hatte und in Wien schnell in die Höhe kam. Nach seinem Bühnendebut mit der dreiactigen Operette „Joconde“ (1876), der „Kapitän Nicol“, „Die Carbonari“ und „Der Vagabund“ folgten, schossen „Der Vogelhändler“ und „Der Obersteiger“ ins Schwarze. Ihre leichte Rhythmik, ihre einschmeichelnden, dem französischen Raffinement abholden, faßlichen Melodien und Hauptdacaponummern der beiden Titelhelden haben das breiteste Publicum ergötzt. Auch componirte Z. eine Menge Lieder und Chöre, sowie „Die Thomasnacht“ aus der Gattung des Liederspiels, der auch seine Erstlingsthat, „Das Kölnische Narrenschiff“, angehört hatte.

L. Eisenberg (u. R. Groner), Das geistige Wien I, 246; danach Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 59, 312a; gute Artikel Münchner Neueste Nachr. Nr. 381 (v. 20. Aug.), S. 3, für die Daten wichtig (falscher Todestag 16.) (ebenda Nr. 385, S. 3 Notiz vom Begräbniß), und Neue Freie Presse Nr. 12 207 v. 18. Aug. Mrgbl. S. 4.

Ludwig Fränkel.

Zeller: Simon Z., Edler von Zellerberg, geboren am 13. Januar 1746 zu Niederleis in Niederösterreich, † am 4. Februar 1816 in Wien. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Göttingen durch Röderer (1751) und in Wien 1752 durch van Swieten ein Lehrstuhl für Geburtshülfe errichtet wurde, erregte diese Neuheit heftigen Widerstand. Geistliche und Weltliche erklärten es für unanständig und ärgerlich, daß Männer sich einem Geschäft unterziehen sollten, das von jeher von Frauen verrichtet worden und auch nur verrichtet werden müsse. Der erste Lehrer in Wien war H. N. Crantz, ein Schüler von Levret und Puzos, ihm folgte der litterarisch unproductive V. F. Lebmacher, übrigens ein tüchtiger Praktiker und als die Unterrichtsräume aus dem St. Marx-Hospital nach dem im Allgemeinen Krankenhause neu angelegten Gebärhause im J. 1784 verlegt worden, Simon Z. als erster Director. Z., ein Schüler Rechberger's am St. Marx-Spital, hatte sich damals bereits durch seine „Grundsätze der Geburtshülfe“ (Wien 1781) bekannt gemacht. Er hatte dann später den Leibarzt Kaiser Josef's II., Herrn v. Quarin, auf dessen Reise durch Frankreich, Holland und England begleitet, und war also, ehe er sein Amt in Wien antrat, aus eigener Anschauung mit den Zuständen der französischen und englischen Geburtshülfe bekannt geworden. Zu bemerken ist, daß um die Zeit, in welcher Z. bei Rechberger studirte, auch Johann Lukas Boër am St. Marx-Hospitale arbeitete und gleichzeitig mit Z., namentlich 1784, als Wundarzt beim Waisen- und Findelhause in Wien angestellt wurde. Ob und inwiefern Boër damals schon von Einfluß auf die Entwicklung Zeller's, der nur fünf Jahre älter als Boër war, gewesen ist, läßt sich nicht nachweisen. Wahrscheinlich ist es nicht, da Boër erst am 26. Januar 1780 sein Examen machte, d. h. zu einer Zeit, in welcher Z. wol schon mit Abfassung der oben erwähnten „Grundsätze“ beschäftigt gewesen sein wird. Jedenfalls wird Z. durch seinen Aufenthalt in England, Frankreich und Holland mindestens ebenso sehr zur Aenderung seiner geburtshülflichen Anschauungen veranlaßt worden sein, als durch den Verkehr mit Boër. Der Fortschritt, welcher sich in seiner 2. Publication „Bemerkungen über einige Gegenstände aus der praktischen Entbindungskunst“ (Wien 1789) gegenüber den „Grundsätzen“ zeigte — das Bestreben und Verlangen die Natur bei diesen Processen mehr und mehr walten zu lassen, Gesichtslagen z. B. als natürliche Geburten nicht mehr durch die Wendung zu beendigen und die Ausstoßung der Nachgeburt mindestens zwei Stunden nach der Geburt des Kindes abzuwarten, ist ein für die damalige Zeit sehr verdienstlicher. Er wird auch nicht geringer durch die Angabe von H. F. Naegele (Geburtsmechanismus. Mainz 1838, S. 181), daß Z. seine Grundsätze erst publicirt habe, nachdem Boër ihn auf diese Behandlung aufmerksam gemacht habe. Daß der Vertreter der activsten Richtung in der Geburtshülfe, F. B. Osiander in Göttingen, den Anschauungen und Lehren Zeller's feindlich entgegentrat, daß er behauptete, jene Schrift Zeller's „athme einen Geist der Paradoxie, ein gewöhnliches Symptom der Anglomanie, das den teutschen Aerzten, welche einmal in England gewesen, wie der Steinkohlenqualm ihren Büchern oft unvertilgbar anklebe“ — ist leicht erklärlich.

Wie weit Z. unter seiner Direction des großen Wiener Gebärhauses die

Naturkräfte walten ließ, geht am besten aus folgenden Zahlen hervor. Vom 16. August 1787 bis 31. December 1800 fanden 18 454 Geburten statt, von denen 108 durch die Wendung, 31 durch den Hebel und nur 1 durch Enthirnung, d. h nur 1,3 % künstlich beendet wurden. Diese Zahlen sind seiner Schrift „Lehrbuch der Geburtskunde — — — nebst einer kurz gefaßten Totalübersicht der vom letzten August 1787 bis Ende 1800 im Gebärhause vorgefallenen Geburten" (II. Aufl. Wien 1803, III. Aufl. Wien 1806) entnommen. Seine späteren Publicationen beziehen sich nicht mehr auf geburtshülfliche Gegenstände, sondern auf den Nutzen des Badeschwammes und des Kaltwassers bei chirurgischen Operationen, auf venerische Localkrankheitsformen, neue Operationsmethoden u. s. w. Z. fand in seiner ärztlichen Thätigkeit viele Anerkennung, denn er wurde k. k. Rath und Leibchirurg und 1802 geadelt.

Auch wenn Z. die Bedeutung der geburtshülflichen Zange vollständig verkannte und wie erwähnt, die Möglichkeit vorliegt, daß seine Förderung der exspectativen Methode in der Geburtshülfe nicht bloß durch das Ausland, sondern auch durch den Einfluß von J. L. Boër veranlaßt worden sei, so sagen wir doch mit E. C. J. v. Siebold „wir müssen ihm in dieser Beziehung den Vorrang lassen, ohne dadurch im mindesten Boër's Verdienste zu schmälern".

F. v. Winckel.

Zellner: Valerian Z., Augustiner, geboren am 26. April 1718 zu Ebersberg in Baiern, † am 19. Februar 1763 zu München. Z. trat nach Vollendung seiner Studien zu München in den Augustinerorden ein. Er wurde im Orden als Lector der Philosophie und Geschichte, seit 1750 als Lector der Theologie verwendet, bekleidete auch eine Zeit lang das Amt eines Definitors der bairischen Augustinerprovinz. — Zellner's schriftstellerische Thätigkeit umfaßt nachstehende Schriften: ein Lehrbuch der Homiletik unter dem Titel: „Rhetorica sacra, seu norma accurate et utiliter concionandi" (Ratisbonae 1749); „Via brevis et perspicua perveniendi ad Epistolarum notitiam" (Ratisbonae 1750); „Positiones theologicae dogmatico-scholasticae, ex tractatu de sacramentis" (Monachii 1753); „Dissertatio historico-dogmatica de Primatu Petri" (Monachii 1755). Von der „Historia ecclesiastica imperiali mixta, dissertationibus elucubrata" (Monachii 1756, klein Folio) ist nur eine Dissertatio I erschienen, welche die Geschichte der Päpste Hadrian I. und Leo III. und ihrer Beziehungen zu Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, besonders aber die Stellung Karl's des Großen in der Kirchengeschichte seiner Zeit behandelt; angehängt sind Thesen aus der Kirchengeschichte der ersten acht Jahrhunderte. Nach Ossinger's Notiz war Z. zuletzt beschäftigt mit der Abfassung von „Dissertationes ex Jure canonico civili mixto", die er aber bei seinem Tode unvollendet zurückließ.

J. F. Ossinger, Bibliotheca Augustiniana (Ingolstadii et Augustae Vindelicorum 1768), p. 978. — Cl. A. Baader, Lexikon verstorbener Baier. Schriftst., Bd. I, 2 (1824), S. 359. — Hurter, Nomenclator, T. II (ed. 2, 1893), p. 1471.

Lauchert.

Zellweger: Jakob Z., Landammann des Kantons Appenzell A. Rh. und helvetischer Senator, 1770—1821. Als Nachkomme einer alten, im Appenzellerlande seit dem 14. Jahrhundert urkundlich vorkommenden Familie, deren Glieder seit 1429 wiederholt in den höchsten Landesämtern und in Hauptmannsstellen in fremden Diensten erscheinen, wurde Jakob Z. im December 1770 in Trogen geboren und am Weihnachtstage getauft. Er war das jüngste Kind des Landsfähndrichs Johannes Z. in Trogen, eines in der Eidgenossenschaft hoch angesehenen Mannes, der 1776 Präsident der helvetischen Gesellschaft in Schinznach war. Die Mutter war Frau Anna Hirzel aus Zürich, ebenfalls aus

einer hochangesehenen Familie, Tochter des 1752 gestorbenen Statthalters Hans Kaspar Hirzel und Schwester der beiden gelehrten und berühmten Hans Kaspar Hirzel zum Sonnenberg und Salomon Hirzel, zweier Männer, die für das wissenschaftliche und litterarische Leben jener Zeit von Bedeutung sind. So wurde dem Knaben, der mit zwei älteren Brüdern, dem späteren Landesseckelmeister Johannes und dem künftigen appenzellischen Philanthropen und Geschichtsschreiber Johann Kaspar Z. im Hause unter der Aufsicht des Vaters unterrichtet wurde, ein Elternhaus zu Theil, in dem er in früher Jugend schon die Namen und wol auch die Personen der bedeutendsten Zeitgenossen im Vaterlande kennen lernte und gewöhnt wurde, an den Angelegenheiten seines engern und weiteren Vaterlandes nicht achtlos vorüber zu gehen, und später als Mann die Wohlfahrt des Landes wie seine eigene anzusehen und fördern zu helfen. Doch zunächst war die Bestimmung des heranwachsenden Jünglings eine andere. Sein Vater, der Herr Landsfähndrich, war trotz seines Amtes, seines regen Interesses und seiner Theilnahme an den litterarischen und politischen Regungen seiner Zeit, trotz seiner ausgedehnten Correspondenz mit Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern jener Tage in erster Linie ein tüchtiger Kaufmann, der das vom Vater übernommene ausgedehnte Leinwand- und Mousselingeschäft zu hoher Blüthe gebracht hatte, der meist vom Morgen bis zum Abend in seiner Schreibstube thätig war, und der auch seinen drei Söhnen neben der allgemeinen Ausbildung eine tüchtige kaufmännische Bildung zu geben entschlossen war. Wie die ältern Brüder, so mußte auch Jakob jung schon in des Vaters Schreibstube thätig sein, Stoffe und Muster kennen lernen, dann den Brüdern nachfolgen in die Filialen des Geschäftes in Lyon und Genua, später auch nach Barcelona. In dieser Lehrzeit reifte der reichbegabte und frühzeitig schon durch ein entschlossenes Wesen und einen lautern und festen Charakter sich auszeichnende junge Z. zu einem Manne heran, der nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus dem Lande nicht weniger zu werden versprach, als die besten seiner Vorfahren demselben gewesen waren. Im J. 1793 gründete er einen eigenen Herd durch Verheirathung mit Anna Barbara Zuberbühler von Speicher, der Tochter des Landammanns Dr. Joh. Ulr. Zuberbühler. Wie seine ältern Brüder trat auch er als Theilhaber in das väterliche Geschäft, das die Brüder Joh. Kaspar und Jakob bald allein führten und nach dem Tode des Vaters 1802 gemeinsam übernahmen. 1808 zog sich Joh. Kaspar zurück und die Arbeit des umfangreichen Geschäftes lastete nun allein auf den Schultern des Jüngern, der seit Jahren schon in schwerer Zeit die Würde und Bürde eines appenzellischen Landammanns trug, und nebenbei noch als Vertreter seines Landes an den eidgenössischen Tagsatzungen der Mediationszeit theilnahm. Aber die Regierungsgeschäfte im Lande sowol, wie auch die häufige längere Abwesenheit an eidgenössischen Verhandlungen und Tagen, die sich noch häuften, als nach dem Sturze Napoleon's 1814 auch in der Schweiz die alten Verhältnisse zurückkehrten, mußten oft nur zu sehr die Sorge für das eigene Wohl in den Hintergrund drängen. Die Folgen davon machten sich bald spürbar: schwere Verluste besonders der spanischen Filiale trafen das Haus und Jakob Z. sah sich schließlich 1816 zur Liquidation genöthigt und konnte nur einen Theil seines ehemaligen großen Vermögens retten.

Soviel über seine Privatverhältnisse. Wichtiger ist, von Zellweger's öffentlicher, politischer Thätigkeit zu reden. Beim Einbruch der Franzosen und der darauf folgenden Umgestaltung der alten Eidgenossenschaft stand er wie alle seine Verwandten auf Seite des Alten und verheimlichte seine Abneigung gegen die sich bereitenden Veränderungen in der Verfassung nicht. Klug und weitblickend genug um einzusehen, daß an der alten eidgenössischen Verfassung sowol

wie auch an der appenzellischen Manches im Geiste der neuen Zeit geändert werden müsse, war er bereit, zur Aufhebung der Unterthanenverhältnisse in den Herrschaften und Vogteien mitzuwirken. Allein höher stand ihm die alte Anhänglichkeit des demokratischen Volkes an seine alten Freiheiten und an die kantonale Selbständigkeit. Er fürchtete, und mit Recht, eine Centralregierung werde nur ein Werkzeug Frankreichs werden. Doch hat er klug sich der Nothwendigkeit gefügt und sich bemüht, die Gegensätze zu vermitteln und das Land vor Schaden zu bewahren.

Aus heimathlichen Beamtungen in die Oeffentlichkeit trat Jakob Z. im J. 1801, als er von seinem Heimathkanton als Mitglied der helvetischen Tagsatzung nach Bern gesandt wurde. Hier trat er in enge Beziehungen zu den Häuptern der inneren Kantone und zu andern gleichgesinnten Mitgliedern, deren Bestreben es war, der neuen helvetischen Constitution ein mehr föderalistisches Gepräge zu geben. Dieser Plan gelang durch eine Art Staatsstreich in der Nacht vom 27. auf den 28. October 1801. Die 13 conservativen Mitglieder, zu denen auch Z. gehörte, hoben die helvetische Tagsatzung und den Vollziehungsrath auf und wählten, gestützt auf das französische Militär, das mit ihnen im Einverständniß war, einen neuen Vollziehungsrath und einen conservativen Senat, in dem auch Z. saß. Nur bis zum Frühling des nächsten Jahres dauerte die föderalistische Herrschaft, ein neuer Staatsstreich und eine neue helvetische Verfassung löste sie ab. Die Wirren in Helvetien und der Abfall der Kantone nach dem Abmarsch der Franzosen aus der Schweiz wurden immer größer. In Schwyz versammelte Aloys Reding die Häupter der am Alten festhaltenden demokratischen Orte, Aufforderungen ergingen an alle übrigen Kantone, viele folgten dem Rufe, besonders die alten städtischen Aristokratien, und am 27. September wurde in Schwyz mit großem Gepränge eine Sondertagsatzung eröffnet. Jakob Z., seit August 1802 Landammann seines Kantons, war bei allen diesen Unternehmungen eines der thätigsten, energischsten und klügsten Mitglieder, der in der Heimath wie in der Eidgenossenschaft für die föderative Sache wirkte. Sie schien zu siegen — da griff von neuem Bonaparte ein, gebot der Bewegung Einhalt und berief Abgeordnete beider Parteien nach Paris zur Berathung einer neuen Verfassung für Helvetien. Allein Z. und eine Anzahl seiner politischen Freunde leisteten dem Rufe keine Folge. Dies sowol wie auch der Widerstand, den die Tagsatzung von Schwyz seinem, dem Vorschlage des ersten Consuls entgegengesetzt hatte, reizten Bonaparte und seine Werkzeuge in der Schweiz so sehr zum Zorn, daß er die Häupter jener schwyzerischen Tagsatzung, um sie unschädlich zu machen, verhaften und in die Festung Aarburg einsperren ließ. Dort wurde Z. gemeinsam mit Aloys Reding von Schwyz, Seckelmeister Hirzel von Zürich, Landammann Wyrsch von Unterwalden und Landammann Auf der Mauer von Schwyz vom November 1802 bis zum Februar 1803 gefangen gehalten. Ein Tagebuch von Z. über die Zeit der Gefangenschaft, und eine von ihm gehaltene Neujahrsansprache an seine Freunde geben Zeugniß, wie Zellweger's Sinnen und Denken auch in dieser Zeit unablässig auf das Wohl des Vaterlandes und auf eine glückliche Gestaltung der Zukunft gerichtet waren. Auch nach seiner Entlassung im Februar 1803 stand er noch in seinem Hause unter militärischer Bewachung, die er selbst besolden mußte; am 3. März wurde die Wache zurückgezogen. Doch mußte er sich verpflichten, auf jede Aufforderung des in der Schweiz commandirenden französischen Generals sich zu stellen, zugleich wurde ihm mit Internirung in einer französischen Stadt gedroht, wenn er irgend etwas gegen die Pläne des ersten Consuls unternehme. Kurz nach seiner Entlassung, im April 1803, wählte ihn das zur Landsgemeinde versammelte appenzellische Volk einstimmig zum regieren-

den Landammann. Durch diese ehrenvolle Wahl bewiesen die Appenzeller, wie gleichzeitig die Schwyzer durch die Wahl des ebenfalls von Bonaparte gemaßregelten Reding, daß sie sich um den Weltbezwinger, dem schon damals fast halb Europa gehorchte, nicht bekümmerten, sondern nur dem Antriebe ihres Kopfes und Herzens folgten.

Fünfzehn Jahre lang hat Z. nun als Landammann die Geschäfte seines Heimathlandes geführt, dasselbe an fast allen eidgenössischen Tagsatzungen und außerordentlichen Conferenzen vertreten und Appenzells Stimme zur Geltung zu bringen gewußt. Mit Kraft und Würde trat der hochangesehene Mann auf im Großen wie im Kleinen, seine Ansichten und seine reichen Erfahrungen wurden stets für die bedeutendsten Commissionsarbeiten in Anspruch genommen, und bei keinem wichtigen Ereignisse fehlte sein Name in den Verhandlungen. 1804 ging er mit als Vertreter der Eidgenossenschaft zur Kaiserkrönung Napoleon's nach Paris. Diese Anwesenheit am französischen Hofe benutzte er besonders auch dazu, der heimischen Industrie Vortheile zu erwirken. Wirksamen und großen Antheil hatte er auch als Mitglied der wichtigen diplomatischen Commission an den Tagsatzungen der Jahre 1813 und 1814, der die Verhandlungen mit den siegreichen Mächten und die Schaffung einer neuen schweizerischen Bundesverfassung oblagen. Seinem Einflusse ist es auch in erster Linie zuzuschreiben, daß Appenzell-Außerrhoden den Ruhm hat, daß es damals die einzige unter den schweizerischen Demokratien war, die sich die Verzichtleistung auf die Herrschaftsrechte über die Unterthanenlande nicht mit Geld abkaufen ließ, wie die andern, sondern freiwillig sie ausgesprochen hat. Es ist diese großherzige Politik Zellweger's zu den schönsten Zügen in seiner diplomatischen Laufbahn zu zählen. Immer mehr wuchs dadurch sein Ansehen in der Tagsatzung und bei den fremden Gesandten, von denen mehrere, darunter Alexander's I. hochvertrauter Capo d'Istria, durch Besuche in Trogen ihre Hochachtung bewiesen. In den Jahren der Theuerung und Noth 1816 und 1817 hat er durch seine Sendungen an den Höfen von München und Stuttgart Großes erreicht, die Noth in seinem Lande zu lindern, und für sich hohe Anerkennung und Ehre gewonnen. An beiden Höfen Württembergs und Baierns hatte er sich der besten Aufnahme zu erfreuen; der Kronprinz von Baiern besuchte ihn und nahm nach schwerer Krankheit seinen Besuch zuerst an; er belobte ihn wegen seines mannhaften Auftretens gegen Frankreich.

Und doch — auch an ihm mußte schließlich das alte Wort von der demokratischen Undankbarkeit, die einst ein Miltiades, Perikles und Andere erfuhren, zur Wahrheit werden. Als die Unglücksfälle in Spanien seinem Wohlstande schwere Schläge zufügten, als er sein Geschäft liquidiren mußte, da wurde er 1818 von der Landsgemeinde seines Amtes entlassen. — Mochten auch körperliche Leiden, der Verlust seiner Gattin und die Unglücksfälle ihn gebeugt haben, ganz freiwillig war sein Rücktritt jedenfalls nicht. 1816 hatte er ohne Erfolg von der Landsgemeinde seine Entlassung verlangt, es war darum um so auffallender, daß er zwei Jahre später entlassen wurde. Er ertrug dieses Alles mit unbeschreiblicher Gelassenheit und Ruhe.

Auch als Privatmann noch hat er auf mancherlei Art seiner Heimathgemeinde Trogen und seinem Heimathlande mit Rath und That Dienste geleistet; die Errichtung des Erziehungsinstitutes in Trogen und die Errichtung einer Ersparnißcasse sind in erster Linie mit sein Werk. Nur drei Jahre noch nach seinem Rücktritte war ihm das Wirken auf Erden vergönnt. Anfangs April 1821 ging er zu Fuß von Trogen nach Rheineck zu seiner Tochter, wurde dort unwohl und starb unerwartet am 3. April. Das Leichenbegängniß, zu dem zu Hunderten die Appenzeller von ihren Bergen nach Rheineck strömten,

war die schönste Lobrede auf sein Leben. Unvergeßlich blieb noch lange im Lande, was dieser Mann in angeerbtem Patriotismus, mit den größten persönlichen Aufopferungen für die Ehre und das Wohl seines heimathlichen Kantons Appenzell und für die Eidgenossenschaft gethan hat. Ein Wort eines Zeitgenossen möge die Gesinnung seines Volkes auch nach seiner Entlassung illustriren. Pfarrer Steinmüller, der einst als Pfarrer von Gais sechs Jahre mit ihm in vielfachem amtlichem Verkehr stand, und der ihm als Pfarrer von Rheineck die Leichenrede hielt, erzählt: „Bei meinem Eintritte ins Haus erblickte ich einen 70jährigen Greisen aus dem Hinterlande, im silberweißen Haar, welcher dem erblaßten Leichname herzlich die Hände drückte, ihm scharf ins Angesicht sah, auf das seine heißen Thränen fielen, und ausrief: ‚Dank dir, Landesvater, der du uns in deinem Leben unsere Landesverfassung treulich retten und erhalten halfest‘. Nach diesen Worten drückte er rasch einen Kuß auf die bleiche Wange des todten Landammannes, ging weg und verlor sich in der Volksmenge, die dem Todten das Grabgeleite gab.“ —

Marcus Lutz, Moderne Biographien. Lichtensteig 1826. — Schweizerische Monatschronik Bd. 6, 1821, S. 61/63. — Steinmüller, Grabrede z. Erinnerung an den sel. Herrn Landammann Jakob Zellweger in Trogen. St. Gallen ohne Dat.

Karl Ritter.

Zellweger: Dr. Johann Kaspar Z. von Trogen 1768—1855. Für die Vorgeschichte der Familie verweisen wir auf das im Eingang der nachfolgenden biographischen Skizze über den Großoheim Joh. Kaspar's, Dr. Laurenz Zellweger Gesagte. Der jüngere Bruder des Dr. Laurenz Z., Johannes (Landammann 1646—47), hatte zwei Söhne, Jakob (1723—1808), der von 1794 bis zum Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft die höchste Würde des Landes bekleidete, und den Landsfähndrich Johannes Z., durch den der commercielle Glanz des Hauses seinen Höhepunkt erreichte. Dieser Landsfähndrich Johannes Z. (geb. 1730, † 1802), ein Mann von rastloser Thätigkeit, hoher Bildung, ungeheuchelter Frömmigkeit und, trotzdem er als der reichste Appenzeller galt, puritanisch einfachen Sitten, hochangesehen im Kreise der hervorragendsten Eidgenossen, wie er denn auch für 1776 zum Präsidenten der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach erwählt worden war (vgl. über ihn Biogr. Skizze im Appenz. Monatsbl. 1839, Nr. 7), ist der Vater unseres Joh. Kaspar, welcher am 4. März 1768 als der älteste Sohn des Landsfähndrichs aus dessen zweiter Ehe geboren wurde; die Mutter, Anna Hirzel, war die Schwester des menschenfreundlichen zürcherischen Arztes Dr. Hans Kaspar Hirzel (1725—1803), Verfassers der „Wirthschaft eines philosophischen Bauers“ (Kleinjogg) und Mitbegründers der helvetischen Gesellschaft, sowie des Staatsmannes und Geschichtschreibers Salomon Hirzel (1727—1819). Dem elterlichen Hause, in welchem Joh. Kaspar aufwuchs, gab der ernste Sinn des Vaters das feste Gepräge, dessen nachhaltige Einwirkung sich in der Entwicklung des Sohnes als Grundton geltend machte; unverkennbar findet sich in der letztern aber auch manches, was an die Art seiner mütterlichen Verwandten erinnert, bei denen der Knabe sich schon im Sommer 1774 für einige Zeit aufhalten durfte.

Der Landsfähndrich ließ seinen Söhnen eine sehr sorgfältige Erziehung angedeihen. Aber schon im 13. Jahre wurde Joh. Kaspar in den Stunden, die der von Hauslehrern ertheilte Unterricht nicht ausfüllte, von seinem Vater in die Schreibstube des Geschäftes eingeführt und ein Jahr später in die Filiale des Zellweger'schen Hauses nach Lyon gesandt, um dort seine kaufmännische Lehre durchzumachen (1782); alsdann ging er 1786 in die Filiale zu Genua über, deren selbständige Leitung ihm 1790 anvertraut wurde. Im gleichen Jahre

verheirathete er sich mit Dorothea Geßner, der Tochter des Idyllendichters Sal. Geßner, die ihm in drei und dreißigjähriger Ehe neun Kinder schenkte (von denen aber nur eines den Vater überlebte). Neun Jahre stand er unter den höchst schwierigen Verhältnissen der Revolutions- und Kriegszeit dem Geschäfte in Genua vor, kehrte dann in die Heimath zurück und übernahm nach dem Tode der Eltern 1802 mit seinem Bruder Jakob, dem damaligen helvetischen Senator (und Landammann von 1803—17, s. o.), die Leitung des Gesammthauses; thatsächlich fiel der Hauptheil der Geschäftslast auf seine eigenen Schultern, da er dem Bruder die Fortsetzung der ebenfalls in der Tradition liegenden politischen Thätigkeit zu ermöglichen bestrebt war. Aber die übergroße Anstrengung zerrüttete seine Gesundheit; auf ärztlichen Rath sah er sich 1808 gezwungen aus dem Geschäfte auszutreten; mit 40 Jahren war er ein kranker, nahezu gebrochener Mann. Nur in kleinem Maßstabe führte er seine industrielle Bethätigung noch ein Jahrzehnt weiter, bis er dieselbe, nachdem er sich allmählich erholt und während der unfreiwilligen Mußezeit sich neuen, weniger aufreibenden Lebensinteressen zugewandt hatte, im J. 1818 ganz aufgab.

Die Bethätigung für diese neuen Interessen gemeinnütziger und wissenschaftlicher Arbeit ist es, die Zellweger's Namen ein bleibendes und dankbares Andenken bei der Nachwelt sichert.

Wir finden die Anfänge beider, wie angedeutet, schon in den Jahren seiner Reconvalescenz. Wie hätte der an rastlose und an planvolle Thätigkeit gewöhnte Mann jetzt der zurückkehrenden Kräfte sich freuen können, ohne sich zugleich wieder im großen Stil eine Lebensaufgabe zu setzen? Er wandte sich zuerst physikalischen Studien zu, dann der Geschichte; aus dem ursprünglichen Gedanken, die Geschichte seiner Familie zu schreiben, entwickelte sich der Plan einer Geschichte des appenzellischen Volkes. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die ein solches Unternehmen gerade für ihn hatte, der einer gelehrten Bildung, eines für wissenschaftliche Darstellung geeigneten Stils, der Kenntniß der historischen Litteratur und der Resultate der bisherigen historischen Forschung zufolge seiner kaufmännischen Vergangenheit entbehrte, schreckten ihn nicht ab; um die Urkunden zu verstehen lernte der achtundvierzigjährige Mann aufs neue Latein. Er sparte kein Opfer an Zeit, Mühe und Geld, um nicht nur in den schweizerischen, sondern auch in deutschen, österreichischen und französischen Archiven den Quellen nachzuspüren und sie auszubeuten. Er kam in Correspondenz mit einheimischen und ausländischen Geschichtsforschern und mit Kennern des Mittelalters wie Joseph v. Laßberg, trat der seit 1811 bestehenden (älteren) schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft in Bern bei und veröffentlichte kleine historische Arbeiten in deren Organ, dem „Geschichtsforscher". Aber mehr als ein Decennium dauerte es, ehe der erste Band seines großen Werkes im Drucke erscheinen konnte (1831/32).

Während dieser Zeit hatte sich Zellweger's Thätigkeit für gemeinnützige Unternehmungen bereits aufs reichste entfaltet, und zwar in der Nähe wie in der Ferne. Der Tod seines Bruders, des Alt Landammanns Jakob Z., bewirkte 1821, daß bei den gemeinsamen Bestrebungen, in welchen bisher dieser in erster Linie gestanden, er nun selbst an die Spitze zu treten hatte, so bei der neu gegründeten Sparcasse, bei der 1821 eröffneten Kantonsschule. Mit seinem Bruder war Joh. Kaspar auch der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, als sie sich 1820 in St. Gallen versammelte, beigetreten; 1822 bezeichnete dieselbe, die damals am Rande der Selbstauflösung stand, für das folgende Jahr Trogen als Zusammenkunftsort und Joh. Kaspar Z. zu ihrem Präsidenten. Da bewährte sich das praktisch organisatorische Talent des ehemaligen Großkaufmanns mit dem weiten Blick und dem warmen Herzen an ihr

aufs trefflichste. Trogen ward die Stätte der Wiedergeburt für die Gesellschaft, Z. gewissermaßen ihr zweiter Gründer, sie selbst in den folgenden Jahren der Sprechsaal für die hervorragendsten Vertreter des Culturfortschrittes in allen Theilen der Schweiz, die Vorkämpferin und Bahnbrecherin für die freie Erfassung der staatlichen Aufgaben in den dreißiger Jahren. Aber auch für Z. war die Stellung, die ihm sein Verhältniß zu der schweizerischen Gesellschaft gab, von entscheidender Bedeutung; nicht nur gewann er dadurch für seine Bestrebungen in der engern Heimath erneuten Antrieb, Rückhalt und Förderung; er trat mit den bedeutendsten Staatsmännern des weiteren Vaterlandes in freundschaftliche Fühlung und fand in den Verhandlungen der Commissionen, sowie in den öffentlichen Discussionen der Gesellschaft Gelegenheit, in weiten Kreisen die volkswirthschaftlichen und pädagogischen Anschauungen, die ihn belebten, zum Ausdruck und Durchbruch zu bringen. Wie durch die Gesellschaft sein gemeinnütziges Wirken zu einem allgemein schweizerischen wurde, so galt er hinwiederum bis ins Greisenalter als der persönliche Träger und Hüter der in ihr lebenden Ideen; und noch zwei Mal in späterer Zeit, als die politischen Wirren einen Unterbruch ihrer Versammlungen herbeiführten und ihre Existenz in Frage stellten, verdankte sie seinem Einfluß und seiner Initiative die Wiederaufrichtung zu neuer kräftiger Thätigkeit (1835, 1850).

Auch nach seinem Austritt aus den Handelsgeschäften lag ihm die Entwicklung der appenzellischen und der schweizerischen Industrie sehr am Herzen. Lebhaft trat er in der St. Gallisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft, die er schon 1820 mit Dr. Aepli von St. Gallen gegründet, gegen die der Maschinenindustrie entgegenstehenden Vorurtheile und für Einführung neuer Industriezweige auf. Er sorgte dafür, daß die Discussion über Handel und Fabrikwesen schon 1823 auch auf die Tractandenliste der schweizerischen Gesellschaft kam und auf derselben blieb. Jahr für Jahr von 1824—30 gelangten nun hier Themata zur Besprechung, in welchen in irgend einer Form die Frage von Schutzzoll oder Freihandel, Zunft- und Innungswesen oder Gewerbefreiheit behandelt wurde. Mit Gesinnungsgenossen wie Pestalozzi-Hirzel in Zürich, Prof. Bernoulli in Basel u. A. zur Seite, brachte Z. allmählich die Anschauung zum Siege, daß die Beseitigung aller Beschränkungen, die Abschaffung aller Privilegien, die grundsätzliche Abwendung vom Schutzzollsystem im wohlverstandenen Interesse der Schweiz liege; es gelte die volle Entbindung und Entfaltung der eignen Kraft, wahre Selbsthülfe von innen heraus, nicht Nachahmung des Auslandes in Anwendung künstlicher Sperrmittel; „die Macht der Aufklärung ist größer als alle Zölle!“ schloß er 1826 sein durchschlagendes Votum gegen das Schutzzollsystem. Auch in amtlicher Thätigkeit, als „eidgenössischer Commissär für das Zollwesen“ wirkte er von 1824—33, soweit die Verhältnisse es möglich machten, auf das nämliche Ziel hin. Wenn nach der Julirevolution 1830 die Ideen des Freihandels auch officiell in der Schweiz immer mehr die Oberhand gewannen, so ist das nicht zu geringem Theil das Verdienst der Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft in den zwanziger Jahren und Zellweger's, der auch in der Folgezeit, wenn entgegengesetzte Strömungen in der Oeffentlichkeit wie in der Gesellschaft wieder mächtig wurden, mit unerschütterlicher Festigkeit das Panier des Freihandels hochhielt (Versammlung von Glarus 1843). Aber nicht nur in der Schweiz galt er in Handelsfragen als Autorität. Auch vom Auslande wurde er consultirt, so von Dr. Bowring, den die englische Regierung 1835 in die Schweiz sandte und der dann besonders durch den Verkehr mit Z. in seinen handelspolitischen Ansichten gefördert, nach seiner Rückkehr als der erste im englischen Parlament die Idee des Freihandels im Sinne Peel's vertheidigte. Ausdrücklich

gedachte auch Bowring's Nachfolger, Symons, im Parlamente Zellweger's als des Mannes, „dem die Schweiz mehrere jener richtig gewürdigten Grundsätze der Regierung und Staatswirthschaft schuldig ist, die ihr einen unter den europäischen Staaten so ausgezeichneten Wohlstand verschafft haben".

Auch die pädagogisch-humanen Bestrebungen Zellweger's gehen schon in die Zeit zurück, da er durch seine Gesundheitsverhältnisse gezwungen war, aus der kaufmännischen Thätigkeit zu scheiden. Auf einer seiner letzten Geschäftsreisen hatte Herrnhut mit seinem Frieden und seiner guten Sorge für Erziehung und Unterricht tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Die Erziehung seines eignen Sohnes hatte ihn dann zu Pestalozzi in Ifferten und mit Fellenberg auf Hofwyl zusammengeführt. Er empfand es als einen Mangel, daß sein Kanton keine höhere Erziehungs- und Unterrichtsanstalt besaß. So veranlaßte er die Gründung eines Consortiums von sechs Männern (unter diesen neben ihm selbst seine zwei Schwiegersöhne und sein Bruder Landammann), welches mit privaten Mitteln die Errichtung einer „Kantonsschule" in Trogen ins Werk setzte; er selbst fügte, sobald der Staat die Anstalt als Stiftung anerkannt, seiner finanziellen Betheiligung als Mitgründer noch eine Gabe von 5000 fl. in Geld sowie die Schenkung des Hauses bei, in welchem die Kantonsschule seit ihrer Eröffnung im Februar 1821 untergebracht war. Nach seines Bruders Tod an der Spitze der Anstaltsleitung veranlaßte er, da der erste Director wegen Krankheit schon nach Jahresfrist zurücktrat, die Wahl von Pestalozzi's ehemaligem Mitarbeiter Hermann Krüsi, unter dessen Leitung die Anstalt, vielfach auch aus anderen Kantonen besucht, zu hoher Blüthe gelangte. Auch in der spätern Zeit noch nahm sich Z. der Kantonsschule mit Rath und That an und blieb bis ins Greisenalter in der Aufsichtscommission. Da die Anstalt in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestandes auch zugleich für die Lehrerbildung sorgte, entstanden im Anschluß an die Prüfungen der Seminaristen Lehrerconferenzen, zunächst eine solche des Landes vor der Sitter, 1826 die kantonale Lehrerconferenz, welche 1828 und auch nachher zu wiederholten Malen Z. zu ihrem Präsidenten wählte.

Die zweite pädagogische Schöpfung Zellweger's für Trogen war das Waisenhaus. Sein Großoheim, Dr. Laurenz Z., hatte bei seinem Tode durch ein Legat von 300 fl. bereits den Anstoß zu Errichtung eines solchen gegeben. Aber durch Aufnahme auch Erwachsener, „alter, kranker und schlechter Leute", war aus demselben im Laufe der Zeit mehr und mehr ein Armenhaus geworden, in welchem die Waisen lediglich Versorgung gegen äußern Mangel erhielten. So erbot sich denn Z. 1816 der Gemeinde, auf seine Kosten einen Erzieher bilden zu lassen, und nachdem ein von ihm gewählter Jüngling nach siebenjährigem Aufenthalte bei Wehrli auf Hofwyl zurückgekehrt war, konnte 1823, wiederum auf Zellweger's Kosten, eine gesonderte Anstalt in der „Schurtanne" eröffnet werden; erst zwei Jahre nachher wurde sie von der Gemeinde übernommen. Der von Z. ausgewählte Erzieher (Joh. Konrad Zellweger) bewährte sich trefflich; die Schurtanne wurde eine Musteranstalt, die aus dem In- und Ausland häufig besucht, zeitweise auch von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft zur Ausbildung von Armenlehrercandidaten aus anderen Kantonen benutzt wurde. 1836 stiftete der Gründer der Anstalt, der für diese seine „Adoptivtochter" immer ein offenes Herz und eine offene Hand hatte, eine besondere Hülfsgesellschaft, um den austretenden Waisenhauszöglingen mit Rath und Obsorge, sowie durch Darreichung ausreichender Geldmittel zu einer Berufslehre bei tüchtigen Meistern behülflich zu sein.

Erzieherische Fragen, besonders die Frage der allgemeinen Volksbildung oder Lehrerbildung beschäftigten Z. von früh an bis ins Alter und treten uns besonders in seiner Correspondenz mit Fellenberg, Niederer und Krüsi, Horner,

Pupikofer, Rector Hanhart in Basel u. A. entgegen. Zellweger's Ideal ist eine Erziehung auf streng sittlich-religiöser Grundlage, mit harmonischer Ausbildung aller Kräfte des Leibes und der Seele, eine Erziehung fürs Leben mit Gewöhnung zur Arbeit und gründlichem, aber Ueberflüssiges meidendem Unterricht, und danach richten sich nun auch seine Anforderungen an Lehrerberuf und Lehrerbildung. Die Armenlehrerbildung, wie sie unter Fellenberg und durch Wehrli auf Hofwyl ausgestaltet und dann durch letzteren in Kreuzlingen auch der Volksschullehrerbildung überhaupt zu Grunde gelegt wurde, entsprach diesem Ideal am unmittelbarsten und um so enger schloß sich Z. an diesen Typus an, als seine über die Grenzen seines Kantons hinausgehenden pädagogischen Bestrebungen sich speciell humanitären Zwecken zuwenden, der Erziehung der Armen und Waisen, der Verwahrlosten und jugendlichen Verbrecher. Als Organ der Fürsorge für diese Kreise ersah er sich — da zu Beginn der dreißiger Jahre die Sorge für die allgemeine Volksbildung immer mehr ausreichend und ausschließlich vom Staat übernommen wurde —, die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, als diese nach fünfjährigem Unterbruch ihrer Versammlungen 1835 zum zweiten Mal in Trogen unter seinem Vorsitz zusammentrat. Auf seinen Antrag bestellte die Gesellschaft eine Commission, die sich unter seiner Leitung die Aufgabe setzte, dahin zu wirken, daß die Errichtung eines Seminars für Lehrer an Armenschulen und Rettungshäusern zu Stande komme und die mit Einwilligung und mit den Mitteln der Gesellschaft sofort die Ausbildung von Zöglingen für den Armenlehrerberuf an die Hand nahm. Er selbst stand dieser „Armenlehrerbildungscommission", der auch Wehrli bis zu seinem Tod als Mitglied angehörte, von 1835—50 vor; eine Reihe der tüchtigsten schweizerischen Armenlehrer und einige treffliche Volksschullehrer sind durch sie in die Bahn segensreichen Wirkens geleitet worden. Das in Aussicht genommene Seminar, für das die Commission bereits 1837 einen von Z. ausgearbeiteten Plan vorlegen konnte, kam zwar damals nicht zu Stande, indem der Plan in der Gesellschaft auf Opposition gestoßen zu sein scheint und von der Commission zurückgezogen ward; dafür wurde nunmehr die Gründung einer Anstalt für Versorgung verwahrloster Kinder ins Auge gefaßt. Auch hier wie bei der „Schurtanne" sorgte man zunächst von langer Hand her für Auswahl und Vorbildung des künftigen Vorstehers; als dieser nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutschland (vornehmlich im Rauhen Hause bei Wichern) zurückkehrte, wurde die „Rettungsanstalt für Knaben in der Bächtelen bei Bern" am 1. April 1840 eröffnet. Das Zustandekommen dieser ersten Rettungsanstalt in der Schweiz, nach dem Muster des Rauhen Hauses organisirt und selbst das Vorbild einer Reihe später begründeter Rettungsanstalten in den verschiedenen Landestheilen (Sonnenberg bei Luzern, Serix in der Waadt, Pestalozzistiftung bei Schlieren u. s. w.) war wesentlich den persönlichen Bemühungen und der unermüdlichen Thätigkeit Zellweger's zu verdanken; sie blieb auch sein „liebstes Pflegekind" bis an seinen Tod.

Wir übergehen, was Z. weiterhin für seinen Kanton und in der Eidgenossenschaft auf dem Boden der Gemeinnützigkeit gethan, — unvergessen bleibt namentlich seine Bethätigung in der Organisation der großen Liebessteuer für die durch die Hochwasser des Jahres 1834 heimgesuchten Kantone Graubünden, Tessin, Wallis und Uri —, um noch seiner Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtsforschung zu gedenken.

Sein großes historisches Werk „Geschichte des appenzellischen Volkes" erschien vom Jahre 1831 an; zuerst die Urkunden zum 1. Band, dann im folgenden Jahr der 1. Band der Darstellung, 1834 der 2., 1839 und 1840 der 3. Band in 2 Abtheilungen, zwischen hinein die Urkunden zum 2. und 3. Band;

bereits im J. 1836 hatte er sich entschlossen, die Verarbeitung des gesammelten Stoffes nicht weiter als bis zur Landestheilung von 1597 auszudehnen. Z. hielt darauf, die Urkunden, aus denen er geschöpft, der Oeffentlichkeit selbst zur Prüfung seiner Darstellung zu übergeben und in die Darstellung der politischen Geschichte das culturhistorische Material eingehend zu verweben. Die Geschichte seines Landes sollte nicht nur im Gegensatz zu der bisherigen Ueberlieferung die Wahrheit geben, sondern soviel als möglich Ursache und Wirkung jedes Ereignisses vorführen und zugleich für die Nichtgelehrten wie die Gelehrten genießbar sein; in der Vorrede zum 3. Band spricht sich der ganze Z. über die höhere praktische Tendenz aus, die er bei seinem Werke im Auge hatte: „Wenn die Obrigkeit unseres Landes aus dieser Geschichte die Ueberzeugung gewinnt, daß nur reine Religiosität und die Gabe eines richtigen Urtheils die Völker beglücken, daß nur der feste Glaube an den Beistand Gottes unerschütterlichen Muth, und nur das Bestreben dem Höchsten immer ähnlicher zu werden, Ruhe und Frieden im Volke erhalten und es zur Erfüllung seiner Pflichten tüchtig machen, und daß die Hingebung für Andere am sichersten durch das Vorbild Christi geweckt werde: dann würden wir uns glücklich schätzen, unsere Muße zu diesem Werke verwendet zu haben".

Mit der „Geschichte des appenzellischen Volkes" schenkte Z. seiner engeren Heimath „eine Specialgeschichte, wie sich einer solchen in gleicher Ausführlichkeit, Vollständigkeit und Gründlichkeit wol schwerlich ein anderes Land wird rühmen können". Dabei ist der Ausdruck „schenken" so ziemlich wörtlich zu verstehen; schrieb doch Z. schon 1830 an Laßberg: „Mich wird die Freude, meine Geschichte zu machen, 4000—5000 fl. reine Auslagen an Geld kosten". Innig freute ihn, daß es ihm gelungen war, die Darstellung dem Volke genießbar zu gestalten, — wenn auch gewiß richtig ist, daß die Verbreitung des Werkes unter demselben und seine Wirkung viel größer geworden wäre, hätte er den gleichen Inhalt an Reichthum und Tiefe in kürzerer Zusammenfassung dargeboten. Von der Kritik der gelehrten Kreise wurde das Buch sehr günstig aufgenommen, obgleich auch einzelne Mängel nicht verschwiegen blieben, die mit der späten und vielfach autodidaktischen Weise in Zusammenhang standen, mit der sich Z. in die historische Forschung eingearbeitet. Für alle Zeiten bleibt das Werk ein Denkmal ernstester Erforschung der Wahrheit und einer gewaltigen Arbeitsenergie und sichert seinem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den Geschichtsschreibern seines Vaterlandes. Der Anerkennung seiner Verdienste auf diesem Gebiete gab die philosophische Facultät der Hochschule Bern 1844 durch Verleihung der Doctorwürde öffentlichen Ausdruck.

Kleine historische Veröffentlichungen im appenzellischen Monatsblatt und in schweizerischen Fachzeitschriften gingen derjenigen der Geschichte des appenzellischen Volkes nebenher und folgten ihr nach, so „Ein Versuch, die wahren Gründe des burgundischen Krieges darzustellen" (im Archiv f. schweiz. Geschichte Bd. V, 1847).

Noch als Siebzigjähriger ging Z. an die Ausarbeitung eines zweiten Hauptwerks, für das er im Verlauf seiner bisherigen Archivstudien reichliches Material, namentlich in französischen Archiven gefunden: einer „Geschichte der diplomatischen Verhältnisse der Schweiz mit Frankreich in den Jahren 1698—1784"; sie war auf 3 Bände berechnet; der erste, bis 1716 reichend, erschien in 2 Abtheilungen 1848 und 1849. Nur die rasche Abnahme seiner Sehkraft in den letzten Jahren hinderte ihn an der Fortsetzung und Vollendung des Werkes.

Schon bei Vollendung seiner Appenzeller Geschichte war Z. der Senior unter den schweizerischen Geschichtsforschern. Eben damals machte sich das Bedürfniß geltend, einen wirksameren Zusammenschluß der in den einzelnen Kantonen in

reger Thätigkeit auf historischem Gebiete arbeitenden Kräfte zu begründen. Die ältere schweiz. geschichtsforschende Gesellschaft hatte sich in ihren Arbeiten und in ihrem Personalbestand mehr und mehr auf Bern concentrirt und schwebte seit dem Tode ihres Stifters, des Schultheißen v. Mülinen († 1833) zwischen Sein und Nichtsein. Trotz seines Alters erschien Z. den Fachgenossen als diejenige Persönlichkeit, welche vermöge ihres hohen Ansehens, ihrer weitverzweigten Verbindungen und ihrer organisatorischen Erfahrung am ehesten das erwünschte Ziel, über Zersplitterung und Rivalitäten hinauszukommen, verwirklichen könnte, und mit voller Energie nahm er den Gedanken auf. Im Mai 1840 ernannte ihn die alte Gesellschaft in Bern zu ihrem Präsidenten; er nahm die Wahl an und lud eine Conferenz von Abgeordneten der verschiedenen localen Gesellschaften auf den 30. September 1840 nach Baden ein; es erschienen 31 Vertreter aus 10 Kantonen der Eidgenossenschaft. Unter dem Vorsitz Zellweger's einigte man sich rasch auf die Grundsätze der neuen Vereinigung. Die definitive Constituirung wurde einer ersten Versammlung der Gesellschaft im Herbst 1841 in Bern zugewiesen. Da drohten persönliche Schwierigkeiten und der Beginn der politischen Wirren im Aargau im letzten Augenblick noch Alles in Frage zu stellen; namentlich die Zürcher riethen dringend Verschiebung an. Aber Z. blieb fest. Am 25. September 1841 trat die erste Versammlung der neuen allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Bern zusammen und da sich niemand anders dafür hatte finden lassen, hielt der drei und siebzigjährige Mann selbst die Eröffnungsrede; die Zahl der angemeldeten Mitglieder stieg auf 210, der Wurf war gelungen und eine Gesellschaft ins Leben gerufen, die seit jener Zeit zu den thätigsten und intensivst wirkenden wissenschaftlichen Vereinigungen der Schweiz zählt („Archiv f. schweiz. Geschichte" 1843—76, 20 Bände; „Anzeiger f. schw. Gesch." 1870 ff.; 29. Jahrg. 1898; „Jahrbuch f. schw. Gesch." 1877 ff., bis jetzt 22 Bände; „Quellen z. Schweizergeschichte" 1877 ff., bis jetzt 17 Bände). Nur noch ein Jahr behielt Z. den Vorsitz in der Gesellschaftsbehörde bei; schon 1843 legte er denselben „wegen zunehmender Kränklichkeit und Schwäche" nieder.

Daß er aber auch nachher noch, solange ihm Kraft vergönnt war, auf dem Gebiete der Geschichtsforschung wie auf demjenigen der Gemeinnützigkeit thätig war, sahen wir bereits. Doch allmählich machte sich das Alter auch bei ihm fühlbar; am einen Auge erblindete er völlig und der zitternden Hand ward das Schreiben schwer. Todesfälle in seiner Familie sowie das plötzliche Hinscheiden seines mit ihm zu gemeinnützigem Wirken seit 30 Jahren eng verbundenen Freundes, Decan Frei in Trogen († 1852) erschütterten ihn tief. Theils mit eigner, theils mittelst fremder Hand stellte er für seine Enkel die Nachrichten zusammen, die ihm beim Ordnen seiner Correspondenz und aus der Erinnerung des Aufzeichnens würdig erschienen; er kam damit bis zum Jahre 1827. So lebte er in stiller Zurückgezogenheit in seinem schönen Hause in Trogen. Noch war es ihm vergönnt im Kreise dreier Generationen von Nachkommen am 4. März 1854 seinen 87. Geburtstag in ungetrübter Festfreude zu feiern. Aber bald danach stellten sich allerhand Beschwerden und Leiden ein; als der Winter hereinbrach, konnte er seine Wohnung nicht mehr verlassen. Ruhig und schmerzlos verschied er am 31. Januar 1855.

Nekrologe i. d. Appenzellischen Jahrbüchern 5. Heft 1855 und i. d. Verhandlungen der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft 1855, S. 237 ff. — Biographische Skizzen im Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft in Zürich 1856 (F. v. Orelli) und in Hunziker's Geschichte der schweiz. Volksschule Bd. II, S. 355 ff. (Decan Heim). — Dr. K. Ritter, Briefwechsel zwischen Laßberg und J. C. Zellweger, St. Gallen 1889. — Dr. K. Ritter, J. C. Zellweger

und die Gründung der schweiz. geschichtsforsch. Gesellschaft (Jahrbuch f. schw. Gesch., Bd. XVI, 1891). — Hunziker, Gesch. d. schw. gemeinnütz. Ges. Zürich 1897. Hunziker.

Zellweger: Dr. Laurenz Z. von Trogen (1692—1764). Die Familie der Zellweger stammt aus den inneren Roden von Appenzell, siedelte aber, theils vor der Reformation, theils auch erst infolge derselben allmählich in die äußeren Roden über. Ein Zweig derselben ließ sich, nachdem er sich zuvor im Rheinthal aufgehalten, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Trogen nieder. Schon bei der Landestheilung 1597 war aus demselben Konrad Hauptmann der Rode Trogen, sein Sohn Johannes 1639 Landesseckelmeister; der Enkel Konrad, 1681 Statthalter, 1697 Pannerherr, begründete mit seinem gleichnamigen Sohn, der ihm 1721 auch in der Statthalterwürde nachfolgte, durch Leinwandhandel den Reichthum der Familie. Als große Kaufleute und Industrielle dehnten ihre Nachkommen die Geschäftsverbindungen über Frankreich, Italien und Spanien aus und ihnen, sowie der von ihrem Beispiel auf andere Familien ausgehenden Anregung verdankte das protestantische Appenzell A/Rh. im 18. Jahrhundert seine blühende Fabrikation und seinen Wohlstand. Reichthum und Bildung hob die Zellweger über ihre Mitbürger empor und schuf ihnen hervorragenden politischen Einfluß, rief aber auch zugleich in dem rein demokratischen Staatswesen, unterstützt durch die Rivalität der verschiedenen Landestheile, eine leidenschaftliche Opposition gegen die mächtige Familie und ihre Parteigänger hervor, die im Kampf der Harten gegen die Linden 1732—34 zu tumultuarischen Auftritten führte und das Land an den Rand des Bürgerkrieges brachte, auch nachher noch zu verschiedenen Malen (1747 Absetzung des Landammanns Johannes Z., 1798 im Zusammenbruch der alten Ordnung auf dem Gebiete der ganzen Eidgenossenschaft), selbst bis ins 19. Jahrhundert hinein (1817) und mit einer Art Ostracismus gegen die an der Spitze des Staatswesens stehenden Glieder aus dem Zellweger'schen Hause abschloß.

Der älteste Sohn des jüngeren Statthalters Konrad und der ältere Bruder des ersten Landammanns aus der Familie, des in der Landsgemeinde zu Hundwyl 1747 abgesetzten Johannes Z., ist Dr. Laurenz Z., welcher von den schweizerischen Zeitgenossen den edelsten und aufgeklärtesten Söhnen seines weitern Vaterlandes zugezählt wurde.

Geboren am 2. August 1692 in Trogen legte Laurenz den Grund zu seinen medicinischen Studien in Zürich bei Dr. Scheuchzer und setzte dieselben alsdann unter Boerhave in Leiden fort, mit dem er auch nachher in freundschaftlichem brieflichen Verkehr blieb. 1713 erwarb er sich mit einer Dissertation „de nutritione animali“ die Doctorwürde, vollendete seine Bildung durch längere Reisen in Deutschland und Frankreich und ließ sich dann als Arzt in seinem heimathlichen Dorfe nieder. Ausdrücklich wird bemerkt, daß er im Gegensatz zu seinen Berufsgenossen nicht selbst dispensirte, sondern die Arzneien aus der Klosterapotheke in St. Gallen bezog, um desto besser auf die Entdeckung der Ursachen und der Natur der Krankheiten seine Aufmerksamkeit richten zu können; daß seine ärztlichen Vorschriften ungewöhnlich einfache gewesen seien und daß er für schwierige Krankheitsfälle ein ganz besonderes Vertrauen in weitesten Kreisen genoß. Daneben überließ er sich seiner Neigung zu „philosophischen“ Studien und vertiefte sich in die antike und in die moderne Litteratur. 1726 ward er in den Rath aufgenommen und zugleich zum Kilchhöreschreiber, 1729 zum Landmajor und Zeugherrn erwählt, als welcher er das Landesarchiv zu verwalten hatte. Da machte er sich denn an die Aufgabe, dieses und das Archiv der Gemeinde in Ordnung zu bringen, und begab sich, um den fachmännischen Rath und Anweisung des „Canzelisten“ Leu (des nachmaligen

Bürgermeisters) einzuholen, eigens aus diesem Grunde nach Zürich; während dieses Aufenthaltes trat er zugleich in persönliche Beziehungen zu Professor J. J. Bodmer. Aber die Bewegung der Jahre 1732—34, in welcher er mit seinem Vater von dem tobenden Volke am Leben bedroht wurde, durch seinen Muth jedoch auch dem Gegner imponirte — er bot selbst im kritischen Augenblick einem derselben den Degen und entblößte seine Brust mit den Worten: „Hier schlägt mein Herz; wenn du glaubst, daß es einem Verräther schlage, so durchbohre dasselbe!" — entsetzte ihn seiner Aemter und er blieb von nun an fest bei dem Entschluß keine öffentliche Stellung mehr anzunehmen, zog sich gänzlich auf seine Studien und auf den ärztlichen Beruf zurück und wenn er später etwa aufgefordert wurde, ins politische Leben wieder einzutreten, pflegte er scherzend zu sagen: „Ich behelfe mich meines Urtheilsspruches". Auch dazu konnte er sich nicht entschließen einen eignen häuslichen Herd zu gründen; er lebte mit seinen von ihm kindlich verehrten Eltern in Einem Haushalt zusammen, bis diese von seiner Seite gerufen wurden, als er selbst schon dem Greisenalter sich nahte.

Um so reicher entfaltete sich im Verkehr mit Gleichgesinnten in der Nähe und aus der Ferne das geistige Leben für ihn und um ihn. Seine Freundschaft mit Bodmer führte nicht nur diesen, sondern mit demselben eine Reihe von Gesinnungsgenossen in Zürich und Winterthur (Breitinger, S. Geßner, Heidegger, Füßli, Sulzer und Künzli, 1757 auch Wieland) zu häufigem mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt nach Trogen, wo sie in dem einfachen hölzernen Hause Zellweger's (der „föhrenen Hütte des Philokles") Gastfreundschaft genossen, der Freundschaft pflogen, Molken tranken und in fröhlicher Ungezwungenheit als ein kritischer Areopag im Hirtenlande die neusten Ereignisse der Litteratur besprachen, ihre patriotische Gesinnung stärkten und zugleich an den Großthaten Friedrich's II. sich erlabten. — Z. war stiller Mitarbeiter der Discurse der Sitten-Maler und des Mercure Suisse und schrieb zugleich in die Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, deren Mitglied er war, eine „Kurze Beschreibung des Acker- und Feldbaus im Lande Appenzell"; anderes blieb Manuscript. Mit Bodmer stand er in vertrauter Correspondenz bis an sein Lebensende, das nach schmerzhaften, mit frommem Sinn und philosophischer Geduld ertragenen Leiden am 14. Mai 1764 erfolgte. Der helvetischen Gesellschaft, die ihn gleich bei ihrer förmlichen Constituirung 1762 zu ihrem Mitglied ernannt hatte und zu ihm wie zu einem Patriarchen aufsah, sandte er vom Sterbebette aus durch seinen Neffen Johannes (den nachmaligen Landsfähndrich) zu ihrer Zusammenkunft im Frühjahr 1764 seinen „patriotischen Abschied", der dem „Denkmal", das ihm dann Namens der Gesellschaft Dr. Hans Caspar Hirzel setzte, vorangedruckt ist.

Dr. J. C. Hirzel, Denkmal Herrn Dr. Laurenz Zellweger, von der Helvetischen Gesellschaft errichtet. Zürich, Heidegger 1765. — H. Krüsi, Dr. Laurenz Zellweger, in den Appenzellischen Jahrbüchern, 2. Folge, 10. Heft. Trogen 1882. — Bruchstücke des Briefwechsels zwischen Bodmer und Zellweger, in Zehnder-Stadlin's Pestalozzi, Bd. I (Gotha, Thienemann 1875), S. 318—85 und 680 ff.

Hunziker.

Zelter: Karl Friedrich Z., Bauherr und Musiker, geboren in Berlin als Sohn eines Maurermeisters und Bauunternehmers am 11. December 1758, † daselbst am 15. Mai 1832. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch einen Hofmeister, kam dann mit 14 Jahren in die Quarta des Joachimsthal'schen Gymnasiums. Der Vater nahm auf seinen häufigen Geschäftsfahrten nach Potsdam den Knaben öfters mit. Dieser lernte bei solchem Anlaß Sänger der königlichen Oper, die ebenfalls mitfuhren, kennen, und diese nahmen ihn dafür

im Winter mit ins Opernhaus. Hier schlug sein schon geweckter Sinn für Musik tiefe Wurzeln. Der sonst so wilde Bube, zu tollen Streichen so aufgelegt, daß seine Schulzeit einst infolge einer Prügelei eine bedrohliche Unterbrechung erlitt, fühlte sich beim Anhören der Musik wie durch eine höhere Macht ergriffen und gebunden. Daß die erste Oper, die er bei solchem Anlaß hörte, Graun's „Phaeton“ war, ist bezeichnend für seine Entwicklung, denn der Geist der Graun'schen Kunstrichtung, wie sie sich zunächst in Fasch fortsetzte, schlug schon den Knaben in Bande, in denen er bis zu gewissem Grade zeitlebens blieb. War er aber auch ein unbändiger Knabe, wie er selbst in Aufzeichnungen über sein früheres Leben aussagt, so war er dabei doch ein braver Bursche voll guten, eifrigen Willens, gesund, stark und, wie er schreibt, „voller Saft“. Nach jener Prügelkatastrophe ward er 1773 wieder ins Gymnasium aufgenommen. Mit dem Lernen wollte es indessen nicht recht fortgehen und da er 1774 das nöthige Alter erreicht hatte, um in den ihm vorbestimmten Lebensberuf seines Vaters einzutreten, so verließ er die Schule, besuchte die Kunstakademie, um sich in Geometrie und Zeichnen zu vervollkommnen und trat dann, trotz persönlicher Abneigung, in kindlichem Gehorsam gegen den Vater als Maurerlehrling ein. Sein musikalischer Sinn war aber inzwischen weiter geweckt und genährt, ohne daß der Vater es beachtet hatte oder viel darum wußte. Bei dem Organisten Roßkämmer hatte er besonders im Orgelspiel Unterricht; bei dem Geiger Joh. Christoph Schulz spielte er Violine, hatte auch einigen theoretischen Unterricht. Besonders angeregt und gefördert ward er aber durch einen Dilettanten, den ihm befreundeten jungen Kaufmann Possin, der ein vortrefflicher Clavierspieler war. Mit Jammer sah Z. die Zartheit seiner Hände unter der harten Handwerksarbeit schwinden. Aber er fügte sich als guter Sohn. Nicht unbedenklich war die Gesellschaft, in die ihn um diese Zeit seine Musikleidenschaft führte, indem er in der Bande des Stadtmusikanten Lorenz George zu seinem Vergnügen mitwirkte und allerlei Instrumente zu behandeln lernte. Die Gefahren dieses Treibens, in denen es auch an kleinen Liebschaften nicht fehlte, wurden doch rechtzeitig empfunden und beendet.

Am 10. Februar 1777 hatte Z. seine Lehrjahre als Maurer vollendet und ward zum Gesellen losgesprochen. Heimlich setzte er daneben aber auch in der begonnenen eifrigen Weise sein Musiktreiben fort. Bei seinen Compositionsversuchen empfand er es peinlich, daß es ihm an festem Boden fehle. Da ihn Kirnberger, der damals in Berlin den Ruhm des vornehmsten theoretischen Lehrers genoß, abwies, wandte er sich an Fasch, der neben jenem die erste Stelle einnahm, und dieser nahm ihn wirklich in seine Lehre. Da Fasch damals während der Sommerzeit in Potsdam wohnte, machte Z. jeden Freitag die 4 Meilen hin und 4 zurück zu Fuß, um seinen Unterricht dort zu genießen, was ebenso sehr für seinen Eifer als für seine rüstige Jugendkraft zeugt. Daneben mußte er als Maurer sein praktisches und theoretisches Meisterstück fertig liefern und wurde am 1. December 1783 zum Meister gesprochen. Der Vater übergab ihm jetzt einen Theil seiner Kundschaft, um sich selbst zu entlasten. Erst 1786 nahm sein Leben die entscheidende Wendung. Als in diesem Jahre Friedrich der Große gestorben war, componirte Z. eine Trauercantate auf des Königs Tod, die in der Garnisonkirche zur Aufführung kam. Sie wirkte auf die Trauerversammlung tief ergreifend und fand auch bei den Künstlern große Anerkennung. Der Vater war zugegen ohne den Componisten zu kennen. Als er durch einen Bekannten die Sache erfuhr, überkam ihn das besorgliche Gefühl, den Sohn in eine verkehrte Bahn geführt zu haben und er gab ihm jetzt völlige Freiheit. Z. war aber ein viel zu braver Sohn um den Vater plötzlich im Stich zu lassen: er baute rüstig weiter, betrieb aber nun seine Musik nicht mehr heimlich,

sondern nach Lust und Zeit. Besonders widmete er sich der Liedcomposition, gab auch Musikunterricht. — Sein Vater starb 1791. Nicht lange darauf verheirathete sich Z. Auch bei diesem Anlaß zeigte sich sein treuherzig kindlicher Sinn. Es war ein Wunsch seiner sehr leidenden und pflegebedürftigen Mutter, der ihn bestimmte sich mit einer jungen Wittwe Namens Flöricke zu verheirathen, die ihm einen Sohn aus erster Ehe zubrachte. Er wurde indessen schon 1795 Wittwer und verheirathete sich das Jahr darauf mit Julie, der jüngern Tochter des Finanzraths Pappritz, einer ausgezeichneten Sängerin und unentbehrlichen Stütze der späteren Singakademie.

Mit diesem Namen treten wir in den Kreis, dem Z. hauptsächlich seine Bedeutung in der Musikgeschichte dankt. Fasch hatte bekanntlich 1790 einen Gesangverein von Dilettanten gegründet, zuerst mit nur wenig Mitgliedern. Als die Zahl zu groß wurde für private Räume wurde für die Uebungen und Aufführungen ein Saal der Akademie gewährt; darüber kam im Volksmund der Name „Singakademie“ auf, der sich seitdem für ähnliche Vereinigungen eingebürgert hat. Als Schüler von Fasch war Z. eines der thätigsten Mitglieder, half am Clavier oder im Orchester, da er gerüstet war, überall wo es gerade fehlte, einzutreten. Fasch war aber wenig geeignet einen Chor zu leiten, dachte auch, indem er vor allem seine eigenen vielstimmigen Compositionen singen ließ, wenig an ein wirkliches Einstudiren, so daß in den Uebungsstunden das Theetrinken und Plaudern die Musik bedenklich überwog. Es ist Zelter's Verdienst, das Ganze in ernstere Bahnen geleitet zu haben. Er richtete zunächst auf eigene Hand mit einzelnen der Sänger einen Uebungsabend ein, in dem er nach und nach von leichteren Gesängen zu schwereren Aufgaben überging. Jetzt folgte auch Fasch diesem Beispiel; da er aber bereits sehr kränklich war, so ging schließlich die ganze Arbeit und Leitung auf Z. über. Als dann am 3. August 1800 Fasch gestorben war, übernahm Z. ohne weiteres, gewissermaßen als eine natürliche Erbschaft die Leitung der Singakademie, ward auch in dieser Stellung von allen Seiten unbedingt anerkannt. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß er, der äußerlich keineswegs in glänzender Lage war, die mehr und mehr Zeit und Arbeit kostende Thätigkeit an der Singakademie ohne jede Vergütung leistete.

Z. hatte sich mit seinen Compositionen schon früh dem Goethe'schen Liede zugewandt. Durch Vermittlung der Frau des Verlagsbuchhändlers Unger theilte er Goethe im J. 1796 einige seiner Compositionen mit, an denen dieser großes Gefallen fand. Daran entspann sich zwischen beiden ein Briefwechsel, durch den im Laufe der Jahre eine immer wärmere persönliche Freundschaft entstand und die bis an Goethe's Tod, somit kann man sagen bis an den Tod Beider, dauerte. Seit dem Jahre 1802, in welchem Z. Goethe in Weimar besuchte, traten kurze persönliche Begegnungen belebend hinzu. Dieser merkwürdige Briefwechsel in 6 Theilen von F. W. Riemer herausgegeben (Berlin, Duncker & Humblot 1833) ist eine überaus schätzbare Quelle sowol für die Auffassung Goethe's in musikalischen Dingen, als für die Geschichte des Berliner Musiklebens und Zelter's Stellung dazu. Während es erklärlich genug ist, was den biedern Berliner Meister so unauflöslich an seinen „göttlichen Freund“, wie er ihn später gerne anredet, band, hat man oft genug gefragt, was denn Goethe in so herzlicher und tiefer Weise an eine solche Persönlichkeit fesseln konnte. Zunächst muß man darauf antworten: eben diese Persönlichkeit; denn es war Zelter's kerniges, thatkräftiges, gerades und von scharfem Berliner Witz gefärbtes Wesen, an dem der Dichter ein in den Briefen überall hervorleuchtendes Gefallen fand, selbst Zelter's oft überderbes und knorriges Wesen trug dazu bei. Es kommt aber ein zweites hinzu. Goethe's Sinn für Musik war wenig entwickelt und er

fühlte sich in seinem Verständniß unsicher, indem er sich wohlbewußt war, daß es ihm an einer ästhetischen Grundlage dafür fehle. Daher war ihm der tüchtige Techniker, der ihn belehren konnte und dessen Urtheil er richtig trauen zu dürfen glaubte, eine willkommene Ergänzung des eigenen Mangels. Hierin lag freilich eine thatsächliche Täuschung, weil Zelter's Urtheil beschränkt und enge war. Ueber die ersten Lieder Zelter's, welche Goethe kennen lernte, hatte übrigens dieser nicht unrichtig geurtheilt; es waren zwei von Zelter's glücklichsten Compositionen darunter: „Ich denke dein“ und: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt“. Die erstere hatte Z. ursprünglich zu einem Gedichte gleichen Eingangs von Friederike Brun geschrieben; sie ergriff Goethe so sehr, daß er sein herrliches Lied vielmehr zu Zelter's Musik dichtete. In wichtigen Fragen aber hat dann freilich der Musiker den Dichter wenig glücklich gelenkt. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß, in dem von 1796—1832 dauernden Briefwechsel, die Namen Zumsteeg, Löwe und Franz Schubert nicht zu finden sind. Das Dogma der Zelter'schen Musik war eben gefesselt in den Bannkreis des Berliner Musiklebens, wie es aus der Fridericianischen Zeit von Graun durch Fasch herabstammte. Zwar waren außer Händel und Bach vor Ablauf des 18. Jahrhunderts auch Gluck, Haydn und Mozart in den Kreis der Berliner Musik eingetreten, während Beethoven gegenüber Z. noch lange verständnißlos blieb. Noch 1808 schreibt er, nachdem er Beethoven's „Christus am Oelberg“ gehört hatte: „Talente von der größten Bedeutung wie Cherubini, Beethoven u. m. entwenden Herkules' Keule um Fliegen zu klatschen; erst muß man erstaunen und nachher gleich drauf die Achsel zucken über den Aufwand von Talent, Lappalien wichtig und hohe Mittel gemein zu machen“. Wenn viel später bei einer zweiten Anhörung (1831) sein Urtheil über dies Oratorium ganz anders ausfällt, so hatte inzwischen offenbar merkwürdigerweise der Dichter den Musiker corrigirt, zwar nicht inbetreff Beethoven's speciell, sondern indem er ihn über die Bedeutung des Genies dem Talent gegenüber eines bessern belehrte. Es knüpfte sich dies an eine etwas geringschätzige Bemerkung, die Z. über Molière gemacht hatte (Brief vom 4. April 1807). Was Goethe ihm, vielleicht erst gelegentlich mündlich, darauf geantwortet hatte, sieht man aus einem Briefe Zelter's vom 13. Mai 1820, und Z. war scharfsinnig genug, um die ihm ertheilte Belehrung auch auf sein eigenes Gebiet der Musik anzuwenden, indem er jetzt erkennt, daß es eben das Genie war, was ihn an Beethoven zurückgestoßen hatte. Seitdem spricht er von Beethoven überhaupt nur im Tone höchster Bewunderung. Weber freilich kam weniger gut bei ihm fort. Ueber die Begeisterung, mit der Berlin 1821 den „Freischütz“ aufnahm, schreibt er spöttelnd und nennt ihn ein „colossales Werk ex nihilo“, der ihn geschaffen sei eben ein „Kränkling“. Auch in seiner Anerkennung der „Euryanthe“ (1824) ist er recht zurückhaltend. Schlimmer noch kommt bei dieser Gelegenheit Spontini weg: der König, schreibt Z. (Th. IV, S. 63), habe doch Recht, er „mag all' das Zeugs vor'n Teufel nicht“, womit Spontini, Weber u. s. w. gemeint sind. Am allerschlimmsten aber erging es dem genialen Berlioz. Dieser hatte Goethe 1823 seine Composition zu Theilen des Faust mit einem sehr schönen Begleitschreiben übersandt und Goethe schickte sie Z. zur Beurtheilung: Er möchte, schreibt er dabei, im Anschauen so wunderlicher Notenfiguren beruhigt werden. Zelter's Urtheil faßt sich dahin zusammen: Es sei eine Abgeburt aus greulichem Incest entstanden. Das wird denn wol der Grund sein, weshalb der arme Berlioz von Goethe nicht einmal eine Antwort erhielt.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zur Erzählung zurück. Im J. 1800 als Fasch starb, war Z., wie sein Enkel und Biograph Rintel urtheilt, ein in

sich vollständig abgeschlossener Charakter. „Ein sicheres Gefühl geistiger und körperlicher Gesundheit und Kraft lebte in ihm, hinderte ihn aber nicht jede überlegene Kraft mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit und Verehrung anzuerkennen. Rührend ist namentlich die Pietät, mit der er Fasch verehrte, und jede Gelegenheit benutzte, das Andenken dieses vortrefflichen Mannes frisch und rege zu erhalten.“ Ueber seine eigenen Liedcompositionen spricht Z. in seinen autobiographischen Aufzeichnungen mit großer Bescheidenheit und doch waren es gerade diese, die ihn vor allem der damaligen Welt werth machten. In seinem Wissen und Können hielt er sich niemals für abgeschlossen, entwickelte vielmehr auf allen Gebieten des Wissens einen unermüdlichen Drang nach Belehrung. Vor allem waren es aber die Kunststudien seines großen Freundes in Weimar, die in ihm den lernbegierigsten Jünger fanden. Das bezeugt eine Menge von Auszügen und Aufsätzen aus allen Kunstgebieten, die sich in seinem Nachlaß vorfanden. Als Componist war und blieb er ein Kind seiner Jugendzeit, in der die Form den Gedanken beherrschte. Selbst in seinen Liedern waltet in der frühern Zeit noch die steife und gesuchte Manier vor, wie sie damals modisch war. Erst später, als seine Kraftnatur die Mode überwunden hatte, ließ er der eigenen Empfindung freieren Lauf und schrieb wie es ihm ums Herz war. Seine Declamation ist trefflich und der Ausdruck dringt oft auch tiefer in den Sinn des Gedichtes ein (man denke nur an seine so fein gedachte wie empfundene Composition des Königs von Thule); immer aber spürt man noch etwas von jener Steifheit und Unbehülflichkeit in der Empfindung und Erfindung wie er sie mit seinen norddeutschen Zeitgenossen theilte, und es blieb erst seinem Schüler und Liebling Mendelssohn vorbehalten, mit dieser Tradition im freien Herzenserguß zu brechen.

Am 17. März 1806 verlor Z. durch den Tod auch seine zweite Frau, die ihm eine Familie von 11 Kindern hinterließ. Das Schreckensjahr 1806 führte ihn in die städtischen Angelegenheiten ein. Zwar lehnte er es ab an die Spitze der Verwaltung zu treten, weil er der französischen Sprache nicht mächtig genug sei und schlug den, dann statt seiner gewählten Buchhändler de la Garde vor; er selbst kam aber doch als Mitglied des comité administratif in die wenig beneidenswerthe Lage, sich durch die Ausführung der Befehle der Fremdherrschaft unter seinen Mitbürgern manchen Haß zuzuziehen. Es war eine schwere Zeit; alle Verhältnisse waren aufgelöst, aller Verdienst hörte auf. Auch die Singakademie mußte ihre Sitzungen einstellen. Erst im folgenden Jahre rückten sich die Dinge allmählich wieder zurecht und auch die Singakademie begann am 10. Februar 1807 ihre Uebungen aufs neue, indem sie ein Concert zum Besten ihres Directors veranstaltete, um ihn wenigstens der nächsten Nahrungssorgen zu entheben. Er selbst warf sich jetzt mit seiner ganzen Energie auf die Erziehung von Sängern und Sängerinnen; errichtete auch einen Orchesterverein, in dem sich Dilettanten und Musiker zu einem wöchentlichen Uebungsabend verbanden. So schuf er sich die Mittel zur Aufführung von Oratorien, Messen und andern größeren Gesangswerken. Die Mitgliederzahl der Singakademie war bis auf 173 gestiegen. Sie veranstaltete um diese Zeit zum Besten der Armen ein Concert im Opernhause, welches dadurch besonders einen nachwirkenden Erfolg hatte, daß darin nur Gesänge a capella vorgetragen wurden. Solcher Gesang war im Laufe der Zeit völlig verloren gegangen und erfüllte die Zuhörerschaft mit Staunen und Bewunderung. Ans Ende des Jahres 1808 fällt dann auch die Gründung der Liedertafel, in der der mehrstimmige Männergesang gepflegt werden sollte. Ihr Meister war Z. und blieb es bis an sein Ende. Solcher mehrstimmige Männergesang war etwas ebenso unbekanntes, wie der Gesang

a capella, und beide haben sich dann von Berlin aus in rascher Folge über ganz Deutschland verbreitet.

Inzwischen hatte die Regierung längst ihr Augenmerk auf Z. geworfen und beschlossen der Musik eine ähnliche staatliche Unterstützung und Ueberwachung zu theil werden zu lassen, wie den andern Künsten. Im Juni 1809 wurde Z. als Professor an der kgl. Kunstakademie mit festem Gehalte angestellt. Seiner Thätigkeit ward hier ein weites Feld eröffnet: Prüfungen von sich meldenden Organisten, Abnahme von neuen oder reparirten Orgeln, Prüfung von Gesuchen um Aufnahme in das Institut für Kirchenmusik, Referate in Kunstangelegenheiten für das Ministerium des Unterrichts neben vielerlei Anderem, was ihm eine Unmasse schriftlicher Arbeiten auflud. Trotzdem fand er immer noch Zeit zum Componiren und zur Abfassung eigener Arbeiten über Musik und Anderes. Nach Gründung der Universität in Berlin bemühte er sich auch um die musikalische Erziehung der Studenten. Er hatte bis zum Jahre 1812 sein Handwerk noch nicht aufgegeben, nur daß sein Stiefsohn das Bauwesen z. Th. leitete, indem er den halben Nutzen davon zog. Er sollte es ganz übernehmen; da aber traf Z. das schwere Unglück, daß dieser Stiefsohn sich erschoß, worauf er selbst aus der Gewerkschaft austrat. Als er Goethe von seinem schmerzlichen Verluste in Kenntniß setzte, redete ihn dieser, tief ergriffen, in seiner Antwort mit dem brüderlichen „Du“ an. Z. schreibt darauf: „So hat mein tiefes Leid, das mich so unselig von aller Welt abbog, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Bruderherz offen zeigen, so habe ich gewonnen indem ich verlor und den Verlust kaum zu überwinden glaubte“. Auch er mußte aber dann das Du erwidern.

Nach den Befreiungskriegen begann für Z. eine Zeit der äußeren Ruhe und geistigen Sammlung, die er zur Arbeit auf den verschiedensten Gebieten, zu einem ausgedehnten Briefwechsel mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten benutzte. Diese Briefe, die einen neuen Beweis seiner ungewöhnlichen geistigen Regsamkeit bieten, harren noch der Veröffentlichung. Seine Hauptsorge blieb es aber, die Singakademie so selbständig zu machen, daß sie den Stürmen der Zeit in einem eigenen Heime trotzen könne. Seinen Bemühungen ist es zu danken, daß der Staat ihr das Grundstück an der Dorotheenstraße schenkte und nun am 28. Juni 1824 der Bau eines Hauses auf Actien zum Beschluß erhoben wurde. Mit der Ausführung wurde der Baumeister Ottmer betraut, am 25. November 1826 fand das Richtfest statt und schon am 2. Januar zog Z. in das neue Haus. Am 8. April erfolgte die Einweihung des Saales und am 13. April wurde Graun's „Tod Jesu“ aufgeführt, wie er noch bis in die jüngste Zeit in der Charwoche hier zur Aufführung gelangte. Im J. 1827 waren der Mitglieder 436.

Zelter's letzte Lebensjahre sind durch seinen größten Schüler Mendelssohn erhellt und erwärmt worden. Zwölfjährig trat dieser 1821 in die Singakademie ein und Z. hat ihn bis an sein Lebensende an seinem Herzen gehalten; er erkannte von Anfang an die ganz ungewöhnliche Begabung des Knaben und Jünglings, überwachte ihn mit treuester Hingebung in all seinem musikalischen Thun und erkannte nach wenig Jahren mit ebenso richtigem Verständniß als inniger Freude, wie der noch so junge Schüler zur Meisterschaft und mehr und mehr zu einer selbständigen musikalischen Persönlichkeit emporwuchs. Schon im October 1821 nahm er ihn mit sich nach Weimar zu Goethe und es ist bekannt wie große Freude auch der Altmeister an dem rasch aufsteigenden Sterne empfand. Bekannt ist auch, daß die berühmte und folgenreiche erste Aufführung der Bach'schen „Matthäuspassion“ in der Singakademie am

11. März 1829 bei Z. von Mendelssohn durchgesetzt und von diesem geleitet wurde.

Die Nachricht von Goethe's Tod erschütterte Z. so tief, daß seine Kraft seitdem gebrochen schien; er folgte dem Freunde nach wenigen Wochen ins Grab. In der Leitung der Singakademie ist ihm zunächst Rungenhagen, dann Grell gefolgt. Daß das Institut die weniger günstigen Folgezeiten glücklich überdauern konnte, ist dem festen Grunde zu danken, auf den es durch Z. gestellt war.

Dr. Wilh. Rintel, Carl Friedr. Zelter. Eine Lebensbeschreibung nach autobiogr. Manuscr. bearbeitet. Berlin 1861. Schon Gerber bringt im Neuen biogr. Lexikon einen Theil der Selbstbiographie. Ein Verzeichniß der Werke auch bei Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins s. v.

Rob. Eitner.

Zeltner: Gustav Georg Z., lutherischer Theologe, † 1738. Unter den Altdorfischen Theologen ist Z. bekannt als Litterarhistoriker seiner dortigen Fachgenossen. Er stammte selbst aus dem Nürnbergischen, wo er am 16. September 1672 zu Poppenreuth als der Sohn des dortigen Predigers geboren wurde. Auf dem Gymnasium zu Nürnberg vorgebildet, zog er 1689 auf die Universität Jena. Hier studirte er Philosophie und Theologie und vertheidigte 1693 seine Abhandlung „de iuramentis veterum Hebraeorum“. 1694 ging er als Magister über Hamburg nach Kiel, wo er weitere Studien machte. 1695 finden wir ihn als Inspector der Alumnen in Altdorf; drei Jahre später folgte er einem Rufe als Professor der Metaphysik an das Aegidianum zu Nürnberg und als Vicar des Kirchenministeriums daselbst. 1700 wurde er Diakonus an der St. Sebald- und bald darauf an der St. Jakobskirche. Entscheidend für sein Leben wurde aber erst seine im J. 1706 erfolgte Berufung in eine Professur der Theologie und der orientalischen Sprachen nach Altdorf, womit er zugleich das Amt eines Diakonus an der dortigen Stadtkirche, später das des Archidiakonus und 1717 das des Pastors erhielt. In dem Jahre seiner Berufung in die theologische Professur (1706) hatte er den Grad eines Doctors der Theologie erlangt. Als Docent, Schriftsteller und Prediger rastlos thätig, litt er bei schwächlicher Gesundheit an manchen Uebeln, besonders der Hypochondrie. Dies veranlaßte ihn 1730, seine Altdorfer Aemter niederzulegen und die unweit Nürnberg gelegene Landpfarrei Poppenreuth zu übernehmen, wo er in ländlicher Stille sich erholen und doch weiter amtlich und litterarisch thätig sein konnte. Hier starb er am Schlagfluß am 10. Juli 1738. — In der Zeit heißer theologischer Kämpfe ein friedfertiger Mann hat er sich die Bekehrung der Juden angelegen sein lassen, wobei ihm seine große Kenntniß des Talmuds und der Rabbinen wesentliche Dienste leistete. Human verfuhr er aber auch hierbei, indem er im Einverständniß mit Spener weder die Schriften der Juden verbrannt, noch ihre Kinder wider den Willen der Eltern zur Taufe geschleppt wissen wollte, was dem Naturrechte widerspreche und dem Worte Christi, das Heilige nicht vor die Hunde zu werfen (Frank, s. unten). Bleibenden Werth haben noch heute einige seiner geschichtlichen Schriften, so die „Historia Socianismi Altorfinae .... Academiae infesti“ (1729), besonders aber seine Biographien der Altdorfischen Theologen („Vitae Theologorum Alt.“, s. u.).

Schriften: Döring (s. unten) zählt deren 92 auf. Wir geben aus dessen Liste nur die wichtigsten an. Nach einigen Dissertationen aus den Jahren 1693 bis 1704 (Titel bei Döring) folgte sein „Programma inaug. de piorum desideriorum scriptoribus“ (Altd. 1706); „De corruptelis et medelis theologiae dissertatio“ (Norimb. 1707); „Diss. inaug. de novis Bibliorum versionibus germanicis non temere vulgandis“ (Altd. 1707, ed. II 1710); „Disp. quod in

Sacra Coena etiam indigni vere Sacramentum accipiant et participes fiant corp. et sang. Christi" (Altd. 1708); „Schilo nodus solutus, hoc est, sensus loci classici Genes. 49, 10 restitutus" (ibid. 1710); „Disp. de initiis Baptismi initiationis Judaeorum" (ib. 1711); „Lineamenta metaphysices" (ib. 1713); „De cruce Christi in Vet. Test. praesignificata" (ib. 1714, ed. II 1725); „Rhetoricae sacrae nucleus" (ib. 1714); „Mauritii Helingi antist. Norimb. vita, placita et studia" (ib. 1714); „Disp. de subjectione Christi gloriosa" (ib. 1715); „De chiliasmo praesenti, in quo Dei gratia vivimus" (ib. 1715); „Disp. de beneficiorum fundamento in futurum" (ib. 1716); „De Pauli Lautensack, fanatici Norimb. fatis et placitis schediasma" (Altd. 1716); „De iustificatione particulari" (ib. 1718, ed. II 1737); „Breviarium controversiarum cum Remonstrantibus agitatarum, cui praefatio historica est praemissa" (Norimb. et Altd. 1719); „Disp. qua typus polygamiae in Novo Testamento abolitus delineatur" (ib. 1719); „Libri normales Norimbergenses" (Norimb. et Alt. 1721); „Jo. Kaufmanni, pastoris ad S. Spirit. Nor., vita et merita" (ib. 1722); „Vitae Theologorum, a condita academia, Altorfinorum" (ib. 1724); ed. nova s. t.: „Vita celebriorum quorundam in Germania Theologorum una cum scriptorum ab ipsis editorum recensu" (Francof. et Lips. [Norimb.] 1742); „Summarium theologiae dogmaticae" (Altd. 1722); „Breviarium theologiae moralis" (ib. 1723); „Breviarium controversiarum cum enthusiastis et fanaticis agitatarum, praefatione historica instructum" (Lips. 1724); „Synopsis logomachiarum pietisticarum" (Francof. 1725); „Kurzgefaßte Historie der gedruckten Bibel-Version und anderer Schriften Luthers in der Betrachtung des Lebens und der Fatorum Hans Lufft's, berühmten Buchdruckers und Händlers zu Wittenberg ꝛc." (Nürnb. u. Altd. 1727); „Historia Crypto-Socianismi Altorfinae quondam Academicae infesti arcana, ex documentis maximam partem manuscr., ita adornata, ut cum historiae illorum hominum illustrandae, tum dogmatibus in universum refellendis inservire possit. Accesserunt praeter alia V. Smalcii diarium vitae ex autographo et M. Ruari epistolarum centuriae duae" (Lips. 1729); „Biblia d. i. die ganze heilige Schrift, nach der deutschen Uebersetzung D. Luther's, mit kurzen Erklärungen und Vergleichungen der einander entgegen zu sein scheinenden Stellen ꝛc." (Altdorf 1730, 2. Ausg. 1740, 3. Aufl. 1753); „Nachricht von dem alten Lutherischen Aufschlagen der Bibel unter den Predigten" (ebd. 1731); „Erläuterung der Nürnbergischen Schul- und Reformationsgeschichte" (ebd. 1732); „De impedimentis et adjumentis conversionis Judaeorum praecipuis" (Frankf. 1735); „Breviarium controversiarum cum Ecclesia Graeca ac proinde etiam Ruthenica adhuc agitatarum" (Norimb. 1737); „Kurze Erörterung der Frage: Ob ein getaufter ehemaliger Jude seinem noch jüdischen Weibe mit unverletztem Gewissen einen Scheidebrief geben oder auch ihm solcher auferlegt werden könne?" (Frankf. u. Leipz. 1737); „Enneas quaestionum philologicarum seu de gravissimis philologiae sacrae capitibus meditationes" (ib. [Altd.] 1747); „Viermal fünfzig kurze, doch erbauliche Leichenreden" (Altdorf 1747, 4 Theile). Die Titel der übrigen Schriften bei Döring.

Vgl. Selbstbiographie von Zeltner in seinen Vitae Theologorum Altorfinorum, p. 489 ff. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV. — (Zedler,) Universallexikon, Bd. 61 s. v. — Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrh., IV. Bd. Neustadt a. d. Orla 1835, S. 774—780. — Gust. Frank, Gesch. d. protest. Theologie, 2. Theil, Leipzig 1865, S. 293. P. Tschackert.

Zenetti: Arnold von Z., städtischer Oberbaurath in München, wurde in München am 18. Juni 1824 geboren. Er widmete sich dem Studium der

Ingenieurwissenschaften und der Architektur und trat am 1. Mai 1850 in den Dienst der Stadtgemeinde München, in dem er es bis zum Oberbaurath und zum Vorstand des Münchener Stadtbauamts brachte. Nachdem er sich am 1. Mai 1890 hatte pensioniren lassen, starb er in München am 2. September 1891 im Alter von 67 Jahren. Z. hat an dem baulichen Aufschwung Münchens einen wesentlichen Antheil, da er in seiner Stellung für die Verschönerung, Sanirung, Reinlichkeit und Feuersicherheit der Stadt energisch sorgte. Besondere Verdienste erwarb er sich um das neue Münchener Wasserwerk und die Durchführung der dortigen Canalisation. Er war Mitbegründer und Commandant der freiwilligen Feuerwehr und organisirte das gesammte städtische Feuerlöschwesen. Zu seinem 25jähr. Dienstjubiläum erhielt Z. das Ritterkreuz 1. Classe vom heil. Michael und nach 40 Jahren den Kronenorden und die städtische goldene Bürgermedaille. Von seinen künstlerischen Arbeiten werden angeführt ein Entwurf zum Schulhaus am Anger in München im modernen Renaissancestil, Pläne für den Rathhausbau in München, ferner solche zu Brunnen und Friedhofscrucifixen.

Vgl. 2. Morgenblatt Nr. 243 d. Allgemeinen Zeitung, 2. Sept. 1891, S. 3; Abendblatt Nr. 244, 3. Sept. 1891, S. 5; Morgenblatt Nr. 245, 4. Sept., S. 3. — A. Seubert, Allg. Künstlerlex. II, 628. 2. Aufl. Stuttgart 1879.

H. A. Lier.

Zenger: Cassiodor Franz Joseph Z., Capuziner, geboren zu Schwandorf in der Oberpfalz am 24. Februar 1755, † am 14. August 1830. Z. erhielt seine Schulbildung zu Amberg und trat schon 1770 in den Capuzinerorden ein, in welchem er den Namen Cassiodor erhielt. Nach Absolvirung der theologischen Studien wurde er von seinen Obern noch nach Eichstätt geschickt, um bei Ignaz Pickel Vorlesungen über Mathematik zu hören. Nachdem er am 3. (oder 5.) April 1778 die Priesterweihe empfangen hatte, war er fünf Jahre lang als Lector im Capuzinerkloster zu Schwandorf, dann während einer Reihe von Jahren als Prediger an verschiedenen Orten (Schwäbisch-Gmünd, Dünkelsbühl, Burglengenfeld, Schwandorf) thätig. Nach Aufhebung seines Klosters zu Schwandorf trat er 1802 in den Weltpriesterstand über, half zunächst während drei Jahren zu Amberg in der Seelsorge aus, versah dann seit 1805 gegen fünf Jahre die neuerrichtete Curatie zu Karlshuld bei Neuburg, hielt sich darauf ein paar Jahre in dem Centralkloster des Capuzinerordens zu Wemding auf; endlich wurde er Beneficiat zu Paulsdorf bei Amberg, als solcher am 5. März 1814 investirt, welches Amt er von da bis an seinen Tod versah. — Als Kanzelredner pflegte Z. die höhere Homilie und ließ eine Reihe von geschätzten Homiliensammlungen im Druck erscheinen: „Homilien über die Evangelien aller Feste des Herrn“ (Sulzbach 1817; neue Aufl. 1823); „Homilien der höhern Gattung auf die Festtage der seligsten Jungfrau und anderer Heiligen“ (Sulzbach 1820; n. A. 1824); „Homilien der höhern Gattung über die sonntäglichen Evangelien“ (2 Theile, Sulzbach 1821; n. A. 1826); „Neue Homilien der höhern Gattung auf die Feste des Herrn und seiner Heiligen“ (Sulzbach 1823); „Homilien der höhern Gattung über die Geheimnisse der Geburt unsers Erlösers und des hl. Altarsacraments, über das Leiden desselben auf dem Oelberg, über andere, besonders merkwürdige Geheimnisse des leidenden und die sieben Worte des sterbenden Jesus“ (Sulzbach 1826). Von verschiedenen Gelegenheitsschriften, die bei Waitzenegger und bei Meusel XXI, 772 f. aufgeführt sind, ist noch zu nennen: „Vertrautes Gespräch über die von seiner Durchlaucht dem Herrn Fürsten Alexander von Hohenlohe gewirkten Heilungen der Kranken“ (Sulzbach 1823).

F. J. Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, Bd. II (1820), S. 535 f.; Bd. III, S. 588. — J. Kehrein, Geschichte d. katholischen Kanzelberedsamkeit d. Deutschen, Bd. I (1843), S. 242 f. — Catalogus Scriptorum Ordinis Minorum S. Francisci Capuccinorum ab anno 1747 usque ad annum 1852, Romae 1852. — Schematismus d. Geistlichk. d. Bisth. Regensburg, 1830, S. 49; 1831, S. 123.

Lauchert.

Zenger: Joseph Z., katholischer Theologe, geboren zu Straubing am 16. December 1757, † am 22. December 1827. Er empfing seine Schulbildung in Straubing, studirte Theologie in Ingolstadt (vgl. Freninger, Matrikelbuch der Universität Ingolstadt-Landshut-München, S. 91) und Regensburg, und wurde am 19. December 1781 zum Priester geweiht. Später war er Professor der Philosophie am Lyceum in Regensburg, dann Pfarrer in Kirchroth bei Straubing, nachher Pfarrer in Reissing im Decanat Pilsting. Aus dem letzteren Amte und aus der Diöcese Regensburg überhaupt schied er im J. 1822 aus, um als Domcapitular nach Passau überzusiedeln. — In seinen Schriften, mit denen er in Controversen verschiedener Art eintrat, zeigt sich Z. als ein Mann von streng kirchlicher Gesinnung. Die damals auch unter den Katholiken geführten Streitigkeiten über die Unauflöslichkeit der Ehe (vgl. Werner, Gesch. d. kath. Theol., S. 379 f.) veranlaßten sein Buch: „Neuer Versuch einer genauen und ausführlichen Erklärung der Stellen der heiligen Schrift und der Traditions-Zeugnisse aus den ersten vier Jahrhunderten, welche von der Ehescheidung handeln. Nebst Bemerkungen über einige alte bürgerliche Divortialgesetze" (Straubing 1819), in welchem er in sehr gründlicher Behandlung der Schrift- und Traditionszeugnisse den kirchlichen Standpunkt bezüglich der unbedingten Unauflöslichkeit der Ehe nachdrücklich vertheidigt. (Vgl. Felder's Litteraturzeitung 1819, Bd. III, S. 3—31, 33—42, 49—55.) Außerdem erschien von Z. eine Reihe von kleineren Schriften anonym oder pseudonym. Für die Interessen des Seelsorgsclerus, besonders auf dem Lande, trat er ein in den Schriften: „Die Rumfordische Suppenanstalt für Seelsorger, oder erläuternde Gedanken über die Flugschrift: Ueber Vertheilung der Pfarreien und Besoldung der Geistlichkeit in Baiern. Von Jeremias Schwarzrock, Pfarrer zu Harthausen" (o. O. 1804; gegen die im Titel genannte anonyme Schrift von Jos. Socher); „Apologie der Rumfordischen Suppenanstalt für Seelsorger, gegen die grundlose Invective des Freysinger Wochenblattes" (o. O. 1804); „Mehr Noten als Text zur höchstnöthigen Berichtigung der Abhandlung: Die Zehenten als Steuern betrachtet. Von Kandidus Fröhlich, Pfarrer zu Peterskirchen", 1. Heft (o. O. 1805). Die Gründe, warum nach 35 Jahren seit dem Breve Clemens' XIV. vom 16. Mai 1772, das auf Ansuchen des Kurfürsten Maximilian Joseph die Grundlage für die neue Feiertagsordnung in Baiern gab, der Zweck dieser neuen Ordnung immer noch nicht erreicht war, erörtert die Schrift: „Bemerkungen über den dreißigjährigen Krieg wider die abgewürdigten Feiertage und Consorten" (o. O. 1807). Eine scharfe Kritik an einer 1803 in Straubing erschienenen verkehrten pädagogischen Schrift: „Verstandesübung für Kinder in allen Classen der Schulen", übt Z., theilweise mit ergötzlicher Ironie, in der Schrift: „Ankündigung eines sehr wichtigen Werkes, genannt: Verstandesübung für Kinder in der Wiege, als eine Vorbereitung zu der Verstandesübung für Kinder in allen Klassen der Schulen. Von Raphael Krater, Verstandeslehrer zu Klein-Gattersheim am Odenwalde" (o. O. u. J. [1804]); dazu, auf eine erfolgte Entgegnung: „Erste Antwort auf die Epistel des beleidigten Besenstiels, nach welcher kaum mehr eine zweite nothwendig sein dürfte. Von Raphael Krater" (o. O. 1804). Bei anderer Gelegenheit erschien die Flugschrift: „Stoß-

seufzer eines baierischen Soldaten um Verminderung des Biersatzes, in der Form des bekannten allgemeinen Gebetes, mit erläuternden Anmerkungen von einem Freunde der Soldaten und des gemeinen Mannes“ (1809). Endlich wird Z. bei Meusel und in Kayser's Bücherlexikon als Verfasser von zweien der gegen Zschokke's „Baierische Geschichten“ veröffentlichten kritischen Schriften genannt: „Frage: Hat Hr. Heinrich Zschokke eine Nationalgeschichte für Baiern schreiben können und wollen? Nebst einigen Bemerkungen über den IV. Band seiner Chronique scandaleuse bairischer Geschichten von Magister Schwarzrock. Kauzopolis 1818“; „Theses wider Herrn Heinrich Zschokkes baierischen Geschichten. 4 Bände. Aarau 1813—1818. Von Magister Jeremias Schwarzrock dem Jüngeren angeheftet und vertheidiget in der Kauzen-Hauptstadt. Kauzopolis 1818“. (Bei Waitzenegger III, 585, auch in Goedeke's Literaturgeschichte, 1. Aufl. III, 671, werden indessen diese beiden Broschüren, gleich den beiden andern in demselben Jahre erschienenen: „Bemerkungen über die baierischen Geschichten Herrn Heinrich Zschokke's. Von J. A. T. Kelteger“; und: „Patriotische Betrachtungen über des Herrn H. Zschokke's drei Bände baierischer Geschichten von Pfarrer Altomanus Bavaricus“, dem Pfarrer J. A. Träger zugeschrieben; Zschokke hielt nach der Vorrede seiner 2. Auflage Z. für den Verfasser der „Patriotischen Betrachtungen“ des Altomanus Bavaricus.)

F. J. Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, Bd. II (1820), S. 536 f. — Status ecclesiasticus Ratisbonensis, 1822, p. 52; 1823, p. 94. — Schematismus der gesammten Diöcesan-Geistlichkeit des Bisthums Passau, 1823, S. 15; 1829, S. 106.

Lauchert.

Zeninger: Konrad Z., ein Nürnberger Buchdrucker der Incunabelzeit, von dem man Drucke aus den Jahren 1480—82 kennt. Sieben derselben tragen seinen Namen, sechs andere zeigen wenigstens die Typen seiner Werkstätte. Es sind nur kleinere Sachen, Tractate, Schulbücher (darunter ein mehrmals aufgelegtes lateinisch-deutsches Vocabular), Pastoraltheologisches u. dgl. Ueber 1482 hinaus scheint Z. nicht gedruckt zu haben, denn nach Klemm sind seine Typen vom folgenden Jahr ab im Besitz des Peter Wagner (s. A. D. B. XL, 544). Dagegen nimmt man gewöhnlich an, daß er schon vor 1480, wenn auch etwa im Dienste Anderer, thätig gewesen ist, indem man ihn für eine und dieselbe Person mit dem „Meister Conrad von Meintz“ hält, der 1465, 1473 und 1474 in den Nürnberger Bürgerlisten vorkommt. Damit wird dann z. Th. die Vermuthung verbunden, er werde ein unmittelbarer Schüler Gutenberg's, bezw. Fust's oder Schöffer's gewesen sein. Allein für jene Identificirung fehlt es an einem sicheren Anhaltspunkt, während man mancherlei Unwahrscheinliches dabei mit in den Kauf nehmen müßte. Die ganze Sache ist also zunächst sehr fraglich, und so läßt sich denn auch über die Person unseres Meisters nur das eine sagen, daß er Nürnberger Bürger gewesen ist.

Vgl. Hain's Repertorium bibliogr. (mit Burger's Register), wozu aber zur Ergänzung noch Panzer, Annales typogr. Vol. II, p. 186, 193, 239 sq. IX, p. 260 zu nehmen ist. — Murr, Memorabilia bibliothecarum publ. Norimb. Pars I, 1786, p. 313 sq. — Hase, Die Koberger, 2. Aufl., 1885, S. 51. — Centralbl. f. Bibliothekswesen, Jahrg. 4, 1887, S. 216.

K. Steiff.

Zenkel: Georg Peter Z., protestantischer Theologe, † 1760. Z. wurde am 20. März 1717 zu Schwarzenbach an der Saale im Baireuth'schen geboren. Sein Vater war ein dortiger Fleischer. Auf dem Gymnasium zu Hof seit 1732 vorgebildet, studirte er seit 1736 in Jena neben Philosophie, Mathematik und Physik orientalische Sprachen und Theologie. 1740 erlangte er nach

Vertheidigung seiner Abhandlung „de naturali methodo permutandi Hebraeorum vocales“ die Magisterwürde, wurde zu Vorlesungen in der philosophischen Facultät zugelassen und erhielt 1746 die Stelle eines Adjuncten bei derselben. 1754 siedelte er nach Erlangen über, wo er außerordentlicher Professor der Philosophie wurde und dieses Amt mit der Rede „de methodo docendi apud veteres Hebraeos“ eröffnete. Da aber die mit dieser Lehrstelle verbundenen Einnahmen unter seiner Erwartung blieben, so legte er 1755 seine Professur nieder und lebte seitdem als Privatgelehrter, freilich, da es ihm an Vermögen fehlte, in noch gedrückteren Verhältnissen als vorher, bis er am 14. December 1760 starb.

Seine Hauptwerke sind ein „Commentarius grammaticus ebraeae linguae oder ausführliche Erläuterung der ebräischen Sprache ꝛc.“ (3 Theile in 4°, Jena 1748—49) und „Beiträge zur Vertheidigung der mosaischen Religion und Auflösung der schweren und strittigen Punkte, in besonderen Stücken entworfen“ (Gotha und Schleiz 1752—56, 2 Bde. oder 8 Stücke). Außerdem veröffentlichte er: „Diss. philos. completa evolutio conceptuum naturae et rationis ac utrique connexorum“ (Jenae 1739, 4°); „Diss. de naturali methodo permutandi Hebraeorum vocales“ (ibid. 1740, 4°); „Theoria e principiis suis eruta ad stabiliendam methodum naturalem et compendiariam explicandi syllogismorum doctrinam. Dissertatio prima, continens artificium convertendi indeque substituendi propositiones“ (ibd. 1741, 4°); „Meditatio ad locum illustrem Veteris Testamenti Ps. 40, 7. 8 institutum de satisfactore, sensum naturamve humanam unione personali induente“ (ibid. 1744, 4°); „Diss. Enantiologia sacra seu Hermeneutica contrariorum tradens fundamenta et canones ad solvendas difficultates ac contradictiones apparentes codicis sacri; primo contradictiones genealogicas apparentes“ (ibid. [1746], 4°); „Commentarius evangelico-homileticus oder exegetisch-homiletische Zergliederung aller Sonn- und Festtagsevangelien u. s. w.“ (ebd. 1747, 4°; 2., sehr verbesserte Ausgabe mit D. J. G. Walchs Vorrede. Jena 1756, 4°); „Elementa Hermeneuticae sacrae methodo naturali concinnata“ (ibid. 1752); „Diss. philologica de sepultura Christi, ad locum Esaiae 53, 9“ (Jenae 1754, 4°); „Progr. adit. de aequilibus e Scriptura sacra eruta“ (Erlangae 1754, 4°).

Vgl. (Mylius) Das im Jahre 1743 blühende Jena, S. 250 ff. und Zusätze S. 165 ff. — Fickenscher, Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth, Bd. 10, S. 162—166. — Derselbe, Gelehrten-Geschichte der Univ. Erlangen. 3. Abth. S. 54—58. — Meusel, Lexikon u. s. w., Bd. 15 (1816), S. 384 ff. — Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Vierter Band. Neustadt a. d. O. 1835, S. 781 bis 783. P. Tschackert.

Zenker: Friedrich Albert (von) Z. war zu Dresden am 13. März 1825 als Sohn des Geh. Hofraths Z. geboren und studirte von 1843—49 in Leipzig und Heidelberg Medicin. Nach der 1851 in Leipzig mit der Schrift „De genetico affectionis renum in cholera connexu cum ceteris hujus morbi partibus“ erfolgten Promotion zum Dr. med. begab er sich nach Wien zu seiner weiteren Ausbildung in der pathologischen Anatomie (unter Rokitansky und Hesohl), nachdem er seit 1849 Assistent am Georgen-Hospital in Leipzig (unter Radius) gewesen war. Noch im gleichen Jahre 1851 erhielt er in seiner Vaterstadt Dresden die Prosectorstelle am städtischen Krankenhause und bereits 1855 wurde er, nachdem er zwei Jahre als Docent die pathologische Anatomie an der dortigen medicinisch-chirurgischen Akademie gelehrt hatte, zum Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie bei derselben ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1862, in welchem er einem Rufe

als ord. Professor der pathologischen Anatomie bei der Universität Erlangen folgte, woselbst er über 30 Jahre lang mit größtem Erfolge als Lehrer und Forscher gewirkt hat. Noch ehe er nach Erlangen übersiedelte, gelang ihm eine Entdeckung, die ihn in den weitesten Kreisen bekannt machte, indem er zuerst 1860 den Nachweis erbrachte, daß die bis dahin (seit der Mitte der dreißiger Jahre) als harmlose Schmarotzer bekannten Trichinen unter Umständen schwere und sogar tödtliche Erkrankungen beim Menschen hervorrufen können, Erkrankungen, die oft viele Menschen gleichzeitig befallen. Seine Abhandlung „Die Trichinenkrankheit“, die 1860 in Virchow's Archiv erschien, eröffnete die große Reihe von Untersuchungen, die danach von Virchow, Küchenmeister, Leuckart u. A. über Lebensweise, Wandlungen und Verschleppung der Trichinen gemacht wurden. Aus diesen Arbeiten leiteten sich die Maßnahmen her, die seitdem in allen Culturstaaten durch die Gesetzgebung gegen die Verbreitung der Trichinen getroffen wurden und veranlaßten gleichzeitig auch Fortschritte auf anderen Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege. Von seinen zahlreichen anderweitigen Arbeiten und Untersuchungen führen wir nur einige an; so seine verdienstvollen „Beiträge zur normalen und pathologischen Anatomie der Lunge“ (Dresden 1862, m. 1 Tafel), seine damit in Verbindung stehende Entdeckung der sogen. Eisenlunge und die für die Gewerbehygiene wichtigen Erkrankungen der Lunge durch Staubeinathmung (Deutsches Archiv f. klin. Medic., Bd. II). Wichtig ferner sind seine Studien über die Veränderungen der willkürlichen Muskeln beim Typhus abdominalis (Leipzig 1864, m. 5 Tafeln), über den Cysticercus racemosus des Gehirns (Bonn 1882, m. 1 Tafel), über die acute gelbe Leberatrophie (Archiv f. klin. Medic., Bd. 10). Eine Arbeit über die Krankheiten des Oesophagus erschien von ihm in Ziemssen's Handbuch der inneren Krankheiten. In Verbindung mit dem letzteren Gelehrten hatte Z., der von der innersten Ueberzeugung durchdrungen war, es müßten die pathologische Anatomie und die praktische Medicin stets in der innigsten Fühlung mit einander bleiben, 1866 das im Obigen schon mehrfach erwähnte Deutsche Archiv für klinische Medicin von v. Ziemssen und Zenker gegründet, das nach nunmehr über 30jährigem Bestande seinen hervorragenden Platz in der medicinischen Litteratur behauptet.

Die vorstehenden Anführungen betreffen nur einen kleinen Theil der Arbeiten Zenker's, der alle Errungenschaften der Wissenschaft mit größtem Eifer verfolgte und nicht allein ein großer Gelehrter sondern auch ein vortrefflicher akademischer Lehrer war, der sich durch Gründlichkeit, Bestimmtheit und Klarheit im Vortrage auszeichnete, wodurch seine Lehrthätigkeit sich zu einer ungemein erfolgreichen gestaltete. Da er auch seinen Schülern gegenüber ein warm empfundenes Wohlwollen und ein reges Interesse an ihrer persönlichen Förderung bekundete, erfreute er sich einer aufrichtigen Liebe und Verehrung derselben, weit über die Universitätszeit hinaus. — An Auszeichnungen, die dem um die Wissenschaft wie das Wohl der Menschheit in gleichem Maaße verdienten Gelehrten zu Theil wurden, sind der ihm 1865 ertheilte Monthyon-Preis und der ihm später verliehene, mit dem persönlichen Adel verbundene Bairische Kronenorden zu nennen. — 1895 veranlaßten Kränklichkeit und Ruhebedürfniß ihn zum Rücktritt von seinem Lehramte und am 13. Juni 1898 erfolgte zu Reppentin bei Plau in Mecklenburg, wo er bei Verwandten zur Erholung weilte, nach kurzem Krankenlager sein Tod.

Biographisches Lexikon d. hervorr. Aerzte aller Zeiten und Völker von Gurlt u. Hirsch. Bd. 6, 1888, S. 364. — G. Hauser in Münchener medic. Wochenschrift, 1898, S. 854.

E. Gurlt.

Zenker: Johann Christoph Z., Gelegenheitslyriker, wurde am 30. April 1738 zu Gunzenhausen in Mittelfranken als Sohn und, mütterlicherseits Enkel brandenburgisch-ansbachischer Archidiakone geboren. Es war eine sehr fromme, unbedingt gläubige und streng sittliche Sphäre, in der er aufwuchs, dazu freilich recht einfache Verhältnisse. Die Grundlage seiner Verstandes- und Herzensbildung, desgleichen den ersten Antrieb, Verse zu schmieden, kaum im zehnten Lebensjahre stehend, verdankte er der Mutter: „eine große Liebhaberin der Dichtkunst und selbst gute Dichterin“. Ihre religiöse Unterweisung ermöglichte es, daß Z. im vierten Jahre in der Stadtkirche ein Stück des Katechismus öffentlich recitirte. Seitdem unterrichtete ihn der Vater in Religion, guter Sitte, Latein und Griechisch, worauf Z. die sog. deutsche, d. h. Volks-, und die Rectorats-, d. h. Lateinschule unter tüchtigen Lehrern bis ins 14. Jahr besuchte. Frühling 1752 bis Ostern 1756 genoß er auf dem Carolinum illustre, der Fürstenschule zu Ansbach, das beneficium alumnorum, woselbst er auch mathematische und des Hofraths Professor Christ öffentliche Vorlesungen über Pufendorf's Natur- und Völkerrecht und Cicero's Officia hörte. Er bezog danach die Universität Jena behufs Studiums der Theologie, pflegte aber auch hier bis 1757 nur philosophische (Daries), geschichtliche (Schmid) und mathematische (Succow) Collegien: „hiedurch bahnete ich mir den Weg, den theologischen Vorlesungen mit Nutzen beyzuwohnen“, worin ihn dann Professor Müller, der Glaubens- und Sittenlehre vortrug, am meisten gefördert hat, ihm ein unvergeßlicher Lehrer und Freund. Dieser ganze Bildungsgang interessirt uns nicht so sehr Zenker's wegen, sondern an sich, für die Geschichte der höheren Pädagogik: die religiöse Belehrung des künftigen Theologen begann möglichst früh, im letzten Gymnasialstadium fand er Gelegenheit zum Betriebe anderer Wissenschaften und im ersten Theile der akademischen Studien mag sogar ausschließliche Beschäftigung mit Philosophie, Geschichte und Mathematik in ähnlicher Weise Brauch gewesen sein, wie bei den noch heute wie im damaligen Deutschland unqualificirt zur Hochschule übertretenden Engländern und wie bei den jetzigen bairischen Juristen in ihren „philosophischen“ Semestern; kannte man ja damals bei uns noch weniger als jetzt die unübersteiglichen Scheidewände der Facultätenjünger wie im Rußland der Gegenwart.

Schon ganz kurz nach der Heimkehr, die nach Ostern 1759 erfolgte, trat er als Vicar seines mütterlichen Onkels, Pfarrers in Schopfloch, ins geistliche Amt, wurde schon 1760 auf Antrag „der gesamten Stadt“ Nachfolger seines plötzlich früh verstorbenen Vaters, und damit begannen die materiellen Sorgen. Außer dem beschwerlichen Dienste und beständigem Katarrh belastete das „mehrentheils aus Accidentien bestehende Einkommen“ mit seiner Geringfügigkeit, und so ließ er sich im Sommer 1766 auf die Pfarrei zu Dornhausen versetzen. Um die dortige weitläufige, sehr heruntergekommene Oekonomie heben zu können, heirathete er am 24. November 1767 Marie Margarethe Recknagel aus seiner Vaterstadt, die ihm treue Gefährtin und Gehülfin auf den mancherlei rauhen Wegen ward. Besonders infolge von Mißwachs, Wetterschlägen und hohen Abgaben konnte er sich lange nicht aus den entstandenen Schulden loslösen, und seine äußeren Umstände spiegeln deutlich das kümmerliche Dasein eines evangelischen Pfarrherrn in dem stiefmütterlich von Natur, Geschichte und Dynasten behandelten südlichen Mittelfranken im traurigen dritten und vierten Fünftel des vorigen Jahrhunderts. 1774 gefährlich erkrankt, setzte er seine „Lebens-Geschichte“ auf, deren wahrheits- und gottesfreudige Ungeschminktheit Zenker's Charakter zum Ausdruck bringt. Wider alles Erwarten genesen, lebte er noch ein volles Vierteljahrhundert, und starb, nach mehreren vergeblichen Bemühungen, seine Lage erträglich zu gestalten, durch Protection der Mark-

gräfin Friederike Caroline, für deren 1784er Einzug er einen „Jubelgesang“ lieferte, 1791 ins Decanat zu Gunzenhausen gelangt, am 13. September, nachdem er noch am 24. Juni seine Lebensskizze zu Ende geführt, 1799 als „Königl. Preußischer Dechant und Stadtpfarrer“ ebenda, nach langwieriger schmerzlicher Krankheit, deren Keim und Hauptverschlimmerung wol in seiner geradezu colossalen Leibesfülle (schon anfangs der Dreißig 380, später 400 Pfund!) lag, und bis ans Ende galt wol die herbe Klage von 1787: „Die Sorgen peitschen und plagen mich, wie höllische Furien, und lassen mir keine Ruhe weder Tag noch Nacht“.

So unerquicklich ein Blick in Zenker's Lebenslauf und die äußern Bedingungen seiner Wirksamkeit bleibt, so freundlich muthet uns sein Wesen an, wenn wir einen Augenblick bei den Zeugnissen verweilen, die wir darüber mittelbar und unmittelbar besitzen. Er war eine ungemein friedfertige Natur, obzwar confessionell in den engsten Schranken und trotz aller Verehrung für die Dichter der sogen. moralistischen Aufklärung wie Gellert. So genoß er Liebe und Achtung der Behörden, Amtsbrüder, untergeordneten Geistlichkeit und Gemeindekinder, und die Lectüre der eignen Aufzeichnungen sowie derjenigen der Executoren seines litterarischen Nachlasses hinterläßt den Eindruck eines fast patriarchalischen Verhältnisses, obwol es Z. nur bis auf 61 Jahre brachte. Bezeichnend ist sein Bedauern schon als Zwanziger, die mäßigen Pfarreinkünfte hätten ihn seiner „Lieblings-Neigung gegen Arme und Nothleidende entsagen“ heißen.

Aus den mannichfachen Bedrängnissen durch Nothlage und Krankheit ist gewiß sein Steckenbleiben in dem gleichsam ererbten Culturniveau und in der Gelegenheitspoesie zu erklären. Denn es eigneten ihm ein starker Bildungstrieb und ein nicht alltägliches Verständniß für Wissen und Dichtkunst. Die alten Sprachen beherrschte er in Wort und Schrift und konnte ihre poetischen Hauptdenkmäler Homer, Vergil, Horaz, Ovid gutentheils auswendig. Dies großartige Gedächtniß ließ ihn auch „eine ungeheure Menge von kleinen Geschichten, Anekdoten, Sprüchwörtern und Versen“ behalten und stets parat haben, wenn sein Witz, Scharfsinn, gesellschaftliches Talent ihrer als Hilfs- und Schmuckmittel bedurften. Er war im deutschen Schriftthum des 18. Jahrhunderts allerdings, so scheint's, nur soweit ordentlich bewandert, als es seiner ganzen Geistesrichtung und Weltanschauung entsprach. Sein Biograph Späth meint: „Gewiß gehörte er unter die seltenen Männer in seinem Amte, welche damals, als sich unsere Sprache durch die Bemühungen eines Gellerts, Gesners, Cramers, Klopstoks u. a. mehr auszubilden anfieng, dieselbe gut schreiben und sprechen lernten“. Birlinger setzt mit Späth übrigens hierzu selbst die prägnante Charakteristik eines „gewissen Guillaume Anfrie de Chaulieu“ durch den bekannten Aesthetiker Sulzer hinzu: „Dieser Dichter war kein Schriftsteller von Profession, sondern ein Mann von Welt“, vergißt dabei Zenker's lebenslängliche man möchte sagen Kasernirung in arg kleinbürgerlicher, fast bäuerlicher Umgebung, seinen mittelfränkischen Horizont, den der Sturm und Drang draußen in Politik, Civilisation und socialer Evolution nicht streifte. Durch Späth's These, bei Z. würde, falls ihm das Schicksal durch Abwesenheit drückender Sorgen ermöglicht hätte, „das Studium seiner Mutter-Sprache fortzusetzen“, „seine Schreib-Art sicherlich noch mehr Feinheit, sein Styl noch mehr Correctheit, seine Gliedersätze noch mehr Rundung und Glätte erhalten haben“, wird Birlinger zu der Annahme verführt: Z. „trieb energisch Deutsch.“ Größeren Fleiß verwendet und breitere Belesenheit erworben hat er jedoch nur in der Kanzelberedsamkeit, was mit seiner Peinlichkeit, Predigt und geistliche Gelegenheitssprache würdig vorzubereiten, zusammenhing.

Schon als Student schrieb Z. nette Versbriefe nach Hause und seitdem citirte er die Muse unter dem Zeichen der Gelegenheitsdichtung oftmals herbei. Wer ihm dabei als sprachliche, stilistische und gedankliche Muster galt, begreift sich aus seinen allgemeinen Sympathien leicht: Rost „der Idrisdichter", Hölty, der damals vielgepriesene Gellert (auch dessen Lustspiele), Hagedorn, Cronegk aus Ansbach, also Zenker's engster Landsmann wie Uz — den er 1796 durch ein lateinisches Nekrolog-Distichon als deutschen Horaz und Petrarca feierte —, Voß' Luise (schon 1778), Gleim's Grenadierlieder, J. A. Cramer, seltsamerweise auch Bürger's verfehmte „Europa" und der verketzerte Wieland, von Ausländern wol nur Anakreon, sicher indirect, und Racine, der in den Gebilden genannt, die Z. bei den verschiedensten Anlässen im näheren und weiteren Bekanntenkreise seiner Leyer entlockte. Allen voran weihte er aber Lob und Lied dem Classiker der nüchternen Philisterpoesie Mathias Claudius: wiederholt erscheinen die Apostrophen „du guter Asmus, du" und „Mein Asmus", etliche Mottos, einmal ein längeres Gedicht bei Abonnementsbezahlung für den „Wandsbeker Boten". Birlinger's Epitheton „ein warmer patriotischer Dichter" kann nur die unmotivirten Lobhudeleien auf den neuen Landesherrn, den unbedeutenden König Friedrich Wilhelm II., u. ä. meinen. Glatt, geschickt, in der Auswahl passender Züge findig, nicht allzu stereotyp bei den unvermeidlichen Exaltationen über die betroffenen Personen, so kommen dem nachgeborenen Beurtheiler die Gelegenheitspoeme vor, die bezeichnenderweise zur starken Hälfte „Todtengesänge" sind und mit ihren Mängeln aus dem Rahmen ihrer Gattung keineswegs herausfallen. Außer diesen Leichengedichten, den vielen Beispielen seiner Fertigkeit im Hochzeitscarmen u. ä. begegnen uns einige nicht üble Sinngedichte, ein paar Fabeln („Der todte Geyer", „Der Hase"), mehrere Episteln üblichen Schlags. An Prosa lesen wir noch von ihm zwei Grab- und drei Trauerreden, ohne Schwulst und unangebrachte Ekstase, würdig und klar, ferner jenen autobiographischen Abriß. Die Editoren dachten sich die Sammlung der Gedichte als Andenken für Freunde, Gönner, Verwandte, Verehrer, nicht „dem gelehrten Publicum, nicht den Richterstühlen der Kritik" dargeboten.

All das ist gesammelt in den drei Lieferungen „Johann Christoph Zenkers, gewesenen Königl. Preußischen Dechants und Stadtpfarrers zu Gunzenhausen, zerstreute Gedichte und prosaische Schriften, nebst der Lebensgeschichte des Verewigten, gesammelt und für Gönner, Freunde und Bekannte herausgegeben von Johann Friedrich Zenker, Königl. Preußl. [!] Pfarrer zu Emetzheim. Weissenburg [am Sand], gedruckt mit Meyerischen Schriften. 1802" (XLVI[+ II] + 216, VI + 231, IV[VII] + 163 + 24 [26] Seiten); Exemplare z. B. auf der Universitätsbibliothek zu München und der Königl. Bibliothek zu Berlin. Der Herausgeber Zenker ist des Verfassers Bruder, dem er kurz vor dem Tode nach langem Drängen versprochen, alle seine gedruckten und ungedruckten Poesien, obwol größtentheils „Gelegenheitsgedichte", „nochmals mit kritischem Auge durchzusehen, und die letzte Hand daran zu legen". Die Hauptlast der Sammlung und Drucklegung ruhte jedoch auf den Schultern eines Verwandten, des Pfarrers Späth zu Wachstein, der auch Zenker's eigene Lebensskizze mit übertriebenem Panegyrikus ergänzt und eine ähnlich gehaltene Vorrede beigefügt hatte. Ein Porträt Zenker's mit Geburts- und Todesdatum steht vor der 3. (Prosa-)Liefg. Schaut man die Subscribentenliste an, die dem 1. (bez. 3.) Theile vorgeheftet ist, so muß man Birlinger beistimmen: „als Abonnenten figurirte die ganze Blüthe der Gelehrsamkeit und Intelligenz der ostfränkischen Lande ehemals preußischer, heute bayerischer und wirtembergischer Oberhoheit", und man darf getrost danach das Ansehen und die nicht bloß persönliche Werthschätzung des Dichters Joh. Chr. Zenker bemessen. Anton Birlinger, „Der preußisch-fränkische

Dichter Johann Christoph Zenker", in O. Sievers' „Akademischen Blättern. Beiträge zur Litteratur-Wissenschaft" (1884) S. 493—501, hat zuerst auf Z. hingewiesen und eine knappe Auslese seiner Poesien, mit Accent auf deren Stoffen, geboten (S. 493 der Lapsus, Z. sei seit 1791 „Lehrer" in Gunzenhausen gewesen). Ludwig Fränkel.

Zenker: Jonathan Karl Z. wurde am 1. März 1799 in Sundremda im Großherzogthum Sachsen-Weimar geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, der daselbst Pastor war. 1813 bezog er das Gymnasium zu Weimar und Michaelis 1818 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Allein dies Studium befriedigte ihn nicht und fühlte er sich vielmehr zu den Naturwissenschaften hingezogen. Lange kämpfte er mit seiner Neigung, doch schließlich siegte dieselbe und er gab 1821 das Studium der Theologie auf und widmete sich ganz den Naturwissenschaften und der Medicin. 1823 begab er sich als Mentor eines jungen Hamburgers nach Dresden und vervollkommnete seine medicinischen Kenntnisse auf der medicinisch-chirurgischen Akademie daselbst. Nachdem er wieder nach Jena zurückgekehrt war, erlangte er zunächst die philosophische und bald darauf auf Grund seiner Dissertation: „Batrachomyologia" auch die medicinische Doctorwürde und habilitirte sich als Privatdocent für Naturgeschichte. Bald darauf veröffentlichte er seine beiden ersten Werke: „Parasitae corporis humani internae seu vermes intestinales hominis" (Lipsiae 1827) und „Das thierische Leben und seine Formen. Ein zoologisches Handbuch zum Gebrauch academischer Vorlesungen und zum Selbststudium" (Jena 1828). In demselben Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt. Am 3. August 1833 erwählte ihn die Kaiserl. Leopold.-Carol. Akademie der Naturforscher zu ihrem Mitgliede. In dieser Zeit veröffentlichte er ein bemerkenswerthes Werk: „Beiträge zur Naturgeschichte der Urwelt" (Jena 1833), in welchem er die organischen Reste aus der Altenburger Braunkohlenformation, dem Blankenburger Quadersandstein, jenaischen bunten Sandstein und böhmischen Uebergangsgebirge behandelt. Diesem größeren Werke schließt sich eine kleine Abhandlung über zwei neue fossile Korallenarten (Lithodendron stellariaeforme und Syringites imbricatus) in: Nova Acta Acad. Leop. Car. Nat. Cur. Tom. XVII, 1835 an. 1836 wurde er zum Hofrath und ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt. Im Verein mit Professor Kieser verfaßte er den Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Jena 1836. Sein letztes Werk war: „Naturgeschichte schädlicher Thiere" (Leipzig 1836). Z. starb am 6. November 1837 im 39. Lebensjahre. W. Heß.

Zenker: Julius Theodor Z., Orientalist, geboren im J. 1811 zu Ehrenfriedersdorf, † am 28. Juni 1884 zu Thum im sächs. Erzgebirge. Z. erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dem Pfarrer Friedrich Christlieb Z. († 1843); später widmete er sich auf den Universitäten zu Leipzig, Göttingen und Berlin dem Studium der morgenländischen Sprachen und begab sich dann noch zur weiteren Ausbildung nach Paris. Als Probe seiner an diesen Bildungsstätten erworbenen Kenntnisse veröffentlichte er im J. 1840: „Bibliotheca Orientalis. Pars I.", worin er in lateinischer Sprache die von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zur damaligen Zeit erschienenen arabischen, (neu)persischen und türkischen Bücher aufführte. Gleichzeitig besorgte er für die deutsche Ausgabe des Allom'schen Stahlstichwerkes „Konstantinopel und die malerische Gegend der sieben Kirchen in Kleinasien" (24 Hefte, 1840—41) die Bearbeitung der Bildererklärung und der angehängten kurzen Geschichte Konstantinopels nach dem Englischen des Robert Walsh.

Im Juni 1844 wandte sich Z. nach Rostock, wo der alternde Professor Ernst August Philipp Mahn auf dem durch seinen Vorgänger Olaus Gerhard Tychsen (s. A. D. B. XXXIX, 38) einst in das helle Licht europäischer Berühmtheit gerückten, seit langer Zeit aber wieder im Schatten stehenden Lehrstuhl der orientalischen Litteratur saß. Der junge Gelehrte mochte von der Hoffnung erfüllt sein, demselben neuen Glanz zu verleihen, als er sich nach dem Tode des Professors Mahn († am 17. December 1845) mittels einer öffentlichen Rede über die allgemeine Geschichte der Litteraturen Asiens am 29. Januar 1846 an der Rostocker Universität habilitirte. Er hatte inzwischen eine erweiterte Ausgabe seiner „Bibliotheca Orientalis“ in französischer Sprache begonnen. Der erste Band dieses „Manuel de bibliographie orientale“ (1845) enthält folgende Abschnitte: 1. Les livres arabes, persans et turcs, imprimés depuis l'invention de l'imprimerie jusqu' à nos jours tant en Europe quant en Orient, disposés par ordre de matières. — 2. Table des auteurs, des titres orientaux et des éditeurs. — 3. Un aperçu de la littérature orientale. Seine Dissertation pro venia legendi handelt „de versione arabica Categoriarum Aristotelis“ (1846), worauf noch in demselben Jahre eine kritische Ausgabe der Kategorien nebst der arabischen Uebersetzung unter dem Titel: „Aristotelis Categoriae graece, cum versione arabica Isaaci Haneini filii et variis lectionibus textûs graeci e versione arabica ductis“ folgte. Für das Sommersemester 1846 kündigte er Vorlesungen über hebräische Grammatik, Erklärung der Genesis u. s. w., Arabisch, Einleitung in das Alte Testament an. Im Wintersemester 1846/47 wollte er die Anfangsgründe des Sanskrit und biblische Archäologie, die ersteren unentgeltlich, lehren. Doch nahm er noch vor dem Beginn dieses Semesters Urlaub auf unbestimmte Zeit, ging nach Leipzig und kehrte nicht wieder nach Rostock zurück. Der geringe Zuspruch von seiten der Studenten, für deren orientalischen (fast nur hebräischen) Bedarf von der theologischen Facultät gesorgt wurde, zumal da Ostern 1846 Franz Delitzsch in dieselbe eingetreten war, und die ebenfalls geringe Aussicht auf Beförderung, wenn auch nur in ein Extraordinariat (dieses wurde erst Ostern 1870 für das orientalische Fach in Rostock errichtet und wieder erst Ostern 1879 in ein Ordinariat umgewandelt), mochten Z. von einer Rückkehr an jene Universität, ja überhaupt von einer weiteren Verfolgung der akademischen Laufbahn abgebracht haben. Er lebte fortan als Privatmann, einzig der schriftstellerischen Thätigkeit in seinem Fach ergeben, die letzten Jahre in einem Städtchen seiner sächsischen Heimath unweit des granithäuptigen Greifensteins.

Z. übersetzte zunächst des Kasaner Professors Mirza A. Kasem Beg „Allgemeine Grammatik der türkisch-tatarischen Sprache“ aus dem Russischen und gab sie im J. 1848 mit einem Anhange und Schriftproben auf 7 lith. Tafeln heraus (vgl. dazu Böhtlingk 1848). Im J. 1851 veröffentlichte er sodann: „Quarante questions, adressées par les docteurs juifs au prophète Mahomet. Le texte turc avec un glossaire turc-français, publié sous les auspices de la société orientale de l'Allemagne.“ Ferner übersetzte er aus dem Englischen Edward William Lane's „Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter“ nach der 3. Originalausgabe (2 Bde., 1852, 2. Aufl. 1856), W. Vaux' „Ninive und Persepolis, eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens, nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen“ (mit Kupfern und einer Karte, 1852, 2. Aufl. 1856), Charles Fellows' „Ausflug nach Kleinasien und Entdeckungen in Lycien“ (1853) und Austen Henry Layard's „Ninive und Babylon, nebst Beschreibung seiner Reisen in Armenien, Kurdistan und der Wüste“ (mit Portrait, 33 Tafeln und 2 Karten, 1856). Im J. 1861 konnte auch der zweite Band seines „Manuel de bibliographie orientale“ erscheinen, welcher folgende Abschnitte enthält: 1. Supplément du premier volume. — 2. Littérature de l'orient chrétien. — 3. Littérature de

l'Inde. — 4. Littérature des Parsis. — 5. Littérature de l'Indo-Chine et de la Malaisie. — 6. Littérature de la Chine. — 7. Littérature du Japon. — 8. Littérature mantchoue, mongole et tibétaine. — 9. Table des auteurs, des titres orientaux et des éditeurs. Zenker's letztes Werk, „Dictionnaire turc-arabe-persan. Türkisch-arabisch-persisches Handwörterbuch" (25 Hefte in 2 Bänden, 1862—1876, 980 S.), ist sein Hauptwerk, durch welches er sich vor allem den Ruf eines „gründlichen Kenners des Türkischen" (Theodor Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland, 1869, S. 745) erwarb. Heinrich Klenz.

Zenner: Albert Z., Dominicaner, † am 8. April 1698. Er war c. 1625 zu Aachen geboren und trat zu Constanz in den Dominicanerorden ein, wie Veith feststellt, während Quetif und Echard es unentschieden gelassen hatten, ob er ursprünglich dem Augsburger oder dem Constanzer Dominicanerkloster angehörte. Ein zeitweiliger Aufenthalt in dem Augsburger Kloster wird indessen auf Grund der letzteren Notiz wohl auch anzunehmen sein, wenn sich auch die Zeit desselben nicht näher feststellen läßt. Während einer Reihe von Jahren war Z. in den Klosterlehranstalten sowohl seines Ordens als anderer Orden als Professor der Theologie, der Philosophie und des canonischen Rechts thätig. Im J. 1664, in welchem seine ersten bekannten Schriften gedruckt sind, sah er auf eine dreizehnjährige Lehrthätigkeit zurück; er war damals seit 1662 in dem Benedictinerkloster zu Elchingen als Professor thätig, vorher vier Jahre im Studium generale der Dominicaner zu Graz (vgl. Methodus etc., praefatio). Zuvor, im J. 1659, hatte er das Lehramt im Dominicanerkloster zu Eichstätt versehen (vgl. die Widmung der Theologia sacramentalis, 1668). Im September 1664, als er zum vierten Mal während seiner dreizehnjährigen Thätigkeit den philosophischen Cursus vollendet hatte, ließ er als Grundlage für in Elchingen zu haltende Disputationen zwei philosophische Dissertationen zur Vertheidigung der scholastischen Philosophie (Logik und Naturphilosophie) drucken: „Methodus impugnandi et propugnandi Thomistarum philosophiam non minus subtilis quam facilis et brevis" (Augustae Vindelicorum 1664); „Conclusiones naturalis philosophiae" (Augustae Vind. 1664). Im gleichen Jahre hatte er eine canonistische Schrift veröffentlicht: „Dilucidatio regularum juris in Sexto" (Augustae Vind. 1664); daraus im Auszuge, als Grundlage einer ebenfalls im September des Jahres zu haltenden Disputation: „Synopsis Dilucidationis regularum juris in Sexto" (Augustae Vind. 1664). Auch die confessionellen Controverspunkte hatte er um dieselbe Zeit behandelt und ein Buch über dieselben verfaßt: „Armamentarium evangelico-thomisticum pro praecipuis hoc tempore controversis articulis, . . . contra Joannis Georgii Dorschei sinistre inscriptum Thomam Aquinatem etc. aliosque orthodoxae fidei impugnatores" (Pars prior, Augustae Vind. 1665). Dieses Buch nimmt vorzugsweise Bezug auf die Schrift des protestantischen Straßburger Theologen J. G. Dorsche: „Thomas Aquinas dictus Doctor Angelicus exhibitus confessor veritatis evangelicae, Augustana Confessione repetitae" (Francofurti 1655). Auch einen Auszug aus dem Armamentarium ließ Z. erscheinen unter dem Titel: „Manuale compendium veritatum seu doctrinarum orthodoxarum, et contradictoriarum heterodoxarum Jo. Georgii Dorschaei ex Thomistico suo constroversiarum armamentario extractum et communi Ecclesiae usui atque utilitati communicatum" (Constantiae 1667). Der in Aussicht gestellte zweite Theil des Armamentarium scheint nicht erschienen zu sein. Inzwischen hatte Z., als das Armamentarium im Druck erschien, Elchingen verlassen und die Professur der Theologie und des canonischen Rechts in dem Cistercienserkloster Gotteszell in der Diöcese Augsburg übernommen; 1667 dasselbe Lehramt im Dominicanerkloster zu Constanz, wo er auch im Alter von

73 Jahren starb. Hier veröffentlichte er noch ein Werk über die Sacramente: „Theologia sacramentalis speculativo moralis abbreviata, juxta veram et genuinam D. Thomae Aquinatis mentem compilata“ (zuerst in einzelnen Disputationen, Constantiae 1667, dann auch eine vollständige Ausgabe Constantiae 1668). Ferner liegen aus Konstanz noch vier Festpredigten von ihm gedruckt vor: „S. Benedictus declaratus et demonstratus firmamentum monachorum omnium ... in transrhenana basilica Monasterii Petri-Domus Ordinis S. Benedicti ipsis feriis S. Bendicto sacris“ (Constantiae 1668); „Concio de lacrymis sanctae Matris Monicae Constantiae habita in ecclesia admodum RR. PP. Augustinianorum Eremitarum ipso sole percurrente ferias sanctae Monicae sacratas“ (Constantiae 1668); „Sermo panegyricus de encomiis et praerogativis sancti Patris Dominici Ordinis FF. Praedicatorum fundatoris . . . habitus in ecclesia FF. Praedicatorum pridie Nonas Augusti“ (Constantiae 1668); „Panegyris de mysterio incarnati Verbi Divini solemniter habita ad S. Nicolaum in ecclesia FF. Praed. Constantien. ipso die recens nato Salvatori“ (Constantiae 1669).

Quetif u. Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, T. II (1721), p. 631. — Fr. Ant. Veith, Bibliotheca Augustana, Alphabetum XI (1795), p. 52—57. — Hurter, Nomenclator, P. II (ed. 2, 1893), p. 395.

Lauchert.

Zenner: Franz Xaver Z., Weihbischof in Wien, geboren zu Wien am 11. November 1794, † daselbst am 27. October 1861. Er studirte in Wien Theologie und wurde im August 1818 zum Priester geweiht. Gleich darauf wurde er zum Studienpräfecten im erzbischöflichen Clericalseminar zu Wien ernannt; im Juli 1826 wurde er Director desselben. Am 20. November 1820 wurde er Doctor der Theologie, 1821 Adjunct der theologischen Studien an der Universität, am 27. November 1828 wirklicher Domherr im Metropolitancapitel zu St. Stephan. Sein Amt als Director des Clericalseminars legte er 1833 nieder. Von 1840—1849 war er Director der theologischen Studien. 1840 wurde er k. k. Regierungsrath, 1847 Hofrath. Im Jahre 1850 wurde er als Bischof von Sarepta Weihbischof in Wien, zugleich Generalvicar der Wiener Erzdiöcese. Sein musterhafter priesterlicher Wandel, seine persönliche Anspruchslosigkeit und große Wohlthätigkeit wird gerühmt. — Z. verfaßte eine „Instructio practica confessarii in compendium redacta“, von welcher sechs Auflagen erschienen (Wien 1835, 1836, 1840, 1844, 1851, 1857). Außerdem erschien von ihm eine kurze Biographie seines Vorgängers in der Würde des Weihbischofs: „Franz Seraph Schmid“ (2. Aufl. Wien 1867).

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 59. Theil (1890), S. 322 f. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 1164.

Lauchert.

Zenner: Gottfried Z., Gelehrter und Schriftsteller, dessen Vater, Johann Heinrich Z., Pastor in Gößnitz war und zehn Jahre nach der Geburt des Sohnes starb, wurde am 5. Juli 1656 in Altenburg geboren. Er studirte zunächst in Wittenberg, wo er mit drei Herren von Bose der Professoren Ziegler und Schurtzfleisch Tischcompagnie frequentirte, dann in Leipzig, reiste als Hofmeister mit den genannten Herren und war dann in den Bosischen Gerichten Schweinsburg, Crimmitschau, Lauterbach und Bosenhof zehn Jahre lang Amtmann. Darauf wurde Z. fürstlich-sächsischer Auditeur bei einigen sächsischen Regimentern am Oberrhein, lebte sodann einige Jahre als Privatmann in Altenburg und Leipzig, während welcher Zeit er verschiedene anonyme Schriften veröffentlichte, und wurde im J. 1700 zum fürstlich-anhaltischen geheimen Kammer- und Archivsecretär in Zerbst ernannt. 1720 legte er dies Amt jedoch nieder, weil er mit einigen Ministern Verdruß gehabt hatte, ging „zum andern Mal“ nach Holland

und präsentirte dem König von England in Hannover eine Dedication, worin er ihm und seinen Vorfahren für die Gnade dankt, welche dieselben den Deutschen in Amerika erzeigt haben, wofür der König versprach, ihm durch das Parlament ein Stück Land in Virginien schenken zu lassen, welche Gnade Z. aber ausschlug. Er starb am 11. Februar 1721 an einem hitzigen Fieber und Stickfluß in Leipzig mit Hinterlassung einer Wittwe und zweier Söhne und einer Tochter (von 15 Kindern). Seine Schriften sind: (monatliche) „Novellen aus der gelehrten und curiösen Welt" (von 1692—1697); „Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Parnaß" (1693—1696); „Anweisung zur Welt-Wissenschaft, Geographie und Historie" (1697); „Aufgefangene Briefe, welche zwischen etzlichen curieusen Personen über den jetzigen Zustand der Staats- und gelehrten Welt gewechselt worden" (1699 und 1700); „Geheimer Briefe u. s. w. 4 Cabinette oder Bände" (1702—1705); „Das über den Tod Wilhelmi bestürzte Europa" (1701); „Deliciarum juridicarum 6 Präsente" (1706); „Coffe-Haus in Deutschland eröffnet, zwei Debauchen" (1708); „Neu-Europa, oder die alte in der neuen Welt" (1720); „Beschreibung von Louisiana und dem Actien-Handel" (1720); „Raisonnement von einem neu entdeckten Goldbergwerke in Afrika" (1720); „Gelehrte und galante Staatscompagnie" die ersten vier Assembleen oder 4 Theile (1720); ferner hinterließ er im Manuscript eine kleine Realconcordanz und Similia aus Arnd's Postille. Auch stand Z. mit verschiedenen Personen im Briefwechsel und genoß den Ruf großer Kenntnisse in der Geographie und Geschichte der außereuropäischen Länder, besonders Ost- und Westindiens, obgleich er nie dort gewesen war.

Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon, Bd. 4. — Zedler's großes Universal-Lexikon, Bd. 61. Max Mendheim.

Zentgraf: Johann Joachim Z. (Zentgrav), protestantischer Theolog, † 1707. Z. war ein Vertreter der lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrhundert an der Straßburger Universität. Seine rechtswissenschaftlichen Schriften waren gegen Pufendorf gerichtet. Er wurde am 21. März 1643 zu Straßburg geboren, wo sein Vater Goldschmied war. Hier empfing er seinen Schulunterricht und wurde 1659 unter dem Rectorat Dannhauer's an der dortigen Universität immatriculirt. Nachdem er die philosophischen Disciplinen studirt und 1661 die Magisterwürde erlangt hatte, legte er sich auf das Studium der Theologie und der orientalischen Sprachen. Mit großem Fleiß im Besuch der Vorlesungen und viel Uebung im Disputiren betrieb er seine theologischen Studien hier bis 1665, begab sich sodann auf Reisen durch deutsche Städte, besonders auch nach Universitäten und kam so 1667 nach Wittenberg, wo er unter Abraham Calovius das Recht erlangte, Vorlesungen zu halten, auch Adjunct der philosophischen Facultät wurde. 1669 finden wir ihn in Jena; darauf besuchte er noch die oberdeutschen Universitäten Tübingen, Freiburg und Basel und kehrte gut gebildet in seine Heimath zurück. Hier begann er Vorlesungen zu halten, wurde 1670 mit der Aufsicht über die Alumnen des Collegium Wilhelmitanum betraut und bald darauf zum Vesperprediger in der Peterskirche erwählt. 1676 erhielt er eine Professur für praktische Philosophie an der Universität und kam in das Thomas-Capitel. 1686 erlangte er die Würde eines Doctors der Theologie und wurde 1695 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. Das Jahr 1702 brachte ihn auf die Höhe aller seiner Aemter und Ehren: er wurde Präses des Conventus ecclesiasticus, Senior und erster Professor der theologischen Facultät, auch Dechant im Thomas-Capitel. Das Rectorat der Universität hatte er acht Mal, das Decanat der philosophischen Facultät neun Mal, das der theologischen acht Mal verwaltet. Vocationen nach auswärts waren von ihm sämmtlich abgelehnt worden. Er starb am 28. November 1707 im 65. Jahre seines Alters.

Z. war zwei Mal vermählt, 1. 1675 mit Elisabeth Balthasar Friedrich Salzmann, einer Straßburger Pastorstochter, von welcher er sechs Kinder erhielt; nach dem Tode derselben (sie starb 1689), heirathete er 2. 1690 Anna Dorothea Sebitius, Tochter eines medicinischen Professors, von welcher ihm drei Kinder geboren wurden. (Die Namen aller bei Zedler s. unten.)

Schriften: „Tr. De republica Hebraeorum. Jus naturae et gentium“ (Straßburg 1684); „Origines juris naturae etc.“ (ebd. 1678, 1681, 1684); „Summa juris divini“ (ebd. 1699); „De electione ex Thessal. II, 13“ (ebd. 1699, 4°); „Tract. de Christianae religionis catechesi eiusdemque necessitate“ etc. (ebd. 1701, 4°); „De novo homine eiusque renovatione et inductione ex Col. III, 10“ (ebd. 1701, 4°); „De lapsu Tertulliani ad Montanistas“ (ebd. 1706, 4°); vgl. Unsch. Nachr. 1706, 252 ff. „Commentarius in epistolam ad Titum“ (ebd. 1706, 4°); „Commentarius in epistolam ad Philippenses.“ „Tractatus de pactis divinis“ blieb unvollständig; soweit vollendet, ist er gedruckt unter dem Titel: „Tractatus de foederibus sive pactis, quae cum humano genere Deus iniit et de Testamentis divinis“ (Straßburg 1707); „Historischer Bericht von den Pietisten zu Straßburg“ (ebd. 1706, 4°); „Abfertigung der gründlichen Widerlegung vom eingerückten Calixtischen Glaubensbekenntniß, wobei erwiesen wird, daß Calixtus von den Braunschweigischen Kirchenbüchern abweicht“ (Wittbg. 1688); „Vindiciae pro Syncretismi Textoris detectione“ (ebd. 1671, 4°); „Syncretismi nonneminis iterata detectio et confutatio“ (ebd. 1670, 4°); „Vindiciae b. D. Martini Lutheri, Domini Gothofredi Arnoldi Kirchen- und Ketzer-Historie, Tom. II, Lib. XVI, Cap. V oppositae“ (ebd. 1702, 4°); der Respondent, M. Joh. Friedr. Harttenstein, hat aber auf dem Titel der Diss. sich selbst als Verfertiger derselben genannt. „Exercitatio theologica de eo, quod Deum decet ex Hebr. I, 2“ (ebd. 1677, 4°); „De theologia mystica“ (ebd. 1701); „Moses als der Gesetzgeber der Hebräer“ (Straßburg 1685). Außerdem etwa dreißig Dissertationen in lateinischer Sprache, deren Titel alle bei Zedler s. unten.

Vgl. Ulrich Marbach, Progr. Funebr. Straßburg 1707 fol. — Nova Liter. German. Hamburg. ad a. 1708, Jul., p. 241 ff. — Pufendorf, Von dem Zustande des Heil. Röm. Reiches deutscher Nation, S. 1310 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV s. v. — Zedler, Universal-Lexikon Bd. 61, Sp. 1337—1342. P. Tschackert.

Zentner: Georg Friedrich Freiherr von Z., Rechtsgelehrter und bairischer Staatsminister. Friedrich Z., zu Straßheim bei Heppenheim an der Bergstraße, wo seine Eltern einen ansehnlichen Einzelhof besaßen, als das jüngste Kind einer zahlreichen Familie am 27. August 1752 geboren, kam als siebenjähriger Knabe zu seinem ältesten Bruder, Franz, damals Regierungsrath in Mannheim. Dortselbst durch einen Hauslehrer für das Jesuitencollegium in Heidelberg vorbereitet, verließ er diese Anstalt nach etwa vierjährigem Aufenthalte 1770, mithin in seinem achtzehnten Jahre als magister artium, nach einer Disputation „ex universa philosophia“, hielt sich dann zur Vervollkommnung in der französischen Sprache anderthalb Jahre in Metz auf, und wurde darauf nach Göttingen gesandt, damals der Hauptsitz der historisch-publicistischen Studien, wo er sich unter Pütter, Böhmer, Selchow, Achenwall und Gatterer ausbildete, prakticirte dann kurze Zeit am Reichskammergerichte zu Wetzlar, und wurde auf Ansuchen am 14. Mai 1777, im Alter von 25 Jahren, zum Professor des Staats- und Fürsten-Rechtes nebst Reichsgeschichte an der Universität Heidelberg ernannt. Vor Antritt seines Lehramtes erhielt er von dem Kurfürsten Karl Theodor die Genehmigung zu einer zweijährigen wissenschaftlichen Reise mit einem Staatsbeitrage von 600 fl., die er zunächst zu einem wiederholten Besuche Göttingens benützte,

wobei er Selchow zu Vorträgen über territoriales Staatsrecht veranlaßte, welche Vorträge von da an auf allen deutschen Hochschulen üblich wurden. Von Göttingen ging Z. nach Wien, um die Geschäfte und das Verfahren am damaligen höchsten Reichsgerichte, dem Reichshofrathe, kennen zu lernen. Auf der Rückreise nach Heidelberg erwarb er in Ingolstadt am 8. April 1779 den juristischen Doctorgrad; in dem Diplom ist hervorgehoben, daß Z. einstimmig von der gesammten Juristenfacultät „summa cum laude“ zur Inauguraldisputation zugelassen wurde. Einige Monate vorher (am 12. Decbr. 1778) hatte er auch an Stelle des nach Ingolstadt berufenen Professors Spengel die professura juris germanici communis et statuarii Palatini erhalten. Zu Hause eingetroffen eröffnete er im Sommermester 1779 seine Vorlesungen über Staatsrecht und allgemeine Reichsgeschichte, welche sich bei seiner anziehenden Vortragsweise eines außerordentlichen Andranges von Hörern erfreuten, unter denen sich auch der verdiente Feldmarschall Fürst Wrede befand. Am 10. November 1779 erhielt er das Prädicat eines kurfürstlichen Regierungsrathes, einige Zeit später finden wir ihn als wirklich frequentirenden Regierungsrath, der bei Territorialdifferenzen und staatsrechtlichen Fragen öfters sein Gutachten abzugeben hatte. Das Diplom als außerordentliches Mitglied der historischen Classe der Mannheimer Akademie erhielt er am 27. Juli 1780 und wurde drei Jahre nachher in die Zahl der ordentlichen Mitglieder aufgenommen. Der Herzog von Württemberg, der Stifter der Karlsschule, erholte in dieser Zeit zum öfteren Zentner's Rath, und seine Collegen erwählten ihn im Jahre der Säcularfeier der Hochschule 1786, obwol er in diesem Jahre auch Decan der Juristenfacultät war, als Zeichen besonderen Vertrauens zum Prorector, als der er zugleich die vom Kurfürsten Karl Theodor veranstalteten Jubiläumsfeste leiten mußte. Am 27. Juni 1792 wurde er mit seinem ältesten Bruder Franz aus Reichsvicariatsmachtvollkommenheit in des heil. römischen Reichs auch des Kurfürstenthums und Erblanden alten Adel und Ritterstand erhoben. Das Wappen zeigt einen wachsenden Bock mit abwärts hängenden Hörnern oberhalb zweier gegen einander gestellter rother Sparren im gelben Felde .... Bald darauf wurde er dauernd in die Staatsgeschäfte gezogen. 1792 folgte er der Mission von Pfalzbaiern zur Kaiserkrönung in Frankfurt, war bei den Baseler Friedensunterhandlungen, und wurde am 10. Novbr. 1797 der kurbairischen Gesandtschaft zum Friedenscongreß in Rastadt als Legationsrath beigegeben. Damit war seine mehr als zwanzigjährige akademische Laufbahn factisch geschlossen, und erfolgte mit Decret vom 24. März 1799 die Ernennung zum geheimen Referendär bei dem geistlichen Departement mit dem Gehalt von 3000 fl. und sehr bald darauf auch bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Hier stand er auf der einen Seite bei den häufigen Veränderungen in der Staatsorganisation an der Spitze der Berathungen, auf der andern Seite gingen von ihm die wichtigen Anordnungen aus, welche die Verbesserung des Erziehungswesens und die Verbreitung der Cultur in den unteren Volksschichten bezweckten. Sein Werk ist die Instruction von 1802 über die Aufhebung der Klöster, welche in der Residenzstadt mit großer Humanität für die Ordensglieder vollzogen wurde. Bei Errichtung des Ministeriums des Innern und dessen Abtheilung in Sectionen (1808) wurde Z. zum Vorstand der Section für Erziehung und Unterricht ernannt, in welcher Eigenschaft er den philosophischen und philologischen Studien besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Bei Umwandlung des Geheimen Rathes in den Staatsrath und Umgestaltung des Gesammtministeriums erhielt Z. durch Decret vom 3. März 1817 seine Ernennung zum wirklichen Staatsrath und zugleich als Beweis besonderer allerhöchster Zufriedenheit — zum Generaldirector des Ministeriums des Innern. In diesem wurde unter Zentner's Leitung das wichtige Gemeindeedict berathen, und überreichte ihm

aus diesem Anlasse nach Publication des Edictes der Stadtmagistrat München im Juli 1820 das Diplom als Ehrenbürger. Die in jene Zeit fallende Bearbeitung und Zusammenstellung der bairischen Verfassungsurkunde ist zum nicht geringen Theile ein Werk Zentner's. Die Einleitung ist ganz aus seiner Feder geflossen und unverändert angenommen worden. Als König Max Joseph den Act der Beeidigung des Staatsrathes auf die Verfassungsurkunde vollzogen hatte, beschied er Z. als den, welcher vorzüglich das Werk ausgeführt, an den Thron, schmückte ihn eigenhändig mit dem Großkreuze des Civilverdienstordens, und umarmte ihn als Großmeister dieses Ordens vor der Versammlung. (27. Mai 1818.) Als die neu geschaffenen ständischen Verhältnisse in Deutschland einen Ministercongreß in Wien hervorriefen, wurde v. Z., als einer der thätigsten Mitbegründer der Verfassung — nach vorgängiger Erhebung in den erblichen Freiherrnstand — mit umfassenden Instructionen vom 12. November 1819 nach Wien gesandt. Dort gelang ihm sehr bald, das Vertrauen des Staatskanzlers Fürsten Metternich zu gewinnen, und an der Redaction der Wiener Schlußacte wesentlichen Antheil zu nehmen. Diese Sendung nach Wien, die Aufträge, mit denen er dorthin ging, und von welchen der die bairische Verfassung betreffende nur einen Theil unter vielen bildete, können wol als das Schwierigste und Verwickeltste betrachtet werden, das v. Z. je anvertraut war ..... Zurückgekehrt wurde er mit Rescript vom 31. Mai 1820 „in Rücksicht seiner ausgezeichneten, vieljährigen, in den schwierigsten Zeiten und Geschäften bewiesenen Kenntnisse und gesammelten Erfahrungen und der Bedienste, welche er in der ihm aus besonderem Vertrauen übertragenen Sendung bei der Ministerialconferenz in Wien über die deutschen Bundesangelegenheiten geleistet", durch Ernennung zum Staatsminister mit Sitz und Stimme im Ministerrathe, und drei Jahre nachher (14. Juni 1823) zum Staatsminister der Justiz unter Beibehaltung seiner übrigen Wirksamkeit ausgezeichnet ... Zugleich wurde ihm zur Belohnung seiner Verdienste durch Rescript vom 29. November 1821 das heimgefallene, beträchtliche Lehen Fuchsmühl, Rentamt Waldsassen (Oberpfalz) sammt allen Zubehörden überwiesen als Männerlehen übertragbar an die Nachkommen seiner einzigen Tochter. Ferner ward er außer dem Finanzministerium am 22. April 1827 mit dem Staatsministerium des königlichen Hauses und des Aeußern betraut. Als der hochverdiente Staatsmann im genannten Jahre sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum beging, erhielt er mit Decret vom 14. März den Hubertusorden verliehen, als der erste nicht adelig Geborene, welchem diese hohe Auszeichnung widerfuhr, und der Staatsrath ließ zum Andenken an dieses Jubiläum eine Medaille prägen mit Zentner's Brustbild und der Umschrift: „Dem Staatsmann, der für König und Vaterland fünfzig Jahre mit Ruhm gewirkt der Staatsrath am 14. März 1827." .... Indeß mahnten die wachsenden Beschwerden des hohen Alters den Greis, der schon früher häufig an Podagra litt, daß die Zeit seines Wirkens vorüber, und er in den Ruhestand treten sollte, die ihm auch am 30. December 1831 in den huldvollsten Ausdrücken des Dankes und der Anerkennung gewährt wurde. Die letzten vier Jahre seines Lebens waren seinen Freunden und den Studien, welche sich auf den Zustand des öffentlichen Lebens beziehen, gewidmet. Im Sommer 1835 machte sich die Abnahme seiner Kräfte sehr fühlbar, indeß der Geist die frühere Frische bewahrte; am 20. October (1835) als die herbstliche Abendsonne mild sein Lager beschien, auf welchem er schlummerte, schlug er noch einmal in verklärter Heiterkeit die Augen auf, dann verschied er im vollendeten 82. Lebensjahre. — v. Z. war seit 1779 verheirathet mit Christina Hoffstadt aus wohlhabender Heidelberger Familie, die ihm 1780 eine Tochter gebar, Caroline, Gattin des Regierungsrathes v. Ringel, und 1789 einen Sohn, Franz, der 1809 zum tiefen Schmerze des Vaters im jugendlichen Alter von

19 Jahren einem hartnäckigen Brustübel erlag. ... Während der akademischen Wirksamkeit verfaßte unser Gelehrter vier Druckschriften: „Oratio dicta a Georgio Frid. Z. U. J. D.“ etc.; über die Schicksale der Heidelberger Universität, namentlich unter Karl Theodor. Vergl. Acta sacrorum Saecularium etc. (Heidelberg 1787, S. 328); — „Oratio de memorabilibus facultatis jurid. in universitate Heidelberg. dicta a G. Fr. Z.“ — l. cit. S. 195—242. Höchst gründliche Darstellung der Verdienste der Juristenfacultät während ihres 400jährigen Bestandes von 1386—1786 zusammen 141 Professoren (S. 195—242); — „Von der Regierung der dem deutschen Staate unterworfenen italienischen Länder während einem Zwischenreiche in Deutschland von G. F. Z. Gelesen in öffentlicher Sitzung der Akademie zu Mannheim, am 7. November 1780.“ Nachweis, daß die außerdeutschen Reichsländer in Italien von den Reichsvicaren Kurpfalz und Kursachsen mit denselben Rechten zu verwesen sind. Abgedruckt Acta Acad. Theod. Valet. Vol. VII. Hist. p. 229—248; — Im Namen der Juristenfacultät französisch verfaßtes Gutachten über die Conföderation der zehn kaiserlichen Städte im Elsaß. ... Nachweis, daß diese Städte mit vollem Rechte als sich zum Reiche gehörig und unter dessen Schutz stehend betrachten. — Außerdem war v. Z. während seines Lehramtes mit Abfassung eines ausführlichen Commentars über Pütter's Staatsrecht beschäftigt, indeß scheint die Sache über den ersten Entwurf nicht hinausgekommen zu sein. Wir besitzen von Z. einige gute Bildnisse. Vor allem das hübsche Oelgemälde (Brustbild) des bairischen Hofmalers Joseph Stieler, dann nach diesem einen Stich und eine Lithographie von Helmsauer und eine zweite Lithographie von Bodmer; ferner eine Lithographie von J. B. Dilger, endlich einen gelungenen Kupferstich von Fr. Fleischmann.

Thiersch, Gedächtnißrede auf Georg Frdr. weil. Freiherrn v. Z. &c., vorgetragen in der Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München am 28. März 1837. (4°.) — F. A. Schmidt, Neuer Nekrolog der Deutschen, 13. Jahrg. 1835, zweiter Theil (Weimar 1837), Nr. 262, S. 887—892.

v. Eisenhart.

Zepelin: Constantin Gottlieb Leberecht von Z., königlich preußischer General der Infanterie, am 11. April 1771 zu Güstrow im Herzogthume Mecklenburg-Schwerin geboren, der sechste unter den neun Söhnen des kurhannoverschen Hauptmanns v. Z., von denen zwei in Württemberg Minister wurden (s. unter Zeppelin), zwei als preußische Officiere in den Befreiungskriegen fielen, trat am 17. Februar 1787 als Gefreitercorporal beim Infanterieregimente von Scholten (Nr. 8) in den preußischen Heeresdienst, wurde 1790 Officier, bald darauf Regimentsadjutant, war bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1806 gegen Frankreich Stabscapitän, wurde im Feldzuge des nächstfolgenden Jahres dem russischen Heere als Colonnenführer (Generalstabsofficier) überwiesen und für die von ihm geleisteten guten Dienste durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet. Bei Neubildung der Armee nach dem Frieden als Major und Bataillonscommandeur in das Leibregiment versetzt, stand er mit diesem zu Berlin in Garnison, als am 28. April 1809 Schill sein Husarenregiment aus dem Thore führte, um den Kampf gegen die Fremdherrschaft aufzunehmen. In der Frühe des nächsten Tages sandte General v. L'Estocq, der Gouverneur der Residenz, Z. jenem nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; es gelang ihm aber nicht, Schill zu einer Aenderung seines Entschlusses zu vermögen; von Belitz, wo er ihn erreicht hatte, kehrte Z. unverrichteter Sache heim. Mit dem genannten Regimente nahm er am Feldzuge des Jahres 1812 gegen Rußland in Kurland theil, bei Ausbruch der Befreiungskriege wurde er am 26. März 1813 zum interimistischen Commandeur desselben ernannt und an der Spitze desselben am 19. Mai im Gefechte vom Königswartha-Weißig sowie am 3. October, als er

im Treffen bei Wartenberg das Regiment über die Elbdämme führte, verwundet. Das letztere gehörte zur Brigade Horn, deren Führung Z. zeitweise übernahm. Den Feldzug von 1815 machte dieser als Oberst und Brigadecommandeur im 3. Armeecorps unter General v. Thielmann mit. In der Schlacht bei Ligny, am 16. Juni, stand er bei Sombreffe auf dem äußersten linken Flügel, welcher seinen Platz bis zum Abend behauptete, dann deckte Z. als Führer der Nachhut den Rückzug nach Wavre; am 18. verwehrte er hier in glänzender Weise dem Marschall Grouchy die Dyle zu überschreiten und trug dadurch in hervorragender Weise bei, daß letzterer dem Entscheidungskampfe bei Waterloo fernbleiben mußte. 1813/14 hatte er beide Classen des Eisernen Kreuzes erworben, jetzt erhielt er das Eichenlaub zum Orden pour le mérite. Nach Friedensschluß organisirte er zunächst die Erfurter Landwehrbrigade, war dann Commandeur der 16. Infanteriebrigade, wurde 1818 Generalmajor, 1825 Commandeur der 5. Division und erster Commandant zu Stettin, befehligte 1831 einen der Abschnitte an der polnischen Grenze und entwaffnete dort einen Theil der übertretenden Insurgenten, ward im nämlichen Jahre zum Generallieutenant, bei seinem 1842 erfolgenden Ausscheiden aus dem Dienste zum General der Infanterie befördert und starb am 25. December 1848 in Stettin.

L. Fromm, Geschichte der Familie v. Z. Schwerin 1876. — v. Horn, Geschichte des königlich preußischen Leib-Infanterieregiments bis zum Jahre 1858. Berlin 1860. B. v. Poten.

Zepelin: Johann Friedrich von Z. wurde am 2. September 1695 zu Hostrup bei Flensburg als Sohn des damaligen königlich dänischen Majors und später als Oberstlieutenant in der Schlacht bei Höchstadt am 13. August 1704 gefallenen Melchior Dietrich v. Z. und der Maria Elisabeth von Oeynhausen, das „gülden Kind“ genannt, geboren. 1710 trat er, obwol von Geburt Mecklenburger, in hannoverische Militärdienste und ging mit dem zum König von England erwählten Kurfürsten Georg nach England, wo er sich zunächst in den Kämpfen des Königs gegen die Stuart'sche Partei vielfach auszeichnete. 1729 wurde er zum Rittmeister, 1737 zum Major im Regiment Gardes du corps befördert. Während des siebenjährigen Krieges nahm er als Oberst und Commandeur des 4. Cavallerieregiments „von Zepelin“, sodann als Generalmajor und Commandeur des Regiments Gardes du corps hervorragenden Antheil an den Feldzügen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig in Westdeutschland (s. v. Sichart, Geschichte der hannöverschen Armee). 1759 trat er als Generallieutenant in Pension und starb 1777. (Geschichte der Familie v. Z., unter Mitwirkung von Mitgliedern der Familie verfaßt von L. Fromm, Schwerin 1876, S. 361 f.)

Eberhard Graf Zeppelin.

Zepernick: Karl Friedrich Z., Jurist, ist geboren zu Halle am 22. Octbr. 1751, dort Dr. jur. geworden 1773, ebendort seit 1777 Assessor des Schöppenstuhls, sowie der damit verbundenen Berg- und Thalgerichte, 1785 Salzgräfe, Stadtgerichtsdirector und Schultheiß, 1808 Präsident des Tribunals erster Instanz unter der westfälischen Regierung. 1815 von der preußischen Verwaltung an das Oberlandesgericht Halberstadt berufen, schlug er diese Stellung aus, um in seiner Vaterstadt zu bleiben, wo er von da ab nur die Aemter als Senior im Schöppenstuhl und als Salzgraf beibehielt. Einen seit 1773 angestellten Versuch, an der Universität Vorlesungen zu halten, hatte er schon 1780 wieder aufgegeben, mangels Beifalles, der ihm ausblieb, da er sich nicht auf das Nettelblatt'sche System, einen Cursus über alle Zweige der Jurisprudenz zu halten, einlassen mochte. Er ist gestorben auf seinem Landgute Stichelsdorf am 5. Juli 1839; aus seinem Privatleben hat sich der Ruf umfassender und stiller Wohlthätigkeit bis auf unsere Tage erhalten.

Zepernick's schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in zwei ganz verschiedene Abschnitte. Während der beiden letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts widmete er sich, unter Nettelblatt's Einfluß, emsiger Sammelarbeit zu Gunsten der Justinianischen Novellen und des Lehnrechts. Dahin gehört sein „Delectus scriptorum novellas Justiniani illustrantium“ (Halle 1783), dem eigene Aufsätze, betr. die Ungültigkeit der Novellen des Kaisers Leo in Deutschland 1779 vorausgegangen waren; dahin ferner seine „Sammlung zerstreuter Aufsätze aus dem Lehnrechte“ (vier Theile, Halle 1781—1783); seine „Miscellaneen zum Lehnrecht“ (vier Theile, Halle 1787—1794); ein ähnliches Stoffgebiet behandelt auch die „Biga libellorum authenticas Codicis ... earumque historiam illustrantium“ (Halle 1788); all dies sowie Mehreres derart wesentlich bloß Leistungen anderer zusammenstellend, mit nur ganz vereinzelten selbständigen Abschnitten oder Noten. — Diese Thätigkeit versiegte dann ganz gegen Jahrhundertende; dagegen trat Z., Halle 1822, hervor mit einem umfassenden Werke: „Die Capitels- und Sedisvakanzmünzen und Medaillen der deutschen Erz-, Hoch- und unmittelbaren Reichsstifter, gesammelt und beschrieben mit 16 Kupfertafeln“, wozu „Ergänzungen“ und „Nachträge“ mit je zwei Tafeln (Halle 1825 und 1832) folgten. Der alte Sammeltrieb hat sich hier auf einen ganz anderen Stoff geworfen, bei dem er offenbar weit lohnender angewandt war und denn auch zu seinen eigenen Beobachtungen geführt zu haben scheint. Wenigstens wird dieses Werk als achtenswerthe Leistung des Sammlers von Fachleuten anerkannt, während Zepernick's Name unter den Juristen nur wegen der bibliographischen Erwähnung bei Allegaten u. dergl. bekannt geblieben ist.

E. Landsberg, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, Textband S. 484, Notenband S. 309 fg., mit weiteren Citaten.

Ernst Landsberg.

Zepharovich: Victor Leopold Ritter von Z., Professor der Mineralogie an der Universität in Prag. Geboren am 13. April 1830 in Wien als Sohn des Hofsecretärs Daniel v. Zepharovich, erhielt er seine wissenschaftliche Vorbildung im Schottengymnasium und bezog 1848 die Universität Wien, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Seine Neigung für die mineralogischen Wissenschaften veranlaßte Z. zum Wechsel seines Berufs; er studirte in Schemnitz Bergwissenschaft und Mineralogie und absolvirte schon in zwei Jahren das zum Staatsexamen vorgeschriebene Pensum. 1852 trat er als Volontär in den Verband der von Haidinger gegründeten und geleiteten k. k. geologischen Reichs-Anstalt und betheiligte sich unter Fötterle und Franz v. Hauer an den geologischen Aufnahmen in Böhmen, Ungarn und den Venetianer Alpen. 1857 wurde er zum Professor der Mineralogie an der jagellonischen Universität in Krakau ernannt und nach deren Polonisirung 1861 nach Graz versetzt. 1864 folgte er einem Ruf an die Universität Prag als Nachfolger von A. E. Reuß und entfaltete dort als Lehrer der Mineralogie und anfänglich auch der Geologie an der Universität, sowie zeitweilig auch am deutschen Polytechnikum eine ersprießliche Lehrthätigkeit. Seine ersten Arbeiten beziehen sich größtentheils auf seine geologischen Aufnahmen in Böhmen und Ungarn und finden sich größtentheils im Jahrbuch der k. k. geologischen Reichs-Anstalt. Von 1856 an wandte sich v. Z. ganz der Mineralogie und Krystallographie zu. Er war ein vorzüglicher Kenner der Mineralien und ein hervorragender Vertreter der physikalisch-krystallographischen Richtung in der Mineralogie. Seine zahlreichen größeren und kleineren Abhandlungen und Bemerkungen über Mineralien, natürliche und künstliche Krystalle sind theils in den Schriften der Wiener Akademie, welcher er als correspondirendes Mitglied angehörte, theils in Groth's Zeitschrift für Krystallographie veröffentlicht. Seine krystallographischen Studien über den

Idokras (1864) gelten als Muster einer feinen Untersuchung. Mehrere neue Mineralien, wie der Diaphorit, Syngenit, Barrandit, Sphärit und Zaulingit wurden von ihm entdeckt. Sein Hauptwerk, eine Mineraltopographie Oesterreichs, worin alle Beobachtungen über die österreichisch-ungarischen Mineralfundorte zusammengestellt sind, wurde leider nicht mehr vollendet. Der erste Band erschien 1859, der zweite 1873. Z. lebte in glücklicher, aber kinderloser Ehe mit Melanie Pacher von Theinburg; er war wegen seines zuverlässigen Charakters und seiner feinen Umgangsformen allgemein geschätzt und beliebt. Trotz seines slavischen Namens gehörte er in Prag zu den entschiedensten Vertretern des Deutschthums. Er starb nach längerem Krankenlager in Prag am 24. Februar 1890.

C. Vrba, Nekrolog im Neuen Jahrb. für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 1890, Bd. II. v. Zittel.

Zeplichal: Anton Michael Z., schlesischer Jesuit und Schulmann, ward am 13. März 1737 zu Trebitsch, einem mährischen Städtchen, von armen Eltern geboren, die den begabten Knaben schon früh für den geistlichen Stand bestimmten. Im Alter von 10 Jahren kam er auf das Jesuiten-Gymnasium zu Znaim, wo er bald seinen gesammten Unterhalt durch das, was er als Sänger verdiente, bestreiten konnte. Im October 1753 in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, warf er sich in der Absicht, dereinst der indischen Mission zu dienen, mit ganzer Kraft auf das Studium der fremden Sprachen und Naturwissenschaften. Nach drei im Noviziat zu Sagan unter wesentlichem Einfluß des Abtes Felbiger verlebten Ordensprobejahren studirte Z. zuerst Philosophie und Mathematik im Collegium zu Schweidnitz, später Theologie in Breslau. Im Jahre 1764 wurde er als Lehrer an das Schweidnitzer Gymnasium und kurz darauf als Vorsteher des Convicts, in welches der katholische schlesische Adel seine studirenden Söhne zu geben pflegte, nach Breslau berufen. In dieser Stellung vorzüglich hat Z. die reichen pädagogischen Erfahrungen gesammelt, die ihn später zu seiner vielseitigen litterarischen und praktischen Wirksamkeit befähigt haben. Im Jahre 1770 erhielt er nach seiner Promotion zum Doctor der Philosophie eine Professur für Mathematik und Mineralogie an der Breslauer Universität, in deren Lehrkörper er bald eine einflußreiche Stellung einnahm. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 wurden die Verhältnisse der Breslauer Jesuiten-Universität unter wesentlicher Mitwirkung des vom Könige hierzu besonders herangezogenen Z. neu geordnet. Z., der im J. 1774 ein „Schulreglement für die Universität Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz“ entworfen hatte, wurde Director der Breslauer Universität und des neu gegründeten Königlichen Schuleninstituts, einer aus früheren Jesuiten bestehenden Körperschaft, die sich mit der Heranbildung von Candidaten für das Lehramt zu beschäftigen hatte und unter staatlicher Aufsicht stand. Z. hat diese Stellungen bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im J. 1800 innegehabt, daneben aber auch eine reiche wissenschaftlich-litterarische und gemeinnützige Thätigkeit entwickelt. Eine ganze Reihe viel gebrauchter Schul- und Lehrbücher, die nicht nur seinem besonderen Fachgebiet, den mathematischen und Naturwissenschaften, angehören, sondern auch philologische und historische Disciplinen behandeln, sind aus seiner Hand hervorgegangen. Z., dessen warmes vaterländisches Gefühl besonders hervorgehoben zu werden verdient, war wohl der bedeutendste und angesehenste unter den Breslauer Universitätslehrern seiner Zeit. Er erfreute sich hoher Werthschätzung seitens wissenschaftlicher Körperschaften, die ihn mehrfach zu ihrem Ehrenmitglied ernannten, und wurde auch von der Regierung, bisweilen unmittelbar vom Könige selbst, durch ehrenvolle Aufträge wissenschaftlicher Art ausgezeichnet. Z. starb am 14. November 1806.

Veith, Zur Lebensbeschreibung A. M. Zeplichals im Progr. des kath.

Gymnasiums zu Glogau von 1827. — Reinkens, Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina, Breslau 1861, S. 113 ff. — Ein Verzeichniß der Schriften Zeplichal's geben Streit, Alphabet. Verzeichniß aller im Jahre 1774 in Schlesien lebender Schriftsteller, Breslau 1776, S. 156 f. und Meusel, Das gelehrte Deutschland, Bd. 7 (1798), S. 683 f. M. Hippe.

Zeplichal: Cajetan Karl Z., Stenograph, geboren am 20. April 1849 zu Stresnic in Böhmen, † am 8. Mai 1871 in Wien. Seine Jugend verlebte Z. meist in Steiermark, besuchte die Gymnasien zu Graz und Salzburg und studirte seit 1867 in Wien, anfänglich Philologie, dann Jura. Da seine Verhältnisse beschränkt waren, erwarb er sich die Mittel zum Studium durch stenographische Arbeiten. Er hatte schon in Graz die Gabelsberger'sche Stenographie und unmittelbar danach auch die Stolze'sche erlernt und es in beiden bis zur praktischen Fertigkeit gebracht. Als Gymnasiast in Salzburg autographirte er 1866—1867 die Monatsschrift des dortigen Gabelsberger'schen Stenographenvereins, lieferte mancherlei Beiträge dazu und stellte schon damals auf Grund seiner Kenntniß der Stolze'schen Schrift einige beachtenswerthe Anträge auf Aenderung des Gabelsberger'schen Systems (vgl. Corresp.-Bl. des kgl. stenogr. Instituts zu Dresden, 1866, Beilage XXIV). In Wien fand er Anstellung als Stenograph einer Versicherungsgesellschaft und trat dann in das Stenographenbureau des Reichsrathes ein, wo er bald zu den vorzüglichsten Praktikern gehörte. Auch beim Landtag in Salzburg war Z. 1868—1870 als amtlicher Stenograph thätig. Außerdem stenographirte er in Wien vielfach für Zeitungen und ertheilte stenographischen Unterricht nach Gabelsberger'schem wie nach Stolze'schem System. Seine vorurtheilsfreie Stellung gegenüber dem Stolze'schen System, die Anerkennung der Vorzüge desselben und seine Theilnahme an einem Stolze'schen Correspondenzklub stempelte ihn in den Augen beschränkter Genossen fast zu einem abtrünnigen Ketzer, und er würde noch größere Anfeindungen zu erdulden gehabt haben, wenn bekannt geworden wäre, daß er seine stenographische Praxis zum Theil nicht mit dem Gabelsberger'schen, sondern mit dem Stolze'schen Systeme ausführte. Als die Wiener Reichsrathsstenographen mit ihrem Director Conn in Conflict geriethen, trat auch Z. aus dem Bureau aus und fand erst in seinem letzten Lebensjahre nach erfolgter Versöhnung wieder Anstellung daselbst. Inzwischen bekleidete Z. im Gabelsberger'schen Centralverein zu Wien ein Vorstandsamt und redigirte und autographirte bis zur Ausgleichung seines Zerwürfnisses mit Conn die „Oesterreichischen Blätter für Stenographie". Im J. 1871 veröffentlichte er ein „Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie" (3. Aufl. 1873), in weitesten Kreisen aber ward sein Name dadurch bekannt, daß bei einem vom Gabelsberger'schen Centralverein zu München (1868) gemachten Ausschreiben Zeplichal's „Anleitung zum Gebrauch der Satzkürzungen in der Praxis" durch das einstimmige Urtheil der drei Preisrichter (1870) mit dem Preise gekrönt wurde. Das Buch erschien erst nach dem Tode des Verfassers im Druck (Wien 1871) und hat Jahre lang in den Gabelsberger'schen Stenographenvereinen und Zeitschriften den Gegenstand lebhafter Erörterungen gebildet. Das Streben Zeplichal's war auf möglichst charakteristische und leicht unterscheidbare Kürzungen gerichtet, wobei er die Gabelsberger'sche Vorschrift, der Praktiker solle auch beim schnellsten Nachschreiben überlegen, ob eine freie Kürzung zuverlässig sei, als unausführbar bezeichnete und mehr die Stolze'sche Idee feststehender Kürzungen bevorzugte. Er starb an einem Lungenleiden, das er durch das Uebermaaß von Arbeiten heraufbeschworen hatte.

Allgemeine deutsche Stenographenzeitung 1871, Nr. 5. — Stenographischer Bote für das Sachsenland 1871, Nr. 109/110. — Münchner Blätter

für Stenographie 1871, Nr. 5. — E. Krumbein, Kurzgefaßte Geschichte der Gabelsberger'schen Schule, S. 43 und 80. — K. Faulmann, Geschichte und Litteratur der Stenographie, S. 89. — Fortschrittliche (stenogr.) Blätter 1897, Beilage Nr. 9. Mitzschke.

Zeppelin: Johann Karl Reichsgraf von Z., einer Familie des mecklenburgischen Uradels entsprossen, von welcher zahlreiche Mitglieder auch in kaiserlichen (deutschen), österreichischen, preußischen, schwedischen, dänischen, hannöverischen (und braunschweig-lüneburgischen, englischen) und württembergischen Kriegsdiensten sich hervorgethan und hohe Rangstellungen erreicht haben, wurde am 15. October 1767 als das fünfte von dreizehn Kindern des pensionirten hannöverschen Hauptmanns Melchior Johann Christoph v. Z. a. d. H. Thürkow-Appelhagen und der Friedericke Charlotte v. Walsleben a. d. H. Lüsewitz zu Güstrow in Mecklenburg geboren. Vermöge seiner 1780 erfolgten Aufnahme in das herzogliche Pagencorps zu Schwerin war Z. ursprünglich zum Eintritt in den mecklenburgischen Kriegsdienst bestimmt. Allein der Besuch, welchen der damalige Prinz (spätere König) Friedrich von Württemberg im J. 1783 am mecklenburgischen Hofe machte, führte eine entscheidende Wendung in seinem Schicksale herbei. Der Prinz fand nämlich an dem offenen Wesen des ihm beigegebenen, durch die schönsten Gaben des Geistes und Herzens ausgezeichneten Jünglings besonderes Gefallen und veranlaßte ihn, nachdem er ihm den Vorbehalt seiner Anciennetät für den mecklenburgischen Dienst auf sechs Jahre ausgewirkt hatte, mit ihm nach Rußland zu gehen, wo Z. noch im gleichen Jahre zum Lieutenant ernannt wurde, aber dem Prinzen, welcher damals als General in Cherson commandirte, als Flügeladjutant beigegeben blieb. Aus diesem Dienstverhältniß entwickelte sich schnell der innigste Freundschaftsbund zwischen den beiden hochbegabten Naturen, ein Freundschaftsbund, wie er zwischen einem Fürsten und seinem Unterthan fast ohne Beispiel dasteht und den nur der frühe Tod Zeppelin's zu trennen vermochte. Als Z. bald nach der Ankunft in Cherson lebensgefährlich erkrankte, war es schon vor Allen Herzog Friedrich selbst, der ihn mit der liebevollsten Aufopferung pflegte. Bald aber sollte Z. Gelegenheit erhalten, diese Freundschaft und Treue zu vergelten. Nachdem er mit letzterem im J. 1784 nach St. Petersburg übergesiedelt zum Hauptmann und Generaladjutanten seines Herzogs, 1785 zum Major im Regiment Tambow, jedoch unter Zutheilung zum Herzog als Brigademajor, ernannt worden war, hatte er sich eben mit Katharine Ulrike, der Tochter des herzoglich schleswig-holstein'schen Kammerherrn und kaiserlich russischen Generallieutenants und Obercommandanten sämmtlicher finnländischen Festungen Thure Karl Freiherrn v. Delwig, Erbherrn auf Koikel in Livland verlobt, als 1786 Ereignisse eintraten, welche den Herzog, durch seine Schwester Sophie Dorothea (Maria Feodorowna) Schwager des damaligen Großfürsten-Thronfolgers Paul, zwangen, Rußland und die russischen Dienste schleunigst zu verlassen. Da brachte Z. seinem fürstlichen Freunde das schmerzliche Opfer, nachdem er sich am 2. Januar 1787 in aller Eile vermählt, ihm vom Traualtare weg nachzueilen, um noch mit ihm zusammen die Grenze zu überschreiten, während er seine junge Gemahlin unter der Obhut ihrer Eltern zurückließ und erst nach anderthalb Jahren nach Mainz nachkommen lassen konnte. Das hat ihm Friedrich nie vergessen.

Die nächstfolgenden Jahre, 1787—1789, begleitete Z. seinen Prinzen auf dessen Reisen durch Deutschland, Holland und Frankreich und sammelte auf denselben den Schatz von Menschenkenntniß und Erfahrungen, der ihn später befähigen sollte, der hohen Stellung, zu welcher er berufen war, in jeder Hinsicht gewachsen zu sein. Nachdem er mittlerweile (1788) vom regierenden Herzog Karl von Württemberg zum wirklichen Kammerherrn ernannt worden war,

wurde Z. im J. 1799 von ebendemselben mit der Ueberbringung des Wahldiploms an den neuen römischen Kaiser Leopold II. beauftragt. Das Wohlwollen des Kaiserhauses, welches sich Z. bei dieser Gelegenheit in besonderem Maaße zu erwerben wußte, wurde die erste Veranlassung zu seiner und seiner ehelichen Leibeserben beiderlei Geschlechts Erhebung in des heiligen römischen Reiches Grafenstand, welche übrigens erst von Leopold's Nachfolger, Kaiser Franz II., unterm 18. September 1792 vollzogen wurde. (Das Reichsgrafendiplom hat im Gegensatz zur früheren Uebung die Schreibweise des Zeppelin'schen Familiennamens mit zwei „p", welche sich seitdem in beiden gräflichen Linien erhalten hat.)

Seit 1790 hatte Prinz Friedrich und mit ihm auch Z. seinen bleibenden Wohnsitz zu Ludwigsburg in Württemberg genommen. Als sodann 1795 Herzog Friedrich Eugen, der Vater des Prinzen, zur Regierung des Herzogthums Württemberg gelangte, wurde Z. zum Oberhofmeister des Erbprinzen (Friedrich) ernannt und am Ende des Jahres als außerordentlicher Gesandter nach London mit dem besonderen Auftrage geschickt, die eheliche Verbindung des Erbprinzen mit der Kronprinzessin Charlotte Auguste Mathilde von Großbritannien in die Wege zu leiten. In Anerkennung der Geschicklichkeit und des Taktes, die er bei Erledigung dieses Auftrages an den Tag legte, wurde er 1796 von Herzog Friedrich Eugen durch Verleihung des Ranges und Charakters eines wirklichen adeligen Geheimen Rathes und des großen herzoglichen Ordens ausgezeichnet, während ihn die Stadt Oxford anläßlich der Vermählung des Erbprinzen mit der Kronprinzessin am 3. Mai 1797 zu ihrem Ehrenbürger ernannte.

Im gleichen Jahre erforderte der damals zwischen dem Kaiser und der französischen Republik abgeschlossene Friede von Campo Formio und die bevorstehende Eröffnung des Rastatter Congresses eine Gesandtschaft an das kaiserliche Hoflager nach Wien behufs Wahrung der wichtigsten Interessen des württembergischen Fürstenhauses, und wieder glaubte Herzog Friedrich Eugen für diese schwierige Mission keine geeignetere Persönlichkeit wählen zu können, als den Reichsgrafen v. Z. Kaum aber hatte dieser nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten seine Mission einem günstigen Abschluß nahe gebracht, als Herzog Friedrich Eugen am 23. December plötzlich starb und der Erbprinz Friedrich zur Regierung des württembergischen Landes berufen wurde. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Herzogs war die schon am 24. December vollzogene Ernennung seines treubewährten Freundes Z. zu seinem Ersten Staats- und Conferenz-Minister und wirklichem Geheimen Rathe. Nach seiner Rückkehr aus Wien wurde Z. am 12. Januar 1798 vom Herzog selbst in das Geheimeraths-Collegium eingeführt und ihm gleichzeitig die Oberaufsicht über alle Hofdepartements und sämmtliche herzogliche Schlösser übertragen.

Die ersten Regierungsjahre des Herzogs Friedrich, während deren Z. an der Spitze der Staatsgeschäfte stand, zeichnen sich durch eine entschieden reichstreue nationale Haltung Württembergs aus. Aufrichtig war die Regierung bestrebt, ihren Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich, auch in Uebereinstimmung mit den Ständen des Herzogthums, nachzukommen, und am 22. Januar 1798 wurde dem neuversammelten Landtage die herzogliche Bestätigungsurkunde der Landesfreiheiten übergeben, wie denn auch an den wesentlich unter dem Einfluß der in der engherzigsten Weise nur auf das augenblickliche pecuniäre Interesse des Landes bedachten Stände noch unter der vorigen Regierung abgeschlossenen Neutralitäts- und Friedensverträgen mit der französischen Republik zunächst festgehalten wurde. Allein nur zu bald zeigte es sich — wie später wieder in den ersten Regierungsjahren des Königs Wilhelm I. —, daß mit dem verknöcherten Institut der alten landständischen Verfassung überhaupt nicht mehr zu regieren war. Als daher in der Ständeversammlung und zum Theil sogar im Geheimen

Rathe sich eine entschiedene Opposition gegen Württembergs Theilnahme an dem vom Kaiser am 7. April der französischen Republik neuerdings erklärten Reichskriege geltend machte, da war es vor Allen Z., welcher seinem fürstlichen Freunde zu unverbrüchlichem Festhalten an seinen Verpflichtungen gegen das Reich und demgemäß zu entschiedenem Vorgehen gegen die widerspenstigen Stände rieth. Z. begab sich selbst wieder nach Wien, um dort persönlich über die Bedingungen der Theilnahme Württembergs am Reichskriege, die Milderung und Vergütung der dem Lande von der österreichischen Armee im letzten Kriege aufgebürdeten Kriegslasten und die Gewährung der kaiserlichen Unterstützung in dem mit den Ständen ausgebrochenen Conflicte zu unterhandeln. In letzterer Beziehung erfolgte zunächst am 12. Juli ein kaiserliches Hofdecret, in welchem die Stände zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Reich aufgefordert wurden und als sie trotzdem in ihrem Widerstande beharrten, ein weiteres am 17. December, in welchem ihnen aufgegeben wurde, sich nicht mehr, wie sie bisher „auf unverantwortliche Weise und mit ärgerlicher Vermessenheit und schnöder Verachtung ihrer Pflichten gegen den Kaiser und das Reich" gethan, den Absichten des Herzogs in Beziehung auf die Mitwirkung beim Reichskriege zu widersetzen. Zugleich erhielt das kaiserliche Generalcommando im Reiche die Weisung, der württembergischen Regierung bei fernerer Widersetzlichkeit der Landstände nöthigen Falls militärische Unterstützung zu gewähren. War hierdurch und durch die am 30. November verfügte Auflösung der Ständeversammlung deren Widerstand gebrochen, so wurde die Opposition im Geheimen Rathe durch die Entlassung dreier Mitglieder, insbesondere auch des Präsidenten, beseitigt und am 12. August Z. zum Präsidenten dieses höchsten Landescollegiums ernannt. Von da an ging Württemberg in der entschiedensten Weise mit seinen Rüstungen vor und fanden seine Truppen gemäß den zwischen Z., dem kaiserlichen Hof und dem russischen Botschafter in Wien festgestellten Dispositionen ihre Verwendung. Wenn nun zwar auch dieser Krieg im Lüneviller Frieden einen für das Reich traurigen Abschluß gefunden hat und Württemberg insbesondere von französischen Heeren während desselben so vollständig besetzt wurde, daß der Herzog sich außer Landes zu begeben genöthigt war und beim Friedensschluß seine linksrheinischen Besitzungen verlor, so kann man doch der Haltung seiner Regierung in dieser schweren Zeit die vollste Achtung um so weniger versagen, als es Z. in Wien gelungen war, auch für den Fall eines ungünstigen Ausganges des Kriegs Garantieen für Entschädigungen zu erreichen, welche Württemberg dann auch durch den Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 in der Verleihung der Kurfürstenwürde an seinen Herzog und die Einverleibung einer ganzen Reihe reichsstädtischer, gräflicher und geistlicher Territorien in einem Umfange erhalten hat, der einen mehr als doppelten Ersatz für seine Verluste darstellte. Bei den schwierigen Unterhandlungen, welche Z. über all' diese wichtigen Fragen in Wien führte, wußte er sich so sehr die Zufriedenheit aller Betheiligten zu erwerben, daß ihn der Kaiser bei der Abschiedsaudienz zu seinem Wirklichen Geheimen Rathe ernannte und der Kaiser von Rußland ihm am 12. August 1799 das Großkreuz des Malteserordens verlieh, während ihm der Herzog Friedrich in dankbarer Anerkennung seiner verdienstlichen Thätigkeit einen lebenslänglichen Jahresgehalt von 2000 Gulden aussetzte.

Wie schon bemerkt, nahm der Anfangs glücklich begonnene Reichskrieg einen immer ungünstigeren Verlauf, da der plötzlich aus Aegypten zurückgekehrte Bonaparte in Italien seinen Siegeslauf eröffnete und gleichzeitig Moreau den in Süddeutschland commandirenden Feldzeugmeister Baron Kray immer weiter zurückdrängte. Die gänzliche Entblößung Schwabens von Reichstruppen infolge von Moreau's Sieg bei Ulm erlaubte es dem Herzog von Württemberg nicht,

länger in seinem Lande zu bleiben; er begab sich in das neutrale preußische Gebiet nach Erlangen, wohin ihm auch Z. folgte, auch von dort aus nach Kräften bemüht, den Ansprüchen, die der Krieg an Württemberg machte, gerecht zu werden und schwerere Nachtheile von dem Lande abzuwenden. Die übermäßigen Anstrengungen seiner dienstlichen Stellung und die fortgesetzte moralische Aufregung, in welche ihn der ungünstige Fortgang des Krieges versetzen mußte, mochten wesentlich dazu beitragen, daß ein typhöses Fieber, von welchem Z. im April 1801 in Erlangen befallen wurde, sofort einen schlimmen Charakter annahm und ernste Besorgniße für sein Leben einflößte. Zwar erholte er sich unter der treuen Pflege seines herzoglichen Freundes so weit wieder, daß er diesem bald nachfolgen konnte, als demselben nach Abschluß des Lüneviller Friedens die Rückkehr in sein Land wieder möglich geworden war. Nur zu sehr eilte vielleicht Z. mit dieser Reise, „weil er an den frohen Augenblicken der Wiedervereinigung des Regenten mit seinen lieben Unterthanen theilnehmen müsse und keinen derselben vermissen könne und wolle". So war er noch — wegen seiner großen Schwäche in einem Lehnsessel auf den Schloßplatz hinausgetragen — am 25. Mai Zeuge von Friedrich's frohem Einzuge in seine Stuttgarter Residenz, verfiel aber gleich darauf in ein schweres Nervenfieber, das ihn am 14. Juni wegraffte, nachdem er noch das heilige Abendmahl genossen und noch mit stammelnder Zunge den Herzog seiner Treue bis in den Tod versichert und von ihm als letzten Beweis der genossenen Freundschaft das Gelöbniß verlangt und erhalten hatte, seine Unterthanen möglichst glücklich zu machen.

Groß war der Verlust des ausgezeichneten noch nicht 34jährigen Mannes für das Land, unersetzlich für den Herzog, der in ihm — man darf wohl sagen — seinen guten Genius von sich scheiden sah. „Edel, uneigennützig und seinen Einfluß nie mißbrauchend", sagt ein württembergischer Geschichtsschreiber von ihm, „war es immer der Vollendete, der, wenn Friedrich's Laune durch äußere oder innere Bewegungen verstimmt und getrübt wurde, Ruhe und Heiterkeit in das Gemüth des Fürsten zurückführte und es den Gefühlen der Schonung und des Wohlwollens aufschloß. Sein Tod ward deshalb im Lande allgemein betrauert und manche der Menschen, die später des Vertrauens, das er so sehr verdiente, theilhaftig wurden, gaben der Veranlassungen nur zu viele, um sein Andenken mit Wehmuth zu erneuern." (Pahl, Geschichte von Württemberg, Bd. VI, S. 67 ff.)

Die Beisetzung Zeppelin's fand am 17. Juni 1801 vom herzoglichen Residenzschloß zu Ludwigsburg aus in die eigens erbaute Gruft im Schloßgarten statt und zwar, da der Verstorbene, ohne Zweifel seit dem letzten Kriege, auch den Charakter eines herzoglichen General-Feldzeugmeisters besaß, unter den diesem Rang entsprechenden militärischen Ehren. Der Herzog, gefolgt von sämmtlichen Prinzen seines Hauses, schritt an der Spitze des langen Zuges der Leidtragenden unmittelbar hinter dem einzigen 12jährigen Sohne des Verstorbenen. Ueber der Gruft ließ derselbe eine Rotunde im edelsten Stil mit einem von korinthischen Säulen getragenen Porticus errichten, dessen Fries die Inschriften trägt: „Dem vorangegangenen Freunde" und „Die der Tod getrennt, vereinigt das Grab", denn der Herzog wollte, wie die beiden Steine neben dem Sarge Zeppelin's noch jetzt zeigen, neben demselben in der gleichen Gruft ruhen. Das Innere der Rotunde enthält als einzigen, aber um so ergreifenderen Schmuck eine über einem Sarkophag trauernde weibliche Figur aus carrarischem Marmor, ein Meisterwerk Dannecker's. Der Theil des Schloßgartens, in welchem das Grabmal errichtet wurde, ist nunmehr städtischer Friedhof, dessen Mitte das schöne Mausoleum einnimmt. (Vgl. Geschichte der Familie von Zeppelin, unter Mitwirkung von Mitgliedern der Familie verfaßt von L. Fromm, Schwerin 1876, § 39.)

Einen weiteren Beweis seiner Dankbarkeit und seines treuen Andenkens an Z. gab Herzog Friedrich, als ihm vom Kaiser im Reichsdeputations-Hauptschluß wesentlich infolge der erwähnten vorbereitenden Unterhandlungen Zeppelin's in Wien neben der Kurfürstenwürde auch des heil. röm. Reichs Erzpanneramt übertragen wurde, indem er nämlich dieses letztere Reichs-Erbamt sofort dem Sohne Zeppelin's zugleich mit den Rittergütern Aschhausen und Buchhof als erbliches Lehen auftrug und später, nachdem das römische Kaiserthum zu bestehen aufgehört und er am 1. Januar 1806 die Königswürde angenommen hatte, anläßlich der Schaffung königlich württembergischer Kronerbämter im J. 1808 auch das neue württembergische Reichserbpanneramt dem reichsgräflichen Hause von Zeppelin zu Lehen gab, während mit dem Reichserbmarschallamt das fürstliche Haus Hohenlohe, dem Reichserboberhofmeisteramt das fürstliche Haus Waldburg und mit dem Reichserboberkammerherrnamt das fürstliche Haus Löwenstein belehnt wurden. Eberhard Graf Zeppelin.

Zeppelin: Ferdinand Ludwig Graf von Z., Bruder des Vorigen, geboren zu Güstrow am 28. November 1772. Die große Zahl von Kindern, womit seine Eltern gesegnet waren, ließ es wünschenswerth erscheinen, daß die Söhne so früh wie möglich in selbständige Stellungen kamen. Ebenso wie daher sein Bruder Karl in württembergische Dienste getreten war und andere Brüder in preußische und dänische Dienste traten, um es später da auch zu höchsten militärischen Stellen zu bringen, so ergriff Z. schon in seinem sechszehnten Lebensjahr die ihm durch den ersteren vermittelte Gelegenheit, in das österreichische Dragonerregiment, dessen Oberst-Inhaber der damalige regierende Herzog Karl Eugen von Württemberg war, als Fähnrich einzutreten. Während zwölf Jahren theilte er die wechselnden Schicksale dieses Regiments, in welchem er gleich hoch geschätzt wegen seiner militärischen Tüchtigkeit als wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit nach und nach bis zum Rittmeister avancirte und u. a. den Türkenkrieg von 1788—91 mitmachte. Schon in diesem und sodann in der Schlacht bei Marengo am 14. Juni 1800 besonders schwer verwundet und zeitlebens an den Folgen davon mehr oder weniger leidend, entschloß sich der in seinem Regiment allgemein höchst beliebte Rittmeister v. Z. doch nur äußerst schwer, das auch ihm theuer gewordene Regiment und den österreichischen Dienst zu verlassen, als Herzog Friedrich von Württemberg ihm wiederholt und persönlich den Antrag machte, als Ersatz für seinen gerade ein Jahr nach dem Tage von Marengo verstorbenen Bruder, den Reichsgrafen Karl v. Z., in württembergische Dienste überzutreten, und einen besonders ehrenvollen Abschied für ihn von Kaiser Franz I. ausgewirkt hatte. Unterm 16. August 1801 wurde Z. zum herzoglich württembergischen Kammerherrn, Major und Flügeladjutanten von der Cavallerie ernannt und zwar mit Ancienneität vom 14. Juni, dem Todestage seines Bruders, 1803 zum Oberstlieutenant und 1804 zum Oberst und Commandeur der Gardes du Corps. 1802 vermählte sich Z. mit Pauline Freiin v. Maucler, einer Frau gleich ausgezeichnet durch Gaben des Geistes wie des Herzens, die später als eine der ersten Schönheiten am napoleonischen Kaiserhofe in Paris gefeiert mit einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten ihrer Zeit in Verkehr und Correspondenz trat und theilweise (z. B. mit Varnhagen von Ense) bis in ihr hohes Alter blieb. Trotz der liebenden Pflege dieser ausgezeichneten Frau begannen die Folgen seiner Verwundung bei Z. sich so ungünstig fühlbar zu machen, daß er sich schon im April 1805 genöthigt sah, um seine Entlassung aus dem (nunmehr kurfürstlichen) Militärdienst zu bitten. Der Kurfürst entsprach zwar dieser Bitte; da er aber Z. nicht ganz verlieren wollte, ernannte er ihn gleichzeitig unter Belassung in seinem bisherigen Range zum Reisemarschall. Auch in diesem Civildienste wußte sich Z. die Zufriedenheit

seines Fürsten in solchem Maaße zu bewahren, daß dieser ihn anläßlich der Annahme der Königswürde am 1. Januar 1806 in den erblichen Grafenstand des Königreichs Württemberg erhob.

Im Laufe des Jahres 1807 hatten zwischen der Krone Württemberg und dem päpstlichen Stuhl Unterhandlungen wegen Abschlusses eines Concordats zur Regelung der kirchenpolitischen Verhältnisse der neuerworbenen, vorzugsweise katholischen, württembergischen Landestheile stattgefunden und waren dieselben im Herbst so weit gediehen, daß der Tag zur feierlichen Unterzeichnung des Vertrages bereits festgesetzt war. Als aber der päpstliche Unterhändler Cardinal della Genga, der nachmalige Papst Leo XII., zu diesem Acte mit dem größten Ceremoniell aus seiner Wohnung in Stuttgart abgeholt werden sollte, war er unmittelbar zuvor heimlich abgereist und verschwunden. Der König, mit Recht erbittert über ein solch beispiellos rücksichtsloses Verfahren und dasselbe mit nicht minderem Recht auf den unmittelbaren Einfluß Napoleon's zurückführend, war nicht gemeint, selbst vom allmächtigen Protector des Rheinbundes einen derartigen Eingriff in seine jungen Souveränetätsrechte zu dulden, und sah sich deshalb vor allem bewogen, seinen bisherigen diplomatischen Vertreter in Paris, der die von dort drohende Gefahr nicht erkannt, geschweige denn zu bannen verstanden hatte, sofort abzurufen und durch einen anderen zu ersetzen. Wenn unter solchen Umständen die Wahl des Königs auf den Grafen v. Z. fiel, der bis dahin im diplomatischen Dienste noch gar nicht thätig gewesen war, so ist dies wol der beste Beweis dafür, welch hohes Vertrauen der scharfsichtige Fürst in dessen Fähigkeit und Charakterfestigkeit setzte. So wurde denn Z. im December 1807 zum außerordentlichen bevollmächtigten Gesandten am kaiserlich französischen Hoflager ernannt und ihm gleichzeitig die Würde eines Wirklichen adeligen Geheimenraths und das Großkreuz des königlichen Civilverdienstordens verliehen. Auch in Paris verstand Z. unter den oft ungemein schwierigen Verhältnissen seiner Stellung sich ebenso sehr das volle Vertrauen seines königlichen Herrn zu erhalten, als die Achtung Napoleon's, des Hofes und des ganzen diplomatischen Corps zu erwerben.

Im Juli 1810 wurde Z. von Paris ab- und in der Eigenschaft eines königlichen „Landvogts an der Donau" nach Ulm berufen, woselbst er die Ausführung des von ihm im Mai desselben Jahres in Paris abgeschlossenen württembergisch-bairischen Grenzregulirungsvertrags leitete. Am 2. Juni 1811 erfolgte seine Ernennung zum „Landvogt am Rothenberg", am 6. November desselben Jahres zum Staatsrath und am 12. Februar 1812 zum Staats- und Cabinetsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Jahre, während deren Graf Z. erstmals an der Spitze dieses wichtigen Departements stand, gehören zu den schwierigsten, die Württemberg in seinen auswärtigen Beziehungen durchzumachen hatte. Erst in neuerer Zeit hat eine vorurtheilsfreie Geschichtsschreibung begonnen, vor allem den König Friedrich gegen die schweren Anklagen in Schutz zu nehmen, welche frühere Historiker, wie Häusser u. A., gemeinhin gegen seine damalige Politik erhoben haben. Die Veröffentlichung zahlreicher aus Zeppelin's Nachlaß stammender und anderer im königlichen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart beruhender, bis jetzt noch nicht allgemein bekannter Actenstücke wird dies in noch umfassenderer Weise und mit durchschlagendem Erfolg bewirken. Dabei soll und wird keineswegs in Abrede zu ziehen sein, daß Friedrich nur mit innerem Widerstreben seine Verbindung mit Napoleon gelöst hat; es sollte ihm aber auch nicht vergessen sein, wie energisch gerade er früher seinen Pflichten gegen das Deutsche Reich nachgekommen war (vgl. den Art. Reichsgraf Johann Karl v. Z., oben) und daß er sich später nicht minder kräftig bemüht hat, durch den Beitritt sämmtlicher Reichsstände,

insbesondere Preußens, zur dritten Coalition den Feldzug von 1805 zu einem erneuten Reichskriege zu gestalten. Erst als seine Bemühungen gescheitert und damit seine bisherigen Anschauungen über die fernere Lebensfähigkeit des römisch-deutschen Kaiserreichs widerlegt waren, erst nachdem Baiern und Baden sich mit Frankreich bereits verbündet hatten und Napoleon an der Spitze seines Heeres vor Ludwigsburg erschienen war, fügte auch Friedrich sich der zwingenden Nothwendigkeit und schloß sich an den französischen Kaiser an. Ist es da Friedrich so sehr zu verdenken, wenn er nach den Erfahrungen, die er mit dem deutschen Reiche gemacht, nunmehr auch an Napoleon, zu dem ihn eine gewisse Geistesverwandtschaft hinzog und dem er die seinem persönlichen Ehrgeiz so ungemein schmeichelnde Souveränetät, die Königskrone und namhaften Machtzuwachs zu verdanken hatte, unter vollster Wahrung seiner, selbst dem stolzen Corsen oft genug imponirenden, persönlichen Selbständigkeit mit der ganzen ihm eigenen Treue so lange als möglich festhielt? Dies über Friedrich's persönliche Gesinnungen vorausgeschickt erweist sich auch abgesehen davon die von Z. als Minister des Aeußeren vertretene Politik Württembergs, welches insbesondere in dem kritischen Jahre 1813 zwischen der argwöhnischen Empfindlichkeit Napoleon's und dem schlechtverhehlten Groll des von Friedrich persönlich verletzten Fürsten Metternich wie zwischen zwei Mühlsteinen sich befand, als eine durchaus „correcte“, d. h. durch die Rücksichten der Selbsterhaltung und die Interessen des Landes bestimmt und klar vorgezeichnete. Hiefür nur folgende sprechende Belege: Am 15. Februar 1813 erklärte der über die von Württemberg unter allen Rheinbundstaaten allein und zuerst gewagte Veröffentlichung der Verlustlisten aus dem russischen Feldzug und andere Aeußerungen der Selbständigkeit aufs höchste ergrimmte Napoleon dem im Hinblick auf die persönliche Hochachtung und Zuneigung, welche dieser dem charaktervollen Manne vielfach bewiesen hatte, zum Zweck der Besänftigung des erzürnten Kaisers in außerordentlicher Mission nach Paris entsandten Grafen Z.: „Personne n'a rien à craindre de moi dans le bonheur, mais je suis très-susceptible dans le malheur“, und am 14. Mai desselben Jahres war Graf Z. dem österreichischen Gesandten in Stuttgart auf die Frage nach der Stellung Württembergs für den Fall einer österreichischen Kriegserklärung an Frankreich zu eröffnen in der Lage: „. . . . que Sa Majesté (der König von Württemberg) ne voit rien de changé dans Sa position ni Ses relations avec la cour de Vienne, . . . mais l'on connait les liens de la confédération (des Rheinbundes) et la nécessité de s'y soumettre aussi longtemps que le Protecteur a la force en main et personne qui puisse s'y opposer efficacement . . .“ Trotz dieser Schwierigkeit, ja Gefahr der Verhältnisse den Beitritt Württembergs zur heiligen Allianz so früh als nur irgend möglich herbeigeführt zu haben, ist wesentlich Zeppelin's Verdienst. Es geschah durch den zwischen ihm und dem Fürsten Metternich am 2. November 1813 zu Fulda abgeschlossenen Vertrag, wobei die Anerkennung seiner Thätigkeit für das Zustandekommen des Vertrags in der Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, des St. Stephans- und des St. Alexander-Newskyordens an Z. durch die Monarchen von Preußen, Oesterreich und Rußland in der unzweideutigsten Weise zum Ausdruck gelangte. Die höchste württembergische Auszeichnung, den „großen Orden vom goldenen Adler“, hatte Z. schon im Jahre 1812 erhalten.

Am 14. Juli 1814 wurde Z. unter Enthebung von der Führung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten an der Stelle des erkrankten Grafen v. Taube zum Staats- und Conferenzminister ernannt und ihm die von jenem bis dahin verwalteten Departements der königlichen Haus- und Familien-

angelegenheiten, des Großkanzlers der königlichen Orden und der Polizei (besonders in den beiden Residenzen) übertragen, womit noch das Departement der Standeserhöhungen verbunden wurde. Allein schon am 27. Juli erfolgte — jedoch unter Beibehaltung der Stelle als Staats- und Conferenzminister — Zeppelin's abermalige Ernennung zum außerordentlichen bevollmächtigten Gesandten in Paris, diesmal bei dem Könige Ludwig XVIII. Schon im März 1815 mußte aber Z., wie das ganze übrige diplomatische Corps, Paris wegen der Rückkehr Napoleon's von Elba eiligst wieder verlassen und übernahm, in die Heimath zurückgekehrt, wieder die persönliche Leitung seines Ministeriums, welches er ein Jahr später mit dem erledigten Ministerium der geistlichen Angelegenheiten vertauschte.

Am 30. October 1816 starb König Friedrich, aber auch sein Nachfolger, König Wilhelm I., wollte den treubewährten Diener seines Vaters nicht missen. Schon am 2. November beauftragte er Z., unter Enthebung vom Cultusministerium zunächst provisorisch mit der Führung der früher schon von ihm innegehabten Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des königlichen Hauses und der Polizei der Residenzen. Am 9. November erfolgte die definitive Uebertragung dieser Ministerien und bei der Besetzung des neuconstituirten Geheimenrathes zugleich Zeppelin's Ernennung zum „Staatsminister und Geheimenrath“. Am 16. November schloß sich hieran „als weiterer Beweis des königlichen Zutrauens und Wohlwollens“ seine Ernennung zum Oberst-Kammerherrn und Mitgliede des Oberhofrathes an. Unterm 26. November 1817 wurde Z. „einzig aus dem Grunde, um ihm eine Erleichterung zu geben“ von den Functionen des Polizeiministers der Residenzen entbunden und am 23. September 1818 nach Vereinigung der Orden des Goldenen Adlers und des Civilverdienstes zum Orden der württembergischen Krone ihm das Ehrenkreuz dieses Ordens „als Beweis königlicher Zufriedenheit“ verliehen. Aber auch der rechtschaffenste uneigennützigste Charakter, wie es Z. allgemein anerkannter Maaßen war, hat seine Feinde und diesen gelang es, ihm das Vertrauen des Königs zu rauben. „Aus Gesundheitsrücksichten“ nahm und erhielt Z. am 17. Mai 1819 seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Ihm mochte wol, wie damals ein hoher Beamter schrieb, „das gute, durch das öffentliche und allgemeine Zeugniß unterstützte Bewußtsein ein großer Beruhigungsgrund sein und ihn für alles erstandene Ungemach aufs Reichlichste entschädigen“. Die ihm nach so vielen Jahren aufreibender dienstlicher Thätigkeit nun gewordene Ruhezeit brachte Z. auf seinem Gute Münster bei Cannstatt im Kreise der geliebten Seinigen zu, bis ihn seine am 19. November 1820 „als Beweis des königlichen Vertrauens in seine an dem Wohl des Staats theilnehmenden Gesinnungen“ erfolgte Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede der ersten Kammer der Stände wiederholt nach Stuttgart zurückrief.

Im J. 1826 wurde Z. zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Kaiserhof in Wien ernannt. Auf der Reise dorthin überbrachte er dem König Ludwig I. von Baiern jenes denkwürdige Schreiben des Königs Wilhelm I. von Württemberg wegen Abschlusses der Zolleinigung zwischen beiden Königreichen, aus welcher später das große nationale Werk des deutschen Zollvereins hervorgehen sollte. In Wien wurde Z. mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und hatte sich während seines ganzen dortigen Aufenthalts und ganz besonders noch während seiner letzten Krankheit der unzweideutigsten Beweise von Wohlwollen seitens des gesammten Kaiserhauses, vornehmlich des ihm noch von seiner im österreichischen Heer verbrachten Dienstzeit her aufrichtig wohlgewogenen Kaisers Franz I. selbst, und der allgemeinen Hochachtung und Zuneigung aller derer zu erfreuen, mit denen er zu verkehren

hatte. Am 21. Januar 1829 machte eine schmerzhafte Magenkrankheit seinem vielbewegten Leben im Alter von erst 57 Jahren ein Ende, einem edeln Leben, das aufgegangen war im hingebungsvollsten Dienste seiner Fürsten, in treuer und für das Wohl des Staates ersprießlicher Ausfüllung der ihm anvertraut gewesenen verantwortungsvollen Aemter.

Vgl. Geschichte der Familie von Zepelin, unter Mitwirkung von Mitgliedern der Familie verfaßt von L. Fromm. Schwerin 1876. § 33.

Eberhard Graf Zeppelin.

Zeppelin: Max Graf von Z., geboren am 6. August 1844 zu Stuttgart als Sohn des Grafen Karl v. Z., damals Hofmarschalls des Kronprinzen Karl von Württemberg, † am 3. December 1897 zu Stuttgart. Der junge Graf wandte sich nach den üblichen humanistischen Studien den Naturwissenschaften zu, trieb in Hohenheim und auf den Hochschulen von Tübingen, Straßburg, München, Freiburg mit Vorliebe Naturgeschichte und promovirte in Freiburg mit einer zoologischen Arbeit über Ctenodrilus monostylos. Er hatte über dem Mikroscop weder die Leibesübungen noch die Freuden des Studentenlebens vergessen; natürliche Heiterkeit und gesellschaftliche Talente machten ihn zu einem flotten Corpsburschen. An einige vorwiegend zoologischen Studien gewidmete Aufenthalte in Helgoland schlossen sich Reisen und Jagdausflüge nach Skandinavien. Aus der Vorliebe für die nordische Natur ging auch die Theilnahme an der von Prof. R. Baur geleiteten und von dem Polarfahrer Bade begleiteten Spitzbergen-Expedition von 1891 hervor. Bade's Vorträge hatten in Stuttgart ein lebendiges Interesse für polare Dinge erweckt, dem der Plan der kleinen Expedition entsprang. Hinter dem Drang nach Norden stand die Erwägung der Nothwendigkeit der Rückkehr Deutschlands in die Fanggründe der Hochseefischerei, wo einst die Hamburger Walfischfänger neben den holländischen das Meer beherrschten. Ein Bergingenieur war mitgenommen worden, um Kohlenlager auf der Bäreninsel und in Spitzbergen zu prüfen. Als praktischer Erfolg erschien aber den Reisenden vor allem die starke Zunahme des Interesses an der Hochseefischerei, die sich unmittelbar an die von manchen Seiten belächelte schwäbische Polarfahrt anschloß. Graf Z. hat sich darüber in den Schlußworten seiner als Manuscript gedruckten „Reise-Bilder aus Spitzbergen, Bären-Eiland und Norwegen“ (1892) offen ausgesprochen. Dieses kleine Buch gibt eine fesselnde Schilderung der Reise in Auszügen aus den Reisetagebüchern. Unmittelbarkeit der Beobachtung, Ungeschminktheit der Wiedergabe, Feinheit der Naturempfindung zeichnen es aus. Der Leser freut sich mit dem Erzähler an den Jagderlebnissen, theilt sein Interesse an der reichen nordischen Thierwelt, wenn ihm auch manche genauere Angaben des Zoologen gleichgültig sind, und ist gerührt von dem Widerstreit zwischen Sammeleifer und mildherziger Thierfreundlichkeit. Die kleinen Monographien von Bären-Eiland, vom Eisfjord, über das spitzbergische Rentier u. A. entwerfen anziehende Bilder. Am reichsten ist aber das Buch an Schilderungen aus dem Thierleben. Es ist zu bedauern, daß Z. sie nicht zu einer Gesammtschilderung verbunden hat. 1892 finden wir den Waidmann in den Jagdgründen von Wyoming und den Naturfreund am Großen Cañon des Coloradoflusses, im Yellowstone-Park und in Südkalifornien; die zuerst in „Vom Fels zum Meer“ veröffentlichten Schilderungen wurden 1896 in einem Sonderabdruck vereinigt. Auch hier unbefangene, naive Erzählung von Erlebnissen, die in der Summe wenig bedeutend sind, aber durch die Persönlichkeit des Erzählers unsere Theilnahme gewinnen. Neben diesen für Freunde zusammengefaßten Schilderungen sind einzelne Aufsätze und Vorträge in die Oeffentlichkeit gelangt. Persönlich trat Z. mit Fach- und Strebensgenossen auf den wissenschaftlichen Congressen in Beziehung und förderte, wo er konnte, das wissenschaftliche Leben in seiner württembergischen

Heimath. Auf dem jenaischen Geographentag im April 1896 wurde Z. von einem schweren Bronchialkatarrh befallen, von dem er sich nicht mehr vollständig erholt hat. Er stellte zwar selbst nach wie vor die höchsten Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit und mochte daher nach außen den Eindruck des Genesenen machen. Aber der Schlaganfall, dem er am 3. December 1897 erlag, fand nicht mehr den elastischen Körper von früher. Eine große Trauergemeinde, in der die höchsten Kreise, die Wissenschaft, das schlichte Bürgerthum und studentische Corporationen vertreten waren, geleitete den Mann zu Grabe, der in allen Ständen sich Freundschaft und Verehrung zu gewinnen gewußt hatte. Einer der ihm Nächststehenden, Professor Richard Baur, sagte von ihm in seinem Nachruf: Die mit vielen und hohen Orden geschmückte Brust barg einen noch höheren Schatz: ein von unendlicher Güte beseeltes, jederzeit opferwilliges goldenes Herz, feind jedem falschen Scheine, furchtlos gegen jeden Unterdrücker menschlichen Rechts; treu seinem Fürsten, seinem Vaterland, treu vor Allem seinen Freunden und der Wissenschaft.

Prof. R. Baur's Nachruf in der Nordd. Allg. Ztg., December 1897.

Ratzel.

Zeppenfeldt: Franz Ignaz Joh. Maria Z., Historiker, wurde geboren am 20. Juli 1760 zu Hildesheim. Die Familie stammte aus Westfalen und war durch den Eintritt in bischöfliche Dienste nach Hildesheim gezogen. Ignaz' Vater, Kaspar Joachim Z., war hier bis 1779 Hof- und Regierungsrath, wurde dann Vicekanzler und starb am 12. Mai 1783. Die Mutter, Marie Franziska, Tochter des Amtmanns Groneféld in Peine, die ihrem Gatten zwölf Kinder geschenkt hatte († 31. Jan. 1764), verlor Z. schon in früher Jugend. Er besuchte in seiner Vaterstadt zunächst die Parochialschule an der Kreuzkirche, dann die Domschule und das Gymnasium Josephinum. Darauf kam er in den Unterricht der englischen Benedictiner nach Lamspringe, wo er sich eine ungewöhnliche Fertigkeit in der englischen Sprache erwarb. Im J. 1782 bezog er die Universität Göttingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er blieb hier zwei Jahre, bestand dann daheim die Prüfung und wurde in die Zahl der Advocaten aufgenommen; am 17. März 1785 ward er beeidigt. Im folgenden Jahre trat er als Privatsecretär in den Dienst des Grafen Clemens August von Westphalen, der damals Oberstallmeister bei seinem Oheime, dem Bischofe von Hildesheim, war und großen Einfluß auf die Regierung besaß. Als der Oheim 1789 starb und der Neffe erst in Mainzische, dann in österreichische Dienste trat, blieb Z. in Hildesheim zurück, um hier des letzteren Angelegenheiten zu besorgen. Unterm 2. Juli 1796 ernannte ihn der Bischof zum Archivar des Landesarchivs; noch in demselben Jahre (3. September) ward er Sachwalter des Fiscus für profane und geistliche Angelegenheiten; am 22. Mai 1799 ward er als kaiserlicher und apostolischer Notar verpflichtet. Als Preußen sich dann des Stiftes Hildesheim bemächtigt hatte, übertrug ihm die Regierung unterm 7. Januar 1803 das Amt eines Kammerconsulenten und versetzte ihn mit einem Theile des Archivs nach Halberstadt, wo er Assessor in der Kriegs- und Domänenkammer wurde. Da er sich in demselben Jahre (27. Februar 1803) mit einer Hildesheimerin, Anna Maria Magdalena geb. Waldau, verheirathet hatte, so sehnten sich beide nach Hildesheim zurück. Er war dort zum Beisitzer bei dem Officialatgerichte für Ehesachen der Katholiken und zum Secretär des bischöflichen Generalvicariats ernannt worden und im December 1806 zur Uebernahme der Stellung auch schon eingetroffen, als der Friede von Tilsit mit einem Male die ganzen Verhältnisse von Grund aus veränderte. Z. wurde nun zum 1. März 1808 als Friedensrichter des Kantons Borsum angestellt. Da ihm aber, der ruhige Thätigkeit liebte, diese Stellung gar nicht zusagte, so vertauschte er sie wohl

noch in demselben Jahre mit der eines Hypothekenbewahrers in Hildesheim. Dies blieb er die ganze westfälische Zeit hindurch, am 1. Mai 1815 aber wurde ihm wieder als Archivar die Leitung des bischöflichen Archivs übertragen, ein Amt, das er bis zu seinem Tode, der am 19. August 1831 erfolgte, treu und gewissenhaft besorgte. Es lag ihm hier besonders die Vereinigung der Stifts- und der Klosterarchive seines Bezirks ob und die gründliche Ordnung dieser Bestände. Daneben hat er auch durch Veröffentlichung zahlreicher Aufsätze, zumal in seiner Heimath, das Interesse und Verständniß für geschichtliche Gegenstände mit Erfolg zu wecken und zu fördern gesucht. Seine Arbeiten erschienen zumeist im Mittwochsblatte der Gerstenbergischen Zeitung (seit 1808), später (seit 1817) auch in dem der Katthagen'schen, bezw. Brandis'schen Zeitung. Als Gerstenberg die Artikel der Art aus den Tagesblättern als „Beiträge zur Hildesheimischen Geschichte" 1829—30 in drei Bänden herausgab, rührten von 124 Aufsätzen nicht weniger als 72 aus der Feder Zeppenfeldt's her. Einzelnes war von ihm auch im Vaterl. Archiv z. Kenntniß Hannovers und Braunschweigs, sowie in Wigands Archiv z. Gesch. u. Alterth. Westfalens veröffentlicht worden. Zu letzterem hatte er durch seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Westfälischen Geschichtsvereins in Paderborn (1827) nähere Beziehungen erhalten. Seine letzte Arbeit war dem Dienstjubiläum seines Collegen, des Stadthildesheim'schen Archivars Homeyer, (14. Mai 1831) gewidmet. Ein Pandekten-Commentar, den er in früherer Zeit bearbeitete, aber wohl nie beendete, ist nicht gedruckt worden. Die Arbeiten Zeppenfeldt's sind die Ergebnisse gründlicher Studien; sie zeichnen sich nicht so sehr durch Gewandtheit des Stils, als durch Zuverlässigkeit der gemachten Angaben aus. Ist er auch die bischöflichen Rechte zu wahren stets auf das eifrigste bedacht, so zeigt er sich doch sonst in seinem Urtheile stets billig und gerecht. Bescheiden in seinem Wesen, gefällig gegen alle, die mit ihm dienstlich zu thun hatten, erfreute er sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit. Ihn überlebten aus seiner schon erwähnten Ehe zwei Söhne und eine Tochter.

Vgl. den Aufsatz Koken's über Z. im Neuen Vaterl. Archiv, Jahrg. 1831, Bd. II, S. 193—210; briefliche Mittheilungen eines Enkels Zeppenfeldt's, des H. Landgerichtsraths Zeppenfeldt in Hildesheim.

P. Zimmermann.

Zepper: Wilhelm Z., reformirter Theologe, der zuerst die praktische Theologie und die Fragen der Kirchenverfassung unter den Protestanten systematisch bearbeitet hat, geboren Mittwoch vor Ostern, am 2. April 1550 zu Dillenburg, wohin sich seine Mutter von Herborn gerade begeben hatte, † am 20. August 1607 zu Herborn. Sein Vater, Konrad Z., war ein ehrsamer Bürger zu Herborn, der seinen frühe bedeutende Fähigkeiten verrathenden Sohn auf der einheimischen lateinischen Schule für das akademische Studium vorbilden ließ. Schon im Sommer 1564 bezieht derselbe die Universität Marburg, wo Dr. Wigand Orthius, der getreueste Schüler des vor kurzem verstorbenen großen Gelehrten Andreas Hyperius, sein Lehrer in der Theologie ward. Nach Vollendung seiner Universitätsbildung wurde Z. 1570 Lehrer an der höheren Stadtschule zu Herborn und zwei Jahre später Diakonus oder Kaplan. Damals trug sich der Landesherr, Graf Johann der Aeltere von Nassau-Katzenelnbogen, mit dem Gedanken, in seiner Grafschaft das reformirte Bekenntniß an Stelle des lutherischen einzuführen. Unter den Predigern fanden sich manche, welche ihm nicht beistimmten. Z. dagegen, schon auf Universität mehr reformirt gerichtet, half in besonnener und umsichtiger Weise das Volk für die Anschauungen der reformirten Kirche gewinnen und wurde daher im August 1573 als Diakonus nach Dillenburg berufen. Hier hatte der Graf viele Unterredungen mit ihm

über kirchliche Angelegenheiten. Seiner gründlichen Kenntnisse und seines klaren praktischen Blickes halber schätzte ihn dieser immer mehr, ja ließ sogar seine Kinder oft von ihm unterrichten. Er wurde zu den Verhandlungen eingeladen, welche 1573 der Graf zur Einführung des reformirten Cultus mit Ludwig von Sayn zu Wittgenstein, Konrad von Solms, Otto von Grünrade, Andreas Christiani und mit den Theologen Friedrich Wiedebram, Kaspar Olevianus, Andreas Rauting, Georg Sohnius, Christoph Pezel und Wolfgang Crellius hielt, wobei er sich viele Notizen machte, welche ihm später großen Nutzen brachten. Seine Begabung that sich bald so sehr kund, daß ihm die Ausarbeitung von Gutachten selbst übertragen wurde und man ihn mit der Visitation der Kirchen und Schulen des Landes beauftragte. Nach der Versetzung Rauting's 1582 von Dillenburg nach Herborn rückte er in dessen bisherige Stelle in erstgenannter Stadt ein, wobei er zugleich Hofprediger wurde. Als solcher mußte er im Juni 1593 den jungen Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Luise Juliane von Oranien, nach deren zu Dillenburg am 10. Juni gefeierten Vermählung, nach Heidelberg begleiten. Im J. 1594 zog Z. nach seiner Vaterstadt Herborn, um das erste Predigt- und Inspectorenamt daselbst zu übernehmen, sowie eine theologische Professur an der hierselbst im J. 1584 eröffneten Hochschule. Bei der Generalkirchenvisitation, welche im J. 1590 in den nassau-katzenelnbogischen Landen vorgenommen wurde, hatte er sich die allgemeine Liebe und Achtung, als Leiter derselben, erworben. Auch in seinem neuen akademischen Lehramte gelang es ihm bald, sich Anerkennung zu verschaffen, so daß seine Collegen ihn für das Jahr 1604 und 1605 zum Rector wählten. Zu frühe wurde er seiner gesegneten Wirksamkeit entrissen, als ihn im Sommer 1607 die Pest, welche damals in verheerendster Weise das Dillthal durchzog, als Opfer wegraffte.

Die Bedeutung Zepper's für Schule und Kirche ist eine höchst anerkennenswerthe zu nennen. In einer Zeit, wo an das sogen. Volksschulwesen auf dem Lande noch kaum jemand dachte, hat er mit warmer Fürsorge dasselbe auf dem Herzen getragen. Für den religiösen Unterricht hat er „Fragestücke" aus dem Heidelberger Katechismus bearbeitet, welche noch lange nach ihm in gesegnetem Gebrauche waren. Seine unter der Aufschrift: „Anordnung und Bestellung deutscher Schulen in den Städten, Flecken und Dörfern" bekannte Schulordnung verdient nach Steubing die Bewunderung aller Kenner. Die Schule theilte er ein in Trivialschule, Pädagogium und Akademie. Auf die Wichtigkeit der Schule hat er in seiner Schrift: „Von der christlichen Disciplin", besonders aber in seiner „Politia ecclesiastica" aufmerksam gemacht. Mit pädagogischer Sachkenntniß hat er die Erziehung der Jugend auf die Religion, vornehmlich auf das Wort Gottes basirt. Den Unterricht der weiblichen Jugend will er ausschließlich weiblichen Individuen übertragen wissen.

Für Kirche und theologische Wissenschaft hat er aber vor allem unzählbare Verdienste sich erworben. Nicht bloß hat er das Kirchenwesen seiner Heimathlande im Sinne der reformirten Kirche auf das schönste geordnet, sondern er war auch bei Organisation der Kirchen der wetterauischen Grafschaften mit Rath und That aufs beste behülflich. Sein Einfluß erstreckte sich aber über das Weichbild dieser genannten Territorien hinaus auf die ganze reformirte Kirche und Theologie seiner Zeit und der Nachwelt. Denn seine trefflichen Schriften, die er hinterlassen hat, haben sich als höchst segensreich in den Fragen der Kirchenregierung, der Kirchenordnung und Zucht bis auf unsere Tage erwiesen. Seine Hauptschrift: „De Politia ecclesiastica sive forma ac ratio administrandi et gubernandi regni Christi" (Herborn 1595 1. und 2. Ausg., 1714 3. Ausg.) ist geradezu classisch zu nennen in ihrer Art und hat dem berühmten Niederländer

Gisbert Voetius zu seinem gleichnamigen voluminösen Werke als Modell gedient. Wenn man lutherischer Seits 300 Jahre lang diese Schrift Zepper's ignorirt hat, so that man das aus herkömmlichem Vorurtheil gegen alles, was der reformirten Kirche oder Theologie angehört. Dagegen hat der vor 200 Jahren heimgegangene lutherische Theologe J. L. Hartmann mit der Naivetät seiner Zeit keinen Anstand genommen, die Politia Zepper's in seinem Pastorale evangelicum auszuschreiben, wie Gerhard v. Zezschwitz entdeckt hat. Hartmann's Schrift prunkte als bahnbrechendes Werk auf dem Gebiete der praktischen Theologie, während man die Zepper'sche, trotz ihrer dritten Auflage unberücksichtigt ließ. — Eine andere Schrift Zepper's, wol bis heute die beste in diesem Fach, ist: „Von der christlichen Disciplin oder Kirchenzucht" (Siegen 1596). Wir können dieselbe als ein rechtes Handbuch für Pastoren und Kirchenälteste bezeichnen. — Eine treffliche Homiletik ist seine „Ars habendi et audiendi conciones sacras" (Herborn 1598, 2. Ausg. 1616), welche lange auf reformirten Hochschulen den Vorlesungen zu Grunde gelegt worden ist. Eine Ergänzung dazu ist „Sylva Homiliarum in textus ex quatuor Evangelistis dominicales" (Herborn 1605); als das gelehrteste Werk Zepper's wird angesehen: „Legum Mosaicarum forensium explanatio" (Herborn 1604, 2. Aufl. 1614, 3. 1714). Eine in irenischem Geiste geschriebene Symbolik der lutherischen und reformirten Kirche bildet der „Bericht von den dreyen Hauptpuncten, welche zwischen den Evang. Kirchen vnd Lehrern in streit stehen" (Herborn 1593, 1598, 1616). — Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in der Ev. ref. Kirchenzeitung 1876 und bei v. d. Linde. Z. hat als seine Aufgabe stets angesehen, das Wissen mit der Praxis zu vereinigen. Er war, sagt der nassauische Historiker Vogel, in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Mann und ein trefflicher Schriftsteller im ascetischen und homiletischen Fache.

Dillenburg, Intellig. Nachr. 1785. — J. H. Steubing, Kirchen- und Reform.-Gesch. der Oran.-Nass. Lande. Hadamar 1804. — Vogel, Nassauisch. Taschenb. 1832. — Jöcher. — Fr. W. Cuno, W. Zepper in der Evang. reform. Kirchenzeit. f. 1876. — Derselbe, Blätter der Erin. an Dr. K. Olevianus. Barmen 1887. — G. v. Zezschwitz, Prakt. Theol. (Zöckler's Theol. Handb. 3. Bd.) Nördl. 1885. — A. v. d. Linde, Die Nassauer Drucke. Wiesb. 1882.

Cuno.

Zerbolt: Gerhard Z. oder Gerhard von Zütphen, wo er 1367 geboren war, einer der bedeutendsten unter den Brüdern vom Gemeinsamen Leben. Vielleicht war er ein Sohn oder Anverwandter eines Gerardus (Gerd, Gerrit) Sarbold, welcher in den Jahren 1343—1352 unter den Magistratpersonen zu Zütphen vorkommt. Den ersten Unterricht mag er in seiner Vaterstadt erhalten haben; bald aber führte seine große Wißbegierde ihn auf die Universität zu Paris oder Prag, wo er sich eifrig auf das Studium der „freien Künste" verlegte und sich dabei, wie Thomas von Kempen in Zerbolt's Biographie schreibt, durch Frömmigkeit vortheilhaft von seinen faulen und ausschweifenden Mitschülern unterschied. Daher ward aus ihm nicht nur ein „Schüler der Scholastik", sondern ein „Schüler der ewigen Weisheit". Sein Aufenthalt an der Universität muß aber ziemlich kurz gewesen sein, da er schon vor Gerhard de Groote's Tod (20. August 1384) heimgekehrt und nach Deventer gekommen war. Doch scheint er seine Studien an der bekannten Capitelschule fortgesetzt zu haben und ward von großer Liebe und inniger Verehrung für die Väter der modernen Devotion ergriffen, für Gerhard de Groote, Florentius Radewynsz und andere. Bald schloß er sich diesen Männern an und trat in das von Florentius gestiftete Fraterhaus zu Deventer ein. Mehre Jahre lebte er dort, wenig von der Welt berührt, in stiller Andacht, ganz seinen Studien ergeben, körperliche Schwachheit

geduldig tragend, des Irdisch-Leiblichen wenig achtend, aber um so mehr eigenes und Anderer Seelenheil bedenkend. Gewissenhaft nahm er die ihm anvertraute Aufsicht über die Schriftlesung bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten als Corrector mensae, die Verwaltung der Büchersammlung, aber auch die niedrigsten Hausarbeiten wahr. Als man ihn einst dafür lobte, daß ihn auf dem Kirchgang die Vorübergehenden in seiner still in sich gekehrten Andacht so gar nicht störten, antwortete er: „Cogito quod grex porcorum illic transit“. Des öfteren predigte er vor den Brüdern mit großem Beifall und mußte oft dem Florentius Radewynsz in praktischen Geschäften mit seiner Rechtskunde zur Seite stehen. Am liebsten aber war ihm seine stille Zelle, wo er nicht nur eifrig Bücher abschrieb, sondern auch mehre eigene Erbauungsschriften verfaßte, welche seine bedeutende Kenntniß der heiligen Schrift und der kirchlichen wie profanen Schriftsteller darthun. 1398, als die Pest grausam in Deventer wüthete und eine zeitliche Entfernung von dort gerathen war, zog er mit Florentius und fast allen Brüdern nach Amersfort, wo sie bei einigen Geistlichen eine freundliche Aufnahme fanden. Fleißig nahm er auch dort die Interessen der Brüder wahr, wie eine uns noch aufbewahrte Correspondenz mit den zu Deventer zurückgebliebenen Brüdern zeigt. Es handelte sich dabei sowol um die Vertheidigung ihrer Sache wider die Bettelmönche, als um die Erwerbung des Rechtes der freien Predigt vom Bischofe zu Utrecht, aber ohne den gewünschten Erfolg. Im November 1398 mit den Brüdern nach Deventer heimgekehrt erhielt Z. von Florentius den Auftrag, sich mit dem Abte des Klosters Dickeninghe über die Ordnung einer wichtigen Angelegenheit zu verständigen. Auf der Rückreise aber, während er mit seinem Gefährten Aemilius v. Assche im Kloster Windsheim verweilte, erkrankte er plötzlich. Es schien ein Pestanfall zu sein, der bald keine Hoffnung mehr ließ, und ihn am 4. December, nur 31 Jahre alt, hinwegraffte. Als Florentius die schmerzliche Nachricht seines Todes erhielt, schickte er einen Bruder nach Windsheim zur Abholung der Leiche; sie hatte aber schon vor dem Eingang zur Kirche ihre Ruhestätte gefunden. Blieb somit dem Bruderhaus auch der Besitz seiner Asche versagt, so fehlten demselben doch die schriftlichen Documente seiner Geistesarbeit nicht; Arbeiten, die theils der Belehrung oder Polemik, theils der Erbauung gelten. Sie sind zum Theil noch vorhanden. Revius (Daventria illustr. p. 36 sq.) hat uns einen Tractat „super modo vivendi devotorum hominum simul commorantium“ in verkürzter Gestalt aufbewahrt, wider diejenigen gerichtet, welche die Brüder wegen ihres Zusammenlebens ohne feste Regel und Gelübde der Heterodoxie verdächtigten. Zwei andere, auch von Revius (p. 41—58) abgedruckte lateinische Excerpte zeigen ihn als Verfasser zweier Tractate „de utilitate lectionis sacrarum litterarum in lingua vulgari“ und „de precibus vernaculis“, ursprünglich holländisch geschrieben wider diejenigen vom höheren Clerus, welche das Lesen der heiligen Schrift in der Landessprache verurtheilten. Seine Schrift „de vestibus preciosis“ wird von Revius nur erwähnt, ist aber nicht mehr vorhanden; sein „Scriptum pro quodam inordinate gradus ecclesiasticos et predicationis officium affectante“, welches die Aemter- und Pfründenjagd geißelt, ist nur handschriftlich bekannt. Weit umfangreicher und nicht, wie die obengenannten Schriften, dem Gebiete des praktischen, sondern des mystischen Lebens angehörend, sind die beiden lateinischen Schriften „De reformatione virium animae“ und „De spiritualibus ascensionibus“. Die letztgenannte Schrift ist eine weitere Ausführung der ersten. Beide sind mehrmals gedruckt und schon frühe übersetzt (Kerkhist. Archiv IV, bl. 263). Sie enthalten eine systematische Darstellung seiner soteriologischen Lebenstheorie und folgen, wenn auch nicht sklavisch, dem Vorbild, das Florentius Radewynsz in seinem „Tractatulus devotus de exstirpatione vitiorum et passionum“ (ed. Nolle, Frei-

burg 1862), gegeben hatte. In der schon erwähnten Correspondenz, abgedruckt in Dumbar's Analecta I, p. 88 sqq., finden wir auch Briefe von Zerbolt's Hand; seine von Trithemius p. 158 erwähnten sermones kamen aber bis jetzt nicht ans Licht.

Sämmtliche Schriften legen ohne Zweifel ein beredtes Zeugniß ab von der Gelehrsamkeit, Geistesreife und Frömmigkeit Zerbolt's. Es sind nicht hochfliegende metaphysische Speculationen, denen er sich zügellos ergibt. Seine Ansichten von religiöser Lebenspraxis stützen sich vielmehr auf vernünftiges Nachdenken und klares Empfinden. Die leeren kirchlichen Formen genügten ihm weder als solche noch als opus operatum; Beichte und Abendmahl schätzte er insoweit davon ein sittlicher Einfluß ausgeht! Ebenso wenig betrachtete Z. die Vulgata als einzig wahren und authentischen Bibeltext. Unbedingt anerkannte er vielmehr den hebräischen und griechischen Text als die Richtschnur, nach welcher der lateinische, wo er dunkel oder unklar sei, zu corrigiren und richtig zu stellen sei, und er weist nachdrücklich darauf hin, daß die Chaldäer, Syrier, Araber, Gothen und andere Völker ihre eigene Bibelübersetzung gehabt hätten, um dadurch die Schriftlesung in der Landessprache zu rechtfertigen. Wiewohl er sich niemals von der Mutterkirche trennte, ist er dennoch, vermöge solcher Ansichten, denjenigen beizuzählen, welche kräftig an der sittlich-religiösen Erleuchtung und Wiedergeburt ihres Zeitalters gearbeitet haben. Mit Recht schließt Thomas von Kempen Zerbolt's Biographie mit den Worten: „Gelobt sei Gott, der uns einen solchen Mann gegeben hat!"

Vgl. die Vita domini Gerardi Zutphaniensis von Thomas von Kempen (abgedruckt in den Opera Omnia ed. Sommalius) und die von Revius, Daventria illustr. p. 36—60 aufbewahrten Schriften Zerbolt's. Ferner van Heussen, Historia episc. Foeder. Belgii II, 88—96. — Ullmann, Reform. vor d. Reformation II, 115—124. — Delprat, Broedersch. v. G. Groote, bl. 42, 349 v.v. — Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II., 2. st. bl. 364 v.v., 3. st. bl. 34—41, 308 u. s. w. — Koning, Specim. de Gerardi Zutphaniensis vita, scriptis et meritis, Traj. 1858. — C. M. Vos, Gerhard Zerbolt (Kerkhistor. Jaarboehge 1864, bl. 102—138) und G. H. J. W. J. Geesink, Gerard Zerbolt van Zutfen, acad. proefschr., Amsterd. 1879. J. C. van Slee.

Zerboni: Joseph Z. di Sposetti, 1760—1831, Publicist, zuletzt Oberpräsident von Posen, der älteste Sohn eines Breslauer Kaufmanns, einer jener italienischen Familien entstammend, deren eine ganze Anzahl gerade zu Breslau, von der katholischen Geistlichkeit und den zahlreichen Stiftern aus confessionellen Gründen unterstützt, sich ansässig gemacht hatte, besuchte zunächst das Breslauer Jesuitengymnasium und von 1778 an die Universität Halle, um sich für den Staatsdienst in der Verwaltung vorzubereiten. Nach Absolvirung seiner juristischen Prüfungen ward er als Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Glogau beschäftigt. Eine damals 1792 von ihm veröffentlichte Sammlung von Gedichten zeigt ihn als mit Gefühl und Phantasie begabt, religiös freigeistig und den durch die französische Revolution erregten neuen Ideen ergeben.

In der von ihm vielbesuchten Freimaurerloge zu Glogau schloß Z. enge Freundschaft mit dem Lieutnant v. Leipziger und dem Assessor v. Reibnitz, dessen Schwester er kurz darauf als Gattin heimführte, und ließ sich auch von dem Ersteren für einen Geheimbund gewinnen, der womöglich im Rahmen des Freimaurerthums in der Art des weiland namentlich in Süddeutschland weit verbreiteten, aber 1785 aufgehobenen Illuminatenordens gedacht war. Als Leiter des neuen Bundes hatte Leipziger den bereits als Schriftsteller bekannten Professor Feßler in Aussicht genommen, einen ehemaligen Capuziner, der, nachdem er seiner anticlericalen Gesinnung wegen seine Professur in Lemberg aufgegeben,

am Hofe des Fürsten v. Carolath eine Zuflucht gefunden hatte (A. D. B. VI, 732). Da Leipziger selbst 1792 gegen Frankreich in's Feld rücken mußte, wies er die bisher für den Bund gewonnenen Glogauer an Feßler, der allerdings nur zögernd und unter mancherlei Bedingungen annahm. Z. selbst hatte an Feßler Gefallen gefunden, und obwol er inzwischen 1793 in der neuen Provinz Südpreußen eine Anstellung gesucht und gefunden hatte, nämlich bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Petrikau, so war er doch ganz einverstanden, als sein intimer Freund, der litterarisch interessirte Kaufmann Salice-Contessa aus Hirschberg, bei Zusammenkünften mit dem in dem nahen Warmbrunn zur Cur weilenden Feßler und dessen Freunde Conrector Fischer nach schwärmerischen Gefühlsergüssen zugleich in seinem Namen einen Bund schloß, dem die Stifter den Namen der Gutesthuer (Evergeten) gaben. Aber wenn es gleich gelang, der Vereinigung noch einige Theilnehmer zuzuführen, so befriedigte doch die ethische Symbolik, mit der Feßler die Zusammenkünfte ausstattete, um so weniger, da namentlich Z. immer auf die Einführung der Politik hindrängte, was Feßler bestimmt ablehnte. Als Leipziger 1795 aus dem Felde heimkehrte und noch einen Vermittelungsversuch machte, ward der Bruch ganz unvermeidlich, und Contessa ging soweit, direct die Vorbereitung einer Revolution als Ziel des Bundes hinzustellen. Z. und Contessa, auf deren Seite sich dann auch Leipziger stellte, gründeten jetzt einen besonderen Geheimbund mit dem pomphaften Namen des moralischen Vehmgerichtes zum Schutze des Volkes gegen Bedrückungen durch pflichtvergessene Beamte, recht eigentlich eine Idee Zerboni's, der sich überall von Corruption umgeben glaubte. Aber obwol bereits Statuten und Ritual des Bundes ausgearbeitet waren, so würde, da es nicht gelang, weitere Mitglieder zu gewinnen (ausgenommen Zerboni's eben erst aus Frankreich zurückgekehrten, entschieden revolutionär gesinnten jüngeren Bruder), die Welt kaum von dem wunderlichen Plane etwas erfahren haben, hätte nicht Z. plötzlich einmal den Gedanken gefaßt, auf eigene Hand den moralischen Vehmrichter zu spielen. Z. hatte in Petrikau die einflußreiche Stellung eines Justiziars bei der dortigen Kriegs- und Domänenkammer erlangt, jedoch, nachdem 1794 der Minister v. Hoym die Verwaltung auch von Südpreußen übernommen, diesen durch rechthaberisches Wesen abgestoßen, namentlich auch in Sachen einer südpreußischen Kriegslieferung, bei der Z. eine betrügerische Schädigung des Staatsinteresses annahm und auf seine patriotische gute Absicht pochend, hartnäckig ein Einschreiten des Ministers verlangte, während dieser sich dazu nicht für hinreichend legitimirt ansah.

Hierdurch gereizt schrieb Z. unter dem 12. October 1796 an seinen obersten Chef einen Brief, der oft abgedruckt und angeführt Z. den Ruhm eines Mannes verschafft hat, der mit größter Unerschrockenheit seine Stimme gegen die damals herrschende Corruption der Beamten erhoben habe. In Wahrheit aber war Z. ganz und gar im Unrecht. Der Brief ward geschrieben aus Anlaß eines übrigens höchst unbedeutenden Breslauer Tumultes, an dem v. Hoym notorisch nicht die mindeste Schuld hatte, und auf Grund von darüber umlaufenden Gerüchten, die absolut falsch waren, und war erfüllt von tönenden, schwülstigen oft confusen Phrasen, die nirgends bestimmte Thatsachen brachten, abgesehen von einer gelegentlichen Hinweisung auf die erwähnte südpreußische Kriegslieferung, für die v. Hoym kaum verantwortlich gemacht werden konnte. Der Minister ward hier ohne jeden erkennbaren Anlaß von einem seiner Untergebenen in einer ganz unglaublich insolenten und beleidigenden Weise abgekanzelt und geschmäht. Graf Hoym, der gern allem, was „Eclat machte", aus dem Wege ging, meinte zuerst die Sache mit einer disciplinarischen Rüge oder Strafe abzumachen, aber als er gewahrte, daß Z. weit entfernt, seine Uebereilung zu bereuen, den Brief weiter mittheilte und eine Einschüchterung des Ministers voraussetzte, ließ er den Brief

in die Hände des Königs gelangen, der dann befahl, Z. auf die Festung Glatz zu bringen, und als die gleichzeitig erfolgte Beschlagnahme von dessen Papieren den Plan des moralischen Vehmgerichts ans Licht brachte und weitere Haussuchungen bei den gleichfalls arretirten übrigen Theilnehmern des Bundes sonstige gravirende Papiere entdeckten, einer revolutionären Verschwörung auf der Spur zu sein glaubte, also Bestrebungen, denen gegenüber er eine ganz besondere Strenge für seine Pflicht hielt. Unter diesen Umständen hätte v. Hoym, den jetzt Z. von Glatz aus in wenig charaktervoller Art mit Gnadengesuchen bestürmte, in dem z. B. die Versicherung, daß er den Minister „anbete“, mehrmals wiederkehrt, selbst wenn er gewollt hätte, den Gang der Sache kaum aufhalten können. Wie wenn es sich um Hoch- oder Landesverrath handelte, für welche Fälle das Landrecht ausnahmsweise das Urtheil dem Landesherrn vorbehielt, berief dieser eine besondere Untersuchungscommission nach Spandau, vor welche die Verhafteten gestellt wurden, mit Ausnahme des Hauptmanns v. Leipziger, den ein kriegsgerichtlicher Spruch zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilte. Obwol nun bei den Uebrigen die Untersuchung herausstellte, daß Hoch- und Landesverrath im Sinne des Gesetzbuchs nicht vorlagen, so trug der König doch kein Bedenken hier, und zwar, wie wir erfahren, ausnahmsweise nach Berathung mit seiner Freundin der Gräfin Lichtenau Z. und dessen Mitschuldige zu Festungshaft „auf Gnade des Königs“, also so lange es diesem angemessen scheinen würde, zu verurtheilen (April 1797).

Es bleibt ungewiß, ob Z. sein Schicksal hätte ändern können, wenn er statt, wie er es gethan, alles der Gnade des Königs anheim zu stellen, entschieden darauf gedrungen hätte, vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden. Jedenfalls sah er sich als das Opfer eines schweren Rechtsbruches an, und auch das gebildete Publicum nahm in seiner Mehrheit für ihn um so mehr Partei, je allgemeiner Machtsprüche des Herrschers, die sich an die Stelle von Rechtssprüchen stellten, schon damals verurtheilt wurden. Zerboni's Lage war übrigens um so übler, als seine Festungshaft in Magdeburg anscheinend infolge eines bloßen Mißverständnisses des Commandanten eine besonders harte war. Die Sachlage ward nun aber wesentlich geändert durch das Ableben Friedrich Wilhelm's II. am 16. November 1797. Die von dem Nachfolger eingesetzte Commission in Sachen der bei einem Thronwechsel üblichen Begnadigung empfahl entschieden die Aufhebung jenes Machtspruches, und Friedrich Wilhelm III. begnadigte darauf ohne weiteres Contessa und den jüngeren Z., behielt sich bei Leipziger den Zeitpunkt einer Pardonnirung vor und erklärte bezüglich des älteren Z., derselbe solle, wie er es ja immer nur begehrt habe, nunmehr vor seine zuständigen Richter gestellt werden, worauf denn der Gerichtshof zu Magdeburg trotz der sehr umfangreichen, überaus phrasenhaften und auf das eigentlich Wesentliche wenig eingehenden Vertheidigung Zerboni's im Juli 1798 entschied, daß der letztere wegen der Stiftung eines staatsgefährlichen Geheimbundes die seit dem 17. November 1796 erlittene Festungsstrafe wohl verdient habe, auch seine Dienstentlassung als Folge der Festungshaft rechtskräftig bleiben müsse. Z. appellirte, doch auch das Berliner Kammergericht erklärte 1799 seine Festungshaft als seiner Verschuldung entsprechend. Dagegen ward er nach seiner Freilassung (August 1798) in Berlin von vielen, zum Theil hochgestellten Männern als politischer Märtyrer gefeiert und fand selbst im Kreise der Minister Fürsprecher. Eine von ihm in der letzten Zeit seiner Haft abgefaßte kleine Schrift „über das Bildungsgeschäft in Südpreußen“ erntete den lebhaften Beifall eines sehr angesehenen Mannes, des königlichen Cabinetsraths Mencken, der Z. in einem schnell bekannt gewordenen Briefe, ohne übrigens dessen früheres Verhalten zu billigen, gewisse Aussichten für die Zukunft eröffnete, wofern er nur sich mehr

zurückhielte. Aber gerade das schien Z. unmöglich; vielmehr reizten vornehmlich die Sympathien, die er vieler Orten gefunden, den überaus eitlen Mann unwiderstehlich zu einem Appell an die Oeffentlichkeit, und im Jahre 1800 erschienen aus seiner Feder „Actenstücke zur Beurtheilung des Staatsverbrechens des Kriegs- und Domänenraths Z. und seiner Freunde“, ein Büchlein, das ein Einschreiten der Behörden geradezu herausforderte, insofern es vornan jenen gar nicht zur Sache gehörigen, von schweren Beleidigungen gegen Hoym wimmelnden Brief vom 12. October 1796 abdruckte und überhaupt diesen Minister, in dessen rachsüchtiger Gesinnung Z. sehr mit Unrecht die Quelle aller Verfolgungen erblickte, mit den größten Schmähungen überhäufte (er nennt ihn z. B. einen „unwürdigen Satrapen, in dessen Händen der in einzelnen Tropfen gesammelte Schweiß des armen arbeitsamen Volkes zerrinnt“), seine Richter beschimpfte u. dergl. Gerade der am schwersten beleidigte Hoym that nichts zur Verfolgung Zerboni's, sondern begnügte sich damit, durch den Breslauer Schriftsteller Prorector Schummel eine Widerlegung schreiben zu lassen unter dem Titel: „Ist dem Kriegsrathe Z. zuviel geschehen?“ Allerdings ohne der öffentlichen Meinung gegenüber den Eindruck, den die von tönenden Phrasen erfüllten, offenbar von vorn herein mehr für das große Publicum als die Richter bestimmten beiden langen Vertheidigungen machten, aufheben zu können. Der Großkanzler aber befahl dem Generalfiscal, Z. von neuem zu belangen, und der Posener Gerichtshof verurtheilte ihn 1801 zu sechsmonatlicher Festungshaft, welches Urtheil dann 1802 das ostpreußische Tribunal bestätigte.

Die neue Strafsentenz traf Z. um so schwerer, als sie zugleich seinen Versuch, sich nach Verlust seines Staatsamtes als Landwirth eine neue Existenz zu begründen, schwer bedrohte. Er hatte nämlich, unterstützt durch ein großmüthiges Anerbieten seines als Major in österreichischen Diensten stehenden Bruders, die Mittel gefunden, ein größeres Gut in Südpreußen zu erwerben, 1791 auch die erforderliche Ertheilung des Incolats von der Regierung erlangt und mit Geschick und Eifer das Gut trotz mancher erlittenen Unglücksfälle emporgebracht, mußte aber jetzt den Verfall seiner neuen Schöpfungen voraussehen, wenn ihn wiederum eine halbjährige Haft aus dem Allen herausrisse. Indessen ließ sich König Friedrich Wilhelm III. in Erinnerung daran, daß Z. einst in Magdeburg eine durch das Gesetz nicht geforderte besonders harte Haft, die seine Gesundheit erschüttert hatte, durchzumachen gehabt, infolge der warmen Fürsprache des Ministers von der Reck bewegen, eine bedingte Begnadigung im October 1802 auszusprechen, die allerdings davon abhängig gemacht ward, daß Z. sich jedes weiteren politischen Auftretens enthielte, eine Bedingung, die Z. treulich erfüllte, wie er denn auch den neuen publicistischen Feldzug, den sein alter Freund, der Pamphletist Hans v. Held mit dem berüchtigten „schwarzen Buche“ gegen den Minister v. Hoym eröffnete, geradezu mißbilligte.

In der Oeffentlichkeit ward sein Name erst wieder genannt, als er, der inzwischen in den Besitz eines größeren Gütercomplexes in Südpreußen gekommen, bei Gelegenheit der nach den preußischen Niederlagen im Herbste 1806 erfolgten polnischen Erhebung gegen die preußische Herrschaft von den polnischen Edelleuten der Nachbarschaft unter Drohungen zur Theilnahme an dem Aufstande gedrängt ward. Damals erklärte er, auf jede Gefahr hin an seinem dem Könige von Preußen geleisteten Eid festhalten zu wollen, und fand dabei den Schutz eines hochherzig gesinnten Gegners, blieb auch unter der nunmehr eingerichteten Regierung des Großherzogthums Warschau im Besitze seiner Güter. Die preußische Regierung aber belohnte seinen unerschrockenen Patriotismus dadurch, daß sie ihn wieder in den Staatsdienst zog und ihm, der dann auch 1810 den Rang eines Wirklichen Geheimraths erhielt, zuerst im Verein mit Stägemann, dann selb-

ständig 1808 die Verhandlungen über die von Napoleon in jenem Jahre mit Beschlag belegten, früher nach Südpreußen ausgeliehenen Capitalien, die Sachsen den Franzosen hatte abkaufen müssen (Bayonner Vertrag), übertrug. Doch waren die in Dresden begonnenen und dann in Warschau fortgesetzten Verhandlungen noch nicht weit gediehen, als die Erhebung von 1813 überhaupt dem ganzen Großherzogthum Warschau unter sächsischer Herrschaft ein Ende machte. Der Reichskanzler Fürst Hardenberg ernannte dann 1815 Z. zum Oberpräsidenten des zurückgewonnenen „Großherzogthums Posen". Allerdings ward seine Stellung schwierig genug, insofern gerade für diese Provinz gleichzeitig ein besonderer Statthalter ernannt ward in der Person des Prinzen Anton Radziwill, dessen Rang, sowie seine Verschwägerung mit dem Königshause unvermeidlich den höchsten Civilbeamten in Schatten stellte. 1816 ward Z. der Adelstitel di Sposetti, den seine Familie früher in Italien geführt, und den er unter sächsischer Herrschaft stillschweigend angenommen hatte, officiell bestätigt, und 1817 erhielt er den Rothen Adlerorden II. Classe. Dagegen hat er es sehr schwer empfunden, daß, während sonst es damals als die Regel gelten durfte, daß dem Titel eines Wirklichen Geheimraths das Prädicat Excellenz beigefügt ward, diese Gunst ihm fort und fort vorenthalten blieb.

Und in der That war man in Berlin keineswegs ganz mit seiner Amtsführung zufrieden. Die Beziehungen zum Statthalter erwiesen sich doch um so schwieriger, als sich an diesen mehr und mehr Häupter der polnischen Partei drängten, die den persönlich sehr milden und auch patriotischen, aber dabei nicht übermäßig charakterfesten Prinzen zu einer Beförderung nationalpolnischer Tendenzen bestimmten und zwar vielfach in höherem Maaße, als das preußische Staatsinteresse zulassen konnte. Diesen Schwierigkeiten hat sich Z. offenbar nicht gewachsen gezeigt. Auch die Denkschrift in der preußischen Verfassungsfrage, die Z. 1817 dem Ministerium einreichte, dürfte keinen günstigen Eindruck gemacht haben, nicht wegen der weitgegriffenen liberalen Forderungen, die sein ganz nach der constitutionellen Schablone zugeschnittener Entwurf enthielt, sondern weil er alles Ernstes die Stellung Preußens in Deutschland für gefährdet erklärte, wofern jenes sich durch einen der kleineren Staaten im Punkte der Ausgestaltung freiheitlicher Institutionen den Rang ablaufen ließe, während doch in Wahrheit ein größerer Staat wie Preußen auch seiner Machtstellung Rechnung tragen mußte und andrerseits gerade Preußen in seinem so kräftig entwickelten Nationalgeiste, den erst unlängst die Erhebung von 1813 so glorreich bewährt hatte, etwas Großes voraus hatte, um das es die deutschen Südweststaaten wohl beneiden mochten. Der Mangel an Verständniß für so gewichtige Momente bei einem Manne in so hoher Stellung, wie sie Z. innehatte, durfte wohl Bedenken erregen. Immerhin hat sich Z. das Verdienst erworben, seiner Provinz den längst gehegten Wunsch eines eignen Creditinstituts zu erfüllen, ein Verdienst, welches die Stände durch eine zu seiner Ehre geschlagene Medaille ehrten. Z. hatte in die von ihm veröffentlichten Actenstücke seines Processes auch eine nachdrückliche Bekämpfung des Absolutismus eingeflochten. Daß dies gern gelesen ward, ist sehr verständlich, sowie auch, daß seine mit rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit und volltönendem Pathos vorgetragenen Anklagen gegen hochgestellte Männer von dem damals unter dem Eindrucke der französischen Revolution entschieden oppositionell gesinnten großen Publicum ohne Prüfung als wahr angenommen wurden. Wir aber, die wir jetzt objectiver zu urtheilen vermögen, haben guten Grund, zu bezweifeln, ob eine publicistische Thätigkeit, die ohne wirkliche Mißstände zu treffen, der Hauptsache nach auf nicht erwiesene und nicht erweisbare, von persönlichem Hasse eingegebene schmähende Urtheile hinausläuft, wirklich als so verdienstlich gepriesen zu werden verdient, wie dies

bis in die neueste Zeit von manchen Seiten geschehen ist. Im J. 1824 hat der Minister des Innern, ohne länger einen Antrag Zerboni's auf Pensionirung abzuwarten, ihn aus Anlaß seiner zunehmenden Kränklichkeit in den Ruhestand versetzt. 1831 ist Z. auf seinem Gute Rabezyn gestorben mit Hinterlassung einer Wittwe geb. v. Reibnitz und einer Pflegetochter, vermählt mit einem Freiherrn v. Seidlitz-Kurzbach.

Grünhagen, Zerboni und Held in ihren Conflicten mit der Staatsgewalt 1796—1802, Berlin 1897. Grünhagen.

Zerclaere: Thomasin von Z. (Zirclaria), didaktischer Dichter, ist urkundlich als Kanonikus von Aquileia bezeugt. Er entstammte der in Friaul ansässigen Familie der Cerchiari, einem Dienstmannengeschlechte der Patriarchen von Aquileia. Ein Bernardus de Circlaria, 1198 als miles de Foro Julii nachweisbar, ist vermuthlich der Vater des Dichters. Im übrigen sind wir für die Biographie Thomasin's auf Andeutungen aus seinem großen Lehrgedichte angewiesen, das er 1215—1216 verfaßte und als „Wälschen Gast", d. h. Fremdling aus Welschland in die deutschen Lande wandern ließ. Aus diesem Gedichte entnehmen wir mit ziemlicher Sicherheit, daß Thomasin zur Zeit der Abfassung noch nicht dreißig Jahre alt war, also etwa um 1190 geboren sein muß; ferner, daß er noch vor 1215 mehrere Jahre in den Diensten des Patriarchen Wolfger von Aquileia stand und dort längere Zeit mit Walther von der Vogelweide zusammengelebt haben dürfte (vgl. Schönbach, Die Anfänge des deutschen Minnesangs. Graz 1898, S. 64), der damals gleichfalls im Hoflager der Patriarchen weilte (vgl. Burdach, A. D. B. XLI, 53 f., 61 f.); endlich, daß er bereits früher ein Lehrgedicht in italienischer Sprache über die Hofzucht verfaßt hatte, von dem sich nur Auszüge und vereinzelte Spuren in seine deutsche Dichtung hinüber retteten. Die nahezu 15 000 Verse umfassende Tugendlehre Thomasin's ist aus der Reaction gegen die sittliche Haltlosigkeit, die der Dichter an seiner Zeit wahrzunehmen vermeint, hervorgegangen. Ausgerüstet mit einer das damalige gewöhnliche Maaß überschreitenden Gelehrsamkeit und von dem erhöhten Standpunkte seines adeligen Standesbewußtseins zieht er gegen die unstaete, den Fluch der Menschheit, zu Felde und preist die staete, die Tugend aus Grundsatz, als Fundament und Inbegriff aller Tugenden. Aber auch die mâze und unmâze, die Gerechtigkeit und die Herrentugend der milte werden daneben eingehend besprochen. Zahlreich und weitverzweigt sind die Quellen, aus denen Thomasin's Weisheit geflossen ist. Daß die Bibel eine große Rolle in dem Gedichte spielt, darf bei dem für den geistlichen Stand sorgfältig Erzogenen nicht wundernehmen. Die antike Litteratur kannte Th. mit wenigen Ausnahmen nur durch die Vermittelung späterer Schriftsteller (Schönbach a. a. O. S. 39 f. gegen Rückert und Gervinus). Auch mit dem Rechtsleben seiner Zeit, dem geistlichen wie dem weltlichen, zeigt er eingehende Vertrautheit. Freidank's Spruchweisheit ist ihm nicht fremd. Die französischen und deutschen Moderomane kennt er genau und gibt Anleitungen für ihre Lectüre. Von Kirchenschriftstellern citirt er nur einmal Gregor den Großen, den er aber auch sonst benutzt (Schönbach a. a. O. S. 39). Doch haben noch andere ihm bei der Abfassung seines Werkes wesentliche Dienste geleistet. So Wilhelm von Conches, aus dessen Philosophia moralis er den Rahmen und zum Theil auch die Anordnung seines Werkes entnommen hat. Der Passus von den sieben freien Künsten lehnt sich an den Anticlaudianus des Alanus ab Insulis an, Einleitung und Schluß dieses Abschnittes, die Erörterung der Seelenkräfte und Sinne an das Büchlein De septem septenis des Johannes von Salisbury, dessen Hauptwerk, der Polycraticus, gleichfalls nicht ohne Einfluß auf den „Wälschen Gast" geblieben ist. Mit seinen politischen Sympathien steht Thomasin ganz auf Seite des Papstes. Daraus erklärt sich auch seine

Gegnerschaft gegen die Papstsprüche Walther's, mit dem er sonst in vielem übereinstimmt (vgl. Schönbach a. a. O. S. 69 ff.). Er beglückwünscht Leopold von Oesterreich, der mit weltlichem Arm das geistliche Gericht unterstütze und sich so gut darauf verstehe, die Ketzer zu sieden und zu braten. Thomasin's Sprache verräth den Ausländer in mehr als einer Beziehung. Er ist sich dessen wohl bewußt und bittet seine Leser um Nachsicht. Doch ließ die Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung und das richtige Erfassen der Fehler seiner Zeit über solche Mängel leicht hinweggleiten und machte den „Wälschen Gast" zu einem der beliebtesten und gelesensten Werke des Mittelalters.

Ausgabe von H. Rückert (Quedlinburg 1852). Die Litteratur verzeichnet Goedeke, Grundriß [2] 1, 163. — Grundlegend und fast durchweg von neuen Gesichtspunkten geleitet ist die Darstellung Thomasin's in Schönbach's von mir mehrfach citirtem Buche: Die Anfänge des deutschen Minnesangs (S. 34—78).

Wu.

Zerer: Siegmund Z., brandenburgischer Kanzler, stammte aus Hof in Franken. Die der Unterschrift eines alten Bildes entnommene Angabe, daß er 1444 geboren sein soll, ist falsch, da er bereits Sommer 1452 in Leipzig immatriculirt wird. Er wurde Dr. decr. und erscheint zum ersten Male in markgräflich brandenburgischen Diensten im October 1474. Er nimmt an den bis ins nächste Jahr sich hinziehenden Verhandlungen zwischen Kurfürst Albrecht Achilles und dessen Gegnern Baiern und Nürnberg, dann an der vom Kurfürsten versuchten Vermittlung zwischen Württemberg und Mainz theil und begleitet seinen Herrn im Jahre 1476 in die Mark. Anfang 1477 geht er als Abgesandter an den kaiserlichen Hof und führt daneben Unterhandlungen mit Böhmen; im folgenden Jahre wird er einer Abordnung an Erzherzog Maximilian nach Brüssel beigegeben. Seitdem bleibt er meist in der Mark als Rathgeber des jungen Markgrafen Johann und wird von diesem öfters zur Berichterstattung an seinen Vater nach Franken entsandt. Im J. 1482 wird er märkischer Unterkanzler, zur Entlastung des alternden Kanzlers, des Bischofs Friedrich von Lebus. Ende des folgenden Jahres wird er dessen Nachfolger im Kanzleramte. Diese rasche Beförderung fand Albrecht's Zustimmung, der sich überhaupt öfters sehr lobend über ihn aussprach. Er sagt von ihm, daß er ein frommer Mann sei „und bewerter gemüetter doctor und sich in unsern reten und gescheften redlich gehalten hab als ein fromer gelerter doctor" und ermächtigt ihn zur Kenntnißnahme der geheimsten und delicatesten Schriftstücke. Die reiche Thätigkeit, die Z. in den märkischen Landesgeschäften entfaltete, ist im einzelnen nicht zu verfolgen. Neben der sehr starken Betheiligung an dem sich entwickelnden Kammergerichte, der Uebernahme zahlreicher Gesandtschaften, der Vertretung der herrschaftlichen Forderungen auf den Landtagen, hat er namentlich dem Zollwesen und der Straßenpolitik viel Beachtung geschenkt. In Angelegenheiten der hohen Politik und in Reichssachen wird sein Name seltener genannt. Die einflußreiche Stellung seines Vorgängers, des Bischofs von Lebus hat er nicht erringen können, aber man darf wol sagen, daß die ungeheuren Reformen in Verwaltung und Rechtsleben, die Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit, die Unterdrückung des Fehdewesens und alle die anderen wesentlichen Fortschritte, die die Regierung Johann Cicero's und seines Sohnes Joachim herbeiführten, nicht zum kleinsten Theile der unermüdlichen Thätigkeit Zerer's oder seiner Anregung zu danken waren. Infolge der langjährigen Krankheit Johann's gestaltete sich die Stellung des Kanzlers zeitweise sehr selbständig. Z. blieb Laie. Obwol gerade während seiner Wirksamkeit die Zahl der studirten Märker aus Adel und Patriciat rasch anwuchs und viele von ihnen im Staats- oder Kirchendienste des Landes emporkamen, scheint Z. unter dem weit ge-

fürchteten märkischen Fremdenhasse der concurrirenden Brandenburger nicht gelitten zu haben. Die Kurfürsten statteten ihn reichlich mit Lehngütern aus. Er fand seine Frau in der Mark, vermuthlich im Berliner Stadtadel. Mehrere seiner Nachkommen, vor allem sein Sohn, der sich freilich wegen seiner Hinneigung zur Reformation mit Joachim I. entzweite, aber von dem Nachfolger wieder begünstigt wurde, kamen im Dienste der märkischen Hohenzollern zu angesehenen Stellungen. Z. dürfte um 1509 gestorben sein.

Forschungen z. Brand. u. Preuß. Gesch. VII, 494 ff. — Riedel, Codex dipl. Brand. — Raumer, Cod. dipl. Brand. continuat. II. — Priebatsch, Politische Correspondenz des Kurf. Albrecht Achilles I. II. III (Publ. a. d. Kgl. Preuß. Staatsarchiven 59. 67. 71). Felix Priebatsch.

Zerrenner: Heinrich Gottlieb Z., theologischer und pädagogischer Schriftsteller, geboren auf Schloß Wernigerode am 8. März 1750, † zu Derenburg am 10. November 1811. Sein Vater Jakob, Sohn des Gerichtsschulzen zu Döschnitz bei Königsee, kam Johanni 1734 als Lakai nach Wernigerode. Von ihm und der frommen Mutter Marie Elise Seiler, die bereits am 13. Septbr. 1757 starb, aber in Katharine Marie Reidemeister aus Stolberg eine würdige Nachfolgerin erhielt, wurde dieser einzige Sohn gewissenhaft und sorgfältig erzogen. Er genoß dann Elementarunterricht bei verschiedenen Hofkatecheten, von denen ihm einer durch einschüchternde Strafmethoden in übler Erinnerung blieb. Seit 1759 besuchte er die lateinische Oberschule zu Wernigerode. Diese befand sich damals in gutem Stande und bot in den oberen Classen der freien Wahl der Schüler einen weiten Spielraum. Voll Lobes ist Z. für den Subconrector Christian Meier, der, mannichfach vorgebildet, die Schüler durch erfrischende größere Spaziergänge nach dem Brocken, Baumannshöhle, durch freieren Verkehr und verschiedenerlei körperliche Uebungen ungemein anregte und sie übte, selbst zu beobachten und Kenntnisse zu sammeln. Meier gab auch Privatunterricht in neueren Sprachen, den Z. sich ebenfalls zu nutze machte. Und da die Eltern seinen Neigungen keinen Zwang anthaten, so wandte er sich aus innerem Drange dem geistlichen Berufe zu. Das Beispiel der Eltern und das in seiner Geburtsgemeinde herrschende lebendige Christenthum waren dabei entschieden von Einfluß, wenn auch sein Geist eine etwas abweichende Richtung nahm und er später kritisirend von der etwas ängstlichen Religiosität der Eltern und von dem „sehr vielen Predigen“ in Wernigerode redet. Seine spätere Fertigkeit in der Mathematik und Arithmetik führt er auf den tüchtigen Rechenlehrer Lieder zurück. Auf Grund eines Versprechens des Abts Steinmetz nimmt ihn im Jahre 1764 (15. Oct.) dessen Nachfolger Hähn auf dem Pädagogium zu Kloster Berge auf, wo ein Oheim Zerrenner's Rechnungsführer war. In vier Jahren arbeitete er sich durch alle Classen durch und erwarb einen Schatz nützlicher Kenntnisse, doch tadelte er die in der Anstalt herrschende Frömmelei. Hoch rühmt er M. Kinderling's Einfluß, seinen Geschmack für alte und neuere Litteratur sowie seine Anleitung zu nützlicher Verfolgung der akademischen Studien. Bezeichnend für die in Z. und bei seinen Mitschülern aufkeimende Richtung ist eine von ihm erzählte Anekdote etwa vom Jahre 1765/66. Als damals König Friedrich II. an den in Reihe aufgestellten Schülern von Kloster Berge vorbeiritt und dem die Aufsicht führenden Lehrer im Hinblick auf die Schüler zurief: „Mach Er nur keine Muckers daraus“, war das Wasser auf ihre Mühle, und sie waren dem Könige wegen dieses Wortes sehr gut. Im J. 1768 bezieht er die Universität Halle, wo er am 20. October als stud. theol. eingetragen wird. Ein Vermächtniß seines Oheims zu Kloster Berge gab ihm die Mittel zum Studium, und infolge einer Empfehlung des Hofraths Becker in Wernigerode wohnte er bei dessen Schwiegersohn Prof. Nösselt. Dadurch genoß er dessen fördernden

persönlichen Umgang, seine Büchersammlung und den anregenden Verkehr mit verschiedenen jüngeren Theologen. Außerdem betheiligte er sich an einem wissenschaftlichen Kränzchen von Theologen, worin Arbeiten gemacht und recensirt und disputirt wurde. Das machte die Köpfe heller und setzte die Geisteskräfte in Thätigkeit. Endlich ermunterten sich die beisammen wohnenden jungen Studiosen zu frühem Aufstehen, wo dann gemeinschaftlich gearbeitet und sehr viel, besonders Griechisch, getrieben wurde. Im Hebräischen brachte Z. es soweit, daß er in seinem letzten Universitätsjahre über verschiedene biblische Bücher Privatvorlesungen halten konnte. Von Theologen hörte er außer Nösselt nur Semler, sonst den Philosophen Förster, den Litterarhistoriker Klotz, den Historiker Pauli und den Mathematiker v. Segner. Im October 1771 war die akademische Zeit zu Zerrenner's besonderer Zufriedenheit abgeschlossen. Wir werden schon aus seinem Entwicklungsgange, besonders seinem Schülerverhältnisse zu Semler folgern können, daß G. nach Wernigerode zurückgekehrt keine Aussicht hatte, hier „in seinem Vaterlande" angestellt zu werden, wo man fest zu dem Bekenntnisse eines Spener und Francke stand. So arbeitete er denn den Winter über für sich weiter, benutzte fleißig die gräfliche Bibliothek, studirte Musaeus' Gewissensfragen, Melanchthon's loci und Examen ordinandorum und besonders die symbolischen Bücher. Dabei unterrichtete er auch täglich etliche Stunden die Kinder des Stallmeisters v. Heringen. Verkehr pflog er fast nur mit dem Oberprediger Plessing und dem Quintus Streithorst. Während Semler sich nun aufs freundlichste bemühte, ihm in Halle einen Unterhalt zu verschaffen, wurde ihm durch Nösselt's Verwendung eine Lehrerstelle am Kloster Berge bei Magdeburg verschafft. Am 22. April 1772 kam er dort an und fand die Anstalt in vollständiger Umwälzung begriffen. Es ging ihm hier sehr gut. Innerhalb eines halben Jahres hatte er an der aufblühenden und auf 500 und einige dreißig Zöglinge anwachsenden Anstalt elf neue Lehrer hinter sich, und bei der großen Zahl derselben hatte er nur wöchentlich 10 bis 14 Lehrstunden zu ertheilen. Dabei bezog er auch eine Pension von einem seiner Leitung anbefohlenen deutschrussischen Baron. Er unterrichtete im Lateinischen, Mathematik und Experimentalphysik. Der Rector Frommann war ihm sehr gewogen und er hatte auch sonst sehr angenehmen Verkehr mit dem Klosterprediger Reccard, einem Landsmann aus Wernigerode. Im zweiten Jahre schon wurde er Mitglied des Convents und hatte dabei die ökonomische Verpflegung unter seiner Aufsicht. Am 11. April 1775 wurde er zum Prediger für die kursächsische Patronatsstelle Beiendorf bei Dodendorf ordinirt, wozu auch Sohlen gehörte. Die Stelle machte ihm viel Arbeit, alle Sonntage hatte er drei Mal, Dienstags ein Mal, Freitags zwei Mal zu predigen; in der Weihnachtswoche hatte er wol 14 bis 15 Predigten zu halten. Dabei drückte ihn die mit der Stelle verbundene Landwirthschaft, die er aber seit 1777 verpachtete. Z. war aber als Landgeistlicher an die seinen Kräften und Bestrebungen entsprechende Stellung gekommen. Einem ausgesprochenen Grundsatze getreu, suchte er sich in seiner Gemeinde möglichst nützlich zu machen. Er studirte den Charakter, die Anschauungen und Bedürfnisse seiner Bauern durch fleißige sonntägliche Besuche. Dabei vermittelte ihm seine bei mehrjähriger Führung der Landwirthschaft gemachte Erfahrung den Weg zu den Herzen der Landleute, denen er thunlichst in ihrer Sprache das Wort zu verkündigen suchte. Der in ihm und seiner Zeit lebende Trieb zur Aufklärung machte sich dabei auch stark geltend. Durch Verkehr mit strebsamen Amtsbrüdern, eigenes Nachdenken und Fortstudiren, besonders in der exegetischen Litteratur, legte er Sammlungen von Beobachtungen und Gedanken zu Evangelien- und Epistelpredigten und Casualreden in großen

„Gedankenbüchern“ an, die sich später trefflich verwerthen ließen. Er studirte, wie er sagt, besonders Bibel, Natur und Bauern. Auf eine ganz eigenthümliche Art wurde der strebsame Mann, der bisher noch nichts für den Druck geschrieben hatte, zu einem von nun an überaus fruchtbaren Schriftsteller. Im Winter 1778 litt er an der Hypochondrie. Als er, davon nicht geheilt, im Mai dss. Js. nach Barby ritt, erlitt er bei der Rückkehr einen schweren Doppelbruch am linken Arm. Da er der längere Zeit in Anspruch nehmenden Heilung wegen das Zimmer hüten mußte, so versuchte er durch die Feder zu predigen, indem er aus seinem Vorrath und mit neuen Beobachtungen „Predigten ganz und stückweise für die lieben Landleute“ (Magdeburg und Leipzig 1779; zwote Sammlung ebd. 1781) niederschrieb. Diese ihm neue Arbeit war gleich eine seiner wirkungsvollsten. Sie erschien, mit seinem von F. C. Krüger in Berlin gestochenen Bilde verziert, im J. 1785 in zweiter Auflage. Im J. 1783 folgten „Natur- und Ackerpredigten oder Natur und Ackerbau als Anleitung zur Gottseligkeit“ (ebd.), 1785: „Christl. Volksreden für Landleute, zum Vorlesen beim öffentlichen Gottesdienst“ (mit Hahnzog). Daneben erschien zwei Mal aufgelegt 1784 und 1790 sein „Kurzer biblischer Religionsunterricht“. Seine Richtung auf dem Titel verkündend ließ er im J. 1786 erscheinen: „Volksaufklärung, Uebersichtliche und freimüthige Darstellung ihrer Hindernisse; nebst einigen Vorschlägen, denselben wirksam abzuhelfen, ein Buch für unsere Zeit“, dann 1787: „Volksbuch, ein faßlicher Unterricht in nützlichen Erkenntnissen und Sachen, mittelst einer zusammenhängenden Erzählung für Landleute, um sie verständig, gut, wohlhabend, zufrieden und für die Gesellschaft brauchbar zu machen“ (2 Theile). Eine kleine, nicht in den Buchhandel gegebene Schrift: „Zum Andenken an meine Katechumenen“ erschien 1789, als Z. bereits eine neue Stellung erlangt hatte. Sein Volksbuch war nämlich die Veranlassung, daß er unterm 7. October 1787 zum königlichen Inspector und Oberprediger nach Derenburg berufen wurde, wo er jedoch erst nach Ablauf des Gnadenjahrs der Wittwe seines Vorgängers am 9. September 1788 einzog. In seiner neuen Stellung, in der er sich bald das Zutrauen und die Liebe seiner Gemeinde erwarb, setzte er seine Thätigkeit als volksthümlich theologischer Schriftsteller fort, theilweise in Gemeinschaft mit Andern, so mit Hahnzog: „Christliche Volksreden über die Episteln, ein Vorlesebuch bei öffentlichen und häuslichen Gottesverehrungen“ (Erfurt 1792), mit H. M. A. Cramer: „Christliche Morgen- und Abendfeier, ein Andachtsbuch auf alle Tage im Jahre“ (2 Bde. ebd. 1793). Allein arbeitete er: „Christliches Religions-Lehrbuch für Lehrer und Kinder in Bürger- und Landschulen, nebst den fünf Hauptstücken des Katechismus Lutheri mit kurzen Worterklärungen“ (ebd. 1799); „Schulbibel oder die heil. Schrift alten und neuen Testaments für Lehrer und Kinder in Bürger- und Landschulen, auch für andere verständige Bibelfreunde brauchbar“ (Halle 1799); „Kleine Bibel für Kinder in Bürger- und Landschulen“ (ebd. 1800, zweite Aufl. 1809). Diese Schriften fanden nicht nur viel Anerkennung und Nachahmung, sie wurden auch, worüber Z. zu klagen hatte, theilweise mehrfach nachgedruckt. Waren die letztgenannten Schriften allermeist für die Jugend und für die Schule bestimmt, so war es in Derenburg überhaupt das Schulwesen, das ihn besonders beschäftigte. Dieses hatte seiner ganzen Anlage nach von Jugend auf sein ganzes Interesse. In seiner Beiendorfer Stellung war die Bethätigung desselben durch den ihm entgegenarbeitenden Schulinspector gebunden worden. Da er nun aber in Derenburg selbst Inspector eines ausgedehnten Kreises wurde und die Landschulen zu beaufsichtigen und zu bereisen hatte, so gab er sich dieser Aufgabe mit dem größten Eifer hin. Diesem Zweck dienten aber auch nicht nur die genannten religiösen Schulbücher, sondern seit dem Jahre 1791 gab er auch

eine besondere Zeitschrift für das Schulwesen: „Der deutsche Schulfreund“ heraus, von dem bis zu seinem Tode im J. 1811 46 Bände erschienen, während von da bis 1824 sein Sohn Karl Cph. Gottl. (s. u.) die Zeitschrift bis zum 60. Bande fortsetzte. Der „Schulfreund“ fand eine weite Verbreitung und brachte manche schulgeschichtlich merkwürdigen Beiträge. — Z. war zwei Mal verheirathet, zuerst am 14. September 1775 mit Christiane Caroline, Tochter des gräflichen Kammerdirectors Wagner in Wernigerode und einer geborenen de Saussure, die lange Zeit bei ihrer Tochter lebte und bei ihm in Beiendorf starb. Kurz vor seiner Uebersiedlung nach Derenburg wurde ihm seine treue Lebensgefährtin am 7. Mai 1788 durch den Tod entrissen. So zog er als Wittwer mit zwei Söhnen und zwei Töchtern nach Derenburg. Noch gegen Schluß des Jahres, am 2. December 1788, wurde ihm in Dor. Elise Messow aus Kalbe a. S., der Wittwe des Arztes Ritter in Quedlinburg, ein trefflicher Ersatz, denn sie war eine wirklich vortreffliche, von ihren Zeitgenossen hochgepriesene Frau. Zu den fünf Kindern, die sie ihm aus erster Ehe zuführte, schenkte sie ihm noch zwei Söhne. Zu ihren Kindern erster Ehe gehörte auch als jüngstes Karl Ritter, und so wurde Z. der Stiefvater des Begründers der neueren wissenschaftlichen Erdkunde. Und da in dem schönen Hauswesen, wie Z. sagt, zwischen leiblichen und Stiefkindern nicht unterschieden wurde, so war auch das Verhältniß K. Ritter's zu dem zweiten Vater das schönste. Zwar war er, außer zu Besuchen oder einmal auf der Reise selten mit diesem zusammen, aber der geistige und briefliche Verkehr war ein reger. Karl gab seinem Vater von Frankfurt a. M. aus genaue Nachricht über seine innere religiös-sittliche Entwicklung wie über seine wissenschaftlichen Arbeiten und Bestrebungen. Des Vaters Schulbibel war ihm beim Unterricht unentbehrlich. Tief ergriff ihn im J. 1811 die Nachricht von dem Verlust dieses „geistigen Vaters“. Er bemerkt: „Mein Vater hätte noch länger leben sollen, denn eben jetzt stand er in einem herrlichen Wirkungskreise, ihn raffte sein Uebermaß von Lebenskraft hin!“ Mit diesem kurz vor seinem Ableben anvertrauten Wirkungskreise ist der eines Generalsuperintendenten in Halberstadt gemeint. Da er aber mit dem Titel eines solchen noch in Derenburg starb und auch hier sein Grab fand, so kann von einer Wirksamkeit in diesem umfassenden Amtsbezirke nicht die Rede sein. Sein Amtsnachfolger Oberprediger Schmidt in Derenburg sagt in einer Predigt zur hundertjährigen Jubelfeier der Derenburger Dreifaltigkeitskirche: „Immer gedenkt man dankbar dein, o Zerrenner, der das wahre Wohl der Kirche, und vorzüglich der Schule so liebreich am Herzen trug und für den der Marmor auf dem Grabe als ein noch viel zu geringes Erinnerungszeichen glänzt“. Am 19. März 1843 erklärte der Magistrat bei Festsetzung betr. die Benutzung des Gottesackers: „Das Denkmal des Ehrenmannes Zerrenner — auf dem alten Kirchhofe — solle auf Kosten der Stadt für ewige Zeiten erhalten werden“. Ueber der Eingangsthür des Knabenschulhauses in Derenburg hängt sein Bildniß. Am Schluß der darunter befindlichen Inschrift heißt es: „Dieses unvergängliche Denkmal stiftete herzliche Dankbarkeit, er sich selbst ein ewiges.

Hauptquelle: Zerrenner's Selbstbiographie in J. Rud. Gottlieb Beyer's Allg. Magazin f. Prediger, Bd. 70 (1792), S. 456—490. An der Spitze des 4. Stücks dieses Bandes Zerrenner's Brustbild in Kupferstich. — G. Kramer, Carl Ritter, Bd. I, S. 16—20, 315 u. f. f. und schriftl. Mittheilungen d. Hrn. Oberpfarrers J. Moldenhauer in Derenburg vom 20. Januar 1894.

Ed. Jacobs.

Zerrenner: Karl Michael Z., hervorragender Montanist, auch als geologischer und mineralogischer Schriftsteller thätig; geboren am 3. Juli 1818 zu Pößneck in Thüringen. Widmete sich in Freiberg dem Bergfach und erwarb sich

an der Universität Leipzig 1850 den Doctorgrad mit einer Dissertation „de adamante“. 1839 bis 1840 war Z. als Probirer und Betriebscontroleur auf den Regierungsbergwerken Polens thätig, wurde 1842 Director der Gold-, Platin- und Diamantgruben im Ural und 1846 auch Vicepräsident der fürstlichen Butewa'schen Bergwerksverwaltung zu Mulinsk bei Perm. Im J. 1852 kehrte er nach Deutschland zurück und nahm in Coburg seinen Wohnsitz, wurde aber schon 1853 vom österreichischen Finanzministerium zum Vorstand einer geognostisch-bergmännischen Commission ernannt und 1858 als vortragender Rath mit dem Titel eines Regierungs- und Bergraths in das Ministerium zu Gotha berufen. Nach seiner Pensionirung zog er sich nach Tutzing am Starnberger See zurück und beschloß sein bewegtes Leben am 17. October 1878 in München. Seine „Anleitung zum Gold-, Platin- und Diamantenwaschen“ (Leipzig 1851) hat in montanistischen Kreisen vielfach Anerkennung gefunden. Während seines Aufenthaltes in Rußland veröffentlichte er ein Werk über Rußlands Bergwerksproduction (Leipzig 1852), eine Erdkunde des Gouvernements Perm (1853), sowie eine Anzahl Aufsätze über die Eisenhüttenwerke von Westsibirien und des Ural (Bergwerksfreund XIII, 1850), über die Uwarowitgrube von Saranowsk, die Salinen von Ussölie und das Eisenhüttenwerk von Liswensk am Ural (in Hartmann's Berg- und hüttenmännischer Zeitung). Eine werthvolle geologische Abhandlung über die Umgebung von Pößneck und insbesondere über die Verbreitung der im Zechstein Thüringens vorkommenden Versteinerungen in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft (1851), sodann eine Abhandlung über die Gliederung der Steinkohlenformation bei Stockheim in Oberfranken im Neuen Jahrbuch für Mineralogie (1853) sind die Früchte einer kurzen Ruhepause in seiner montanistischen Laufbahn. Im J. 1853 erschienen Abhandlungen über die bergmännischen Verhältnisse von Slahpian in Ungarn und von Südslavonien (Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt), 1855 eine Skizze der kaiserlich königlichen Eisenhüttenwerke zu Neuberg in Obersteiermark (Oesterr. Zeitung für Berg- und Hüttenwesen) und 1856 ein selbständiges Werk über die nationalökonomische Bedeutung der Krimm (Wien). von Zittel.

Zerrenner: Karl Christoph Gottlieb Z., Theolog und angesehener Schulmann rationalistischer Richtung, geboren am 15. Mai 1780, † am 2. März 1851, Sohn von Heinrich Gottlieb Z. (s. o. S. 96). Heinrich Gottlieb Z. war zur Zeit der Geburt seines Sohnes, der auch seines Geistes treuer Erbe werden sollte, Landpfarrer zu Beiendorf bei Dodendorf im heutigen Kreise Wanzleben, unweit Magdeburg. Dort verlebte der Knabe seine erste Kindheit, die im Frühjahre 1788 mit dem Verluste seiner Mutter, Christiane Karoline Wagner aus Wernigerode, und dem Umzuge seines Vaters nach Derenburg im Stifte Halberstadt endete. Bereits im December desselben Jahres gab Vater Z. seinem Sohne und dessen drei Geschwistern eine zweite Mutter in der trefflichen Wittwe des Quedlinburger Arztes Dr. Ritter, Dorothea Elisabeth Messow aus Kalbe a. S., die ihm fünf Kinder ihrer ersten Ehe zubrachte und später noch zwei Kinder gebar. Durch diesen Ehebund wurde Karl Ritter (geb. 1779), der spätere berühmte Geograph, unseres Zerrenner's Stiefbruder. Das bunte Familienleben im Pfarrhause zu Derenburg gestaltete sich überaus glücklich. Doch weilten gerade die beiden fast gleichaltrigen Stiefbrüder, von denen Karl Ritter mit seinem älteren Bruder Johannes bereits 1785 dem Institute zu Schnepfenthal übergeben war, selten zusammen und scheinen bei aller Herzlichkeit doch kein engeres persönliches Verhältniß zu einander gehabt zu haben. Wohl vorbereitet durch den Vater, bezog Z. die Schule im Kloster Berge, der auch jener früher als Schüler wie als Lehrer Jahrelang angehört hatte, und studirte dann Theologie in Halle. Von früh an verband er damit, angeregt durch seinen Vater und später durch den Kanzler

Niemeyer, lebhaftes Interesse für das Erziehungswesen. Kurze Zeit verweilte er nach der Studienzeit als Hauslehrer in Gutenberg bei Halle. Dann berief ihn 1802 Propst Rötger zum Lehrer an das Kloster U. L. Frau nach Magdeburg, an dem er sich solche Anerkennung erwarb, daß ihn 1805 der Magistrat zum zweiten Prediger an der H. Geistkirche wählte. Da der Primarius Blühdorn wegen allzu lebhafter Aeußerung seines preußischen Patriotismus von der westfälischen Regierung entfernt ward, mußte Z. jahrelang die Kirche allein bedienen und gewann während dieser Zeit viel Zulauf als Prediger und großes Vertrauen als Seelsorger und Pfleger der Jugend. Mit einem Amtsgenossen, Pastor Jasper, zusammen leitete er auch zeitweise eine Vorschule für das Gymnasium. Der Fremdherrschaft gegenüber fanden ihn manche zu gefügig. Doch entsprach es seiner Ueberzeugung, auch unter ihr nach Kräften Gutes zu wirken, und es gelang ihm, namentlich zu Gunsten der Schulen, durch das Vertrauen der westfälischen Behörden dem städtischen Gemeinwesen manchen Nutzen zuzuwenden. Dies veranlaßte nach Herstellung des preußischen Regimentes 1816 seine Ernennung zum Consistorial- und Schulrathe. Als solcher hatte er nicht nur das niedere Schulwesen des Magdeburger Bezirkes, sondern auch die Schullehrerseminare und einen Theil der höheren Lehranstalten der ganzen neugebildeten Provinz Sachsen, an Seminaren zunächst damals Weißenfels, Erfurt, Eisleben und einige Privatanstalten zu beaufsichtigen, an diesen auch die Lehramtsprüfungen zu leiten. Ganz besonders aber widmete er sich auch ferner dem städtischen Schulwesen in Magdeburg. Er übernahm neben seinem Hauptamte noch die Stelle eines Stadtschulinspectors für die Provinzialhauptstadt und bewirkte seit 1819 im Bunde mit dem Oberbürgermeister Francke eine Reorganisation des gesammten communalen Unterrichtswesens. Seine Einrichtung mit ihren Frei- und Erwerbsschulen neben der Bürgerschule (Volksschule) kann unsere Ansprüche nicht mehr befriedigen; aber sie galt zu ihrer Zeit als leuchtendes, viele andere Städte beschämendes Muster und bedeutete in der That gegenüber der großen Zahl kümmernder einclassiger Parochial-, Küster- und Privatschulen, die er vorgefunden hatte, einen namhaften Fortschritt. Auch für eine höhere Bürger-, sowie für eine Gewerbe- und Handelsschule war gesorgt, während die beiden Gelehrtenschulen, Dom- und Klostergymnasium, als Stiftsschulen außerhalb der städtischen Zuständigkeit lagen, aber im Consistorium, später Provinzialschulcollegium auch unter Z. standen. Selbst in Berlin, wo man in den zwanziger Jahren an die Ordnung des Schulwesens ernstlicher herantrat, nahm man in dieser Hinsicht Magdeburg zum Vorbilde und suchte Z. als Organisator, wiewohl vergeblich, zu gewinnen. In ein besonders nahes Verhältniß trat dieser seit 1823 zu dem königlichen Schullehrerseminare, das damals aus den an beiden Gymnasien vorhandenen, der Bildung von Lehrern für die Volksschule dienenden Anhängseln herausgebildet ward. Z. übernahm geradezu die Direction dieser Anstalt und erwarb sich auch in dieser Thätigkeit Dank und Ansehen. Sein bis dahin festgehaltenes Pfarramt gab er ihr zu Liebe auf. So stand Z. recht auf der Höhe seines vielseitigen Wirkens, als er 1830 vom Könige beauftragt ward, von dem in Schl.-Holstein eingeführten sogen. wechselseitigen Unterrichte durch eigenen Augenschein Kunde zu nehmen und darüber zu berichten. Herbst 1830 reiste er dorthin und weilte zwei Wochen in Eckernförde, wo der mit regem Eifer betriebene Versuch seinen Mittelpunkt und an begeisterten Anhängern, wie Oberstlieutenant v. Abrahamson, Major v. Krohn, Pastor Zurmühlen, Lehrer Eggers, seine eigentlichen Leiter hatte. Von dort aus besuchte Z. nachher noch viele nach den neuen Grundsätzen eingerichtete Stadt- und Landschulen der Herzogthümer. Er war keineswegs mit allem einverstanden, was er dort fand; aber im ganzen glaubte er darin einen bedeutenden Kern zu entdecken, der sich zu wesentlicher Verbesserung des allgemeinen

Schulwesens entwickeln ließe. Strenger, als er es in Schl.-Holstein gefunden hatte, wollte er zwischen Unterricht und Uebung scheiden, jenen dem Lehrer vorbehalten, nur diese geförderten Schülern unter des Lehrers Aufsicht übertragen. Doch lautete sein Schlußurtheil: ‚Die wechselseitige Schuleinrichtung ist vorzüglich geeignet, eine Schule, und selbst eine größere Kindermasse, gehörig zu ziehen und die moralische Ausbildung der Jugend zweckmäßig zu befördern', und ‚bei der wechselseitigen Schuleinrichtung kann eine Schule ihr Ziel viel weiter hinaussetzen'. Mit dieser Schätzung begegnete er bald manchen Bedenken und fand in der Folge an dem im J. 1832 nach Berlin berufenen Diesterweg einen dialektisch überlegenen Gegner, gegen den er seine Sache nicht zu behaupten vermochte. Es ist heute kaum noch der Mühe werth, die Polemik der beiden Pädagogen in den dreißiger Jahren über eine inzwischen längst abgethane Sache bis in die Einzelheiten zu verfolgen; und man kann gern einräumen, daß Diesterweg in seinem reizbaren Eifer nicht überall der wirklichen Absicht des Gegners gerecht wird. Aber man wird nicht leugnen dürfen, daß jener klarer erfaßte und festhielt, was der deutschen Volksschule noth war, als dieser. Zerrenner's Bericht erschien im J. 1832 unter dem Titel: „Ueber das Wesen und den Werth der wechselseitigen Schuleinrichtung". Zwei Jahre später ließ er diesem Berichte noch folgen: „Mittheilungen und Winke, die Einführung der wechselseitigen Schuleinrichtung betreffend" (1834). Diesterweg bekämpfte ihn besonders in der Schrift: „Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dänischen Staaten im Sommer 1836", worauf Z. wiederum antwortete: „Die wechselseitige Schuleinrichtung nach ihrem inneren und äußeren Werthe mit Beziehung auf des Seminardirectors Dr. Diesterweg Urtheil über dieselbe" (1837). Mit den unter seinen Augen in Magdeburg und Aschersleben angestellten Versuchen glaubte Z. sehr gute Erfolge erzielt zu haben. Aber die Lehrer erlahmten unter den an sie gestellten übermäßigen Ansprüchen, und der Eifer für die Neuerung erkaltete selbst in Zerrenner's Nähe bald. — Mittlerweile hatte Z. die Direction des Lehrerseminares abgegeben und, unter Beibehaltung seiner Stelle in Consistorium, Schulcollegium und Regierung, 1833 nach Rötger's Tode mit der Würde eines Propstes die Leitung des Klosters U. L. Frau in Magdeburg übernommen, dessen Gymnasium und Alumnat unter Darangabe mancher alter Traditionen eben damals dem allgemeinen Typus des preußischen höheren Schulwesens mehr conform gestaltet wurden. Von eigenem Unterrichte wurde Z. in Rücksicht auf seine behördlichen Pflichten, die ihn zu vielen Reisen nöthigten, entbunden. Im selben Jahre ertheilte ihm die Universität Leipzig honoris causa die philosophische, im Jahre darauf Halle die theologische Doctorwürde. Aber die glücklichsten Tage hatte er hinter sich. Seine ausgeprägte, wenngleich nicht eigentlich schroffe, rationalistische Art paßte nicht mehr recht in die Zeit und brachte ihn mehr und mehr in Conflicte mit einem anders gerichteten jüngeren Geschlechte, das in Kirche und Schule emporkam. Die Spannung verschärfte sich, als 1840 unter dem neuen Regimente Eichhorn Cultusminister und Gerd Eilers, bald auch F. Stiehl im Schulwesen maßgebend wurden. Es läßt sich leicht denken, welcher Seite Z. zuneigte, als bald darauf Magdeburg Ausgangspunkt und die Provinz Sachsen Schauplatz der lichtfreundlichen Bewegungen und Kämpfe wurden. In seinen amtlichen Verhältnissen sah er sich mehr und mehr zurückgedrängt und übergangen. Seit 1844 ging die volle Leitung des Klosters an den 1843 von Torgau berufenen Director Müller über, während er Ehrenephorus der Anstalt ohne wirkliche Macht blieb; 1846 trat er aus dem Consistorium, in dem er fremd und einflußlos geworden war. Das Wehen der Freiheit im J. 1848 erweckte ihn zu neuer Hoffnung; aber er war zu alt geworden, um noch ein dauerndes praktisches Verhältniß zu der gährenden Zeit zu gewinnen. Nach kurzer

Krankheit starb er am 2. März 1851. — Nur wenige Monate früher hatte er seine langjährige Lebensgefährtin vor sich hintreten sehen, Tochter des Pastors Keßler zu Meitzendorf bei Magdeburg. Ein Sohn war den Eltern früh gestorben; drei Töchter, in Magdeburg verheirathet, überlebten sie. Z. wird als ein Mann von hoher Gestalt und ehrwürdigem, achtunggebietendem Wesen geschildert, dabei aber freundlich und leutselig, mit blauen, milden Augen. — Um das Schulwesen der Provinz Sachsen und besonders ihrer Hauptstadt Magdeburg hat Z. sich zweifellos verdient gemacht. Sein Name gehört der preußischen Schulgeschichte an neben Dinter, Natorp, Harnisch und Diesterweg. Nachhaltigen persönlichen Einfluß jedoch hat er nicht zu üben vermocht; dazu fehlt ihm zu sehr ursprüngliche Frische und ideales Pathos. Für die große Gestalt seines Zeitgenossen Pestalozzi hatte er nur sehr bedingtes Lob, wiewohl er ihm in vielen Punkten beipflichtete. Seine eigentlichen Vorbilder lagen weiter zurück in der rationalistisch-philanthropischen Generation.

Zerrenner's ganze Eigenart macht es verständlich, daß er seiner Mitwelt als nicht unbedeutender Schriftsteller galt und der Nachwelt als solcher kaum noch bekannt ist. Seine Schriften erstrecken sich fast auf alle Gebiete des elementaren Erziehungs- und Unterrichtswesens. Aber man kann keines nennen, auf dem er besonders hervorragte; es wäre denn auf dem des deutschen Unterrichtes, für den er Lesebücher (der neue Kinderfreund; der kleine Kinderfreund ꝛc.) herausgab, und den er auch bis in die Gymnasien (1836) verfolgte. Für Verbreitung der Lautirmethode Stephani's trat er wider das Buchstabiren ein; die Schreibmethode Graser's verwarf er. Die Krone des deutschen Unterrichtes waren ihm, wie es scheint, die „Denkübungen", denen er verschiedene Schriften widmete. Auch religiös Erbauliches verfaßte er, so „Christliche Morgenandachten auf alle Tage im Jahre" (1841, 3 Thle., wie anscheinend alle seine Schriften in Magdeburg, meist bei Heinrichshofen); auch „Religionsbegriffe, in alphabetischer Reihenfolge kurz erläutert" (1838). — Nach seines Vaters Tode setzte er dessen Zeitschrift „Der deutsche Schulfreund" als „Neuen deutschen Schulfreund" fort und versuchte sich nach deren Eingehen seit 1838 nochmals als Herausgeber mit „Mittheilungen über Erziehung und Unterricht in zwanglosen Heften", aber ohne dauernden Erfolg.

Vgl. Hergang in seiner Pädagog. Realencyklopädie unter Z. — Erler in Schmid-Schrader's Encyklopädie des ges. Erziehungs- und Unterrichtswesens X, sowie die allgem. schulgeschichtliche Litteratur. Sander.

Zeschau: Heinrich Wilhelm von Z., königlich sächsischer Generallieutenant, wurde am 22. August 1760 auf dem väterlichen Gute Garenchen bei Luckau in der Niederlausitz geboren. Um den Eltern die Erziehung ihrer dreizehn Kinder zu erleichtern, nahm ihn seine Pathin, die Gräfin Marie zur Lippe-Biesterfeld, welche sich mit dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe vermählt hatte, im J. 1768 als Pagen zu sich nach Bückeburg, wo Johann Gottfried Herder ihn unterrichtete; 1774 trat er in die Militärschule auf dem Wilhelmsteine. Hier schloß er mit Scharnhorst eine bis zu dessen Tode unterhaltene Freundschaft. Als Graf Wilhelm am 10. September 1777 seiner ihm vorangegangenen Gemalin in das Jenseits gefolgt und durch den Nachfolger jene Lehranstalt aufgelöst war, kehrte Z., welcher inzwischen schon als Schüler der letzteren zum Secondlieutenant der Artillerie befördert worden war, in seine Heimath zurück, wurde am 26. Juni 1778 zum Secondlieutenant im Infanterieregimente Kurfürst ernannt, dessen Stabsgarnison Weißenfels war, verheirathete sich schon 1781 mit der Tochter seines Bataillonscommandeurs v. Brause, ward Scharnhorst's Mitarbeiter an dessen militärischem Journale und war, um sein schmales Einkommen zu vermehren, auch sonst schriftstellerisch thätig. Seine militärische

Brauchbarkeit veranlaßte, daß er außer der Reihe 1789 zum Premierlieutenant befördert und zum Regimentsadjutanten ernannt wurde. Als solcher machte er den Feldzug des Jahres 1793 und namentlich die Belagerung von Mainz sowie die Schlacht bei Kaiserslautern, als Brigademajor im Stabe des commandirenden Generals v. Lindt den des nächstfolgenden Jahres mit. Bei General v. Lindt wurde er 1794, nach der Rückkehr in das Land, in Dresden Inspectionsadjutant und begleitete ihn im Herbst 1795 zu den als Reichscontingent noch im Felde befindlichen Truppen, die aber bald nach Sachsen zurückkehrten. Das Jahr 1796 brachte einen neuen Feldzug, an welchem Z. in dem nämlichen Verhältnisse zuerst am Hunsrück, dann an der Lahn und zuletzt am Neckar theilnahm. Im November erfolgte die Heimkehr; im Herbst 1797 erhielt Z. eine Compagnie im Regimente Kurfürst zu Zeitz; im Jahre 1804 fanden seine Leistungen durch eine zweite ausnahmsweise verfügte Beförderung, die zum Major, Anerkennung. In dieser Stellung rückte er 1806 von neuem in das Feld. Sein Verhalten im Gefechte bei Saalfeld am 10. October trug ihm großes Lob seitens des Fürsten Hohenlohe ein, aber die erlittenen Verluste nöthigten dazu die Reste des Regiments in einem Bataillone zu vereinigen, dessen Commando als ältester dienstfähig gebliebener Officier Major v. Z. übernahm und am 14. in der Schlacht bei Jena führte. Bei dem Rückzuge bewies er besonderes Geschick, indem er die Armeeequipage deckte und sie, nachdem der König mit Napoleon Frieden gemacht hatte, durch die Reihen der Franzosen nach Sachsen schaffte. Das Regiment Kurfürst wurde jetzt seines guten Verhaltens wegen nach Dresden verlegt; Z. erhielt den St. Heinrichsorden und wurde 1808 zum Flügeladjutanten des Königs und zum Oberstlieutenant ernannt; als solcher kam er 1809 zum Infanterieregimente v. Riesemeuschel nach Bautzen; die bald darauf stattfindende Mobilmachung für den Krieg gegen Oesterreich aber führte ihn nach Dresden zurück, wo er den Dienst als Chef des Generalstabes bei dem unter die Befehle des Marschalls Bernadotte gestellten sächsischen corps d'armée übernahm. Am 19. März zum Oberst und schon am 8. April auf Bernadotte's Empfehlung zum Generalmajor befördert, erhielt er beim Ausmarsche das Commando einer Infanteriebrigade. Mit dieser und der übrigen sächsischen Infanterie, deren Führung er übernommen hatte als die älteren Generäle verwundet waren, focht er in der Schlacht bei Wagram so tapfer, daß nach errungenem Siege am Abend des 6. Juli Bernadotte in südfranzösischer Ueberschwänglichkeit vor der Front seiner Truppen ihm sagte: „Je Vous le jure, qu'aujourd'hui j'aurais mieux aimé être infanteriste saxon que français“. Napoleon gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion.

Bei der nach Friedensschluß im J. 1810 vorgenommenen Neuformation des Heeres wurde Z. Generallieutenant. Als der jüngste des Heeres erhielt er, als das Jahr 1812 den Krieg gegen Rußland brachte, das Commando der im Lande zurückbleibenden Truppen. 1813 war er zuerst in Torgau bei der Aufstellung eines Truppenkörpers zum Ersatze der verloren gegangenen thätig, dann wurde er Commandant der Festung Königstein; Ende August erhielt er den Befehl, das Commando der 1. Division zu übernehmen, bei welcher er am 7. September, am Tage, nachdem die Schlacht bei Dennewitz verloren gegangen war, eintraf. Die sächsischen Truppen waren so zusammengeschmolzen, daß aus den Ueberbleibseln der Infanterie eine Division gebildet wurde; das Commando derselben, sowie das des ganzen sächsischen Truppencorps, erhielt Z.; aber schon am 12. fingen die Bestandtheile desselben an zu den Verbündeten überzugehen und am zweiten Tage der Schlacht bei Leipzig, am Abend des 18. October, waren ihm nur 710 Mann, verschiedenen Infanteriebataillonen und der Sappeurcompagnie angehörend, übergeblieben, mit denen er sich beim Könige

meldete; vergebens hatte er versucht, die anderen höheren Officiere, wie ihre Untergebenen, auf Seiten der Franzosen zu erhalten, wo ihr Kriegsherr sie sehen wollte. Z. blieb nun beim Könige, begleitete diesen nach Berlin, Friedrichsfelde und Preßburg, wurde während dieser Zeit mehrfach zu diplomatischen Sendungen verwendet, die aber in der Hauptsache erfolglos waren, und zog am 7. Juni 1815 mit dem Könige wieder in Dresden ein. Hier wurden ihm das Directorium der Geheimen Kriegskanzlei sowie die Leitung der Militär-Bildungsanstalten, der Befehl über das Artillerie- und Ingenieurcorps und das Hauptzeughaus, bald darauf auch das Präsidium der Kriegsverwaltungskammer übertragen; Stellungen, welche veranlaßten, daß er mit dem Range eines Ministers Sitz und Stimme im Geheimen Rathe erhielt. Durch die Finanzlage des Landes zu größter Sparsamkeit genöthigt, hat er trotzdem eine Reihe vortrefflicher Einrichtungen und Verbesserungen geschaffen, bis er auf seine durch Gesundheitsrücksichten bedingte Bitte im J. 1821 in General v. Zezschwitz einen Gehilfen erhielt, welcher einen Theil seiner Aemter übernahm. Z. blieb jedoch als Staatssecretär im Ministerium, wurde daneben 1823 Gouverneur der Residenzstadt, erbat aber, als mit dem Jahre 1830 eine neue Zeit gekommen zu sein schien, seine Entlassung und starb im Ruhestande am 14. November 1832 zu Dresden. Die ihm gewidmete Lebensbeschreibung hebt ganz besonders die Uneigennützigkeit hervor, welche Z., der kein reicher Mann war, als er hohe Stellungen erlangt hatte, auf einen Theil der ihm gebührenden Einkünfte verzichten machte, um sie dem Staate zu belassen.

Erinnerungen an Heinrich Wilhelm v. Z., Dresden 1866.

B. v. Poten.

Zeschau: Heinrich Anton von Z., sächsischer Staatsmann, geboren am 4. Februar 1789 in Jessen bei Sorau in der damals sächsischen Niederlausitz und ein Vetter des sächsischen Generallieutenants Aemil v. Zeschau, entstammte einer ehedem in Sachsen reich begüterten, aber in ihren Vermögensverhältnissen zurückgegangenen Familie. Sein Vater Balthasar Heinrich Erdmann v. Z. auf Jessen ꝛc., † am 17. Januar 1810, bekleidete das Amt eines kurfürstlich sächsischen und königlich polnischen Hofraths, seine Mutter Friederike Johanna Christiane, geb. Meyer zu Knonow aus dem Hause Schnellfürthel unweit Halbau in der Oberlausitz war aus einer ursprünglich schweizerischen Familie gebürtig. Ostern 1805 bezog Z. die Universität Leipzig um Jura zu studiren, vertauschte diese aber Michaelis 1806 mit Wittenberg, wurde im August 1808 nach bestandener Abgangsprüfung beim Wittenberger Hofgericht als Auditor „admittirt“ und erhielt zugleich den Acceß beim dortigen Kreisamte verwilligt, wodurch er Gelegenheit bekam sich mit praktischen Arbeiten bekannt zu machen. Noch nicht 21 Jahre alt wurde er 1809 zum Rath beim Hofgericht zu Wittenberg ernannt, „eine Funktion, bei der es allerdings nur wenig Geschäfte gab“, daher er sich daneben den Acceß bei der Kreishauptmannschaft des Wittenberger Kreises ertheilen ließ. Denn schon damals hatte er sich für die Verwaltung als Berufsfach entschieden. Demgemäß wurde er 1811 zum Supernumerar-Amtshauptmann daselbst ernannt. In dieser Stellung erhielt er alsbald Gelegenheit, seine Fähigkeiten auf einem Gebiete zu erproben, auf dem sein Wirken später bahnbrechend werden sollte, dem Steuerwesen, da die augenblickliche politische Ruhe die sächsische Regierung veranlaßte, die seit Jahren geplante umfassende Grundsteuerregulirung in Anspruch zu nehmen, bis der russische Krieg sie zum Stillstand brachte. Die inmittelst wieder eingetretenen Kriegsnöthe beriefen ihn im Juni 1813 auf ein nicht minder schwieriges Feld, indem die von König Friedrich August eingesetzte Regierungscommission ihm das Amt eines Etappencommissars in Herzberg übertrug, welcher Bezirk einen Theil des Kriegsschauplatzes bildete.

Daneben mußte er die Leitung der Landwehrorganisation im Wittenberger Kreise rechts der Elbe, desgleichen die Arbeiten zur Abhilfe des Nothstandes übernehmen, worauf ihn das russische Gouvernement unter Belassung in seinen bisherigen Functionen zum Generalgouvernementscommissar im ganzen Wittenberger Kreise ernannte und ihm nach dem Falle der Festung die Direction der Wittenberger Kreisdeputation übertrug, so daß er thatsächlich die gesammte Verwaltung des Kreises in seiner Person vereinigte. Im Juni 1815 wurde er zum wirklichen Amtshauptmann ernannt, und da durch die Theilung Sachsens der Wittenberger Kreis und die Niederlausitz, sein Geburts- und Stammland, an Preußen abgetreten worden waren, so trat auch er in gleicher Eigenschaft in den Dienst des neuen Herrn über, wurde 1817 Landrath des Schweidnitzer Kreises, 1819 aber auf eigenen Wunsch Regierungsrath in Potsdam. Für seine Rückberufung in den kgl. sächsischen Staatsdienst als Geh. Finanzrath im J. 1822 waren wol Familienverhältnisse mitbestimmend, nachdem er sich 1817 mit Henriette v. Watzdorf aus dem Hause Wiesenburg vermählt hatte (nach deren Tode Josefine Clitie Galle 1830 seine Gattin wurde). Aus dieser Zeit schreibt sich die enge persönliche Freundschaft Zeschau's mit dem damals ebenfalls im Geh. Finanzcollegium thätigen Prinzen, nachherigen König Johann. 1829 erfolgte seine Ernennung zum Bundestagsgesandten, aber schon im folgenden Jahre zog ihn der nunmehrige Minister v. Lindenau nach den mittlerweile eingetretenen Ereignissen von diesem seinen Thätigkeitsdrang wenig befriedigenden Posten wieder nach Dresden auf den eines Wirklichen Geheimraths und Oberconsistorialpräsidenten, um Zeschau's Begabung für die Neugestaltung der innern Verhältnisse Sachsens nutzbar zu machen. Die Bedenken gegen Zeschau's Versetzung in einen ihm bisher ganz fremden Wirkungskreis schlug der Mitregent Prinz Friedrich August mit den Worten nieder: „Zeschau ist zu allem gut brauchbar". Derselbe bezeichnet später Lindenau als den Idealisten, den er gern höre, Z. als den praktischen Realisten, nach dessen Ansichten er gern handle. Diesem blieb jedoch keine Zeit, sich in dem neuen Amte einzurichten, denn kaum aus Frankfurt zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, sich in Gemeinschaft mit v. Wietersheim und Generalmajor v. Watzdorff nach Berlin zu begeben, um dort die Verhandlungen wegen Sachsens Anschluß an den preußischen Zollverein zu führen. Auch nach seiner schon im März 1831 erfolgten Ernennung zum Präsidenten des Geheimen Finanzcollegiums sowie im December desselben Jahres, nach Vollendung der Verfassung, zum Finanzminister (wozu er 1835 auch das Ministerium des Auswärtigen übernahm) ruhten diese mehrmals unterbrochenen und bei der in Berlin gegen Sachsen herrschenden „sehr gereizten, überaus mißtrauischen" Stimmung schwierigen Verhandlungen in seiner Hand. Es gebührt Z. das Verdienst, die Zwangslage Sachsens, wie sie sich aus dem unmittelbar bevorstehenden Abschluß zwischen Preußen und Baiern ergab, erkannt und das unter diesen Verhältnissen einzig Richtige mit so viel Geschick durchgeführt zu haben, daß er manche wichtige Zugeständnisse von seiten Preußens erreichte. Am 30. März 1833 unterzeichnete er in Berlin den Vertrag, der die drei bisher bestandenen Zollvereine, den preußisch-hessischen, den sächsisch-thüringischen und den bairisch-württembergischen zum deutschen Zollvereine verschmolz. Anerkannt wurde dieses Verdienst durch Verleihung des Großkreuzes des sächsischen Civilverdienstordens, desgleichen eines bairischen und des preußischen Rothen Adlerordens, welchen letzteren er allein unter den Ministern der Vereinsstaaten erhielt.

Mit seiner Berufung an die Spitze der sächsischen Finanzverwaltung war Z. in den seiner Individualität vorzugsweise zusagenden Wirkungskreis gelangt. Er hat es seine Hauptaufgabe sein lassen, die gerade in diesem Fache durch die

Verfassung sowie durch den Beitritt zum Zollverein nothwendig gewordenen Neu- und Umgestaltungen mit möglichster Schonung erworbener Rechte zum Vollzug zu bringen. Vor allem galt es, da in vielen Verwaltungszweigen vollständige Specialetats und übersichtliche, für die neuen Verhältnisse brauchbare Voranschläge der Einnahmen und Ausgaben ganz fehlten, die Aufstellung eines vollständigen und klaren Budgets. Das dabei von Z. angenommene System der Beschränkung des Erfordernisses auf das unbedingt Nothwendige hat sich in solchem Maaße bewährt, daß es in seinen Hauptgrundzügen bis in die neueste Zeit die Grundlage der sächsischen Budgetaufstellung geblieben ist. Sein Werk vornehmlich war die Reform des gesammten völlig unzeitgemäßen Abgabenwesens, der indirecten Steuern, der Grundsteuer, die bei der gänzlichen Befreiung der Rittergüter und ursprünglich geistlichen Besitzungen von derselben geradezu unerträglich geworden war, ferner die Verbesserung des Geldwesens durch Tarifirung der infolge des Zollvereins neueingeführten fünf Steuern nach dem preußischen Münzfuße und die Annahme dieser Steuern in preußischem Gelde, die verbesserte Gebahrung mit dem Domanialvermögen des Staats, besonders den Forsten, die Organisation der Finanzbehörden mittelst Aufhebung des Obersteuercollegiums, dessen Geschäfte in der Hauptsache dem Finanzministerium überwiesen wurden. Im Verein mit Lindenau führte er die Verhandlungen wegen Beseitigung des abgesonderten Beitragsverhältnisses der Oberlausitz sowie die mit dem Gesammthause Schönburg, nachdem die Bestimmungen des Recesses von 1740 mit der neuen Verfassung und dem Zollverein unvereinbar geworden waren. Anregend und fördernd wirkte er auch in allen anderen Bereichen seines Departements; dem Projecte eines Eisenbahnbaus von Leipzig nach Dresden stand er anfangs zurückhaltend gegenüber, verschloß sich aber dann nicht dem sich damit vorbereitenden Umschwunge in den Verkehrsverhältnissen, sobald die wirthschaftlichen Resultate des Bahnbaues in deutlicheren Umrissen vorlagen.

Trotz dieser unleugbaren Verdienste erfreute sich Z. keiner Popularität, er galt vielmehr als die Seele des als reactionär mißliebigen Ministeriums Könneritz. Doch war gerade er es, der inbezug auf das Verfahren gegenüber dem Deutschkatholicismus zur größten Vorsicht und Unparteilichkeit rieth, um nicht durch Strenge die Theilnahme für denselben zu steigern, niemand ahnte auch, daß gerade Z. noch vor Ausbruch der Bewegung von 1848 aus eigenem Antriebe bereits den Rath ertheilt hatte, Zugeständnisse zu gewähren, da dies das sicherste Mittel sei, um die Führung der Ereignisse in der Hand zu behalten. Der Sturz des Ministeriums Könneritz bedingte auch Zeschau's Rücktritt. Eine zweimalige, von Friedrich Wilhelm IV. persönlich unterstützte Aufforderung zur Uebernahme des preußischen Finanzministeriums im Cabinett Brandenburg-Manteuffel lehnte er ab, hauptsächlich aus Pietät gegen König Friedrich August, denn auch nach seinem Austritt aus dem Staatsdienste blieb er, namentlich in den verhängnißvollen Tagen vor dem Maiaufstande von 1849, zu diesem in nahen persönlichen Beziehungen. So kam es auch, daß der König ihn zum Vertreter Sachsens in dem durch das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849 errichteten Verwaltungsrath ersah; eine Mission, die ihm jedoch rasch verleidet wurde. Durchdrungen von der inneren Nothwendigkeit eines Zusammengehens Sachsens mit Preußen in politischen Fragen, und doch außer Stand, dem Radowitz'schen Unionsplan beizupflichten, immer an dem Grundsatz festhaltend, daß man vorerst mit Oesterreich ins Reine kommen müsse, und doch die Utopie von Schwarzenberg's Siebzigmillionenreich ebenso wie die der Trias sehr wohl durchschauend und durch das Verhalten Oesterreichs zu der Warnung nach Dresden getrieben, „daß sich schon oft und besonders in den Jahren 1813—15

das sächsische Vertrauen auf Oesterreich nicht bewährt habe", unfähig den Schlangenwegen der Beust'schen Politik zu folgen, und darum betroffen über die ihm zugehenden Instructionen, die einer Vereitelung der Bundesverfassung gleichkamen, empfand er lebhaften Verdruß, „daß er in diese Angelegenheit hineingerathen", zumal nachdem er mit seinem „Entwurf einer den deutschen Bundesstaat und Oesterreich vereinigenden Bundesverfassung" weder in Dresden noch in Berlin Anklang gefunden hatte. Nicht ohne Schmerz schied er gleich dem Vertreter Hannovers nach Ueberreichung des Protestes gegen die Ausschreibung der Wahlen zum Erfurter Reichstage von Berlin und damit zugleich von seiner politischen Thätigkeit. Im November 1851 wurde ihm neben der schon seit 1849 bekleideten Stellung als Ordenskanzler das Ministerium des königlichen Hauses nebst der Aufsicht über das königliche Privatvermögen, seit 1853 auch die Direction der zum königlichen Hausfideicommiß gehörigen Sammlungen übertragen. Er starb 82jährig am 17. März 1870. — Verfaßt hat Z. die Schrift „Das Wirken der Staatsregierung und Stände des Königreichs Sachsen, nachgewiesen aus den Ergebnissen des ersten constitutionellen Landtags nach dem Eintritt der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831. Von Z. A. H." (Leipzig 1834).

v. Witzleben, Heinrich Anton von Zeschau. Leipzig 1874.

Th. Flathe.

Zesen: Philipp von Z., Dichter und Schriftsteller. Er ist geboren am 8. October 1619 in dem sächsischen Dörfchen Priorau an der Mulde, unweit Dessau. Der Vater, der die Tochter seines Amtsvorgängers Paschasius heirathete, war lutherischer Prediger daselbst. Die freundliche Natur der Heimath, ihre Auen und Wälder, haben in dem empfänglichen Gemüthe des Knaben früh das poetische Empfinden geweckt; mit Wehmuth gedenkt noch der alte Mann der Zeit, wo er sich mit seinem Spielgefährten Johann Titus aus dem Winkel im Schatten der hohen Eichen tummeln durfte. Sonst ist von seinen ersten Knabenjahren nichts bekannt; er war das einzige Kind seiner Eltern, dem erst nach dem Tode der Mutter 1658 ein Stiefbruder geboren wurde. Lange, noch weit über die Schul- und Universitätsjahre hinaus, hat er die treue Fürsorge des Vaters erfahren, der ihm auch den ersten Unterricht ertheilt haben wird. Von seinem elften Lebensjahre ab besuchte er die lateinische Schule zu Halle, die seit 1617 unter des würdigen Gueintz Leitung blühte. Die orthographischen Studien des Rectors, der den strebsamen Schüler seines persönlichen Umgangs würdigte, haben, wie Z. selbst bezeugt, in ihm zuerst die Neigung zur Beschäftigung mit den gleichen Fragen entzündet; ein Reimlexikon, die Grundlage seines späteren Helikon, hat er schon im zwölften Jahre zu verfertigen begonnen, auch im geistlichen Liede und in Gelegenheitsgedichten hat er sich schon auf der Schule versucht. Aus dem Jahre 1639 hören wir von einer von ihm gehaltenen Schulrede, de belli calamitatibus, und als Valedictionsarbeit lieferte er eine „Disputatio de sale", die unter Gueintz' Schulschriften gedruckt wurde. — In Wittenberg setzte er seine Studien fort. Hier hat August Buchner, den er schon in Halle verehrte, den größten Einfluß auf ihn geübt; ihm verdankt er seine Vorliebe für das daktylische Versmaß, für dessen Berechtigung in der deutschen Sprache Buchner bekanntlich mit großem Eifer eintrat. Das innige Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler erlitt auch später keine Trübung, als über Z. wegen seiner mißliebigen Neuerungen der allgemeine Unwille losbrach. Von andern Wittenberger Größen, denen er Dank schuldet, nennt Z. den Generalsuperintendenten Paul Röber, die Theologen Hülsemann und Sperling und den Prediger Scharff. — Ob Z. ausschließlich in Wittenberg studirt oder eine kürzere Zeit, im Sommersemester 1641, auch in Leipzig

gewesen ist, ist nicht ganz sicher. Sein Name fehlt allerdings in der Leipziger Matrikel, doch machen andere Zeugnisse es wahrscheinlich. Freilich erfahren wir nichts weiter über seinen Leipziger Aufenthalt als die Geschichte von seiner angeblichen Liebschaft mit einer Jungmagd Rosine, die mit merkwürdiger Beharrlichkeit in allen Gelehrtenlexica wiederkehrt. Ihre Quelle ist vermuthlich nur die Sausewindepisode in Rist's Friedewünschendem Deutschland. So arg, wie es nach dieser Geschichte scheinen könnte, wird er es nicht getrieben haben, vielmehr haben wir uns den jungen Z. als einen äußerst fleißigen Studenten zu denken, der mit heiligem Ernst seinen Studien oblag, zumal er den Beruf in sich fühlte, in der deutschen Sprache und Poesie als Gesetzgeber aufzutreten. Die Erfolge seiner ersten Schriften steigerten seinen natürlichen Hang zur Eitelkeit, wodurch er schon damals Anstoß erregte. Gueintz wollte bald von dem ehemaligen Schüler nichts mehr wissen, und selbst der milde, treffliche Buchner hielt mit seinem Tadel nicht zurück; er schrieb Z., als dieser als Magister die Universität verließ, eine wohlgemeinte Mahnung in sein Album.

Nach Vollendung seiner Studien trat Z. die peregrinatio academica an. Diese führte ihn zuerst nach Hamburg, wo er im Herbst 1641 eintrifft. Hier machte er gleich die persönliche Bekanntschaft des Wedeler Pastors Johannes Rist, mit dem er schon von Halle aus in brieflichem Verkehr gestanden hatte. Die Beziehungen wurden bald recht herzlich, was durch einen lebhaften Briefwechsel und die Ehrengedichte bezeugt wird, die Z. zu den verschiedenen Serien von Rist's Triumphliedern beisteuerte. Auch mit der Schlesierin Dorothea Eleonore v. Rosenthal, die er schon in Halle kennen gelernt und die ihm ihre Poetischen Gedanken gewidmet hatte, kam er hier wieder in Berührung. Sie ist die erste von den Frauen, die Z. als Dichter zu schätzen wußten, doch ist ihr Verhältniß zu ihm schwerlich über das des gemeinsamen poetischen Interesses hinausgegangen. Der Aufenthalt in Hamburg dauerte ungefähr ein Jahr. Es scheint, daß er während dieser Zeit vorübergehend bei einem Buchdrucker (Rebenlein) Beschäftigung gefunden hatte, die ihm auch Veranlassung gab, bei Einführung eines Druckergesellen eine gebundene Lobrede von der hochnütz- und löblichen zweihundertjährigen Buchdruckereikunst zu halten. Habichthorst hat es allerdings später entschieden bestritten, daß er je Correctordienste gethan habe. Im Herbst 1642 trat er seine erste Reise nach den Niederlanden an, die ihm bald eine zweite Heimath werden sollten. Hier finden wir ihn theils in Leyden, theils in Amsterdam, im Frühjahr 1643 aber schon wieder in Hamburg. Als er hier in Gemeinschaft zweier Freunde, Dietrich Petersohn aus Hamburg und Hans Christoph v. Liebenau aus Preußen, am 1. Mai in einem Rosengarten seinen Namenstag beging, faßte man den Plan zur Stiftung einer Genossenschaft, die nach dem Orte der Stiftung die Rosengesellschaft, später gewöhnlich die deutschgesinnte Genossenschaft, genannt wurde. Eine Erweiterung war zunächst nicht ins Auge gefaßt, vielmehr sollte sie „dem ersten Entschließen nach unter diesen drei verbrüderten Gemüthern“ bleiben. Indeß wurde diese anfängliche Absicht bald aufgegeben, denn im J. 1645 zählte die Gesellschaft bereits 35 Mitglieder. Unter den ersten war Harsdörffer, dem Z. die Mitgliedschaft angetragen hatte und der für die Ausgestaltung der äußeren Formen der Genossenschaft lebhaftes Interesse kundgab. Rist erhielt keine Einladung. Der Aufenthalt in Hamburg war nur von kurzer Dauer, im Juli 1643 ist Z. in London, von wo er noch vor Ende des Monats nach Holland zurückkehrte. Ueber die Absichten, die ihn wieder dahin führten, finden wir nirgends bestimmte Angaben, wir sind auf Vermuthungen und Schlüsse aus seinen Gedichten und seinem Roman, „Die adriatische Rosemund“, angewiesen, welcher Wahrheit und Dichtung aus Zesen's eigenem Leben enthält. Darnach hatte er ursprünglich nicht die Absicht in

Holland zu bleiben; er wollte nur die übliche Bildungsreise machen und über Frankreich und Italien in die Heimath zurückkehren, um sich dort um ein Amt zu bewerben. „Aber das Verhängniß ließ es nicht zu.“ Wahrscheinlich waren es Beziehungen zu angesehenen schwedischen Würdenträgern, die ihm den Aufenthalt in diesem Lande aussichtsreich erscheinen ließen. Wir finden nämlich in dieser Zeit unter seinen vertrautesten Freunden die Brüder Dionysius und Matthias Palbitzky von Remitz und Warbelow, der erstere schwedischer Kammerherr, der andere Gesandter im Dienste der Königin Christine, ferner den Grafen Heinrich v. Thurn, den schwedischen Leibarzt Niclas Witte und die schwedischen Obersten Johann v. Holtzheim und Heinrich v. Delwich. Diese gewährten ihm ihre Protection und haben ihn wol hie und da in ihren Diensten verwendet. Der Graf v. Thurn, den er öfter als seinen gnädigen Herrn anredet und zu dessen Vermählung mit Baner's Wittwe, einer gebornen Markgräfin von Baden, er ein Hochzeitgedicht lieferte, hat ihn später auch noch nach Livland mitgenommen. Z. hatte in diesen Kreisen Gelegenheit, sich weltmännische Umgangsformen anzueignen; einer seiner Freunde, der Freiherr v. Alewein, der unter seinem Zunftnamen, der Schmeckende, den er in der deutschgesinnten Genossenschaft führte, 1649 eine Anleitung zur Höflichkeit herausgab, rühmt darin den Färtigen (d. i. Zesen) als einen, der durch Gewohnheit und Erfahrung so weit gekommen sei, „daß er an zierlichen Reden, höflichen Sitten und anmuthigen Geberden keinem Höflinge weichet“. Daß Z. bei den Frauen so viel Anerkennung und Theilnahme fand, ist vielleicht nicht zum wenigsten auf die hier gerühmten Eigenschaften zurückzuführen. Die Frauen spielen überhaupt während der ersten Jahre seines holländischen Aufenthalts eine große Rolle in seinem Leben. Die Gedichte aus dieser Periode geben uns über den Umfang seiner weiblichen Bekanntschaften und Liebschaften ziemlich genauen Aufschluß; die „allertiefste Wunde“ hat ihm „die übermenschlich schöne“ Rosemund zugefügt; ihr ist er in inniger, tiefer Herzensneigung zugethan gewesen, an sie hat er seine besten Gedichte gerichtet und nach ihrem frühen Tode hat er mit ihrem Namen einen förmlichen Cultus getrieben; sie war ihm Diotima und Laura zugleich.

Von den Romanen, die Z. in den ersten Jahren seines holländischen Aufenthalts schrieb, widmete er den „Ibrahim“ der Fruchtbringenden Gesellschaft. Nicht ohne Absicht. Er hegte den Wunsch in diesen angesehenen Orden aufgenommen zu werden. Harsdörffer, der durch seine Theilnahme an der deutschgesinnten Genossenschaft, Z. nahe getreten war, hatte ihn empfohlen, aber „sonderlicher Erheblichkeiten wegen“, d. h. wegen seiner Neuerungen in der Orthographie, hatte ihn der Nährende beanstandet. Dieser erkannte zwar an, daß Z. „in seiner Verdeutschung leuffig und in der Feder flüssig sei“, doch müsse er zuvor zur „rechtmäßigen Gleichförmigkeit“ gebracht werden. Den Hauptanlaß zu dieser ablehnenden Haltung gab wol die ungünstige Auskunft, die Zesen's ehemaliger Lehrer Gueintz, dessen Gutachten der Nährende eingefordert, über seinen „Lerner“ gegeben hatte. „Sein Witz habe sich“, so schrieb er, „niemals so erwiesen, daß man was Sonderliches bei ihm verspüret, außer, daß er alle Zeit was Neues in dem Deutschen ohne Grund und beliebte Wahrheit ihme eingebildet“. Es bedurfte erst längerer Verhandlungen, bis Fürst Ludwig auf Fürsprache Buchner's und Schottel's endlich die Aufnahme gewährte; die letzten Bedenken hatte erst Z. selbst in einer persönlichen Besprechung, die 1648 gelegentlich eines Besuchs in der Heimath stattfand, zu zerstreuen vermocht. Er erhielt den Namen des Wohlsetzenden und einen Reimspruch, der eine nicht mißzuverstehende Warnung vor gezwungenen Neuerungen in der Sprache enthielt. — Lange dauerten aber die guten Beziehungen zu dem Oberhaupte der Fruchtbringenden nicht. Allerlei kleinliche Streitigkeiten und die Weigerung

Zesen's, des Nährenden Ausstellungen in seinem Helikon zu berücksichtigen, führten bald zu einem Bruche. Zwar wurde die in einem Briefe des Nährenden ausgesprochene Androhung der Ausstoßung aus dem Orden nicht ausgeführt, aber der offenkundige Zwiespalt zwischen Z. und der Fruchtbringenden Gesellschaft, bewirkte doch, daß der lang angesammelte Groll gegen den jungen erfolgreichen Schriftsteller, der sein Haupt so hoch trug, sich in einer wahren Fluth der albernsten Verleumdungen und Verdächtigungen Luft machte. Allen voran that es sein früherer Freund Rist, der mit einem Male — noch 1648 hatte ihn Z. freundschaftlich in Wedel besucht — als sein erbitterter Feind auftritt. In seinem 1647 erschienenen Friedewünschenden Deutschland hatte er eine lächerliche Figur, einen Junker Sausewind geschaffen, eine Verkörperung prahlhänsischen Wesens, ohne dabei etwa an Z. zu denken. Diese Anwendung macht er zum ersten Male in der Vorrede zum deutschen Parnaß. Die Figur kehrt wieder in dem 1653 erschienenen Friedejauchzenden Deutschland, hier aber als eine unverkennbare Caricatur Zesen's. Die Scenen, in denen dieser Junker Sausewind auftritt, sind an sich nicht übel und verspotten recht geschickt, theilweise sehr derb, die den Spott herausfordernden Seiten seines Wesens. Aber nicht genug damit. In seinem Hasse gegen den ehemaligen Freund ließ er sich auch zu boshaften Verleumdungen hinreißen, die dem Manne wenig Ehre machen. Z. hat zu allem geschwiegen und erst spät einmal in seinem Sendschreiben an den Kreuztragenden (Albrecht v. Brunckhorst) seinem gerechten Zorne Worte geliehen. Die erbaulichen Geschichten, die Detlef v. Ahlefeld in seinen Memoiren über den Wedeler Pastor berichtet, liefern den Beweis, daß Z. ihn nicht mit Unrecht einen „großen Balken-, Zottel- und Lumpenträger" nennt.

1649 kehrt Z. nach Holland zurück. Dort lebte er, ohne eigentlich ein Amt zu bekleiden, eifrigst mit poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, zunächst bis Mitte 1652 in Amsterdam. Mit wenigem zufrieden, bestritt er seinen Unterhalt von den Honoraren seiner schriftstellerischen Arbeiten, den Zuwendungen und Geschenken hoher Gönner, auch wol von der Bezahlung für Dienste, die er der Stadt Amsterdam leistete. Dort hatte er besonders an dem Bürgermeister Bakker, dessen Leutseligkeit Z. nicht genug zu rühmen weiß, einen einflußreichen Gönner gefunden. Eine Reise, die er 1652 im Auftrage der Stadt Amsterdam an den Hof zu Dessau unternahm, brachte ihn mit der Heimath wieder in nähere Beziehungen. Er fand in Anhalt die freundlichste Aufnahme, und besonders die hohen Damen überhäuften ihn mit Gunstbezeugungen. Seine Beschützer waren insbesondere Johann Kasimir von Dessau, der Nachfolger Johann Georg's I., dessen Gemahlin Sophie Margarete und seine beiden Schwestern Eva Katharine und Eleonore Dorothee, letztere die Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar, der als der Schmackhafte Fürst Ludwig's Nachfolger in dem Vorsitze der Fruchtbringenden Gesellschaft geworden war. Die fürstlichen Damen gewährten ihm auch 1653 die Mittel zu einer Reise auf den Reichstag zu Regensburg, die er mit hohen Erwartungen antrat. Seine Hoffnungen wurden auch nicht getäuscht. Der Kaiser Ferdinand erhob den erst 33jährigen in den Adelstand. Z. dankte für die Auszeichnung in einem allegorischen Gedicht „Güldner Regen über die deutsche durch den göttlichen Ferdinand itzund in Regensburg, berufene Danae von oben herab ausgegossen, an S. Kaiserliche Majestät", worin er den Friedensbringer Kaiser Ferdinand und nebenbei auch die Königin Christine von Schweden mit Lobsprüchen bedachte. Der Kaiserin Eleonore, der dritten Gemahlin Ferdinand's, huldigte er zugleich in einem Maienlied. Uebrigens hörten die Beziehungen zum kaiserlichen Hofe mit dieser einen Begegnung nicht auf und als Z. später in Noth gerieth, gewährte ihm die Kaiserin eine Unterstützung. Von Regensburg kehrte

Z. nach Anhalt zurück; die nächsten Jahre verlebte er theils hier, theils in den Ostseeprovinzen, wohin er den Grafen Thurn begleitete, der jetzt zum Gouverneur von Esthland befördert worden war. Von dort ist er 1655 nach Holland zurückgekehrt und hat hier elf Jahre ohne längere Unterbrechung gelebt. Daß man ihn zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß die Stadt Amsterdam ihm ihr großes Bürgerrecht verlieh; durch seine ausführliche Beschreibung der Stadt Amsterdam (1664) stattete er seinen Dank ab. Zu den bedeutenden Männern, mit denen er in diesen Jahren in angeregtem persönlichen und litterarischen Verkehr stand, gehörte außer Salmasius und Vossius auch Comenius, zu dessen Vestibulum er eine deutsche Uebersetzung lieferte. Verschiedene für Frauenzimmer bestimmte Gebetbücher sind um diese Zeit entstanden, die fürstlichen und anderen Frauen gewidmet wurden. Sie existiren in vielen Auflagen, und mehrfache unberechtigte Nachdrucke, in denen zum großen Aerger Zesen's nicht allein sein Name unterdrückt, sondern auch die Gebete, ihrer Bestimmung entgegen, für das Mannsvolk eingerichtet waren, zeigen, wie sehr er damit einem Bedürfniß der Zeit entgegenkam.

Eine neue Periode ruhelosen Wanderns beginnt mit dem Jahre 1667. Kurze Zeit nach dem Tode Rist's (31. August 1667) kehrte er nach Hamburg zurück, wo er im folgenden Jahre die Freude hatte, bei Gelegenheit der 25jährigen Wiederkehr des Stiftungstages seiner Rosengesellschaft von den Genossen hoch geehrt und gefeiert zu werden. Seine Ernennung zum kaiserlichen Pfalzgrafen, die ihm das Recht gab, selbst den Dichterlorbeer zu verleihen, erfolgt um dieselbe Zeit. In das folgende Jahr, in dem er wieder nach Amsterdam übersiedelte, fällt seine Vermählung mit einer Marie Beckerin aus Stade. Aber mit der Ehe kam nicht das Glück. Hatte er bisher zur Noth von seiner Schriftstellerei leben können, wie sollte er jetzt Frau und Schwiegermutter noch obendrein ernähren können, selbst wenn ihm nach dem Tode des Vaters (1668) eine kleine Erbschaft zugefallen war. In der That fühlte er denn auch, mehr als je, jetzt das Bedürfniß, endlich eine „anständige Bedienung“ zu bekommen, denn der Rathstitel, den er 1671 von mehreren anhaltischen Fürsten erhielt, brachte ihm nur den leeren Namen, keine Besoldung. Seine Briefe, die er an seinen Mitgenossen unter den Deutschgesinnten, den Bibliothekar Hanisius in Wolfenbüttel schrieb, sind voller Klagen über sein Verhängniß und voller Sehnsucht nach einer Beförderung. Da es ihm in Holland nicht mehr glückte, verlegte er bald nach der Verheirathung seinen Wohnsitz nach Hamburg, von wo er bald hier bald dorthin reiste, um ein Amt zu finden. Aber alle Bemühungen waren vergeblich, auch die Hoffnung, bei dem Herzoge von Gotha oder einem andern Fürsten eine Bestallung zu erhalten, schlug fehl. So finden wir ihn bald hier bald dort; 1674 in Wolfenbüttel, 1675 in Jena, 1676—1679 meist in Hamburg, aber zwischendurch 1677 wieder in der Heimath, von wo er einen Abstecher zu Klinger in Jena machte. Hier trieben die Studenten ihren Ulk mit ihm, indem sie ihm feierlichst ein langes Gedicht überreichten, in dem sie seine sprachlichen Schrullen übertreibend verspotteten. Er soll die Wahrheit nicht bemerkt und den Spott für baare Münze genommen haben. Kein Wunder, war er doch überschwängliche Huldigungen gewohnt! In Hamburg besonders ließen die dort ansässigen Deutschgenossen keinen Geburtstag oder Namenstag ihres Oberhauptes vorübergehen, ohne ihn feierlichst zu beglückwünschen. Selbst der Hamburgische Rath befand sich einmal 1677 unter den Gratulanten und ehrte und erfreute Z. durch eine Spende edlen Rheinweins. Noch einmal, im Frühjahr 1679, ging er mit seinem ganzen Hausstande nach Holland; fast wider seinen Willen hatte er sich „durch seiner Liebsten Mutter dorthin schleppen lassen“, aber ein angefangener Leinwandhandel wollte nicht von statten gehen und längere Krankheit

drückte ihn schwer darnieder. So kehrte er 1683 wieder nach Hamburg zurück. Hier hat er sich mit schriftstellerischen Arbeiten mannigfaltigster Art beschäftigt und die Geschäfte des Rosenordens unermüdlich weiter führend noch bis 1689 gelebt. Am 13. November dieses Jahres ist er gestorben.

Z. ist ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller; in einem Verzeichniß seiner Schriften, das Philipp v. Bährenstät, in der D. G. der Dringende, 1672 herausgab, wurden dieselben schon auf 9 in Folio, 10 in Quart, 31 in Octav, 25 in Duodez und Sedez angegeben; Gabler, der Stützende, Zesen's Nachfolger als allgemeiner Erzschreinhalter der Genossenschaft, der dasselbe Verzeichniß 1687, um die inzwischen erschienenen Schriften vermehrt, herausgab, zählt neben den zahlreichen gedruckten noch 36 ungedruckte oder unvollendete, 13 angefangene auf. Kaum ein Gebiet des damaligen Wissens ist darin unvertreten. Ein großer Theil, besonders die Uebersetzungen, sind natürlich des Gelderwerbs wegen verfaßt, wie sich bei einem Mann, der für seinen Lebensunterhalt hauptsächlich auf den Ertrag seiner Schriftstellerei angewiesen war, eigentlich von selbst versteht. Die Beurtheilung hat sich auf die litterarisch werthvollen Leistungen zu beschränken.

Wir sprechen zuerst von dem Lyriker. Die Sammlungen der Gedichte, obwohl großentheils wiederholt aufgelegt, sind äußerst selten geworden; ganz verloren zu sein scheint die 1642 in Hamburg erschienene „Frühlingsluſt“, obwol diese gerade die meisten Auflagen erlebt hat. — Er begann mit geistlichen Gedichten. 1638, als er noch das Gymnasium in Halle besuchte, gab er eine „Melpomene oder Trauer- und Klagegedichte über das unschuldigste und bitterste Leiden und Sterben Jesu Christi“ heraus, 1641 im zweiten Theil des Helikons Salomons des Hebräischen Königs geistliche Wollust oder Hohes Lied in Daktylische und Anapästische Verse gebracht; es folgt 1642 die „Frühlingslust oder Lob-, Lust- und Liebeslieder und Poetischer Rosenwälder Vorschmack“, eine Schäferei nach dem Vorbilde von Opitz' Hercynie, 1645 „Lustinne, d. i. gebundene Lust-Rede von Kraft und Wirkung der Liebe“; 1651 „Dichterische Jugendflammen in etlichen Lob-, Lust- und Liebesliedern zu Lichte gebracht“; 1653 „Gekreuzigter Liebesflammen oder geistlicher Gedichte Vorschmack“; 1687 „Geistliche Seelenlust d. i. Wechselgesänge zwischen dem Himmlischen Bräutigam und seiner Braut“; 1670 „Dichterisches Rosen- und Lilienthal mit mancherlei Lob- Lust- Scherz- Schmerz- Leid- und Freudenliedern gezieret“; endlich 1677 „Reiselieder zu Wasser und zu Lande, für Schiff-, Fuhr- und Handelsleute, wie auch andere über Land und Wasser Reisende“ und 1680 „Prirau oder Lob des Vaterlandes“; dazu kommen die verschiedenen Auflagen seines Helikons, von denen die späteren fast zu einer Anthologie seiner lyrischen Schöpfungen erweitert sind; außerdem zahllose Gelegenheitsgedichte, die nur theilweise in jenen Sammlungen Aufnahme gefunden haben.

Wie die meisten Dichter und Dichterlinge der Zeit ging Z. von Opitz aus; seine frühsten Gedichte verrathen in jeder Zeile das Vorbild des Meisters. Später hat er sich die Niederländer, Franzosen, Italiener zum Muster genommen, er kennt die altdeutsche Minnelyrik, deren Tagelied er mit Vorliebe nachbildet, auch der Einfluß des Volksliedes ist in einzelnen Wendungen zu verspüren. Im großen und ganzen wirthschaftet er zwar mit den abgebrauchten Motiven und Wendungen der Renaissancelyrik, die Nacht und der Morgen, der Mond und die Sterne, Winter und Frühling spielen bei ihm dieselbe conventionelle Rolle, wie bei den andern, doch bricht bei ihm nicht selten ein wärmerer Ton durch, der den Leser ahnen läßt, daß nicht alles Phrase und herkömmliche Redensart ist, daß oft echte wahre Empfindung dahinter steckt. Denn im Grunde war Z. eine lyrisch beanlagte Natur, sein regsames und bewegliches Gefühlsleben, seine Freude

an der Natur und der Musik bestimmten ihn zum Lyriker. Am besten gelingen ihm in seiner guten Zeit die Lieder, in denen er Selbsterlebtes frisch und ohne „Wortgepränge" darstellt. Dies gilt besonders vom Liebeslied. Hier trifft er oft einen leichten und gefälligen Ton, man merkt es ihnen an, daß sie nicht am Schreibtisch ausgeklügelt sind, sondern persönlichen Herzenserlebnissen ihren Ursprung verdanken. — Im Preise der Frauen kann er sich nicht genug thun. Zart und keusch, wie seine Verehrung für sie, sind auch seine Lieder zu ihrem Ruhme; da findet sich kaum eine störende Derbheit, alles sanfte, innige Empfindung, mag er das Glück erwiderter Liebe, schmachtende Sehnsucht oder den Kummer getäuschter Liebeshoffnungen schildern. Diese Lieder hat er im Gegensatz zu Rist und Andern auch im spätern Alter nicht verleugnet, wenn er auch einmal als Entschuldigung anführte, „daß er vieles im allzu hitzigen Praddel der vollblütigen Jugend" geschrieben habe. Aber grade diese sind die besten. Zwar hält es schwer, die chronologische Ordnung seiner Gedichte festzustellen, da er Gedichte, die ihm gefielen, öfter abdrucken ließ und noch in seiner letzten Sammlung Junges und Altes bunt durcheinander bot, doch ist es unverkennbar, wie mit dem zunehmenden Alter seine Neigung wächst, durch äußere Mittel des Reims und des Versmaßes zu wirken; Spielereien und Reimgeklingel nehmen da überhand, die Sprache wird gekünstelter, die Bilder nebelhafter, eine unnütze Gelehrsamkeit macht sich breit und nicht selten verirrt er sich zu groben Geschmacklosigkeiten. Sein letztes größeres Gedicht, „Prirau oder Lob des Vaterlandes" ist ein ganz ungenießbares Product, mit dem nur die innige Liebe zur Heimath, die daraus spricht, einigermaßen versöhnen kann.

Die Zahl der eigentlichen Gelegenheitsgedichte ist natürlich bei seiner Schreiblust außerordentlich groß; in einzelnen bewegt er sich frei und natürlich und läßt selbst, wenn fürstliche Personen die Empfänger sind, die sonst übliche steife Etikette bei Seite; die meisten setzen sich aus den landläufigen Wendungen und üblichen Redensarten zusammen; in den späteren liebt er es, mit einer oft confusen Gelehrsamkeit zu prunken, die in langathmigen Anmerkungen öfter noch weiter ausgesponnen wird.

Einen durchweg erfreulichen Eindruck machen seine religiösen Lieder. Sie sind der Ausdruck der tiefen, echten Frömmigkeit eines gottergebenen Herzens, einfach, wahr und ungekünstelt in Form und Sprache, inhaltlich freilich über das Mittelmaß nicht hervorragend. Häufig sind die Klagen über die Flüchtigkeit und Nichtigkeit menschlichen Lebens, in denen sich eigene trübe Erfahrungen widerspiegeln. In die Sammlungen hat keins Aufnahme gefunden, wozu die Unbeliebtheit, deren sich der Verfasser erfreute, nicht wenig beigetragen haben mag, sind doch geringwerthigere aufgenommen.

Neben dem Lyriker verdient der Romandichter Z. Beachtung. Seinen selbstständigen Romanen gingen Uebersetzungen voraus; 1644 die „Liebesbeschreibung Lysanders und Kalisten" nach Daudiguiers, zuerst 1606 zu Paris erschienener „Histoire des amours de Lysandre et de Caliste"; 1645 „Ibrahims oder des Durchleuchtigen Bassa und der beständigen Isabellen Wundergeschichte", nach dem gleichnamigen Roman der Scudery. In demselben Jahre gab er unter dem Pseudonym Ritterhold von Blauen die „Adriatische Rosemund", seine erste Erzählung eigener Erfindung heraus. Letztere ist später entstanden als der Ibrahim, dessen Widmung an die fruchtbringende Gesellschaft vom 1. December 1644 datirt ist, während die zur Rosemund das Datum des 30. Juni 1645 trägt. 1647 folgte die „Afrikanische Sofonisbe", ebenfalls eine Uebersetzung, deren Original noch zu ermitteln ist; dann nach langer Pause 1670 „Assenat, d. i. derselben und des Josef's heilige Staats- Lieb- und Lebensgeschichte", und endlich 1679 „Simson, eine Helden- und Liebesgeschicht". Alle die Uebersetzungen

sowohl als die selbst erfundenen Romane, mit Ausnahme des „Simson“, sind wiederholt aufgelegt worden.

Z. zeigt als Romandichter Selbständigkeit und das Bestreben, neue Bahnen einzuschlagen. Mit der Amadispoesie war es zu Ende. Statt fahrender Ritter wählte man geschichtliche Persönlichkeiten zu Helden. Allerlei Betrachtungen über Religion, Staatsverfassung, Sitten und Gebräuche, geistreiche Gespräche wurden in den Gang der Erzählung eingeflochten. Diese neue Richtung hatte damals in Holland, wie alles Französische, schnell Eingang gefunden. In der Schäfergenossenschaft, die Z. dort um sich gesammelt hatte und der auch Frauen angehörten, hat er die Anregung gefunden, zuerst die beiden französischen Romane zu übersetzen, dann die „Rosemund“ zu dichten. Obwohl diese den Einfluß der französischen Vorbilder und der Schäferdichtung deutlich verräth, so ist sie doch in mancher Beziehung selbständig und eigenartig und für ihre Zeit eine recht merkwürdige Erscheinung. Die Prosa wird auch bei Z. hie und da von Gedichten unterbrochen, langathmige Gespräche und eingestreute Beschreibungen finden sich in der „Rosemund“ ganz wie in den fremden Vorbildern. Aber während die Weltgeschichte den Schauplatz der französischen Dichtungen bildet, entnimmt Z. den Stoff seines Romans großentheils eigenen Erlebnissen und verlegt ihn in die Gegenwart. Statt zahlreicher Abenteuer bietet er die Erzählung eines einfachen Vorgangs, eine Liebesgeschichte von äußerst einfacher, ja dürftiger Erfindung. Der Vereinigung der Liebenden, die alle Phasen der Liebe, Sehnsucht, Eifersucht und frohen Genuß des Augenblicks durchmachen, steht die Verschiedenheit der Religion hindernd entgegen. An diesem unlösbaren Conflict geht „Rosemund“ zu Grunde, sie verzehrt sich im Gram und stirbt. Der Autor hat offenbar das ehrliche Bestreben, ein Seelengemälde zu entwerfen, aber dabei versagt ihm die Kraft und er kommt über die Ansätze nicht hinaus, es ist ein Unternehmen, das nicht nur über das Können Zesen's, sondern überhaupt seiner Zeit hinaus ging; aber daß er es versuchte, zeugt von der frischen Strebsamkeit, die Z. in jener Zeit auszeichnet. — Die Darstellung in diesen ersten Romanen verdient alles Lob; sie ist meist gewandt und klar; der Stil, obwol längere Perioden nicht vermieden werden, doch einfach und durchsichtig; auch die Bilder und Gleichnisse halten sich in bescheidenen Grenzen; Fremdwörter vermeidet er durchaus, ja er fängt jetzt damit an, auch völlig eingebürgerte Lehnworte zu ersetzen, aber die Veranlassung ist nicht allein sein Purismus; er will die Sprache der Dichtung über die Rede des alltäglichen Lebens erheben und gebraucht deshalb Worte und Wendungen, die an die Redeweise der französischen Precieusen erinnern. Freilich muß man dabei manche Wunderlichkeit mit in den Kauf nehmen, aber man braucht nur Stil und Sprache dieser ersten Romane Zesen's mit den wenig älteren Schriften gleicher Art zu vergleichen, um zu sehen, welch großer Fortschritt in Bezug auf Reinheit der Sprache und Flüssigkeit der Darstellung von ihm gemacht wird.

Ein kräftigeres, männlicheres Können zeigt sein zweiter selbständiger Roman, die „Assenat“, mit der er sich dem großen Helden- und Liebesromane zuwandte. Als seine Quellen nennt er selbst, außer der Bibel und Schriften der Araber, Hebräer und des „weltberühmten Athanasius Kircher“, die Testamenta XII Patriarcharum und die Historia Asseneth, filiae Potipharis (beide abgedruckt in J. A. Fabricius, Codex Pseudepigraphus Veteris Testamenti (1713). — Die Handlung in diesem Roman scheint zwar nicht unbeeinflußt durch Grimmelshausen's Joseph, darf aber doch als durchaus selbständige Leistung angesehen werden, auf die er viele Jahre angestrengten Fleiß verwandt hat. (Schon 1651 spricht er von seinen Vorstudien dazu.) Er ist ohne Frage das Beste, was Z. auf diesem Gebiete geschaffen hat. Der Gegenstand ist anziehend und glücklich gewählt, die

Hauptcharaktere, besonders Josef, sind trefflich geschildert und zeigen wirkliches Leben; die Erzählung großentheils fließend, oft von bemerkenswerther Kürze, hält sich frei von den üblichen Weitschweifigkeiten und geschnörkelten langweiligen Reden. Auch in gelehrten Ausführungen aus Mythologie und Geschichte hat er Maß gehalten; so sind die Beschreibungen von berühmten Stätten des ägyptischen Alterthums an ihrer Stelle wohl motivirt und nothwendig, um Ort und Zeit der Begebenheit zu veranschaulichen. Inbezug auf den Stil haben sich Zesen's Anschauungen gewandelt. Statt langer Perioden bevorzugt er jetzt kurze Sätze, ohne aber diese Manier zu übertreiben. — Ein ganz verfehltes Werk ist sein „Simson". In diesem Romane, dessen Stoff theils der Bibel, theils dem Josephus und dem Pallavicini entnommen ist, sind alle seine Verkehrtheiten, alle Wunderlichkeiten, die ihm den Spott der Mit- und Nachwelt in so reichem Maße eintrugen, gleichsam auf die Spitze getrieben. Die lange, durch Zuthaten eigener Erfindung zu unendlicher Breite ausgesponnene Erzählung ist unüberwindlich langweilig, die zahllosen eingeflochtenen Reflexionen und gelehrten Notizen machen sie völlig ungenießbar; dazu kommt ein Stil, der in Geschmacklosigkeit und Uebertreibung seines Gleichen sucht. Es scheint, daß Alter und Krankheit in den seit Herausgabe der Assenat verflossenen 9 Jahren seine Schaffenskraft völlig gelähmt haben.

Dagegen fallen noch in die Zeit seiner ungeschwächten Kraft seine historischen Schriften: 1660 „Leo Belgicus, Hoc est succincta ac dilucida Narratio Exordii Progressus etc. Reipublicae foederatarum Belgii Regionum" Amstelodami. Apud Elzivirios. (Die deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel „Niederländischer Leue: Das ist, kurzer doch grundrichtiger Entwurf der innerlichen Gestalt und Beschaffenheit des Staatswesens der sieben vereinigten Niederländer" .... Nürnberg 1677.) 1661 „Die verschmähete doch wieder erhöhete Majestät, d. i. Karls des Zweiten, Königs in Engelland, Wundergeschicht"; 1664 „die Beschreibung der Stadt Amsterdam". Die Arbeiten sind von ungleichem Werthe, aber im allgemeinen rechtfertigen sie nicht das ungünstige Urtheil, das man über sie gefällt hat. Die Sprache zeichnet sich vortheilhaft vor gleichzeitigen Prosaschriften aus, und besonders die beiden zuletzt genannten Schriften verdienen wegen ihres tüchtigen, von aufmerksamer Beobachtung zeugenden Inhalts und wegen der lebendigen, flüssigen Darstellung und des von aller Manier freien Stils rühmende Erwähnung.

Seine metrischen, grammatischen und sprachlichen Ansichten hat Z. außer in den Vorreden und Anmerkungen zu den verschiedensten Büchern niedergelegt in der „Hochdeutschen Sprachübung" (1643), den vier Auflagen seines „Helikon" (1640—56), nebst der „Scala Heliconis Teutonici" (1643, deutsch 1656), dem „Rosen-mând" (1651) und der „Hochdeutschen Helikonischen Hechel" (1668). Diese Schriften zeigen einen unendlichen Fleiß, eine oft erstaunliche Gelehrsamkeit, umfassende Sprachkenntniß und nicht selten ein recht gesundes Urtheil. In seinem metrischen und poetischen Lehrgebäude findet sich manches Neue und Richtige, wie z. B. die scharfe Aussprache des Betonungsgesetzes; die von ihm aufgestellten Sätze sind von vielen angenommen, wenn auch die Ehre der Citirung meist nicht ihm, sondern Buchner, Schottel oder Harsdörffer zu Theil wurde. Seine Ansichten über Stil und Satzbau sind verständig und oft die Ergebnisse feiner und denkender Beobachtung. Wunderlich und verschroben ist nur, was er über die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen und über Etymologie auftischt. Aber hierin darf man nicht allzu streng mit ihm zu Gericht gehn. Harsdörffer und selbst Schottel haben auf diesem Gebiete gleich ungereimtes Zeug zu Tage gefördert. Die Sprachforschung stak eben damals noch in den Kinderschuhen.

Den meisten Widerspruch haben seine orthographischen und puristischen

Lehren gefunden; diese haben neben manchen Angriffspunkten, die Zesen's Persönlichkeit bot, es hauptsächlich verschuldet, daß Mit- und Nachwelt so ungünstig und gehässig über ihn geurtheilt haben. Bei einer gerechten Würdigung seiner Bestrebungen muß das Urtheil wesentlich anders lauten. Das jammervolle Elend der deutschen Nation ging ihm zu Herzen, wie nur der Besten einem, die Ueberzeugung, daß die deutsche Sprache, wenn es so weiter ginge. wie bisher, völliger Verwälschung anheimfallen müsse, theilte er mit allen Einsichtsvollen, aber während die Mehrzahl sich damit begnügte, gegen das Unwesen der Fremdwörter zu predigen, im übrigen aber lustig mit dem Strome schwamm, suchte er nicht allein durch Lehre, sondern auch durch Beispiel eine Besserung herbeizuführen. Dabei hat er vielfach über das Ziel hinausgeschossen (und seine Anhänger Bellin, Hövelen u. A. noch weit mehr), aber doch auch Erfolge von bleibendem Werthe erzielt. — Um die sehr im Argen liegende deutsche Rechtschreibung auf einer sichern Basis aufzubauen, versuchte er das phonetische Princip strengstens durchzuführen und um sie ganz deutsch zu gestalten, wollte er die undeutschen Buchstaben und Lautverbindungen c, q, y, ph ganz aus dem Alphabet verbannen. Natürlich geriet er dabei auf Irrwege und in Uebertreibungen, ohne die es nun einmal bei ihm nicht abgeht, aber ist er darum so sehr zu verdammen, zumal er später, als er sah, daß er gegen die herrschende Meinung nicht durchdrang, sich mehr und mehr wieder der herkömmlichen Schreibweise anbequemte? „Ich bin keineswegs", sagt er von sich selbst, „so eigensinnig geartet, daß ich meine in der ersten Jugendhitze mir gleichsam entschossene Fehler nunmehr, da ich alles besser weiß, mit Gewalt verteidigen und gut heißen wollte, wie etliche aus Ehrgeiz und Hartnäckigkeit zu thun pflegen . . . ."

Am übelsten beleumundet ist Z. durch seinen Purismus, und in der That hat er auf diesem Gebiete viel gesündigt, so daß der Spott der Gegner nicht unverdient war; aber man darf über seinen Uebertreibungen und argen Geschmacklosigkeiten auch das Gute, was er hier geleistet, nicht vergessen. Anzuerkennen ist die Gründlichkeit, mit der er verfährt, wo es gilt, ein Fremdwort auszumerzen. Er hat zu diesem Zwecke nicht allein die Schriften seiner Zeitgenossen, sondern auch zurück die Hauptschriftsteller bis auf Luther abgesucht. So hat er zur Verbreitung älterer und jüngerer Neubildungen und zur Erhaltung alter Worte nicht wenig beigetragen. Neue Worte bildet er erst, wo ihn jene Quellen im Stich lassen. Von seinen Neubildungen sind viele recht verfehlt, aber manche auch glücklich, was schon daraus hervorgeht, daß noch der jetzige deutsche Wortschatz manches enthält, das auf ihn zurückzuführen ist. Zu billigen war es auch, daß er statt der gebräuchlichen fremdländischen Vornamen auf die guten deutschen Namen aufmerksam machte. Dagegen war es freilich schlimm, daß er die antiken Götternamen durch neu erfundene deutsche Worte wie Liebinne, Schauminne, Lachmund für Venus, Kluginne oder Blauinne für Athene u. dgl. ersetzen wollte; aber ist der Grundgedanke, der diesem Versuch zu Grunde lag, nicht ein ganz gesunder? Daß man später, ebenfalls in der Absicht, den antiken Olymp aus unserer Dichtung zu verbannen, die nordische Mythologie zu Hülfe nahm, war zwar weniger lächerlich, aber darum doch nicht weniger verfehlt. Uebrigens muß man, um seinen praktischen Standpunkt zu verstehen, auch den Umstand berücksichtigen, daß er in Holland lebte und schrieb, wo man die Reinigung der nationalen Sprache von allen fremden Bestandtheilen mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt hatte. Was hier gelungen war, hielt er auch in Deutschland für möglich und so ist es zu begreifen, daß er, unbeirrt durch Hohn und Spott, seinem früh gefaßten Vorsatze, die Muttersprache, der er in schwärmerischer Verehrung ergeben war, in ihrem echten und wahren Wesen wiederherzustellen, unerschütterlich treu geblieben ist.

Trotz aller Irrthümer und unleugbaren Verschrobenheiten ist Z. eine der merkwürdigsten Gestalten des 17. Jahrhunderts. Hat er auch als Dichter und Gelehrter nichts wahrhaft Großes geschaffen, so hat er doch für seine Zeit Bedeutendes geleistet; kann man ihn auch von dem Vorwurfe der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit nicht freisprechen, so verdienen doch anderseits sein außerordentlicher Fleiß und seine rastlose Thätigkeit im Dienste einer guten Sache unsere Bewunderung; muthet uns auch die übertriebene Ernsthaftigkeit seines Wesens und das Fehlen jeden Humors in allem, was er that und schrieb, oft seltsam an, so muß ihm doch wieder wegen der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit seiner ganzen Persönlichkeit und der Festigkeit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung, die ihn sogar Fürstengunst verschmähen ließ, unsere Hochachtung zu Theil werden. Die Art, wie er zum Beispiel Fürst Ludwig begegnete, will viel besagen in einem Jahrhundert, in dem elende Kriecherei und Bettelei um die Gunst der Großen eine gewöhnliche Gelehrteneigenschaft war. Um noch seinen religiösen Standpunkt zu berühren, so gehörte er in einer Zeit des Glaubenshasses und der kirchlichen Verfolgungssucht zu den wenigen, die für Gewissens- und Glaubensfreiheit ihre Stimme zu erheben wagten, unbeschadet einer wahrhaft frommen, ja streng gläubigen Gesinnung. Als Narren und lächerlichen Phantasten, für den ihn seine Feinde ausgegeben haben, können wir ihn heute nicht mehr ansehen, wohl aber begreifen, warum ein solches Urtheil über ihn so viele Gläubige finden konnte. Um zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen, fehlte es ihm, bei allem ehrgeizigen Streben nach Ruhm an einer wesentlichen Eigenschaft, der Weltklugheit. Die Fähigkeit, im Wechsel und Streit der Meinungen, die seinige stets der herrschenden anzupassen, ging ihm völlig ab. Er war und blieb ein kindlich harmloses Gemüth, das in unbeirrbarem Optimismus immer wieder an den Sieg des Guten und der Wahrheit glaubte. Da er als ehrlicher und aufrichtiger Mann andere nach sich selbst beurtheilte und die Bosheit der Welt nicht zu durchschauen vermochte, so wurde er leicht ein Opfer derselben und mußte für eigene und fremde Sünden mehr, als er es verdiente, büßen.

Max Gebhardt, Untersuchungen zur Biographie Philipp Zesen's, Straßburger Diss. 1888. — Karl Dissel, Philipp von Zesen und die Deutschgesinnte Genossenschaft. Hamburg 1890. Karl Dissel.

Zetl: Gerhard Z., Franciscaner, † am 23. Mai 1745. Er war zu Schleißheim geboren, c. 1683, wenn er nach Baader im Alter von 62 Jahren starb. Z. war Lector an der bischöflichen Lehranstalt zu Freising (nach Baader lebte er auch in München) und veröffentlichte ein Werk: „Confessarius tam saecularis quam regularis, juxta tria officia Judicis, Doctoris et Medici instructus“, 2 Theile, München 1729 u. 1730.

Vigilius Greiderer, Germania Franciscana, T. II (1781), p. 426. — Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener Baier. Schriftsteller, Bd. II, 2 (1825), S. 241. Lauchert.

Zetl: Paul Z., Jesuit, geboren zu Schleißheim bei München im J. 1680, † zu Hall in Tirol am 30. März (so Baader und de Backer; Prantl 30. Mai) 1740. Der Name kommt auch in den Formen Zettl und Zetel vor; auf den Titeln seiner meisten theologischen Schriften hat er indessen die Form Zetl. Z. studirte Theologie an der Universität Ingolstadt. In den Jahren 1715—1718 war er Professor der Philosophie in Ingolstadt, während er vorher in Dillingen dieses Lehramt bekleidet hatte. Im J. 1718 wurde er als Professor der Moral in die theologische Facultät versetzt, ging im J. 1722 von dort ab, übernahm aber dasselbe Lehramt wieder im J. 1725, bis 1729. Als Philosophen schreibt ihm Prantl deshalb einige Bedeutung zu, weil er „in Fragen der Meteorologie als entschiedener Gegner der aristotelischen Tradition die Grundsätze der Atomisten

verfocht“ (I, 542). Dahin gehört seine Schrift: „Praecipua barometri phaenomena“ (Ingolst. 1718). Sein theologisches Hauptwerk gehört der praktisch-casuistischen Moraltheologie an: „Clericus curatus circa obligationes restitutionis quoad bona fortunae theologice et practice instructus“, 3 Theile (Dillingen 1727; neue Aufl. 1728). Unter den Gründen, die ihn zur Bearbeitung dieses Gegenstandes veranlaßten, führt Z. neben der Wichtigkeit desselben und dem Bedürfniß auch das Beispiel seines Lehrers, des Jesuiten und Professors der Theologie zu Ingolstadt Joseph Vogler († 1708) an, der 1705 eine Schrift De restitutione in genere veröffentlicht hatte, aber durch den Tod verhindert worden war, später einen speciellen Theil folgen zu lassen; diese specielle Behandlung des Gegenstandes will daher Z. geben. In der Vorrede bemerkt derselbe, er habe schon drei Jahre zuvor sieben Instructiones über den Gegenstand als akademische Thesen drucken lassen (die mir nicht vorliegen); das jetzige Buch umfaßt in den drei Bänden 18 Instructiones für verschiedene Stände und Berufsarten, alphabetisch geordnet. — Außerdem ließ Z. mehrere ascetische Schriften im Druck erscheinen: „Philosophia sacra sive vita Divi Stanislai Kostka Soc. Jesu, iconismis et documentis moralibus illustrata ac ejusdem Divi praeviis Apotheoseos honoribus humillime consecrata a devotissimo Convictu Dilingano Mens. Junio anno 1715.“ (Dilingae 1715; nach dem mir vorliegenden Exemplare der Münchener Hof- und Staatsbibliothek anonym; bei de Backer wird der Titel etwas abweichend aufgeführt und mit Nennung des Verfassers: „ . . . a Paulo Zetel S. J. Philos. prof.“; demnach wird es zwei verschiedene Drucke, resp. durch den Titel sich unterscheidende Ausgaben des Buches von 1715 geben; im Jahre 1727 erschien eine neue Auflage unter dem Titel: „Sancti Stanislai Kostka S. J. vita iconismis, symbolis, doctrinis moralibus illustrata“); „Lectio spiritualis philosophi christiani, sive perfectiones divinae octo discursibus qua physicis, qua ethicis explanatae“ (Ingolstadii 1718); „Christianus contritus, hoc est, Motiva efficacia ad cognoscendum et detestandum peccatum mortale XV considerationibus proposita“ (Ingolstadii 1724); „Exercitia spiritualia primae Hebdomadae, ad mentem S. P. Ignatii de Loyola. Cum suis instructionibus, annotationibus, additionibus, regulis etc. ad communem status ecclesiastici ac saecularis utilitatem accurate explicata“ (Ingolstadii 1727).

Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener Baier. Schriftsteller, Bd. I, 2 (1824), S. 365 f. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jesus, 4. série (1858), p. 749 s. — J. N. Mederer, Annales Ingolstadiensis Academiae, P. III (1782), p. 138, 146, 161, 170. — Prantl, Geschichte der Ludw.-Maxim.-Universität in Ingolstadt, Landshut, München (1872), I, 524, 542; II, 507. Lauchert.

Zetzsche: Karl Eduard Z. wurde am 11. März 1830 in Altenburg geboren. Sein Vater war Pächter des Rittergutes Polhof, welches innerhalb der Stadt liegt. Seinen ersten Unterricht empfing er in der Bürgerschule und bezog Ostern 1843 das Gymnasium in seiner Vaterstadt, an welchem sein Onkel Professor Gottlob Zetzsche Lehrer der alten Sprachen war. Hier zeichnete er sich in jeder Weise aus. Namentlich interessirte er sich für Mathematik und Physik und überreichte als Abiturient dem Director eine freiwillige größere Arbeit: „Versuch einer Parallelentheorie“, welche im Osterprogramm des Gymnasiums 1851 S. 13 erwähnt ist. Die Reifeprüfung bestand er mit Auszeichnung und erhielt als Anerkennung einen der beiden Siegelringe der Lingke’schen Stiftung. Ostern 1851 bezog er die damalige polytechnische Schule in Dresden. Hier zeichnete er sich so hervorragend aus, daß ihm 1853 ein Belobungsschreiben, 1854 die bronzene und 1855 die silberne Preismedaille zuerkannt wurde und er, nachdem er die Abgangsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, ein Studienstipendium

von 100 Thalern und ein doppeltes Reisestipendium von 200 Thalern erhielt. Er verwandte dieses Stipendium, um in Wien noch Vorlesungen an der polytechnischen Schule und an der Universität zu hören. Namentlich nahm er dort an einem theoretisch-praktischen Cursus über Telegraphie theil. Hierdurch wurde sein Interesse an der Telegraphie in solchem Grade erweckt, daß er beschloß, sich diesem Specialfache ganz zu widmen und, nachdem er die vorgeschriebene Prüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, trat er am 1. Juni 1856 als Telegraphenofficial in den österreichischen Staatsdienst. Im Herbste 1856 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Padua und 1858 nach Triest versetzt. Während seines Aufenthaltes in Padua erhielt er von der Universität Jena auf Grund seiner Dissertation: „Vim electricam nasci ex oscillationibus" die Doctorwürde. Im Herbste 1858 erhielt er einen Ruf als Hülfslehrer für Mathematik und Physik an die höhere Gewerbeschule in Chemnitz, welchem er am 1. October Folge leistete. Am 9. März 1863 erfolgte seine feste Anstellung als ordentlicher Lehrer und 1866 wurde er zum Professor ernannt. Entscheidend für sein späteres Leben war der Besuch der Wiener Weltausstellung, bei welcher Gelegenheit er einen Bericht in der internationalen Ausstellungszeitung: „Die historische Abtheilung der deutschen Telegraphenausstellung zu Wien 1873" verfaßte, welcher ihn in weiten Kreisen bekannt machte. Während seiner Lehrthätigkeit in Chemnitz verfaßte Z. eine Reihe von anerkennenswerthen Arbeiten, zunächst mathematische Lehrbücher: „Die Elemente der ebenen Trigonometrie" (Altenburg 1861); „Leitfaden für den Unterricht in der ebenen und räumlichen Geometrie" (Chemnitz 1870); „Katechismus der ebenen und räumlichen Geometrie" (Leipzig 1871); ferner verschiedene Werke über Telegraphie: „Der Kopiertelegraph, die Typendrucktelegraphen und die Doppeltelegraphen" (Leipzig 1865); „Die elektrischen Telegraphen in ihrer gegenwärtigen Einrichtung und Bedeutung" (Zwickau 1869); „Kurzer Abriß der Geschichte der elektrischen Telegraphie" (Berlin 1874); „Die Entwicklung der automatischen Telegraphie" (Berlin 1875). Außerdem erschienen noch zahlreiche kleinere Abhandlungen in den verschiedensten Zeitschriften. Als am Polytechnikum in Dresden eine außerordentliche Professur für Telegraphie errichtet wurde, wurde Z. für dieselbe ausersehen. Er folgte dem Rufe und zog am 1. April 1876 nach Dresden. Im folgenden Jahre erschien der erste Band seines Hauptwerkes: „Handbuch der elektrischen Telegraphie", welches er unter Mitwirkung anderer Gelehrter veröffentlichte. Dasselbe zeichnet sich durch seine Vollständigkeit höchst vortheilhaft aus und er hat sich durch Herausgabe desselben ein außerordentliches Verdienst erworben. Unter seiner Mitwirkung wurde der elektrotechnische Verein in Berlin gegründet und übernahm er die Redaction der Zeitschrift dieses Vereins. Aber nicht lange sollte seine Wirksamkeit in Dresden dauern. 1880 erhielt er einen Ruf als Docent der Telegraphie an die Telegraphenschule des Reichspostamts. Er nahm seine Entlassung aus sächsischen Diensten und siedelte nach Berlin über, wo er am 1. October 1881 sein neues Amt antrat, mit dem bald darauf die Stellung eines kaiserlichen Telegraphen-Ingenieurs im Reichspostamte verbunden wurde. Aber die Ueberhäufung mit Arbeiten, deren Erledigung er sich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit unterzog, überstieg bald seine Kräfte. 1886 sah er sich infolge seiner stark angegriffenen Gesundheit genöthigt, die Redaction der „Elektrotechnischen Zeitschrift" niederzulegen und im Herbste 1887 um seine Pensionirung nachzusuchen. Er zog nach Dresden und durch die Ruhe besserte sich seine Gesundheit, so daß er seine umfangreiche litterarische Thätigkeit wieder aufnehmen und namentlich den letzten Band seines Hauptwerkes im Manuscript vollenden konnte. Im December 1893 erkrankte er an der Influenza und starb nach schweren Leiden an den Folgen derselben

am 18. April 1894. Z. hinterließ aus seiner Ehe mit Amalie Specht aus Dresden zwei Söhne und eine Tochter.

Dr. Max Voretzsch, Zur Erinnerung an Prof. Dr. Karl Eduard Z., Altenburg 1894. W. Heß.

Zeune: Johann August Z., als Blinden-Pädagog, Geograph und Germanist zu nennen, und zwar auf allen drei Gebieten als ein Mann voll neuer, zum Theil revolutionärer Anschauungen und kräftiger Initiative, aber, obwol sogar vielfach bahnbrechend, in keinem Betracht ein Finder heute noch gültiger Geleise. So ist denn der Unermüdliche, den die Zeitgenossen ob mancher Schrullen verspottet, die Fachwissenschafter belächelt hatten, heute beinahe vergessen und falls er noch irgendwie der sogen. Vollständigkeit halber in einem Compendium einen Platz erhält, so ist das ein ganz bescheidener. Die Nachwelt weiß somit von ihm schon jetzt wenig genug, von seiner vielseitigen und einschneidenden Wirksamkeit vollends ahnt sie nichts. Und doch ist der wackere Vaterlands- und Menschenfreund mit dem warmen Herzen und dem regen Forschertriebe über das mitleidige Votum nachgeborener Specialisten, die in ihm bloß einen wohlmeinenden und anfeuernden Dilettanten erkennen, sicherlich erhaben.

Geboren wurde Z. am 12. Mai 1778 zu Wittenberg als Sohn des Philologieprofessors Johann Karl Z. (1736—1788), mütterlicherseits stammte er aus dem berühmten fränkischen Rittergeschlechte von Eschenbach, dessen Urkunden ihn oft beschäftigten. Er hat sich nicht erst nach der Annexion seines Heimathlandes durch Preußen 1813 als Bürger letzteren Staates betrachtet, aber stets lediglich unter deutschnationalem Gesichtspunkte. Ein 83jähriger Schüler von ihm urtheilt 1898: „Z. war der Inbegriff echter deutscher Vaterlandsbegeisterung, ob er auch später nicht davon zurückzuhalten schien, mehr und mehr mit dem Stockpreußenthum sich zu verständigen und zu befreunden“. Kaum 1802 Docent der Erdkunde an der absterbenden Universität zu Wittenberg geworden, übersiedelte er im nächsten Jahre nach Berlin, wo er das ganze fernere Leben zugebracht hat. Noch 1803(—5) wurde er Lehrer an dem alten Gymnasium zum grauen Kloster. Aber erst 1806 erhielt er die ihn dann beherrschende Wirksamkeit: am 11. Septbr. 1806 beauftragte ihn nach des Parisers Valentin Hauy Anwesenheit König Friedrich Wilhelm III., eine Lehranstalt mit vier Blinden auf Staatskosten zu errichten, wozu eine verhältnißmäßig große Dotation bewilligt wurde, so, daß E. A. Eschke sich mit seinem Taubstummeninstitut finanziell und moralisch zurückgesetzt fühlte. Diese älteste der (bis 1876 25) Anstalten (in Deutschland und Oesterreich) eröffnete er am 13. October mit einem Zöglinge. Der französische Krieg und Sieg nebst der Invasion stellten das Unternehmen sofort in Frage: die verheißenen Mittel hielt der Feind zurück oder verabfolgte sie nur karg auf Drängen hin. So mußte Z. „den Rest seines kleinen Erbtheils aus Sachsen ziehen“, wie er berichtet, um dem neuen Vaterlande die wohlthätige Anstalt zu erhalten. Von Memel aus bedankte ein Cabinetsschreiben des Königs vom 17. October 1807 seine Aufopferungsfähigkeit. Erst als 1809 der Staat die friedlichen Aufgaben wieder erfüllen konnte, faßten die Wurzeln richtig festen Boden, und die Regierung kam ihren Verpflichtungen fürder in vollem Maaße nach. Anfangs zur Miethe in der Gyps-, dann in der Alexanderstraße, übersiedelte die Anstalt 1812 in das ehemalige Militärlazareth auf dem Georgenkirchhofe, und als ihr außer mehreren kleinen Vermächtnissen der Gesammtnachlaß des Rittmeisters a. D. Frhrn. v. Rothenburg von 88000 Thalern anheimfiel, ins Haus der ehemaligen Plamann'schen Erziehungsanstalt Wilhelmstraße 139. Uebrigens räumte Z. dem Armendirector kaiserlichen Rath Klein in Wien, dem Vater der dortigen (1808) und mittelbar andrer gleichzielender Gründungen, den Vorrang (Versuche 1804) ein. Zwölf staatliche Koststellen,

ebensoviel Freiplätze aus besagtem Testament und eine kleinere Anzahl bezahlte Privatkost- und Schulgänger gaben das Besuchermaterial des Zeune'schen Blindeninstituts, das in Handarbeiten, Tonkunst und zugänglichen Wissenschaften unterwies.

Ein bezeichnenderes und stoffreicheres Compendium, das uns einen vollen Einblick in die Sache selbst, sowie in Zeune's Wesen gewährt, ward von Ausgabe zu Ausgabe sein „Belisar. Ueber den Unterricht der Blinden", zuerst 1808, 168 Seiten stark, erschienen, woneben 1817 das Schriftchen „Ueber Blinde und Blindenanstalten" trat. 1821 wurden in einem Buche mit dem Titel der 1808er Publication angeblich beide „als zwei sich ergänzende Halbe" vereinigt, und es folgten nun die dritte (1829), vierte (1833), fünfte (1838), sechste (1843) und siebente (1846) Auflage mit geringfügigen Abweichungen in der seit 1821 feststehenden Ausdehnung, Anordnung und Darstellung. Das Werkchen enthält vier abhandelnde Capitel: Entstehung der Blindheit, Beobachtungen über Blinde, Geschichte des Blindenunterrichts, Berliner Blindenanstalt; danach einen Anhang von fünf Uebersetzungen von Berichten aus dem Englischen, einer aus dem Französischen (Diderot's —, diese lettre in der ersten Ausgabe noch in voller Breite und, wie auch die englischen Referate, im Original), einer aus dem Italienischen, drei Blindenlieder und zwei Artikel „Sprachliches", nämlich über die europäischen Ausdrücke für „blind" und gegen das vorgebliche Ueberwiegen der „sichtlichen", d. h. nach Gesichtseindrücken gebildeten Wörter. Das Buch, im 1846er Druck „Belisar oder über Blinde und Blindenanstalten" überschrieben, heißt nach dem bekanntlich der Legende gemäß geblendeten byzantinischen Feldherrn — wie ihn das Titelkupfer auf der ersten Ausgabe darstellt — und spiegelt in vielen eingestreuten Glossen die eigenthümlich ethische und idealistische Gemüthsrichtung Zeune's, auch in ihren mannigfachen Beschränktheiten. Seine außerordentlichen Verdienste um das Erziehungswesen der augenberaubten Menschenkinder sind nirgends nach Gebühr gewürdigt worden, ja, ihm nicht einmal die unbedingte Priorität in diesem schwierigen Zweige der Pädagogik zugestanden worden, in dem Deutschland an der Spitze marschirt. Welche Erfolge er aber thatsächlich zu Wege gebracht hat, bekundet die Blüthe der von ihm gegründeten und geleiteten Schule bis heute, nicht weniger die begeisterte Dankbarkeit anhänglicher Zöglinge. Ein solcher, der oben angedeutete Wilhelm Sehring, hat bei ihm „die mächtigsten Eindrücke empfangen, ja dort die eigentliche höhere Erweckung zum Leben gefunden. Das reichste geistige Leben wurde dort mir aufgethan. Geistig und gesellig fing eine neue Welt mir an ... Was ich durch Zeune gewonnen hatte, konnte dennoch nicht verloren gehn, sondern erfüllte bis jetzt zu meinem 83. Jahre mein Geistesleben". Ueber Besonderheiten der Anstalt berichtet Sehring: „Z. hatte das Ministerium veranlaßt, jedes Jahr aus einer der Provinzen des preußischen Staates einen Seminaristen, der sich durch Leistungen und Examen hervorgethan, zu seiner Anstalt zu beordern, damit er dort durch Jahrespraxis den Unterricht der Blinden lerne und dann im Heimathlande ausübe. Auch dies ist vielen zugute gekommen. Dieser Seminarist, einige Musiker des Hoftheaters und ein tüchtiger Korbmachermeister waren [1831; bald danach war das Lehrpersonal wesentlich stärker, quantitativ und qualitativ: vgl. Zeune's Buch 1846, S. 76] die Lehrer der Anstalt. Seele und Centrum des Ganzen aber war Z. Täglich von 10 bis 12 gab er für die sämmtlichen Schüler, Knaben und Mädchen, seine Unterrichtsstunden, und er wußte sie so einzurichten, daß, wie verschiedenartig Alter und Bildungsstufe der Kinder auch sein mochten, doch jedes seinen Gewinn davon haben konnte."

Auf der ersten, noch abrißartigen Ausgabe seines Blindenbuchs (1808) nennt sich Z. außer „Director der Königlichen Blindenanstalt" Doctor der Weltweisheit und Mitglied der Jenaischen Mineralogischen Gesellschaft. Damit stehen wir

bei Zeune's eigentlichem wissenschaftlichen Fach. Promovirt hat er jedenfalls dort mit dem Antrittsprogramm „De historia geographiae"; Viteberg. 1802 gedruckt und daselbst als specimen für das begonnene akademische Lehramt benutzt, erwarb es ihm eben den Ruf nach Berlin. 1810 wurde er als außerordentlicher Professor der Geographie an der jungen Berliner Universität bestellt. Aber schon 1808 war erschienen: „Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung", 1811 in zweiter, 1829 in dritter Auflage stark anschwellend, „worin er sich als würdigen Vorgänger Karls Ritter's [s. d.] erwies, des Schöpfers der vergleichenden Erdkunde", wie Heinr. Kurz sagt. In der That bedeutete dieses aus eigenthümlichen Ideen erwachsene Handbuch einen erheblichen Fortschritt auf dem Gebiete ernster geographischer Studien, gegenüber J. Büsching's, seines nennenswerthesten unmittelbaren Vorgängers, Standpunkte. Heutige Autoritäten der mathematisch-physikalisch fundirten Geographie betrachten Z. als einen der Väter dieser Disciplin, und wie streng er das Fach nahm, belegt auch die aufsehenerregende Abhandlung „Ueber Basaltpolarität" (1809), die ein Problem der Geophysik umsichtig erörtert. „Erdansichten oder Abriss einer Geschichte der Erdkunde, vorzüglich der neuesten Fortschritte in dieser Wissenschaft" (1815), ein Kleinoctavbändchen von 176 Seiten mit 6 Karten, etwa unseren heutigen „Jahresberichten" u. ä. analog, trat 1820 als „Fortgesetzte Ausgabe, nebst sechs Kärtchen, und auf Bestellung mit einer Tasterdkugel" wenig (auf 188 S.) vermehrt vor das Publicum, das hier, der Vorrede zur ersteren Ausgabe gemäß, infolge vielfacher Aufforderung an Z., seine obgenannte lateinische Dissertation „de historia geographiae" aufzunehmen, etwas ganz Neues, Originelles und Bedeutsames in die Hände bekam, was eigentlich auf die engsten Kreise berechnet war. Die „Tasterdkugel" Zeune's wär nämlich nichts anderes als ein Reliefglobus, und diesen in die erdkundliche Unterweisung eingeführt zu haben, bleibt Zeune's unbestreitbarer Ruhm; er hatte recht, sich darauf etwas zugute zu thun. Aber wo lag die Quelle dieser einfachen Columbusei-ähnlichen Lösung? Wer Z. nur als Geographen nahetritt, kann es nicht wissen, wer seine Jahrzehnte lange Function als Blindenlehrer kennt, verfällt leicht darauf und erfaßt auch die Ursache seiner Anschaulichkeit, und Sehring bestätigt diese Ahnung, wo er sagt, im Vordergrunde des Zeune'schen Unterrichts stand „zunächst Geographie als eines seiner Hauptfächer. Seine ‚Gea', das war ein Buch voll Geist und Leben, da wurde nichts pedantisch auswendig gelernt, sondern alles frei aufgefaßt und völlig anders wie damals in den Schulen gelehrt. Ich, der Blinde, hatte auf dem Königsberger Gymnasium immer das Zeugniß bekommen ‚in allem sehr gut, nur nicht in der Naturgeschichte und in der Geographie'. Natürlich, ich sollte ja alles nur mechanisch auswendig lernen. Hier wurde der Unterricht geistig belebt, und um ihn vollends ins Leben zu führen, kamen erhabene Karten dazu. Vor allem, hieß es, muß man den Wohnort, die Heimath kennen lernen. War doch auch Z., der Sachse, in Berlin wirklich heimisch geworden und hatte er es doch verstanden, auch uns dort heimisch zu machen. Wir wurden oft in und vor die Stadt geführt ... So erhielten die Blinden doch einen Eindruck von der Gegenwart und der uns umgebenden Welt." Man sieht, Z. hat auch die moderne Heimathskunde und die realistische Methode der Anschauungsfächer mit angebahnt, und ihm gebührte in der Entwicklung der praktischen Geographie nicht allein, sondern in der des Unterrichts überhaupt eine volle Ehrenstelle. Sie ward ihm nirgends eingeräumt, auch in Karl Schmidt's großer „Geschichte der Pädagogik" nicht. In späteren Jahren veröffentlichte er, der, bis 1820 bez. 1825 einziger Vertreter der Geographie zu Berlin, mit Karl Ritter (s. A. D. B. XXVIII, 690) 1828 die „Gesellschaft für Erdkunde" gestiftet und in deren als hochangesehenes Organ blühende „Berichte" manchen Beitrag geliefert hat noch: „Ueber Erdbildung"

(1842) und „Die drei Stufen der Erdkunde“ (1844). Jedoch war der von ihm mit inaugurirte Aufstieg der Geographie weit über seine Norm hinausgegangen (seine „Erdkarte vom Himmel aus“ z. B. entfesselte ein heiteres Geplänkel mit gegnerischen Spaßvögeln), und mit Karl Ritter, ihrem nunmehrigen Berliner Repräsentanten, dessen Kathedervorträgen sogar der geist- und kenntnißreichste Fachgenosse Alexander v. Humboldt lauschte, gab es für Z. keine gemeinsame Linie mehr. Daß er hinter dem Gros der Forscher arg zurückgeblieben war, mußte der anthropologisch-ethnographische Versuch „Ueber Schädelbildung zur festeren Begründung der Menschenrassen“ (1846), auf dürftigen Voraussetzungen sich aufbauend, erst recht offenbaren. Diese Schrift, ein Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und erwachsen aus Untersuchungen des ganzen Jahres 1845, verficht in vier knappen Capiteln die „Einheit des Menschengeschlechts“, „Eintheilung der Menschenrassen“, das Gesetz der „Schädelpolarität“ — dieser Hauptabschnitt gelangt zu drei Schädelformen in sechs Rassen — und Abweisung einer durchgängigen Scheidung in „active und passive Menschenrassen“, bietet nach dem reichen Material der Berliner anatomischen Sammlung klare Schädelabbildungen und stellt auf dem Titel den Verfasser als Mitglied der Gesellschaft für Erd-, Gebirgs- und Naturheilkunde in Berlin, Frankfurt a. M., Görlitz, Jena, Wiesbaden, Zürich, London, Paris, Arezzo, Brescia vor.

Längst aber hatte Z. ein andres Eisen außerdem im Feuer geglüht. Und wie es so oft geht, auf diejenige Begabung, für deren Pflege einer am schwächsten ausgestattet ist, steift er sich am meisten und verwendet er die Hauptsumme an Kraft und Zeit. Und die Folge? Er geräth gerade mit den betreffenden mißlungensten Erzeugnissen seines Geistes am leichtesten und nachdrücklichsten in der Leute Mund, und die Mit- wie die Nachwelt fällt daraufhin einseitig ihr Verdict. Z. hatte sich als Wissenschafter von Haus aus auf Geographie geworfen, ganz Erkleckliches darin geleistet und die erste staatliche Lehrkanzel dafür erhalten und besorgt — der Geograph steht also, wenn man seine Persönlichkeit rubricirt, an der Spitze. Aber wie da seine beste und haltbarste Leistung mit der Blindenpädagogik, seiner idealen und praktischen Aufgabe von fast zwei Dritteln seines Lebens, in innigster Wechselwirkung steht, so die ungemein fruchtbare Beschäftigung in dem eben entsprossenden Zweige der Germanistik. Es war in jenen Tagen der Blick unserer Jugend durch die Romantik des Schlegel'schen Kreises wie durch die jüngere Compagnie der Heidelberger „Wunderhorn“-Männer, sodann durch die Einkehr des niedergetretenen Volksgewissens in ältern glücklichern Perioden auf die versunkene und verschollene gewaltige Vergangenheit der deutschen Poesie gelenkt worden. Mit verwandtem Dilettantismus, jedoch mit ungleich realeren Gesichtspunkten wie gleichzeitig und am selben Orte der geschäftige Fr. von der Hagen, sein Freund und College, machte sich Z. daran, geeignete Denkmale daraus aus dem Schutte zu graben. „Die Hauptwelt“, berichtet Sehring im Anschlusse an die Schilderung der geographischen Methode, „umfing uns doch erst in der Vorzeit, welche uns nach allen Seiten hin durch Z. so reich umgab. Die alten Inder, die alten Griechen, die alten Deutschen, und dann Skandinavien. Das Nibelungenlied wurde immer wieder vorgelesen, und dann kam die Sigurdsage, wie solche Fouqué zuerst uns nahe gebracht“. Z. ward von der starken nationalen Bewegung des Lustrums von 1808—13 tief gepackt. 1810 warf er unter die Pamphlete, die wie Pilze aus dem Boden Arndt'scher Saat schossen: „Thuiskon: über Deutschlands Einheit“, und als Fr. H. von der Hagen seine Berliner Professur für deutsche Sprache und Litteratur Michaeli 1811 mit einer Breslauer vertauschte, „blieb das Deutsche nun länger als zwölf Jahre August Z. überlassen . . . so war auch das nicht ganz fruchtlos. Das nationale Studium lebte mit der denkwürdigen Zeit. An den altdeutschen sagenhaften

Helden erbauten sich unsere jungen Helden jener Jahre, und als im Frühling 1815 der Krieg gegen Napoleon wieder begann, ließ Z. auf den Wunsch vieler Zuhörer seiner Vorlesungen über das Nibelungenlied ‚eine Feld- und Zeltausgabe‘ des Gedichtes in kleinem Formate drucken" (Weinhold), ‚da viele Jünglinge dies Lied als ein Palladium in den bevorstehenden Feldzug mitzunehmen wünschten‘ (von der Hagen, ‚Germania‘ I, 100). Sie beruhte auf den in von der Hagen's kritiklosem Durcheinanderrütteln von Handschriften und Varianten verwertheten Materialien und oberflächlicher Rücksicht auf den Text B, so daß „sie schon deshalb ohne wissenschaftlichen Werth ist", wie Zarncke constatirt. Wichtiger waren jene patriotisch anfeuernden öffentlichen Vorlesungen Zeune's an der Universität, zu denen er am 6. November 1812 in der „Spener'schen Zeitung", unter Hinweis auf Johannes v. Müller's Aufruf und A. W. Schlegel's laute Anregung, zur Lectüre der Nibelungen und Nachahmung der Thaten einlud; der Zudrang überstieg 300 Hörer, etwas außerordentliches, wenn man der Capacität Fr. A. Wolf gleichzeitige 170 daneben hält: freilich das Thema und was man hineindeutete, war allein schuld daran. Es zeigte sich dabei eben, nach Scherer's Beobachtung, deutlich, „wie unmittelbar in dem Bewußtsein jener Menschen die altdeutsche Litteratur mit ihrer nächsten politischen Aufgabe zusammenhing". Vor jenem Originaldrucke — „Das Nibelungenlied. Die Urschrift nach den besten Lesarten neubearbeitet, und mit Einleit und Wortbuch zum Gebrauch für Schulen versehen. Mit einem Holzschnitt von Gubitz" (XXIV und 440 S. in Sedez, wovon XXI Seiten ein „Geschichtlicher Einleit" beansprucht) — war 1814 herausgekommen: „Das Nibelungenlied ins Neudeutsche übertragen. Mit einem Kupfer" (XII und 254 S. in Octav), welche ungelenke, viel Unverstandenes reproducirende Prosa-Modernisirung acht Seiten Vorrede enthält. Aus den erläuternden Vorbemerkungen genüge zur laienhaften Theilnahme Zeune's an der Nibelungenfrage seine Annahme von „Meister Klingsohr aus Ungarland" als Verfasser des gewaltigen Epos. Auf diese mythische Figur mag er bei den Vorarbeiten für den Sammelband „Der Krieg auf der Wartburg nach Geschichten und Gedichten des Mittelalters herausgegeben" (1818, „Berlin, in der Blindenanstalt") gestoßen sein, worin „Der Teufel auf der Wartburg", vorgetragen am 3. Stiftungsfeste der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, die „Heinrich von Osterdingen oder Klingsor", sowie Wolfram von Eschenbach zugetheilten Gedichte über den Stoff, endlich Prosaauszüge aus Jhs. Rothe's (s. d.) Chronikalien. Noch 1836 wagte er, mitten im regsten Aufschwunge der germanistischen, nicht zuletzt der Nibelungenstudien, „Nibelungennoth und Klage nach ältester Gestalt in ungebundener Rede übersetzt. Zweite verbesserte Auflage. Mit Karten und geschichtlichen und erdkundlichen Erläuterungen" (XXIV, 423 S., Octav), welch letztere in der Hauptsache mit seinen beiden Aufsätzen „Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede", 1836 in von der Hagen's „Germania" I, 99—106, und „Die Nibelungen oder Niveller", 1839 ebd. III, 171—176 zusammenfallen.

Diese Mitarbeit an der Zeitschrift „Germania", die von der Hagen's (s. d.) Redaction unterstand und das „Neue Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde" im Haupttitel hieß, führt auf Zeune's umfängliche Wirksamkeit im Kreise dieser „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache". Z., factisch officiöser Docent der Germanistik an der Berliner Universität, hatte natürlich 1815 bei der Geburt dieses Vereins mit Gevatter gestanden und ist Decennien hindurch seine Hauptstütze, ein eifrigstes Mitglied, ein unermüdlicher Werber für seine, theilweise von ihm selbst erst eingeimpften Grundsätze gewesen. Er bekleidete darin das Amt des jüngeren Pflegers, dann das leitende des Ordners, saß auch in der Regel in den Ausschüssen, kurz, widmete genug Muße und Mühe dieser stark dilettantisch angekränkelten, in den wirklichen

Germanistenkreisen bald, wenn nicht von vornherein übel angeschriebenen Genossenschaft. Eine „Einfache deutsche Sprachlehre“ hatte er schon 1811 auf den Markt gebracht, die „Einfache deutsche Lese- und Singlehre“ von 1817, unter den Einflüssen der Gesellschaftsagitation entstanden, scheint eine Fortsetzung dazu zu sein. Bis 15. Mai 1816 unternahm er es vergeblich, die Vereinsbrüder für das Gothische, womit eine Serie sprachgeschichtlicher Uebungen eröffnet werden sollte, zu erwärmen und nochmals 1825: ein Quartheft „Gothische [im Context „gutische“, nach angeblicher neuer Entdeckung] Sprachformen und Sprachproben zu Vorlesungen entworfen“ (1825), längst unbrauchbare Paradigmen, war ein Resultat davon. Für die Nibelungen-Erklärung 1816—17 wird, seltsam, sein Antheil nicht bezeugt, in die Erörterungen über den „Wartburgkrieg“ griff er doch aber zweifellos ein. Zum 1820 erschienenen ersten und einzigen Bande des „Jahrbuchs u. s. w.“ steuerte er (S. 103—130) einen Artikel „über den Wartburgkrieg“, dessen historische Grundlage er verficht, bei, ferner kleine eigensinnige Notizen „Besthaupt“, „Boksbeutel“, „Volkthum und Gottthum“, Anzeigen von G. F. Benecke's „Wigalois“-Ausgabe (S. 268—292) und vom ersten Theile der J. Grimm'schen Deutschen Grammatik (S. 324—332). In dem seit 1835 ausgegebenen genannten Organ, das von der Hagen leitete, stehen von Z. außer den genannten Beiträgen (I, 7 u. 19) Glossen zu den Merseburger Zauberliedern (V 2, vgl. VII 11), sodann II 5, III 15, IV 14, Abdruck des mittelhochdeutschen Gedichts vom Hörselberg (II, 26) und von der Zerstörung von Hohenzollern (VII, 3), auch eine Abhandlung über Kunst der Geschichtschreibung unter den Deutschen (III, 3). Die jetzt in der Bibliothek des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin verwahrten Handschriften aus der Büchersammlung der Gesellschaft enthalten sub 26 b und 27 „Bemerke“ Zeune's über fordern und fodern, sub 30 über Substantivsuffixe und Genusgebrauch, alles von 1815, sub 29 einen scharfen Ausfall wider die Gegner seiner Neubildungen. Die letzteren waren bei Z. fast ausschließlich von puristischem Uebereifer, der die ganze Gesellschaft angesteckt hatte und auch bei Z. besonders wilde Orgien feierte, dictirt. Heinrich Heine charakterisirt in einem seiner Hohngedichte auf Zeune's Gefährten, den bekannten H. F. Maßmann (s. A. D. B. XX, 570) letzteren: „nur Altdeutsch verstand er, der Patriot, nur Jakob Grimmisch und Zeunisch“. und der Dichter Graf Platen verspottete die „Zigeunerzeunedeutschberlinerei“ im Zusammenhange seiner satirischen Fehde gegen die zeitgenössischen Auswüchse der Litteratur — welch launig Spiel des Zufalls, daß ein Graf Platen Zeune's Schwiegersohn wurde!

Mit dieser übertriebenen Ausmerzung und vorschnellen Ersetzung der Fremdwörter ging Zeune's nationales Streben in anderer Hinsicht, dies, wie wir sahen, die Wurzel seines germanistischen Auftretens, Hand in Hand. Der angeführten Schrift „Thuiskon“ folgten die entschiedenen, etwas deutschthümelnden und stark antifranzösischen Heftchen „Der Reinstrom, Deutschlands Weinstrom, nicht Deutschlands Rainstrom“ (1814) und „Der fremde Götzendienst. Eine Vorlesung als Einleitung zu dem Vortrage über das Nibelungenlied zu Berlin im Christmond 1813“. Letzteres bezeichnet S. 39 als den Herausgeber der ersteren, ebendanach vor E. M. Arndt's berühmter ähnlich betitelter Flugschrift erschienenen „ein Freund von mir und vom Rheinweine“ und trägt die Titelnotiz „Freiheit und alter Sang, Himmelsglut, Heldenklang. Gedruckt am Rein, im zweiten Jahre der deutschen Freiheit“, anonym, die Vorrede Berlin, „Z.“ unterzeichnet und auf seine Erneuerung der Nibelungen verweisend. In den „Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom nebst Reiseerinnerungen aus den Jahren 1817—19“ hören wir (übs. von Maurer 1867, S. 67), von Z. als einem Mitgliede der — hier so benannten — „Deutschen Gesellschaft“, die durch F. L. Jahn's Wortführerstellung in demagogisch-demokratischem Geruche stehe,

alle Fremdwörter verbanne und altdeutsche Tracht verlange: „ein ehrenwerther ungekünstelter Mann“. Damit decken sich die Mittheilungen von Zeune's Freunde Friedr. Wilh. Gubitz „Erlebnissen“: „Wenn ich meinem Gedächtniß ein Musterbild von liebenswürdiger Kindlichkeit im Mannesalter heranrufen will, stellt sich mir ein in solcher Gesinnungsweise Unübertrefflicher“, gewiß ein pietätvoller Uebergang zu Zeune's Charakteristik daselbst. In letzterer gedenkt Gubitz außer der segensvollen Arbeit zu Gunsten der Blindenanstalt der Neckereien wider Zeune's Marotten in puristischer Hinsicht — London und Paris hießen bei Z. „Schiffstadt“ und „Schlammstadt“ auf Grund ihrer Baugeschichte — was ihm „seine gemüthliche Laune“ selten verdarb, desgleichen eines 1840, als die alten Gegensätze erwachten, anonym von Z. verfaßten Schriftchens „Ein Wort Friedrich des Großen über die Naturgrenze zwischen Deutschland und Frankreich“, das energisch Gebirge, nicht Ströme als physikalische Grenzen darlegt und beider Länder Gebietscheide hurtig daraufhin vorrückt (wozu eine fidele Besprechung aus Gubitz' „Gesellschafter“ ausgehoben wird). Nach der Seite der radicalen Richtungen hatte Z. niemals geneigt, weder zur burschenschaftlichen noch gar zur jungdeutschen, ja ersterer hat er im April 1819 im „Deutschen Beobachter“, Nr. 726 unter dem herben Anwurfe „die neuen Assassinen“ eine beinahe denunciatorische Absage ertheilt, die ihn in eine Fehde mit zwei ihm befreundeten Berliner Gymnasialprofessoren verwickelte: „Ueber die neuen Assassinen. Zwei Schreiben von Otto Schulz und Karl Giesebrecht an August Zeune nebst dessen Antwort“ (1819). Liegt es auf demselben Brete, daß er vor 1826 Sammlungen zu Gunsten der aufständigen Griechen für gesetzwidrig erachtet? An freieren Productionen Zeune's sind zunächst eine lange Reihe von Journalaufsätzen zu erwähnen, außer in den bereits genannten periodischen Werken in der Allgemeinen Zeitung, der Berlinischen Zeitschrift für Wissenschaft und Litteratur (hg. von F. W. Gedicke), den „Berlinischen Blättern für deutsche Frauen“ (hg. von Fouqué) u. a. Als Dichter hat sich Z. 1814 bethätigt in dem gänzlich patriotischen Jahrgange von Fouqué's und Neumann's „Musen“, dann den Taschenbüchern „Hertha“ und „Thusnelda“, endlich selbständig in Druck ausgehen lassen: „Kleeblatt dreier gefallener Krieger“ (1813), die drei Dichter Th. Körner, A. v. Blomberg und Kühnau meinend, sowie das Oratorium „Huß“ (1840), in Musik gesetzt von J. K. G. Löwe, wo Z. sich wie öfters („Belisar“ [7] S. 95—97) als schroffer Protestant äußert. Eine bezeichnende Probe daraus und das Zeune's ästhetisch-litterarischen Geschmack widerspiegelnde Gedicht „Die Urfänger“ druckt Gubitz a. a. O. ab, und demselben genauen Kenner Zeune's, der dabei über ihn „jedenfalls nur Liebes und Gutes zu erzählen“ hat, entlehnen wir das elegisch gefärbte Schlußporträt, von dem der subjective Firniß abzustreifen wäre: „Zumuth ist mir so, wenn ich des Freundes Z. mich erinnere, und es schwächt solches Empfinden nicht, daß ich anzufügen habe: bei seinem vielseitigen Wissen und in seinem ganzen Behaben war er wie nicht getrennt vom kindlichen Begriff. Umsicht und Gelehrsamkeit, die sich in seinen Schriften nach verschiedener Richtung erweisen, waren nebenher verbunden mit Beschränktheit in mancherlei, so daß sich in und an ihm ein Wesen fand, sehr geeignet für Umgänglichkeit, aber im Mannesalter noch dermaßen kindlich, daß zuweilen Jeder des zweideutigen Lachens sich nicht enthalten konnte, Jeder aber zugleich stets Rührung und Wohlwollen empfand. Wenn wir jedoch — zufolge unserer Glaubensurkunden — wie Kinder werden müssen, um ins Himmelreich zu kommen, dann läßt sich in Bezug auf Z. versichern: er war schon im Himmelreich bei seinem Erdenleben, und in diesem mag die Schilderung des von der Schulbank her mir treuen Freundes sein Andenken bewahren helfen.“ Z. verdeutschte auch Manzoni's vielübersetzten „5. Mai“.

Z. hat in Berlin seinen dauernden Wohnsitz behalten, es wohl überhaupt

nur selten verlassen: Herbst 1824 besuchte er den Freiherrn J. v. Laßberg auf dessen Meersburg am Bodensee, 1842 war er in Mainz beim Naturforschertag und ging danach nach Straßburg, wo er mit Hoffmann von Fallersleben, K. Th. Welcker u. a. Deutschen einem politisch-liberalen Congresse anwohnte. Hatte er eine Schwenkung nach links vollzogen (vgl. „Belisar" [7] S. 97 f.), die etwa seine Broschüre „Die Ursachen und Heilung der Arbeiternoth. Dem Berliner Ortsvereine gewidmet" (1845) documentirt? Am 14. November 1853 ist er, der wegen zarter Constitution schon lange den Spitznamen Schatte trug, bejahrt zu Berlin gestorben, fast vergessen und wol drum nur nicht verachtet von einer undankbaren Mitwelt. Die Nachgeborenen haben an ihm viel gut zu machen: als Blindenvater hat er aufopfernd humanitär gewirkt, als Geograph viel zu Werthschätzung und Fortschritt des Fachs geholfen, als Germanist — ein Name, den ihm die meisten von der Zunft abstreiten — im Engern und Weitern reichen Samen gestreut. Auffällig, daß die Sprachreiniger, insbesondere „der deutsche Sprachverein" der Gegenwart, ihm nicht sein Recht verschafften!

Gelehrtes Berlin im J. 1825, S. 309. — Gelehrtes Berlin im J. 1845, S. 373 f. — Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. d. D. [1], III, 1403 Nr. 531. — Brockhaus' Conversationslexikon [14], XVI, 959 f. (vgl. ebd. s. v. Blindenanstalten). — Meyer's Conversationslexikon [5], XVII, 1009. — F. W. Gubitz, Erlebnisse, III, 54. — Atterbom-Maurer (s. o.) S. 67 f. — Poggendorff's Biographisch-litterar. Handwörterb. II, 1407. — Heinr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Literat. III [6], 642a u. 720b. — K. Weinhold's Rede beim Antritt des Rectorats der Berliner Univers. am 15. Oct. 1893: Preuß. Jhrbch. 74, S. 403 (im Referat der Vossisch. Ztg. vom 16. Oct. 1893, Abendausg.: „nach ihm [v. d. H.] übernahm Z. den germanistischen Unterricht"). — Das Nibelungenlied, hg. von Fr. Zarncke, große Ausg. [4] (1871), XXXIII f., LIX, LXIX. — W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, S. 345. — Briefwechsel zwischen Laßberg u. Uhland, hg. von Pfeiffer, S. 49; Stzbercht. d. prßsch. Akad. d. Wssnsch. XXXIII (1894), 676. — F. A. Brandstäter, Die Gallicismen i. d. dtsch. Schriftsprache (1874), S. 33 (übertriebene Neologismen). — K. Schmidt's Gesch. der Pädagogik [3] IV (1876), S. 118. — Einzelheiten: Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840, II, (1895), S. 107, 298 (Druckfehler 1833 u. 1811), 316, 337, 340, 439, 545, 572, und John Koch, „Die ehemalige Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache [vgl. auch Gust. Karpeles, Die alte Berliner deutsche Sprachgesellschaft, Vossische Ztg. 1894, Nr. 314, 1. Beil.] und ihre Büchersammlung": Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Dorotheenstädt. Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1894, S. 4, 5, A. 1, 7, 9, 10, 11, 13, 14, 17, 19, 20, 30. — Aug. Mühlhausen, Der Maßmann Heinr. Heine's und der historische: Allgem. conservat. Monatsschrift, 51. Jhrg. (1894), S. 856. — R. M. Meyer referirt in den „Jhrsberchł. f. neuere deutsche Litteraturg." IV, 5, 423, mit Unrecht gegen Z., flüchtig über J. Freudenberg, „A. Z.", Tägl. Rundschau, Unterhaltungsbeil., 1893, Nr. 174, einen Zeitungsartikel, der der Umsicht und Einsicht gleichmäßig entbehrt. — W. von Biedermann, Goethe's Gespräche X (1896), S. VII f., bemerkt, er habe mit andern sicherlich unwahren Erzählungen die „über Zeune's Tadel eines von Goethe gar nicht begangenen Irrthums bei Steig, Goethe u. die Brüder Grimm, S. 210" ausgeschlossen. Zu vorstehender Biographie hübsche persönliche Mittheilungen des nun 84jährigen Schülers Zeune's Wilh. Sehring in Karlsruhe; das Urtheil über den Geographen stützt sich zum Theil auf mündliche Aeußerungen Professor Sigm. Günther's. Wichtige autobiographische Angaben sind Zeune's Büchlein „Belisar" in dessen jüngeren Auflagen, z. B. 7. Aufl. besonders S. 55 f. u. 76—98, zu entnehmen, und etliche Einzelheiten, sogar bei Geiger und J. Koch, corrigiren sich danach. Ludw. Fränkel.

Zeune: Johann Karl Z., Philolog, wurde am 29. October 1736 in Stolzenhain bei Naumburg geboren, besuchte das Gymnasium zu Zeitz und studirte hierauf in Leipzig Philologie. 1775 bewarb er sich um eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät daselbst, die ihm auch im Herbst desselben Jahres verliehen wurde, kam aber bereits 1776 als ordentlicher Professor der griechischen Sprache nach Wittenberg, wo er am 8. November 1788 starb. Z. gab zahlreiche mit kritischen und erklärenden Anmerkungen versehene Ausgaben alter Classiker heraus, so besonders Xenophon's „De Cyri expeditione minoris“ (1785) und dessen „Opuscula politica, equestria et venatica“ (1778), ferner Werke des Macrobius und Terentius, schrieb Animadversiones zu Anakreon, Plato, Xenophon und Anderen, sowie verschiedene Abhandlungen, und machte sich namentlich verdient durch seine Neubearbeitung der für das Studium der griechischen Sprache wichtigen Schrift des französischen Gelehrten Vigerus (François Vigier) „De praecipuis Graecae dictionis idiotismis“ (1777).

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 9. Aufl., Bd. 15 (Lpz. 1848). — Meusel, Lexikon der v. 1750 bis 1800 verstorb. teutschen Schriftsteller, Bd. 15.

Max Mendheim.

Zeuner: Karl Ludwig Z., Hauptmann, Colonialbeamter und Forschungsreisender, ist am 19. Juni 1852 als Sohn des Diakonus Heinrich Z. zu Emmendingen in Baden geboren. Den ersten Unterricht empfing er im elterlichen Hause. Als sein Vater die Pfarrstelle in Reichartshausen bei Heidelberg erhalten hatte, besuchte der Knabe seit 1859 die Elementarschule dieses Ortes. Er zeichnete sich vor allen seinen Mitschülern durch rasche und sichere Auffassungsgabe, gutes Gedächtniß und große Lebhaftigkeit aus. Sein Wunsch, sich eine höhere Schulbildung anzueignen, ging erst 1868 in Erfüllung, als der Vater zum Stadtpfarrer in Rastatt befördert wurde und den Sohn in das dortige Gymnasium eintreten ließ. Hier machte er infolge seiner ungewöhnlichen Begabung gute Fortschritte und zeichnete sich besonders in den Naturwissenschaften aus, doch bereitete er auch den Eltern durch seine Abenteuerlust und seinen Trieb in die Ferne manche Sorgen. Als 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, litt es ihn nicht mehr zu Hause und in der Schule. Ohne sich durch die abmahnenden Vorstellungen seines Vaters abhalten zu lassen, trat er als Freiwilliger in das 4. Badische Infanterieregiment Nr. 112 ein, lag mit diesem lange Zeit vor dem belagerten Straßburg und betheiligte sich an verschiedenen Gefechten. In der Schlacht von Montbeliard hatte er das Unglück, als er einem verwundeten Officier zu Hülfe eilen wollte, von den Feinden umzingelt und gefangen zu werden. Er wurde nach Besançon abgeführt und hier bis zur Auswechslung zurückgehalten. Dieses Mißgeschick vermochte indessen keineswegs seine Liebe zum Soldatenberufe abzukühlen. Vielmehr trat er wenige Wochen nach dem Friedensschlusse in die Kriegsschule zu Schloß Engers ein und wurde bereits am 15. August 1871 zum Portepeefähnrich, im folgenden Jahre zum Secondlieutenant und 1881 zum Premierlieutenant bei seinem früheren Regimente befördert, doch blieb während dieser Dienstjahre seine Sehnsucht, fremde Länder und Völker zu sehen, ungestillt.

Als 1884 die eben aufgenommene Colonialpolitik des deutschen Reiches ihre ersten Früchte zeitigte, begrüßte er sie mit aufrichtiger Freude und mit frohen Hoffnungen für die Größe des Vaterlandes und für seine eigene Zukunft. Er stellte sich dem Auswärtigen Amte zur Verwendung im Colonialdienste zur Verfügung, erhielt einen günstigen Bescheid und bemühte sich nun eifrig, seinen Gesundheitszustand zu verbessern und seine dienstliche Brauch-

barkeit durch das Studium der englischen Sprache und der Naturwissenschaften zu erhöhen. 1887 erhielt er die Aufforderung, sich an einer von Dr. Zintgraff geplanten Forschungsreise nach dem Hinterlande von Kamerun zu betheiligen. Er folgte freudig dem Antrage und fuhr am 1. October desselben Jahres mit Zintgraff von Hamburg ab. Beide langten glücklich in Kamerun an, warben Träger und Dolmetscher und beschlossen dann, auf verschiedenen Wegen nach dem Innern vorzudringen und sich am Elefantensee wieder zu treffen. Während Zintgraff zunächst den Rio del Rey, den Grenzfluß des deutschen und englischen Schutzgebietes, hinauffuhr und dann nach Osten zu durch den Buschwald zog, drang Z. zu Schiffe auf dem weiter östlich fließenden Mungo bis zum Dorfe Mundame und dann zu Lande in nordwestlicher Richtung nach dem Handelsplatze Kumba vor. Am Weihnachtstage 1887 traf er mit Zintgraff an dem in der Nähe dieses Ortes gelegenen Elefantensee zusammen. Nachdem sie mit den Eingeborenen Freundschaft geschlossen hatten, durchforschten sie die Umgegend des Sees und erbauten mit Hülfe ihrer schwarzen Träger in der Nähe des Südwestufers ein dauerhaftes Stationsgebäude, das sie nach einem unweit gelegenen Dorfe Barombi nannten. Während Zintgraf nun von hier aus zahlreiche Expeditionen in die nähere und weitere Umgebung unternahm, wurde Z. mit der Verwaltung der neugegründeten Station betraut. Er legte eine Reispflanzung an, begann Culturversuche mit allerhand europäischen und einheimischen Nutzgewächsen, beschäftigte sich mit Thierzucht, unterrichtete die Schwarzen in allerhand landwirthschaftlichen und technischen Fertigkeiten, brachte reiche naturwissenschaftliche Sammlungen zusammen und beobachtete mit Hülfe mitgebrachter meteorologischer Instrumente gewissenhaft die Witterungsvorgänge. Nachdem sich die Station unter seiner Obhut einige Monate hindurch vortrefflich entwickelt hatte und die Reisernte eingebracht war, unterstellte er sie der Aufsicht einiger zuverlässiger Neger und unternahm im Juli und August 1888 gemeinschaftlich mit Zintgraff einen Vorstoß nach Norden in die bisher unbekannten Landschaften Mabum und Banyang, sah sich aber infolge der Feindseligkeit der Eingebornen zur Rückkehr veranlaßt. Nachdem ihn die Verwaltung der Station wieder einige Monate beschäftigt hatte, übergab er sie dem unterdessen eingetroffenen Botaniker Dr. Preuß und brach am 26. Novbr. 1888 abermals auf, um eine Strecke weit in die unbekannten Gegenden im Osten vorzudringen. Er begab sich zunächst nach dem östlich vom Elefantensee gelegenen Dorfe Mambande, zog dann am Abhange der Dikukuembeberge hin, überschritt den Mungofluß und erreichte nach beschwerlichem Marsche den Ort Njansosso am Fuße des Basaramigebirges, dessen höchste Erhebung, den Kuppé, er wegen ungünstiger Witterung nicht besteigen konnte. Nach Vervollständigung seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen kehrte er hier wieder um und traf bereits am 2. December wieder in der Barombistation ein. Nach einer Pause von einigen Wochen brach er am 8. Januar 1889 abermals auf, um die Gegenden westlich vom Elefantensee kennen zu lernen. Er zog meist in nordwestlicher Richtung am Ostufer des Flusses Akfat bis zu dem wichtigen Handelsplatze Mujanke und erreichte von hier aus das große Dorf Bioko in der Nähe der Stromschnellen des Dokeri. Hier mußte er umkehren, da ein pfadloser undurchdringlicher Buschwald den Weitermarsch versperrte. Er begab sich zunächst auf demselben Wege wie vorher wieder nach Mujanke, schlug von hier aus einen nördlicher gelegenen Buschpfad ein und langte am 21. Januar glücklich wieder in der Station an. In den nächsten Monaten war er theils durch landwirthschaftliche Arbeiten, theils durch schwere Fieberanfälle verhindert, größere Excursionen zu unternehmen. Erst am 10. April 1889 brach er wieder mit einer Schar schwarzer Träger nach Osten zu auf, begab sich zunächst auf dem schon

im November des Vorjahres eingeschlagenen Wege nach Njansosso und zog dann immer am rechten Ufer des Dibombeflusses nach Süden zu bis Budiman am Flusse Wuri. Auf diesem fuhr er hinab bis Kamerun, stattete hier den Vertretern der Regierung persönlich Bericht über seine bisherigen Unternehmungen und Erfolge ab, versah sich mit neuen Vorräthen und kehrte dann den Mungofluß aufwärts nach seiner Station zurück. Hier begann ein schleichendes Fieber seine Gesundheit zu untergraben. Er sah sich deshalb genöthigt, wieder nach der Küste zu gehen und hier den Regierungsarzt zu consultiren. Dieser sandte ihn zur Erholung nach Deutschland, wo er sich bald völlig wiederhergestellt fühlte, so daß er bereits im Herbst 1889 von Hamburg aus die Rückreise nach Afrika antreten konnte. In Kamerun traf er unerwarteter Weise mit seinem Freunde Zintgraff zusammen, der eben, nachdem er lange Zeit für verschollen gehalten worden war, von seiner großen Forschungsreise nach Adamaua zurückkehrte und sich nun zur Erholung nach Deutschland begeben wollte. Mit frohen Hoffnungen und erfüllt von allerlei Plänen für neue gemeinsame Arbeit schieden sie am 29. Januar 1890 von einander.

Leider zeigte sich bald, daß die Genesung Zeuner's nur eine scheinbare gewesen war. Kaum war er wieder auf seinem Arbeitsfelde eingetroffen, so erfaßte ihn das Fieber im verstärkten Maße. Auf dringenden Rath des Arztes sah er sich genöthigt, abermals die Rückreise nach Europa anzutreten. Aber sein geschwächter Körper vermochte der verzehrenden Krankheit nicht mehr lange zu widerstehen. Bereits am 23. April 1890 starb er auf der Rhede von Lagos. Die Colonialverwaltung verlor in ihm einen pflichttreuen Beamten von seltenen Fähigkeiten, die deutsche Afrikaforschung einen ihrer eifrigsten Pioniere.

Ein zusammenfassendes beschreibendes Werk über seine Expeditionen in das Hinterland von Kamerun hat er nicht hinterlassen, doch hat er ihren Verlauf in mehreren Aufsätzen geschildert, die in den „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“ (1, 1888, S. 38 bis 41; 2, 1889, S. 5—15, 38—44, 176—179) gedruckt sind. Ebendort finden sich auch einige von ihm theilweise in Gemeinschaft mit anderen Colonialbeamten entworfene Kartenskizzen (1, S. 199; 2, S. 7, 202), ferner sein Bild (1, S. 31; ein anderes steht auf Seite 130 des Zintgraff'schen Werkes über Nordkamerun, Berlin 1895) und anläßlich seines Todes ein warm empfundener Nachruf, verfaßt von seinem Freunde Zintgraff (3, 1890, S. 106—108). Seine meteorologischen Beobachtungen wurden theils in der eben erwähnten Zeitschrift (2, S. 133), theils im 3. Hefte der von der Direction der deutschen Seewarte in Hamburg herausgegebenen „Deutschen überseeischen meteorologischen Beobachtungen“ veröffentlicht. Am 4. Juni 1891 fand in Kamerun die feierliche Enthüllung eines Denkmales für die im Schutzgebiete in Ausübung ihres Berufes verstorbenen Beamten, Officiere und Gelehrten statt, auf dem auch Zeuner's Name enthalten ist. Viktor Hantzsch.

Zeuner: Martin Z. Ueber seine Lebensumstände sind wir nur wenig unterrichtet. Die einzige Nachricht über seine amtliche Stellung geben die beiden bisher bekannten Druckwerke, die er zu seiner Lebenszeit herausgab. Hier bezeichnet er sich in den Jahren 1616 und 1617 als Hof- und Stiftsorganist zu Onoltzbach (Ansbach), und stand demnach im Dienste des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg. Auch von den oben erwähnten Drucken ist uns nur das geistliche Psalmbuch in mehreren Exemplaren erhalten, es ist betitelt: „82 schöne geistliche Psalmen nach dem Choral oder Thon, in dem Brandenburgischen Fürstenthumb unterhalb Gebirges gebräuchlich, auf alle Sonntag' und Fest durchs ganze Jahr, solchergestalt mit 5 Stimmen componirt, daß ein jeder fromme Christ ungehindert mitsingen ... kann.“ Nürnberg, gedruckt bey

G. Leop. Fuhrmann, im Selbstverlage. 1 vol. in 4° von 229 Seiten, die Stimmen in Partitur gesetzt mit vollständigen Texten. Exemplare befinden sich in den Bibliotheken zu Berlin, dem grauen Kloster zu Berlin und der bischöflich Proske'schen in Regensburg. v. Winterfeld im 2. Bde. seines evangelischen Kirchengesanges theilt in der Musikbeilage drei Tonsätze daraus mit. Die Melodie liegt in der Oberstimme, damit, wie der Verfasser im Vorworte sagt, die Gemeinde mitsingen kann, und ist den gebräuchlichen Melodien entnommen. Der fünfstimmige Satz ist in einfachen Accorden mit nur wenigen Melismen gesetzt, um die Gemeinde in ihrem Gesange nicht zu irren, doch von einer Kraft und Würde, die dem Allerbesten gleichkommt, was wir aus dieser Zeit besitzen. Es liegt eine wunderbare Hoheit in diesen Klängen, die mich lebhaft an den Spanier Morales erinnern, der fast 100 Jahre früher lebte. Allen Chorvereinen, besonders den kirchlichen, möchte ich sie angelegentlichst empfehlen, denn sie bilden eine wahre Weihe des Gottesdienstes. Von dem weltlichen Liederbuche: „Schöne teutsche weltliche Stücklein mit 4 und 5 Stimmen" (Nürnberg 1617) ist nur die Baßstimme bekannt, dagegen besitzt die Landesbibliothek in Kassel noch zwei Gelegenheitsgesänge, den einen zur Hochzeit seines Fürsten Johann Ernst, ein Gesang zu 24 Stimmen in Partitur, und den anderen zur Hochzeit eines „D. H. Wilhelmi C." zu 12 Stimmen in Partitur. Beide 1612 in Folio in Onoltzbach gedruckt, soweit man es aus dem Kataloge ersehen kann. Beide bedürfen noch einer genaueren Prüfung.

Rob. Eitner.

Zeuß: Johann Kaspar Z., Germanist und der Schöpfer der keltischen Philologie, wurde als Sohn katholischer Maurersleute zu Vogtendorf bei Kronach in Oberfranken am 22. Juli 1806 geboren, als eben französische Truppentheile auf ihrem Siegesmarsche nach Saalfeld und Jena hier im Quartier lagen. Die Begabung des Knaben ward frühzeitig erkannt und sie bestätigte sich während seiner Gymnasialzeit zu Bamberg (seit 1820) in glänzender Weise. Wenn er hier, wo er als Lateiner hervorragte, zugleich schon ein lebhaftes Interesse für das Studium der Volksdialekte zeigte, so mag er dazu durch das 1821 erschienene Werk Schmeller's über „Die Mundarten Bayerns" angeregt worden sein. Wie unter ähnlichen Verhältnissen Schmeller trat auch er in Gegensatz zum sehnsüchtigen Wunsche der Eltern, indem er statt des geistlichen Berufs mit Entschiedenheit den des Gelehrten erkor, und so strebte er denn von Bamberg, wo er vom Herbst 1825 ab den ersten philosophischen Jahrescurs durchmachte, hinüber nach München. Hier wurden in erster Linie Schelling und Fr. Thiersch seine Lehrer, alte Geschichte und Völkerkunde hörte er bei K. Mannert, die semitischen Sprachen trieb er bei J. F. Allioli, Sanskrit bei Othmar Frank, die Grammatik der germanischen Sprachen studirte er, tief eindringend in das Hauptwerk Jac. Grimm's, wie es scheint, ohne Anleitung: wenigstens hab ich keinerlei persönliche Beziehungen zu Schmeller, der doch von 1827—1829 an der Münchener Universität docirte, entdecken können. Während seiner ganzen Studienzeit erwarb er sich seinen Unterhalt als Privatlehrer, zuletzt als Hofmeister im Hause des Grafen Montgelas, wo er bis Mitte 1832 blieb. Nachdem er inzwischen die philologische Staatsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, erhielt er eine Beschäftigung am alten Gymnasium, die freilich keine großen Einnahmen brachte, ihm aber Muße zu wissenschaftlichen Forschungen ließ. Die vollgereifte Frucht dieser Studien war das unter pecuniären Opfern zum Druck beförderte Werk „Die Deutschen und die Nachbarstämme" (München 1837), das einer der beiden Träger seines wissenschaftlichen Ruhmes wurde.

Den Anstoß zu dieser Richtung seiner Gelehrtenarbeit dürfen wir wol, auch ohne daß es Z. selbst ausspricht, in den Schriften und Vorträgen seines Münchener

Lehrers K. Mannert erblicken, der im 3. Theil seiner „Geographie der Griechen und Römer" (2. Aufl. 1820) auch Germanien und die Nachbarländer behandelt hatte, aber in einer Weise, die den mit dem ganzen Apparat auch der nationalen Philologie und Geschichte durch eigenste Arbeit vertrauten Z. schon als Studenten nicht befriedigen konnte. So schuf denn Z. aus den Quellen des späten Alterthums und des frühen Mittelalters heraus, die er bis in alle Ausläufer beherrschte und, wo es irgend Noth that, durch handschriftliche Forschungen und Collationen ergänzte, eine kritische Völkerkunde des alten Nord- und Mitteleuropas, die sich in ihrer Vereinigung von historischer und linguistischer Gelehrsamkeit den grundlegenden Werken Jacob Grimm's, der „Grammatik" und „Mythologie", würdig an die Seite stellen konnte und wie diese durch zwei Generationen hindurch hundertfältig gleich einem guten Lexikon benutzt worden ist, ohne immer das Bewußtsein der Citirpflicht rege zu erhalten. Als Quellenbuch, das den Zugang zu allen Winkeln der mittleren Völkerkunde erschließt, ist es auch durch die mit geschärfter Kritik und größerer Weite des historischen Blicks einsetzende und mit mächtiger Phantasie gestaltende „Deutsche Alterthumskunde" Müllenhoff's nicht überflüssig geworden.

Die Universität Erlangen ehrte den Verfasser dieser unvergleichlichen Erstlingsschrift durch Verleihung der philosophischen Doctorwürde, und es war wohlberechtigtes Selbstgefühl, wenn sich Z. bald darauf (1838 und 1839) zunächst in Würzburg, dann in Erlangen um eine neu zu errichtende Professur der deutschen Philologie bewarb. Die kleinlichen Bedenken, denen, bei allem Respect vor seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, hier seine Person und dort sein Fach begegneten, reiften in ihm den Plan, sich in Heidelberg zu habilitiren. Die Ernennung zum Professor der Geschichte an dem eben begründeten Lyceum zu Speier (im Septbr. 1839) drängte diese Wünsche zunächst in den Hintergrund, und als auch ein von Speier aus (1840) erneuerter und auf die Ablehnung eines vortheilhaften Rufes nach Luzern gestützter Versuch, an der Würzburger Hochschule als Professor der deutschen Sprache und Alterthumskunde und der indischen Sprachwissenschaft anzukommen, an der hartnäckigen Kurzsichtigkeit des dortigen Senats gescheitert war, gab sich Z. in Speier, wo der schlichte Gelehrte allgemein geschätzt wurde, zufrieden, und der bairische Staat schien auf die akademische Verwendung des größten philologischen Genies, das innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle aufgewachsen war, endgültig verzichtet zu haben. Im J. 1847 jedoch, bei der einschneidenden Reorganisation der Münchener Universität erinnerte man sich seiner und berief ihn als ordentlichen Professor der Geschichte in die Hauptstadt. Aber nun war es zu spät: weder das Klima noch der Beruf sagten dem lungenschwachen und für den Vortrag im Hörsaal offenbar nicht beanlagten Manne mehr zu, und er bat noch im gleichen Jahre flehentlich, ihn in seine pfälzische Stellung zurücktreten zu lassen, von wo aus er ja wie früher die Bibliotheken von Heidelberg, Karlsruhe und Darmstadt benützen könne. Da die Erfüllung dieser Bitte nicht möglich war, brachte man ihn durch einen Stellentausch mit G. Th. Rudhart an das Lyceum in Bamberg (Octbr. 1847). Hier hat er bei zunehmender Kränklichkeit, aber in ungeminderter Arbeitslust das Riesenwerk der „Grammatica Celtica" zum Abschluß gebracht. Im Frühjahr 1855 überfiel ihn ein Schleimfieber, von dem er sich nicht wieder erholen konnte; im Herbst nahm er Urlaub für das Wintersemester und weilte in Kronach bei dem Bruder, der das väterliche Geschäft fortführte. Im Frühjahr 1856 ließ er sich für ein Jahr in Ruhestand versetzen, aber er kehrte nicht wieder in sein Amt zurück: im Hause der Schwester in seinem Geburtsort Vogtendorf nahm ihn am 10. November 1856 ein sanfter Tod hinweg.

Z. ist in der anfänglichen Ausdehnung wie in der spätern Begrenzung seiner wissenschaftlichen Arbeit dem Programm treu geblieben, nach dem er, früh reif und selbständig, seine Studien eingerichtet und das er in seinem ersten Werke mächtig gefördert hatte: der Verbindung von Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft, dem Ausbau der vergleichenden Linguistik im Dienste der historischen Völkerkunde. Ausgesprochen hat er sich über diese ihn leitenden Gesichtspunkte in der Vorrede einer kleinen Schrift, mit der er kurz vor seinem ersten Abschied von München der in selbstgefälligem Dilettantismus verharrenden bairischen Gelehrtenwelt ein energisches Quo usque tandem? zurief und zugleich an dem Problem der eigenen Stammesgeschichte die glänzende Probe auf seine Methode machte: „Die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Muthmaßungen bewiesen" (München 1839, 2. Ausg. 1857). Mit rücksichtsloser Offenheit beleuchtet und bekämpft er hier die Ignoranz in sprachlichen Dingen, „die philologische Beschränktheit und Verworrenheit", welche sich seit Vinz. v. Pallhausen's „Urgeschichte der Baiern" (1811) in allen Arbeiten über dies Lieblingsthema breitmachten, und nicht zum wenigsten in den von einer diensteifrigen Kritik hochgepriesenen Schriften der Münchener Akademiker A. Buchner und Koch von Sternfeld, dessen selbstgefälliges Buch über das Reich der Langobarden in Italien eben die Presse verlassen hatte. Er betonte mit Nachdruck, daß in der alten Völkergeschichte ohne gründliche und wissenschaftliche Sprachenkunde nicht vorwärts zu kommen sei. „Nur wer das Sprachengebiet der Völker, die er behandelt, mit wissenschaftlichem Blicke übersieht, die Besonderheiten der einzelnen Sprachen kennt, was jeder gehört oder nicht gehört unterscheidet, ist ein tauglicher Arbeiter auf diesem Felde."

Z. selbst, durch und durch eine Pflichtnatur, die wenig Freuden außer der gelehrten Arbeit kannte, schaffte rastlos zunächst an seiner eigenen Fortbildung. In zwei Stücken war ihm sein Rüstzeug, obwol es das blankste und schärfste war, was damals geschaut wurde, mangelhaft erschienen: in der germanischen Namenkunde und in der Kenntniß des keltischen Sprachenzweigs. Darum stellte er sich zwei große Aufgaben, denen die unermüdliche Thätigkeit seiner im ganzen recht glücklichen Speirer Jahre galt: ein deutsches Namenbuch, zunächst auf Oberdeutschland beschränkt, und eine vergleichende Darstellung der keltischen Dialekte. Aus den Interessen der erstern Art erwuchs die Edition der Traditiones possessionesque Wizenburgenses, die er (Spirae 1842) im Auftrag des historischen Vereins der Pfalz lieferte: eine eminent gewissenhafte Leistung, die nur in ihrem diplomatischen Theile überholt sein mag, in sprachlicher Hinsicht dagegen von einer bis heute unübertroffenen, ja kaum wieder erreichten Akribie. Daß Z. zu der Stadt, wo er neben ausreichender Muße in mildem Klima Vertrauen zu seiner schwachen Gesundheit gefunden hatte, bald eine wärmere Zuneigung faßte, beweist die mit sichtlicher Liebe abgefaßte Schrift „Die freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung nach urkundlichen Quellen geschildert" (Speier 1843). Mit ihr erhielt Speier eine fast durchweg aus ungedrucktem Material zusammengetragene historische Topographie, wie sie bis dahin keine deutsche Stadt — nur allesfalls Zürich, durch Vögelin — besaß.

Mehr und mehr aber traten die germanistischen und historischen Interessen für Z. in den Hintergrund gegenüber der großen Aufgabe der keltischen Grammatik, deren Plan sich ihm immer deutlicher gestaltete. Auch hier begann er mit dem Aufsuchen und Sichten der ältesten handschriftlichen Quellen, besonders des Irischen, die er an ihren Aufbewahrungsorten, in Karlsruhe, Würzburg und St. Gallen, Mailand, London und Oxford excerpirte oder abschrieb, um sie später theilweise den Appendices seines Werkes einzuverleiben. Zugleich war er unter nur allzu begreiflichen Schwierigkeiten unablässig bemüht, die Idiome der

mittleren Zeiten und der Gegenwart aus allen ihm zugänglichen Manuscripten und den besten gelehrten Gewährsmännern kennen zu lernen. Mit scharfem, gelegentlich überscharfem Urtheil schied er gewisse trübe Quellen aus, die nach seiner Ansicht die keltischen Studien irre zu leiten drohten.

Die unbedingte Zugehörigkeit des Keltischen zur großen indogermanischen Sprachenfamilie war in den Jahren 1837 und 1838 durch die Arbeiten Pictet's und namentlich Bopp's sichergestellt worden. Auch die Studien Lor. Diefenbach's hatten mancherlei Klärung gebracht. Aber trotzdem gab es in der vergleichenden Sprachwissenschaft kein Gebiet, auf dem soviel Wirrniß und Dunkel herrschte, wo nicht nur die trübe Phantasie der Dilettanten, sondern auch die scharfsinnige Speculation der Gelehrten soviel Unheil angerichtet hatte, wie in der keltischen Sprach- und Volksgeschichte. Der Begriff eines Keltologen fiel fast mit dem eines Keltomanen zusammen: er stand außerhalb der ernsten Wissenschaft. Da erschien zu Berlin 1853 in 2 Bänden die „Grammatica Celtica e monumentis vetustis tam hibernicae linguae quam britannicarum dialectorum cambricae cornicae aremoricae comparatis gallicae priscae reliquiis" — und mit ihr war eine keltische Philologie geschaffen! „Ein Gefühl der Befreiung und Errettung" ging durch die Gelehrtenwelt, namentlich auch der Schwesterdisciplinen des Germanischen und Romanischen.

Der Reichthum der Quellen und ihr Alter reichte an die germanischen Sprachen fast hinan, übertraf die slawischen. Auch an brauchbaren Ausgaben und Monographien fehlte es wenigstens für die mittlere und neuere Zeit nicht. Aber wer hatte davon bisher Gebrauch zu machen verstanden? Die Praefatio Zeußens führt in lapidarer Kürze ein gewaltiges Stück ordnender Kritik vor und bringt soviel eigenste Vorarbeit ans Licht, wie sie J. Grimm, Diez und Miklosich keineswegs geleistet haben, soweit sie sie überhaupt noch zu thun brauchten. Es verschlägt nichts, ob Z. wirklich hier und da das Alter und den Werth einer Ueberlieferung falsch geschätzt, ein cornisches Denkmal dem Kymrischen zugewiesen, das Altgallische zu nah an den britannischen Zweig gerückt hat u. s. w. Und wie es dieses imponirend schlichte Vorwort ankündigt, ist das ganze Werk in einem monumentalen Stile gehalten. Eine ungeahnte Fülle des Thatsächlichen von den ältesten gallischen Namen herab bis zu den reichlich fließenden Quellen des 14. Jahrhunderts, alles so übersichtlich geordnet und aufgebaut, daß sich eine Generation von Gelehrten ohne Wortindex zu behelfen vermochte — mochte er auch höchst erwünscht kommen, als ihn endlich (1881) Güterbock und Thurneysen lieferten. Der Verfasser ist nicht Linguist im Sinne der Gegenwart, dem sich die sprachlichen Thatsachen aus Beobachtungen an den lebenden Mundarten erhellen, auch nicht eigentlich im Geiste J. Grimm's, der zwar noch an einen Unterschied zwischen „Geschichte" und „Verfall" der Sprachformen glaubte, aber doch überall Leben und Bewegung sah und darstellte. Z. fand die bewährte Methode der historisch-vergleichenden Grammatik vor und hat sie nur nach der philologischen Seite fester ausgestaltet. Denn Z. war mehr Philologe, nicht nur als alle Keltisten, sondern als alle vergleichenden Grammatiker vor ihm. Sein Blick ist scharf und nüchtern und seine Gelehrsamkeit schweift nie ohne Zwang über das erst von ihm fest umzäunte Gelände der keltischen Sprachen hinaus, obwol sich ihm gewiß die Vergleiche und Analogien massenhaft aufdrängten. Es spricht ein strenger sittlicher Zug aus dieser Selbstbeschränkung, wie sie nirgends nothwendiger und erzieherisch heilsamer war, als auf dem vom Dilettantismus überall aufgewühlten, von der Wissenschaft aber nur zaghaft in Anbau genommenen Felde des keltischen Sprachenthums.

Gewiß ist die Lebensarbeit Jacob Grimm's, wie sie eine glücklichere war, auch eine unvergleichlich reichere und weiter ausgreifende gewesen: auch die

„Grammatica Celtica“ ist ohne seine Lehre und sein bahnbrechendes Vorbild undenkbar. Aber trotzdem darf man es aussprechen, daß niemals ein Sprachgelehrter mit mehr Recht als „Vater und Schöpfer“ seiner engern Disciplin bezeichnet worden ist, als Kaspar Zeuß, der es unter den schwierigsten Verhältnissen für die keltische Grammatik wurde.

Dem mächtigen Eindruck des Werkes entzogen sich am wenigsten die Meister in den Nachbarphilologien, die sich freudig hier als Schüler bekannten. M. Haupt hatte schon zu den Vorarbeiten beigesteuert, den Verleger geworben und dem Verfasser bei der Correctur zur Seite gestanden. K. Müllenhoff war gleichmäßig von Respect für Zeuß’s methodische Gelehrsamkeit wie für seinen sittlichen Ernst erfüllt und übertrug diese Hochachtung auf seine Schüler. Pott versuchte auch einem größern Publicum nahe zu bringen, welche grundlegende Arbeit hier gethan sei. J. Grimm nannte die Gr. C. ein epochemachendes Werk und war nur von einer gegen ihn gerichteten Stelle der Vorrede um so peinlicher getroffen, als gerade sie von den Recensenten nicht ohne Schadenfreude hervorgehoben wurde; um so mehr freute es ihn nachher, aus einem der letzten Briefe, die Z. geschrieben haben mag, zu erfahren, daß er den dort erhobenen Einspruch gegen die Verwerthung des Marcellus Burdigalensis fallen lasse.

Die unmittelbare Wirkung der Grammatica Celtica entsprach dieser Aufnahme bei den Besten nicht. Die Hoffnung, daß ein solches Werk den Wirrköpfen und Phantasten, die sich gerade auf diesem Gebiete seither so wohl gefühlt hatten, das Handwerk legen werde, schien sich als trügerisch zu erweisen. In den nächsten Jahren gaben Bücher wie Ad. Holtzmann’s „Kelten und Germanen“ (1855) und Frz. Jos. Mone’s „Keltische Forschungen zur Geschichte des Mittelalters“ (1857) lautes Zeugniß, daß die Keltomanen nicht gesonnen waren, sich ihre Kreise stören zu lassen. Eine Schule hatte Z. niemals bilden können, daß aber sein Beispiel und Umgang erzieherisch wirkte, das bewiesen schon die Namenforschungen Ludwig Steub’s und ganz direct die Arbeiten Chr. Wilh. Glück’s, der sich mit Stolz seinen Freund und Schüler nannte und der leider in der A. D. B. IX, 256 ff. als Keltist nicht die verdiente Würdigung gefunden hat.

Und allmählich ist die Saat, die Z. gesät hat, doch reichlicher aufgegangen. Schon Hermann Ebel, der Zeuß’s Forschungen scharfsinnig und mit verfeinerter Methode weiterführte und nach Glück’s Erkrankung und Tod zur Neubearbeitung der „Grammatica celtica“ (Berlin 1871) berufen wurde, war mit diesem Werke aufs innigste verwachsen. Und wenn es heute in England, Deutschland und Skandinavien, in Frankreich und Italien zahlreiche Meister und Jünger der keltischen Philologie gibt, die sich schon um zwei eigene Zeitschriften, eine französische und eine deutsche, schaaren, so weiß man, daß in ihren Kreisen das monumentale Werk, an dem zwei deutsche Gymnasiallehrer in Süd und Nord geschaffen haben, unvergänglich fortlebt, nicht wie ein Orakelbuch, aber wie das lebendige Brot der Wissenschaft.

Zum Biographischen: Chr. W. Glück in den (Münchener) Gelehrten Anzeigen 1857, Nr. 61, 62. — Zur allgemeinen Orientirung über die keltische Philologie: E. Windisch bei Ersch u. Gruber, II. Sect. Bd. 35, S. 132 bis 180. — R. v. Raumer’s Geschichte der German. Philologie kennt den Namen Zeuß nicht! Edward Schröder.

Zeutschner: Tobias Z. wurde um das Jahr 1615 zu Neurode in der Grafschaft Glatz geboren, wo sein Vater Tuchmacher war. Als dieser um seines evangelischen Bekenntnisses willen vertrieben wurde und nach Bergstadt übergesiedelt war, erhielt Tobias hier den ersten Musikunterricht. Schon in seinem 21. Jahre ward er Organist in Oels; im J. 1649 ward er Organist zu

St. Bernhardin in Breslau und 1655 zu St. Maria Magdalena ebenda. Im J. 1654 ward er auch Caesarius notarius publicus. Er starb am 15. September 1675. — Er gab im J. 1660 zu Leipzig heraus: „Musikalische Kirchen- und Hausfreude“ und im J. 1667: „Musikalische Andacht“. Einige der hier veröffentlichten Melodien zu Kirchenliedern sind von ihm selbst; auch hat er einige Kirchenlieder gedichtet.

Walther, Musikalisches Lexikon, S. 656. — Döring, Choralkunde, S. 103 u. 260. — Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder, 5. Bd., S. 422, Nr. 111. l. u.

Zevecote: Jacob Z., niederländischer Dichter des 17. Jahrhunderts. Geboren 1596 zu Gent, studirte er in Löwen die Rechte, trat aber, durch eine unglückliche Liebe veranlaßt, in den Augustinerorden. In Rom gewann er die Gunst des Papstes Urban VIII. Doch gab er nicht nur seiner fortdauernden Liebesleidenschaft für die Thaumantis genannte Geliebte poetischen Ausdruck, sondern auch seinem Haß gegen die spanische Tyrannei, die sein Vaterland zu Grunde richtete. Er entfloh daher nach Holland und gab zugleich seinen geistlichen Stand und den katholischen Glauben auf. Sein Blutsverwandter, der berühmte Gelehrte Daniel Heinsius, nahm sich seiner an. 1626 wurde er als Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Harderwijk angestellt, wo er 1642 starb. Seinen Ruhm verdankte er seinen lateinischen Gedichten, die Leiden 1625 und schon früher in Brabant erschienen. Aber wie Heinsius, das Vorbild unseres Opitz, übertrug er den classischen Stil auch auf die Dichtung in seiner niederländischen Muttersprache. Ein lateinisches Gedicht von Heinsius, de contemptu mortis (Leiden 1625), übersetzte er unter dem Titel „Van de verachting des Doots“. Zevecote's Hauptwerk ist ein Trauerspiel über die Belagerung von Leiden, „Belech van Leyden“ (1626), worauf er später noch „het Onzet (Entsatz) van Leyden“ folgen ließ. Es sind historische Darstellungen in dialogischer Form und mit lebhaften, schwungvollen Chorpartieen, aber ohne Handlung und Charakteristik und allzu breit, voller Beschreibungen. Seine „Sinnebeelden“ (1638), gehören nicht zu dem Besten, was die Zeit an solchen Enblemata, Allegorien und Epigrammen leistete. Dit Gedichte Zevecote's hat Blommaert, (Gent 1840), neu herausgegeben.

Jonckbloet, Geschiedenis d. nl. Lk. 4, 108 fg. Martin.

Zevel: Adam von Z., epochemachend im 16. Jahrhundert in der Reichsstadt Aachen durch seine Bemühungen, die protestantische Lehre in der alten Krönungsstadt auszubreiten, gehörte dem im Herzogthum Limburg, in der Grafschaft Falkenburg, dem Herzogthum Jülich und in Aachen bekannten adeligen Geschlechte an, das nach einem Rittersitz Zevel bei Euskirchen seinen Namen führt, aber auch Zevell, Zievel, Tzievel genannt wird. Nach den von Joseph Laurent herausgegebenen Aachener Stadtrechnungen des 14. Jahrhunderts wurde in den Jahren 1344 und 1376 einem Goswin von Zevell von Seiten der Stadt der Ehrenwein gereicht. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts schweigt die Geschichte Aachens von den Zevel, bis Adam in derselben als angesehener Rathsherr eine Rolle zu spielen beginnt. Er beschäftigte sich mit der Tuchfabrikation und gehörte zu den Männern, welche im geheimen den Lehren der Reformatoren zugethan waren und diese Lehren in weiteren Kreisen zu verbreiten suchten. Die Verbreiter waren vornehmlich solche Fabrikanten, welche in Flandern und Artois vortheilhaften Handel in Wollentuch trieben und verschiedene neue Tucharten von dort aus nach Aachen einzuführen riethen. Ihren reichen Mitbürgern empfahlen sie, dorthin die Söhne in die Lehre zu schicken und erklärten, viele dortige Meister seien geneigt, nach Aachen zu kommen und hier ihre Methode bekannt zu machen. Sie erwirkten beim Rath, daß dieser am 4. October 1544

dreißig niederländischen Familien das Aachener Bürgerrecht gewährte. Deren Gönner erlangten für sie im Rath nicht nur die Erstattung der Reisekosten, sondern auch die Ueberlassung geeigneter Räume und die nöthigen Darlehen für ihre Industrie. Bald erkannten die Bürger, daß die Ankömmlinge der neuen Lehre ergeben waren. Das Send- oder geistliche Gericht zog einzelne derselben zur Verantwortung. Auch Z. hatte zwei auswärtige dem neuen Glauben anhangende Familien für sein Tuchgeschäft herangezogen. Bald hörte man in mannichfaltigen Mundarten Spottlieder gegen Geistliche und katholische Glaubenslehren. Als König Ferdinand diese Zustände erfuhr, besorgte er den Abfall der alten Krönungsstadt vom katholischen Glauben und sandte den Bischof von Artois und den Dr. Hase nach Aachen, um dies zu verhüten. Die beiden Abgeordneten überbrachten den Bürgermeistern und dem Rath ihren Auftrag. Das Leben und die Sitten der Bürger wurden untersucht, einer der letzteren wurde verbannt. Es wurde beschlossen, daß Niemand zum Rath oder einem öffentlichen Amte zugelassen werden sollte, der nicht durch einen siebenjährigen Aufenthalt in Aachen kundgegeben hätte, daß er den katholischen Glauben bekenne; auch sollte keiner mehr in den Bürgerstand aufgenommen werden ohne ein Zeugniß über sein früheres Leben.

Adam v. Zevel, welcher entschieden als Haupt der Protestanten in Aachen hervorgetreten war, wurde im J. 1552 zur Freude seiner Glaubensgenossen zum Bürgermeister gewählt; verließ aber gleich nach der Wahl die Stadt mit der Erklärung, er würde nicht im Stande sein, die Last der Regierung zu tragen, wenn nicht eine Verbesserung des Raths vorgenommen würde und begab sich auf sein dicht an der Grenze des Stadtgebietes in dem Dorfe Bardenberg gelegenes Landgut. In der Frühe des Urbanustages (25. Mai), an welchem nach alter Sitte die Bürgermeister den Amtseid leisteten, lud der Magistrat ihn dazu ein und erklärte, ihm liege nichts mehr am Herzen, als die alte löbliche Sitte, Ordnung und Verfassung in seinem Rath aufrecht zu erhalten. Am 31. Mai leistet Z. den Eid und reicht zugleich eine Schrift ein, welche die von ihm gewünschte Ordnung der Dinge enthält. Der Rath antwortet, die Sache sei so lange zu vertagen, bis die Genossenschaften der Handwerker (artificum), d. h. der Zünfte, damit einverstanden seien, und beugt so einer Gefahr für die Stadt vor. Die nächstfolgenden Jahre blieben die confessionellen Zustände in Aachen ungeändert. Obgleich nach dem Augsburg'schen Religionsfrieden vom Jahre 1555 es gestattet worden war, entweder den katholischen Glauben oder den der Augsburg'schen Confession zu bekennen, so konnte der Rath doch nicht bewogen werden, das Mindeste an dem Bestehenden zu ändern. Er ließ durch den Stadtsyndikus Gerlach Radermacher, einen sehr unterrichteten und umsichtigen Mann, dem Augsburger Reichstage erklären, der Rath sei fest entschlossen, bei dem orthodoxen katholischen Glauben zu verharren.

Als im folgenden Jahre die fremden Tucharbeiter unter dem Vorgeben, sie verständen die deutschen Prediger nicht, und unter dem Schutze des zum zweiten Male zum Bürgermeister gewählten Z. auf ihre Kosten einen französischen Geistlichen beriefen, wurde dieses gleich am 26. Januar 1556 versagt. In demselben Jahre wurden auch die Wiedertäufer aus dem königlichen Sitz und Reich Aachen verbannt.

Der Rath, auf welchen in diesen Jahren von verschiedenen oft sehr einflußreichen Seiten um Gestattung der Ausübung der in Aachen vertretenen Glaubensbekenntnisse eingewirkt wurde, zeigt sich nicht immer consequent in seinen Beschlüssen. Einige der im J. 1556 aus Stadt und Reich Aachen verbannten Wiedertäufer waren zurückgekehrt. Diesen gestattete er ein nächtliches Zusammenommen und das Predigen, andere ließ er verbrennen. Als dreizehn derselben

darüber erschreckt, die Flucht ergriffen, erlaubte er diesen unter dem Versprechen, ihre Irrthümer abzulegen, die Rückkehr. Auf Vermittelungsschreiben der Fürsten und Stände des Augsburg'schen Bekenntnisses von demselben Jahre zu Gunsten ihrer Aachener Glaubensgenossen erwiderte der Rath ablehnend. Auch ein Gutachten, welches um diese Zeit mehrere Abgeordnete des Reichskammergerichts zu Speier aufstellten und das die Altkatholiken in Aachen mit einem Bittgesuch dem Magistrat überreichten, blieb unberücksichtigt. Das Urtheil des Raths ging dahin, es dürfe den Anhängern des neuen Evangeliums weder der Tempel noch der Prediger gestattet werden. Gleich wirkungslos war eine Bitte der Bekenner der Augsburg'schen Confession vom 18. Januar 1559, ihnen auf ihre Kosten einen Prediger zu gestatten. Am 19. März desselben Jahres lief ein zu Frankfurt abgefaßtes Schreiben ein des Pfalzgrafen Otto bei Rhein, des Kurfürsten August von Sachsen, des Markgrafen Joachim von Brandenburg, des Pfalzgrafen Wolfgang in Veldenz und des Herzogs Christoph von Württemberg, in welchem gebeten wurde, daß in Aachen den Bekennern des neuen Evangeliums ein angemessener Ort und ein Redner zur Verkündigung des Wortes Gottes gestattet werde. Daraufhin wandte der Rath sich an die gesammte Bürgerschaft Aachens, ermahnte sie in ernstem und strengem Ton nach der alten einzigen Religion, die Aachen seit seiner Gründung, länger als siebenhundert Jahre bekannt habe, das Leben einzurichten.

Adam v. Z. war unterdessen nicht unthätig. Er sandte seinen Sohn Goswin und Arnold Engelbrecht an den Reichstag nach Augsburg, um Fürsten und Stände um Hülfe zu bitten. Die beiden Abgeordneten richten eine Bittschrift der Aachener Protestanten an die Augsburg'schen religionsverwandten Stände, in welcher sie ausführen, wie der Rath noch immer die Einräumung einer Kirche verweigere, und bitten, man möge einen Abgesandten schicken, der mit dem Aachener Rath verhandele und auch mit dem Herzoge von Jülich tractire, der als Patron der Kirche von St. Foilan angegangen werden soll zur Abtretung derselben. Sie setzen den Nutzen auseinander und erbieten sich, den betreffenden Abgeordneten auf ihre Kosten mit der Post hinabzuschicken. Die Augsburg'schen Confessionsverwandten sandten darauf den Licentiaten Wenzel Zuleger nach Aachen. Dieser kommt am 13. Juni dort an und erfuhr, daß ein Schreiben König Philipp's II. von Spanien vom 15. Mai 1559 aus Brüssel an Aachen vorliege, in welchem der König bittet, man möge den Sectirern aus den Niederlanden keine Hülfe und keine Wohnung gewähren und die katholische Religion unterstützen und befördern. Der Rath erwiderte, daß er nicht über Sectirer, die sich bei ihm eingeschlichen, zu berichten wisse, wahr wäre aber, daß etliche der Augsburg'schen Confessionsverwandten sich bei ihm niedergelassen hätten, die er, so lange sie sich wohl verhielten, nicht ausweisen könne. Da ihm aber über einige Sectirer berichtet werde, so wolle er gewiß gegen dieselben mit allem Ernst und Fleiß handeln, das solle Seine Majestät zu ihm versehen.

Wegen Abwesenheit der Bürgermeister überreichte Zuleger erst am 18. sein Begleitungsschreiben, hielt am folgenden Tage, Montag, seinen Vortrag und ließ Copie seiner Instruction zurück. „Es ist aber der Brauch der Stadt Aachen", sagt er, „daß hochwichtige Sachen, sonderlich diejenigen, die Mutationen bewirken, nicht in dem gewöhnlichen Kleinen Rath, sondern von dem Großen verhandelt zu werden pflegen, in welchem wol über die hundert Personen zu sitzen pflegen. Aber sie stimmen nicht nach Köpfen, sondern nach Zünften, also daß etwa acht Personen ein Votum abgeben, und sind derselben fünfzehn. So ist nun diese Sache auch verhandelt worden." Man wurde am Montag nicht fertig. Zuleger vernahm, es seien „ein großes Theil grob unwissender leutt" darunter, die von der Augsburg'schen Confession und von dem Religionsfrieden nichts

wüßten. Er brachte es zuwege, daß diese beiden Stücke im Rath vorgelesen wurden, der am 20. Juni kurz und einfach erklärte, er würde in der Religion keine Aenderung zulassen oder gestatten. Zunächst replicirte Zuleger darauf mündlich, übergab dann eine Schrift, in welcher ausführlich mitgetheilt wurde, daß die Erfüllung des Begehrens der Reichsstände der Stadt nur Vortheile bringen könnte; er erbot sich auch noch zu weitern Berathschlagungen und bemerkte in Betreff des Reichstages, „daß jedenfalls von hiervor bewilligten Reichsabschiede des Jahres 55 nichts abgenommen, sondern derselbe bis zu endlicher Vergleichung in der Religion stet und fest bleiben sollte". Der Rath berieth noch einen ganzen Tag und antwortete Mittwoch Nachmittag: „ein ehrbarer Rath müsse nochmals das gestellte Begehren abschlagen, weil in diesen Niederlanden sonst Niemand von den Ständen eine Aenderung in der Religion vorgenommen hätte und sie also die ersten sein würden." Zuleger verstand dies in dem Sinne, „daß die Furcht vor Brabant und Jülich die eigentliche Ursache der Weigerung sei", deshalb bat er um eine nochmalige Sitzung auf Donnerstag. In dieser hält er ihnen vor, was für eine faule Ausflucht es sei, daß einer nicht recht thun wolle darum, daß seine Nachbarn auch nicht recht thäten. Er führt dann als Beispiele an den Grafen von Horn, Niederwesel, Duisburg, Soest — auch der Herzog von Jülich halte sich einen Prädicanten. Den 22. Juni gab der Rath durch seinen Bürgermeister Ellerborn dieselbe Antwort. Im Rath soll aber große Spaltung und Dissension geherrscht, mehrere die Theilnahme an den Verhandlungen verweigert haben. Der eine Bürgermeister, Adam v. Z., hat auch die Antwort nicht mit überbracht. Die Protestanten haben unterdessen in ihren Häusern gebetet.

Von Aachen begab Zuleger sich nach Cleve zum Herzog Wilhelm von Jülich, der bereits von den Unterhandlungen in Aachen unterrichtet war. Er ließ sich am 25. Juni beim Herzoge melden, der ihn an den Rath verwies, der aus dem Kanzler Ottenschläger, dem Marschall und den Kämmerern bestand. Der Herzog antwortete folgenden Tages: „Da die Sache Aenderung der Religion, mutationem religionis, betreffe, so könne er ohne Rath und Vorwissen seiner Landschaft nichts thun, also jetzt noch nicht abschlagen oder zusagen. Obgleich viele muthwillig böse leutt in Aachen seien, wolle er nicht, daß dort die Religion, die von jeher daselbst gewesen, geändert werde." Zuleger bat noch um eine präcise, definitive Antwort; der Herzog ließ aber wörtlich dasselbe wiederholen. Durch eine Privataudienz erreichte Zuleger kein besseres Resultat. Er kehrte nach Aachen zurück, wo ein Schreiben König Ferdinand's d. d. Augsburg 1559 des Inhaltes angekommen war, die Stadt solle sich mit dem Botschafter der protestantischen Stände nicht einlassen, sondern abwarten, bis eine ansehnliche stattliche Gesandtschaft vom König und Reich hingesandt worden. Das Schreiben habe wenig gefruchtet, meint Zuleger; „allein (nur) das es etliche Redlersfüerer und die Pfaffen, die schon etwas gedempft waren, wider möcht erquickt haben." Am 6. Juli war Zuleger wieder in Augsburg. Mit den „armen Cristen" hatte er verabredet, sie sollten sich ruhig verhalten, fleißig berichten und den confessionsverwandten Ständen vertrauen. Da der Herzog von Jülich manches ungehindert geschehen lasse, ein Bürgermeister, Adam v. Z., und einzelne Rathsglieder nicht ungeneigt seien, so bitten die „armen Cristen", man möge ihnen einen eifrigen, gelehrten und verständigen Kirchendiener schicken, um in einer Pfarrkirche zu predigen, wo ein Mönch Pfarrherr sei, der schon geraume Zeit willens gewesen, „die Kutte abzuwerfen und sich zu Gott zu begeben". Sollte das erfolgen, dann haben die Confessionsverwandten den Vorschlag: weil der eine Bürgermeister und dann viele vom Rath der Confession zugethan sind, so sollen sie durch ihr Ansehen und für ihren Theil den Prediger in einem Spital, das sie zu verwalten

haben, predigen lassen und ihn darin schützen und handhaben. Es sei kein Zweifel, daß, wenn er acht Tage predige, geschweige einen Monat, fast die ganze Stadt auf ihre Seite treten würde. Es kenne Jedermann die Pfaffen und ihren Haufen, so sich besonders an diesem Orte vor anderen übel verhalten. Der von den Ständen von Augsburg gesandte Prediger soll den Schreiern das Maul stopfen!

Der erwählte Erzbischof von Köln, Gebhard Graf von Mansfeld, zeigte von Brüel aus den 2. Juli 1559 dem Aachener Magistrat an, daß der Bischof von Lüttich, Robert II. von Berghen und der Herzog Wilhelm von Jülich vom Kaiser mit einer commissarischen Untersuchung der religiösen Angelegenheiten Aachens betraut seien und daß bald Räthe abgesandt werden würden. Bis dahin möge man sich jeder Neuerung enthalten.

Am 18. August ermahnte von Augsburg aus der Pfalzgraf Friedrich III., der Kurfürst Wolfgang von der Pfalz, der Herzog Christian von Württemberg den Magistrat, die aus anderen Gegenden vertriebenen Christen aufzunehmen und zu beschützen.

Da diese Botschaften und Briefe große Aufregung in der Bevölkerung veranlaßten, ließ der Rath am 29. August den Inhalt aller vorgenannten Zusendungen, auch den Passauer Vertrag vom Jahre 1552, zusammenstellen und den einzelnen Collegien der Handwerker und Zünfte vorlegen und erwartete darüber die Ansicht derselben, vor allem aber darüber, was in Bezug auf die von außen vertriebenen Ankömmlinge zu halten sei. Dann wurden am 30. August aus den Mitgliedern des Raths sechs gewählt mit dem Auftrage, die Schreiben durchzusehen und zu ordnen. Noch war der Rath mit dieser Angelegenheit beschäftigt, als Klagen einliefen, daß trotz des Verbotes des Raths geheime religiöse Versammlungen stattfänden, die von Adam Zevel begünstigt würden. Die zur Untersuchung der Acten und Schriften gewählten Herren erklärten, ihre Arbeiten nicht eher aufnehmen zu wollen, als bis die Störer des öffentlichen Friedens und die Verächter der Obrigkeit ihre Strafe erhalten hätten. So wurden verschiedene Wirthe festgenommen, unter ihnen auch der Z. nahestehende Wirth des Appretirhauses domus clandriae, der Wohnung v. Zevel's. Die Akatholiken ersannen ein Mittel, die Bürger einzuschüchtern und gleichzeitig gegen die angesehenern Katholiken einzunehmen, indem sie durch einen Juden, Johannes Levita, fälschlich das Gerücht verbreiten ließen, in der Stadt werde ein Aufruhr vorbereitet, zu welchem Waffen und Patronen in den Wohnungen jener Katholiken lagerten. Johannes Levita wurde auf Befehl des Magistrats durch den Bürgermeister aus dem Schöffencollegium, Dr. Gerhard Ellerborn, und den Stadtsecretarius Hubert Münster gerichtlich angeklagt und zum Tode verurtheilt. Am 22. September versammelte der Bürgermeister v. Z. den Rath. Dieser erklärte, man müsse an der Meinung der Zünfte festhalten und die Eindringlinge aus Stadt und Gebiet verweisen. Darauf erhoben sich viele Rathsherrn und verließen unzufrieden die Sitzung. Auch einzelne Beamte, Weinmeister, Werkmeister folgten dem Beispiel und schickten die Amtsschlüssel zurück. Schließlich trat auch v. Z. von seiner Stellung zurück mit der Erklärung, er könne in so aufgeregten Zeiten sein Amt nicht fortführen. Der Rath wählte ungesäumt den Franco Block zum stellvertretenden Bürgermeister und decretirte, daß von den Ausgetretenen fernerhin keiner in den Rath aufgenommen und daß an ihre Stelle andere gewählt werden sollten.

An demselben 22. September wurde durch Schellenklang der Rathsbeschluß bekannt gemacht, daß alle Ankömmlinge, welche noch nicht in die Bürgerschaft aufgenommen seien, innerhalb 17 Tagen ein Zeugniß ihres früheren Verhaltens, des friedlichen Auszuges aus ihrem frühern Wohnorte und ihres katholischen Glaubens vorzuzeigen hätten, widrigenfalls sie Stadt und Reich Aachen verlassen

sollten. Letzteres sollte auch von denjenigen Akatholiken verlangt werden, welche schon in die Bürgerschaft aufgenommen seien. Die Jugend sollte in den Schulen vor ketzerischer Lehre bewahrt werden, die Stadtwache zahlreicher und sorgfältiger sein.

Obgleich v. Zevel's Gesinnung jedem klar war, lud der Magistrat ihn dennoch am 26. September ein, sein Amt fortzusetzen. Da er widerstrebte und Ausflüchte machte, wählte man den Franco Block an seine Stelle, d. h. machte ihn zum regierenden Bürgermeister. Gegen Eingewanderte und solche, welche ihren Aufenthalt über die erlaubte Frist ausdehnten, verfuhr man schärfer, indem man sie entweder festnahm oder augenblicklich aus der Stadt wies.

Als am 15. Februar des Jahres 1560 im Großen Rathe beschlossen wurde, daß, wenn religiöse Angelegenheiten debattirt wurden, diejenigen abtreten sollten, welche eine Petition des Goswin v. Zevel und Arnold's Engelbrecht um Gestattung eines Predigers unterzeichnet hatten, protestirten am folgenden Tage, als der Beschluß im versammelten Rath vorgelesen wurde, sechs angesehene Rathsmitglieder und erklärten, daß sie durch die Bitte, einen eigenen Prediger zu erlangen, nichts der Gemeinde Nachtheiliges gethan und verlangten, daß der Beschluß im Rathsbuch ausgestrichen werde. Da Letzteres nicht gewährt wurde, verließ der eine derselben, Hermann v. Bartolf, den Rath unter dem Vorwurf, dieser sei Kläger und Richter. Ein Gleiches thaten noch zwei Andere.

Nachdem am 13. und 15. Mai Z. vor versammeltem Rath sich heftig ausgesprochen hatte, wurde er am 31. desselben Monats für immer aus Stadt und Reich Aachen verbannt. Die neuerwählten Bürgermeister Johann Ellerborn und Stephan Wolf hatten am 2. Mai den Eid geleistet und gelobt, dem katholischen Glauben treu zu bleiben. Damit schlossen für Aachen die religiösen Bewegungen für die nächsten Jahre äußerlich ab. Wo Z. nach seiner Verbannung lebte, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich in der Nähe Aachens auf seinem Gut bei Bardenberg, von wo aus er seinen Glaubensgenossen in Aachen mit seinem Rathe zur Seite stehen konnte.

Trotz der strengen Verordnungen des Raths und der Zünfte vom 7. März 1560 waren viele Gegner der katholischen Lehre in Aachen geblieben und zu Einfluß gelangt. Wenn auch der Rath in einem Beschluß vom 29. Juni 1574 äußerlich an der alten Strenge festhielt, so gelang es doch schon am 23. Juli desselben Jahres den Bekennern der neuen Lehre bei demselben durchzusetzen, daß neben den Katholiken auch Anhänger der Augsburg'schen Confession in den Rath gewählt werden durften unter dem Vorbehalte, daß in Angelegenheiten des Glaubens nichts geändert werden dürfte! Es strömten nun Bekenner der verschiedensten religiösen Richtungen, besonders aus den Niederlanden, nach Aachen und erhielten das Bürgerrecht. Seit dem Jahre 1574 gewannen die Protestanten allmählich das Uebergewicht in der Regierung. Z. kehrte aus der Verbannung zurück und wurde 1580 zum Bürgermeister gewählt; im folgenden Jahre war sein Bruder Peter v. Zevel in diesem Amte.

Herzog Alexander von Parma, Statthalter der Niederlande, hatte im September 1579 und im Januar 1580 den Rath ermahnt, das Ueberhandnehmen der religiösen Secten in Aachen zu verhüten und den orthodoxen katholischen Glauben daselbst zu befördern. In den Monaten April und Mai 1580 reichen die Protestanten dem Rath eine Bittschrift ein, in welcher sie gebieterisch als ein ihnen zustehendes Recht die freie Ausübung des Glaubens und ein demselben angemessenes Local verlangen. Alsbald eröffnet ein abtrünniger Augustinermönch religiöse Versammlungen, bei welchen der Goldarbeiter Johann Kalkberner, ein Jülicher (A. D. B. XV, 25 f.) ihm zur Seite stand. Es sandten wiederholt Abmahnungsschreiben an den Magistrat der Kaiser Rudolf II., Gerard

von Groesbeck, Cardinal und Bischof von Lüttich, der Herzog Wilhelm von Jülich, der Herzog von Parma; es mahnten ferner ab der Dechant des Marienstifts, Franz Voß, das Stiftscapitel, der dem alten Glauben treu gebliebene Theil des Raths und der Bürgerschaft. Das Gesuch der Protestanten wurde abgelehnt. Der Herzog von Jülich sandte am 2. Mai den Werner von Gimmenich und Walther Fabricius nach Aachen, um die dort entstandenen neuen Glaubensmeinungen zu bekämpfen und deren Verbreiter zu entfernen. Der Herzog erklärte am 7. Juli, er könne den Protestanten die freie Religionsübung darum nicht gestatten, weil die Stände des Reichs dieselbe nur dort erlaubt hätten, wo sie früher bestanden hätte. Vom 31. Juli bis zum 2. August fand in dem Hause Loewenstein in der Elsschornsteinstraße eine Disputation zwischen einem lutherischen und einem calvinischen Prediger statt über die Person Christi und über das Abendmahl, über welche Peter a Beeck (A. D. B. II, 243 f.) in seinem Aquisgranum S. 272 ff. ausführlich berichtet. Ein Antrag der Calviner auf freie Ausübung ihres Glaubens wurde im J. 1580 von dem confessionell sehr gemischten Rath abschlägig beschieden. Am 2. September ermahnte der Herzog Wilhelm von Jülich den Adam v. Z., seinem Versprechen nachzukommen und die ungewöhnlichen Versammlungen zu verbieten. Ihm sei zu Ohren gekommen, daß am Bartholomäustage ein dem Augustinerkloster entsprungener Mönch eine solche abgehalten habe, wobei der kaum dem Knabenalter entwachsene Johann Kalkberner als Diener fungirt habe. Der von Vogt und Meyer Festgenommene sei durch die Bemühungen Adam v. Zevel's wieder freigegeben worden. Z. wird ermahnt, seinem gegebenen Versprechen nachzukommen und in Aachen alles in den frühern Stand zu bringen. Hier verschwindet Z. aus der Geschichte Aachens. Das von ihm begonnene Werk wurde von seinen Anhängern, namentlich von dem vorstehend genannten Johann Kalkberner mit solchem Erfolge fortgesetzt, daß vom Jahre 1583 bis zum Jahre 1598, wo auf Befehl Kaiser Rudolf's II. die Execution der Reichsacht über dasselbe erging, Aachen als eine protestantische Stadt gelten konnte. Die v. Zevel gehören zu den 1602 mit Strafsummen belegten Personen und verschwinden dann aus der Geschichte der Stadt.

Man vgl. Fahne, Gesch. der Köln., Jülichschen und Bergischen Geschlechter, S. 463. — Slangen, Bijdragen tot de geschidenis van het Herdogdom Limburg, Amsterdam 1865. — Die Familie der Freiherrn von Fürth. Sonderabdruck des Herold. Berlin 1873, Anhang S. 5 f., zusätzliche Bemerkung 1 ff. — Meyer, Aachische Gesch. 1781. — Haagen, Gesch. Aachens, 1874, II, S. 137 ff. Haagen.

Zezschwitz: Karl Adolf Gerhard von Z., lutherischer Theologe, † 1886. Z. war einer der geistvollsten Vertreter der Disciplin der „Praktischen Theologie“ in Deutschland; seine hauptsächliche Lebensarbeit vollzog er auf der Universität Erlangen. Er stammte aus dem Königreiche Sachsen, wo er am 2. Juli 1825 zu Bautzen in der Oberlausitz geboren wurde; sein Vater war Präsident des kgl. Appellationsgerichts daselbst. Von Ostern 1846 an studirte er in Leipzig Theologie und wurde Harleß' begeisterter Schüler. Nach Absolvirung seiner theologischen Prüfungen kam er 1852 ins kirchliche Amt als Substitut eines alternden Geistlichen in dem Dorfe Großzschocher bei Leipzig, wo er sich mit Elisabeth v. Gersdorf verheirathete, die aber bald nach der Geburt eines Kindes starb. 1857 (22. Januar) habilitirte er sich als Privatdocent der Theologie an der Universität in Leipzig, nachdem er vorher (1856) von der theologischen Facultät daselbst zum Lic. theol. promovirt worden war; gleichzeitig (1856) war er zum zweiten Universitätsprediger daselbst ernannt worden. Auch hatte er sich wieder verheirathet (mit Julie geb. Meier aus Nürnberg, einer Freundin seiner ersten Frau). Seine Vorlesungen erstreckten sich wesentlich auf

neutestamentlich-biblische Themata. Doch fühlte er sich schon 1861 derartig überarbeitet, daß er sich mit seiner Familie von Leipzig wegbegab. In der Stille von Neuendettelsau suchte und fand er Muße, den ersten Band seiner „Katechetik" herauszugeben. Aber sein lebhafter Geist sehnte sich alsbald wieder nach mündlicher Lehre. Gelegenheit fand er dafür in Vortragscyklen, die er privatim 1863 bis 1865 in Frankfurt a. M., Darmstadt und Basel hielt; dieselben erschienen unter dem Titel „Apologie des Christenthums nach Geschichte und Lehre" (Lpz. 1866, 2. Aufl. 1868). 1865 wurde er Professor in Gießen, 1866 (als Nachfolger von Theod. Harnack) in Erlangen, von wo er schon vorher zum Dr. theol. h. c. promovirt worden war. Erst jetzt trat er auf die Höhe seines Wirkens und Schaffens. Er lehrte hier die „Praktische Theologie", dazu Pädagogik und Didaktik, und wurde 1867 Universitätsprediger an Stelle des alternden Thomasius. Vom Katheder und von der Kanzel übte er bald eine starke Zugkraft aus und durch die sorgsame Leitung des homiletischen und katechetischen Seminars erwarb er sich große Verdienste. Daneben rief er 1868 ein theologisches Studienhaus ins Leben, an dessen wöchentlichen Besprechungen er gleichfalls theilnahm. Im J. 1885 legte er das Predigtamt nieder; 1886 am 20. Juli entschlief er sanft.

Als Prediger war Z. ausgezeichnet durch Glaubensfreudigkeit, Originalität der Rede und herzandringende Kraft; populär zu predigen war nicht seine Gabe. (Es erschien von ihm 1860 eine Predigtsammlung; 1864 eine zweite unter dem Titel „Zeugnisse vom guten Hirten".) In seiner theologischen Richtung folgte er einer so streng lutherischen Auffassung vom Wesen und Wirken der Kirche, daß er nicht bloß die principielle Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Angehörigen anderer evangelischen Gemeinschaften entschieden bekämpfte, sondern selbst die Ausnahme- und Nothfälle, wo das Abendmahl dennoch gewährt werden könne (wie z. B. den Lutheranern in der Union), auf das äußerste Maß beschränkt wissen wollte. Er hielt das für Kirchentreue, zu der er sich verpflichtet glaubte. Katholisirenden Tendenzen aber, wie die Vilmar'sche Ueberordnung des Amtes über die Gemeinde, hat er nie das Wort geredet, und wo nicht direct kirchliche Dinge in Frage standen, hat er stets ökumenisch-christlichen Sinn bewährt.

Schriften: Sein Hauptwerk „System der Katechetik", 1. Bd., Lpz. 1863; 2. Bd., 1. Abth. Lpz. 1864; 2. Aufl. 1871; 2. Abth. 1. Hälfte auch unter dem Titel „Der bibl. Unterricht in der Volksschule" 1869 u. 74, 2. Hälfte 1872. (Eine Theorie des kirchlichen Unterrichtes im weitesten Umfange.) Was in diesem Werke theoretisch gefordert wird, ist praktisch ausgeführt in seiner Schrift „Die Christenlehre im Zusammenhange", 3 Abth. 1880—85 (Zehn Gebote, Glaube, Gnadenmittellehre und seelsorgerlicher Confirmandenunterricht). — „System der praktischen Theologie" (Lpz. 1878); „Lehrbuch der Pädagogik" (Lpz. 1881). Aus seiner Beschäftigung mit der deutschen Litteratur erwuchsen seine Schriften 1. „Vom römischen Kaiserthum deutscher Nation. Ein mittelalterliches Drama nebst Untersuchungen über die byzantinischen Quellen der deutschen Kaisersage" (Lpz. 1877); sodann 2. „Das Drama vom Ende des römischen Kaiserthums und von der Erscheinung des Antichrists nach einer Tegernseer Handschrift des 12. Jahrhs." (Lpz. 1878); dazu ein Vortrag „Der Kaisertraum des Mittelalters nach seinen religiösen Motiven" (Lpz. 1877). Die anderen wichtigeren Schriften (Predigten, Apologie) sind oben erwähnt; andere minder bedeutende werden in dem ausführlichen Artikel Th. Ficker's über Z. [s. unten] angegeben, der hier besonders benutzt ist.

Vgl. Th. Ficker, Art. „Zezschwitz" in der Realencyklopädie f. Th. und K. 2. Aufl. 18, 427—440. — Allg. ev. luth. Kirchenzeitung, hrsg. v. Luthardt 1886 Nr. 39 u. „Zur Erinnerung an G. v. Zezschwitz". Lpz. 1887.

P. Tschackert.

Zezschwitz: Hans Gottlob von Z., königlich sächsischer General der Cavallerie, wurde am 3. August 1736 zu Piskowitz bei Kamenz geboren, trat 1752 beim Chevaulegersregimente Prinz Albrecht in den Dienst, nahm, 1757 zum Premierlieutenant befördert, mit den aus Polen gekommenen Reiterregimentern, welche zuerst General v. Nostitz und, nachdem dieser seinen bei Leuthen erhaltenen Wunden erlegen war, ein anderer Z., damals Generalwachtmeister, befehligte, seit 1760 aber als Adjutant des Prinzen Albrecht, beim österreichischen Heere an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges theil, trat nach Friedensschluß in das Regiment zurück, stand während des Bairischen Erbfolgekrieges bei der vom General v. Benkendorff befehligten Cavallerie und wurde 1779 zum Oberst und zum Commandeur des Chevaulegersregiments Herzog von Kurland befördert. Seit 1792 Generallieutenant und Generalinspecteur der Cavallerie führte er von Ende October 1794 bis September 1795 das Commando über das gegen 10 000 Mann starke sächsische Reichscontingent. Wichtige Ereignisse trugen sich während seiner Befehlsführung in der Gegend zwischen Main und Neckar, wo das Contingent Verwendung fand, nicht zu; Gesundheitsrücksichten veranlaßten seine Entbindung von der Stellung. Als Sachsen zur Theilnahme am Kriege Preußens gegen Frankreich mobil machte, wurde Z., der seit 1802 General der Cavallerie und Generalcommandant der Garde du Corps war und auch im Herbst 1805 ein in Erwartung kriegerischer Ereignisse im Südwesten des Kurfürstenthums aufgestelltes Beobachtungscorps von 15 000 Mann befehligt hatte, zum commandirenden General ernannt. Er verfügte über 809 Officiere, 21 144 Mann, 4594 Pferde und war an die Befehle des preußischen Generals Fürst Hohenlohe-Ingelfingen gewiesen. In der von diesem ausgegebenen Ordre de bataille erscheinen seine Truppen als die 2. Division, die des linken Flügels. Ein Theil derselben war schon in die unglücklichen Gefechte verwickelt, welche die Heeresabtheilung des Generals von Tauentzien am 8. und 9. bei Schleiz zu bestehen hatte; Z. nahm die letztere bei Mittelpöllnitz auf, sicherte ihren Rückzug und blieb dort bis zum 10. stehen, an welchem Tage das ebenfalls unglückliche Treffen bei Saalfeld, wo auch sächsische Truppen fochten, ihn nöthigte, nach Jena zurückzugehen. In der hier am 14. geschlagenen Schlacht gab er den ihm angewiesenen Posten an der Schnecke erst auf, als jede Hoffnung eines günstigen Ausganges verschwunden war. Dann zog er mit der in vollster Ordnung zurückgehenden Infanteriebrigade Nehrhoff ab. Man drang in ihn die Infanterie zurückzulassen und sich mit drei Schwadronen sächsischer Carabiniers, welche zur Stelle waren, durchzuschlagen. Endlich gab er nach, das Unternehmen glückte und schließlich konnte er noch durch Angriffe kleinerer Reiterabtheilungen den Abzug fliehender Infanterie decken. Er suchte nun von den Trümmern seines Corps zu sammeln, was er konnte, und es gelang ihm in Barby, dem von ihm bestimmten Versammlungsorte, einen großen Theil der weit Zerstreuten zusammenzubringen. Er hatte Barby — nicht Magdeburg, wohin der preußische Rückzug ging — gewählt, weil die Stadt innerhalb der Landesgrenzen lag, und erhielt hier am 21. October den erwarteten Befehl, in Gemäßheit des abgeschlossenen Neutralitätsvertrages in die Friedensgarnisonen abzumarschiren. Fortan nicht mehr verwendet, blieb er bis 1815 auf Wartegeld, wurde dann pensionirt und ist am 20. Juni 1818 zu Dresden gestorben.

Mittheilungen des königlich sächsischen Kriegsarchivs zu Dresden. — Schuster und Francke, Geschichte der königl. sächs. Armee, II, Leipzig 1885. — v. Montbé, Die kursächsischen Truppen im Feldzug 1806, Dresden 1860.

B. v. Poten.

Zezschwitz: Joachim Friedrich Gotthelf von Z., königl. sächsischer General der Cavallerie, am 5. Mai 1740 zu Piskowitz bei Kamenz geboren,

trat 1758 als Premierlieutenant beim Kürassierregimente Graf Vitzthum in das Heer, nahm mit dem Benkendorff'schen Kürassierregimente theil am Bairischen Erbfolgekriege, wurde 1786 als Oberst Generaladjutant des Kurfürsten, 1789 Commandeur des Chevaulegersregiments Prinz Karl von Kurland, 1792 Generalmajor und Chef des Carabinierregiments, befehligte 1795/96 am Rheine die sächsische Cavallerie, rückte 1800 zum Generallieutenant auf und stand im Kriege des Jahres 1806, unter dem Oberbefehle seines Bruders, des Generals Hans Gottlob v. Z. (s. o.), wiederum an der Spitze der sächsischen Reiterei. Bei der Mobilmachung zum Kampfe gegen Oesterreich im J. 1809 wurde ihm das Commando des 16 500 Mann starken sächsischen Contingents übertragen, welches zum 9. Corps der französischen Armee unter dem Marschall Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, gehörte. Neben seinen Obliegenheiten als höchster Officier der Hilfstruppe führte er das Commando der 1. der beiden sächsischen Divisionen, zu denen noch eine schwache französische trat. Die Leistungen der Sachsen trugen denselben Bernadotte's Anerkennung in hohem Grade ein, Napoleon gestand ihren Werth nur widerwillig zu. Zezschwitz' Verdienste wurden durch Verleihung des Commandeurkreuzes vom Heinrichsorden und der Ehrenlegion gewürdigt. Bei der im J. 1810 vorgenommenen Neugestaltung des Heeres wurde er als General der Cavallerie auf Wartegeld gesetzt und 1815 pensionirt. Am 28. Juni 1820 starb er unvermählt an seinem Geburtsorte.

Mittheilungen des königlich sächsischen Kriegsarchivs zu Dresden. — Exner, Die Antheilnahme der königlich sächsischen Armee am Feldzuge gegen Oesterreich im J. 1809, Dresden 1894. B. v. Poten.

Zezschwitz: Johann Adolf von Z., königlich sächsischer Generallieutenant und Kriegsminister, wurde am 1. März 1779 zu Taubenheim in der Oberlausitz geboren und in der evangelischen Brüdergemeinde zu Uhyst erzogen. Nachdem er seit 1796 zu Leipzig die Rechte studirt und seinen dortigen Aufenthalt mit einer glänzend ausgefallenen Prüfung beschlossen hatte, trat er in das Heer, in welchem er bereits 1797 zum Lieutenant beim Carabinierregimente ernannt worden war; während des Feldzuges vom Jahre 1806 gehörte er als Ordonanzofficier dem Stabe seines Oheims, des Generals Hans Gottlob v. Z., an und wurde von diesem mit der Nachricht von der Niederlage bei Jena an den König Friedrich August gesandt, dessen Bekanntschaft er bei dieser Gelegenheit machte. Im J. 1809 rückte er als Sous-Chef des Generalstabes der 2. Division (General v. Polenz) des vom Marschall Bernadotte befehligten 9. Armeecorps in das Feld, zog die Aufmerksamkeit des Marschalls auf sich und ward mit den Entwürfen für die Neugestaltung des sächsischen Heerwesens in das Land geschickt; als jene Pläne zur Ausführung gelangten, wurde Z., welcher 1807 zum Premierlieutenant aufgerückt und 1809 nicht nur Hauptmann, sondern bald darauf auch Major geworden war, Generalstabsofficier bei der von General v. Gutschmidt befehligten Cavalleriedivision, eine Stellung, welche er bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1812, gleichzeitig zum Oberstlieutenant befördert, mit der als Commandeur des Ulanenregiments Prinz Clemens vertauschte. Mit drei Escadrons desselben gerieth er am 27. Juli durch das unglückliche Treffen von Kobryn mit einer durch den General v. Klengel befehligten größeren Abtheilung nach tapferer Gegenwehr in unverschuldete Gefangenschaft, vergebens hatte er versucht sich durchzuschlagen. Erst Ende 1813 kehrte er nach Sachsen zurück; am Feldzuge des nächsten Jahres nahm er im Stabe des Oberbefehlshabers des 3. deutschen Armeecorps, zu welchem die neuaufgestellten sächsischen Truppen gehörten, des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, in Flandern und im nördlichen Frankreich theil. Nach Friedensschlusse begleitete er den Herzog auf einer Reise nach Paris und nach England. Als Anfang Juni jenes Corps aufgelöst und

unter dem Commando des Generallieutenant Freiherrn v. Thielmann aus den sächsischen Truppen ein gesondertes Corps gebildet wurde, ward Oberst v. Z. jenem als Chef des Generalstabes beigegeben. In dieser Stellung befand er sich bei Beginn des Feldzuges vom Jahre 1815 und, nachdem der in preußische Dienste getretene Thielmann Mitte April das Corps verlassen hatte, fielen ihm die Leitung der Geschäfte während der Maiereignisse von Lüttich und demnächst die Aufgabe zu, die sächsischen Truppen nach Westfalen zu führen, wo die Scheidung in einen preußisch werdenden und in einen sächsisch bleibenden Theil vor sich ging. Er hat über die Geschehnisse dieser Zeit eine „Actenmäßige Darstellung der königlich preußischen Decimation des seinem Eide treugebliebenen sächsischen Heeres im J. 1815" niedergeschrieben, welche Leipzig 1850 durch den Druck veröffentlicht ist. Dann trat er als Chef des Generalstabes unter dem General v. Gablenz zu dem Contingente von 5000 Sachsen, welche zu dem in Frankreich stehenden Besatzungsheere des Herzogs von Wellington gehörten, und führte diese, 1817 zum Generalmajor befördert, Ende 1818 in die Heimath zurück, ging zunächst als Bundes-Militärbevollmächtigter nach Frankfurt und wurde 1821 der Nachfolger Zeschau's (s. o. S. 103) als Präsident der Kriegsverwaltungskammer, zehn Jahre später aber, als diese Stellung umgewandelt wurde, Staats- und Kriegsminister. Als solcher hat er, schlagfertig und redegewandt, namentlich in der Ständeversammlung, dem Heere wichtige Dienste geleistet, bis Rücksicht auf die eigene Gesundheit ihn zum Rücktritte nöthigte. Er wurde am 5. Sept. 1839 zum Commandanten der Festung Königstein ernannt und ist als solcher am 3. März 1845 gestorben.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 23. Jahrg., I, Weimar 1847. — Schuster und Francke, Geschichte der königlich sächsischen Armee, 2. und 3. Theil, Leipzig 1885. B. v. Poten.

Ziani: Marc Antonio Z., Componist, 1653 zu Venedig geboren, ein Neffe des venezianischen Tonsetzers Pietro Andrea Z., hatte sich daselbst frühzeitig als Opern- und Oratoriensetzer bekannt gemacht. Sein Oratorium: „Il giudizio di Salomone" widmete er dem musikliebenden Kaiser Leopold I. Es glückte ihm, am 1. April 1700 die Vicecapellmeisterstelle am kaiserlichen Hofe zu erhalten. Zu Neujahr 1712 rückte er zum Hofcapellmeister vor und versah dieses Amt bis zu seinem am 22. Januar 1715 zu Wien erfolgten Tode. Sein Nachfolger ward dann Johann Josef Fux. Z. war einer der vielen Italiener, die man aus dem Süden her an den Wiener Hof verschrieb, und welche hier in der in musikalischem Betracht damals ganz verwälschten Kaiserstadt bald zu den einträglichsten und einflußverschaffenden Aemtern und Würden gelangten. Wie die meisten seiner Landsleute war auch Z. ungemein fruchtbar und betrieb das Componiren (meist auf Bestellung) in schwunghafter Weise. Daheim hatte er contrapunktische Studien gemacht, was ihm als Kirchencomponisten zu statten kam. Daneben pflegte er den bel canto nach dem Maaß seiner bescheidenen Begabung und erwies sich hiebei als geschult, aber ohne Neuheit und hervorstechende Eigenart. Hierin stand er hinter seinen Zeitgenossen Lotti und Caldara, denen er überhaupt in keiner Hinsicht gewachsen war, weit zurück. Bei Hoffestlichkeiten war er mit Erzeugnissen seiner Mache rasch zur Hand. So schrieb er 1706 die Cantate „L'Ercole vincitor dell' invidia", sowie 1709 die „festa in musica": „Il Compidoglio ricuperato" zum Namenstag des Kaisers Josef I., 1706 die Oper „Meleagro" zum Geburtstag dieses Monarchen. Im selben Jahre setzte er zur Feier des Geburtstages der Kaiserin Amalie Wilhelmine das dramatische Schäferspiel „La Flora" in Musik, drei Jahre später schrieb er zum gleichen Anlaß die Oper „Chilonida". 1714 stellte er zum Namensfest des Kaisers Karl VI. die Oper „Andromeda" fertig und zum Namenstag der Kaiserin

Elisabeth Christine den ersten Act der im Verein mit Negri und Caldara componirten Oper „L'Atenaide“. Im Hofdienst erwies er sich, wie man sieht, recht verwendbar, nicht so gut vermochte er sich in den Musendienst zu schicken. Seine Opern waren in dramatischem Betracht gänzlich unzulänglich, und nicht nur das, auch in der musikalischen Erfindung schablonenhaft angelegt. Jeder Act einer Lully'schen Partitur enthält mehr Geist, Charakteristik und Empfindungstiefe als die ganze längst verschlissene Dramatik Ziani's, die überhaupt nie ernst zu nehmen war, sondern nur oberflächliche Unterhaltungslust stillte. Ebenso wenig hat er das Oratorium mit einer werthvollen Gabe bereichert. Das von Köchel erwähnte „Urtheil Salomo's“, dem er Feuer und glückliche Auffassung der Charaktere nachrühmt, zeigt kaum irgendwo eine aus den ausgefahrenen Geleisen des zeitgemäßen, trockenen, mit kleinen kurzathmigen Motiven hantirenden Modestyls heraustretende Wendung. Z. hatte als Tondichter nichts Eigenes zu sagen, lediglich als Mitläufer einer weit verbreiteten Schule mag sein Name mitgezählt sein. Max Dietz.

Zichy: Edmund Graf Z. (Linie Carlburg) zu Zich und Vásonykeö, Kunstmäcen, wurde am 19. Juli 1811 geboren. Obzwar nach Geburt und allgemeinem Familienzusammenhang Magyare, war er nach Bildung und Sympathie, sowie hinsichtlich der näheren Personalverhältnisse viel mehr deutschösterreichisch, hat überdies auch nur wenige Jahre seines langen Lebens in Ungarn geweilt. So ist er auch in Wien geboren und gestorben, Sohn von (Graf Franz Z. und) Maria Dominica Reichsgräfin Lodron-Laterana, heirathete (1832) Pauline Prinzessin Odescalchi. Anderthalb Jahre alt, wurde er Stiefsohn des k. k. Kämmerers und Hauptmanns Maximilian v. Grimaud Grafen v. Orsay, und dieser ließ ihn nach häuslichem deutschen Unterrichte die Theresianische Ritterakademie besuchen, später kam er in die Klosterschule zu Totis in Ungarn und schloß die Studien in dem dazumal noch völlig deutschen Preßburg ab. 18jährig — natürlich nicht 1818, wie Wurzbach (s. u.) angibt — trat er in die österreichische Armee, anfangs als Lieutenant bei den Coburg-Husaren und quittirte den Dienst 1832 als er die Ehe einging. Mit Lectüre und wissenschaftlichen Studien befaßt, lebte er acht Jahre auf dem Lande. 1840—43 unternahm er Reisen nach Italien, Frankreich und Spanien sowie eine große Orientfahrt. 1846 stellte er sich beim Ausbruche der Unruhen in Galizien der Heeresleitung wieder zur Verfügung, wurde auch verwendet, 1847 zum Oberststallmeister-Stellvertreter in Ungarn ernannt, einer ökonomisch und politisch nicht unwichtigen Function, und spielte beim Losbruche der Märzrevolution eine begütigende Rolle. Sein Mittlerversuch wurde aber falsch gedeutet, und so verzichtete er, ohnehin dem antideutschen magyarischen Radicalismus abgeneigt, auf den Versuch, Ruhe zu stiften, blieb in Brüssel bis zur Einnahme Wiens durch Windischgrätz und ließ sich fürder auf die Dauer eben hier in seinem Geburtsorte nieder, wo er sich stets am wohlsten, am meisten heimisch gefühlt hat. Er begann nun eine ausgebreitete, außerordentlich segensreiche Wirksamkeit auf gemeinnützig-industriellem Gebiete, und es läßt sich heute vom Standpunkte des Nachkritikers direct sagen, daß gerade die deutschen Kronländer der habsburgischen Monarchie vom Weitblicke seiner unermüdlichen Bestrebungen vor allem Nahrung und Nutzen für Gewerbe und ähnliche Culturzweige gesogen haben, voran freilich die Reichshauptstadt selbst. Ein Herzschlag ohne vorhergehende Krankheit endete am 27. Januar 1894 das Leben des 83jährigen rüstigen Greises sanft.

Die umfängliche und überaus ersprießliche Thätigkeit, die den Grafen Z. als Culturförderer, Kunstmäcen und Organisator ersten Ranges bekundete, sei hier bloß durch die hauptsächlichsten Daten illustrirt. Bei der ersten allgemeinen Ausstellung, die Frankreich 1857 veranstaltete, fungirte er als Commissär für

Oesterreich. In diese Zeit fällt seine Berufung ins Curatorium des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie. Er unternahm dann wieder eine Reise in den Orient, die vorwiegend der Förderung der türkischen Eisenbahnen und ihrer Verbindung mit Oesterreich galt — damals gab er auch die Schrift „Welche Bahnen braucht Siebenbürgen?“ (Wien 1866) heraus, während er noch 1876 an einer Schrift über volkswirthschaftliche Verhältnisse Bulgariens sich betheiligt hat (s. u.) und erwarb sich größte Verdienste für Gründung und Gedeihen des Wiener Orientalischen Museums, das sich inzwischen als k. k. Handelsmuseum zu einer blühenden Staatsanstalt mit weitreichenden Zielen auswachsen sollte. Wurzbach (s. u.) macht noch folgende Detailangaben: „Auch auf der nächstfolgenden Pariser Ausstellung [1867] war der Graf Mitglied der österreichischen Commission, wie denn überhaupt während dieser Jahre kein bedeutendes mit der bildenden Kunst oder der Kunstindustrie nur halbwegs in Verbindung stehendes Ereigniß sich vollzog, bei welchem er nicht in vorderster Reihe mitberathend und helfend betheiligt gewesen wäre. Vielen Künstlern, welche später zu Ruf und Ansehen gelangten, hat er die Wege geebnet, befähigte Anfänger auf seine Kosten ausbilden lassen und auch sonst durch sein Fürwort seinen Schützlingen weiter geholfen. Er war es, der seinerzeit mit Nachdruck und Erfolg gegen die Zerreißung und Zerstreuung der berühmten Eszterhazy-Galerie [in Wien?] agitirte, und einige Jahre später brach er in einem offenen in einer Kunstzeitung abgedruckten Briefe zu Gunsten einer würdigen Vertretung der modernen Meister in der kaiserl. Gemäldesammlung in Wien, in der bis dahin große Meister der Gegenwart durch ihre Abwesenheit glänzten, eine Lanze“. Und ein ausführlicher Nekrolog in der leitenden Zeitung Wiens, der „Neuen Freien Presse“, rief ihm in den wärmsten Tönen gleichsam den Dank dieser Stadt und damit des österreichischen Kaiserstaates, im besonderen aber der deutschen Cultur desselben, nach und erweitert obige Notizen Wurzbach's substantiell wie gedanklich. Den Accent legt sie dabei namentlich auf seine eingreifende Wirksamkeit als Beschützer einschlägiger Bestrebungen: „Der Tod des greisen Mäcens der Wiener Kunst und Kunstindustrie ist ein großer, schmerzlicher Verlust für unser Kunstleben. Cavalier jeder Zoll, war er es der Kunst gegenüber in ebenso liberaler als verständnißvoller Weise. Selbst Besitzer eines Heims, das, mit einem wahren Musealreichthum (Gemälde, chinesische Bronzen, Kleinode, Waffen) ausgestattet, zu jenen köstlichen Sehenswürdigkeiten Wiens zählt, die nur wahrhaft Kunstempfindende wahrhaft zu schätzen wissen, hat er in seinen Kreisen durch sein Beispiel, seine Freude am Künstlerischen, sein Bedürfniß nach Schönem vorbildlich anregend gewirkt. Niemand hat mehr werkthätige Propaganda für edle Wohnungsausstattung gemacht, als Edmund Zichy, dessen oberster Grundsatz es gewesen, daß Kunst kein Luxus, sondern ein unentbehrlicher Nationalbesitz, ein Erziehungsmittel für Alle sein müsse. Sein rastloses Bestreben war denn auch, das Kunstbedürfniß nicht allein in aristokratischen und reich besitzenden, sondern auch in weiteren gebildeten Kreisen zu wecken und zu fördern. Man kann wol sagen, daß sein Leben, soweit es nicht von politischen Fäden durchzogen war und selbst auch da, in dieser schönen Aufgabe aufgegangen ist.“

Graf Edmund Zichy's hervorragende Bedeutung für die verschiedensten Zweige der Landwirthschaft, in erster Linie der Viehzucht, sodann den Hanfbau und die Mehlindustrie, gehört nicht hierher, wesentlich deshalb, weil sie sich ausschließlich auf Ungarn erstreckt, woselbst sein Fideicommiß sammt dem Compossessorat lagen. Sie ist in dem sorgfältigen Lebensbilde, das ihm Wurzbach's Biogr. Lex. des österr. Kaiserstaates Bd. 60, S. 14a—16b widmet, nach Gebühr beleuchtet worden, desgleichen seine äußeren Schicksale. Ein werthvoller

Beitrag zu Zichy's Charakteristik ist der oben benutzte Artikel der „Neuen Freien Presse“ Nr. 10 570 vom 27. Jan. 1894, der sein ganzes friedliches Wirken, dazu seine unbestrittene Stelle als Kenner und Gönner der Kunst in verschiedenen Zweigen verdeutlicht. Wurzbach weist für letzteres hin auf Allgem. Ztg. 1878 Beil. 151, 1879 Bl. 15 (v. V[incenti]), 1880 Nr. 33 S. 475 (Max Wirth), Wiener Weltausstellungs-Zeitung 22. März 1872 Nr. 26 (Aufsatz „E. G. Z.-V.“), Neue Illustr. Ztg. X. Jhrg. Nr. 27. Vgl. Gothaer Gräfl. Taschenb. 37 (1864), 1042, u. 67 (1884), 1239. — Ein Artikel über diesen nachdrücklichen Träger der Wiener und österreichischen Kunst und Cultur und damit deutscher Civilisation, in der er völlig aufgewachsen war und sein vorwaltendes Lebenswerk ersah, ist gewiß in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ am Platze und stört da sicherlich ebenso wenig wie Hans Holbein, Händel und Herschel in der „National biography“. — Die erwähnte Abhandlung Zichy's in: A. Hilberg, Nach Eski-Djumaia. Im Anhang: Bericht über die Messe von E.-D. im Mai 1876 von Sr. Exc. Graf Edmund Zichy (1876; s. Blätt. f. liter. Unterh. 1877, S. 518). Ludwig Fränkel.

Zick: Januarius Z. wurde nach einigen 1733, nach Anderen 1734 als Sohn des Malers Johannes Z. geboren. Das Taufbuch bei U. L. Frau in München verzeichnet jedoch bei den in Frage kommenden Jahren keinen Januarius als Sohn des Johannes Z., sondern im J. 1732 einen Johannes Askanius, 1733 einen Franciscus Josephus und 1735 einen Franciscus Xaverius. Im Todtenbuch der katholischen Pfarrei Ehrenbreitstein findet man nur betreffs des Sterbejahres des Januarius folgenden Eintrag: „Anno 1797, die 14ª Octobris obiit omnibus ecclesiae sacramentis praemunitus praenobilis D. Januarius Zick, arte pictoria clarus, 65 annorum“. Es scheint demnach Januarius mit Johannes Askanius identisch zu sein, der am 31. Mai 1732 geboren wurde. Vielleicht hat der Künstler seinen Taufnamen geändert, um mit seinem Vater nicht den gleichen Vornamen zu führen. Januarius lernte zunächst bei seinem Vater, der Kammerdiener und Hofmaler bei Herzog Theodor, sowie beim Bischofe von Freising war, und sich in seinen Gemälden durch kühne perspectivische Constructionen und breite flächige Malweise auszeichnete, eine sehr tüchtige Technik. Mit 25 Jahren ging der junge Künstler nach Basel und malte dort einige Bilder in der Helldunkelmanier des Rembrandt, die gerade in jener Zeit ziemlich oft nachgeahmt wurde. Im J. 1758 soll er nach Lipowsky an der Augsburger Akademie den ersten Preis erhalten haben. Acten sind hierüber nach gütiger Mittheilung des Herrn Archivar A. Buff keine mehr vorhanden. Zu seiner weiteren Ausbildung reiste Januarius nach Rom, wo er mit A. R. Mengs verkehrt haben soll. Doch scheint letzterer mit seinen classicistischen Bestrebungen keinen bedeutenden Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben. Z. war und blieb der echte Rococokünstler mit seiner brillanten aber oft manierirten Technik und der freien Ungebundenheit der Composition. Nach seiner Rückkehr von Rom wurde er Trier'scher Hofmaler in Coblenz (1761). Eines seiner frühesten großen Fresken scheint das Plafondbild der Aula im Schlosse zu Engers vom Jahre 1758 zu sein. Es stellt Diana mit Nymphen und Bachus von Amoretten umgeben dar; die Scenerie wird durch Satyrn und Winzerinnen belebt. Ringsherum laufen zwölf auf die vier Jahreszeiten bezügliche Gemälde. Weitere bedeutende Fresken malte er in der Abteikirche zu Wiblingen bei Ulm (1778), in Elching (1782), in Roth, Oberamt Leutkirch (1784), und im Thronsaal des Schlosses zu Coblenz (erbaut 1780—86), wo er er eine Allegorie der Nacht und der Gerechtigkeit, die Blitze auf die Verbrecher schleudert, zur Darstellung brachte. Das Fresko wurde im J. 1842 durch seinen Enkel Gustav Zick restaurirt. Im kleinen Saale malte er eine Aurora, wovon die Oelskizze sich im Museum zu

Coblenz befindet. Eine andere sehr gut gemalte Allegorie findet sich von ihm im Akademiesaal des kurfürstlichen Schlosses zu Mainz (bez. J. Zick inv. pinx. 1787). Bekannt sind auch seine Fresken in der Dominikanerkirche zu Bamberg, in der Spitalkirche zu Mannheim und in der St. Nicolauskirche in Würzburg. Von seinen Oelbildern sind die im Museum zu Coblenz vorhandenen sehr beachtenswerth. Nr. 254, eine Vorbereitung zur Kreuzabnahme wird als sein letztes Bild bezeichnet. Weitere Oelgemälde besitzen die Kirchen in Zwiefalten, Roth, Wiblingen und Ottobeuern. Bei dem letzteren Bilde erkennt man deutlich das Bestreben des Meisters, ein feines Helldunkel zu malen. Er wählte auch hie und da Genrescenen als Stoff für seine Bilder. — Seine zahlreichen Handzeichnungen sind flott in der Manier und sehr oft getuscht und mit Weiß gehöht. Einige seiner Bilder wurden von Johann Balth. Gutwein und F. Basan gestochen. Der Künstler selbst wußte auch die Radirnadel geschickt zu führen, was eine kleine Radirung nach einem Bilde, das Hermes in der Werkstätte eines Bildhauers vorstellt, zur Genüge beweist. Es soll dies das Bild sein, welches ihm den I. Preis 1758 eintrug. Januarius Z. war ein vielseitiger Künstler, der große religiöse oder allegorische Plafondsgemälde wie kleine Genrebilder mit gleichem Geschick beherrschte. Zu seinen Lebzeiten wurde er jedoch schon wegen des Hineintragens von genrehaften Figuren in religiöse Stoffe getadelt. Seine Farbe ist sehr gut, seine Zeichnung zuweilen nicht ganz correct und seine Pinselführung manierirt. In seiner Gesammterscheinung gehört er zu den hervorragendsten heimischen Rococokünstlern und war einer ihrer letzten Vertreter.

J. B. Schmid.

Zickermann: Christian Z., geboren am 27. December 1672 in Wollin, wo sein Vater, Martin Z., Bürger und Amtsschuster war; studirte in Stettin, Rostock, Frankfurt und Greifswald, war Informator in adeligen Familien und Feldprediger im Regiment Graf Mellin, bis er 1714 zum Pastor an die Peter-Paulskirche nach Stettin berufen wurde. Am 22. November desselben Jahres, an welchem nach Zickermann's eigener Eintragung in das Kirchenbuch, König Karl XII. von Demotica glücklich in Stralsund anlangte, wurde er mit Christine, geborenen v. Glahn, verwittweten Polemann getraut. Der Ehe entsprangen zwei Söhne und fünf Töchter; ob dieselben das Geschlecht fortsetzten, war nicht zu ermitteln. Z. starb im Mai 1726. Man besitzt von ihm eine Greifswalder Disputation über das Evangelium von Mariä Heimsuchung 1704; ferner eine Soldatenpostille ohne Jahr und als Handschrift eine vermehrte Ausgabe von Langhans Kinderpostille. Bekannter und auch heute noch brauchbar ist seine „Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, deren Religion und Bekehrung“, Stettin 1724, 4°, worin er auch eine Geschichte der Peter-Paulskirche gibt.

Vanselow, Gelehrtes Pommern. — Notizen aus den Kirchenbüchern von St. Peter-Paul in Stettin.

v. Bülow.

Zickler: Friedrich Samuel Z., evangelischer Theologe, † 1779. Z. wurde geboren am 14. November 1721 zu Schwabsdorf im Weimarischen, erhielt zu Weimar seine Vorbildung und studirte zu Jena. Hier wurde er 1744 Magister, 1747 Adjunct der philosophischen Facultät und 1758 außerordentlicher Professor der Philosophie und Doctor der Theologie. Im September 1760 siedelte er als dritter ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Erlangen über, zog aber schon im October des nächsten Jahres als vierter ordentlicher Professor der Theologie nach Jena zurück. Hier rückte er allmählich bis 1775 in die erste Stelle der Facultät. Vorher hatte er (1774) den Charakter als Sachsen-Weimarischer Kirchenrath erhalten. Er starb am 25. April 1779.

Schriften: „Diss. philologico-exegetica ad vaticinium Jacobaeum Genes.

49, 12“ (Jenae 1744, 4°). Darauf folgen eine große Zahl anderer Dissertationen und Programme, deren Titel bei Meusel, Lexikon [s. unten]; ferner: „Chaldaismus Danielis prophetae“ (Jenae 1749); „Ausführliche Erklärung der Beweissprüche heiliger Schrift in der dogmatischen Gottesgelahrtheit“ (4 Theile, 1753—65); „Entwurf der Kirchengeschichte des Alten Testaments“ (2 Theile, 1773 u. 1776).

Vgl. (Mylius), Zusätze zu dem im J. 1743 u. 1744 blühenden Jena. — Koecher, Programma de Pauli universal. eccl. doctore, Jenae 1758, 4°, p. 46 sqq. — Fickenscher, Gelehrtengeschichte der Universität zu Erlangen, Abth. 1, S. 58—62. — Johann Georg Meusel, Lexikon d. v. J. 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, XV, Lpz. 1816, S. 389—391. — Döring, Gelehrte Theologen Deutschlands IV, 788 f. P. Tschackert.

Ziebland: Georg Friedrich Z., Baumeister und Professor, geboren am 7. Februar 1800 zu Regensburg, kam mit dreizehn Jahren als Eleve an die Akademie in München, wo er sich schon 1814 mit einer ganzen Mappe voll getuschter Zeichnungen, mit Façaden und Rissen, darunter viele nach Vignola, auf der Kunstausstellung bemerkbar machte. An der Akademie wirkte Karl v. Fischer (geb. 1782 zu Mannheim, † 1820 zu München) als Professor der Architektur, welcher die classische Richtung mit Leidenschaft vertrat, dabei aber mehr nach Zweckmäßigkeit als nach Schönheit trachtete. Sein Hauptwerk war das von 1811—18 nach dem Vorbilde des römischen Pantheon erbaute Hoftheater, (dasselbe brannte 1823 ab, wurde aber nach denselben Plänen wieder aufgeführt). Gleichzeitig führte Fischer mehrfache Privatbauten, wie das Haus des Grafen v. Montgelas (später durch Baurath v. Hügel in wohlthätiger Wirkung verschönert), das heute noch unverändert erhaltene Wohngebäude des Grafen v. Törring-Jettenbach (beide am Karolinenplatz) und das am Eingange des „Englischen Gartens“ und der heutigen „Prinzregenten-Straße“ befindliche Palais des Finanzministers Salaert, welches bald darauf Prinz Karl erwarb. Dabei hatte Z. volle Gelegenheit zur praktischen Ausbildung, um so mehr, als derselbe nach dem Tode seines Lehrers mehrere seiner Bauten zu Ende führte. Schon längst hatte Z., insbesondere veranlaßt durch das Vorbild des Theater-Architekten August Maria Quaglio, eine Menge Abbildungen von Gebäuden, Ornamenten und Motiven romanischen und germanischen Stiles gesammelt und durch eigene Entwürfe zu Kirchen, Palästen, Wohnhäusern, Brunnen und Landschaften, namentlich mit vielen Projecten zu Hafenbauten auf den Jahresausstellungen sich bekannt gemacht und dadurch die Aufmerksamkeit König Ludwig's I. erregt, welcher den jungen Künstler 1827—1830 nach Italien sendete, wo Venedig, Bologna (hier entwarf Z. auch ein Project zum Ausbau der Façade von St. Petronio), Ravenna, Florenz, Rom, Neapel und Palermo ein reiches Feld zu Untersuchungen boten. Besonderes Augenmerk richtete Z. im Auftrage des Königs (welcher von seiner früheren Idee, in München eine „Marmorkirche“ im griechischen Stil errichten und durch ein riesiges, den Einzug Christi in Jerusalem vorstellendes Reliefrundbild von Thorwaldsen ausstatten zu lassen, zurückgekommen war) auf die Basiliken der ersten christlichen Jahrhunderte; auch die Ausstattung der Villa Malta zu Rom, wozu Z. neue Motive in Pompeji sammelte, war mit dieser Reise verbunden. Nach seiner Rückkehr erhielt Z. den Auftrag, Pläne auszuarbeiten zu einer im Stile des 5. und 6. Jahrhunderts zu erbauenden „Basilika“, daran sollte sich ein Kloster schließen, welches jedoch durch das anstoßende, in den „Königsplatz“ mündende und somit das Gegenüber zur Glyptothek bildende „Kunstausstellungsgebäude“ zu decken sei. Die Entwürfe Ziebland's, welche die zu Ravenna und Rom gemachten Studien in freier Behandlung verwertheten, wurden genehmigt; die Ausführung aber verzögerte sich.

Mittlerweile wurde Z. zum Mitgliede des Bauausschusses und später zum Civilbau-Inspector ernannt; als solcher hatte er nicht allein die Revision der zu Privatbauten eingereichten Pläne, sondern auch eigene Entwürfe auszuführen, z. B. den Neubau für die „Steuerkataster-Commission“ (im sog. „Alten Hof“ in der Burggasse). Nach langer Vorbereitung wurde am 12. October 1835, zur Feier der silbernen Hochzeit des Königs, der Grundstein der „Bonifatiuskirche“ gelegt, deren Bau bis zum Jahre 1840 dauerte. (Vgl. Nr. 94 Kunstblatt 1840.) Die Ausschmückung des Inneren durch Freskobilder, welche Heinrich v. Heß mit seinen Schülern Joh. Schraudolph, J. C. Koch, Joh. Bapt. Müller, Joh. Kaspar, Ulrich Halbreiter und Anderen zur Ausführung brachte, nahm wieder vier Jahre in Anspruch; 1847 war das ganze Bauwerk auch mit allen inneren kirchlichen Einrichtungen ausgestattet, doch erfolgte die wegen der Fondirung als Stadtpfarrei und Kloster verzögerte Einweihung erst am 25. November 1850; die Kirche erhielt den Namen des hl. Bonifatius, zu Ehren dieses großen Heidenapostels der Deutschen und seiner Gehülfen, welche in der Apsis ihre bleibende Erinnerung finden, während die Bilder aus dem Leben des deutschen Glaubensboten die Wände des Mittelschiffes schmücken, welches in gleicher Breite mit den von je zwei durch 66 Säulen-Monolithe gebildeten Seitenschiffen, einen imposanten Anblick bietet. Z. hat mit den einfachsten Mitteln sein großes Talent bewährt, welches auch in der Composition der Würfelcapitäle und der übrigen Ornamentirung auf altchristliche, aber mit modernen Mitteln neugestaltete Vorbilder zurückgreift. Eine Musterleistung ist gleichfalls das mit Sculpturen reichgeschmückte Mittelportal, dessen Schlußstein das kleine Brustbild des Baumeisters aufweist. Unter der Apsis befindet sich eine stilgerechte Krypta, in welcher die Mitglieder des Stiftes ihre letzte Ruhestätte finden. Der kleine Campanile mit den freihängenden Glocken dient als architektonisches Bindeglied zwischen der Kirche und dem gegen Norden angefügten Benedictinerstift, welches bei großer Einfachheit und lichtvoller Raumvertheilung eine sehr schöne Hauscapelle, ein hohes Refectorium (mit einem das „Abendmal“ darstellenden Freskobilde von Heinrich Heß, gestochen von K. Kräutle) und sehr ausgedehnte reichbesetzte Bibliothekräume umschließt. Letztere bilden die Rückwand des auf den Königsplatz mündenden „Industrie- und Kunstausstellungs-Gebäudes“, wobei Z. mit der dominirenden Wirkung der Glyptothek zu rechnen hatte, was ihm denn auch in imponirender Weise gelang, indem er die im griechischen Stile gehaltene Façade durch eine Freitreppe erhöhte, welche den reichen, von korinthischen Säulen getragenen Giebel zu einem mächtigen Portikus gestaltete. Das Gebäude wurde 1845 vollendet (vgl. Nr. 1 Kunstblatt 1847), aber erst 1851 mit einer vorzüglichen Ausstellung inaugurirt. Den hoheitvollen Eindruck Ziebland's parirte Leo v. Klenze später mit der ganzen Wucht seiner Propyläen. Z. behauptete sich selbständig zwischen Leo v. Klenze und Fr. v. Gärtner; ein ebenso einsichtsvoller Kenner des classischen Alterthums wie ein verständnißvoller Pfleger der christlichen Architektur entfaltete er neben den beiden vorgenannten Baukünstlern seine ergänzende, gleich originelle Thätigkeit, welche nach Ohlmüller's frühem Ableben auch an der Vollendung der spitzbogigen Stadtpfarrkirche in der Au sich bewährte. Gleichzeitig beauftragte ihn der Kronprinz Maximilian mit dem zur Burg Hohenschwangau gehörigen sog. Cavalierbau und mit den Entwürfen zu einem Tafelservice, wozu Z. den Bilderstoff aus dem Nibelungenliede wählte, indeß Schwanthaler die Figuren und Gruppen zur Ausführung in Silber modellirte. Im J. 1843 wurde Z. von dem Großherzog nach Weimar berufen um die Restaurationspläne der Wartburg zu berathen. Auch bethätigte sich Z. bei verschiedenen Werken mit Zeichnungen und Entwürfen, z. B. zum sog. Theresien-Denkmal bei Aibling, errichtet an der Stelle, wo die Königin von dem 1832

nach Griechenland ziehenden Könige Otto Abschied nahm, bei dem Schelling-Denkmal in Ragatz (Nr. 701 „Illustr Ztg." vom 6. December 1856), zu dem protestantischen Bethaus zu Perlach (Kunstblatt 1848 S. 44); zu vielen liturgischen Gefäßen, Geräthschaften und anderen kunstgewerblichen Arbeiten. Später nahm König Maximilian II. den vielfach ausgezeichneten Künstler auch mit seinem Lieblingsproject, der Herstellung eines neuen, zeitgemäßen Baustiles in Anspruch. Aber Ziebland's Kraft war erschöpft. Er verfiel einer unheilbaren Krankheit und endete in geistiger Umnachtung am 24. Juli 1873. Sein reicher artistischer Nachlaß wurde am 26. März 1874 durch Jos. Aumüller versteigert.

Vgl. R. Marggraff im Conversations-Lexikon der Gegenwart. Leipzig 1840. IV. Bd., 2. Abtheilung, S. 500 ff. — Nr. 41 „Illustr. Ztg." Leipzig 6. April 1844. — Rob. Lecke, Beschreibung der Basilika. 1850. — Nagler 1852. XXII, 271 ff. — Ernst Förster, Gesch. d. deutschen Kunst. 1860. V, 249. — Nekrolog (von Carriere in Nr. 207 „Allgem. Ztg." vom 26. Juli 1873). — Portrait und Biographie in Nr. 1573 „Illustr. Ztg." Leipzig 23. August 1873. — B. Stubenvoll, Basilika. 1875. S. 22 ff. — M. Carriere, „Erinnerungen" in Westermann's Monatsheften. October 1888. S. 65.

H. Holland.

Ziegelbauer: Magnoald (Magnus) Z., gelehrter Benedictiner, geboren zu Ellwangen 1689, † zu Olmütz am 13. Juni 1750. Sein Ordensgelübde legte er im J. 1707 in Zwiefalten ab; da er aber für sein wissenschaftliches Streben bei den dortigen Klostergenossen kein Verständniß fand, vielmehr Neid und Haß erntete, siedelte er nach Reichenau über (um 1726, s. Freiburger Diöz.-Archiv 4, 292 f.), wo übrigens auch Zustände herrschten, die ihn nicht befriedigen konnten. Nur etwa 5 Jahre hatte er dort zugebracht, als er in Angelegenheiten dieses Klosters nach Wien gesandt wurde. Hieran knüpfte sich eine entscheidende Wendung in seinem Lebensgang. Z. blieb fortan bis an sein Lebensende in Oesterreich. In der Art seiner Thätigkeit änderte sich zunächst nichts. Hatte er bisher in den Klosterschulen von Zwiefalten und Reichenau Theologie gelehrt, so gewann ihn jetzt der gelehrte Gottfried Bessel zu Moralvorträgen in seiner Abtei Göttweih (1733). Doch der Hang zum Bücherschreiben wurde in ihm immer mächtiger und hiefür erschien ihm Wien mit seinen reichen Bibliotheken als die passendste Stätte. Hier entfaltete Z. bei dauerndem Verweilen zu Gunsten der Geschichte seiner Kirche und seines Ordens, dem er nie untreu wurde, ein litterarisches Schaffen, dessen Früchte immer von großer Belesenheit zeugen, aber zuweilen gründliche Durcharbeitung des Stoffes vermissen lassen. Hier entstand sein Hauptwerk, eine Geschichte der wissenschaftlichen (und jugendbildenden) Thätigkeit des Benedictinerordens, aber es gelang ihm nur, einen als Vorläufer dienenden Band zu veröffentlichen (1739), während die Herausgabe des ganzen Werks erst nach seinem Tode durch die aufopfernde Bemühung seines Freundes Oliverius Legipontius (Historia rei literariae ordinis S. Benedicti. Aug. Vindel. 1754. 4 Bände Fol.) erfolgte — eine immerhin achtunggebietende Leistung, wenn sie auch an die verwandten der Mauriner nicht hinanreicht, mit denen Z. brieflichen Verkehr pflegte. Nähere Beziehungen zu dem Abt Benno von Braunau (bei Prag), für welchen Z. eine Geschichte dieses Stifts schrieb (1740), und zu dem böhmischen Kanzler Grafen Kinsky, welcher ihm eine Lehrstelle an einer geplanten, aber nicht zu Stande gekommenen Akademie für Jünglinge aus dem böhmischen Adel zudachte, gaben den Anlaß dazu, daß Z. einen beträchtlichen Theil seiner historiographischen Arbeit den Landschaften Böhmen und Mähren widmete; Zeugen dafür sind seine „Bibliotheca bohemica" — eine Scriptorensammlung mitten inne stehend zwischen den ähnlichen Werken von Freher und Pelzel — und sein „Olomucium sacrum", beide ungedruckt. In Anerkennung solcher Verdienste wählte ihn im

J. 1747 die Societas incognitorum in Olmütz zu ihrem Mitglied und Secretär. An dem Sitze dieser kurzlebigen gelehrten Gesellschaft brachte Z. seine letzten Jahre hin.

Legipontius, Oliver., Elogium historicum Magnoaldi Z. im ersten Bande der obengenannten Hist. rei litt. O. S. B., abgedr. in Monse, infulae doctae Moraviae (1779), p. 151—192. — Pelzel, Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler nebst kurzen Nachrichten von ihrem Leben und Wirken. Prag 1732, Bd. 4, S. 109—116. (Hier Ziegelbauer's Portr.) — Hefele, Beitr. zur Kirchengesch., Archäol. u. Liturg. 2, 120—124. — Lindner in: Studien u. Mittheilungen a. d. Bened.- u. Cisterc.-Orden. Jahrg. 4 (1883), Bd. 1, S. 70—79. (Hiezu Jahrg. 7, Bd. 1, S. 99.) — Wurzbach, Biogr. Lex. v. Oesterreich. 60, 37—40. An beiden letztgenannten Orten finden sich gute Verzeichnisse seiner gedr. u. ungedr. Schriften. — Briefe von ihm, an ihn und über ihn (in Zwiefalten gesammelt) s. in Cod. hist. Fol. 511 der Oeff. Bibl. zu Stuttgart. W. Heyd.

Ziegelhauser: Georg Julius Z., Schauspieler, geboren in Wien 1770, † ebendaselbst am 15. Juni 1820, Wiener Localkomiker, war an verschiedenen Wiener Bühnen, namentlich an dem Theater in der Leopoldstadt thätig und begründete im J. 1812 das „Taschenbuch vom k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt", die spätere „Thalia". Auch verfaßte er eine Anzahl seiner Zeit gern gesehener Localpossen, die aber nicht in den Druck gelangt zu sein scheinen.

Vgl. Wurzbach LX, 41, 42. H. A. Lier.

Ziegenbalg: Bartholomäus Z., der erste deutsch-evangelische Missionar, wurde am 24. Juni 1683 als Sohn eines schlichten Handelsmannes gleichen Namens in dem sächsischen Städtchen Pulsnitz in der Lausitz geboren. Nach dem frühen Tode beider Eltern versah die älteste Schwester an den andern noch unmündigen Geschwistern Elternstelle; sie trug auch Sorge, daß der zum Studium bestimmte Knabe die städtische Schule zu Kamenz und darnach das Gymnasium zu Görlitz besuchte. Hier in Görlitz wurde der 16jährige Jüngling, bei dem der religiöse Zug schon frühzeitig entwickelt war, in die Kreise der damals im Aufblühen begriffenen pietistischen Bewegung mit hineingezogen. Er machte eine tiefgehende Erweckung durch, die für die Richtung seines ganzen weiteren Lebensganges von ausschlaggebender Bedeutung wurde. Nachdem ein Briefwechsel mit dem von ihm um seinen väterlichen Rath angegangenen Aug. Herm. Francke ihn an den Director des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums zu Berlin, Joachim Lange, einen anderen bekannten Vertreter des Pietismus, gewiesen hatte, sehen wir den jungen Z. im Frühjahr 1702 in Berlin, wo er auch die Bekanntschaft mit Philipp Spener und dem Freiherrn v. Canstein machte. Allerdings war der Aufenthalt nur sehr kurz, Krankheit zwang ihn bald, Berlin wieder zu verlassen. Einigermaßen wiederhergestellt, zog es ihn dann nach Halle, um seinen väterlichen Berather A. H. Francke selbst kennen zu lernen und sich unter seinen Augen dem Studium der Theologie zu widmen. Doch erwies sich auch der Aufenthalt in Halle mit seiner ungesunden Luft seiner schwächlichen Körperconstitution als so unzuträglich, daß er es ebenfalls nach einem kurzen, dort verbrachten Sommersemester (1703) wieder verlassen mußte. Aber war auch seines Bleibens in Berlin und Halle nicht lange gewesen, so hat er doch aus dem Verkehr mit jenen von ihm hochverehrten Männern, Lange, Spener, Canstein und dann zuletzt und besonders Francke, unverwischliche Eindrücke mit fortgenommen. So sauer es Z. wurde, so beschloß er doch, da nun einmal seine Gesundheit das wissenschaftliche Studium nicht zuzulassen schien, ganz darauf zu verzichten und den praktischen, bescheidenen Beruf eines Landmanns zu ergreifen. Doch zu guter Letzt eröffnete sich ihm ein anderer Weg, um zu dem so sehr ersehnten Ziele zu

kommen. Als Lehrer einer Privatschule in Merseburg und dann in Erfurt und darauf als Prädicant in seiner Heimath und in Werder bei Berlin fand er Gelegenheit, sich auf praktischem Wege für das geistliche Amt vorzubereiten. In dieser letzten Stellung als Prädicant in Werder empfing er die Berufung zu seinem nachmaligen Missionsamte.

Der König Friedrich IV. von Dänemark hatte, vornehmlich wohl auf Betreiben seines eifrigen Hofpredigers Lütkens, den Entschluß gefaßt, zu den heidnischen Bewohnern der überseeischen dänischen Colonien Boten des Evangeliums zu senden, um jene zum Christenthum zu bekehren. Lütkens wurde beauftragt, sich nach Candidaten umzusehen, die zu solchem Amte geeignet sein möchten. Da sich nun in Dänemark zu solch gefährlichem Dienst niemand bereit fand, wandte er sich nach seinem Heimathlande, Deutschland, und schrieb an seine Berliner Freunde, zu welchen auch Lange gehörte, ob man in dieser Sache dort keinen Rath wüßte. Sofort dachte man in Berlin an Z., der sich ja auch gerade in der Nähe von Berlin befand. Er und mit ihm ein anderer junger Theologe, Heinr. Plütschau, wurden, nachdem sie sich einverstanden erklärt hatten, in feierlicher Sitzung am 1. October 1705 in Berlin zum Missionsdienst ausgesondert und nach Kopenhagen abgesandt. Auf der Reise dorthin und in Kopenhagen selbst erregten zwar die beiden jungen Leute, wenn sie von ihrem Vorhaben sprachen, viel Kopfschütteln; die meisten hielten das Unternehmen für eine höchst abenteuerliche und ganz nutzlose Sache. Auch der Bischof Bornemann stellte sich feindselig. Er ließ sie in dem Examen, das er mit ihnen anzustellen hatte, mit der charakteristischen Begründung durchfallen: „Die Männer sind verwerflich, denn es sind Pietisten.“ Indessen setzte Lütkens eine nochmalige Prüfung in Gegenwart von Zeugen durch, und jetzt mußte Bornemann sie wohl oder übel für „bestanden“ erklären. Nachdem Ziegenbalg und Plütschau dann zum Missionsamt ordinirt waren, segelten sie am 29. November 1705 nach ihrer neuen Wirkungsstätte ab. Ursprünglich war als solche Westindien ins Auge gefaßt, dann die Küste von Guinea in Westafrika. Schließlich wurde — es ist unbekannt aus welchem Grunde — auch davon Abstand genommen, und Vorderindien wurde das Arbeitsfeld unserer beiden Missionare. Hier besaß Dänemark an der Coromandel-Küste eine kleine Besitzung Trankebar, sie liegt in dem fruchtbaren Delta, welches die Kaweri, der südindische Nil, bei ihrer Einmündung in den Indischen Ocean bildet. Die Einwohner des Landes gehören zu dem etwa 16 Millionen zählenden dravidischen Volksstamm der Tamilen; unrichtigerweise werden sie in den alten Missionsberichten stets Malabaren genannt.

Als Z. und Plütschau nach glücklich beendeter Seereise am 9. Juli 1706 in Trankebar landeten, ahnten sie noch nicht, wieviel Schwierigkeiten und Hindernisse sich ihrer Arbeit entgegenthürmen würden. Die von Kopenhagen ziemlich unabhängige dänisch-ostindische Compagnie, welche von der Predigt des Evangeliums eine Erregung des religiösen Fanatismus ihrer heidnischen Unterthanen und damit eine Gefährdung ihrer Herrschafts- und Handelsinteressen befürchtete, sah darum von Anbeginn an das Eindringen der Missionare mit feindseligen Augen an. Zwar konnte die Handelscompagnie öffentlich gegen die auf ausdrücklichen Befehl des Königs eingerichtete Mission nichts unternehmen, desto mehr suchte man sie unter der Hand zu hemmen und wirkungslos zu machen. Demgemäß lauteten die dem Commandanten von Trankebar, Hassius, ertheilten geheimen Instructionen. Und Hassius erwies sich als ein gefügiges Werkzeug seiner Auftraggeber. So oft die Missionare ein Anliegen an ihn hatten, dessen Beförderung sie im Vertrauen auf die königlichen Befehle von ihm erwarteten, legte derselbe vielmehr das äußerste Widerstreben an den Tag, ihnen entgegen zu kommen; ja es geschah wohl gerade das Gegentheil von dem, was die

Missionare gewünscht hatten. Er suchte den mißliebigen Männern das Leben so sauer wie möglich zu machen. Dabei blieb es nicht einmal; es kam mehrfach zu erregten Auftritten, wobei sich der Commandant dazu fortreißen ließ, die Missionare mit gemeinen Schimpfworten und sogar mit Faustschlägen zu tractiren. Auf den Höhepunkt stieg diese Verfolgung, als er Z., welcher sich in furchtloser Freimüthigkeit einer tamilischen Christin gegen einen gewissenlosen dänischen Compagniebeamten angenommen hatte, wie einen Aufrührer ins Gefängniß werfen ließ. Niemand durfte Z. darin besuchen; sogar Tinte und Papier wurden ihm verweigert. Die Speisen, für welche Plütschau sorgen mußte, wurden vorher erst untersucht, ob auch kein Brief eingeschmuggelt würde. Mehr als vier Monate hat er in diesem Gefängniß sitzen müssen, dann wurde er entlassen, ohne daß je in seiner Sache ein Urtheil gesprochen wäre. Jahrelang wurden diese Trangsalirungen seitens des Commandanten fortgesetzt, die Missionare haben darüber ein dickes Buch „den Bericht von den Verhindernissen in dem Werk der Bekehrung der Heiden" geschrieben. Erst als Z. 1715 selbst nach Europa ging, wurde Abhülfe geschaffen; Hassius wurde seines Amtes entsetzt, und ein missionsfreundlicher Commandant, Herr v. Nissen, trat an seine Stelle.

Auch den sonstigen in Trankebar ansässigen Europäern war ihre Anwesenheit ein Dorn im Auge; man argwöhnte, daß sie Spione wären, die von dem Thun und Treiben der Europäer nach Hause berichten würden, was denselben allerdings angesichts ihres lasterhaften Wandels nicht eben erwünscht sein konnte. Leider stellten sich auch die beiden dänisch-evangelischen Prediger auf Seite ihrer Feinde, sie hielten es für angebracht, eine geharnischte Predigt gegen sie zu halten, in welcher sie die Missionare als falsche Propheten und Irrgeister an den Pranger stellten. Vollends sah der katholische Priester P. Guevara, der die Arbeit unter den Tamilen bisher als seine Domäne angesehen hatte, in den evangelischen Missionaren Eindringlinge in seine Interessensphäre, welche er mit allen Mitteln der Intrigue bekämpfen zu müssen glaubte. So hatten die Missionare viele Feinde und wenig Freunde. Die Freunde in der Heimath aber waren weit und ließen wenig von sich hören. Bei den damaligen unvollkommenen Verkehrsverhältnissen dauerte es oft Jahre lang, bis ein Schiff nach Indien gelangte und Briefe und die zur Beförderung des Werkes nöthigen Geldmittel brachte. Welch ein Schlag war es da, daß die erste größere Geldsendung von 2000 Thl. auf der Rhede von Trankebar durch die Schuld des betrunkenen Capitäns ins Wasser fiel und verloren ging. Zu dem allen gesellte sich schließlich noch Leid im eigenen Hause. Von drei 1708 neu hinausgesandten Missionaren trat einer auf die Seite ihrer Feinde. Es war ein höchst unerquickliches Zusammenleben voll täglicher kleiner Reibereien und Streitereien. Die Missionare athmeten erleichtert auf, als dieser falsche Bruder sie nach drei Jahren wieder verließ.

Das war der schwere Anfang der Mission. Alle diese Hindernisse mußten offenbar den Prüfstein abgeben, an dem sich erwies, ob das Werk probehaltig war oder nicht. Z. hat die Probe bestanden. Er ist unter den zahlreichen Heimsuchungen nicht müde noch mürbe geworden. Hätte er das Feld geräumt, so wäre es menschlicher Berechnung nach für lange Zeit mit der Mission aus gewesen. Durch sein standhaftes Beharren hat er die Mission sowol im Heidenlande wie in der Heimath fest begründet.

Was nun Ziegenbalg's Missionsthätigkeit selbst betrifft, so hatte er auch hierin natürlich eine viel schwierigere Position als spätere Missionare. Es hatte noch niemand vor ihm auf diesem Gebiete Erfahrungen gesammelt, es waren noch keine Missionsprincipien festgelegt noch Regeln für ihren Betrieb aufgestellt. Z. mußte als Bahnbrecher alles selbst erproben. Daß er nun als junger Missionar auch manchen Mißgriff gethan hat, ist nicht verwunderlich. Aber sehr interessant

ist es, zu beobachten, wie Ziegenbalg's Thätigkeit doch schon die wichtigsten Grundzüge aufweist, nach welchen auch heute noch die evangelische Mission verfährt. Gar bald kam er zur Erkenntniß, daß es durchaus nicht genüge, das Evangelium auf Portugiesisch — damals die lingua franca in Südindien — zu verkündigen, und daß er, um tieferen Eingang in das Volk zu finden, unbedingt in seiner Muttersprache, auf Tamilisch, zu ihm reden mußte. Mit allem Nachdruck und mit Benutzung aller auftreibbarer Hülfsmittel warf er sich auf diese Sprache und konnte zur Verwunderung der Europäer nicht minder als der Eingeborenen bereits nach Jahresfrist die erste tamilische Predigt halten. — Nach dem bekannten Worte, daß, wer die Jugend hat, auch die Zukunft hat, ruft die evangelische Mission überall Schulen ins Leben. So war es auch einer der ersten Schritte Ziegenbalg's und seines Collegen, die Kinder der Tamilensklaven und die Waisenkinder in Trankebar zusammenzulesen und mit ihnen eine Schule anzufangen. Dies war der Anfang des bis heute blühenden Schulwesens in Trankebar. — Weiter sieht es die evangelische Mission überall als ein von ihr zu erstrebendes Ziel an, dem Volke, an dem sie arbeitet, die Bibel in seiner Muttersprache zu bieten; die Bibel in der Landessprache ist eins der wesentlichsten Fundamente der aus der Heidenschaft zu bildenden Volkskirche. Auch Z. machte sich, sobald er die Sprache einigermaßen beherrschte, an die Bibelübersetzung. Er hat das Neue Testament vollständig ins Tamilische übersetzt und mit dem Alten einen Anfang gemacht. Bei dem Stande der damaligen Kenntniß der tamilischen Sprache konnten diese Arbeiten natürlich noch nicht vollkommen ausfallen; spätere Uebersetzer haben dann fort und fort daran gebessert und sie immer vollkommener gestaltet. — Es gilt aber nicht nur den heidnischen Nationen unsere heiligen Schriften zu bieten; um sie in ihrem religiösen Denken und Fühlen zu verstehen, ist es nöthig, auch eine Kenntniß ihrer Religion zu haben. Solcher Erkenntniß verschloß sich Z. nicht. Um die religiösen Anschauungen, Sitten und Gebräuche der Tamilen kennen zu lernen, trat er mit vielen gelehrten Vertretern des Brahmanenthums in brieflichen Verkehr und benutzte auch jede Gelegenheit, um mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen. Eine ganze Reihe von Abhandlungen sind Früchte dieser Studien, so z. B. seine „Genealogie der Malabarischen Götter“, „Das Malabarische Heidenthum“, „Malabarische Moralia“ u. s. w.

Immer mehr wurde es Z. auch klar, daß die wenigen europäischen Missionare allein die zahllosen Scharen der Heiden nicht würden bekehren können, daß man hierzu der Hülfe der eingeborenen Christen nicht würde entrathen können. Als er daher 1716 von seiner Europareise (s. o.), auf welcher er übrigens vom König von Dänemark zum Propst der Mission ernannt wurde, nach Trankebar zurückkehrte, machte er durch Gründung eines [illegible] Seminars den Anfang mit der Ausbildung eingeborener Lehrer. Es sollte dies eins seiner letzten Lebenswerke sein. Nehmen wir zu dem allen noch die tägliche Arbeit, das Ausgehen unter die Heiden und die Verkündigung des Evangeliums, die sonntäglichen und Wochengottesdienste, den Katechumenenunterricht der Taufbewerber, die Weiterbildung der jungen Christen, so werden wir staunen müssen über alles, was Z. zumal bei der ihm sein Leben lang anhaftenden Leibesschwachheit und bei dem entnervenden Klima Indiens geleistet hat. Um so schmerzlicher mußte es ihn treffen, wenn das Missionscollegium zu Kopenhagen sich dazu berufen glaubte, an dieser mit Hingabe seines ganzen Lebens betriebenen Arbeit eine vernichtende Kritik zu üben. Das Missionscollegium meinte, die Missionare verflöchten sich zu sehr in abliegende Angelegenheiten; von Kirchenbauen, Schulehalten, Bibelübersetzen stände in der Missionsinstruction, die der Herr selbst Matth. 10 den Jüngern gegeben habe, nichts; darum sollten sich die Missionare auch dessen

enthalten u. s. w. Diese ungerechte und unverständige Verurtheilung seines Lebenswerkes brach Z. das Herz. Er fiel in schwere Krankheit und starb am 23. Februar 1719 im Alter von erst 34 Jahren.

Die in die Augen fallenden Früchte seiner Arbeit waren noch bescheiden: etwa 250 tamilische Christen sammelten sich zur Zeit seines Todes um die „Jerusalemskirche", als ihr Centrum. Es gilt hier das Wort: „der eine sät, der andere schneidet." Z. war der Säemann, der den guten Samen ausstreute, andere haben dann geerntet, was er gesät hat. Jedenfalls gebührt Z. ein Ehrenplatz unter den hervorragenderen Vertretern der evangelischen Mission.

Dr. W. Germann, Ziegenbalg und Plütschau. Bd. I, Ihr Leben. Bd. II, Urkunden. P. Richter.

Ziegesar: Anton Freiherr von Z., großherzogl. sächs. Wirkl. Geh. Rath und Oberappellationsgerichtspräsident, ward geboren am 26. Juni 1783 zu Gotha, wo sein Vater (s. u.) Kanzler der Landesregierung und später Minister war. Schon in seinem 17. Jahre bezog er die Universität Jena, und dritthalb Jahre später Göttingen, mit Fleiß und Erfolg dem Rechtsstudium sich widmend. Mittlerweile hatte sein Vater den Staatsdienst verlassen und sich auf sein Gut Drackendorf bei Jena, am Fuße der Lobda-Burg, zurückgezogen. Hier lernte der Herzog Karl August von Weimar den Jüngling kennen, in dem sittlicher Ernst und gesellige Munterkeit im glücklichsten Ebenmaß sich vereint fanden. Dem scharfen Blick des geistreichen Regenten entging nicht, daß hier eine bedeutende Persönlichkeit zu gewinnen war, — und so geschah es, daß Z. nach seiner Rückkehr von Göttingen im J. 1804 zum Assessor bei der Regierung in Weimar ernannt wurde. Während er in dieser Stellung durch gediegene Kenntnisse und regen Diensteifer allen Anforderungen entsprach, veranlaßte seine persönliche Liebenswürdigkeit, daß er als Gehülfe des Oberhofmeisters v. Einsiedel dem Hofstaate der Herzogin Anna Amalia beigesellt wurde. Die Schlacht von Jena zerstörte zu früh jenen fürstlichen Kreis und brachte in ihren traurigsten Consequenzen eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Gefahren der peinlichsten Art, denen Z. persönlich entgegenzutreten hatte. Seiner besonnenen Umsicht gelang es, manch drückendes Ungemach zu beseitigen; das Schmerzlichste war für ihn, die irdischen Ueberreste der Herzogin Anna Amalia, die am 10. April 1807 den zerstörenden Eindrücken stets erneuter Unglücksfälle erlegen war, in einsamer Mitternachtsstunde in die fürstliche Gruft der Stadtkirche zu geleiten. Nachdem er im September 1807 sich eine eigene Häuslichkeit gegründet, begleitete er 1808 den damaligen Erbprinzen und dessen Gemahlin nach Petersburg und blieb Ersterem auch zur Seite während dessen Anwesenheit beim Congreß zu Erfurt. Die Kriegszüge im J. 1813 brachten wieder eine Menge der aufregendsten Episoden, deren Eindruck ihn aufs Krankenlager warf. Kaum genesen, traf ihn die Trauerpost vom Tode seines Vaters, der auf einer Treppe im Schloß von einem Nervenschlage getroffen worden. Der kaum dreißigjährige Z. wurde nun von den vereinigten Landständen an des Vaters Stelle zum Generallandschaftsdirector erwählt, und als solcher führte er auch den Vorsitz bei der Berathungsversammlung über das Grundgesetz vom 5. Mai 1816. Inzwischen hatte ihn das Vertrauen seines Großherzogs schon am 1. Januar 1816 zum Präsidenten der Landesdirection ernannt; doch bereits am Ende desselben Jahres verließ er diese Stellung, die seiner ganzen Richtung nicht conform war, um bei dem neuerrichteten Oberappellationsgericht zu Jena die zweite Präsidentenstelle einzunehmen, bis er, nach dem 1825 erfolgenden Rücktritt des greisen Einsiedel, die Stelle als alleiniger Präsident übernahm. Hiermit vereinigte er noch im J. 1829 die Curatel der Universität und 1839 die Stelle eines Spruchmanns beim Bundesschiedsgericht. Sein redlicher Charakter, seine

unbestechliche Rechtlichkeit, seine milde Humanität erwarben ihm in allen diesen Aemtern die Hochachtung und Zuneigung seiner Collegen, der Universitätslehrer, des Publicums, und zugleich wußte er das Vertrauen der Studenten in vollem Maße sich zu verschaffen, von denen er den sehr bezeichnenden Namen „Anton Biedermann" erhielt. Auch bei dem patriotischen Institut der Frauenvereine war er der langjährige berathende und vermittelnde Gehülfe der Großherzogin Maria Paulowna. Im Frühjahr 1843 fing seine Gesundheit an zu wanken; der Schmerz über den Verlust seiner ältesten, glücklich verheiratheten Tochter, schwächte seinen Lebensmuth. Eine Badecur täuschte die darauf gesetzten Erwartungen. Klar und getrost sah er seinem nahen Ende entgegen; mit heiterer Ruhe schaute er auf sein vergangenes Leben zurück. So schied er am Morgen des 13. November 1843. Gemäßigt in jedem Thun, jeder Leidenschaft abhold, scharfsinnig in Auffassung äußerer Eindrücke, unermüdet thätig und hülfreich für Andere, Gerechtigkeit und Wahrheit über alles ehrend und ausübend, schien ihm keine der Eigenschaften zu fehlen, die ein reines Lebensglück verbürgen. Wenn gleichwol in späteren Jahren jene heitere Stirne sich oft umwölkte, Zweifelmuth und ängstliche Sorge ihn überschlichen, so waren es immer nur die allzustrengen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, oder der Schmerz über das verfehlte Ziel menschenfreundlicher Bemühungen, welche eine vorübergehende Mißstimmung veranlaßten. Doch nie konnte getäuschte Hoffnung ihn lange muthlos machen; der unvertilgbare Trieb, auch außerhalb der Sphäre seines Berufs nützlich zu werden, ließ ihn alsobald wieder jede Gelegenheit dazu ergreifen, und die Elasticität seines reinen Gemüths bewährte sich immer aufs neue bei jedem Sonnenblick in den Vorkommnissen des täglichen Lebens.

C. v. Beaulieu-Marconnay.

Ziegesar: August Friedrich Karl Freiherr von Z., herzogl. sachsen-gothaischer Geheimer Rath und Kanzler, später herzoglich sachsen-weimarischer General-Landschaftsdirector, Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf Drackendorf, Zöllnitz, Laasdorf, Ilmnitz, Wöllnitz und Rutha, geboren zu Drackendorf am 5. April 1746, † zu Weimar am 19. December 1813. Z. war der Sohn des sachsen-weimarischen Wirklichen Geheimen Rathes und Ministers Karl Siegmund v. Z. Schon im J. 1747 verlor er seine Mutter, Christiane Sophie geb. v. Griesheim, und am 22. Mai 1754 auch den Vater. Aber der achtjährige Knabe, welchem schon bisher die zarte Sorge einer treuen, sehr gebildeten Stiefmutter, Frau Sophie Luise geb. v. Butler, zu Theil geworden war, hatte jetzt das Glück, unter die Vormundschaft des berühmten Rechtslehrers zu Jena, des Geheimen Regierungsrathes v. Hellfeld zu kommen, welcher ihn sogleich nach des Vaters Tode in sein Haus aufnahm und für seine Ausbildung, sowie für die Ordnung seiner Familienangelegenheiten väterlich sorgte. Schon mit 15 Jahren begann er in Jena seine akademischen Studien, welche sich auf Jurisprudenz und Philosophie erstreckten. Im J. 1765 promovirte er mit der Dissertation „De visitatione judicii cameralis imperialis" und am 3. März 1766 wurde er von dem Herzog Friedrich III. als Regierungsrath nach Gotha berufen. Ehren und Würden wurden ihm in seinem neuen Dienstverhältniß bald im reichsten Maaße zu Theil. Bereits am 30. December 1768 wurde er Hofrath, am 29. Januar 1771 Kammerherr, am 4. October 1782 Ober-Consistorial-Vicepräsident und Geh. Regierungsrath, am 23. December 1785 Vicekanzler mit dem Directorium bei der Regierung, am 29. November 1790 Geheimer Rath und Kanzler, am 7. Mai 1804 endlich Wirklicher Geheimer Rath. Eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte er als Vorsitzender der Waisen- und Zuchthauscommission, der Wittwensocietätscommission, der Almosen- und Baucommission. Seit 1780 war er Beisitzer des herzoglichen Obersteuercollegiums zu Altenburg

und Deputirter beim landschaftlichen Ausschuß daselbst; seit dem 12. März 1774 Beisitzer bei dem gemeinschaftlichen Hofgericht zu Jena, bei welchem er am 6. März 1792 als Hofrichter installirt wurde. Als Vicepräsident des Oberconsistoriums von 1782—85 bewirkte er eine vollständige Reorganisation dieser Behörde, bewerkstelligte unter wenig günstigen Verhältnissen die Einrichtung des Lehrerseminars und einer damit verbundenen Uebungsschule, steuerte der Willkür und dem Nepotismus bei Besetzung von Stellen und der Vertheilung von Stipendien u. dgl. m. Nachdem er 1785 Chef der Landesregierung geworden war, bewirkte er eine Verbesserung des Geschäftsganges im Justizwesen durch Einführung der Controllen und zweckmäßige Einrichtung der Depositenbücher. Er rettete die dem Verfall nahe Wittwensocietät durch eine ganz umgebildete, auf sicheren Fuß gesetzte Verfassung derselben. Eine noch heute im Herzogthume Gotha gültige Gesindeordnung hat ebenfalls Z. zum Verfasser. Aus Anlaß eines Rechtsstreites gab er 1794 ein umfangreiches Buch: „Darstellung der vor dem herzoglich-sächsischen Justizamte zu Gotha wider den Schwertfeger Johann Gotthard Sartorius anhängig gewesenen Untersuchung wegen eines demselben angeschuldigten doppelten Ehebruchs u. s. w." heraus, ein Werk, welches wegen der darin niedergelegten außerordentlichen Gelehrsamkeit und Geistesschärfe in Fachkreisen damals berechtigtes Aufsehen erregte. Die Stadt Gotha verdankt Z. hauptsächlich eine gründliche Verbesserung des Polizei- und Kämmereiwesens, auch machte er seinen ganzen Einfluß geltend, um durch Hebung des Obstbaues den Wohlstand zu fördern. Schwere Krankheiten, von denen Z. in den Jahren 1805 und 1807 heimgesucht wurde, schwächten seine Gesundheit so, daß er im J. 1808 um seine Pensionirung nachsuchen mußte. Dieselbe wurde ihm in huldvollster Weise und unter Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen ertheilt und er zog sich nun auf sein Gut Drackendorf zurück, das er zu einer Art Musterwirthschaft gestaltete. Häufig verkehrte er von hier aus in Weimarischen Gesellschaftskreisen; mit Goethe war er eng befreundet. Da sich Z. schon früher als Deputirter der Landschaft das Vertrauen des Herzogs Karl August in hohem Grade erworben hatte, so ernannte ihn dieser schon im J. 1809 zum Generallandschaftsdirector und betraute ihn mit der schwierigen Aufgabe, eine Vereinigung der bis dahin noch getrennt bestehenden weimarischen, eisenachischen und jenaischen Landschaft herbeizuführen. Die Lösung gelang Z. zur größten Zufriedenheit des Herzogs und nunmehr beauftragte er ihn mit der Regelung einiger Angelegenheiten, die Universität Jena betreffend. Der Entwurf eines neuen, den Zeitumständen angemesseneren Etats für jene Hochschule sollte sein letztes Werk sein. Im Winter des Jahres 1813 hielt er sich in Weimar auf, wo eine Landescommission unter seinem Vorsitze berufen worden war, um über die durch den Krieg hervorgerufenen nothwendigsten Bedürfnisse des Landes zu berathen. Am 19. December wohnte Z. noch einer dreistündigen Sitzung jener Commission bei und begab sich dann zum Vortrage zum Herzog. Nach Beendigung desselben, noch ehe er das herzogliche Schloß verlassen konnte, überraschte ihn der Tod: er starb ohne Leiden an einem plötzlichen Schlagflusse. Neben seiner ihm im J. 1809 im Tode vorausgegangenen Gattin, Magdalene Auguste geb. v. Wangenheim, mit welcher er in einer vierzigjährigen glücklichen Ehe gelebt hatte, ward er in Drackendorf beigesetzt. Zwei Söhne, welche Z. hinterließ und welche beide auch im Staatsdienst thätig waren, zeichneten sich durch gleiche Tüchtigkeit wie der Vater aus.

Vgl. Intelligenzblatt d. Jenaischen Allg. Litteratur-Zeitung Jhrg. 1814, Nr. 1. — Acten des Goth. Geheimen Haus- u. Staatsarchivs. — Eichstädt, Progr. Paneg. honori et memoriae Aug. Fr. Carol. L. B. de Ziegesar. Jena 1844. — Schott, Predigt bei der Gedächtnisfeier des Herrn Barons

von Ziegesar. Jena 1814. — Zeitgenossen II. Reihe, Heft 22, S. 67 bis 120. Berbig.

Ziegler: Alexander Z., Reisender und geographischer Schriftsteller, war am 20. Januar 1822 zu Ruhla im Thüringer Walde geboren. Seit früher Jugend von dem Wunsche erfüllt, fremde Länder und Völker zu sehen, beschäftigte er sich namentlich mit Geographie und volkswirthschaftlichen Studien. Im Mai 1846 trat er von Bremen aus seine erste größere Reise an, die ihn durch die östliche Hälfte der Vereinigten Staaten, dann den Mississippi hinab in den mexikanischen Meerbusen, nach Cuba, hierauf zur See nach New-York und im Herbste des folgenden Jahres wieder nach Deutschland führte. Als Früchte dieser Reise entstanden mehrere Schriften, die sehr anregend und lesenswerth geschrieben sind, wenn sie auch streng wissenschaftlichen Anforderungen in mancher Hinsicht nicht zu genügen vermögen. Zuerst erschienen „Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien“ (Dresden u. Leipzig 1848, 2 Bde.). Dieses Werk schildert hauptsächlich die Verbreitung und gesellschaftliche Stellung der Deutschen namentlich in den Neuenglandstaaten, sowie die landwirthschaftlichen und die religiösen Verhältnisse der Union, die als das Ideal eines freien und glücklichen Landes gerühmt wird. Besonders ausführlich beschreibt Z. den damals noch wenig besiedelten Staat Wisconsin, den er angelegentlichst als Auswanderungsziel für deutsche Bauern empfiehlt. Da er aus eigener Anschauung die Leiden vieler unerfahrener und mittelloser Deutschen in Amerika kennen gelernt hatte, befürwortet er eine staatliche Organisirung der deutschen Auswanderung durch das damals tagende Frankfurter Parlament. In demselben Jahre erschien noch ein zweites Werk „Republikanische Licht- und Schattenseiten“ (Dresden u. Leipzig 1848), das Ziegler's Reiseeindrücke in systematischer Form wiedergiebt und auf eine Verherrlichung der radicalen Demokratie hinausläuft. Eine spätere Frucht der amerikanischen Reise ist „Der Geleitsmann“ (Leipzig 1856), ein Katechismus für deutsche Auswanderer voll brauchbarer, auf gründlicher Kenntniß aller einschläglichen Verhältnisse beruhender Rathschläge. Noch ehe dieses Buch erschien, hatte Z. zwei Reisen nach den Mittelmeerländern unternommen. Die eine führte ihn in den Jahren 1850 bis 1851 nach Spanien, die andere 1854 bis 1855 durch Marokko, Algerien, Tunis, Aegypten nilaufwärts bis zum ersten Katarakt, Palästina, Syrien, Kleinasien und Griechenland. Seine Erlebnisse veröffentlichte er in zwei Werken, die alle Vorzüge und Nachtheile seiner ersten Reisebeschreibung zeigen: „Reise in Spanien“ (Leipzig 1852, 2 Bde.) und „Meine Reise im Orient“ (Leipzig 1855, 2 Bde.). Nach einer längeren Ruhepause besuchte er 1857 bis 1858 Skandinavien und Finnland, sowie die Orkney- und Shetlandsinseln. Diese Gegenden beschrieb er in dem Buche „Meine Reisen im Norden“ (Leipzig 1860, 2 Bde.), das auch Untersuchungen über die Fahrten der Normannen nach Island, Grönland, Winland und Hvitramannaland enthält. Seit 1858 widmete sich Z. einem ruhigen Schriftstellerleben, das nur 1867 durch eine zweite Reise nach Spanien unterbrochen wurde. Er verfaßte mehrere Abhandlungen zur Geschichte der Erdkunde, die zwar zur Orientirung gute Dienste leisten, aber ein tiefer eindringendes Quellenstudium vermissen lassen. Hervorzuheben sind „Die deutschen Erforschungsexpeditionen nach Innerafrika“ (Dresden 1858, 7. Aufl. 1865, enthält einen Ueberblick über die Verdienste der Deutschen um die Erforschung Afrikas, sowie Mittheilungen über die Erlebnisse Eduard Vogel's und der zu seiner Aufsuchung abgesandten Expeditionen unter Heuglin und Munzinger), ferner „Columbus und Martin Behaim“ (Petermann's Mittheilungen 1858); „Martin Behaim aus Nürnberg, der geistige Entdecker Amerikas“ (Dresden 1859); „Die Reise des Pytheas nach Thule“ (Dresden 1861); „Regiomontanus, ein geistiger Vorläufer

des Columbus" (Dresden 1874); „Regiomontanus und der Nürnberger Seefahrer Martin Behaim mit Hinblick auf ihre Verdienste um die großen oceanischen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts" (Bremen 1878); endlich „Zur Geschichte des Meerschaums" (Dresden 1878, 2. Aufl. 1883).

Durch eine Reihe anderer Schriften suchte Z. die Schönheiten seiner thüringischen Heimath weiteren Kreisen bekannt zu machen. Hierher gehören: „Der Rennsteig des Thüringer Waldes" (Dresden 1862); „Reisehandbuch für Thüringen" (Hildburghausen 1864, 3. Aufl. 1879); „Zur Meteorologie von Koburg" (Petermann's Mittheilungen 1864); „Das Thüringer Walddorf Ruhla" (4. Aufl. Dresden 1876). Endlich wirkte er auch durch mehrere kleine, wegen des actuellen Interesses, das sie boten, wiederholt aufgelegte Schriften äußerst lebhaft für das Zustandekommen und die gedeihliche Entwicklung der am 10. November 1859 in Dresden begründeten Schillerstiftung zur Unterstützung verdienter und hülfsbedürftiger deutscher Dichter und der bei Gelegenheit der Schillerfeier durch den Major Serre veranstalteten Schillerlotterie. Von diesen Schriften sind erwähnenswerth „Deutsche Nationalunternehmungen" (7. Aufl. Dresden 1863); „Die Schillerlotterie" (Dresden 1862); „Zur Geschichte der Schillerlotterie" (8. Aufl. Dresden 1864); „Zur Oeffentlichkeitsfrage der deutschen Schillerstiftung" (Dresden 1864). Z. starb am 9. April 1887 in Wiesbaden.

Viktor Hantzsch.

Ziegler: Ambros (Wolfgang Andreas) Z., Benedictiner, geboren zu Gmunden in Oberösterreich am 24. Mai 1684 (so Pachmayr; Sattler gibt den 24. Juni an), † am 5. September 1739. Seine Schulbildung erhielt er in dem Benedictinerstift Kremsmünster, studirte dann Philosophie an der Universität Salzburg und trat am 13. November 1702 zu Kremsmünster in den Benedictinerorden ein, wo er an Stelle seiner Taufnamen Wolfgang Andreas den Klosternamen Ambrosius annahm. Nachdem er hierauf in Salzburg die theologischen Studien absolvirt und 1709 die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er zunächst in der Studienanstalt seines Klosters im Lehramt verwendet, im J. 1712 als Professor der Philosophie an die Universität Salzburg berufen. 1713/14 war er Decan der philosophischen Facultät. Am 3. September 1714 wurde er Doctor der Theologie und trat als Professor der Moraltheologie in die theologische Facultät über; 1719 wurde ihm das Lehramt der scholastischen Theologie (Dogmatik) übertragen, das er bis 1726 verwaltete. In den Studienjahren 1718/19 und 1723/24 war er Decan der theologischen Facultät. Im J. 1726 verließ er das Lehramt, um die Stiftspfarrei Pettenbach zu übernehmen. Aber schon am 19. Januar 1727 wurde er hier vom Schlage getroffen und am 23. April in das Stift gebracht, wo er, ohne wieder zu genesen, erst nach jahrelangem schweren Leiden starb. — In den Jahren seiner Lehrthätigkeit in Salzburg ließ Z. eine Reihe von Abhandlungen und Disputationen, zum Theil von größerem Umfange, im Druck erscheinen: „Nosce te ipsum, seu anima vegetativa, sensitiva et rationalis" (Salisburgi 1714); „De contractibus in genere et specie" (1719); „Tractatus theologicus de incarnatione" (1720); „De sacramentis in genere nec non baptismo et confirmatione in specie" (1721); „De Deo uno" (1723); „De Deo trino" (1723); „De angelis" (1725).

Marianus Pachmayr, Historico-chronologica series abbatum et religiosorum Monasterii Cremifanensis, P. IV (Styrae 1782), p. 614 s. — Magnus Sattler, Collectaneenblätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg (Kempten 1890), S. 269 f., 683, 696. — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich LX (1891), S. 58.

Lauchert.

Ziegler: Christoph Z., Philolog und Archäolog, geboren am 3. Februar 1814 in Ulm, † am 12. Juni 1888 als Gymnasiallehrer in Stuttgart, war der Sohn eines Merzlers, wie in seiner Vaterstadt die Victualienhändler heißen. Schon im neunten Lebensjahre verlor er den Vater und kam später in das Haus einer Großmutter. Im Ulmer Gymnasium, das er vom 11.—18. Jahre durchlief, gewannen zwei Lehrer, der als Orientalist und Archäologe bekannte Haßler (s. A. D. B. XI, 15 ff.) und Moser (XXII, 371 ff.), ein hervorragender Ciceronianer, großen Einfluß auf ihn. Er entschloß sich, Philolog zu werden, trat aber gegen allen württembergischen Brauch jener Zeit nicht in das Tübinger Stift ein, um dort viel Theologie und ein wenig Philologie zu studiren, sondern ging im Herbste 1833 gleich nach Leipzig. Vier Jahre lang unterstellte er sich ganz der Leitung von Gottfried Hermann, dessen begeisterter Verehrer er sein Leben lang blieb.

In Tübingen, wo Z. seine Studien unter Walz (XLI, 127 ff.) und Tafel (XXXVII, 346 ff.) bis Herbst 1839 fortsetzte und mit einer Doctorarbeit „De Apollonio Rhodio et nonnullis Musaei locis“ abschloß, öffnete ihm der erstere auch die Augen für die alte Kunst; er suchte sie im Frühjahr 1841 in Italien selbst auf, nachdem er einige Zeit in Blaubeuren, Schönthal und Ulm Schuldienste gethan hatte. In Rom, kurze Zeit auch in Florenz und Neapel, vertiefte er sich zumeist in die Archäologie und machte daneben Vorarbeiten für eine Apollonius- und eine Theokritausgabe. Mit einem längeren Aufenthalte in Paris im Winter 1843 auf 1844 beschloß er seine Wanderjahre.

Sein Theokrit erschien im J. 1844 in Tübingen; eine daran sich knüpfende Hoffnung, dort eine Professur an der Universität zu erhalten, ging nicht in Erfüllung; wol aber wurde er im J. 1845 an der oberen Abtheilung des Stuttgarter Gymnasiums als Professor angestellt zum Ersatz für Pauly (XXV, 297 f.), den ersten Herausgeber der Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft. In dieser Stellung wirkte Z. als Hauptlehrer an der Unterprima 31 Jahre lang mit großem Eifer und Erfolg. Allen Collegen an philologischem und archäologischem Wissen weit überlegen, pädagogisch-methodologischen Künsteleien gründlich feind, machte er durch sein frisches und mannhaftes Auftreten selbst manche Eigenheiten seiner überlebhaften Natur vergessen, die für einen Lehrer von geringeren Kenntnissen und einem weniger achtunggebietenden Charakter hätten gefährlich werden können. Weitere Reisen über die Alpen erhielten und verstärkten an ihm den Anhauch von altrömischem Wesen, dessen Spuren er gerne in dem modernen Volksleben der Italiener nachging. Auf der zweiten, vom April 1864 bis zum Herbst 1865, nahm er seine kritischen Studien zu Theokrit wieder auf, dessen zweite Auflage im J. 1867 erschien; es war ihm dabei gelungen, im Herbste 1864 in der Ambrosiana zu Mailand ein bis dahin noch unbekanntes Gedicht, jetzt Nr. 30 (anecdoton Zieglerianum) der Theokritausgaben, zu entdecken. Als weitere Frucht dieser Reise veröffentlichte Z. im J. 1867 die bis dahin noch nicht herausgegebenen Theokritscholien des Codex Ambrosianus 222, im J. 1868 die Elegien des Theognis „e codicibus Mutinensi, Veneto 522, Vaticano 915“ und die Idyllen von Bion und Moschus, „e codicibus italis a se collatis“. Nach der dritten Reise (1877—78) folgte seine dritte Theokrit- (1879) und seine zweite Theognisausgabe (1880). Aus seinem Unterrichte heraus wuchsen vier Schulausgaben der Euripideischen Iphigenie bei den Tauriern (1871, 1873, 1884 und 1886, die letztere mit Commentar), für die von 1884 waren von ihm auf seiner vierten italienischen Reise (1880—81) die Handschriften verglichen worden. Seine Collationen zu Apollonius Rhodius finden sich verwerthet in dem Stuttgarter Gymnasialprogramm von 1846, seine Studien über die dramatische Kunst der Griechen in einer Abhandlung über

die Antigone des Sophokles, welche dem Programm des Jahres 1855 beigegeben ist.

Hatte Z. mit den bisher genannten Arbeiten seine Schuld an seinen Meister, „Godofredus Hermannus“ abgetragen, so sollte daneben auch seine Begeisterung für die römische Archäologie ihren bleibenden Ausdruck finden. Er plante nichts Geringeres, als die „Herausgabe eines großen archäologischen Bilderwerkes, welches das ganze antike Leben umfassen und der Jugend alle für die Lectüre der Classiker nothwendige Anschauung bieten sollte“. Es kam aber davon nur die Grundlage heraus, „Illustrationen zur Topographie des alten Rom“, welche in vier Heften von 1873—1877 in Stuttgart bei Neff erschienen. Z., dem im J. 1871 ein Jahr Urlaub zu den Vorbereitungen gegeben wurde, überwachte die künstlerische Ausführung mit demselben unermüdlichen Eifer, mit dem er in Rom selbst seine Studien gemacht hatte. Die billige Schulausgabe, „Das alte Rom“ von 1882 ließ diesen Atlas aus einem Vorzeigewerk in der Hand der Lehrer zu einem geschätzten Besitze vieler Schüler werden. Die großen Opfer an Zeit und Geld, welche Z. für diese Schöpfung gebracht hatte, würde er auch für eine Fortsetzung nicht gescheut haben, wenn er nicht hier, wie im Schuldienste jeden Schein einer Kräfteabnahme im herannahenden Alter ängstlich hätte vermeiden wollen. Er ließ sich im J. 1876 in den Ruhestand versetzen und zog sich — unverheirathet geblieben — auf den Umgang mit wenigen Freunden aus älterer Zeit und den in Stuttgart reichlich gebotenen Genuß edler Musik zurück, wofür er ein ungewöhnliches Verständniß besaß. Was er immer gewesen war, blieb er auch im hohen Alter: eine „anima candida im vollsten Sinne des Wortes, wahr und offen, verläßlich, wohlmeinend und wohlthuend, ein Feind aller krummen Wege und selbstsüchtigen Gedanken“. Ein Schlaganfall, der ihn am Abend des 11. Juni 1888 über einem Buche traf, bereitete ihm am andern Morgen ein sanftes Ende.

Vgl. den Nekrolog von Max Planck in dem Jahresber. ü. d. Fortschr. d. class. Alterthumswissenschaft. LVII. — Biogr. Jahrb. 1888 S. 47 ff. — Nachruf von h. in dem Schw. Merkur (Kronik) Jhrg. 1888. S. 1090.

A. Wintterlin.

Ziegler: Clemens Z. Cl. Z. hat sich als religiöser Schriftsteller in den Anfangsjahren der Reformation bekannt gemacht und wird zu den „Wiedertäufern“ gezählt, mit deren geistigen Führern er zeitweilig Beziehungen besessen hat. Z. scheint um das Jahr 1480 in Straßburg geboren zu sein. Im J. 1522 (und vielleicht schon früher) wird er als Mitglied der Gärtnerzunft in Straßburg genannt, die ihre Zunftstube bei der St. Aurelienkirche hatte. Die Gartenstube war es, welche am 31. März 1524 Martin Butzer zum ersten evangelischen Prediger von St. Aurelien wählte und bei der sich am 21. September 1524 derselbe Butzer als Zunftgenosse einschreiben ließ. Z. scheint bei diesem für die Straßburger Reformationsgeschichte wichtigen Ereigniß stark betheiligt gewesen zu sein; jedenfalls hat die anfängliche Freundschaft und der spätere Gegensatz zu Butzer das Schicksal des Mannes maßgebend bestimmt. Die ersten Erfolge der von ihm beeinflußten Zunftstube und der nahe persönliche Verkehr mit Gelehrten wie Butzer ermuthigten Z., selbst als Schriftsteller hervorzutreten; er verfaßte im J. 1524 zunächst die Schrift: „Ain kurz Register und außzug der Bibel &c.“ und sodann sein Glaubenszeugniß: „Von der waren nyessung beyd leibs und bluts Christi. Ein kurtz schrifftliche ußlegung und christlicher Verstandt nach grundrechter Art und weiß der Schrifft. Und von dem Tauff, wie man den sonder allen Zusatz, öl, saltz oder beschwerung handlen sol. Durch Clement Zyegler, Gartner zu Straßburg“. (1524. 18 Bl., 4°, Straßburg.) Diese Schrift, in der er sich für die Spättaufe aussprach, machte seinen Namen weit

und breit in den Kreisen der „Brüder“, an die sie gerichtet ist, bekannt. Er ermahnt darin „alle wahrhaftigen Bischöfe und Pfarrer, so erwählet sind von der christlichen Gemeine“ (er kennt also auch evangelische Bischöfe), daß sie „stracks fahren in dem Befelch Gottes, nit hinter sich lugen und nit sprechen: Ja, die und die Stadt hat auch noch nit angefangen“. Er eifert ferner gegen alle kirchlichen Bräuche und Namen, (auch gegen das Wort „Sacrament“), die sich in der heiligen Schrift nicht finden und zeigt sich überhaupt von den vorreformatorischen Ideen der „Ketzerschulen“ stark beeinflußt. Z. ist unzufrieden damit, daß die „wahren Bischöfe und Pfarrer“ vieler Orten nicht hervorzutreten wagen und mithin auch damals noch, obwol die Zeiten bessere geworden, im Geheimen wirken zu müssen glaubten. Er ermuntert sie, indem er ankündigt, daß „ein ander Evangelisch Volk“ auftreten wird, „das die mißbreuch in der Christenheit würde mit größerem Fleiß abthun“. „Dorumb, so lond uns Fleiß ankeren, uff das nit das reich Gottes werd von uns genommen, wir wir hand Matthei am 21. Capit.“. Zu dieser Stelle hat in dem von mir benutzten Exemplar eine alte Hand am Rand bemerkt: „Widertauffer“. Die Schrift Ziegler's ist offenbar gerade in jenen Monaten geschrieben, wo sich die Trennung der altevangelischen Gemeinden von den Reformatoren und der ersteren öffentliches Hervortreten als selbständige Religionsgemeinschaft vorbereitete; insofern besitzt sie eine allgemeinere Bedeutung.

Z. selbst ist offenbar in einer der im Stillen bestehenden „Ketzerschulen“, die damals unter dem Namen „evangelische Brüderschaften“ bekannt wurden, Mitglied gewesen. Jedenfalls hat um 1525 die „christliche Gemeine“ zu Ruprechtsau bei Straßburg, die meist aus „Gartnern“ bestand, den Magistrat zu Straßburg, die von ihr getroffene Wahl Ziegler's zum Prediger zu bestätigen; Z. war bereit, diese Stellung ehrenamtlich zu übernehmen, wie es in den „heimlichen Gemeinden“ üblich war. Z. scheint auch außerhalb der nächsten Umgebung im Sinne seiner Ueberzeugungen gewirkt zu haben; so wurde er in der Herrschaft Hanau-Lichtenberg (im Dorfe Kork) im J. 1527 in den Thurm gelegt, weil er dort in der Kirche dem Priester öffentlich entgegen getreten war. Z. setzte später seine Lehrthätigkeit in der „christlichen Gemeine“ zu Ruprechtsau fort; dieselbe deckte sich nicht mit der inzwischen organisirten evangelischen Gemeinde daselbst, an der Martin Hag als ordinirter Geistlicher wirkte; man nannte die Versammlungen, die Z. leitete, Conventikel und verbot sie. Noch im J. 1535 melden die Acten der Straßburgischen Kirchenvisitation: „Clemens Z. ist den Geboten unserer gnädigen Herrn etwan ungehorsam — hat den Pfarrern etwan viel Mühe gemacht mit seinem Irrthumb“. Am 19. Juni 1534 erging ein Erlaß des Magistrates, wodurch ihm verboten ward, seine Lehre „auszugeußen“; „wo ers nit hält, soll er unser Stadt und Oberkeit verwiesen sein“. Vom Jahre 1535 an scheint Z. sich still verhalten zu haben oder ausgewandert zu sein; von da an erfahren wir nichts mehr von ihm, auch sein Todesjahr ist unbekannt. Daß er viele Anschauungen der sogen. Täufer und ihrer Führer getheilt, auch mit Joh. Denck, Ludw. Hätzer, Jac. Kautz, Joh. Bünderlin und Pilgram Marbeck in Verbindung gestanden hat, ist gewiß, aber ob er die Spättaufe erhalten hat, wissen wir nicht. Es erschienen von ihm, so viel bekannt, fünf Schriften im Druck (s. Weller, Repert. typogr.), einige andere aus den dreißiger Jahren sind handschriftlich im Thomasarchiv zu Straßburg erhalten; letztere, aus den Jahren 1532 und 1533 stammend, lassen einen starken Niedergang seines Geisteslebens erkennen.

T. W. Röhrich, Clemens Z., der Gartner zu Straßburg. Ein Charakterbild aus der Reformationszeit. Straßburg 1857. — Weller, Repert. typogr. Nördlingen 1864.

Ludwig Keller.

Ziegler: Diepold Z., Benedictinerabt, geboren zu Penting bei Neunburg v. Wald in der Oberpfalz am 19. März 1728, † am 21 November 1801. Er erhielt seine Gymnasialbildung zu Regensburg, trat im J. 1751 in das Benedictinerkloster Reichenbach ein, legte daselbst am 8. December 1752 die Profeß ab und empfing im J. 1753 die Priesterweihe. Nachdem er darauf zu St. Jakob in Regensburg das philosophische Studium wiederholt hatte, wurde er 1756 Professor der Philosophie, später der Theologie im Studium commune der bairischen Benedictinercongregation, zu Scheyern und Benedictbeuern. 1767 wurde er Pfarrer zu Wahl, bald darauf Prior zu Reichenbach, am 18. Januar 1773 zum Abt des Stiftes Ensdorf in der Oberpfalz gewählt. Als solcher ließ er sich die Förderung der wissenschaftlichen Studien in dem Kloster und die Vermehrung der Bibliothek, wie auch die Verbesserung der zu dem Stifte gehörigen Landschulen besonders angelegen sein. — Aus der Zeit seiner Lehrthätigkeit stammen die Dissertationen: „Dei existentis ejusque immensae artis et ineffabilis providentiae ac bonitatis testimonia in corpore humano conspicua“ (Tegernsee 1761); „Theses ex tractatu de incarnatione“ (1764). Außerdem erschien von ihm gedruckt ein „Gebet- und Unterrichtsbuch für die Mitglieder der Ensdorfischen Fronleichnam- und Scapulierbruderschaft“ (Sulzbach). Als Abt beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit mathematischen und historischen Studien und verfaßte nach Baader in diesen Fächern mehrere Abhandlungen, die aber nicht im Druck erschienen.

Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller II, 2 (1825), S. 241 f. — Aug. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictinerordens in Baiern I, S. 264 f. Regensburg 1880. Lauchert.

Ziegler: Franz von Z., Arzt, geboren 1700 in Schaffhausen, studirte in Basel und Marburg, erlangte zu Basel 1724 mit der Dissertation: „De aphonia periodica a vermibus orta“ die Doctorwürde und 1731 eine Professur der Medicin in Rinteln, wo er 1761 starb. Ein Verzeichniß seiner aus akademischen Programmen, Dissertationen und sonstigen Gelegenheitsschriften bestehenden, in lateinischer Sprache geschriebenen Arbeiten liefert die Biographie médicale (VII, 526).

Biogr. Lex. VI, 367. Pagel.

Ziegler: Franz Wilhelm Z., Politiker, ward geboren am 3. Februar 1803 zu Warchau bei Brandenburg als Sohn eines Pastors. Auf dem Gymnasium zu Brandenburg vorgebildet, bezog er die Universität Halle, um die Rechte zu studiren, ging nach Absolvirung der Universität auf Reisen nach England, Frankreich und der Schweiz und ward zuerst Rechtsanwalt, 1840 Oberbürgermeister in Brandenburg. Hatte er schon in früher Jugend in die Schäden althergebrachter märkischer Feudalzustände manchen tiefen Blick gethan, so bot ihm seine amtliche Wirksamkeit in Brandenburg reiche Gelegenheit, seine volksfreundlichen, humanen Gesinnungen zum Wohle seiner Mitbürger zu bethätigen. Im J. 1848 in die preußische Nationalversammlung, dann in die zweite Kammer gewählt, schloß er sich in jener dem linken Centrum, in dieser der äußersten Linken an. Der Steuerverweigerungsbeschluß der Nationalversammlung, dem er beigetreten war, brachte ihn auf die Anklagebank. Er wurde wegen Hochverraths und Aufruhrs seines Amtes entsetzt, der Nationalkokarde und seiner Orden verlustig erklärt und zu längerer Festungsstrafe verurtheilt, die er in Magdeburg verbüßte. Sein demokratischer Stolz hat ihn nie wieder ein öffentliches Amt annehmen oder erstreben lassen. Er bedurfte dessen auch nicht. Denn Z. war ein so vielseitig begabter, sich auch in neuen Verhältnissen so leicht zurecht findender Mann, daß es ihm, der sein Amt und sein Vermögen verloren hatte, durch Umsicht und praktische, in industriellen Unternehmungen bewährte

Tüchtigkeit gelang, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer sehr beachtenswerthen wirthschaftlichen Unabhängigkeit emporzuarbeiten. Daneben beschäftigte sich Z. eifrig mit volkswirthschaftlichen Studien und arbeitete als politischer Correspondent für Berliner und auswärtige Blätter. In den sechziger Jahren nahm Z. die parlamentarische Wirksamkeit wieder auf. Als Vertreter der Stadt Breslau, für die er schon früher publicistisch thätig gewesen war, wurde er 1865, 1866 und 1867 in das Abgeordnetenhaus, 1867 in den Reichstag des Norddeutschen Bundes, 1871 und 1874 in den deutschen Reichstag gewählt. Z. erfreute sich bei seinen Wählern und bei seinen politischen Gesinnungsgenossen überhaupt großen Einflusses und unbegrenzten Vertrauens, und er hatte beides in vollem Maaße verdient. Denn er war ein kernfester, hochgesinnter, rücksichtslos bis zur Selbstopferung für politische und sociale Freiheit kämpfender Volksmann, der sich allen Verfolgungen zum Trotz aus den tausend Bitternissen seiner politischen Vergangenheit eine so vornehme Gesinnung und insbesondere eine so unerschütterliche, bei dem überzeugten Demokraten doppelt erfrischende Vaterlandsliebe gerettet hatte, daß auch scharfe politische Gegner ihm ihre Anerkennung und Hochschätzung nicht versagt haben. Unvergessen bleibt das Wort, mit welchem Z. in einer Rede vor dem österreichischen Kriege — es war zu Breslau am 17. April 1866 — seine Wähler zu lauter Begeisterung fortriß: „Das Herz der Demokratie ist allemal da, wo die Fahnen des Landes wehen". — Litterarisch ist Z. nicht nur als Politiker, sondern auch als Dichter hervorgetreten. Er hat eine Reihe von Novellen und Reisebriefen geschrieben, die ein reiches Erzählertalent bekunden und durch ihr warmes Heimathsgefühl, wie durch die frische Anschaulichkeit ihrer Schilderungen sich zahlreiche Verehrer gewonnen haben. Z. starb in Berlin am 1. October 1876.

Von seinen volkswirthschaftlichen Schriften sind zu nennen: „Wie ist dem Handwerkerstande zu helfen?" (Berlin 1850); „Zur socialen Reform des preußischen Abgabenwesens" (Berlin 1850); „Die Fabriken-Credit-Gesellschaft für Deutschland" (Brandenburg 1854). — Seine politischen Reden sind veröffentlicht worden unter dem Titel: „Gesammelte Reden von Franz Ziegler. Herausgegeben von Franziska v. Béguelin, geb. Ziegler" (2. Aufl. Berlin 1882). — An erzählenden Schriften sind vorhanden: „Nondum. Erzählungen" (2 Theile. Berlin 1860); „Landwehrmann Krille. Eine Erzählung" (Berlin 1865); „Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien" (3 Bde. Berlin 1872). Die Erzählung „Saat und Ernte" erschien im deutschen Novellenschatz, hsg. von Paul Heyse, Bd. 24. — Ein Bild von Ziegler's Leben und politischem Wirken entwarf Karl Jaenicke in seiner Schrift „Der Volksmann Franz Ziegler". Glogau [1895]. M. Hippe.

Ziegler: Friedrich Wilhelm Z., Schauspieler und dramatischer Dichter, wurde im J. 1750 in Braunschweig geboren. Im J. 1784 debutirte er an der Wiener Hofbühne und wurde sofort an sie engagiert, mit der Erlaubniß, sich an anderen Theatern weiter auszubilden. Nach seiner Rückkehr nach Wien spielte er bis zu seiner im J. 1822 erfolgten Pensionirung 40 Jahre lang Helden-, Tyrannen- und Charakterrollen und wußte sich, ohne gerade Hervorragendes zu leisten, neben Künstlern wie Anschütz, Korn, Heurteur und Löwe zu behaupten. Als Theaterdichter entwickelte er eine fast unheimliche Fruchtbarkeit und beherrschte Jahrelang neben Iffland und Kotzebue das Repertoire der Wiener Hofbühne. Am längsten haben sich von seinen Stücken die Lustspiele: „Die Temperamente" und „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" und das Schauspiel: „Parteiwuth" gehalten. Z. starb am 21. oder 24. September 1827 in Preßburg, wohin er sich nach seiner Pensionirung zurückgezogen hatte.

Vgl. Wurzbach LX, 47—50. — Goedeke, Grundriß V, 291—292.
Dresden 1893. H. A. Lier.

Ziegler: Gregor Thomas Z., geboren zu Kirchheim (Württemberg, Donaukreis) am 7. März 1770, † zu Linz am 15. April 1852. Er trat im J. 1788 als Novize in das Benedictinerstift seiner Heimath (Wiblingen), legte am 26. April 1791 das feierliche Gelübde ab und wurde am 25. Mai 1793 zum Priester geweiht, war hierauf durch sieben Jahre am Stiftsgymnasium, dann zu Constanz und Freiburg i. Br. als Lehrer thätig, zuletzt für Poetik und Griechisch. Eine „Instructio artis poeticae“ und eine „Geschichte des Hauses Habsburg“, welche er verfaßte, wurden als Schulbücher in Abschriften gebraucht. Nachdem sein Ordenshaus säcularisirt worden war, ging er mit der Mehrzahl der Ordensbrüder nach Tyniec bei Krakau und erhielt an der Universität Krakau Beschäftigung. Im J. 1811 erhielt er nach der Auflösung des Klosters das Lehramt der Kirchengeschichte in Linz, im J. 1815 die Professur der Dogmatik an der Universität zu Wien. Am 5. Februar 1822 wurde er zum Bischof von Tarnow in Galizien ernannt, am 9. September 1827 zum Bischof von Linz. Er war als Mensch und Bischof hochgeachtet; als Schriftsteller veröffentlichte er außer einem lateinischen Lehrbuche der Dogmatik eine Reihe von Reden, Predigten, pastorelle Schriften, verschiedene die katholische Kirche vertheidigende Abhandlungen, z. B. „Die gute Sache der katholischen Hierarchie bei Deutschlands Wiedergeburt“ (Augsburg 1816).

Felder II, 538. — Wurzbach LX, S. 50 ff., wo alle Schriften angeführt sind. von Schulte.

Ziegler: Heinrich Anshelm von Z. und Kliphausen, Dichter und Geschichtschreiber, wurde als zweiter Sohn des gleichnamigen oberlausitzischen Rittergutsbesitzers und der Schlesierin Helena Sabina, geb. v. Hochberg, zu Radmeritz am 6. Januar 1663 geboren, besuchte das Görlitzer Gymnasium und widmete sich von 1680—1684 auf der Universität Frankfurt juristischen, historischen und litterarischen Studien. Der Tod seines Vaters zwang ihn unmittelbar nach dem Quadriennium die Verwaltung des Gutes Probsthain zu übernehmen, das er aber, infolge seiner frühen Heirath, mit Podelwitz und Altkötitz (von hier ist im December 1694 die Vorrede des „Schauplatzes“ datirt), endlich Liebertwolkwitz bei Leipzig vertauschte. Aus der am 6. August 1685 in Dresden mit Sabine v. Lindenau, der Tochter eines hohen Hofmannes, geschlossenen Ehe gingen vier kurzlebige Söhne und drei Töchter hervor (Zedler, Universal-Lexikon 62, 588). Sein unvermählter älterer Bruder, Joachim Sigmund auf Radmeritz, war Kammerherr; unser Z. hat dem Herrscherhause devot gehuldigt, aber jede Hofstellung verschmäht, sondern die Muße, die dem kurfürstlichen Rath und Assessor des meißnischen Stiftes in Wurzen blieb, einer aufreibenden Schriftstellerei geopfert. Die zarte Gesundheit des Hypochonders wurde durch stetes Hocken über dem Wust historischer Sammelsurien vollends zerstört, so daß er schon am 8. September 1696 der Auszehrung erlag. „Sein schönes Sterbe-Lied in des seligen Uhlichs Pretscher und Leißniger Gesangbuch heißt: So schweb' ich zwischen Tod und Leben“ (Wetzel, Hymnopoeographia 3, 469).

Das Vorwort der „Helden-Liebe“ (April 1691) sagt, der Verfasser werde an der schon vierjährigen Arbeit eines „so genannten Theatri oder Trophaeorum Temporis, sonder Abbruch schuldiger Amts-Geschäffte, beherzt fortfahren“. So entstand allgemach sein dem Kurfürsten Friedrich August schwülstig und schmeichlerisch gewidmeter „Täglicher Schauplatz der Zeit“, 1695 auf Kosten des Autors in Frankfurt a. M. herausgegeben, zwei Halbfolianten von 1492 Seiten ohne das Register. „Es hat von Jugend auff ein geheimer Einfluß eine ungemeine Liebe zur Historie und deren Connoissance in mir erreget, und dergestalt eingepflantzet,

daß ich dieser politischen Göttin fast die meiste Zeit meiner Jugend auffgeopffert." Die Mühen solle das Urtheil belohnen, er habe es gut gemeinet; dem fügt er noch die im 17. Jahrhundert übliche, nunmehr „nach einem etwas alt-Fränckischen Stylo schmeckende" Abwehr „An Signor Zoilum" bei. Die Weltgeschichte ist in dem wissenschaftlich nichtigen Wälzer Tag für Tag vom 1. Januar bis zum 31. December kunterbunt excerpirt, so daß ein Passauer Brand, der Zug durchs rothe Meer, das Leben Alexander's des Großen unmittelbar auf einander folgen und Hof- und Staatsactionen wie die Katastrophe der Maria Stuart oder Genealogien mit neuen Moritháten wechseln. Materialien zur Fortsetzung (80 Foliobogen; s. auch die Vorrede 1718) benutzte Sinold-Schütz für den „Historischen Schauplatz und Labyrinth der Zeit" 1701, das wiederum von fremder Hand (Stieff) weitergeführt wurde, in andrer Einrichtung und mit mehr anekdotischen, sagenhaften, schildernden Zuthaten als Ziegler's Geschichtklitterung, die ein „Kern aller Chroniken und Auszug der besten Historien" sein soll. Weder die ziemlich trockne Sprache des mühselig zusammengeklaubten Diariums noch die eingestreuten, an die Ziffer 1200 reichenden „Poetischen Grabschrifften" lassen den Stil ahnen, dem der Dichter sich vorher hingegeben hatte.

Sein berühmtes Hauptwerk ist der 1688 erschienene, weit ins 18. Jahrhundert hinein immer wieder aufgelegte, 1721 von J. G. Hamann mit einem zweiten Theil, der einen bloßen Abklatsch gibt, versehene Roman „Asiatische Banise, oder blutiges doch muthiges Pegu, in Historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebes-Geschicht bedeckten Warheit beruhende" (Neudruck Bobertag's in Spemann's Deutscher Nationallitteratur Bd. 37). Der Titel verheißt, was in jener Zeit so beliebt ist: einen fernen exotischen Schauplatz, historisch-politische Actionen und heroisch-galante Abenteuer; zugleich wird im Aushängeschild ein Pröbchen des schwülstigen Stils gegeben. Aber Ziegler's Lieblingsstudium, die Geschichte, macht sich nicht mit curiöser Gelehrsamkeit breit, obwol er, namentlich in den loser gefügten zweiten Theil, allerlei Schilderungen einflicht und hie und da auf deutsche wie ausländische Gewährsmänner Bezug nimmt: Huygen van Linschoten, Royer, Happel u. s. w., Francisci, dessen unselbständiger „Ost- und West-Indischer, auch Sinesischer Lust- und Staatsgarten" den ganz frei ausgestalteten Stoff geboten hat. Nach offenbar sehr rascher Arbeit widmete der junge Mann seinen Roman dem Kurprinzen und sprach sich in der Vorrede an den Leser bescheiden über diese „unzeitige frucht seichter lippen" aus, auch auf Meister Lohenstein's nunmehr druckfertigen Arminius vordeutend. Sein Geschling wechselvoller Liebesabenteuer und der Umwälzungen eines hinterindischen Kaiserreiches bleibt zum Glück in leidlich engen Grenzen, nicht so einfach wie Zesen's sterbeblaue „Adriatische Rosemund", aber weit entfernt von dem ungeheuren, vielbelasteten Umfang der romans de longue haleine und darum noch heut ohne die eherne Geduld lesbar, die etwa Anton Ulrich erheischt. Der Kampf um die Geliebte und der Kampf um das Reich sind eins, denn beide hält derselbe Tyrann in seinen Klauen. Heldin ist eine verfolgte Tugendprinzeß, die „unvergleichliche, göttliche, himmlische" Banise, deren hohe Familie hingeschlachtet wurde; ihr nach orientalischem Muster durch eine Traumliebe erkorener Ritter und Retter der ausbündige Prinz Balacin; ihr Hauptfeind der rebellische Bluthund Chaumigrem, ein den großen Tamerlan und die Trauerspielscheusäler des 17. Jahrhunderts übertrumpfender Wütherich, der als entsetzlicher Poltron Grausamkeit und Brunst vereinigt und mit dem famosen Wenzel der Wiener Action in mörderischen Befehlen wetteifert. Dasselbe Blatt schildert Banisens alabasterne und koralline Reize und carikirt die Erscheinung jenes „rechten crocodils der liebe". Neben ihm steht ein geiler alter Rolim (Oberpriester), der nach Hofmanswaldau'scher Liebeswerbung die vielgeprüfte Schöne vergewaltigen

will — was Chaumigrem unglaublicher Weise nicht vollbringt —, aber erstochen wird. Nebenhandlungen ziehen sich oft unterbrochen hin. Eine Dame Potiphar darf nicht fehlen. Der Spannungsapparat des Buches fordert, daß die zu frohen Hochzeiten führende Rettung mit der allerhöchsten Gefahr zusammenfällt. Die Vorgeschichte wird störend in mehreren weitschweifigen Berichten von Scandor und Talemon erzählt. Dieser Scandor aber muß zugleich für humoristische Würze sorgen, ein gemilderter Pickelhäring, der manchmal cynisch von den Weibern spricht, als verkleideter Krämer saubre Reden über Schönheitssalben und Schminköl führt und nach einer Verwechlungsintrigue als plötzlicher Ehemann auch ein Nachtliedchen auf seine Jungferschaft singt. Immerhin ist die Erotik discret behandelt. Deutet Scandor als halbkomischer Knappe des Prinzen auf die Bandenstücke, so geben viele ernste Partien dem Werk das Gepräge eines Romanpendants zu den rhetorischen Kunstdramen; lange eingeschachtelte Erzählungen, große Reden, theils sehr leidenschaftliche, theils recht schulmäßig ausgearbeitete Monologe wie der von Banise im Widerspruch zur Situation gehaltene letzte, Arien, Episteln, die etwa anheben: „Hier kömmt ein kleiner brief, durch liebe stylisiret.“ Interjectionen „O Weh Ach“ sind nicht gespart. Eine „Blitz, Donner, Hagel“ aus dem Munde des Prinzen macht als stimmender oder schreiender Accord den Anfang eines Romans, der extreme Tugenden und Laster, Triumphe und Niederlagen nur in vollen, grellen Farben malt, um die Phantasie so brutal wie möglich zu bearbeiten. Hier das Bild eines Tigers beim Leichenschmaus, da die fabelhafte Tödtung mehrerer Räuber, dort ein unendliches Gemetzel, wo hundert Pferde mit geviertheilten Menschen beladen erscheinen. Ganze Länder verschlingt der scheußliche Hauptrebell zum Frühstück in seinen „weiten Rachen“, Hekatomben schlachtet er hin, bis er endlich im Blute sich wälzend und brüllend den schwarzen Geist der Hölle gibt. Anderseits gewährt weibliche Schönheit manches marinistische Schauspiel, der Reiz des Indischen spielt, der Elephant interessirt nicht bloß durch seine Thränen, sondern auch durch das aus Gold und Rubinen verfertigte Zahnfutteral. Aufgedonnerte Hyperbeln, abgeschmackte Bilder, gesuchte Concetti kennzeichen den Stil; daß Z. nicht bloß mittelbar bei den Italienern zu Gaste gegangen ist, beweist das zum Schlusse sehr äußerlich beigefügte opernhafte Heraclius-Drama, eine 1687 selbständig erschienene Uebersetzung. — Die Banise, die bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich geblieben ist, behauptete sich lang in der Gunst des Publicums und ihr Name diente wie der des Robinson noch zur Reclame („Sonderbare Lebensgeschichte der deutschen B.“ 1732, „Die engeländische B.“ 1754), als Gellert's „Schwedische Gräfin“ eine neue Bahn gebrochen hatte. Die große Recension in Gottsched's „Beyträgen“ 1733 (6. Stück S. 174) geht ihr zwar mit berechtigten Einwänden wie mit eingebildeten Gattungsgesetzen zu Leibe und meint, der hochtrabende Autor selbst sei ein asiatischer Peguaner, kein Meißner; aber der Criticus gibt nicht bloß zu, daß seit fünfundvierzig Jahren niemand die Fehler des Buches aufgedeckt habe, sondern schließt sogar: „bey diesem allen ist und bleibet die a. B. nicht ohne Werth, ja sie ist unter allen deutschen Romanen noch für den besten zu halten.“ Ihr Coulissenreißerstil empfahl sie den Banden: sie gewann die Opernbühne und erscheint z. B. im Repertoire Schuch's, von Brunius dramatisirt („Die siegende Unschuld in der persohn der a. B.“ Graz 1722, s. Schlossar, Oesterreichische Cultur- und Litteraturbilder 1879, S. 88, auch Müller in Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 22). Die Gottschedianer gingen auf der Stoffjagd nicht an der Trägerin eines so zähen Ruhms vorbei: 1743 brachte ihre Deutsche Schaubühne die dramatische Jugendsünde Friedrich Melchior Grimm's „Banise ein Trauerspiel“, schwache Alexandriner, deren 5. Act doch der Knabe Goethe auf seinem Puppentheater (Wilhelm Meister's Lehrjahre 1, 6) lärmend zum besten

gab. Gottsched bemerkte voran (3, 14), schon der Name Banise werde den Lesern theils ein Gespötte, theils ein Vergnügen erwecken; Vergnügen bei denen, die nicht leicht den Schauplatz versäumten, so oft eine Bande das bisher daraus gezogene Stück ankündige. Er, für seine Person kein Liebhaber des Romans, habe schon vor mehr als zehn Jahren einen Leipziger Collegen zu regelmäßiger Bearbeitung veranlaßt, doch sei diese vom Verfasser unterdrückt worden. Noch im 6. Theil („Herr Witzling", S. 535), wird dem Grimm'schen Stück aus Fractionspolitik das Wort geredet: es sei „doch unendlich besser, als die alte prosaische Banise, die man gleichwohl noch immer spielt, so dumm als sie ist." Ja, der Maler Müller, der als Jüngling eine Banisen-Oper begonnen hatte, legte als Greis in Rom die modrige Fabel unglücklich genug einer altpersischen Novelle „Der hohe Ausspruch oder Chares und Fatime" (1824) zu Grunde (Seuffert, S. 232 ff.). Zwei Menschenalter früher hatten die Litteratur-Briefe einen Psammetich-Roman dadurch verächtlich machen wollen, daß sie ihn kurz eine „ägyptische B." nannten.

„Nachdem mich meine A. B. bey ihrer Retour versichert", sie habe Neigung gefunden und der Verleger werde die Exemplare eines ferneren Werks nicht zur Maculatur liegen lassen, sende er die Schwester nach — so erklärte Z. 1691 im Vorwort seiner dem kursächsischen Frauenzimmer zugeeigneten „Helden-Liebe der Schrifft alten Testaments in 16 anmuthigen Liebes-Begebenheiten". Die christliche Heroide deutscher und auswärtiger Neulateiner bis zu Barläus fortzusetzen, war man durch manche Scenen biblischer Dramen, durch Romane wie Pallavicini's verdeutschten „Simson" oder die unserm Z. wohlbekannten Assenath-Dichtungen Zesen's und Grimmelshausen's, vor allem durch den Erfolg der raffinirten, vornehmlich durch Ovid und durch Drayton geweckten Episteln aus Schlesien (vgl. Ettlinger, C. Hofman v. Hofmanswaldau 1891, S. 56 ff.) angetrieben. Joachim Meier folgte dann mit alttestamentlicher Epik; E. Neumeister verschmähte den biblischen Brief nicht. Z. erklärt: „Die Helden-Brieffe des unvergleichlichen Herrns v. Hoffmannswaldau haben mich veranlaßt, als ein Blinder dem Lichte zu folgen, und zu sehen wie weit sich die Unvollkommenheit eines begierigen Geistes extendiren lasse. Nach diesem Nord-Sterne richtete ich meine kühne Fahrt ein, und erwehlte die heilige Schrifft zum sichern Hafen meines Unterfangens, welches mir so weit glückte, als denen Ost-Indien-Fahrern, welche zwar gleichen Cours, aber nicht gleiche Ladung haben." Auf langathmige Prosaerzählung, die einzelne Charakterbilder, Reflexionen oder den thörichten Beweis, Jephtas Tochter und Iphigenie seien identisch, mit sich führt und deren blumiges Schöpfungsgemälde gleich anfangs in bösem Gegensatze zur Erhabenheit der Genesis steht, folgt immer das Briefpaar in gekreuzten Alexandrinern; stets je 100, wie das Hofmanswaldau vorgemacht hatte. Register und Proben bei Jördens 5, 626, 630. Zunächst sendet Eva durch den Westwind ihr Liebesbekenntniß, dann tauschen die aus dem Paradies vertriebenen Menscheneltern ernste Betrachtungen. Ueppig schreibt Sephira. Aber der Marinismus des Ausdrucks ist im Ganzen gemäßigt, und die biblischen Stoffe geboten Vorsicht, wie denn Z. ausdrücklich seine Behutsamkeit verficht, wenn dem Paare David und Bathseba gegenüber „sich die freye Feder erkühnet, die fleischlichen Gedancken, als das Riesen-Schwerd des höllischen Goliaths, in etwas zu entblösen, welches einem wohl-gegründeten Christen sonder Ärgernüs zu betrachten wohl erlaubet ist". Die geschmacklose, langweilige Sammlung blieb kraft wiederholter Auflagen im Schwang und erhielt durch den faden Lehms einen gleichfalls sechzehn Stücke umfassenden „zweyten Theil", der auch ins neue Testament hinübergreift: so „Die weibliche Jungfrau oder die gebährende Keuschheit", Joseph beklagt den ver-

meinten Fall seiner Maria, diese widerlegt alle Scrupel. Die geschwätzige Vorrede preist den „unsterblichen Ziegler". Erich Schmidt.

Ziegler: Hieronymus Z., Humanist und Schuldramatiker des 16. Jahrhunderts. Um 1514 zu Rotsenburg a. d. Tauber geboren, erwarb er sich nach absolvirtem Studium zu Ingolstadt 1534 den Magistertitel und ging dann als Lehrer an das von Sixt Birck (Betulius) geleitete St. Anna-Gymnasium zu Augsburg, wo er mit einer zweijährigen Unterbrechung von 1535 bis 1548 wirkte. In diesem Jahre ward er als Nachfolger von Christoph Bruno zum Rector der Poetenschule nach München berufen; 1554 übernahm er die Professur der Dichtkunst an der Universität Ingolstadt, an der er schon vorübergehend 1540 bis 1542 als Lehrer der Philosophie gewirkt hatte. Hier starb er am 28. Januar 1562.

Z. hat als Herausgeber, Uebersetzer und Dichter eine sehr rege Thätigkeit entfaltet; Wiedemann's Verzeichniß seiner Schriften zählt, obwohl unvollständig, 31 Nummern. Hier seien hervorgehoben seine Editionen des damals dem jüngeren Plinius zugeschriebenen Liber de viris illustribus des Aurelius Victor (Augsburg 1542), von Boccaccio's De casibus virorum illustrium (ebd. 1544, fol.), sowie von Joh. Aventin's werthvollen Annales ducum Boioariae (Ingolstadt 1554, fol.). Letzteres war keine leichte Arbeit, da Z. nach dem Auftrage Herzog Albrecht's V. Unwesentliches, Fabelhaftes und Ausfälle gegen den Klerus in Aventin's hinterlassenem Manuscripte zu tilgen hatte. So machte er es weder Aventin's unbedingten Verehrern, wie Oswald v. Eck, zu Dank, noch konnte er verhindern, daß das wiederholt aufgelegte Werk auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt ward. Eine vollständige Ausgabe haben wir erst 1882—84 durch Riezler erhalten. — Deutsche Uebersetzungen veröffentlichte er 1545 bei dem rührigen Augsburger Verleger Steyner von Lucian's Philopseudes, von Plutarch's Ehebüchlein (s. Hauffen, Fischarts Ehezuchtbüchl., in d. Symbolae Pragenses 1893) und von Boccaccio's Historien vnd exempel &c. (fol. m. d. Holzschnitten Pseudo-Burgkmair's); 1546 von Ant. Gazius Schatzcammer der gesundheit (Augsburg, 4°), während seine 1558 unternommene Verdeutschung von Aventin's Annalen (Münchner Cod. germ. 1573—80), nach Wiedemann's Urtheil eine sehr flüchtige Leistung, ebenso wie seine bairische Reimchronik vom Jahre 1561 (Cod. germ. 1599—1600; Cod. lat. 1385) ungedruckt blieb. Aus ähnlichen Studien ist auch sein letztes Buch ‚Illustrium Germaniae virorum historiae aliquot singulares' (Ingolstadt 1562, 4°), hervorgegangen. Zur Belebung des vaterländischen Sinnes erzählt er darin 104 lateinische Geschichten (eigentlich hatte er deutsch schreiben wollen, um die gangbaren Schwankbücher zu verdrängen) aus der deutschen Vergangenheit, z. B. vom Mäusethurm Hatto's, Seifried Schweppermann, Agnes Bernauerin, vom falschen Waldemar, Frauenlob, Neithart und dem Pfaffen von Kalenberg, auch von der Erfindung des Pulvers und des Buchdrucks.

Als dramatischer Dichter wandelte der Katholik Z., der schon als Student zu Ingolstadt in Schulkomödien mitgespielt hatte und der Celtes als den Erneuerer des antiken Dramas in Deutschland preist, zunächst gleich seinem Augsburger Collegen Diether und seinem jüngeren Freunde Balticus in den Fußstapfen des protestantischen Schulrectors Betulius. Wie dieser beschränkt er sich auf alttestamentliche Stoffe und macht nur einen interessanten Abstecher von der Comoedia sacra zum profanhistorischen Drama. Seiner Vorlage schließt er sich gewissenhaft an und wahrt, wo diese zu eigner Erfindung und Ausgestaltung nöthigt, durchaus das historische Colorit; Genrescenen oder satirische Beziehungen auf die Gegenwart liegen seiner friedlichen und drastischer Komik durchaus abholden Natur fern. Den Dialog führt er meist gewandt, verfügt auch über pathetischen Ausdruck (z. B. im Cyrus) und rhetorische Gemeinplätze (so im Eli

über Kindererziehung, im Samson über arge Weiber); aber dann überrascht er wieder durch Ungeschicklichkeit in der Charakterzeichnung und Ausnutzung einer dramatischen Situation; sein Abraham, sein Astyages schweigen bisweilen ganz zur Unzeit. Weit trockener jedoch und steifer zeigt sich Z. bei der Dramatisirung neutestamentlicher Gleichnisse, der er sich in München unter dem unverkennbaren Einflusse des allegorisirenden Niederländers Zovitius (Ovis perdita, 1539) zuwandte. Während Birck gegenüber dem Neuen Testamente Zurückhaltung geübt hatte, dehnt er im Vorworte zum ersten dieser kurzen Parabeldramen das Gebiet des geistlichen Schauspiels auf die Reden Jesu aus (proponantur ea, quae Dei nutu acta sunt aut Jesu Christi ore promulgata) und verweist 1549 zu seiner Rechtfertigung auf die allenthalben üblichen Passionsdarstellungen. Nur ist im „Weinberg“ und im „Schalksknecht“ die Verquickung der Handlung des Gleichnisses mit Scenen aus dem Wanderleben des Heilands nicht bloß undramatisch, sondern auch unlogisch; und wenn in der „Königlichen Hochzeit“ und in den „Zehn Jungfrauen“, wo Christus um die Kirche als seine Braut mit den Worten des Hohenliedes wirbt, dieser Mangel fortfällt, so verliert man doch hier ebensowenig das Gefühl, daß leblose Begriffe und Typen, nicht Menschen mit Fleisch und Bein vor uns stehen. In seinen letzten Stücken ist Z. übrigens wieder zu seiner früheren Weise zurückgekehrt. In deutscher Sprache hat er leider nur eins seiner lateinischen Schauspiele, den „Isaak“, bearbeitet, und zwar durchaus gewandt in Sprache und Versmaß, wie er auch 1545 in der Vorrede zum Boccaccio trotz der humanistischen Bevorzugung der „Kunst und Holdseligkeit“ des Lateinischen hervorhebt, „das täglich nichts dest minder die Teutsche sprach hoch zunimpt vnd steygt“. Den weitreichendsten Einfluß, bis in die süddeutschen Bauerndramen unsres Jahrhunderts, hat seine von Hans Sachs verdeutschte „Schöpfung“ ausgeübt. Es erübrigt noch, die Stücke selber aufzuzählen: 1. „Immolatio Isaac“ (Augsburg 1543; deutsch von Ziegler ebd. 1544). Die Chorlieder am Actschluß erscheinen bei Z. nur noch im Heli. Der in der deutschen Ausgabe als Schlußredner auftretende Calliopius, der in Nr. 4, 11, 12, bei Gnapheus, Betulius u. A. wiederkehrt, stammt aus der mißverstandenen Subscriptio der Terenzhandschriften (Creizenach, Gesch. des Dramas 1, 6); 2. „Paedonothia (Heli)“ (Augsburg 1543); deutsch von einem Anonymus: „Ein schöne Tragedi von Heli“ (Nürnberg 1548). Am Schlusse breite Darstellung eines Abortus, die Hebeamme epilogirt. Hans Sachs verfährt in seinem zehn Jahre späteren Eli (3, 1, 62) in manchen Dingen geschickter; 3. „Protoplastus“ (Augsburg 1545); deutsch von Hans Sachs 1548 (Folioausgabe 1, 1, 1. Löbner, Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. 4, 621); 4. „Nomothesia“; in den 1547 bei Oporinus in Basel erschienenen Dramata sacra, die auch Nr. 1—3 wiederholen, Bd. 1, 330—394. Nach 2. Mose 15—34. Gute Volksscenen, der Schluß matt. Im Argument erscheint der Titel als Akrostichon, wie schon bei Crocus und Zovitius und weiterhin in Nr. 5, 6, 7, 8, 11; 5. „Samson“, in den Dramata sacra 1547, 1, 394—451; 6. „Cyrus maior“ (Augsburg 1547). Nach Herodot und Justin, weit besser als Hans Sachsens Tragedia von 1557 (3, 2, 222). Dem Sohne Seb. Schärtlin's gewidmet; 7. „Christi vinea“ (Vorrede von 1548) zusammen mit Nr. 8. Nach Matth. 22; 8. „Ophiletes“, 1549 in München gespielt und gedruckt. Nach Matth. 18; 9. „Regales nuptiae“ (Augsburg 1553). Nach Matth. 22; 10. „De decem virginibus“ (1552 in München gespielt) zusammen mit Nr. 11. Nach Matth. 25; 11. „Infanticidium“ (1554 in München gespielt, Ingolstadt 1555); deutsch von Wolfg. Herman (Salzburg 1557); 12. „Abel iustus“ (Ingolstadt 1559). Die Vorrede ist abgedruckt in Lipowsky's Nazional-Garde 7, 63 (Jahrbuch für Baiern 1815). Eine Handschrift in Paderborn.

Die Hauptquellen sind Wiedemann, J. Turmaier 1858, S. 92—99, 257 f., 282 und Goedeke, Grundriß[2] II, 137, 381, 405. — Ferner vgl. Scherer in Wagner's Archiv I, 482 (1874). — Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität I, 212, 327, 338. II, 494 (1872). — Trautmann, Jahrbuch f. Münchner Gesch. I, 205, 274. II, 280. — v. Reinhardstöttner, ebd. III, 55 f. IV, 74 f., 141. J. Bolte.

Ziegler: Jakob Z., Astronom und Geograph, geboren um 1470 in Landau a. J., † im August 1549 zu Passau. Genau läßt sich die Geburtszeit Ziegler's nicht feststellen, aber zwingende innere Gründe müssen dazu veranlassen, ein früheres Datum als das in der Mehrzahl der Geschichtswerke angegebene (1493) anzunehmen. War er doch schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts nachweislich als Schriftsteller thätig. Getreu der Humanistensitte, führte Z. zeitlebens ein unstetes Wanderleben, welches ihn nach Mähren, Ungarn, Italien und durch alle Theile Deutschlands führte, ohne daß er je zu dauernder Seßhaftigkeit gelangte. Nur kurze Zeit lehrte er an der Wiener Universität Theologie, während er eine Berufung als Professor der Mathematik nach Ferrara, welche sein Freund Celio Calcagnini eifrig betrieb, ausgeschlagen zu haben scheint. Er war eine Kampfnatur; litterarische, politische und religiöse Streitigkeiten hatte er immer auszufechten, und zur Curie trat er, ohne aber deswegen zur Reformation überzugehen, in einen scharfen Gegensatz, wie denn auch seine Werke, so unverfänglich auch der behandelte Gegenstand sein mochte, auf den Index gesetzt wurden. Mit Frundsberg's Landsknechten war er 1527 in Rom. Dem alternden, müde gewordenen Gelehrten bot der Bischof von Passau, Altgraf Wolfgang v. Salm, eine Ruhestätte, und in jener Stadt liegt er auch begraben. Die Hoffnung, irgend genauere Anhaltspunkte für seinen Lebensgang zu erhalten, ist deshalb eine sehr geringe, weil seine Geburtsstadt — zwar auch in Niederbaiern gelegen und deshalb vielfach mit Landshut verwechselt — seitdem zwei Mal von Feinden erobert und total verwüstet wurde, so daß gar kein Document aus älterer Zeit sich in unsere Tage hinüber rettete.

Ziegler's ausgedehnte Schriftstellerei ist natürlich nur unter dem Gesichtspunkte des Zeitalters richtig zu würdigen. Seine Tractate über die Waldenser, sein Genesis-Commentar, seine Streitschrift wider den Spanier Stunica (zu Gunsten des Erasmus), seine Schilderung des Stockholmer Blutbades (gegen König Christiern II. gerichtet) und manch andere Veröffentlichungen sind wesentlich ephemerer Natur gewesen. Dagegen fand der Commentar zum zweiten Buche von Plinius „Naturgeschichte", in welchem Z. eine Fülle mathematisch-physikalischen Wissens an den Tag legt und an dem für autoritativ gehaltenen Buche oft eine herbe Kritik bethätigt, mit Recht großen Anklang und übte einen günstigen Einfluß aus auf den damaligen Universitätsunterricht, der sich ganz an den genannten Römer anzulehnen pflegte. Das 1531 zu Basel erschienene Werk wurde denn auch oft citirt und ausgeschrieben. Nächstdem ist Z. auch unter den Vorläufern Ph. Clüver's in der Begründung der historischen Länderkunde zu nennen. Seine Schilderungen von Syrien, Palästina und Aegypten stützten sich auf das gesammte, damals gedruckt vorliegende Material, und in seiner Darstellung Skandinaviens (Schondia, Straßburg 1532) ging er über dieses sogar noch beträchtlich hinaus. Während seines Aufenthaltes in Rom hatte er nämlich mit einigen hochgebildeten Schweden und Norwegern Bekanntschaft geschlossen, und durch deren Mittheilungen wurde er in den Stand gesetzt, diesen Theil der Geographie derart zu fördern, daß erst wieder durch Olaus Magnus ein weiterer Fortschritt erzielt werden konnte. Insbesondere war es Z., der als der erste mit voller Bestimmtheit erkannte, daß die Achsenrichtung der skandinavischen Halbinsel nicht, wie man bis dahin allgemein geglaubt hatte, eine ostwestliche,

sondern vielmehr eine nordsüdliche sei. Auch die Scholien zu einem Werke des Arabers Arzachel scheinen als eine tüchtige Leistung gegolten zu haben.

Günther, Jakob Ziegler, ein bayerischer Geograph und Mathematiker, Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns, 4. Buch, S. 1 ff. — S. Günther, Studien zu Jakob Ziegler's Biographie l. c. 5. Buch (1897), S. 116—128. — Eneström, Le commentaire de Jacob Ziegler sur la „Saphea" de Zarkali, Bibliotheca Mathematica, 1896, Nr. 2. Günther.

Die Geschichte der kirchlichen Stellung Ziegler's inmitten der Wirren des Reformationszeitalters zeigt einen nicht weniger unsteten Charakter, als die Geschichte seines äußeren Lebens. Seine theologische Schriftstellerei beginnt mit der umfangreichen Streitschrift gegen die Waldenser: „Jacobi Zigleri ex Landau Bauarie contra Heresim Valdensium libri quinque" (Leipzig 1512). Hier zeigt sich Z., der in den vorausgehenden Jahren während seines Aufenthaltes in Mähren mit den böhmischen und mährischen Brüdern in Berührung gekommen war und ihre Lehren kennen gelernt hatte, als strenger Katholik und bekämpft die Lehrmeinungen der Waldenser, resp. der böhmischen Brüder mit großer Schärfe und Heftigkeit. Zehn Jahre später finden wir ihn in Verbindung mit Erasmus, dem er im J. 1522 von Rom aus das Manuscript seines „Libellus adversus Jacobi Stunicae maledicentiam, pro Germania" sandte. (Vgl. dazu den Brief des Erasmus vom 22. December 1522.) Gedruckt wurde die kleine Schrift zusammen mit der Schrift des Erasmus: „Catalogus omnium Erasmi Roterodami lucubrationum" (Basel 1523). Dieselbe ist eigentlich die Ankündigung eines von Z. geplanten Werkes über die vier Evangelien (quatuor Evangeliorum perpetua historia), mit welchem er den Zweck verfolgte, die evangelische Geschichte nach dem Text der Evangelien zusammenhängend so darzustellen, wie sie im Laufe eines Jahres vollständig in Predigten behandelt werden könne, da er es als einen Mißstand empfand, daß das Volk in den kirchlichen Perikopen nur Bruchstücke der Evangelien kennen lerne. Da er diesem Werk die lateinische Uebersetzung des Erasmus zu Grunde legen wollte, so gab ihm dies Veranlassung, in dem genannten „Libellus" gegen den Angriff des Spaniers Stunica für dieselbe einzutreten. Das angekündigte Werk über die Evangelien ist nicht im Druck erschienen; geschrieben scheint aber Z. ein solches Werk zu haben; wenigstens citirt er in dem Genesis-Commentar (s. unten) wiederholt, als von ihm verfaßt: „Subscriptiones in Evangelii perpetuam historiam." Noch 1525 erscheint Z. in Verbindung mit Erasmus; nach dieser Zeit dürfte dieselbe bei der leidenschaftlich papstfeindlichen Stellung, die Z. in den nächsten Jahren einnahm, kaum noch fortgedauert haben. Im J. 1527 befand sich Z. in der Begleitung des Georg von Frundsberg bei der Plünderung von Rom, deren Geschichte er nachher beschrieb in seiner „Historia von der Romischen Bischoff Reich vnd Religion . . . Mit erzelung der warhafften Gschicht vnd vrsachen, warumb Hertzog Carls von Bourbon vnd herren Georgen von Fruntsperg Ritters Kriegshör die Stat Rom gewonnen geblundert vnd papa Clementem den VII. gefangen. 1527. Acta Paparum Vrbis Romae". Auszüge aus dieser in der Bibliothek zu Gotha handschriftlich vorhandenen Schrift hat Ranke im 2. Band seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation (4. Aufl. 1867, S. 362 ff.) veröffentlicht. Der gleichen Zeit gehört Ziegler's „Historia Clementis VII. Pont. Rom." an, welche Schelhorn veröffentlicht hat (Amoenitates historiae ecclesiasticae et literariae, T. II, 1738, p. 287—380). Beide Schriften tragen mehr den Charakter leidenschaftlicher Schmähschriften gegen Papst und Papstthum, als historischer Werke. Von gleichem Charakter scheinen, nach den Titeln zu schließen, mehrere andere Schriften Ziegler's aus denselben Jahren zu sein, die ebenfalls damals nicht veröffentlicht wurden, aber noch handschriftlich existiren. Im J. 1529 trat Z.

in Beziehung zu Luther, an den er von Venedig aus seinen Adoptivbruder sandte (vgl. Luther's Brief an Justus Jonas vom 6. Mai 1529); 1530 schrieb er von Ferrara aus an Melanchthon (vgl. den Brief des Justus Jonas an Luther vom 18. Juni 1530). Bucer schreibt am 19. December 1530 an Zwingli (H. Zwinglii Opera, Vol. VIII, Turici 1842, p. 566 s.), die Wittenberger seien bereit gewesen, Z. bei sich aufzunehmen, wenn er eine Professur hätte übernehmen wollen, was er aber mit Rücksicht auf sein Alter und seine körperliche Schwäche abgelehnt habe. Inzwischen meint Bucer, Z. stehe in seinen religiösen Anschauungen den Reformirten näher als den Lutheranern und werde sich lieber bei ihnen aufhalten wollen. Thatsächlich siedelte er im J. 1531 nach Straßburg über, wo er eine Zeit lang mit den dortigen Reformatoren zusammenging, sich jedoch bald mit ihnen zerwarf und 1533 die Stadt wieder verließ. Damit scheint er seine Beziehungen zu den Protestanten überhaupt abgebrochen und sich fortan als Katholik gehalten zu haben, wie er als solcher auch starb. — Seine späteren theologischen Arbeiten sind vorzugsweise der Bibelwissenschaft gewidmet und enthalten zwar manche eigenthümliche Ansichten in Einzelheiten, aber nichts dem katholischen Standpunkt Widersprechendes. Daß Z. auf die erste Classe des Index gesetzt wurde, dürfte er wohl mehr seinem doch wohl in Rom auch bekannt gewordenen zeitweiligen persönlichen Verhalten zu verdanken haben, als dem Anstoß, den man etwa an einzelnen Stellen seiner gedruckten Schriften nehmen konnte. Zu seinen die Bibelwissenschaft berührenden Schriften gehören auch die in dem 1532 zu Straßburg gedruckten Sammelband seiner geographischen Werke enthaltenen Beschreibungen von Syrien, Palästina, Arabien und Aegypten, die vorzugsweise die biblische Geographie darstellen wollen. Ziegler's übrige theologische Werke enthält ein 1548 zu Basel gedruckter Sammelband (mit dem Datum am Schluß: „Anno Salutis humanae M. D. XL | VIII. Mense Martio.“ Diese selbe Ausgabe, wie es scheint, wird bald unter dem Jahr 1540, bald unter dem Jahr 1548 citirt). Den Hauptinhalt des Bandes bildet der Commentar zu Genesis und Exodus: „Jacobi Ziegleri Landaui Conceptionum in Genesim mundi, et Exodum, Commentarii“. Ein ausführlicher Commentar wird darin zu den ersten Capiteln der Genesis gegeben, mit Eingehen auf die philosophischen und naturwissenschaftlichen Fragen, während der Commentar zur Patriarchengeschichte und noch mehr der zum Buche Exodus nur Einzelnes herausgreift. Zu Grunde gelegt ist nicht der Text der Vulgata, sondern Z. folgt vorzugsweise der dem Hebräischen sich genauer anschließenden Uebersetzung des Santes Pagninus, unter Berücksichtigung anderer neuerer Uebersetzungen aus dem Hebräischen. Selbständige Kenntniß des Hebräischen zeigt Z. nicht; immerhin füllt das Werk in der Geschichte der exegetischen Litteratur mit Ehren seinen Platz aus. Außerdem enthält der Band Bemerkungen vorzüglich historischen und geographischen Inhalts zum Buche Judith: „In historiam Judith elucubratio et chronographica censura“, eine eingehende Abhandlung über die Berechnung des Osterfestes, mit ausführlicher Mittheilung und Erklärung der einschlägigen Darlegungen patristischer und mittelalterlicher Autoren: „De solenni festo Paschae ad veteres collatio“, und die kleineren Abhandlungen: „Super arbitrio humano exempla et scripturae“, und: „Ex epistola ad Corinthios secunda locus de raptu Pauli in tertium coelum“.

Zur kirchlichen Stellung Ziegler's vgl. J. G. Schelhorn, Amoenitates hist. eccles. et lit., T. II, 210—286. — J. Döllinger, Die Reformation, II, 5. — F. H. Reusch, Der Index der verbotenen Bücher, I (1883), S. 365 f. — Th. Kolde, Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte, III (1897), S. 52—54, 239—242. Lauchert.

Ziegler: Jakob Melchior Z., schweizerischer Kartograph, war am 27. November 1801 zu Winterthur als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Baumwollenhändlers geboren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und gewann schon als Schüler durch den Einfluß seines Vaters und seiner Lehrer eine ausgesprochene Vorliebe für die Realien und für mechanische Fertigkeiten. Da er als einziger Sohn das ausgedehnte väterliche Geschäft übernehmen und sich zu diesem Zwecke eine gründliche kaufmännische und technische Bildung aneignen sollte, bezog er 1817 das Gymnasium zu Zürich. Vier Jahre später ging er nach Genf, um sich im Gebrauche der französischen Sprache zu vervollkommnen und um zugleich an der Universität einige Fächer zu belegen, die seinen Neigungen entsprachen und ihm überdies für seine spätere Thätigkeit als Fabrikant und Großkaufmann nützlich werden konnten. So hörte er Botanik bei de Candolle, Mathematik und Geographie bei Dufour, dem Urheber der berühmten Karte der Schweiz. Die von diesem Lehrer empfangenen Anregungen wurden für Ziegler's ferneres Leben entscheidend, da sie ihn überzeugten, daß er nie im Berufe seines Vaters, sondern nur in freier wissenschaftlicher Thätigkeit bedeutendes zu leisten im Stande sein würde. Um sich noch gründlicher in das geographische und mathematisch-naturwissenschaftliche Wissensgebiet einzuarbeiten, namentlich aber auch, um sich in der kartographischen Technik zu vervollkommnen, bezog er im Herbst 1823 die Pariser Universität. Hier setzte er seine Sprachstudien fort, hörte bei Lacroix Geometrie, bei Gay-Lussac Physik und beschäftigte sich theoretisch und praktisch mit Geodäsie und Topographie. Aber bereits im Sommer 1824 sah er sich durch den plötzlichen Tod seines Vaters gezwungen, nach Winterthur zurückzukehren und das väterliche Geschäft zu übernehmen. Doch widmete er neben der Handelsthätigkeit einen großen Theil seiner Zeit den Studien. Um wenigstens in einiger Verbindung mit den ihm lieb gewordenen Wissenschaften zu bleiben, nahm er 1828 eine Stelle als Lehrer der Mathematik und Naturkunde an der Realschule seiner Vaterstadt an. Zu seinem lebhaften Bedauern sah er sich nach sechs Jahren gezwungen, dieses Amt infolge eines hartnäckigen Halsleidens niederzulegen, doch bewahrte er der Schule auch ferner ein warmes Herz und regte, überzeugt von der Nothwendigkeit einer realistischen Bildung neben der humanistischen, die Errichtung einer gewerblichen Fortbildungsschule in Winterthur an. Nach der unfreiwilligen Beendigung seiner Lehrthätigkeit wendete sich Z. vorzugsweise technischen Studien zu. Namentlich war er bemüht, Pläne zur Verbesserung des schweizerischen Verkehrswesens zu entwerfen. Als in den dreißiger Jahren die Eisenbahnen aufkamen, erkannte er sofort die hohe Bedeutung dieses neuen Verkehrsmittels und veröffentlichte nicht nur mehrere Schriften über Eisenbahnbau, sondern bearbeitete auch im Auftrage des Bundesrathes einen Plan zur Ausführung eines schweizerischen Schienennetzes. Unterdessen war er in seiner Heimath zum Stadtrath und bald darauf zum Stadtforstinspector erwählt worden. Als solcher hatte er die umfangreichen städtischen Wälder zu verwalten. Um diese besser zu übersehen und um ihren Ertrag zu steigern, begann er seine Thätigkeit mit einer genauen Vermessung. Hierbei half ihm sein ehemaliger Schüler Johann Ulrich Wurster, ein geschickter Lithograph und Kartenzeichner. Da auch Z. von jeher ein Freund der Kartographie war, schlug er seinem Mitarbeiter vor, gemeinsam eine kartographische Anstalt zu gründen. Sie trat 1842 unter der Firma Wurster und Compagnie ins Leben, gelangte bald zu hoher Blüthe und wurde 1852 mit einer Verlagsbuchhandlung verbunden. Unter der persönlichen Leitung Ziegler's konnte die Anstalt schon nach wenigen Jahren auf glänzende Leistungen hinweisen. Ihre Karten vereinten zuverlässige Richtigkeit mit Klarheit und künstlerischer Ausführung. Fast jede neue Karte erwies sich als ein Fortschritt in Technik und

Methode. Den Höhepunkt erreichten die Leistungen, als 1863 der namhafte Kartograph Johannes Randegger, ebenfalls ein ehemaliger Schüler Ziegler's, als Theilhaber eintrat. Seitdem zog sich Z., durch zunehmendes Alter und schwankende Gesundheitsverhältnisse genöthigt, allmählich vom Geschäft zurück. 1873 trat er aus der Firma aus, da er sie in zuverlässigen Händen wußte und ihren rühmlichen Fortbestand gesichert sah. Weil das Klima Winterthurs sein altes Kehlkopfleiden nie zu völliger Heilung kommen ließ, siedelte er nach Basel über, brachte hier eine große Kartensammlung zusammen, die er testamentarisch der Universitätsbibliothek vermachte, und starb am 1. April 1884.

Unter den Arbeiten Ziegler's sind in erster Linie seine Karten zu nennen. Sie sind fast durchgängig als mustergültig zu bezeichnen und wiesen sowol für die Methode als auch für die Technik der Kartographie neue Bahnen. Ein besonderes Verdienst hat sich Z. um die Darstellung des Terrains erworben. Er vereinigte das Isohypsensystem mit Schraffur und Farbengebung und erzielte dadurch nicht nur ein plastisches Bild der Bodengestalt, sondern auch einen deutlichen Einblick in die Lagerungs- und Schichtungsverhältnisse der geologischen Formationen. Auch suchte er auf seinen Karten die Lehre Karl Ritter's von der Wechselwirkung der geographischen Factoren zu veranschaulichen. Als die werthvollsten unter seinen Kartenwerken sind folgende hervorzuheben: „Topographische Karte der Kantone St. Gallen und Appenzell in 16 Blättern" (1849—52); „Karte der Schweiz" 1 : 380 000 (1850); „Atlas über alle Theile der Erde nach Karl Ritters Lehre in 24 Blättern" (1851); „Geologische Karte der Schweiz" (in Gemeinschaft mit B. Studer und A. Escher von der Linth, 1853); „Hypsometrischer Atlas mit Erläuterungen und Höhenverzeichnissen" (1856); „Topographische Karte der Insel Madeira" (1856, Frucht eines längeren Aufenthaltes, den Z. zur Heilung seines Kehlkopfleidens auf der Insel nahm); „Allgemeiner Atlas über alle Theile der Erde" (1857); „Geographische Kartennetze mit ausgeführten Gebirgen für den Unterricht in der Erdkunde und zur Uebung im Kartenzeichnen" (1857); „Neue Karte der Schweiz" 1 : 380 000 (1857); „Karte des Kantons Zürich" 1 : 125 000 (1858); „Geographische Karte der schweizerischen Gewerbsthätigkeit" (1858); „Wandkarte der Schweiz" 1 : 200 000 (1858); „Karte von Oberitalien mit den Alpenpässen" (1859); „Topographische Karte des Kantons Glarus" 1 : 50 000 (1861); „Hypsometrische Karte der Schweiz" (1866); „Topographische Karte des Engadin" 1 : 50 000 (1867—73); „Geologische Karte der Erde" (1875); „Orohydrographische Wandkarte der Schweiz" 1 : 200 000 (1877).

Von den zahlreichen Schriften Ziegler's, die wie die Karten fast alle im Verlage von Wurster & Comp. in Winterthur erschienen, sind hervorzuheben: „Ueber die bei uns schon vorhandenen und noch wünschbaren Bildungsmittel" (1832, behandelt die Nothwendigkeit von realistischen Bildungsanstalten neben den humanistischen); „Darstellende Geometrie" (1843); „Sammlung absoluter Höhen der Schweiz und der angrenzenden Nachbarländer" (1853); „Ueber die neuesten Reisen und Entdeckungen in Innerafrika" (1859, schildert namentlich die Leistungen von Barth, Overweg, Vogel, Livingstone, Caillie und Munzinger); „Die Mineralquelle Pfäfers" (1861); „Zur Hypsometrie der Schweiz und zur Orographie der Alpen" (1866); „Ueber das Verhältniß der Topographie zur Geologie bei Darstellung von Gebirgskarten in größerem Maßstabe" (1869); „Ueber Topographie und topographische Karten" (1874); „Ueber das Verhältniß der Topographie zur Geologie" (1876); „Ein geographischer Text zur geologischen Karte der Erde, mit einem Atlas von 17 Karten" (1883).

Geilfus, Das Leben des Geographen Dr. Jakob Melchior Ziegler. Winterthur 1884 (mit dem Bilde Ziegler's). Viktor Hantzsch.

Ziegler: Jakob Christoph Z., schweizerischer Militär in fremdem und heimischem Dienste, geboren zu Zürich am 1. October 1768, † daselbst am 10. Februar 1859. Auf dem Landgute des Vaters, zu Neftenbach im unteren Tößthale, verlebte Z. mit einem jüngeren Bruder eine kräftigende Jugend, vom Anfang an gewillt, sich dem Militärberufe zu widmen. 1785 trat er zu Beziers in Languedoc als Cadett im Schweizerregiment von Steiner in französischen Kriegsdienst. In verschiedenen Garnisonen, zumal in Grenoble, erlebte er die Anfänge der französischen Revolution, durch welche die Existenz der fremden Truppen eine immer schwierigere wurde, bis er dann, in der Charge eines Unterlieutenants, noch kurz vor der allgemeinen Auflösung der Schweizer Regimenter infolge der August-Ereignisse von 1792, seinen Abschied nahm und am 23. Juli 1791 nach der Schweiz zurückreiste. Aber zugleich mit seinem Freunde Jak. Christoph Hirzel, der den gleichen Schritt gethan hatte, trat er 1792 in österreichischen Dienst, zumal infolge einer von Oberst v. Hotze (s. A. D. B. XIII, 201—209) empfangenen Empfehlung. Als Cadetten wurden sie zu Tournay in das Wallonenregiment von Württemberg aufgenommen und betheiligten sich vom Herbste des Jahres an an den Kämpfen des Coalitionskrieges in den Niederlanden. Da aber infolge des Rückzugs aus Flandern und der weiteren den Gang der Unternehmungen lähmenden Umstände von Avancement keine Rede war, verließ Z. 1793 diesen Dienst, während dessen Dauer er zum ersten Male den Krieg kennen gelernt hatte. In Zürich ließ sich Z. in das Stadtgericht wählen und in der Unterschreiberkanzlei beschäftigen; daneben wurde er Major im zürcherischen Jägercorps und nahm als solcher 1796 an der Grenzbesetzung zur Zeit des Moreau'schen Rückzuges Theil. Z. war selbstverständlich seiner ganzen Vergangenheit entsprechend nach der Staatsumwälzung von 1798 den neuen von Frankreich zwangsweise geschaffenen helvetischen Einrichtungen innerlich ganz abgeneigt, und diese seine Gesinnung zeigte er im Frühjahr 1799, als nach Ausbruch des neuen Coalitionskrieges die kaiserlichen Truppen den Rhein überschritten hatten, ganz unverhehlt. In Neftenbach, wo auch der größere Theil der Dorfbewohner gleich ihm dachte, wurde er, zwar gegen seinen anfänglichen Willen, selbst in den kriegerischen Gegensatz verwickelt. Nachdem man am 22. Mai bei Annäherung der kaiserlichen Vortruppen auf eigene Faust, empört über erlittene Mißhandlungen, gegen französische Soldaten die Waffen ergriffen hatte, erklärte Z., da seine Abwiegelungsversuche mißlangen, sich von den Bauern nicht trennen zu wollen; aber unter hin und her wogenden Kämpfen der folgenden Tage wurde am 25. nach der Wiedereinnahme Neftenbachs auch sein Haus mit anderen eingeäschert. Schon hatte sich die Nachricht verbreitet, Z. sei von den Franzosen gefangen genommen, eine andere, er sei erschossen worden. In der Umgebung Hotze's betheiligte sich Z. am 4. Juni an den Gefechten an der Glatt — innerhalb der sogenannten ersten Schlacht bei Zürich —, und nach dem Vorrücken der kaiserlichen Truppen bis in die Limmatlinie trat er in das im englischen Solde stehende Schweizerregiment von Bachmann (siehe A. D. B. I, 754) im Rang eines Oberstwachtmeisters ein. Nach dem neuen Siege der Franzosen in der zweiten Schlacht bei Zürich mußte Z. gleichfalls die Schweiz räumen, und am 28. September erreichte er den Boden des Vorarlberg. Im Feldzuge des Jahres 1800 gelangte Z. besonders am 13. Juli bei Feldkirch zur Bethätigung, und im Spätherbst hatte er nach Beendigung des 45tägigen Waffenstillstandes das erste Bataillon seines Regimentes von Nauders am Inn empor in das Unterengadin zu führen, wo es im December trotz der winterlichen Beschaffenheit der Gegend zu mehreren Zusammenstößen kam. Aber nach dem Frieden von Luneville wurde das Regiment aufgelöst, und so kam Z. im Au-

gust 1801 aus Südsteiermark, wo er zuletzt sein Cantonnirungsquartier gehabt, wieder nach Zürich.

1802 fand Z. Gelegenheit, seiner Vaterstadt mit seiner kriegerischen Erfahrung zu dienen. Als Zürich nämlich im Herbst des Jahres der helvetischen Regierung den Gehorsam aufgesagt hatte und der General derselben, Andermatt, zur Execution gegen die Stadt vorging, war Z. mit seinem Freunde, dem Platzcommandanten Oberst Jakob Meyer, die Seele der Vertheidigungsanstalten in den Tagen des Bombardements vom 10. bis 13. September (s. A. D. B. I, 429, XXI, 569). In dem sich nach Andermatt's Abzug sogleich anschließenden Feldzuge der altschweizerisch Gesinnten gegen die verächtlich gewordene helvetische Centralgewalt führte Z. als von der provisorischen Zürcher Regierung ernannter Oberstlieutenant das erste aus Freiwilligen bestehende Zürcher Bataillon nach der Westschweiz und nahm am 3. October am Gefecht bei Pfauen am Murtensee Antheil; aber die durch General Rapp angekündigte Mediation des ersten Consuls Bonaparte führte alsbald zur Entlassung der föderirten Truppen, zum vorübergehenden Wiedereinmarsch französischer Abtheilungen auch nach Zürich.

Nach Annahme der Mediationsverfassung wurde Z. sehr bald der ländlichen Zurückgezogenheit, in die er sich nach Neftenbach wieder begeben hatte, entzogen, erstlich durch die Wahl in den Großen Rath des hergestellten Kanton Zürich, dann durch Berufung in die eidgenössische Militärcommission; daneben hatte er an der neuen Militärorganisation des Kantons Zürich wesentlich mitzuwirken. Die einzige ernsthafte neue Störung der Ruhe der Schweiz innerhalb der Dauer der Mediationsverfassung war die durch allzu herrisches Vorgehen der Zürcher Regierung von oben und ungezügelte materielle Begehren, zum Theil anarchistisch gefärbte Gelüste von unten geweckte Insurrection im südlichen Kantonstheil vom Frühjahr 1804. Als Oberbefehlshaber des zusammenzubringenden eidgenössischen Truppencorps durch den alle Kraft zur Erhaltung der Ordnung aufbietenden Landammann der Schweiz, von Wattenwyl (s. A. D. B. XLI, 251), schon am 21. März ernannt, hatte Z. die Aufgabe, den Aufstand zu unterdrücken. Gegen seine Ansicht mußte Z. nach dem dringenden Begehren der vom Kleinen Rath bestellten Specialcommission schon am 28. in aller Frühe auf dem linken Seeufer vorrücken, während er weitere Verstärkung hatte abwarten wollen, und so endigte die Expedition, die in die Gegend von Horgen geführt hatte — bei Bocken oberhalb des Dorfes war ein Zusammenstoß geschehen — ohne Erfolg; allein die Insurrection sank in sich selbst zusammen, und der zweite am 3. April begonnene Ausmarsch begegnete keinem Widerstande mehr. Erfreulicherer Art waren die fruchtbaren Anstrengungen zur Hebung schweizerischer Wehrkraft, an denen Z., der seit 1805 auch Mitglied des zürcherischen Kleinen Rathes geworden war, nachhaltig sich betheiligte. Bei seinem eigenen Regimente suchte er den militärischen Geist zu stärken; 1805 und 1809 hatte er als Commandant aufgebotener Divisionen während der Kriege Napoleon's gegen Oesterreich die Ostgrenze der Schweiz zu decken, und die gleiche Aufgabe harrte seiner seit September 1813, wobei er mit Festigkeit den Verlockungen des Barons Heinrich von Salis-Zizers, mit ihm bei der retrograden Umwälzung gemeinschaftliche Sache zu machen, wofür er morgen österreichischer Generalmajor sein werde, widerstand. Nach dem Uebertritt der fremden Armeen in die Schweiz hatte Z. als einer der Begleiter des Landammanns Reinhard (s. A. D. B. XXVIII, 39—43) im Januar 1814 die alliirten Monarchen in Basel zu begrüßen.

Gleich darauf entschloß sich Z., als mit der Restauration auch die Errichtung capitulirter Schweizerregimenter wieder in Kraft trat, eines der dem neu hergestellten Staate der vereinigten Niederlande gewährten Regimenter zu er-

richten, und nach langwierigen Unterhandlungen im Haag und in Zürich gelangte die Angelegenheit zum Abschluß. Am 23. Februar 1815 begab sich Z. als Oberst und Inhaber aus Zürich nach Gorcum als dem Sammelplatze seines Regimentes, und während der Gefährdung der Niederlande in den hundert Tagen gehörte er der Besatzung der Festung Mastricht an. In Antwerpen, wo auch Ziegler's Söhne als angehende Officiere im Regimente ihre Laufbahn antraten, hernach als Generalcommandant der Provinzen Lüttich und Namur hatte Z. seinen Wirkungskreis; Breda war Ziegler's letzte Garnison, bis 1829 mit der Auflösung der Niederländer Regimenter überhaupt auch sein Dienst sein Ende nahm.

In der Heimath hatte Z. 1831 angesichts der Wirren im Kanton Basel mehrmals das Commando eines von der Tagsatzung mobilisirten Corps zu übernehmen, und auf Befehl der eidgenössischen Repräsentanten sprengte er am 18. September mit Gewalt die gegen Erlaubniß versammelte Sitzung der landschaftlichen Zunftausschüsse und der provisorischen Verwaltungscommission auf dem Rathhause zu Liestal. 1832 nahm er jedoch als eidgenössischer Oberst seinen Abschied. In heiterer, arbeitsfreudiger Muße verlebte „General" Z., eine in Zürich wohlbekannte, allgemein geachtete Persönlichkeit, noch lange Jahre in privater Zurückgezogenheit in seinem stattlichen Patricierhause zum Pelikan am Thalacker in Zürich. Wie er schon 1806 der Gründung der schweizerischen Künstlergesellschaft in Zofingen beigewohnt hatte, wie er 1838 bis 1842 Präsident der zürcherischen Künstlergesellschaft war, so liebte er es zu zeichnen und zu malen, und noch 1856 gelang ihm ein hübsches Landschaftsbild. Ein schöner Greis, dem die militärische Haltung bis in die letzten Jahre eigen blieb, liebenswürdig, von feinem Humor, originell in seinem Auftreten, von bewundernswerther geistiger Frische, so erreichte Z. als ältester Bürger Zürichs ein Alter von über neunzig Jahren.

Von Ziegler's überlebenden Söhnen war der ältere, Hans, nach dem Rücktritt als Major aus dem Militär, gleichfalls ein geschickter Landschaftsmaler — von ihm ist das duftige Bild, das in der „Denkschrift zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich" 1882 reproducirt wurde —, daneben durch große im Stillen geübte Wohlthätigkeit und religiösen Sinn ausgezeichnet. Er starb im Alter von über 83 Jahren am am 23. März 1882. Der jüngere Sohn ist Paul Karl Eduard (s. u. S. 187).

Vgl. die Neujahrsblätter der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich von 1884 und 1885: „Erinnerungen aus dem Leben des General-Majors J. Chr. Ziegler, von ihm selbst erzählt und von Oberstl. David Nüscheler geordnet und aufgezeichnet" (bis 1832 reichend). Meyer von Knonau.

Ziegler: Johann Gotthilf Z., ein tüchtiger Organist, geboren zu Dresden 1688, zeigte schon in früher Jugend bedeutende Anlagen zum Musiker. Er bezeichnet sich selbst als einen Schüler Sebastian Bach's, ohne daß wir näheres darüber erfahren, wo und wann er des nur wenig älteren Meisters Unterricht genossen hat. Compositionsunterricht nahm er bei Theile in Naumburg. Um 1715 studirte er in Halle Theologie und Jurisprudenz. Kirchhoff, bei dem er wohl auch eine Zeitlang Unterricht genossen zu haben scheint, stellte ihm bereits 1716 das Zeugniß musikalischer Reife aus. Im Jahre 1718 zeigte er ein Werk über den Generalbaß an. Treffliche Nachrichten enthält eine Eingabe an den Stadtrath von Halle aus dem Jahre 1746, in der er sich um die durch Kirchhoff's Tode erledigte Organistenstelle an der Liebfrauenkirche bewarb, die er aber nicht erhielt. Er erwähnt darin, daß er nach seinem Lehrer Sebastian Bach „nicht nur so obenhin, sondern nach dem Affect der Worte spiele", daß er vier Jahrgänge Kirchenmusik componirt habe, zu denen er theilweise selbst die

Gedichte gemacht, daß er ferner um 1736 zu Zerbst eine Leichenmusik zu hochfürstlichem Begräbniß geschrieben und anderes mehr. Zur Zeit, als er diese Eingabe schrieb, befand er sich als Organist an der St. Ulrichskirche in Halle. Wann er diese Stelle erhielt, ist bisher noch unbekannt, jedoch findet sich auf einem Manuscript der königlichen Bibliothek zu Berlin, welches eine theoretische Arbeit von ihm enthält, die Notiz, daß er schon 1720 daselbst angestellt war. Ferner erwähnt er in obiger Eingabe, daß ihm das Kirchencollegium an St. Ulrich eine Gehaltserhöhung von 50 Rthlr. freiwillig angeboten habe, damit er an ihn ergangene Berufungen an andere Orte ausschlagen solle. Trotz alledem fiel er bei der Wahl durch und Friedemann Bach, der älteste Sohn Sebastian's, erhielt die Stelle. Wann sein Tod eintrat, ist nicht bekannt, ebenso wenig scheint sich etwas von seinen Compositionen erhalten zu haben. Die oben bereits erwähnte Abhandlung „Kurzer Unterricht von der musikalischen Composition", 16 Bl. in Fol. [kgl. B. Berlin 21] ist das Einzige, was ich nachweisen kann. Das Manuscript beginnt mit einem zweistimmigen Satze im Hexachord, zuerst in Consonanzen, dann mit Dissonanzen. Darauf werden Beispiele zu den größeren Intervallen wie Terz, Quart, Quint u. s. w. gegeben, dann folgt ein zwei Seiten langer Tonsatz für Oberstimme und bezifferten Baß, der alle Regeln über den Secunden-, Terzen-, Quartenschritt u. s. w. und über Consonanzen und Dissonanzen zusammenfaßt. Jetzt folgen Regeln mit Beispielen über den dreistimmigen Satz, der in ähnlicher Weise wie der vorhergehende durchgenommen wird. Den Schluß dieser Abtheilung bilden drei Blätter mit Beispielen zu Cadenzen im dreistimmigen Satze. Der nächste Abschnitt behandelt die Fuga perfecta und imperfecta. Eine Fuga perfecta behandelt das Thema nach festen Gesetzen, nämlich, beginnt das Thema mit dem Grundtone, so steht die Antwort in der Quint, beginnt aber das Thema mit der Quint, so muß die Antwort mit dem Grundtone beginnen. Die Fuga imperfecta dagegen ist keiner bestimmten Ordnung unterworfen, sondern kann nach Belieben das Thema behandeln. Zu beiden Arten folgen dann Beispiele. Aus dieser kurzen Darstellung einer früheren Theorie wird man ersehen, wie gering die Einsichten waren, die ein Lehrer dem Schüler beizubringen hatte und doch, wie lang war der Weg, ehe der Schüler sich damit zum Componisten emporschwang!

Walther's und Gerber's Musik-Lex. — Chrysander's Jahrbücher II, 241.

Rob. Eitner.

Ziegler: Johann Z., Zeichner und Kupferstecher, wurde (vielleicht in Meiningen) um das Jahr 1750 geboren und starb um das Jahr 1812. Im Taufregister der Meininger Stadtkirche findet sich nach gütiger Mittheilung von dort der Eintrag: „1749, 11. Juli, Johann Andreas Fil. Mstr. Jo. Wolfgang Ziegler, Bürger und Schuhmacher allhier". Im Trau- und Sterberegister findet sich kein entsprechender Eintrag, auch läßt sich bisher nicht sagen, ob dieser Johann Wolfgang mit unserem Johann Z. identisch ist. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er an der kaiserl. königl. Akademie der bildenden Künste in Wien. Unter seinen zahlreichen Arbeiten genießt die Folge von fünfzig radirten und colorirten Ansichten von Wien, seinen Vorstädten und der Umgebung der Stadt, die er in Verbindung mit Karl Schütz in Wien bei Artaria herausgab, das größte Ansehen, und noch heute wird sie von Liebhabern mit Vorliebe gesammelt und in einzelnen Blättern hoch bezahlt. Die Blätter sind zum größten Theil mit reichlicher Staffage versehen und veranschaulichen das Wiener Leben am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, so daß sie nicht bloß einen künstlerischen Werth besitzen, sondern auch ein hervorragendes culturhistorisches Interesse gewähren. (Vgl. Wurzbach LX, 52.)

H. A. Lier.

Ziegler: Karl Z., pseudon. Carlopago, Dichter, wurde am 12. April 1812 zu St. Martin in Oberösterreich geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters und der Wiedervermählung seiner Mutter siedelte er im J. 1818 nach Wien über, kam aber schon vor dem Schlusse des Jahres 1819 nach Mödling, wo sein Stiefvater bis zum Jahre 1823 die Stelle eines provisorischen Syndikus bekleidete. Seine Erziehung erhielt er durch Privatunterricht. Im J. 1827 bezog er die Universität Wien, um sich an ihr philosophischen Studien zu widmen. Doch brachte er sie zu keinem eigentlichen Abschluß, sondern nahm im J. 1835 eine Kanzleianstellung bei der Schulbücher-Verlags-Direction, die er bis zu seiner Pensionirung im J. 1857 beibehielt. Im J. 1845 verheirathet, verlor er seine Gattin nach kaum zweijähriger Ehe und widmete sich nun der Erziehung seiner einzigen im J. 1846 geborenen Tochter. Im übrigen erfüllte der Wunsch, sich als Dichter hervorzuthun, seine Seele ganz. Seitdem zuerst im J. 1832 eine von ihm verfaßte Ode an den Sänger Wild ohne sein Wissen durch seinen Bruder unter dem Pseudonym Carlopago veröffentlicht worden war, betheiligte er sich eifrig durch Zusendung von Gedichten an der Mitarbeit an den damaligen Taschenbüchern und Zeitschriften und machte sich so neben den österreichischen Lyrikern Zedlitz, Lenau und Anastasius Grün bekannt. Die erste Sammlung seiner Gedichte, die jedoch nur eine Auswahl enthielt, erschien im J. 1843 bei Brockhaus in Leipzig. Nach längerer Pause gab er seine in den Jahren 1842 bis 1845 verfaßten Dichtungen im J. 1856 unter dem Titel: „Himmel und Erde“ heraus. Noch später entstand eine Sammlung von „Oden“ (Salzburg 1866) und eine neue Folge von Gedichten, denen er den Titel: „Vom Kothurn der Lyrik“ (Salzburg 1869) gab. Als sich seine Tochter in Salzburg vermählte, verlegte Z. seinen Wohnsitz gleichfalls dorthin und schloß im September 1867 eine zweite Ehe mit einer noch sehr jugendlichen Salzburgerin. In demselben Jahre hatte er den ersten und einzigen äußerlichen Erfolg zu verzeichnen, indem er von der österreichischen Regierung die Staatsdotation für verdienstliche Künstler im jährlichen Betrag von 300 Gulden erhielt, die er bis zu seinem Lebensende behielt. Er starb in Wien, wo er seit dem Jahre 1877 wieder wohnte, am Typhus am 20. Mai 1877. — Z., dessen Gedichte heute so gut wie vergessen sind, fand bei seinen Lebzeiten in litterarischen Kreisen vielfache Anerkennung. Er galt neben Hamerling als der formenreichste und bedeutendste Lyriker Oesterreichs, und noch heute lassen ihm die Litteraturgeschichten diesen Ruhm.

Vgl. J. Kehrein, Biographisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. Zürich, Stuttgart, Würzburg 1871. II, 282—284. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1877. Nr. 1783, S. 167 u. 168. — Wurzbach LX, 56 u. 57.

H. A. Lier.

Ziegler: Kaspar Z., Rechtsgelehrter und deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, ist am 15. September 1621 als der Sohn des gleichnamigen Rechtsgelehrten und Proconsuls beim Leipziger Rath, und der Anna Walter verwittweten Kürsten zu Leipzig geboren worden. Seine Kinderjahre fallen in die Zeit des großen Krieges, der verheerend auch auf die geistige Entwicklung der damaligen Jugend wirkte und nur die sorgfältige Pflege der Eltern und der starke Bildungsdrang, der den jungen Z. beseelte, vermochten ihn vor den geistig-sittlichen Verirrungen abzuhalten, an denen nicht gerade die schlechtesten Köpfe jener Zeit zu Grunde gingen. Ein schwerer Unfall in den Jugendjahren hatte eine geschwächte Gesundheit zur Folge, erzeugte aber in dem lebhaften Knaben eine Frühreife, die nicht gerade förderlich auf die natürliche freie Entwicklung seiner Individualität wirkte, obgleich er keinen nivellirenden Schulunterricht genoß,

sondern sich größtentheils durch Selbststudium zu fördern suchte. So legte er den Grund zu einer die mannigfachsten geistigen Interessen vereinigenden vielseitigen Bildung, die sich zwar frei von der polyhistorischen Oberflächlichkeit seiner Zeitgenossen hielt, aber auch jede Selbständigkeit vermissen läßt. Im J. 1638 wurde er Baccalaureus der Philosophie, studirte dann in Wittenberg und Leipzig, wo er 1643 die Magisterwürde erlangte. Wol durch materielle Verhältnisse und den starren Willen seines Vaters gezwungen, wendet sich Z. gegen seine Neigung zunächst dem theologischen Studium zu, aber aller Eifer und die Anregungen von so bedeutenden Lehrern wie Sluter und Carpzov, vermochten ihn nicht dauernd zu fesseln, und als noch ein äußerer Mißerfolg bei Bewerbung um eine Predigerstelle dazu kam, entschloß er sich nach schweren inneren Kämpfen, die, wie es scheint, auch häusliche zur Folge hatten, dem Beispiele seines Vaters folgend, sich von der Theologie 1652 der Jurisprudenz zuzuwenden. Nach kaum zweijährigem Studium wurde er promovirt und schon wenige Wochen darauf erhielt er eine in Wittenberg erledigte Professur. Nach dem Abgange Augustin Strauch's wurde ihm 1662 das freigewordene Ordinariat der Wittenberger Juristenfacultät übertragen, und bald darauf erhielt er wegen seiner gründlichen Kenntniß des Kirchenrechts auch eine Berufung ins Wittenbergische Consistorium. Nun begann Z. eine reiche von Erfolgen gekrönte Thätigkeit als Lehrer, Richter und Gelehrter. Sein ausgeglichenes Wesen, strenge Rechtlichkeit und sein Arbeitseifer machten ihn zu einem viel umworbenen juristischen Berather und Schiedsrichter. Als Rector der Universität Wittenberg hat er mit Erfolg gegen den damals üppig wuchernden Pennalismus angekämpft, und die Neuordnung der Wittenberger Bibliothek angeregt. In Dresden, wo er als Beisitzer des Tribunals fungirte, hat er zahllose juristische Gutachten — angeblich über 300 — ausgefertigt. Ein reicher Briefwechsel mit berühmten Zeitgenossen brachte ihn in geistige und persönliche Beziehungen zu den bedeutenden Gelehrten seiner Zeit. Dabei entfaltete er eine überreiche litterarische Thätigkeit. Gegen 80 Schriften die fast alle Disciplinen der Rechtswissenschaft umfassen, hat Z. veröffentlicht. Die hervorragendsten sind dem Kirchen- und Staatsrecht gewidmet. Fast alle ruhen sie jetzt in dem großen Massengrabe, in dem der größte Theil der wissenschaftlichen Litteratur jener Tage vergessen modert, und selbst die Geschichtschreiber der Rechtswissenschaft können sie nur als specimina damaliger Methode und Rechtsanschauung verwenden. Aber aus allen spricht der unerschrockene rechtliche Sinn, die reiche Belesenheit und klare Denkweise des Verfassers. In seiner „Rabulistica sive de artibus rabulariis“ (Dresden 1685) behandelt er mit sittlichem Ernst ein von der älteren wissenschaftlichen Litteratur oft dargestelltes Thema, und mit juristischem Scharfsinn geht er den rechtsverdreherischen Praktiken der Advocaten nach, die ja auch die schöngeistigen Autoren der Humanisten- und späteren Zeit seit dem Maître Patelin zu satirischer Ausbeutung gereizt haben. Ziegler's Schrift fand, obgleich sie nicht gänzlich unabhängig ist von der den gleichen Stoff behandelnden Arbeit Ahasver Fritsch's „Advocatus peccans“ (Breslau 1678) so reichen Beifall, daß auch eine deutsche Uebersetzung bald nöthig wurde. Sehr beachtet wurde von der zeitgenössischen Litteratur Ziegler's Abhandlung „De clerico renitente“, in der er sich mit der damals actuellen Frage über das Recht der Geistlichen angebotene Stellen abzulehnen, beschäftigt. Auch sein Commentar zu J. P. Lancelotti's „Institutiones juris canonici“ wurde wegen seiner kritischen Schärfe sehr geschätzt. Den meisten Beifall aber fand sein in vielen Auflagen erschienener aus akademischen Disputationen entstandener „Tractatus de juribus Majestatis“ (Wittenberg 1668, 1681 und öfter), in welchem er als Erster die Frage des Majestätsrechtes dogmatisch und praktisch erörtert. Selbst moderne Forscher rühmen an

diesem Werke, daß es fast ein vollständiges Regierungs- und Verwaltungsrecht enthalte, und die vielen darin behandelten praktischen Rechtsfälle dürften dessen Brauchbarkeit noch erhöhen. Ziegler's civilrechtliche Schriften, die einen neuen Beleg für seine juristische Vielseitigkeit bieten, wurden erst nach seinem Tode von Georg Beyer (Leipzig 1712) herausgegeben: alle diese Leistungen hätten ihm kaum ein Anrecht auf historische Beachtung und dauernden Nachruhm gegeben, wenn er sie nicht durch eine kleine theoretische Schrift zur schöngeistigen Litteratur erworben hätte. Selbst seine poetischen Versuche sind bedeutungslos. Seine Leipzig 1648 erschienenen „Zwanzig Elegien über die Geburt, Leiden und Auferstehung unseres Herrn und Heilands Jesu Christi" sind, obgleich sie von liebedienerischen Freunden und Schmeichlern als Producte der himmlischen Muse besungen wurden, ebenso wenig beachtenswerth, wie die einzelnen verstreuten lyrischen Dichtungen, und es ist bezeichnend, daß selbst Erdmann Neumeister's dringliche Aufforderung, die nachgelassenen Dichtungen zu sammeln, in jenem Zeitalter der Poetaster und druckfreudigen Editoren keinen Erfolg hatte. Daß einzelne seiner geistlichen Lieder in die Gesangbücher Eingang finden, darf, wenn man die Entstehungsgeschichte solcher localer Sammlungen kennt, kaum zu erhöhter Schätzung anregen. Schon der Umstand, daß es vorwiegend sächsische Gesangbücher sind, in denen sie sich finden, deutet an, daß persönliche Rücksichten nicht die letzten waren, die die Aufnahme bestimmten. Aber was ihm als Lyriker an Bedeutung abgeht, hat er reichlich als Theoretiker wieder erworben. Im J. 1653 hat er zum ersten Male seinen Tractat „Von den Madrigalen einer schönen und zur Musik bequemsten Art Verse, wie sie nach der Italiener Manier in unserer Deutschen Sprache auszuarbeiten" in Wittenberg veröffentlicht, und damit für die Ausbildung und Entwicklung einer poetischen Form Anregungen gegeben, die mehr als ein halbes Jahrhundert für die gesammte lyrische Production bestimmend waren. Die irrthümliche Meinung, daß Z. überhaupt die Gattung der Madrigale in Deutschland eingebürgert habe, darf jetzt wol als widerlegt gelten. Durch den Einfluß der italienischen Musik auf die deutsche, war das Madrigal in der deutschen weltlichen und geistlichen volksthümlichen Lyrik schon hundert Jahre vor Ziegler's Tractat heimisch. Aber Z. war der Erste, der nicht nur den Versuch machte, diese lyrische Form durch theoretische Erörterung ihrer Geschichte und ihrer Existenzbedingungen von allen metrischen Schwankungen zu befreien, das Stoffgebiet dieser Gattung zu fixiren, sondern er war auch derjenige, der die Kunstlyrik auf das Madrigal aufmerksam machte, dessen Pflege empfahl und hauptsächlich dazu beitrug, diesem wilden Schößling italienischer Erde im Ziergarten deutscher Dichtung einen dauernden und ausgedehnten Platz zu sichern. Erst seit Z. ist das Madrigal, eine Lieblingsform der galanten Lyrik, als rechtmäßige Dichtungsform anerkannt worden. Ziegler's Schwager, der große deutsche Tondichter Heinrich Schütz, hatte in einem, der Schrift über die Madrigale vorgedruckten Briefe, auf die hohe Bedeutung der Madrigale als Object musikalischer Composition hingewiesen und diese Tendenz, die Z. dann stark betonte und die deutschen Madrigalisten seitdem nicht außer Acht lassen, hat nicht nur in die mit Formkünsteleien spielende Lyrik jener Zeit ein wohlthuendes musikalisches Element hineingebracht, sondern auch auf die Entwicklung anderer Formen, wie der Cantate entscheidend eingewirkt. Dadurch, daß Z. dem Madrigal in der inneren Form einen epigrammatischen Charakter geben wollte, bereitete er allerdings zum Schaden dieser von ihm propagirten Gattung, die galante Lyrik vor, die ja im pointirten Schluß die wesentlichste Eigenschaft der Poesie sah. Ziegler's eigene Madrigale, die die Muster für seine Theorien bieten sollten, sind künstlerisch ohne jeden Werth auf einen meist gequälten Witz hinsteuernd, und trotz der Mannigfaltigkeit der Themen

sehr einförmig. Ein von ihm verfaßtes Madrigal: „Wider die Verläumder“, hat wenigstens den Werth, aus einer inneren Erfahrung heraus erwachsen zu sein und hat auch auf die Zeitgenossen tieferen Eindruck gemacht als die übrigen, deren Verdienst hauptsächlich darin zu suchen ist, daß sie für die folgende reiche madrigalische Production vielgebrauchte formale Modelle abgaben. Z., der in Wittenberg ein arbeitreiches aber behagliches Leben führte, war drei Mal verheirathet. Er starb nach kurzem Kränkeln am 17. April 1690.

Zedler's Universallexikon. — Voßler, Das deutsche Madrigal. Weimar 1898.

Max von Waldberg.

Ziegler: Paul Karl Eduard Z., schweizerischer Militär und Staatsmann, geboren am 11. December 1800 zu Sterzing (in Tirol), † zu Zürich am 21. August 1882. Während des Feldzuges von 1800, als der Oberstwachtmeister im Regiment Bachmann Jakob Christoph Z. (s. o. S. 180) den Franzosen im Engadin gegenüberstand, gebar ihm die vor Beginn des Winterfeldzuges rückwärts an die Brennerstraße in Sicherheit gebrachte tapfere Gattin, Johanna Margarethe, eine geborene v. Meiß (von Teufen), die auch in den stürmischen Tagen des Mai 1799 (s. S. 180) ihren Muth erprobt hatte, einen Sohn, dem der Pater Guardian der Sterzinger Capuziner — trotz des Confessionsunterschiedes — die Haustaufe ertheilte. Erst am 5. Januar 1801 sah der Vater, auf dem Rückzug vom Engadin, Gattin und Söhnchen in Bozen, und als am 20. August nach der Rückkehr in die Schweiz die Eltern auch die zwei älteren Knaben begrüßten, war die Familie zwei Jahre häuslich getrennt gewesen. Mit dem älteren Bruder Hans — der älteste starb 1806 — trat Eduard Z. gleich bei der Formation des väterlichen Regimentes 1815 in den niederländischen Kriegsdienst, in dem er 1817 zum Oberlieutenant, 1821 zum Bataillonsadjutanten aufstieg. Mit dem Vater verließ er 1829 die Niederlande. Hatte ihm nun auch dieser fünfzehn Jahre füllende Dienst nicht die Bekanntschaft mit dem ernsthaften Kriege geboten, so waren ihm dieselben durch die ausgezeichnete im Regiment herrschende Disciplin für seine militärische Bildung sehr vortheilhaft geworden, und auch sonst hatte er eifrig danach gestrebt, Lücken seiner Ausbildung auszufüllen. Mit Hauptmannsrang schied Z., gleich dem älteren Bruder, aus der niederländischen Armee. In Zürich zum Oberstlieutenant und Commandant eines Bataillons ernannt, legte er 1832, verstimmt durch den Gang der politischen Dinge seine Function nieder und ließ sich als gemeiner Infanterist der Landwehr zutheilen, in welcher Stellung er bei Uebungen durch seine Vorstellung von militärischer Zucht die Milizsoldaten beschämte. Im bürgerlichen Leben seit 1831 Mitglied des Stadtrathes, seit 1832 auch solches des kantonalen Großen Rathes, kam er 1837 als Präsident an die Spitze der städtischen Behörde. 1839 fand Z. reiche Gelegenheit, seine Fähigkeit als Stadtpräsident zu erproben. Denn obschon als Conservativer und von kirchlichen Erwägungen aus ein Gegner der mit der Strauß'schen Berufung verbundenen Regierung (s. A. D. B. XII, 496 u. 497), lieh er doch Aufforderungen von Freunden, daß sich die Stadt der Bewegung gegen jene anzuschließen habe, kein Gehör und bewahrte eine streng objective Haltung, da es seine Pflicht sei, Ruhe und Ordnung in der Stadt zu bewahren. Erst als der Anmarsch der von Pfarrer Bernhard Hirzel (s. A. D. B. XII, 483 u. 484) aufgebotenen Scharen bestimmt zu erwarten war, bot Z. in der Nacht vom 5. zum 6. September in aller Stille von Haus zu Haus die Bürgerschaft zur Formirung der Bürgerwehr auf, und auch die Regierung, die den Stadtpräsidenten vor sich beschied, erklärte sich durch die von ihm ertheilte Auskunft befriedigt; zwischen dem Commandanten des zur Zeit in der Stadt liegenden Militärs und Z. als dem Chef der Bürgerwehr wurde ein Einverständniß über

Theilung der Aufgaben erzielt, und ebenso erklärte er dringlichen Einladungen des Glaubenscomités mit Entschiedenheit, zur großen Enttäuschung seiner dortigen Parteigenossen, er werde von dem der Regierung gegebenen Versprechen der Nichtbetheiligung erst ablassen, wenn diese auf das Volk schießen lassen sollte. Als nun freilich der Zusammenstoß eingetreten war (s. A. D. B. XI, 278), ging Z., um noch größeres Unheil durch das Nachrücken weiterer besser bewaffneter Abtheilungen von Insurgenten vom Lande her, zu verhüten, mit aller Entschiedenheit vor, unter Ankündigung an den Militärcommandanten, daß er weiteren Gebrauch der Waffen als Feindseligkeit gegen sich und die Bürgerwehr betrachten und danach handeln werde; allein das Militär löste sich nun selbst auf, und damit war eine Fortsetzung des Blutvergießens glücklich vermieden. Da auch die Regierung vom Platze gewichen war, lag nun in den Stunden in der Mitte des 6. September alle Gewalt in Ziegler's Hand, bis dann im Laufe des Nachmittags eine provisorische Regierung aus Mitgliedern der gewesenen Regierung und des siegreichen Glaubenscomite's sich bildete, die übrigens sogleich Z. zum Platzcommandanten, sowie zum Befehlshaber der aufgebotenen Milizen ernannte. Als solcher wachte er in den zwei folgenden Tagen, wo die Tausende hereingekommener Landleute noch in der Stadt lagen, wo nothwendige Organisationen zur Beruhigung, zur Aufrechthaltung der Ordnung zu treffen waren, über der Sicherheit, der Art, daß schon bald die geflüchteten Häupter der gestürzten Partei nach Zürich zurückzukehren wagten. Es war wohlverdient, daß dem energischen Präsidenten der Dank der Stadtgemeinde in besonderer Urkunde bezeugt wurde. 1840 aber folgte Z. einer Wahl in den Regierungsrath des Kantons.

Als Leiter des kantonalen Militärwesens war er zugleich die kräftigste Stütze dieser aus der Bewegung von 1839 hervorgegangenen Regierung, so aber freilich zugleich auch durch die Opposition der am 6. September unterlegenen Partei, oft auf seinem eigensten Gebiete, der rein militärischen Dinge, besonders stark angefeindet. Aber seine Ruhe und Unbeugsamkeit siegten, auch als ihm 1841, wie er deutlich gewarnt worden war, ein geplanter Anschlag während einer militärischen Uebung drohte. Als Präsident des Kriegsrathes des Kantons Zürich seit 1844, als Vicepräsident des eidgenössischen Kriegsrathes seit 1845 zeigte er in allen Fragen die gleiche Einsicht, die mitunter vielleicht als Pedanterie ausgelegte Sorgsamkeit bis auf das Einzelnste, so daß, was er vielleicht in gestörter Ordnung angetreten hatte, bis auf den letzten Punkt genau eingerichtet von ihm abgegeben werden konnte. So gewann er auch den Gegnern Achtung ab, und nach dem 1845 im Kanton Zürich wieder eingetretenen Umschwunge, der Abstreifung des 1839 begründeten Systems, bestätigte doch der neue Große Rath Z. als Regierungsrath und in der Leitung des Kriegsraths. Aber erst das Jahr 1847 rückte ihn vollends vor eine schwere Entscheidung.

Z. hatte, als der 1845 wegen der Theilnahme am Luzerner Freischaarenzuge — Z. war beim damaligen Truppenaufgebote Brigadecommandant — durch die Tagsatzung ausgestrichene Stabshauptmann Ochsenbein 1847 beim Wechsel des eidgenössischen Vorortes Tagsatzungspräsident geworden war, voll Indignation seine Entlassung aus dem eidgenössischen Kriegsrath begehrt, so daß er also bloß in der seit 1844 eingenommenen Stellung eines eidgenössischen Obersten blieb. Doch jetzt rückte mit dem Sommer 1847 durch die Verschärfung der Parteigegensätze der Executionskrieg der Majorität der Kantone gegen Luzern und den Bund der mit demselben einverstandenen sechs katholischen Kantone in immer deutlichere Sicht. Mit der conservativen Partei in Zürich beklagte Z. die Berufung der Jesuiten nach Luzern, die einen der letzten Gründe zur Vergrößerung der Spaltung abgab, wollte aber von einer gewaltsamen Auf-

lösung des Sonderbundes, einem Bürgerkriege nichts wissen. Aber als der Ruf an Z. erging, überwand er — in ähnlicher Weise, wie sein Vorgesetzter, General Dufour von Genf — diese Bedenken und stellte, in für andere conservativ denkende Officiere vorbildlicher Weise, der Tagsatzung sich zur Verfügung. Als Commandant der vierten Armeedivision fand sich Z. am 22. October in Aarau ein, mit der schwierigen Aufgabe, die von sechs parallel liegenden Hauptthälern durchbrochene Aargauer Südgrenze gegen die feindlichen Gebiete von Luzern und Zug hin zu bewachen. Einzelne Vorstöße des Gegners, am 10. und 12. November, im Reußthale, trafen auf diese Linie. Aber erst auf den 23. fiel dann der Hauptkampf, an dem Z. den wesentlichsten Antheil nahm. Dufour hatte den Beginn der Offensivbewegung gegen Luzern auf diesen Tag angesetzt, und Z. sollte mit seiner Division, bei Gislikon die Reuß überschreitend, über Roth und Ebikon gegen die Stadt Luzern vordringen. Z. feuerte da zu Fuß seine Officiere und Mannschaften persönlich an und führte seine Schützen- und Jägerketten den Rotherberg hinan, so daß seine erste Brigade im Thale ihre Aufgabe gegen die an der Reuß aufgeworfenen Schanzen vollziehen konnte; einen renitenten Tambour riß er mit eigener Hand vorwärts und zwang ihn so, Sturm zu schlagen, so daß die Truppen an den Feind gebracht wurden. Mustergültige Tagesbefehle waren durch das eigene Verdienst Ziegler's zur Durchführung gebracht worden. Ohne weiteren Widerstand zu finden, rückte Z. mit seiner Division am 24. in Luzern ein, und als Platzcommandant wachte er mit seiner ganzen strengen Ordnungsliebe über der Manneszucht und vermochte rasch den anfänglich hervortretenden Ausschreitungen zu steuern. Als Siegesbeute erbat er die Rückgabe der Waffen Zwingli's, die seit 1531 als Trophäe im Zeughause zu Luzern lagen. Z. war durch seine Tüchtigkeit als Heerführer neben Dufour eine im besten Sinne des Wortes populäre Persönlichkeit geworden.

Im Kanton Zürich kam Z. im Regierungsrath bei der Ersetzung des Collegialsystems durch die Directorialleitung in die Führung der Militärdirection, und hier arbeitete er in jeder Weise an der Hebung der Feldtüchtigkeit der Infanterie, gestützt auf die gemachten praktischen Erfahrungen. Die Bundesversammlung ernannte ihn 1849 zum Chef des Generalstabes. Allein Z. zog, als 1856 sich wegen des Neuenburger Royalistenaufstandes der Conflict mit Preußen anzubahnen schien und Ende des Jahres große Truppenaufstellungen stattfanden, die Führung einer Armeeabtheilung vor, und so trat er an die Spitze der fünften Division, mit der wichtigen Vorschrift der Deckung der Nordgrenze vom Einfluß der Aare in den Rhein östlich aufwärts zum Bodensee. General Dufour war als oberster Leiter der ganzen eidgenössischen Truppenaufstellung gesinnt, im Falle des Kriegsausbruches dem von der oberen Donau her anrückenden Feinde jenseits der Grenze in Baden in günstiger Stellung mit etwa 50 000 Mann eine Schlacht anzubieten, und so hatte sich Z. in aller Stille die eigene Anschauung des Terrains verschafft. 1859 wieder für die Grenzbesetzung im Südwesten zur Deckung der Pässe des Großen St. Bernhard und Simplon — mit Genf als Hauptquartier — zur Zeit des französisch-sardinischen Kriegs gegen Oesterreich, 1860 für die Erhaltung der Ruhe in Genf und andererseits für die eventuelle kräftige Vertheidigung der Stadt gegen eine Bedrohung durch die Vorschiebung französischer Truppen — eben war Savoyens Einverleibung in das kaiserliche Frankreich geschehen — war Z. als Divisionär thätig, und er verstand es, als Platzcommandant von Genf, im zweiten Jahre, sehr wohl, bei aller strengen Erfüllung seiner Pflicht sich auch die ungetheilte Achtung und Sympathie der Bevölkerung während der viermonatlichen Besetzung zu erwerben. Daneben gehörte er von 1848 bis 1855 und nochmals 1860 bis 1866 dem Nationalrathe als Mitglied an. Im zürcherischen Regierungsrathe blieb er ununterbrochen

sechsundzwanzig Jahre bis zu seinem Rücktritte aus den öffentlichen Stellungen 1866; er war da in den letzten Jahren abwechselnd erster und zweiter Präsident, zeitweise infolge des vorgeschriebenen Wechsels der Directionen auch Besorger des Polizeiwesens.

Nachdem Z. schon nach dem letzten Commando in Genf im eidgenössischen Dienste nicht mehr handelnd hervorgetreten war, legte er Ende 1866 seine kantonalen Stellungen nieder, ebenso 1868 seine Mitgliedschaft des Großen Rathes. Während er noch an den Berathungen des Verfassungsrathes — im Uebergang zur ausgeprägt demokratischen Gestaltung des Kantons — mit ausdauernder Beharrlichkeit theilgenommen hatte, ließ er nach Annahme der neuen Verfassung sich nicht mehr in den neuen Kantonsrath wählen. Die letzten Jahre verlebte er, körperlich und geistig rüstig, bereit, bei eintretendem Kriegsfalle nochmals, wenn er gerufen werde, in Activität zu treten, verständnißvoll den Ereignissen, der kriegswissenschaftlichen Litteratur folgend, daneben — bis 1869 auch als Mitglied der zürcherischen Armenpflege — einer mit Umsicht durchgeführten Wohlthätigkeit sich widmend im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, eine überall hochgeschätzte Persönlichkeit, die, im Aeußeren des Auftretens strengen Ernst nie vermeidend, in engerem Kreise auch gemüthliche Seiten zeigte. So hatte Z. 1856 bei Anlaß eines in Zürich abgehaltenen großen schweizerischen Cadettenfestes es auch trefflich verstanden, er, der sonst so abgemessen auftretende Mann, als Obercommandant des jugendlichen Heeres den vollkommen richtigen Ton in der Behandlung seiner „jungen Kameraden“ anzuschlagen. Sehr richtig führte Georg von Wyß in einer Rede vor der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen, der Z. angehört hatte, 1884 das Wesen des Verstorbenen aus: „Hatte Z. mit der fachmännischen Tüchtigkeit auch alle militärische Ordnungsliebe und Pünktlichkeit und die ihm eigene Willensfestigkeit in die administrative Laufbahn mitgebracht, so thaten es doch diese Eigenschaften nicht allein. Zwei andere Züge seines Wesens waren es, die ihn durchdringen ließen: der ihm innewohnende unbestechliche und unparteiische Gerechtigkeitssinn, den alles Wohlwollen, das er dem Einzelnen entgegenzubringen pflegte, niemals zu beugen vermochte, und der unbeschränkte Muth, den ihm eine tiefe Gottesfurcht verlieh“.

Vgl. Ad. Bürkli, Oberst Paul Karl Eduard Ziegler, eine biographische Skizze (Zürich 1886), ferner: Oberst Ziegler im Feldzuge gegen den Sonderbund, in der Neuen Zürcher Zeitung vom 1. und 2. September 1882.

Meyer von Knonau.

Ziegler: Werner Karl Ludwig Z., Theolog und Philolog, geboren am 15. Mai 1763 zu Scharnebeck bei Lüneburg, † am 24. April 1809 zu Rostock. Eines Pastors Sohn, besuchte Z. nach dessen frühem Tode die Schulen zu Celle und Lüneburg und wurde darauf noch ein halbes Jahr vom Pastor Meybrück in Spruckensoel unterrichtet. Ostern 1784 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren; daneben hörte er auch philologische Vorlesungen, besonders bei Heyne. Von seiner Beschäftigung mit Litteraturgeschichte zeugt die „kurze Uebersicht über die ital. Poesie von ihrer ersten Entstehung an bis zur höchsten Cultur“, welche er im Hannoverischen Magazin (Febr. 1786 S. 161 ff.) veröffentlichte. Ostern 1788 wurde er zum Magister promovirt auf Grund einer Dissertation, „de mimis Romanorum“, die öfter citirt wird. Da ihm von der theologischen Facultät die Stelle eines zweiten Repetenten mit 150 Thaler Gehalt angetragen wurde, entschloß er sich, in Göttingen zu bleiben. Der Eifer, mit welchem er seinem Amte oblag, und der Beifall, welchen sowol seine theologischen Vorlesungen fanden als auch seine ersten theologischen Schriften [„Neue Uebersetzung der Denksprüche Salomos im Geist der Parallelen, mit philologischen

Erläuterungen und Anmerkungen" (1791); „Vollständige Einleitung in den Brief an die Hebräer" (1791)], hatten seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Theologie im J. 1791 zur Folge. Beim feierlichen Antritt der Professur, zu welchem er durch ein Programm: „Historia dogmatis de redemptione" etc. eingeladen hatte, hielt er eine Rede „de praestantia et liberaliori facie theologiae nostri temporis". In demselben Jahre ließ er noch: „Zur Einleitung der Briefe an die Korinther" und den ersten Band seiner „Theologischen Abhandlungen" erscheinen, worin sich u. a. „Bemerkungen über das Buch der Richter im Geist des Heldenalters" finden.

Nicht lange danach erhielt Z. einen Ruf an die vor kurzem restaurirte mecklenburgische Landesuniversität zu Rostock. Er sollte die durch Velthusen's Abgang frei gewordene zweite der vom Herzog zu besetzenden theologischen Professuren übernehmen, mit welcher ein Gehalt von 600 Thalern verbunden war. Am 3. März 1792 verlieh die dortige theologische Facultät ihrem künftigen Collegen die Würde eines Doctors; im Sommersemester begann derselbe seine Vorlesungen. Er las hauptsächlich über Kirchen- und Dogmengeschichte sowie Exegese des Neuen Testaments; aber auch die Exegese des Alten Testaments war nicht ausgeschlossen; ferner trug er die Grundsätze der biblischen Kritik und allgemeine Litteraturgeschichte vor. Im Jahre seiner Berufung veröffentlichte er einen „Beitrag zur Geschichte des Glaubens an das Dasein Gottes in der Theologie, nebst einem Auszug aus der ersten abendländischen Dogmatik des Erzbischofs Hildebert von Tours", im folgenden Jahre: „De libris apotelesmaticis, Manethonis nomini vulgo addictis" (in Ruperti und Schlichthorst's Neuem Magazin für Schullehrer Bd. II, Stück 1), im J. 1798 den „Versuch einer pragmatischen Geschichte der kirchlichen Verfassungsformen in den sechs ersten Jahrhunderten der Kirche", und 1804 einen zweiten Band „Theologische Abhandlungen". Um Michaelis des zuletzt genannten Jahres rückte er in die Stelle eines ersten herzoglichen Professors der Theologie auf, welche durch Martini's Berufung nach Würzburg erledigt war, und wurde dessen Nachfolger auch im Amte eines Consistorialrathes. Dadurch erhöhte sich sein Gehalt, das schon einmal um 100 Thaler aufgebessert war, auf 850 Thaler.

Ziegler's Kränklichkeit, welche er sich durch einen Unfall bei einer Wagenfahrt zugezogen hatte, nöthigte ihn oft, seine Vorlesungen auszusetzen und in einem Badeorte Erholung zu suchen. Aus demselben Grunde lehnte er wiederholt den Ruf an eine auswärtige Universität ab und blieb bis an seinen schon im J. 1809 erfolgenden Tod in Rostock. Seine letzte Schrift war ein Programm „de sensu nominis epistularum catholicarum earumque numero in vetustissima ecclesia" (1807). Trotz seiner schwankenden Gesundheit war er überaus fleißig mit der Feder. Außer den selbständig erschienenen Schriften veröffentlichte er eine große Anzahl Aufsätze und Kritiken in den wichtigsten Litteraturblättern der damaligen Zeit, sowie in mehreren theologischen Zeitschriften. Er stand dem Nicolaischen Aufklärerkreise nicht fern: die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" brachte öfter Recensionen von ihm, und neben dem Titelblatte des 97. Bandes (1805) prangt sein Bildniß. Mit Nicolai war er auch einig in der Verurtheilung von Kant's moralischer Bibelinterpretation; man sehe seine „Erläuterung der schwierigen Stelle Joh. 8, 12—59, nebst einigen Bemerkungen über die Kantische Auslegungsmethode der Bibel" in Henke's „Neuem Magazin für Religionsphilosophie" Bd. V, Stück 2. Sonst war er ein eifriger Mitarbeiter an des Rationalisten Joh. Phil. Gabler „Neuestem theologischen Journal" und „Journal für theologische Litteratur". Ziegler's Lebensbeschreibung, die er selbst in kurzen Umrissen während der Jahre 1807 und 1808 entworfen hatte, gab nach seinem

Tode 1811 der große Botaniker und Freimaurer Heinrich Friedrich Link mit Zusätzen heraus. Vgl. auch Krey, die Rostockschen Theologen, 1817, S. 59 ff.

Heinrich Klenz.

Ziegra: Christian Z. wurde am 26. Februar 1719 zu Hamburg geboren. Sein Vater war der Pastor zu St. Jacobi in Hamburg Christian Z. (geboren zu Hamburg am 19. September 1682 und † am 16. Januar 1749). Er besuchte zuerst das Johanneum seiner Vaterstadt und ward am 24. April 1739 auf dem akademischen Gymnasium daselbst inscribirt. Von hier begab er sich im Mai 1741 zum Studium der Theologie nach Leipzig, wo er im J. 1743 Magister wurde. Am 5. November 1745 bestand er zu Hamburg das Candidatenexamen. Vom Jahre 1749 an war er mehrere Jahre hindurch Adjunct des Pastor Nicolaus Alardus am Dom († am 13. Februar 1756). Nach dem Tode desselben privatisirte er; im J. 1761 erwarb er eine kleine Präbende am Dom und ward so Canonicus minor. Er starb unverheirathet am 22. Januar 1778. — Z. hat sich besonders mit dem Studium der Hamburgischen Geschichte beschäftigt; er betheiligte sich auch durch mehrere kleinere Schriften an theologischen und kirchlichen Controversen seiner Zeit; ein größeres und bleibendes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er Urkunden und andere Documente für die kirchliche und politische Geschichte Hamburgs herausgab. Das Werthvollste, was er veröffentlichte, sind die Lebensbeschreibungen gelehrter und verdienstvoller Hamburger, die er aus dem Nachlaß des Hamburgischen Archivarius Nicolaus Wilckens († am 2. October 1724) unter dem Titel: „Hamburgischer Ehrentempel“ im Jahre 1770 herausgab; Ziegra's Verdienst dabei ist freilich nicht sehr groß; er hat die Lebensbeschreibungen nicht einmal vor dem Abdruck geordnet. Er war auch der Herausgeber der Zeitschrift „Hamburgische Nachrichten aus dem Kreise der Gelehrsamkeit“, 14 Jahrgänge (Hamburg 1758—1771), und ihrer Fortsetzung „Freiwillige Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Kreise der Gelehrsamkeit“, 5 Bände (Hamburg 1775—1778). In diesen „Freiwilligen Beiträgen“ ließ bekanntlich Goeze seine ersten Aufsätze gegen Lessing erscheinen (s. A. D. B. IX, 528).

Vgl. Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, Bd. VIII, 225—228; hier sind die sämmtlichen von Ziegra veröffentlichten Schriften genannt.

l. u.

Zielinsky: Karl von Z., königlich preußischer Generalmajor, im J. 1773 geboren und in den Cadettenhäusern zu Culm und zu Berlin erzogen, trat 1791 als Fähnrich bei dem zu Minden in Garnison stehenden Infanterieregimente v. Schladen (Nr. 41) in das Heer, erwarb im Rheinfeldzuge, wo er sich am 12. Juli 1794 bei einem Gefechte im Moßbacher Thale besonders auszeichnete, den Orden pour le mérite, kam 1804 als Capitänlieutenant in den Generalquartiermeisterstab, rückte am 20. October 1805 zum Capitän auf, gehörte im Feldzuge des Jahres 1806 dem Stabe des Generals von Blücher an, wurde bei Auerstädt verwundet und am 27. August 1807 zum Major befördert. In der neugebildeten Armee war er zuerst als Generalstabsofficier bei York in Marienwerder thätig, wurde sodann 1811 Commandeur des Infanterieregiments Nr. 1, vertauschte diese Stellung im Sommer 1812 mit der nämlichen an der Spitze des Leibregiments, ohne jedoch mit einem der Regimenter, von denen beiden ein Theil zu den gegen Rußland mobil gemachten Truppen gehörte, in das Feld zu rücken, erhielt bei Ausbruch des Krieges im J. 1813 das Commando einer Brigade im York'schen Corps, ward bei Groß-Görschen verwundet und kehrte im Juli, zum Oberst ernannt, als Oberquartiermeister bei Bülow in den Generalstab zurück. Als der Waffenstillstand zu Ende ging, wurde er an Rauch's Stelle zum Chef des Generalstabes unter York ernannt und bekleidete diesen Posten

während des ganzen folgenden Abschnittes des Feldzuges bis zum Uebergange über den Rhein. Dann wurde er aus unbekannten Gründen (Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von J. G. Droysen, III) durch Valentini ersetzt und erhielt eine Brigade im Bülow'schen Corps, mit welchem er am Kriege in Holland u. s. w. theilnahm. Für Auszeichnung in der Schlacht an der Katzbach hatte er das Eiserne Kreuz 1. Classe erhalten. In der Ordre de bataille für den Feldzug des Jahres 1815 erscheint er als Brigadechef unter York, dessen Corps nicht zur Verwendung kam. Als Brigadechef der Truppenbrigade zu Königsberg ist er sodann am 7. März 1817 im 44. Lebensjahre gestorben. — Nach Droysen I, 241 war Z. „ein sehr begabter und kenntnißreicher Officier, aber von jenem kontemplativen Gleichmuthe, der, so lange es nicht große und plötzliche Anstrengungen für unmittelbare Zwecke gilt, sich mit der täglichen Mühe nicht gern mehr als eine kleine Motion macht“. Er verstand es vortrefflich, im Bureau die Anderen für sich arbeiten zu lassen, nur wenn es galt, einen sogenannten groben Brief an Civilbehörden, namentlich an die Regierung, zu schreiben, war er schnell zur Hand. Als Generalstabschef während des Feldzuges vom Jahre 1813 soll er (Droysen III, 12) das Seinige dazu beigetragen haben, daß die Mißverhältnisse des York'schen mit dem Blücher'schen Hauptquartiere bestehen blieben.

Archiv des königlich preußischen Kriegsministeriums zu Berlin.

B. v. Poten.

Ziemann: Adolf Z., Germanist, wurde am 3. Septbr. 1807 in der Neustadt Quedlinburg als Sohn eines evangelischen Gärtners geboren und entwickelte bei zarter Gesundheit schon früh einen regen Lerntrieb. Nachdem er zu Ostern 1822 das Gymnasium verlassen hatte, um das väterliche Geschäft zu erlernen, trat er noch im Herbst des gleichen Jahres wieder in die Anstalt ein und führte nun mit verdoppeltem Eifer und trotz körperlichen Anfechtungen seine Schulstudien zu erfreulichem Abschluß. Ostern 1826 bezog er als Student der Philologie die Universität Halle, im Februar 1830 verließ er sie, ausgestattet mit einem vorzüglichen Oberlehrerzeugniß, und begann am Gymnasium seiner Vaterstadt das Probejahr. In den nächsten Jahren fand er mehrfach als Hilfslehrer auswärts Verwendung, so namentlich 1831 auf 1832 in Pforta; und hier war es, wo ihn zunächst die Persönlichkeit und bald auch der Studienkreis August Koberstein's lebhaft anzog, so daß er von jetzt an das Studium des Altdeutschen, mit dem er auf der Universität keine Fühlung gewinnen konnte, mit wahrem Feuereifer betrieb. Ostern 1832 kehrte er mit fester Anstellung an das Quedlinburger Gymnasium zurück, in dessen Herbstprogramm noch eine Abhandlung von ihm: „in Demosthenem de bello Philippi Olynthico commentatio“ erschien, wohl nur die Frucht seines Hallischen Examens, denn schon traten bei Z. die altphilologischen Interessen ganz zurück, und, indem er vom Lernen unmittelbar zum Lehren überging, warf er sich mit beängstigender Hast auf die Schaffung von Hilfsmitteln zum Studium des Altdeutschen. Schon 1833 kamen heraus ein „Grundriß zur Buchstaben- und Flexionslehre des Altdeutschen, nebst Wurzelverzeichniß, nach Grimm bearbeitet“ und ein „Altdeutsches Lesebuch“, beide auch als „Altdeutsches Elementarbuch“ zusammengefaßt; 1834 ließ Z. eine „Gothischhochdeutsche Wortlehre“ folgen, die er sogar Jac. Grimm zu widmen wagte, obwol sie lediglich aus dessen „Grammatik“ und keineswegs fehlerlos compilirt war.

Reichliche Muße wurde dem Arbeitsamen unerwünscht zu Theil: im Sommer 1835 zwang ihn ein vorgeschrittenes Lungenleiden, Urlaub zu nehmen, der schließlich bis zum Sommer 1837 ausgedehnt werden mußte, und wenn er dann auch wieder in das Collegium, in dem seine feine und liebenswürdige Persönlichkeit allgemein geschätzt wurde, zurücktrat, so geschah es doch nur mit halber

Kraft, und immer wieder war er zu kurzen oder längern Unterbrechungen gezwungen. 1840 rückte er noch zum Oberlehrer auf, aber sein Leiden erwies sich mit dem Herbst dieses Jahres, nach einem Besuche Helgolands, als hoffnungslos. Längst zum Schatten abgezehrt, ist er am 11. December 1842 gestorben.

Ziemann's wissenschaftliche Arbeiten und Interessen sind seit dem Jahre 1835 aufs engste verknüpft mit dem groß gedachten, aber schlecht überlegten, mit unzureichenden Kräften begonnenen und höchst ungleichmäßig weiter geführten Unternehmen der „Bibliothek der gesammten deutschen Nationallitteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit", mit dessen Subscriptionsanzeige der Quedlinburger Verleger Gottfr. Basse im October jenes Jahres beim Publicum Erstaunen und bei den Urtheilsfähigen vielfach Kopfschütteln erregte. Der eigentliche Begründer und geistige Leiter dieser Sammlung war ein rühriger Commis des Bassischen Geschäfts, J. C. St. Schmalz, der auch die weitausgedehnte Correspondenz führte. Z. aber scheint sein wissenschaftlicher Berather bei Aufstellung des Planes und Werbung der Mitarbeiter gewesen zu sein. Er eröffnete denn auch alsbald die Bibliothek mit einer Ausgabe der „Kutrun" (1835 als Bd. 1 der ersten Abtheilung ausgegeben), die zum ersten Male eine vollständige Umschrift in die alten Sprachformen gab und auch durch manche glückliche Einzelbesserung einen Fortschritt über v. d. Hagen hinaus bezeichnete, aber im Ganzen flüchtig gearbeitet war und durch Willkür in der Textbehandlung wie durch Unsicherheit im idiomatischen Verständniß des Mittelhochdeutschen bei berufenen Kritikern wie W. Grimm und M. Haupt anstieß. Gleichzeitig begann Z. als 1. Band der dritten Abtheilung des Bassischen Unternehmens ein „Mittelhochdeutsches Wörterbuch zum Handgebrauch nebst grammatischer Einleitung", das 1838 als stattlicher Großoctavband zum Abschluß gelangte und dem Minister v. Stein zum Altenstein gewidmet war. Das Werk kam unzweifelhaft einem dringenden Bedürfniß entgegen, aber Jac. Grimm urtheilte gleich mit mildem Ernst, es sei „sichtbar zu schnell und zu wenig aus eigner Errungenschaft bearbeitet, als daß nicht sein Verfasser begierig sein sollte, einmal reife Früchte an die Stelle der unzeitig gebrochenen zu setzen" (Kl. Schr. 5, 285). Ein leidenschaftlicher Ankläger und grausamer Richter aber trat in W. Wackernagel auf, der durch die zweite Ausgabe von Ziemann's „Altdeutschem Lesebuch" sein gleichbetiteltes Werk bestohlen glaubte und fürchten mußte, daß dies oberflächliche Machwerk seiner eigenen, ungleich gediegenern Leistung den Markt verderben würde (Beilage zu Wackernagel's zweiter Auflage). In fieberhafter Erregung und mit einem erhitzten Selbstgefühl, das wir sonst nicht an ihm wahrnehmen, hat sich Z. gegen diese Angriffe vertheidigt (Rechtfertigung gegen Herrn W. Wackernagel. Quedlinburg im November 1838), die nicht nur seine wissenschaftliche Competenz, sondern auch seine Ehre antasteten und die schimmernde Hoffnung auf einen Eintritt in die akademische Laufbahn, mit der sich der Todkranke noch geschmeichelt zu haben scheint, zerstören mußten. Die reifen Früchte waren ihm nicht mehr beschieden; sein ganzes Schaffen verräth den Hektiker, der sich durch athemloses Hasten und den ersehnten Anblick schnellfertiger Bücher über das fortschreitende Uebel hinwegtäuschen möchte. Z., der nicht nur zu Lachmann und den Grimms, sondern auch zu v. d. Hagen und Maßmann mit Bewunderung emporblickte, konnte über die Dürftigkeit seiner Ausrüstung nicht in Zweifel sein, und es verräth einen gleichmäßigen Mangel an wissenschaftlicher wie an pädagogischer Einsicht, wenn er trotzdem glaubte, in der Ausbreitung und Popularisirung der jungen Wissenschaft auch mit seinen schwachen Kräften einen Beruf zu erfüllen, zu dem sich andere, wie er klagte, zu vornehm dünkten.

Nachrichten des Directors Prof. Dr. Richter im Programm des Königl. Gymnasiums zu Quedlinburg f. d. Schuljahr von Ostern 1842 bis Ostern

1843, mir mit brieflichen Zusätzen vermittelt durch Prof. Dr. S. Kleemann in Quedlinburg. Edward Schröder.

Ziemann: Georg Wilhelm Z., wurde am 27. November 1809 in dem märkischen Dorfe Gr. Wudicke als drittes Kind des Schneiders und Ortsschulzen Ziemann geboren. Irgendwelche wissenschaftliche Studien zu treiben, bot sich in der Jugend für den Dorfknaben keine Gelegenheit. Selbst der Besuch der Dorfschule war ein sehr unregelmäßiger, denn schon bald mußte der Knabe fleißig in der Landwirthschaft mithelfen. Eine tüchtige Bibelkenntniß, die der gottesfürchtige Vater seinen Kindern anerzog, mußte viele sonstige Lücken ausfüllen. Nach der Confirmation wurde der Jüngling in die Geheimnisse des väterlichen Handwerks eingeweiht, und treulich hat er diesem schlichten Beruf bis zu seinem 33. Lebensjahre obgelegen. Der Einfluß eines jungen, feurigen Predigers Wrede, durch den Z. zu einem neuen geistlichen Leben erweckt wurde, diente dann dazu, seinem Leben eine ganz andere Richtung zu geben. Es erwachte in ihm der immer brennender werdende Wunsch, selbst ein Zeuge des Evangeliums zu werden, als Missionar zu den Heiden zu gehen. Es ließ ihm keine Ruhe mehr; in der Werkstatt, auf dem Felde, überall beschäftigte ihn dieser Gedanke. Schließlich wandte er sich an den bekannten Missionsvater Goßner in Berlin, und dieser, der mit geübtem Blick erkannte, was in dem schlichten, naturwüchsigen Manne steckte, konnte ihn in seinem Vorsatz nur bestärken. So verkaufte Z. Haus und Hof, Hab und Gut und zog 1842 mit seinem Weibe hinaus in das ferne Heidenland, nach Nordindien, wohin Goßner schon eine ganze Reihe von Glaubensboten geschickt hatte. Die ersten Jahre seines indischen Aufenthaltes sehen wir Z. an manchen Orten, wo er bald kürzer, bald länger stationirt war. Endlich faßte er 1855 in Ghazipur am Ganges, einige Meilen unterhalb Benares, festen Fuß, und diese Stadt wurde Zeuge der eigentlichen Lebensarbeit Ziemann's.

Die Missionsarbeit in Nordindien ist überaus schwierig und stellt die Geduld der Missionare auf harte Proben. Der Hinduismus tritt hier der Mission in seiner ganzen compacten Geschlossenheit entgegen, er erscheint wie ein massiges festgefügtes Bollwerk, aus dem nur mühsam hier und da ein Stein auszubrechen ist, bis es endlich eine größere Bresche gibt. Aber Z. war der rechte Mann auf solchem Posten. Als ein altmärkisches Erbtheil eignete ihm eine unverwüstliche Zähigkeit und Energie, die weder von dem trotzigen Widerstand des Heidenthums noch von der glühenden indischen Sonne besiegt werden konnte. Damit verband sich ein heiliger Feuereifer, der auch noch dem weißhaarigen Greise aus dem Augen blitzte. Und welche selbstlose Aufopferung für das Wohl Anderer, welche rührende Anspruchslosigkeit zierten ihn! Mit solchen Eigenschaften hat er manches Heidenherz überwunden. Die Missionsarbeit betrieb er all die Jahre hindurch mit großer Planmäßigkeit. Jeden Morgen verweilte er mehrere Stunden predigend und disputirend auf den Bazaren der Stadt, wo dann Volks genug zu finden war. Und war's in seinen jüngeren Jahren seine gewaltige Bußpredigt und seine geistvolle Schlagfertigkeit, so war's in den Tagen des Alters die Milde und der Ernst seiner ehrwürdigen Gestalt, die auf die Gemüther seiner Zuhörer tiefen Eindruck machten. Besonders gute Gelegenheit zu reichlichem Ausstreuen des guten Samens bot sich, wenn im Frühjahr viele Tausende von Landleuten nach der Stadt strömten, um ihr geerntetes Opium an die dortige Fabrik zu liefern. Dann lagerten sie wochenlang vor der Stadt, und jeden Abend war Vater Ziemann in ihrer Mitte zu finden. Viel Liebe und Fleiß wurde der erzieherischen Thätigkeit gewidmet. Obwol selbst wenig geschult, hat Z. doch auf diesem Gebiete besonders große Erfolge erzielt. Auf Drängen der englischen Beamten übernahm er die Aufsicht über die Ghazipurer Mittelschule, und sie hat sich unter seiner Leitung so gehoben, daß sie zur High-School

erklärt wurde. Aus ihr sind viele höhere Hindubeamte hervorgegangen. Z. meint selbst, daß es vornehmlich dem Einfluß dieser Schule zu danken sei, wenn allmählich die Stimmung in der Stadt gegen die Mission eine weniger feindselige geworden sei. Auch ein Waisenvater wurde Z. Eigene Kinder waren ihm versagt, so nahm er sich mit herzlichem Erbarmen der armen Hinduwaisen an, deren er eine große Zahl um sich sammelte. Mit ihnen die Morgenandacht zu halten oder an den schönen, stillen Abenden nach gethaner Arbeit im Garten liebliche Lieder zu singen, das war seine Erquickung. Ein wichtiger Zug in seiner Thätigkeit war endlich die Reisepredigt. Sobald die kalte Jahreszeit eintrat, in welcher allein es für Europäer möglich ist, längere Reisen zu unternehmen, dann hielt es ihn nicht mehr zu Hause. Dann gings auf die Wanderung. Vieler Vorkehrungen bedurfte es für den bescheidenen Mann nicht. Sein Ochsenwagen trug das Zelt und das Bett; er selbst ging zu Fuß, am liebsten barfuß und in Rockärmeln, mit einem mächtigen Hut gegen die Sonnenstrahlen. „Der barfüßige Missionar mit dem großen Hute" war weit und breit eine bekannte und beliebte Erscheinung. So besuchte er unermüdlich wochenlang Dorf um Dorf; ein gelegentlicher Begleiter konnte es wol nicht begreifen, wie er das aushalten könne, vom Morgen bis zum Abend zu predigen, ohne sich mehr als eine halbe Stunde Mittagsruhe zu gönnen. Auch als sich die Beschwerden des Alters einstellten, wollte er diese Thätigkeit nicht aufgeben. Denn das Wort Ruhe und Erholung gab's für ihn nicht. Schon recht hinfällig hatte er sich im November 1881 auf eine solche Rundreise gemacht, zum Tode erschöpft kehrte er zurück; und eine schnelle Krankheit setzte dem arbeitsreichen und gesegneten Leben am 2. Weihnachtstage ein Ende. Ein Denkmal von Erz und Stein ist ihm nicht gesetzt; aber die von ihm gegründete deutsche Mission von Ghazipur ist ein bleibendes Gedächtniß seiner Arbeit. Und ein noch köstlicheres bilden die fast 1000 Hindus, welche durch ihn zum Christenthum bekehrt sind, ein Erfolg, wie ihn wenig Missionare im nördlichen Indien aufzuweisen haben.

H. Lorbeer, Der Held von Ghazipur. Paul Richter.

Ziemssen: Christoph Z., im geistlichen Amt durch Lehre und Seelsorge, sowie als Schriftsteller im Gebiete der Kirchen- und pommerschen Specialgeschichte verdient, ward als jüngster Sohn des Generalsuperintendenten Dr. Ziemssen am 23. April 1791 zu Greifswald geboren und starb am 18. November 1868 zu Stralsund. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium der Vaterstadt, studirte ebendaselbst und erwarb 1812 nach überstandenem Examen die philosophische Doctorwürde, besuchte darauf noch die Universität Heidelberg und trat hier in freundschaftliche Beziehungen zu Schwarz, Daub und Creuzer. Heimgekehrt habilitirte er sich 1814 als Privatdocent in der theologischen und ein Jahr darauf in der philosophischen Facultät zu Greifswald, siedelte jedoch in der Folge nach Stralsund über, wo er 1817 Diakonus und 1818 Pastor zu St. Marien und Assessor des städtischen Consistoriums wurde. Bei der Feier des Ottofestes 1824 ertheilte ihm die Universität Greifswald die theologische Doctorwürde. Sein amtlicher Wirkungskreis erweiterte sich, als er nach Mohnike's Tode 1842 zum Stadt-Superintendenten erwählt ward. Als solcher ward er nicht nur Scholarch, sondern übernahm auch den Religionsunterricht an der Prima des Gymnasiums. Um dieselbe Zeit als Regierungs- und Consistorialrath in das Kirchenregiment der Provinz berufen, blieb er gleichwol in Wort und That ein energischer Vertheidiger der alten kirchlichen Rechte und Vorrechte Stralsunds und vertrat diese seine Ansicht auch schriftstellerisch durch die Abhandlung „Urkundliche Nachweisung des Grundes der Eigenthümlichkeit der evangelisch-lutherischen Kirchenverfassung der Stadt Stralsund" (1856). Lebhaft betheiligte er sich im Geiste an den großen Wandlungen in Kirche und Wissen-

schaft, welche sich während seiner Lebenszeit vollzogen; auch der Philosophie seiner Zeit war er eingehend gefolgt, aber das Resultat blieb für ihn der Glaube als die Quelle aller Speculation und das Wort Gottes als deren Norm. Obwol entschiedener Vertreter der lutherischen Confession war er kein Freund confessionellen Haders und nahm in der Praxis eine vermittelnde Stellung ein. Von seinen, namentlich für die pommersche Specialgeschichte wichtigen Schriften ist die bedeutendste „Vertheidigung der Stralsunder zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gegen Barthold", abgedruckt in der Sundine 1839, Nr. 20, in welcher er Barthold's Angriffe wegen Stralsunds Widerstand gegen Wallenstein und Verbindung mit Schweden widerlegt; ferner „Der silberne Deckelbecher, welchen die Hochschule zu Wittenberg an Luther zum Hochzeitsgeschenk verehrt hat, beschrieben und zum ersten Mal abgebildet, der dreihundertjährigen Feier des Kirchenverbesserungsfestes gewidmet" (Breslau 1817), abgedruckt in den wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelehrtheit des Mittelalters von Büsching, Jahrg. 2, Weinmondheft S. 369—379. „Das Wallensteinsfest. Gebete und Predigten zur Feier des 24. Juli 1819 und 1820 gehalten." (Stralsund 1821.)

Biederstedt, Nachrichten u. s. w. Strals. 1822, S. 167. — Strals. Ztg. 1868, Nr. 274. — Kosegarten, Geschichte der Univ. Greifswald Th. I, S. 318. — Privatmittheilungen. Häckermann.

Ziemssen: Dr. Johann Christoph Z., praktischer Theolog und Universitätslehrer, geboren am 6. October 1747 zu Stralsund, † am 17. August 1824, besuchte das Gymnasium der Vaterstadt, wo der später in Gotha verstorbene Kirchenrath Stroth sein Schulfreund und Jugendgefährte war, und studirte dann seit Ostern 1766 in Greifswald. Er besuchte anfangs die philosophischen und mathematischen Vorlesungen der Professoren Ahlwardt und Röhl, erlernte jedoch zugleich unter Brockmann's und des jüngeren Stenzler Anleitung die hebräische Sprache. Dem theologischen Studium widmete er sich unter dem Generalsuperintendenten Stenzler, dem Professor Quistorp und dem von Helmstedt nach Greifswald berufenen Oberkirchenrath Schubert. In der Folge zum Magister und Doctor der Philosophie zu Greifswald promovirt, wurde er 1776 Diakonus und Nachfolger des Pastor Reimarus an der Marienkirche daselbst, mit dessen Tochter Luise er sich vermählte. Im J. 1788 begann er als Docent in der theologischen Facultät der Greifswalder Universität zahlreich besuchte Vorlesungen, vornehmlich über Exegese des Neuen Testaments und über Kirchengeschichte zu halten und richtete einen zweijährigen exegetischen Cursus ein, an dem die Theologie Studirenden regelmäßig Theil nahmen. In Anerkennung seiner Leistungen ward er bald als ordentlicher Adjunct bei der theologischen Facultät angestellt und widmete sich zugleich der Leitung des am 1. November 1791 neu errichteten Schullehrerseminars, einem Berufe, der für ihn ein besonderes Interesse hatte, insofern er schon längere Zeit der Pädagogik und Didaktik eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte und die Verbesserung des Volksunterrichts überhaupt ein allgemein gefühltes Zeitbedürfniß war. Sich litterarisch hervorzuthun verhinderte seine Belastung mit einer dreifachen Amtsthätigkeit, da er nach dem am 9. December 1800 erfolgten Tode Brockmann's 1802 als dessen Nachfolger die ordentliche Professur der Theologie und das Pastorat an der Marienkirche erhielt und auch zum Beisitzer des königlichen Consistorii in Greifswald ernannt wurde. Die theologische Doctorwürde ertheilte ihm die benachbarte Universität zu Rostock, zweimal ward ihm das Rectorat übertragen und nach Schlegel's Tode 1811 auch die Generalsuperintendentur von Pommern und Rügen, mit welcher zugleich die Würde eines Prokanzlers der Universität und das Präsidium des Consistoriums verbunden war. Die Führung seiner Aemter

fiel in eine schwierige durch Krieg und Unruhe bedrängte Zeit. Nach der seit der Reformation bestehenden Kirchenverfassung war der amtliche Wirkungskreis des Generalsuperintendenten für Pommern und Rügen ein sehr ausgedehnter und umfaßte ein Gesammtephorat über Kirche und Schule; derselbe war auch nach der Einführung der neuen ständischen Verfassung der gesetzliche Sprecher des geistlichen Standes. Bei der Uebergabe der Provinz an den König von Preußen im J. 1815 hielt er in Stralsund die nachher gedruckte Festpredigt und brachte als Sprecher seines Standes dem neuen Landesherrn die Huldigung dar. Den preußischen Behörden leistete Z. bei der administrativen Neugestaltung willkommene Dienste, seinem Einflusse gelang es, die bestehenden Verhältnisse, welche er für rechtlich begründet hielt, beizubehalten. Als aber mit dem Jahre 1818 eine neue Einrichtung der Regierung in Stralsund erfolgte, wurde von den eigentlichen Generalsuperintendenturgeschäften ein Zweig nach dem anderen abgelöst und den Behörden übertragen, doch hatte er in der Abiturienten-Prüfungscommission den alleinigen und in der Provinzialsynode den getheilten Vorsitz; dagegen legte er wegen amtlicher Ueberbürdung die Superintendentur der Greifswalder Landsynode nieder. Mit der fortschreitenden Wissenschaft suchte er nach Kräften gleichen Schritt zu halten und fügte seinen exegetischen Vorlesungen ein Examinatorium über Dogmatik in lateinischer Sprache hinzu. Ausnahmsweise verwaltete er mehrere Monate hindurch während der Abwesenheit des Kanzlers der Akademie, des Fürsten zu Putbus, das Cancellariat. Inmitten seines Berufes, in einer akademischen Concilsitzung, welche er zum Zwecke einer Pfarrwahl berufen hatte, starb er am 17. August 1824 an einer plötzlichen Herzlähmung.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 2. Jahrg. 1824, 2. Heft. Ilmenau 1826, S. 845—872. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. Greifswald, I, 311.

Häckermann.

Ziemssen: Ludwig Z., Erzähler und Publicist, wurde am 29. September 1823 als zweiter Sohn des Hofgerichts- und Geh. Justizraths Wilh. Karl Ludw. Z. (1786—1842) zu Greifswald geboren. „Die empfängliche Seele des heranwachsenden Knaben — bemerkt Hans Ziegler — fand reiche Nahrung des Gemüthes und die vielseitigste Anregung in dem innigen Familienleben des Elternhauses, durch das Vorbild eines bei treuester Berufserfüllung in der Pflege der Musik und Dichtkunst aufgehenden Vaters, einer feingebildeten genialen Mutter. Die Naturumgebung Greifswalds, die schönen großen Wälder, wie die Nähe der See befruchteten in nachhaltigster Weise die jugendliche Phantasie, nicht minder die zahlreichen baulichen Ueberreste einer größeren Vergangenheit der alten Hansestadt". Auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, bezog er 1843 auch die Universität daselbst behufs philologisch-historischer Studien, „suchte und fand bei einem munteren Studentenleben einen anregenden Verkehr in den ersten Gesellschaftskreisen seiner Vaterstadt und versuchte sich gleichzeitig in dichterischen Schöpfungen". Im Herbst 1846 ging er nach Berlin, um die Studien zu beendigen. Da der Vater 1842 ohne nennenswerthe Hinterlassenschaft gestorben war und Z. fünf Geschwister — ein jüngerer Bruder sowie nachheriger Schwager ist der berühmte Münchener Kliniker Geheimrath Professor Hugo v. Ziemssen — besaß, mußte er schon als Student an Erwerb denken: an einer höheren Mädchenschule Berlins bekam er für zwei Unterrichtsstunden $7^1/_2$ Silbergroschen! Ueber die Verdienstlosigkeit bis zur Anstellung, theils auch um die von Haus aus unfeste Gesundheit in Landluft zu kräftigen, half er sich etliche Jahre als Hauslehrer hinweg, bei einer Familie Gerlich, in Neu-Placht bei Prenzlau, dann auf Rittergut Bankau unweit Danzigs. 1848 machte er die stürmische Periode in Berlin mit, wobei er viele bedeutende Männer des Tages näher kennen lernte. Der Roman „Wahrheitszeugen", für ein gut Stück seines

Entwicklungsganges der Spiegel, verwerthet diese Erinnerungen. Zu Ziemssen's genialen Genossen jener Zeit gehören der jüngere Friedrich Spielhagen, der damals vom Jus zur philosophischen Facultät übertrat und, zwar nicht, wie man liest, als Schüler, ihm auch in Greifswald nahestand: Z. behandelte nach vielen Jahren an des Freundes Memoiren „Finder und Erfinder" (1890) anknüpfend, „Fr. Spielhagen" (1883) und danach „Spielhagen's Selbstbiographie"; ferner Adolf Stahr, mit dem und dessen späterer Gattin Fanny Lewald er einen langjährigen regen Briefwechsel geführt hat, wie mit Emil Palleske, dem bekannten Dramaturgen und Recitator. Seine intime Bekanntschaft mit Emanuel Geibel und Julius (Levy-)Rodenberg, dem er ebenfalls nachher eine vertiefte Abhandlung angedeihen ließ, muß aus späterer Zeit herrühren, da sich beide damals nicht in der preußischen Residenz aufhielten. Seine reiche Belesenheit, die noch nach vielen Jahren die Redactionsgeschichte der Zeitung „Hesperus", „Eros und Anteros", in den vielen Citaten aus allen möglichen Litteraturen bekundet, dürfte sich damals vervollständigt haben.

Dieser Verkehr mag nicht nur sein Interesse für Archäologie und Kunst gefördert, sondern auch den officiellen Abschluß der Studien veranlaßt haben. 1850 legte er in Berlin die Staatsprüfung, wol auch die Doctorprüfung, ab und begann seine Lehrthätigkeit an derselben heimathlichen Anstalt, der er die humanistische Bildung verdankte, als Probecandidat. Im Frühlinge 1853 wurde er als ordentlicher Lehrer ans Gymnasium in Stargard versetzt: neunzehn Jahre blieb er dort und amtirte dann 1872—82 als Oberlehrer am Gymnasium in Neustettin. So hat er den größten Theil seines Lebens, damit auch seine besten und kräftigsten Jahre auf pommerscher Erde zugebracht, die ihm, seinem Denken und Dichten vertraut war, mannichfaltige Anregung bot, aber schließlich nicht genug Reiz und Halt. Die Amtsstellung erlegte ihm den Unterricht der Mittel- und Oberclassen in den alten Sprachen, Geschichte und Geographie auf. Voll befriedigte ihn das freilich keineswegs, noch weniger füllte es das Streben dieses thätigen Geistes aus. Er trieb ausgedehnte culturhistorische Studien, besonders bezüglich Pommerns, und begann, daran angelehnt, belletristisch zu schaffen: „Muß ma Kussalin" (aus der Vergangenheit Coeslins), „Das Spiel zu Bahn", „Väterliche Justiz" u. A., mit dem Gesammttitel „Kulturhistorische Novellen", stammen aus der Zeit des Stargarder Aufenthalts, wo er 1855 auch eine glückliche, mit zwei Kindern gesegnete Ehe schloß: die praktische Hausfrau, Rittergutsbesitzerstochter, ergänzte seinen öfters gefährlichen Idealismus aufs trefflichste. Daselbst hielt er außerdem öffentliche Vorträge über Kunstgeschichte und war eifriges Mitglied bei Bildungs- und Gesangsverein, überall hochangesehen, nur unter Collegen hie und da deswegen angefeindet. Dies spürte er weit stärker in den engen kleinbürgerlichen Verhältnissen und Anschauungen zu Neustettin, wo freierer Aufschwung und Hervortreten in die Oeffentlichkeit auf Krittelei und Verdammniß stieß. Er ließ dadurch weder seine Ideen noch seine Feder stören, zumal die kleine Summe des Gehalts, 340 Thaler bei der Heirath, selbst in jener anspruchslosen Zeit Sorgen von dem, anregenden Umgangs bedürftigen Manne nicht hätte fernhalten können.

Schon von Neustettin aus lieferte Z. Feuilletons für die große Berliner Mode- und Familienzeitschrift „Der Bazar", und als er, durch den Tod des Schwiegervaters 1880 finanziell unabhängiger gestellt, 1882 in Pension trat und nach Berlin übersiedelte, wurde er erst Mitredacteur, darauf, nachdem er die Leitung der „Freien Stunden", Feuilletonbeilage des liberalen Tageblatts „Die Tribüne", bald aufgegeben hatte, Redacteur des genannten Journals. Diesem gehörte er bis wenige Jahre vor dem Tode (am 3. Januar 1895 in Friedenau b. Berlin, wo die „Villa Ziemssen" ihm Ruhe zu unablässigem Schaffen

gewährte) an, und bis 1894 sind viele seiner Arbeiten zuerst darin gedruckt worden. Der stille, rastlose, immer freundliche und entgegenkommende Litterat erfreute sich in der Schriftstellerwelt großer Beliebtheit, im „Verein Berliner Presse“ und insbesondere im Vorstande (als Schatzmeister) der deutschen Schillerstiftung hat sich Z. bis zuletzt in collegialem und humanitärem Sinne für den Stand, dem er sich offen und begeistert zurechnete, energisch eingesetzt.

So kann ihm denn ein Bruder in Apoll und genauer Freund, Julius Lohmeyer, „bis zum letzten Athemzuge als einem der wenigen absolut Edlen im Schriftsteller- und Journalistenstande ein verehrendes Gedenken weihen“; denn er „hatte den edlen, vornehm denkenden Mann mit dem reinen selbstlosen Charakter, diese ächte feinfühlende Dichternatur stets sehr hochgehalten. Er war für den rauhen Kampf, den ihm das Leben oft zumuthete, zu fein organisirt und hat darum wohl oft und viel unter den Unbilden und Rücksichtslosigkeiten zu leiden gehabt. Mit einem Fleiße, der alle Jüngeren beschämte, mit einer Rastlosigkeit und einer inneren Wärme und Treue stand er allen seinen Arbeiten und Pflichten vor. Für jede ächte und für die unbedeutende liebevolle Arbeit hatte er eine freundliche Würdigung“. Ziemssen's menschlicher und litterarischer Charakter decken sich und, wie seine dichterischen Schöpfungen in ganz bestimmten Studien, gutentheils mit einem localen Hintergrunde nach Autopsie, wurzeln, so darf Hans Ziegler eine liebevolle Analyse auslaufen lassen: „die Frage, wie konnte dieser, Schillerschen Idealismus und Schumannsche Romantik athmende Geist sich in unserer Zeit entwickeln, beantwortet sein Lebensgang“. Darum legen wir auf letzteren in dieser Biographie den Hauptaccent und meinen, jeder für und durch Ziemssen's feine, vornehme Art — Ziegler gebraucht diese selben Ausdrücke wie Lohmeyer oben — gewonnene Leser kann seine eigenen Consequenzen ziehen. Es fällt nach allem nicht auf, daß er die neue Richtung, die die Wahrheit dem Ansichschönen vorzieht, nicht verstand und über die „Meister“werke des modernen Realismus in Malerei, Musik und Dichtung oft in Zorn gerieth: „Das ist auch einer von den Neusten, Er wird sich Schreckliches erdreusten“ citirte er mit Goethe. Der (mit sprechendem Porträt) versehene Nachruf der „Illustr. Zeitung“ Nr. 2690 (v. 19. Jan. 1895) äußert über ihn das historisch-kritisch richtige Votum: er gehörte zu jenen Idealisten und Romantikern in der Litteratur, deren sich stets gleichbleibendes harmonisches Naturell, deren feine vornehme Schreibweise [wiederum wie oben!], deren an den classischen Vorbildern gewonnene Formvollendung wir wohl bewundern, die wir aber in unserer realistischen Zeit, die starke Wirkungen und scharfe Gegensätze verlangt, naturgemäß immer seltener finden werden.

Auf erzählendem Gebiete schrieb Z. folgende Novellenbücher: „Vergangene Tage“ (1862/63, vgl. Blätt. f. lit. Unterh. 1863, S. 259; 1864, S. 735), „Fürst und Waidmann“ (1869), „Heimat und Fremde“ (1870), „Novellen“ (1872), „Novellenbuch für das deutsche Haus“ (4 Bde., 1875; Inhalt: Die Schülerin des Euklid, Die Emigranten, Der Weiberfeind, Wanderglück, Ein anonymer Brief), E. Geibel und P. Heyse den „Meistern deutscher Kunst“ gewidmet und Blätt. f. lit. Unterh. 1877 S. 461 anonym prägnant analysirt sowie im ganzen mit hohem Lobe censirt, „Leidvoll und freudvoll“ (1879; Eros und Anteros, Ein Kuß in effigie; 2. Aufl. 1886, von A. Friedmann Blätt. f. lit. Unterh. 1886 S. 699 f. ziemlich günstig besprochen), „Zum Tagesschluß. Neues Novellenbuch“ (3 Bde., 1884), „Im Sonnenschein“ (1886). Romane betiteln sich: „Umwege zum Glück“, 1870 in der „Deutschen Romanzeitung“ I. erschienen, als Buch o. J. (1883) als Nr. 38 der „Collection Spemann“ (mit verständnißvoller Einleitung von Hans Ziegler), und der genannte „Wahrheitszeugen“

(1892); historische Erzählungen: „Hans Sachs" (1889), „Johann Sebastian Bach" (1889), „Schön Elslin" (1890), „Franz von Sickingen" (1890). Ziemssen's Geschichtswerke und Biographien bringen uns nicht nur, wie seine culturhistorischen Novellen, die Vergangenheit mit ihren völlig abweichenden Verhältnissen in farbiger, lebendiger Darstellung nahe, sondern sie wissen auch, was seinen, häufig in Stimmungen, Gefühlsausbrüchen u. ä. sich erschöpfenden, recht handlungsarmen Erzählungen mangelt, „scharfumrissene, kernige Charaktergestalten und leidenschaftliche Seelenstürme" (so der Anonymus der „Illust. Ztg.", s. o.) greifbar vorzurücken. Dahin rechnen die warmherzige Biographie „Friedrich Deutscher Kaiser und König von Preußen" (1888), die sauber gezeichneten Bilder aus der neueren Geschichte: „Vor 100 Jahren. Scenen aus der französischen Revolution" (1891), „Die Zeit Napoleons" (3 Bde., 1891—92), „Deutschland nach den Befreiungskriegen" (3 Bde., 1893/94). Dazu kommen die kunstgeschichtlichen Monographien „Ernst Rietschel. Deutsches Künstlerleben" (1892) und „H. Georg Wenzeslaus Knobelsdorff, der Baumeister Friedrichs des Großen" (1893), die hier und da eignes Forschen und genug schöne Gesichtspunkte, hauptsächlich aber ehrliche Begeisterung verrathen und eigentlich als Jugendschriften gelten sollen. Die bereits angeführten Aufsätze über die Genossen Spielhagen und Rodenberg erschienen in der Monatsschrift „Nord und Süd". Aus poetisch-litterarischem Gebiete ferner der Operntext „Die Teufelsgeige" (1892) und „Das Leben Jesu in Liedern" (1892). Ziemssen's Prosa gebührt, namentlich im Essay, das Prädicat eines glänzenden Stils; dabei beherrschte er den launigen Plauderton, und ein Muster dafür gibt ein seiner Zeit (seit 1881) in viele Tausender deutscher Häuser, Familien und Buchläden geflogener kurzer Artikel ab, nämlich die in Nr. 19 der Wochenschrift „Die Gegenwart" v. 1881 veröffentlichte Empfehlung der bekannten Unterhaltungsbibliothek „Collection Spemann", die letzterer Verlag danach Jahre lang seinen Verzeichnissen vordrucken ließ. Das Gemüth spielt bei Z. immer die führende Rolle, und man bedauert oft, daß darob die geschickt erlesenen Keime positiver Handlung — die Fertigkeit ganz unabhängigen Fabulirens ist nicht seine Stärke — nicht recht gedeihen können.

Das Aeußere der Biographie gibt der kurze Nekrolog 4. Beilage z. Allg. Ztg. 1895, S. 6; vgl. von Berliner Zeitungen die unmittelbare Notiz „Berlin. Tagebl." Nr. 5 v. 4. Jan. 1895, 1. Beibl. Die wichtigsten Lebensumstände nebst einer (unvollständigen) Bibliographie bei Ad. Hinrichsen, Das litterar. Deutschland[2] (1891), S. 1426, und Fr. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter des 19. Jhs.[4] IV, 414 f. Den oben ausgezogenen Nekrolog der „Illustr. Ztg." machten mir der Bruder Geheimrath v. Z. und der Neffe Dr. Hans Z. mit eingehenden biographischen Daten und einem, in unserer Charakteristik mit Erlaubniß benutzten Trostbriefe J. Lohmeyer's an die Wittwe zugänglich. Die von Z. nicht anerkannten „Modernen" in der Litteratur urtheilten über ihn parteiisch, sogar spöttisch, sahen aber richtig in ihm einen Typus der vorigen schöngeistigen Generation: deutliches Beispiel ist der Anonymus Magazin f. Litteratur 64. Jhrg., 1895, Nr. 2, Sp. 57. — Zur Familiengeschichte vgl. den Artikel über Ziemssen's Vater im „Neuen Nekrolog der Deutschen" XX, 701—706.

Ludwig Fränkel.

Ziemssen: Theodor Z., verdienter Geistlicher und Pädagog, ältester Sohn des damaligen Diakonus zu St. Marien, späteren Generalsuperintendenten und Prokanzlers der Universität Dr. F. Ziemssen (s. oben), geboren zu Greifswald am 18. Februar 1777, † am 20. October 1843. Er besuchte das Gymnasium der Vaterstadt und studirte ebendaselbst seit 1794. Zum Lebensberuf wählte er

nach dem Vorbild des Vaters die Theologie, betrieb nebenher jedoch die allgemeineren philologischen, historischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien. Bei seinem Abgang von Greifswald nach vierjährigem Aufenthalt hielt er eine Abschiedsrede, in welcher er den Einfluß der Philosophie auf die Theologie historisch darzulegen versuchte und ging auf ein Jahr nach Jena, um dort Philosophie zu studiren. Hatte er sich zu Greifswald mit Kantischer Kritik beschäftigt, so besuchte er in Jena vornehmlich Fichte's Vorlesungen und gewann durch ihn die vorherrschende Tendenz auf Vernunft und Sittlichkeit in der Philosophie und Religion. In der Theologie waren Paulus, Niethammer und Griesbach seine Lehrer, durch vertrauten Umgang mit Schütz und Griesbach gelang es ihm Schiller, Goethe und Wieland persönlich kennen zu lernen (sowie später auch Schelling). Sich sofort nach Beendigung seiner Studien amtlicher Thätigkeit zuzuwenden wünschte er nicht und begab sich zu weiterer Ausbildung nach der Schweiz, woselbst er zu Bern bei dem Landvogt Sinner eine Hauslehrerstelle übernahm. Näheren Umgang pflog er hier mit Herbart, der bereits sechs Jahre in gleicher Stellung in der Schweiz gelebt hatte, ohne darum für dessen philosophische Richtung gegen den Idealismus gewonnen zu werden. In der Begeisterung für Pädagogik wußten beide sich eins; ihren Plan, mit dem gemeinsamen Freunde Eschen aus Eutin ein pädagogisches Institut zu gründen, verhinderte Herbart's Abgang aus der Schweiz. Um so inniger schloß er sich nun an Eschen an, einen Schüler Vossens, der sich schon durch eine Uebersetzung des Horaz und eigene Dichtungen bekannt gemacht hatte. Mit diesem durchwanderte er das Chamounixthal und hatte das Unglück, denselben auf dem Gletscher des Bürt am Mont Blanc in eine Eisspalte stürzen zu sehen, aus welcher er nur als Leiche hervorgezogen werden konnte. Sein Gemüth ward durch diese Schreckensscene so tief erschüttert, daß er einer längeren Erholung auf dem Gurgniggel bei seinem Freunde Zehender bedurfte, dann trat er in die Stelle des Verunglückten als Hauslehrer beim Baron Frisching ein, der den Sommer über auf seinem Schlosse Rümlingen lebte. Hier, umgeben von den Reizen einer erhabenen Natur und einer angenehmen vom Reichthum verschönten Häuslichkeit, richtete er sich leiblich wie geistig auf. Von nachhaltiger Bedeutung für ihn und seine Entwicklung ward die enge Befreundung mit Pestalozzi, welcher aus Stanz 1799 durch die Revolutionskriege vertrieben, zu Burgdorf seine Lehrmethode wieder aufgenommen und 1801 hier ein selbständiges Institut gegründet hatte. Es entspann sich ein inniger für die Klärung und Befestigung der beiderseitigen Grundanschauungen fruchtbarer Umgang und wechselseitige Besuche in Bern und Burgdorf wiederholten sich bis 1803, auch ein brieflicher Verkehr ward andauernd unterhalten. Als auf Veranlassung des Ministers Stapfer eine Commission zur Prüfung von Pestalozzi's Methode niedergesetzt ward, wurde auch Z., obwol Privatlehrer und Ausländer, hinzugezogen. Die politischen Interessen, welche damals in der Schweiz alles andere überwogen, berührten Z. wenig oder gar nicht; obwol zu Bern, dem Mittelpunkt der damaligen helvetischen Republik wohnhaft, hielt er sich doch von dem Parteigetriebe fern, wenn er auch persönlich den beiderseitigen Führern nahestand. Seinem Wunsche entsprechend, in der Schweiz für die Erziehung auch noch öffentlich zu wirken, gab er seine Stellung bei Frisching auf, nahm seine Wohnung zu Bern in Geßner's Hause, der mit Wieland's geistreicher Tochter verheirathet war, und hielt 1803 öffentliche Vorlesungen über Pädagogik und andere Gegenstände für ein gebildetes Publicum. Obwol ihm Anerbietungen zu Anstellungen in der Schweiz gemacht wurden, und Pestalozzi selbst ihm die Leitung seines Instituts zu übertragen wünschte, so trieb ihn doch der Wille des Vaters und eigene Sehnsucht in die Heimath zurück. Hier wendete er, zuvor in Jena zum Doctor der Philosophi

promovirt, seinen ganzen Eifer auf eine akademische Lehrthätigkeit, um in ihr seine pädagogischen Erfahrungen zu verwerthen und gab noch 1803 eine kleine Schrift: „Ueber die Entstehung des Gehorsams in der Erziehung, ein pädagogisches Fragment“ heraus. Ferner sandte er an die vaterländische Regierung seinen Bericht eines Augenzeugen über Pestalozzi's Lehrart und schrieb dann für seine Habilitirung „Dissertatio paedagogica de Pestalozziana institutionis methodo“. Außer seinen pädagogischen Vorlesungen las er noch Encyklopädie und Methodologie des akademischen Studiums, Einleitung in die Philosophie, Logik, Anthropologie, Naturrecht, hielt auch Vorträge und Conversatorien in lateinischer und französischer Sprache und leitete zugleich das dortige Schullehrerseminar. Gedruckt wurde eine von ihm bei einer akademischen Feier gehaltene Rede „Die Verbesserung der Erziehung das dringendste Bedürfniß der Gegenwart“; auch schrieb er eine Darstellung und Beurtheilung der Pestalozzi'schen Lehrart und der gesammten darauf bezüglichen Litteratur, welche in der neuen Leipziger Literatur-Zeitung Mai 1804 erschien. Im unausgesetzten Geistesverkehr mit den bedeutendsten Pädagogen, besonders mit Gutsmuths und Tillich, wirkte er für Ausbreitung und bessere Würdigung der Pestalozzi'schen Lehrmethode in Deutschland, und seine Thätigkeit am Lehrerseminar bot ihm Anlaß, sie schon praktisch in den Elementarunterricht einzuführen. Nachdem er dann 1806 die ihm vom akademischen Senat angetragene Pfarre in Hanshagen angenommen und sich verheirathet hatte, verband er mit seiner pädagogischen Thätigkeit die praktische Wirksamkeit eines Landgeistlichen, die ihn um so mehr befriedigte, als die anmuthige Gegend des Pfarrdorfes seinen für Naturschönheiten empfänglichen Geist ansprach. Auch das Vertrauen seiner Gemeinde zu gewinnen, boten die Zeitverhältnisse bald eine besondere Gelegenheit, indem er bei dem Einbruch der Franzosen wegen seiner Kenntniß ihrer Landessprache häufig zwischen ihnen und seinen Pfarrkindern zu vermitteln hatte; nach und nach erwuchs aus solchen Anfängen für alle Folgezeit ein patriarchalisches Verhältniß. Auch litterarisch beschäftigte ihn sein Wirkungskreis, indem er eine aus zum Theil mühsam erforschten Quellen zusammengestellte Geschichte der Kirche und Prediger zu Hanshagen herausgab. Seine Predigten und Reden, von denen ein Paar Casualien gedruckt sind, zogen seine Gemeinde auch dadurch an, daß er nach genauer Meditation völlig frei sprach. Sein ländliches Pfarramt bot ihm zugleich Gelegenheit für seine pädagogische Richtung, indem er einerseits die Dorfschullehrer zum methodischen Unterricht anleitete, andererseits schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes ein nachher noch lange und gedeihlich bestehendes Erziehungsinstitut begründete, bei welchem ihm a. a. der später als Professor der Pädagogik in Greifswald wirkende Dr. A. Hasert zur Seite stand. Außer der Gesammtleitung und der Religion behielt er sich Mathematik, Naturlehre und griechische Sprache als eigene Lehrobjecte vor; besonders bot die reiche Flora in der Umgegend von Hanshagen Anlaß zu häufigen Ausflügen mit seinen Schülern. Gemeinsam mit dem eng befreundeten Professor Hornschuch in Greifswald schrieb er: „Botanische Bemerkungen über die Insel Rügen“ für die Flora der botanischen Gesellschaft zu Regensburg, die ihn zu ihrem Mitglied erwählte. Auch hatte er die Freude, öfter berühmte Botaniker, als Sprengel, Chamisso u. A. bei sich zu sehen. Für das körperliche Gedeihen seiner Schüler ward durch regelmäßige Uebungen auf einem dazu eingerichteten Turnplatz gesorgt. Mit Pestalozzi blieb er fortdauernd in brieflichem Verkehr, im gemeinsamen Interesse schrieb Z. eine zweite Abhandlung über Pestalozzi's Lehrart, ihre Geschichte und Literatur für die Neue Leipziger Lit.-Ztg. (October 1819) und lieferte außerdem viele Recensionen über Pädagogik. Auch von der anthropologischen Gesellschaft zu Leipzig ward er zum ordentlichen Mitglied ernannt. Seine Studien

in der Theologie und Philosophie setzte er dabei ungestört fort; Arbeiten in der Patristik über Barnabas und in der Exegese über Jacobus und den Römerbrief blieben als Manuscript zurück. Im J. 1815 ward ihm von der Facultät zu Rostock auf Grund einer Abhandlung: „Das Christenthum im Verhältniß zum Zeitalter seiner Entstehung" die theologische Doctorwürde ertheilt. Seitdem sein Vater 1812 zum Generalsuperintendenten von Schwedisch-Pommern ernannt worden war, stand ihm der Sohn hülfreich zur Seite, besonders bei der Umwandlung der kirchlichen Verfassung der Provinz durch die preußische Regierung. Zum Superintendenturadjuncten erwählt, begleitete er als Vertreter der Greifswalder Landsynode seinen Vater zu der ersten und einzigen pommerschen Provinzialsynode nach Stettin. Schon als Pastor hatte er unter den Synodalen die Bildung eines theologischen Vereins veranlaßt zur Belebung geistiger Interessen und auch eine Synodalbibliothek zu diesem Zwecke gegründet. Obwol ein Gegner der neu eingeführten Agende ward er, als zur Berathung über Modificationen derselben für Pommern in Stettin eine liturgische Commission versammelt wurde, zu derselben als Mitglied für Neuvorpommern berufen. Auch hielt er die meisten tentamina zur ersten theologischen und auch zur Schulprüfung der Candidaten ab. In der Folge fand er auch in Greifswald für seine pädagogische Wirksamkeit ein erwünschtes Feld, indem ihn die Landesregierung, welche schon 1819 sein Gutachten über die neuen Schulgesetze für den preußischen Staat und für Pommern eingefordert hatte, zum Director des dortigen Schullehrerseminars ernannte, bei welchem er den Unterricht über Methode und Disciplin, Schulzweck und Lehrerberuf übernahm. In den kirchlich administrativen Geschäften war er ein vorzüglicher Beamter durch musterhafte Ordnungsliebe und praktischen Takt ohne Pedanterie und Peinlichkeit, in den späteren Jahren nahm er dafür einen Secretär an. Noch in seinem höheren Alter beschäftigte er sich mit der Hegel'schen Philosophie, ohne darin volles Genüge zu finden. Seine Ansicht von den neueren philosophischen Systemen sprach er aus, indem er sie so charakterisirte: Kant reflectirt, Fichte speculirt, Schelling dichtet und Hegel rechnet. Nach allen Richtungen hin waltete er treu seines Amtes und stiftete in Kirche, Schule und Pfarre ein Denkmal seiner Wirksamkeit. Am 20. October 1843 erlag er während einer amtlichen Conferenz einer Herzlähmung und fand seine Grabstätte auf dem Friedhofe zu Hanshagen.

Th. Ziemssen. Eine Lebensskizze: Neuer Nekrolog d. Deutschen. 21. Jg. 1843, 2. Th., S. 894—915. — Biederstedt's Nachrichten u. s. w., S. 165. — Geschichte d. Prediger II, 74. — Kosegarten, Geschichte d. Univ. Greifswald I, 316. Häckermann.

Zierenberg: Tilemann vom Z., Chronist aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. So wird wol mit Recht der latinisirte Name Telomonius Ornatomontanus erklärt, der Name des Verfassers einer Beschreibung des Kampfes der Stadt Braunschweig mit ihren Herzögen im J. 1492 (Brunsvicii belli novissima gesti descriptio), einer für die Localgeschichte wichtigen Quelle, die zuerst in einem seltenen Incunabeldrucke erschien und dann in Leibniz' Scriptores rerum Brunsv. T. II, s. 88—103 wieder abgedruckt wurde. Jener Druck ist nach den Typen von dem Senator Culemann in Hannover dem Magdeburger Drucker Mauritius Brandis zugeschrieben und etwa in das Jahr 1494 gesetzt worden. Von dem Verfasser ist so gut wie nichts völlig sicher bekannt. Er unterzeichnet die Vorrede seines Werkes, die er an einen Neffen Ludwig richtet: Ex H. Anno salutis nostre 1494 Idibus Junii. Er wird es also wol in Hildesheim, wofür auch der Inhalt der Schrift spricht, verfaßt haben. Ein Hildesheimer braucht er deshalb noch nicht unbedingt gewesen zu sein; die Ableitung des Namens Zierenberg von Mons speciosus als dem Moritzberge bei Hildesheim hat Grotefend wenigstens

mit Recht zurückgewiesen. Aber eine Familie des Namens kommt dort allerdings vor: „Hans van dem Syrenberge", ein Kürschner, der 1421 in Hildesheim begegnet (Urkb. d. Stadt Hildesheim, Th. VI, S. 169 u. 170). Die Stadt Braunschweig ist dem Verfasser jedenfalls auch nicht unbekannt gewesen. Was und wie er von ihr erzählt, läßt es mir nicht unwahrscheinlich vorkommen, daß er vordem als Fremder, und zwar als Schulmeister, dort gelebt hat. Die Art, wie er von den in dieser Stadt betriebenen Studien, der Bezahlung der Lehrer spricht, macht dies sehr glaublich. Dann wäre die Angabe, die Heinr. Meibom in seiner Ausgabe der Bünting'schen Chronik (Magdeb. 1620) im catalogus auctorum macht: „Telamonius Ornatomontanus Ludimagister Brunsvicensis" völlig richtig und auch die Vermuthung bei Leibniz' Script. III, 677 dürfte zutreffen, daß der „Tilemannus archiregens" des Braunschweigischen Gymnasiums, den Heinr. Vogher in dieser Zeit nennt, mit jenem Telomonius Ornatomontanus identisch sei. Recht wohl zusammen reimen lassen sich damit die urkundlichen Nachrichten, die C. L. Grotefend von einem „mester Tilemann vame Tzirenberge" (Tilemannus de Cirenberch) aus Einbeck erbringt. Dieser wird in den Jahren 1485 und 1491 als Ehemann einer Frau Olegard, Wittwe eines jungen Bothen, in Einbecker Urkunden genannt. Auffallender Weise begegnet uns nun aber dieselbe Frau Olegard als Wittwe Jungen Bothen, sogar mehrere Male im J. 1489, dann aber auch später 1508, 1510 ff., ohne daß ihres zweiten Gatten dabei gedacht würde. Ihr Verhältniß muß ein sehr sonderbares gewesen sein. Lebten die Gatten zeitweise getrennt? War die Ehe später vielleicht ganz aufgelöst? Dann wäre es leicht erklärlich, wenn Tilemann sich in Braunschweig und Hildesheim aufhielt, während Olegard offenbar immer in Einbeck lebte. Sie war eine geborene Scherff (Schreff?), hatte einen Bruder Hermann Scherff, der Geistlicher war, und eine Schwestertochter Alheid Arndes, erst Klosterjungfrau, seit 1519 Aebtissin zu Höckelheim; am 16. Mai 1522 erwähnt letztere sie als todt. Die Bezeichnung „mester" für Tilemann vom Z. läßt sich ebenso gut auf einen Schulmeister wie auf einen Arzt oder Chirurgen, den Grotefend in ihm vermuthet, anwenden. Auch das ganz gute Latein, das er schrieb, würde sich noch mehr für jenen als für diesen geltend machen lassen. Hoffentlich gelingt es noch einmal, in Universitätsmatrikeln oder anderen sicheren Quellen zuverlässige Nachrichten über Zierenberg's Herkunft und Stellung zu gewinnen.

Vgl. Leibniz' Scriptores rerum Brunsv. II, S. 13 f., III, S. 677. — C. L. Grotefend in der Zeitschr. d. histor. Vereines f. Niedersachsen 1863, S. 179 ff., 1867, S. 155 ff. P. Zimmermann.

Zierl: Lorenz Z., Dr. med. et philos., o. Professor an der Universität zu München und Secretär im Generalcomité des bairischen landwirthschaftlichen Vereines, † am 17. September 1844 zu Lindau am Bodensee. Als Sohn eines Chirurgen zu Furth im bairischen Walde am 23. Juli 1797 geboren, wurde er schon früh als ein sehr begabter Knabe geschätzt und zur Vorbereitung für einen höheren Beruf auserseḥen. Sein Vater ließ ihn demgemäß das Gymnasium in Regensburg besuchen, bis er die Reife zum wissenschaftlichen Studium erlangt hatte. Von dort wandte er sich im Herbst 1814 nach Landshut, um an der bairischen Landesuniversität Medicin zu studiren. Bei seinem großen Eifer und den ihm eigenen vorzüglichen Fähigkeiten gelang es ihm, außer den medicinischen auch naturwissenschaftliche Studien mit solchem Erfolge zu betreiben, daß er dieselben mit der Lösung zweier Preisaufgaben, deren eine die medicinische, deren andere die philosophische Facultät gestellt hatte, beschließen konnte. Auf Grund dieser Leistungen von beiden Facultäten mit dem Doctorgrade beliehen, verdankte er einer solchen Auszeichnung auch noch die Zuwendung eines Stipendiums, womit er zugleich veranlaßt wurde, sich behufs Verfolgung besonderer Studien-

zwecke nach Paris zu begeben. Nach Jahresfrist von dort zurückgekehrt übernahm er vorerst in München eine ärztliche Praxis, bewarb sich aber, als im J. 1822 die Errichtung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt in Schleißheim ins Werk gesetzt wurde, um einen Lehrauftrag für Chemie, welcher ihm auch mit einer entsprechenden Anstellung im Dienste jener Anstalt überwiesen wurde. Hier widmete er sich alsbald der Aufgabe, die Beziehungen der Chemie zu den landwirthschaftlichen Nebengewerben aufzuklären und daraus Nutzanwendungen für den Betrieb derselben herzuleiten. Obwol ihm schon 1824 durch eine Aenderung in der Organisation der genannten Fachschule die Gelegenheit zur Ausübung seines Lehrauftrages wieder entzogen werden mußte, so blieb er jedoch einstweilen noch in Schleißheim, um auf jenem Gebiete der Technik weiter zu forschen, wobei ihm die Mitwirkung des Professors und Akademikers Fuchs zustatten kam. — Im J. 1826 folgte er einem Rufe an die zu jener Zeit von Landshut nach München verlegte Universität, wo er nunmehr einen Lehrstuhl für Landwirthschaft und technische Chemie zu übernehmen hatte. Fand er hier für seine wissenschaftlichen Bestrebungen auch neue Anregung, so pflegte er doch die Beziehungen zu dem verlassenen Wirkungskreise weiter, indem er eine Serie von „Jahrbüchern der landwirthschaftlichen Institute von Schleißheim u. s. w.“ in Verbindung mit deren Director Schönleutner herausgab und überdies einen bis dahin nur dilatorisch behandelten Plan, hinsichtlich der Nutzbarmachung des Schleißheimer Moores, nunmehr der Verwirklichung entgegenzuführen suchte. Er hatte auf Grund von wiederholt angestellten Versuchen die Ueberzeugung gewonnen, daß jene Moorlager eine vorzügliche Ausbeute an Brenntorf für München liefern würden, und gab nun dem Drange, an der Förderung der materiellen Interessen mitzuwirken, weitere Folge, indem er zur Gründung einer Actiengesellschaft schritt, welche sich die Versorgung der Stadt München mit wohlfeilem Brennmaterial zur Aufgabe stellen sollte. Nachdem er die Leitung dieses Unternehmens 1832 selbst in die Hand genommen und bis 1835 unter erschwerenden Umständen durchgeführt hatte, sah er sich jedoch durch ungünstige Gestaltung der finanziellen Ergebnisse genöthigt, davon zurückzutreten, worauf er zunächst Anlaß nahm, seine dabei in technischer Hinsicht gewonnenen Erfahrungen in einer Schrift: „Ueber Gewinnung und Benützung des Torfes in Bayern“, niederzulegen. In Anerkennung seiner Bestrebungen auf wirthschaftlichem und technischem Gebiete wurde er 1836 zum Mitgliede des Generalcomité des bairischen Landwirthschaftlichen Vereines erwählt und mit der Redaction des von demselben herausgegebenen Centralblattes betraut. An dieser Stelle widmete er sich mit ganzer Kraft der Aufgabe, zur Hebung der Landwirthschaft beizutragen und solchem Zwecke durch Verbreitung von Kenntnissen mittels Wort und Schrift, sowie durch Förderung des landwirthschaftlichen und technischen Unterrichtswesens zu dienen. Von gleichen Motiven geleitet gab er mehrere Schriften heraus, unter denen besonders erwähnenswerth sind: seine „Lehre vom Landbau“, welche von 1837 bis 1843 drei Auflagen erfuhr, ferner sein „Lehrbuch der Chemie in ihrer Anwendung auf Landwirthschaft und Gewerbe“, das ebenfalls bis 1842 in zweiter Auflage erscheinen konnte, und „Die bairische Braunbierfabrikation und die Untersuchung des Bieres durch das Fuchs'sche Hallymeter“, M. 1843. Außerdem schrieb er zahlreiche Artikel für das von ihm redigirte Centralblatt und war zuletzt noch mit der Abfassung einer Festschrift für die in München auf den Herbst 1844 vorzubereitende Wanderversammlung deutscher Land- und Forstwirthe beschäftigt, als ihn auf einer Erholungsreise nach Lindau der Tod ereilte. — War es ihm erst spät vergönnt gewesen, seine tüchtig geschulte Kraft in den Dienst eines der Anregung und Aufklärung sehr bedürftig gewordenen Berufes zu stellen, so genügte jedoch die ihm gelassene Frist, um nicht nur un-

getheilte Anerkennung seiner Leistungen, sondern auch dankbare Verehrung in den interessirten Berufskreisen zu finden.

Vgl. Centralblatt des Landwirthschaftlichen Vereins in Baiern, Jahrg. 1844, S. 518. C. Leisewitz.

Zierold: Johann Wilhelm Z., evangelischer Theologe, † 1731. Z. erblickte das Licht der Welt am 14. October 1669 zu Oberwiesenthal im Erzgebirge, wo sein Vater Tobias Z. Rathsherr und Stadtvogt war. Die Familie stammte aus Böhmen, war zu Prag und Joachimsthal ansässig gewesen, hatte sich zum Evangelium bekannt und war deswegen flüchtig geworden. (Der Aeltervater unsers Z. hatte mit Johann Matthesius zu Joachimsthal an einer Kirche gestanden.) Nachdem Z. zu Schneeberg und Annaberg vorgebildet war, bezog er 1688 die Universität Leipzig, als gerade dort die pietistischen Streitigkeiten ihren Anfang nahmen. Die Folge davon war, daß er Spener, der damals noch in Dresden fungirte, nahe trat. 1690 wurde er in Leipzig Magister, 1693 aber Beisitzer der philosophischen Facultät an der neugegründeten, den Pietisten geöffneten Universität Halle, wo er sich drei Jahre aufhielt. 1696 finden wir ihn zu Neu-Stargard als Pastor zu St. Johannis und 1697 als Professor der Theologie am dortigen Gröningischen Collegium. Mit Rücksicht auf diese Stellung nahm er 1698 die theologische Doctorwürde in Halle an. Nach dem Tode des Propstes Seldius († 1713) wurde Z. 1714 zum Pastorat der St. Marienkirche, zum Propst der Stargardschen Synode und zum Assessor des königl. Consistoriums berufen, durfte aber seine theologische Professur beibehalten. Alle diese Aemter verwaltete er bis an seinen Tod, 1731, den 15. August [nach Jöcher 1. Septbr.], wo er im 63. Jahre seines Alters nach siebenwöchentlicher Fieberkrankheit, aber mit Freudigkeit seines Gemüthes starb. Durch ein von ihm errichtetes Waisenhaus hat er sich noch im besonderen in der Stadt seines Wirkens ein gutes Gedächtniß gestiftet. Schriftstellerisch lag Z. als „Spenerianer" Jahrelang im Streite mit den entschieden orthodoxen Theologen Schelwig und Bücher, indem er gemäß der pietistischen Lehre von der Bekehrung behauptete, daß ein Unbekehrter überhaupt keine wahre Theologie aufstellen könne. Der darauf bezügliche Schriftenwechsel begann 1702 mit Zierold's Schrift: „Analogia fidei per exegesin epistolae ad Romanos demonstrata". Darauf folgte „Der Unterschied der wahren und falschen Theologie" (1703, 4°). „Synopsis veritatis divinae" u. s. w. (1706). Vorher, seit 1700, hatte Z. mit dem Magister Bücher über die Bedeutung des Platonismus gestritten; bei Gelegenheit dieser Controverse waren von Z. veröffentlicht: „Dr. Martin Luthers evangelische Aufmunterung zur Liebe des Wortes Gottes wider das aristotelisch-scholastische Christenthum" (1700, 4°); „Einleitung zur gründlichen Kirchenhistorie mit der Historia philosophica verknüpft" (1700); „Gründliche Kirchenhistorie von der wahren und falschen Theologie in einem wiedergeborenen Menschen vom Anfang der Welt bis auf unsere Zeit" (1703, 4°). — Einen andern litterarischen Streit führte Z. mit dem bekannten aufgeklärten Juristen Christian Thomasius (in Halle), als dieser seine Dissertation: „de concubinatu" veröffentlicht hatte. Dagegen schrieb Z. 1714 seine Schrift: „Theologische Gedanken von der Heiligkeit des Ehestandes und von der Unheiligkeit des Concubinats".

Schriften, außer den bereits erwähnten, noch: „Die Ausrottung aller Heuchelei" (Frankfurt 1700, 12°); „Der Eingang zu dem ewigen Reiche unsers Herrn Jesu Christi" (ebendas. 1700, 12°); „Dreierlei Art Menschen in der Welt" (Frankf. 1701, 12°); „Pseudo-Orthodoxia theologorum sine fide" (Stargard 1708); „Deutliche Erklärung schwerer Stellen heiliger Schrift aus der Bedeutung der hebräischen Buchstaben in 24 Vorstellungen" (Leipzig 1713—1716); „Theologiae vere evangelicae libri III" (Berl. 1706); „Schöne

Jugend des Gottgeheiligten Samuel" (Leipzig 1712, 4⁰); „Die Erneuerung des Ebenbildes Gottes in dem Menschen, aus den Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres" (Frankfurt 1714, 4⁰); „Der Prediger Salomo aus der Bedeutung der hebräischen Buchstaben gründlich erklärt" (Leipzig 1715, 4⁰); „Erklärung des Propheten Obadias" (ebendas. 1719, 4⁰); „Der Prophet Joel aus der Bedeutung der hebräischen Buchstaben gründlich erklärt" (ebendaselbst 1720, 4⁰). Dazu verschiedene Predigtausgaben, Programme und minderbedeutende Arbeiten, deren Titel sich alle bei Zedler [s. unten] finden.

Zu vgl. ist zunächst in Bezug auf seine theologischen Controversen: Walch, Religionsstreitigkeiten in der evangel.-luther. Kirche, Th. I, 796 und 798; Th. III, 77; Th. V, 159 ff. — (Löscher's) Unschuldige Nachrichten 1706, 1707, 1710 an versch. Stellen (s. die Indices). — Kurze Fragen aus der Kirchenhistorie des Neuen Testaments, Th. VIII, p. 207, 248, 436, 664. Sodann: XI, 325 ff. — Hildebrand, Verzeichniß der Hirten nach Gottes Herzen zu Stargard. — (Zedler), Universallexikon, Th. LXII, Sp. 653—660. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV, Sp. 2203 f. P. Tschackert.

Zierotin: Karl Herr von Z., vom Fulneker Zweige dieses angesehenen, in Mähren und Böhmen reich begüterten Adelsgeschlechtes, das dem jüngeren Kreise des Herrenstandes angehörte, — Sohn Johann's v. Z. († 1583), geboren am 14. September 1564 zu Brandeis, an der Adler in Böhmen, † zu Prerau in Mähren, 9. October 1636. Sein staatsmännisches Wirken, sein Bildungsgang, der Kreis seiner Freunde, sein vorzugsweise in Breslau zugebrachter Lebensabend und die Widmung seiner Bücherei für das dortige Magdalenenkloster, all dies begründet und rechtfertigt die Aufnahme dieser bedeutenden Persönlichkeit in die Allgem. Deutsche Biographie. Seinen Jugendunterricht in Mähren, der eigentlichen Heimath Zierotin's, leiteten Wenzel Lawin von Ottenfels als „praeceptor" oder Hofmeister und Lorenz Zirkler aus Goldberg in Schlesien, ein Schüler Trotzendorf's und Melanchthon's als paedagogus oder Studienleiter, dem Z. zeitlebens eine dankbare Erinnerung bewahrte. Außerdem besuchte er die von seinem Vater, dem glaubenseifrigen, bildungsfreundlichen Vordermanne und Gönner der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde oder „Unität" 1577 gegründete Schule auf seiner Grundherrschaft, in Eibenschitz (Brünner Kreis, Mähren), deren erster Rector Esrom Rüdinger, der Eidam Joachim Camerarius', wurde und dieser Brüderschule ein berechtigtes Ansehen, anderseits einen zahlreichen Besuch im Kreise der adeligen Jungherren zu sichern verstand. Auch Z. war noch ein Schüler dieses trefflichen Mannes. Mit 16 Jahren, nachdem Z. schon einen Flug nach Italien versucht und so das Leben in der Fremde verkostet hatte, bezog er (1579) die Straßburger Universität, mit der er auch später in freundlichen Beziehungen blieb, und bald darauf die durch namhafte Vertreter des Calvinismus der Brüderunität nähergerückte Hochschule Basels, wo insbesondere Joh. Jak. Grynäus, ein Schweizer aus Bern, seine Vorliebe sich erwarb und auch weiterhin Zierotin's Vertrauter und Gewissensrath blieb. Von Basel begab sich Z. an die Genfer Universität, deren Leuchte noch damals Theodor Beza war, der Werkgenosse Calvin's, und hier schloß er seine Hochschulbildung ab. Von Genf aus betrat Z. zum ersten Male den Boden Frankreichs (1587), bereiste dann England, die Niederlande und begab sich von da über Heidelberg, wo er sich neue Bekannte erwarb, heimwärts. Dieser erste Besuch Frankreichs, wo der 23jährige mit Heinrich v. Bourbon, dem Bearner, dem glaubensverwandten Huguenottenhaupte und Thronanwärter, zusammentraf, übte nachhaltige Wirkungen auf den von kirchlichen und politischen Idealen erfüllten jungen Mann. 1588, 22. Februar, am Jahrestage des Ablebens seines Vaters, übergaben dem nun volljährig gewordenen Majoratsherrn seine „Vormünder" auf

dem Schlosse Namiest in Mähren das väterliche Erbgut, und er empfing die Huldigung seiner Grundunterthanen. Eibenschitz, Namiest, Rossitz, Prerau und Fulnek im deutschen „Kuhländchen“ Mährens, Brandeis an der Adler in Böhmen, waren seine vornehmsten Burgherrschaften. Hierauf bereiste Z. abermals Deutschland, verlobte sich 1588 im Spätherbste mit der jugendlichen Barbara, aus dem alten reichen Hause der Krajir und schloß mit ihr 1589 im Hochsommer den Ehebund auf dem Namiester Schlosse. Schon damals lebte und webte er im Gedanken und Entschlusse, seinen Degen und seine Mittel der Sache Heinrich's v. Bourbon zu widmen und stand diesbezüglich mit dem Agenten des Bearners am kaiserlichen Hofe zu Prag, Guillaume Ancel, in engen Beziehungen. 1509, im September, wollte er seinen Plan ausführen, mußte aber seine weitere Reise schon in Bebenhausen unterbrechen und für diesmal aufgeben, da ihn das schwere Siechthum seiner jungen Gattin heimwärts eilen hieß. 1591, am 21. Juli, erlag die zarte Frau den Folgen einer zweiten Niederkunft, und am 24. September verließ Z. mit Gefolge das Namiester Schloß und durchquerte Deutschland bis Hamburg, begab sich dann nach Stade, von wo er den Weg gen England und weiter an die französische Küste zur See einschlug. Mitte December befand er sich schon im Heerlager Heinrich's IV. und blieb hier bis in den Herbst des Jahres 1592 dem neuen Könige Frankreichs (s. 1589) zur Seite. Schon im April dieses Jahres hatte er an einen seiner Genossen von der Brüdergemeinde geschrieben: Mit der Glaubenssache stände es schlecht; Heinrich IV. könnte mehr dafür thun, wenn er ernstlich wollte; allein er kümmere sich wenig um die Religion und um die Freiheit des göttlichen Wortes, daher käme es wohl, daß ihn Gott nicht segne. In diesen Worten ruht eine Summe von Enttäuschungen, und mit diesen, mit der Ahnung, daß sein Ideal, Heinrich IV., den Glauben wechseln und so die vom jungen Manne erträumte Vorherrschaft der reformirten Kirche begründen werde, verließ Z. die französische Erde. 1593 traf er wieder in Mähren ein. Der 29jährige Mann war entschlossen, nunmehr seinem Heimathlande zu dienen, und er hatte die richtige Vorahnung seiner Leistungsfähigkeit, als er dem Freunde Hoditz schrieb, er wolle ihm Ehre bereiten („Spartam meam ornabo“). Als vielseitig gebildeter Weltmann war er heimgekommen; neben der slavischen Muttersprache, die er vorzüglich sprach und schrieb, war er des Lateins, des Deutschen, Französischen und Italienischen in Rede und Schrift mächtig, wie dies sein ausgedehnter Briefwechsel darlegt, und diese kosmopolitische Bildung, unter den damaligen Cavalieren Mährens nicht so selten, die Fülle des in der Fremde Erlebten und Geschauten, welche seine sorgfältig geführten Tagebücher verschließen, erhob ihn über den engen Gesichtskreis mancher seiner Standesgenossen. Mit dem Lagerleben von Frankreich aus vertraut, sehen wir ihn am Türkenkriege in Ungarn 1594 und 1595 theilnehmen. 1596 bestellte er zum zweiten Male seinen häuslichen Heerd mit einer Verwandten seiner ersten, früh verstorbenen Frau. Nun beginnt sein politisches Leben in der Heimath. Es ist die Zeit der unseligen Regierung Kaiser Rudolf's II., der immer näher rückenden Zeit im Hause Habsburg, reich an Wirren, Parteikämpfen, die auch Mähren in eine katholische Hofpartei und in eine vom Brüderthum vornehmlich getragene Ständeopposition gespalten zeigen. Jene ahnte die Gefährlichkeit Zierotin's; Sigmund v. Dietrichstein will ihn durch die Anklage auf Ketzerei und Hochverrath unschädlich machen, aber seine Vorladung an den Prager Kaiserhof endigt mit der Freisprechung des arg Verläumdeten. Es kommt die Zeit, da sein Freund Hoditz schrieb: „Wenn Karl v. Z. einen Ruf ergehen ließe, so würde Mähren erdröhnen und klirren nicht anders denn ein Panzerhemd“. 1600 verlor Z. seine zweite Gattin, 1604 nahm er zur dritten Frau Katharina v. Wald-

stein, die Schwester Albrecht's v. W., des Wallenstein's der Geschichte. Z. war das, was man einen Autonomisten nennen kann. Die innere Selbständigkeit seines Heimathlandes, die Sicherung des Brüderglaubens gingen ihm über alles. Das drängte ihn in die Opposition gegen das unhaltbare System des Prager Kaiserhofes, das bei seiner Halbheit jeden Halt verlor, und näherte ihn den Führern der protestantisch-politischen Bewegung in Böhmen, Oesterreich und Ungarn, einem Budowa, Peter Wok v. Rosenberg, Tschernembl, Illésházi, Georg Thurzó; das ließ ihn die Nothwendigkeit eines Herrscherwechsels in der Person Erzherzogs Mathias, des Bruders des Kaiser Rudolf's II., erkennen. Aber er war zugleich Legitimist, darum wies er die verlockenden Anträge des rührigen Sachwalters der deutschen Union, Christian's von Anhalt-Bernburg, beharrlich zurück, der den „terminus fatalis domus austriacae“ im Auge, den Brüderstreit im Hause Habsburg, die allgemeine Krise seit 1606, als wirksamsten Hebel für seine Sache ansah und die Bewegung in den genannten Ländern zu schüren und auszunützen beflissen war und blieb. — Z. ist der Mittelpunkt der Ereignisse von 1606—1608; die Rossitzer Adelsversammlung (1607), die Brünner Märztage 1608, das Austerlitzer Rumpfparlament und die Eibenschitzer Parteiversammlung im April 1608 bezeugen seine tonangebende Rolle. Als Erzherzog Mathias, von der Oppositionspartei in Ungarn, Oesterreich und Mähren auf den Schild erhoben, damals den Heereszug wider seinen Bruder antrat, fanden sich am 19. April Z. und seine Genossen kriegsbereit im Znaimer Lager ein und gaben dem Heerbann des Habsburgers das Geleite nach Böhmen. Z. hielt im Prager Landtage jene Rede, die den Kaiser zur freiwilligen Abdankung und die Böhmen zum Anschlusse an Mathias bestimmen sollte; aber die Böhmen, auf Rudolf's II. Zugeständnisse bauend und durch das Verhalten der Mähren, ihrer „Provinzialen“ eifersüchtig und verstimmt geworden, lehnten ab. Seither wol grollte Z. der Anmaßung der böhmischen Herrn, die, wie er einmal zutreffend bemerkt, stets die Rolle des „Kopfes“ spielen und die Mähren nur als „Schleppe“ ansehen und behandeln wollen. Zur Zeit, als sich Rudolf II. gezwungen sah, seinem Bruder im Liebener Vertrage Ungarn, Oesterreich und Mähren abzutreten, versuchte Z. sein politisches Ideal, die Solidarität der ständischen Interessen genannter drei Länder im Sterbeholer Bündnisse vom 29. Juni 1608 zu verwirklichen und zu verbürgen. Den 16. Juli d. J. ward er Landeshauptmann Mährens und bis 1615 ruhen die wichtigsten Angelegenheiten der Heimath in seinen rührigen Händen. Das Jahr 1611 erzwang die Abdankung Rudolf's II. auch in Böhmen. Sein Machterbe war nun völlig Mathias geworden; er hatte „Wind gesäet, um später Sturm zu ernten“. Zum dritten Male verwittwet, schloß Z. 1614 die vierte Ehe und zwar abermals mit einer Waldstein, Katharina, der Wittwe Emil's Osowsky von Doubrawitz, ohne daß auch diesem neuen Bunde ein überlebender Sohn bescheert wurde. Zierotin's Ziel war eine protestantische Realunion der habsburgischen Erblande mit einem ständischen Reichsparlamente. Dadurch trat er in schroffen Gegensatz mit der Politik des österreichischen Premierministers Cardinals Khlesl; er erkannte anderseits, daß der Particularismus stärker war als das Gefühl der Länderstände für die Gemeinschaft ihrer Interessen, und sein feinfühliges, leicht verbittertes Gemüth, der melancholische Grundzug seines Wesens bestimmten ihn zum Rücktritte von seinem undankbaren Vertrauensamte. Aber der Sache seines Landes und seines Glaubens blieb er unentwegt ergeben. Ebenso zähe hielt er jedoch an seinen legitimistischen Ueberzeugungen, an dem Thronrechte Habsburgs, fest. Als daher 1618 der Sturm in Böhmen ausbrach, bot Z. im Prager Landtage alles auf, um als Bevollmächtigter der mährischen Ständeschaft, die böhmische Bewegungspartei zum Ausgleiche mit dem Kaiserhofe zu bestimmen. Es glückte ihm nicht, man erinnerte

ihn an das Vorgehen der Mähren im J. 1608. Aber auch im eigenen Lande, in seiner eigenen Verwandtschaft griff die Parteinahme für den böhmischen Aufstand immer mehr um sich, und Z. sah sich bald immer vereinzelt, vereinsamt im Rufe eines „Reactionärs". Als Gesinnungsgenosse der „Landesverräther", des Cardinalbischofs von Olmütz, Franz v. Dietrichstein, seines Schwagers Wallenstein und Georg's v. Náchod, seines Eidams, gebrandmarkt, wurde Z. (1619) gleich dem genannten Bischofe gefangen gesetzt, eingesperrt, mit dem Tode bedroht. Allerdings besann man sich bald eines Bessern, gab ihn frei, aber die Böhmen confiscirten seine Brandeiser Herrschaft. An den politischen Ueberzeugungen Zierotin's änderte dies nichts, und seine Warnung: „Man solle nicht zu viel begehren, um nicht Alles zu verlieren", sollte sich bald bewahrheiten. Als der Pfälzer Kurfürst Friedrich V. das unheilvolle Geschenk, die Wahlkrone Böhmens annahm, 1620 (Februar) nach Brünn kam, um auch die Huldigung Mährens entgegenzunehmen, und alles aufbot, um auch Z. auf seine Seite ziehen, beharrte dieser bei seiner politischen Ueberzeugung und rieth, abmahnend, dem neuen Landesfürsten, auf den Thron Böhmens zu verzichten. Schon den 8. November 1620 bewahrheitet die Entscheidung am Weißen Berge die trüben Ahnungen Zierotin's. Das nahende Strafgericht bestimmt ihn, den loyal gebliebenen Patrioten, seinen ganzen Einfluß am Wiener Hofe einzusetzen, um das Loos seiner Heimath möglichst zu lindern. Aber die große Wendung der Dinge und die neuen Verhältnisse lähmten vielfach diese seine Bestrebungen; er sah das Unabänderliche, den Zusammenbruch all dessen, woran sein Herz gehangen, kommen, und so bot er wenigstens seinen Glaubensgenossen, so lange es möglich blieb, eine gastliche Freistätte auf seinen Gütern. Unter den 40 Predigern der Brüdergemeinde, die seinen Schutz genossen, befand sich auch Amos Komensky von Niwnitz (Comenius), der Rector der Schule im Städtchen Fulnek. Als dann die Rekatholisirung der Heimath rücksichtslos eintrat (1628), verleidete dies auch Z. seine Heimath. Er behielt, abgesehen von Brandeis an der Adler in Böhmen, von den mährischen Gütern nur die Fideicommißherrschaft Prerau, welche unveräußerlich war, verkaufte seine andern Herrschaften und ließ sich (1629) mit seiner Familie in Breslau nieder. Doch erwirkte er von K. Ferdinand II. die Erlaubniß, alljährlich Böhmen und Mähren besuchen zu dürfen. Er erlebte noch die großen Wechselfälle des 30jährigen Krieges, 1630—1631, den Einbruch der Sachsen in Böhmen, der ihn, der damals in Brandeis weilte, bewog, fortzueilen „als Emigrant seinen Winkel aufzusuchen", wie er schrieb, das zweite Generalat seines Schwagers Wallenstein, dessen Ermordung in Eger, den Prager Frieden und die neuen Vorstöße Schwedens und Frankreichs. Immer tiefer wurde er so in das Gefühl der Entsagung und in die Tröstungen des Glaubens versenkt, an dem er von der Wiege ab treulich festgehalten. Bei einem neuerlichen Besuche seiner Herrschaft Prerau starb der Schwergebeugte den 9. October 1636 im Alter von 72 Jahren. Der Leichnam fand seine Ruhestätte in der Erbgruft zu Brandeis an der Adler. An seinem Leben waren große weltbewegende Ereignisse daheim und auswärts vorübergezogen, und er durfte von sich sagen, daß er mehr als 20 Jahre (1596—1620) im Vordergrunde des Geschichtslebens seiner Heimath stand. Seine Laufbahn, sein reicher Briefwechsel, der halb Europa umspannte, seine Denkschriften geben davon ein untrügliches Zeugniß. In seiner Seele war Raum für den Glauben, für patriotisches Wirken und für die Genüsse der Wissenschaft, wie dies am besten aus den Briefen seiner besten Zeit hervorgeht, die vor allem den dauernden herzlichen Verkehr mit seinen eigenen Lehrern und Gesinnungsfreunden und seine Sorge für die Ausbildung der Verwandtschaft belegen. Von der letztwilligen Verfügung über seine Bücher war bereits oben die Rede. Sein Universalerbe wurde der älteste Enkel, Karl v. Brunn-

thal auf Würben, der Sohn seiner älteren Tochter, ein Ahnherr des Grafenhauses Wrbna. Auf dem Schlosse derselben, in Horowitz, blieb auch der handschriftliche Nachlaß Zierotin's bis 1852 verwahrt, bis ihn Graf Zdenko von Zdenko an sich brachte. Einzelne Briefe und seine Apologie wurde 1831—36 in der Zeitschrift des böhmischen Museums abgedruckt. Den Haupttheil dieses Nachlasses gaben Dudik (aus den Cerronischen Handschriftensammlung) in den „Geschichtsquellen Mährens" I. Bd. (Brünn 1850); P. v. Chlumeczky, sein Biograph (oder eigentlich d'Elvert aus dem Nachlasse Chlumeczky's) 1879, und Brandl 1866 heraus. 1887 wurde ein sehr reichhaltiges Tagebuch, das vierte in der Reihe (1588, 1589, 1590, 1591—1592) der bisher bekannten, im Briefcodex des Ungarn Johann Rimai, seines Zeitgenossen, aufgefunden, mit diesem vom Neusohler Bischof, dem Akademiker Arnold Ipolyi (Stummer) zur Drucklegung vorbereitet und von Alexander Szilágyi, dem unermüdlichen Forscher und Geschichtschreiber, 1887 in den Monumentis Hungariae veröffentlicht. Es ist durchaus lateinisch abgefaßt, und sein vielseitiger Werth vom Unterzeichneten der allgemeineren Kenntniß zugeführt worden.

d'Elvert, Geschichte d. Zierotine, Wolny's Tschb. Mährens 1826. — Dudik 1850 in s. oben cit. Werke. — P. v. Chlumeczky, über den Nachlaß Zierotin's in den Schr. d. hist. Section der mähr.-schles. Gesellsch. für Ackerbau u. Landeskunde. Brünn 1854 (S. 55—94). Vgl. „Notizenblatt" dieser Gesellsch. Hsg. v. d'Elvert 1856, 1857. — P. v. Chlumeczky, Karl v. Zierotin und seine Zeit. Brünn 1862, Hauptwerk, den Anhang von Briefen gab d'Elvert als 2. Bd. 1879 heraus. — V. Brandl (Landesarchivar), Spisy Karla z. Zierotína (Schriften K. v. Z. in slavischer Sprache II (Einleitung). 2 Bde. Brünn 1866. — Krones, Karl v. Z. u. s. Tagebuch v. J. 1591, Zeitschr. f. Culturgeschichte, N. F. (4). II, 1 (Weimar 1894) und K. v. Z. u. d. Kreis seiner treuen Freunde und Zeitgenossen in den „Monatsheften der Comenius-Gesellschaft" h. v. Keller (Berlin-Münster), IV, 7.—8. Heft (1895). Außerdem sind einschlägig die Monographien z. Gesch. Oesterreichs, Ungarns und Deutschlands von 1597—1620, insbesondere Hammer-P., Gesch. Kard. Khlesls u. s. Zeit. — Gindely, Gesch. Kaiser Rudolf's II. und Gesch. des 30jähr. Krieges. — Ritter, Gesch. der Union u. a. Krones.

Ziesenis: Anton Z., Bildhauer, wurde am 26. December 1731 in Hannover geboren. Durch seinen Onkel, den Maler Johann Georg Ziesenis, genoß er den ersten Unterricht in der Kunst und wollte sich deshalb gleichfalls der Malerei widmen. Zur Fortsetzung seiner Studien wandte er sich nach Hamburg und kam von dort im J. 1756 nach Amsterdam, wo er an der Akademie nach lebenden Acten zu modelliren anfing. Er arbeitete hierauf als Lehrling und Geselle bei verschiedenen Meistern, namentlich bei Mol, Schotsmann und van Dalen. Auch genoß er eine Zeitlang den Unterricht des französischen Bildhauers Hirman aus St. Omer, der sich mehrere Jahre hindurch in Amsterdam aufhielt. Auf diese Weise gründlich ausgebildet, erhielt er im J. 1756 eine Anstellung als einer der sechs Directoren an der Amsterdamer Zeichenakademie. Auch wurde er zum Bildhauer der Stadt Amsterdam, der Admiralität und der ostindischen Compagnie ernannt. Unter seinen Arbeiten werden hervorgehoben die lebensgroßen Statuen des Friedens und der Freiheit im Hause des Rathspensionärs Stein, die Ornamente an der Muiderpoort, die Bildwerke an dem neuen Theater in Amsterdam und die Statuen der Melpomene und Thalia in demselben, ferner das Denkmal für den Admiral Bentink in der Nieuwe Kerk, das Frontispiz an dem Werkhuis und an dem Maagdenhuis, sowie die Gruppe vor dem Oude Mannenhuis. Außerdem fertigte er ein Grabdenkmal für den Baron von Essen in der Kirche zu Barneweld und die Büste des Professors Camper

für die St. Pieters-Kerk in Leyden. Er starb am 25. März 1801 und hinterließ den Ruf, einer der besten holländischen Künstler seines Faches gewesen zu sein.

Roland van Eijden, Gechiedenis der vaterlandsche schilderkunst II, 213—215. Haarlem 1817. — Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lex. XXII, 278. München 1852. — van der Aa, Biogr. Woordenboek XXI, 51. Haarlem 1878. H. A. Lier.

Ziesenis: Johann Georg Z. wurde im J. 1716 zu Kopenhagen als Sohn des aus Hannover stammenden Porträtmalers Johann Jürgen Z. geboren und erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater. Später begab er sich nach Düsseldorf, wo er die Bildnisse des Kurfürsten und seiner Gemahlin, sowie diejenigen mehrerer vornehmen Personen malte. Im J. 1764 wurde er Hofmaler in Hannover. Durch diese seine Stellung hatte er Gelegenheit, auch an andere Höfe zu kommen und an ihnen seine Kunst auszuüben. Namentlich war er am braunschweigischen Hofe beliebt. Im Auftrage der Herzogin von Braunschweig, der Schwester Friedrich's des Großen, verfertigte er ungefähr im J. 1770 eine Skizze des Königs, der seine unüberwindliche Abneigung, einem Künstler zu sitzen, auf inständiges Bitten seiner Schwester einmal überwand und Z. eine einstündige Sitzung gewährte. Nach dieser Skizze malte er das wohlgelungene Porträt des Königs, das deshalb einen besonderen Werth hat, weil es das einzige aus seiner Regierungszeit ist, das nach dem Leben entworfen ist. Man kennt von ihm drei Exemplare, die in der Prinzeß Marie-Kammer des königl. Schlosses in Berlin, im königl. Schlosse zu Schönhausen und im Wittwenpalais zu Weimar aufbewahrt werden. Von den übrigen Bildnissen des Künstlers, die meistens durch den Kupferstich vervielfältigt wurden, werden die des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und des Grafen von Bückeburg, des Generalissimus der portugiesischen Armee, rühmend hervorgehoben. Z. starb in Hannover im J. 1777.

Vgl. J. D. Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste III, 390—393. Hannover 1818. — Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon XXII, 279. München 1852. — Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen IX, 177. Berlin 1888. — Phil. Weilbach, Nyt Dansk Kunstnerlexikon II, 579. København 1897. H. A. Lier.

Zieten: Hans Siegismund von Z., königlich preußischer Generalmajor, geboren im J. 1704 zu Metzelthin in der Grafschaft Ruppin, trat 1723 beim Kürassierregimente Graf Lottum (Nr. 7) in das Heer und gehörte im 1. Schlesischen Kriege zu den Courierofficieren, deren König Friedrich II. sich zur Beförderung seiner Befehle bediente. Als diese Aufgabe den Jägern zu Pferd zufiel, erhielt Z. eine Compagnie beim Kürassierregimente Markgraf Friedrich (Nr. 5), mit welcher er im Herbst 1741 der Belagerung von Neiße beiwohnte und am 2. Schlesischen Kriege theilnahm; bei Hohenfriedeberg wurde er am 4. Juni 1745 von einem österreichischen Dragoner durch einen Pistolenschuß in den Arm verwundet. 1750 zum Major, 1755 zum Oberstlieutenant befördert, rückte er als solcher 1756 zum dritten Male in das Feld, gerieth in der am 1. October geschlagenen Schlacht bei Lobositz, nachdem er sein Pferd verloren hatte und wiederum verwundet worden war, in Gefangenschaft, wurde aber bald ausgewechselt, nachdem der Commandant des obengenannten Regiments am 18. Juni 1757 bei Kolin gefallen war, dessen Nachfolger und gegen Ende des Jahres, ohne Oberst gewesen zu sein, zum Generalmajor ernannt. An der Spitze des Regiments machte er am 22. Decbr. d. J. die Schlacht an der Lohe mit, befehligte bei der Einschließung von Schweidnitz im Frühjahr 1758 eine schwere Cavallerie-

brigade und fiel am 25. August d. J. in gleicher Stellung in der Schlacht bei Zorndorf; seine Leiche wurde nicht aufgefunden.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 4. Band. Berlin 1790.

B. v. Poten.

Zieten: Hans Joachim von Z., königlich preußischer General der Cavallerie, geboren am 14. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau bei Neu-Ruppin, war der Sohn eines in beschränkten Verhältnissen lebenden Landedelmanns. Ein Nachbar, der General v. Schwendy auf Bukow, nahm den jungen Z. nach dem Feldzuge vom Jahre 1715 als Freicorporal in sein in jener Stadt garnisonirendes Infanterieregiment auf; am 7. Juli 1720 wurde Letzterer Fähnrich. Schwendy gab 1722 sein Regiment an den aus mecklenburgischen Diensten gekommenen Generalmajor Kurt Christof v. Schwerin ab, welcher 1757 als Feldmarschall bei Prag fiel; dieser lobt in seinem Qualificationsberichte Z., welcher damals ältester Fähnrich war, als einen tüchtigen Officier, an dem er nichts auszusetzen hat, als daß Z. „gar klein von Gestalt und von schwacher Stimme für das Commandiren sei“, aber für König Friedrich Wilhelm I. bildeten diese Mängel einen hinreichenden Grund ihn bei den Beförderungen hartnäckig zu übergehen und, als Z., von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch machend, sich am 28. Juli 1724 von seiner Garnison Crossen aus mit einem Immediatgesuche um Beförderung an den König wandte, erwiderte dieser kurz und bündig am Rande des Bittschreibens „Soll seine Dimission haben“. Z. ging zunächst nach Wustrau, welches nach des Vaters 1720 erfolgtem Tode ihm und seinen drei Schwestern zugefallen war. Das Gut war damals zu 8000 Thalern abgeschätzt, davon mußten aber das Leibgedinge der Mutter und die Erbtheile der Schwestern bestritten werden, so daß Z. selbst etwa 4000 Thaler blieben, daneben war ihm ein unangenehmer Rechtsstreit überkommen. Um diesen auszufechten ging er im Winter 1725/26 nach Berlin, hörte hier von einer Verdoppelung des zu Insterburg in Ostpreußen stehenden Dragonerregiments Wuthenow, bemühte sich um eine Anstellung bei demselben und erlangte ein vom Tage seiner Entlassung, dem 1. August 1724, datirtes Lieutenantspatent. Aber alsbald litt er von neuem Schiffbruch. Streitigkeiten dienstlicher Art mit seinem Schwadronchef waren der Grund. Sie brachten Z. zunächst für ein Jahr auf die Festung Friedrichsburg und führten, als er nach seiner Rückkehr von dort den Rittmeister zum Zweikampfe genöthigt hatte, seine Cassation herbei. Jener scheint eine niedrige Natur gewesen zu sein, Z. hatte sein Mißgeschick durch hitzköpfige Uebereilung und übergroße Empfindlichkeit mitverschuldet. Aber sein Gottvertrauen blieb ihm. Mit der Zeit gewöhnte er sich auch Entsagung und größere Ruhe an.

Er ging wieder nach Wustrau, aber den Gedanken zum dritten Male Soldat zu werden gab er nicht auf. Die Errichtung einer Freicompagnie Husaren zu Potsdam bot die Gelegenheit. General v. Buddenbrock, der spätere Feldmarschall, war vom Könige beauftragt einen Lieutenant zur Anstellung bei derselben vorzuschlagen. Er empfahl Z., dessen kleine Gestalt für diese Verwendung kein Hinderniß bildete und welchen Fertigkeit im Reiten und sonstige körperliche Gewandtheit für dieselbe besonders geeignet erscheinen ließen. Am 8. October 1730 wurde Jener der jungen Truppe überwiesen und, als der zunächst errichteten am 1. März 1731 eine zweite Compagnie beigesellt wurde, ernannte der König ihn zum Rittmeister und zum Chef derselben mit 50 Thalern monatlichen Gehalts und mit 9 Thalern für drei Rationen. Nach der im Mai wohlbestandenen Revue wurde er mit seiner Compagnie nach Beelitz „detachirt“.

Ein dienstliches Versehen brachte ihm schon im Sommer des nämlichen Jahres

vier Wochen Arrest ein, aber trotzdem wählte ihn der König zum Führer einer aus Littauischen und Berliner Husaren gemischten Compagnie, welche er aus Anlaß des polnischen Thronfolgekrieges im Frühjahr 1735 zum Reichsheere an den Rhein sandte. Der österreichische Husarenoberstlieutenant v. Baranyai sollte Zieten's Lehrer sein, der Schüler machte dem Meister Ehre. Z. benahm sich vor dem Feinde richtig und hielt außerdem seine Truppe gut in Ordnung. Daß der König mit ihm zufrieden gewesen war bewies Zieten's nach der Heimkehr am 29. Januar 1736 erfolgte Ernennung zum Major. Im J. 1737 heirathete dieser ein dreiunddreißigjähriges Fräulein v. Jürgas. Kurz vorher hatte er wiederum mit einem Vorgesetzten, seinem Regimentscommandeur, dem Oberstlieutenant v. Wurmb, einen Zweikampf ausgefochten, in welchem beide Theile nicht unerheblich verwundet worden waren. Mag auch Wurmb ein Raufbold gewesen sein, so war doch Zieten's hitzige und reizbare Gemüthsart nicht ohne Schuld an den vielen und langwierigen Mißhelligkeiten, welche vor wie nach zwischen den Gegnern bestanden.

In den 1. Schlesischen Krieg zog Z. als Major und Schwadronchef, als Oberst und Regimentschef ist er heimgekehrt. Mehrfach war er durch husarische Thätigkeit und Tüchtigkeit hervorgetreten. Zum ersten Male geschah es am 10. Mai 1741 in einem Gefechte bei Rothschloß zwischen Strehlen und Nimptsch, wo eine durch des Königs Flügeladjutanten, den Major v. Winterfeldt, geleitete Abtheilung den Oesterreichern einen Fourragetransport abjagte und Z. fast seinen Lehrmeister Baranyai gefangen genommen hätte. Tags zuvor war Z. zum Oberstlieutenant befördert, jetzt erhielt er den Orden pour le mérite; wahrscheinlich mit Rücksicht auf die wirksame Hülfe, welche er am 10. Juni den in Olbendorf zwischen Strehlen und Grottkau hartbedrängten Natzmer'schen Ulanen, die dort ihr schlecht gerathenes Probestück ablegten, gebracht hatte, wurde er am 22. Juli Oberst und am 24. d. M. unterzeichnete der König die „Capitulation über ein Regiment Husaren für den Oberst Hans Joachim von Zieten", welches aus drei Schwadronen Leib-Husaren und ebensovielen Schwadronen Bronikowski-Husaren gebildet wurde. Bald darauf befahl der König das Regiment durch vier weitere Schwadronen zu vermehren und es in zwei Bataillone zu gliedern. Die damit verbundene Arbeit beschäftigte Z. in den in Niederschlesien schon früh bezogenen Winterquartieren 1741/42 vollauf. Daß sie gelungen war zeigte der Feldzug des nächsten Jahres. Derselbe begann schon Ende Januar und führte Z.'s Husaren, von denen acht Schwadronen ausmarschirt waren, durch Mähren bis nach Stockerau, nur vier Meilen von Wien, so daß sie den Stefansdom in die Lüfte ragen sahen. Aber der Vorstoß erwies sich als verfehlt und der Rückzug, während dessen Z. unter dem Prinzen Dietrich von Anhalt stand, brachte Jenen um die Theilnahme an der Schlacht von Czaslau. Erst am 21. Mai langte er bei der Armee des Königs in Böhmen an und am 30. Juli 1742 rückte das Regiment, nachdem zu Breslau Friede geschlossen war, in Berlin ein.

Die Zeit nach Beendigung des 1. Schlesischen Krieges bis zum Beginne des 2. verstrich unter eifriger Vorbereitung für diesen. Z. wurde mehrfach verwendet, um bei anderen Husarenregimentern kriegsmäßig „einzusetzen" und seine schriftlichen Ausarbeitungen, „Dispositionen", fanden den Beifall des Königs, woraus sich die Unrichtigkeit umlaufender Anekdoten über seinen Mangel an Elementarkenntnissen ergibt; überhaupt lernte der König ihn immer höher schätzen und bezeigte ihm größeres Wohlwollen als er ihm anfangs entgegengebracht hatte; auf eine Bitte vom 12. Jan. 1743 um Zulage, weil ihm seine Subsistenz in dem theueren Berlin recht schwer würde, erfolgte freilich zunächst noch der Bescheid „Geduld haben", aber der König schenkte ihm Holz und Steine zu

Bauten in Wustrau. Die überreiche Husarenuniform wird diese Subsistenzschwierigkeiten erhöht haben.

Die anempfohlene Geduld wurde am 3. October 1744 durch die Ernennung zum Generalmajor belohnt, welche mit Rücksicht auf einen schon beförderten Hintermann vom 1. Februar d. J. datirt war. Sie enthielt die Anerkennung für die von Z. beim herbstlichen Einmarsche in Böhmen und namentlich bei dem von Prag aus unter General Graf Nassau ausgeführten Unternehmen geleisteten Dienste. Gleich nachher zeichnete Z. sich in einer am 9. October von ihm geleiteten „kleinen Bataille“ bei Moldauthein aus. Aber der Feldzug war verfehlt. Der König war genöthigt seinem Lehrmeister Traun Böhmen zu überlassen, Z. gab er am 30. December seine Zufriedenheit durch Gewährung einer persönlichen Zulage von jährlich 1200 Thalern zu erkennen.

Wie aus jenem Jahre das geflügelte Wort „Zieten aus dem Busch“ stammt, so gehört dem nächsten der „Zietenritt“, welchen Z. am Abend des 19. Mai 1745 aus der Gegend von Patschkau antrat und am 20. Nachmittags, nachdem er zwölf Meilen, vielfach querfeldein, zurückgelegt hatte, in Jägerndorf beendete. Es handelte sich darum den mit ungefähr 9000 Mann hier postirten Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt zur Armee des Königs heranzuziehen. Die Verbindung war durch die zwischen Neustadt und Jägerndorf stehenden Oesterreicher unterbrochen, mehrfache Versuche dem Markgrafen Kunde zu geben waren fehlgeschlagen, aber weder die Schwierigkeiten des Geländes noch der vom Feinde entgegengesetzte Widerstand hielten Z. auf. Mit einem Verluste von 26 Mann und mit 70 Gefangenen langte er beim Markgrafen an und übergab diesem den königlichen Brief, welcher ihn zur Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedeberg berief. Hier war am 4. Juni auch Z. zur Stelle. Er stand anfangs mit seinen zehn Schwadronen in Reserve. Als aber die Kürassierbrigade Kyau vorging, folgte er dieser und, wie der König schreibt, „seconda merveilleusement la valeur brillante de Kyau“. Dann nahm er unter General du Moulin an der Verfolgung nach Böhmen hinein Theil und führte hier demnächst mehrere gelungene kleine Unternehmungen selbständig aus, der König schenkte ihm immer größeres Vertrauen. Bei der Schlacht von Soor am 30. September war Z. nicht zugegen, dagegen erwarb er sich besonderes Verdienst um das Gelingen des Ueberfalles der Sachsen in Katholisch-Hennersdorf am 23. November. Er wurde hier durch einen Schuß in die Wade verwundet, aber mehr als der Schmerz, den die Wunde verursachte, quälte ihn die Eifersucht. Er glaubte sich gegen Winterfeldt zurückgesetzt und schrieb deshalb an den König, der sich freilich nicht dreinreden ließ, aber Zieten's Leistungen und das Verhalten seines Regiments durch die Verleihung erbeuteter Pauken anerkannte. Es war eine hohe Auszeichnung.

Als ein volksthümlicher Held und im Heere hoch angesehen kehrte Z. im Januar 1746 nach Berlin zurück um in emsiger Friedensarbeit sich und seine Husaren vorzubereiten auf neue Arbeit, wenn der König wiederum rufen würde. Aber dieser war zur Zeit der Ruhe nicht so zufrieden mit ihm wie im Kriegsleben. Z. war zu lässig und zu weich, es mangelte ihm an der erforderlichen Schärfe und er vermochte nicht Ordnung und Manneszucht zu erhalten wie sein Kriegsherr fordern mußte und forderte. Daher mancherlei Verstimmung, welche kurz vor Beginn des Siebenjährigen Krieges durch die Beförderung eines als Stabsofficier wie als Generalmajor Jüngeren, des ihm verhaßten Winterfeldt, auf das äußerste stieg. Dazu kamen gichtische Leiden, die Z. schon lange plagten, und der im März 1756 erfolgte Tod der Gattin, so daß er gern den Abschied genommen hätte. Da erschien der König Ende Juli persönlich in seiner Woh-

nung und verkehrte durch eine freundliche Ansprache, welche den Werth erkennen ließ, den Friedrich auf Zieten's Theilnahme am Kriege legte, dessen „Muckschen" in das Gegentheil. Dieser meldete sich gesund und am 12. August trug das Generallieutenantspatent zu seiner vollständigen Herstellung bei.

Am 20. August marschirte er ab, überschritt, an die Spitze einer Abtheilung von 4 Bataillonen und 8 Schwadronen gestellt, deren Stärke bald auf 10 Bataillone und 40 Schwadronen stieg, die Grenze und nahm zunächst an der Einschließung der Sachsen theil, am 30. September einen Durchbruchsversuch vereitelnd; dann bezog er, nachdem er einen Einfall in Böhmen gemacht hatte, Winterquartiere im Erzgebirge mit dem Hauptquartiere in Zwickau; seine Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte hinterließen bei den Bewohnern des Bezirkes ein gutes Andenken. Den Feldzug des Jahres 1757 leiteten für Z. einige gelungene Unternehmungen glücklich ein; dann führte er des Königs Vorhut zur Schlacht bei Prag, in welcher er am 6. Mai durch entschlossenes und kräftiges Eingreifen mit der 50 Schwadronen starken Reservecavallerie wesentlich dazu beitrug, daß die anfänglichen Mißerfolge des linken preußischen Flügels in einen glänzenden Sieg umgewandelt wurden. Tags zuvor hatte er den Schwarzen Adlerorden erhalten. In der nächsten Schlacht, der am 18. bei Kolin geschlagenen, in welcher er wiederum 50 Schwadronen, meist Husaren, unter seinen Befehlen hatte, konnte er freilich, trotz wiederholten mannhaften Anreitens gegen die österreichische Cavallerie unter Nadasdy, das Geschick des Tages nicht wenden, aber er wurde der ihm gestellten Aufgabe, die linke Flanke der Infanterie zu decken, vollkommen gerecht und behauptete bis zum Abend ruhmvoll die Wahlstatt. Durch eine Kartätschkugel war er beim letzten Angriffe am Kopfe contusionirt worden, konnte aber beim Abmarsche aus Böhmen schon wieder die Nachhut führen. Bei Moys, wo am 7. September Winterfeldt fiel, kam Z. wenig zur Thätigkeit. Von dort marschirte er unter dem Herzoge von Bevern nach Schlesien und in der hier am 22. November gelieferten, für die Preußen unglücklichen Schlacht an der Lohe, löste er eine der bei Kolin ihm gestellt gewesenen Aufgabe sehr ähnliche mit gleichem Erfolge. Wieder hatte er Nadasdy gegenüber die linke Flanke zu sichern und wieder wurde er nicht in die allgemeine Niederlage verwickelt, sondern behauptete bis zum Ende seinen Posten.

Am 27. übertrug der König den Oberbefehl des Heeres, welcher zunächst an den ältesten General übergegangen war, an Z.; am 2. Decbr. stieß dieser bei Parchwitz zum Könige; am 5. leitete er durch einen gelungenen Reiterangriff die Schlacht bei Leuthen ein, schlug dann seinen alten Gegner Nadasdy aus dem Felde und beutete den Sieg durch thunliche Verfolgung des geschlagenen Feindes aus, ohne dabei jedoch dem Feuereifer des Königs zu genügen. Es waren ihm zu jenem Zwecke 11 Bataillone und 65 Schwadronen unterstellt. Im Winter auf 1758 befehligte er von Landeshut aus eine Winterpostirung an der böhmischen Grenze und bemühte sich sein Regiment wieder vollzählig zu machen; Zieten's Name und der rote Dolman bewährten dabei ihre Anziehungskraft. An der böhmischen Grenze blieb er mit Fouqué vereint stehen, als der König Mitte April nach Mähren aufbrach. Ende Mai wurde er von hier zur Belagerung von Olmütz herangezogen und einen Monat später wurde er dem von Neiße mit einem großen Transporte erwarteten Oberst v. der Mosel entgegengesandt um diesen in das preußische Lager zu geleiten; das Gefecht von Domstädtl, in welchem Z. am 30. Juni Laudon unterlag, machte seinen Auftrag scheitern, nur die Geldwagen vermochte er zu retten; die Belagerung wurde wegen Ausbleibens des erwarteten Nachschubes aufgegeben. Bei der Zorndorfer Schlacht war Z. nicht gegenwärtig, er befand sich während jener Zeit in der Lausitz; am 14. October aber theilte er des Königs Mißgeschick bei Hochkirch. Daß er des Letzteren

Weisungen entgegen in der dem Ueberfalle vorangehenden Nacht nicht habe absatteln lassen, ist eine Fabel; Z. war zu sehr Soldat, als daß er ihm ertheilte Befehle nicht befolgt oder umgangen hätte, aber hinterher that er sein möglichstes, um durch herzhafte Angriffe die Niederlage abzuschwächen; dann sicherte er durch geschickte Anordnungen den Rückzug. Als darauf der König nach Neiße ging, blieb Z. beim Prinzen Heinrich in der Hirschberger Gegend und erhielt für den Winter auf 1759 fast die nämliche Aufgabe wie im Jahre zuvor; sein Hauptquartier war wiederum meist Landeshut; sein Corps bestand aus 30 Bataillonen und 35 Schwadronen, welche von Greifenberg bis nach Waldenburg beobachteten. Z. war in unausgesetzter Thätigkeit und in stetem Briefwechsel mit dem Könige, welchen er nicht nur über die Vorgänge an der Grenze, sondern durch Kundschafter unterstützt, zu deren Bezahlung der König reichlich Geld gab, auch über die in Wien und im feindlichen Hauptquartiere erwogenen Pläne in laufender Kenntniß erhielt. Daneben widmete er der Ergänzung und Ausbildung seiner Husaren große Aufmerksamkeit. Kleinere Unternehmungen hielten ihn auch kriegerisch in Athem. Der König erkannte seine Mühe und Arbeit gern und lebhaft an.

Der eigentliche Feldzug des Jahres 1759 begann erst im Juli. Besondere Ruhmesthaten Zieten's hat die Kriegsgeschichte aus demselben nicht zu berichten. Er gehörte zu dem Heerestheile des Prinzen Heinrich, welcher ihm vielfach die Ausführung besonderer Aufträge anvertraute, deren Schauplatz meist die Lausitz war. Während des Winters auf 1760 versah er den Wachdienst im Kurfürstenthume Sachsen. Er befehligte bei Kesselsdorf das der Armee vorgeschobene Avantgardencorps. Der König bezeigte ihm seine Zufriedenheit durch ein Geldgeschenk, welches er mit dem Ausdrucke des Bedauerns übersandte, daß er bei seinen jetzigen Umständen seine Erkenntlichkeit nicht auf eine beträchtlichere Weise an den Tag legen könne.

Um so glänzender war im J. 1760 Zieten's Thätigkeit. Daß dieser in der Schlacht bei Liegnitz am 15. August durch die Besetzung und Behauptung seiner Stellung auf den Pfaffendorfer Höhen mit 17 Bataillonen und 48 Schwadronen wesentlich geholfen hatte den Sieg zu erringen dankte ihm der König durch die auf dem Schlachtfelde erfolgende Ernennung zum General der Cavallerie und durch die Verleihung der etwa 200 Thaler jährlich einbringenden Drostei Berum in Ostfriesland, wofür Z. seinerseits sich erkenntlich zeigte, indem er am 3. November an der Spitze von 24 Bataillonen, 51 Schwadronen und 90 Geschützen durch die in später Abendstunde erfolgende Erstürmung der Siptitzer Höhen die Schlacht bei Torgau zu Gunsten der preußischen Waffen entschied. — Die Winterquartiere wurden in der nämlichen Gegend aufgesucht, in welcher sie im Jahre zuvor bezogen waren. Z. hatte wiederum eine vorgeschobene Stellung inne; sein Hauptquartier befand sich zuerst in Wilsdruff, später in Meißen. Eine Anweisung auf 4000 Thaler als Winterdouceurgelder bewies durch die ungewöhnliche Höhe der Summe wie viel Dank der König ihm zu schulden glaubte. Es ging dieses Mal ruhiger zu als in den Vorjahren; man kam stillschweigend überein, sich das Leben nicht schwer zu machen. Im preußischen Lager hoffte man auf Frieden. Darüber wurde aber die Sorge für die Schlagfertigkeit des Heeres nicht vernachlässigt. Z. war eifrig darüber aus die ihm unterstellten Truppen kriegstüchtig zu machen und namentlich sein eigenes Regiment vollzählig und gut beritten in das Feld rücken zu lassen.

Friedrich erkannte, daß im J. 1761 der Kriegsschauplatz in Schlesien der wichtigere sein werde. Dorthin marschirte er, während sein Bruder Prinz Heinrich in Sachsen zurückblieb, mit etwa 30 000 Mann Anfang Mai ab und nahm Z. mit sich. In Schlesien angekommen entsandte er diesen um an des zu Tode

erkrankten und gleich darauf verstorbenen Generals v. der Goltz Stelle das Commando eines etwa 11 000 Mann starken Heerestheiles zu übernehmen, welcher die anmarschirenden Russen zu beobachten hatte. Am 29. Juni langte er in Glogau an und rückte sofort dem Feinde entgegen; die Vereinigung seiner getrennten Heeresabtheilungen konnte er aber nicht mehr hindern. Der Sommer verging unter fortgesetzter Beobachtung, welche ihn bald nach Oberschlesien führte, von wo er am 30. Juli in der Gegend von Neustadt zur Armee des Königs zurückkehrte. Eine von Z. geleitete Erkundung, welche am 12. August zu einem Gefechte führte, brachte Klarheit über die Verhältnisse auf feindlicher Seite und zeigte, daß Oesterreicher und Russen der Vereinigung nahe waren. Dann bezog Z. mit dem Könige das Lager von Bunzelwitz, in welchem ihm der Oberbefehl auf der den Russen gegenüberliegenden Flanke übertragen wurde, während der König selbst sich den gefährlichsten Platz, den durch Laudon bedrohten, vorbehielt, und an der dritten Stelle der General v. Ramin commandirte.

Den Winter auf 1762 verlebte Z. in Breslau, wo der König sein Hauptquartier genommen hatte. Bei Beginn des Feldzuges brachte die Ankunft der jetzt befreundeten Russen unter Tschernyscheff einen vollständigen Umschwung in die Kriegführung auf dem schlesischen Schauplatze. Der König plante nun ein größeres Unternehmen gegen Daun; er hoffte die österreichische Feldarmee ganz aus Schlesien zu vertreiben. Das eigene Hauptheer zerlegte er dazu in zwei Hauptmassen, von denen die eine Tschernyscheff, die andere Z. unterstellt wurde, aber die Entthronung des Zar Peter und die darauf erfolgende Abberufung der Russen vereitelten die Absicht. Tschernyscheff's eigenmächtige Verzögerung seines Abmarsches gestattete jedoch dem Könige am 21. Juli die Oesterreicher von den Höhen bei Leutmannsdorf und bei Burkersdorf zu vertreiben, Z. war indessen gegen Schweidnitz aufgestellt und verhinderte die Ausführung eines von dort unternommenen Ausfalles. Während der nun folgenden Belagerung der Festung war ihm die Beobachtung der in die höheren Theile des Grenzgebirges zurückgegangenen Oesterreicher übertragen. Es war die letzte Aufgabe, welche er im Kriege zu erfüllen hatte. — Z. war in dem siebenjährigen Kampfe zu einem tüchtigen Gehülfen des königlichen Feldherrn herangewachsen und hatte sich vielfach als ein tüchtiger Unterführer erwiesen. An seinen taktischen und strategischen Maßnahmen finden die Kritiker freilich hie und da Aussetzungen zu machen, trotzdem hatte er gute Dienste geleistet. Daß er ein Meister im kleinen Kriege war, hatte er schon früher gezeigt.

Auf einem Gebiete aber genügte er dem Könige nicht. Schon früher hatten seine Leistungen auf demselben des Kriegsherrn Beifall nur in geringem Grade gefunden. Es war der innere Dienstbetrieb. Deshalb wurde er übergangen, als im J. 1763 für gewisse Dienstzweige die Stellung der Generalinspecteure der Cavallerie wie der Infanterie zwischen die der Regimentschefs und den König eingeschoben ward. Als solcher wurde für den Bezirk, zu welchem sein Husarenregiment gehörte, ein um achtzehn Jahre jüngerer Officier ernannt. Der alte General erwies sich ihm gegenüber als vollkommener Soldat, dem seines Kriegsherrn Befehl unabweichliches Gesetz ist. Als der mit dem Amte betraute Generalmajor v. Lolhöffel, welcher erst 1764 jenen Rang erhalten hatte, im nämlichen Jahre auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin die Specialrevue über sein Husarenregiment abhielt, empfing ihn Z. wie er den König selbst empfangen haben würde. — Er war demüthig vor Gott wie vor den Menschen, einfach und schlicht. Was von seiner Religiosität erzählt wird, beruht theilweise auf Uebertreibung; wenigstens bildete er in diesem Punkte nicht eine solche Ausnahme wie man nach mancherlei darüber umlaufenden Erzählungen anzunehmen geneigt ist; es gab unter den Officieren noch mehr Menschen seinesgleichen.

In jenem Jahre verheirathete Z. sich zum zweiten Male. Am 24. August 1764 wurde auf einem Blumenthal'schen Gute in der Priegnitz seine Hochzeit mit der fünfundzwanzigjährigen Hedwig v. Platen gefeiert; beim Tanze überraschte er alle Welt „durch seinen freien, geschmeidigen und schönen Anstand". Aus seiner ersten Ehe lebte eine achtzehnjährige Tochter, der zweiten entstammen an Kindern, die den Vater überlebt haben, ein am 6. October 1765 geborener Sohn, dessen Taufe der König in Person beiwohnte, und eine Tochter, welche 1773 geboren ward. Der Sohn, welcher 1840 den Grafentitel erhielt, starb unvermählt. Aus der Ehe der jüngeren Tochter mit einem anderen Z. stammt derjenige Zweig der Familie v. Schwerin, aus welcher der jedesmalige Fideicommißherr von Wustrau seit 1859 den Namen „Graf Zieten-Schwerin" führt. Schon im J. 1768 rechnete der König, wie der militärische Theil seines dem Cabinetsarchive überantworteten politischen Testaments nachweist, nicht mehr auf Zieten's Dienste bei einem in Frage kommenden Kriege. Als der alte General 1778 nicht auf den Feldetat gesetzt war, bat er freilich den König, daß ihm gestattet werden möge am Kriege Theil zu nehmen, wurde aber in gnädigen Worten abschläglich beschieden. Doch hatte er noch als Sechsundsiebzigjähriger bei einem dreitägigen Berliner Manöver die gesammte Reiterei ohne den Beistand eines Unterführers befehligt. Allmählich aber nahmen seine Kräfte ab, er schrumpfte immer mehr zusammen und am 27. Januar 1786 ist er in dem von ihm 1763 für 14 500 Thlr. erkauften Hause an der Kochstraße zu Berlin (Nr. 61/62, jetzt abgebrochen) sanft entschlafen. Am 31. d. M. ward er auf dem Wustrauer Erbbegräbnißplatze nahe der Dorfkirche beigesetzt. In Wustrau, wo er schon 1743 an Stelle der alten „Kaluppe", in welcher seine Wiege gestanden, ein stattliches Haus gebaut hatte, verbrachte er seit 1766 regelmäßig den Sommer und der Hebung seines dortigen Besitzthums widmete er eingehendste Sorgfalt. Sein Mühen trug reiche Frucht. Das Gut, welches 1726 für 400 Thaler verpachtet gewesen war, wurde 1786 auf 65 057 Thaler abgeschätzt. Im übrigen hinterließ Z. kein Vermögen. Als nach seinem Tode der Berliner Haushalt aufgelöst wurde, gelangte das gesammte Mobiliar zur Versteigerung und der König schenkte der Wittwe, um sie aus ihren Verlegenheiten zu befreien, 10 000 Thaler.

Auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin, dem Zietenplatze zugekehrt, steht Zieten's Standbild, nach dem jetzt dem Cadettencorps überwiesenen Marmorstandbilde von Schadow in Erz gegossen, und am Friedrichsdenkmale unter den Linden befindet sich seine Statue zu Pferde; Prinz Heinrich errichtete ihm zu Rheinsberg ein Denkmal.

Eine eigentliche Lebensbeschreibung ist nicht vorhanden. Eine vom Archivar Dr. G. Winter verfaßte Arbeit (2 Bände, von denen der zweite die Urkunden enthält, Leipzig 1886) ist mehr eine Darstellung der Kriege, an denen er theilgenommen hat, Zieten's Erscheinung tritt nur selten zu Tage. — „Zieten" von Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld (2. Aufl., Berlin 1885) ist eine zuverlässige, aber aphoristische Arbeit; eine beigegebene bibliographische Umschau gibt Auskunft über die sonst noch erschienenen geringwerthigen Schriften. — Ueber Wustrau s. Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg I. Berlin 1862. B. v. Poten.

Zieten: Hans Ernst Karl Graf v. Z., preußischer Feldmarschall, geboren am 5. März 1770, † am 3. Mai 1848, der zweite Husarengeneral aus dem Geschlecht der Zieten und einer der tüchtigsten preußischen Heerführer in den Kämpfen gegen Napoleon I., gehörte der älteren, damals noch evangelischen Linie der Familie v. Z. an, die auf Dechtow im Havellande ihren Sitz hatte, war also mit dem der jüngeren (Wustrauer) Linie angehörigen fridericianischen

Husarengeneral Hans Joachim v. Z., dem berühmtesten Träger seines Namens, nur entfernt verwandt. Er wurde noch bei Lebzeiten des großen Königs (1785) Standartenjunker im Leibhusarenregiment v. Z. (1806 v. Rudorf) Nr. 2, am 2. Februar 1788 Cornet, am 29. Mai 1790 Secondlieutenant, im Juni 1793 Adjutant bei dem in der preußischen Heeresgeschichte zu einem zweifelhaften Ruhme gelangten damaligen Generallieutenant, späteren Feldmarschall Grafen v. Kalkreuth, in dessen Begleitung er die Rheinfeldzüge, insbesondere die Schlachten von Kaiserslautern mitmachte und dem er insgesammt vierzehn Jahre beigegeben blieb, am 7. December 1793 Rittmeister von der Armee, am 11. November 1799 Inspectionsadjutant der West- und Südpreußischen Cavallerieinspection und am 12. Juni 1800 Major. In der Zwischenzeit verheirathete er sich (am 31. Jan. 1797) mit der am 2. Januar 1776 geborenen, einer luxemburgischen Familie angehörigen Gräfin Josephine Clementine Berlo. Nach der Schlacht von Auerstädt entsandte ihn Kalkreuth, um mit Davout einen zwölfstündigen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten und zum Fortschaffen der Verwundeten abzuschließen, den Davout indeß ablehnte. Bei dem Feldzuge in Ostpreußen (1807) erhielt er den Befehl der 1. Husaren-(Vorposten)Brigade (4 Schwadronen Württemberg-Husaren, Füsilierbataillon Wakenitz, eine halbe reitende Batterie) und fand alsbald in den Februarkämpfen an der Alle zum ersten Male Gelegenheit seine Begabung als Truppenführer zu zeigen. Nach dem Falle von Danzig hatte er die Passarge von Braunsberg bis zur Plaswicher Mühle zu beobachten. Am 21. Mai 1807 zum Oberstlieutenant befördert, hatte er nach der Schlacht bei Friedland (14. Juni) den Rückzug des L'Estocq'schen Corps auf der Straße nach Königsberg zu decken, wobei seine Brigade große Verluste erlitt. Bei Labiau bestand er am 17. ein heftiges Gefecht mit den nachdrängenden Davout'schen Truppen, das ihm abermals große Verluste brachte und bedenkliche Mängel bei seinen Truppen aufdeckte. Am 18. Februar 1809 zum Commandeur des ersten Schlesischen Husarenregiments und am 1. Juni 1809 zum Obersten befördert, galt er damals nach dem Urtheil Scharnhorst's als ein höchst geschickter und bestens (u. a. von L'Estocq) empfohlener Officier, der deswegen auch außer der Reihe befördert worden war. Jedoch läßt eine von ihm am 10. März 1810 erlassene Instruction „für die der Linieninfanterie attachirten Truppen" erkennen, daß er noch nicht sehr von den modernen militärischen Anschauungen erfüllt war, indem er nur ein geringes Verständniß für die Ausbildung des Tirailleurwesens zeigte. Bei der Reorganisation des Heeres wurde er u. a. auch in die unter Scharnhorst's Vorsitz tagende Commission für die Abfassung des Cavallerie-Exercierreglements entsandt. Am 12. December 1809 mit der, zunächst vorläufigen Führung der Oberschlesischen Cavalleriebrigade betraut, wurde er am 30. März 1813 Generalmajor. Mit seiner dem Blücher'schen Corps angehörigen Brigade nahm er hervorragend am 2. Mai an der Schlacht von Großgörschen theil, insbesondere mit abwechselndem Glücke um den Besitz von Kleingörschen kämpfend. Neben ihm fiel der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, den er vergebens aus der Gefahr zu entfernen gesucht hatte. Eine höchst glückliche Waffenthat gelang ihm durch das glänzende Reitergefecht bei Haynau am 26. Mai. Von Blücher mit der Leitung desselben betraut, lockte er die Truppen des französischen Generals Maison in einen Hinterhalt und fügte ihnen, zur richtigen Zeit von seinem Standpunkte, der Mühle von Baudmannsdorf, durch deren Anzündung das Zeichen zum Angriff gebend, mit 18 Schwadronen eine empfindliche Schlappe bei, die den auf dem Rückzuge von Bautzen nach Liegnitz befindlichen preußisch-russischen Truppen sehr zu statten kam und vor allem das Prestige der verbündeten Armeen noch kurz vor Abschluß des Waffenstillstandes von Poischwitz wiederum hob und den Muth der

Truppen belebte. Der Ueberfall von Haynau verschaffte Z. das Eiserne Kreuz 1. Classe. Nach Ablauf der Waffenruhe fand Z. als Chef der zum 2. (Kleist'schen) Corps gehörigen 11. Brigade bei der Hauptarmee Verwendung. In der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August kämpfte er nach Einnahme von Strehlen mit einigem Erfolge um den Großen Garten. Zur Entscheidung bei Kulm (30. August) trug er wesentlich bei, indem er den Rücken des Kleist'schen Corps deckte, am 29. bei Glashütte ein lebhaftes Gefecht mit Marschall St. Cyr bestand und in hartnäckigem Kampfe mit den durch die Aufweichung der Wege sich entgegenstellenden Bodenschwierigkeiten durch Besetzung des Südrandes des Jungfernwaldes hinter Nollendorf die Straße sperrte. Er war es, der nach einem Erkundungsritt mit Diebitsch den noch im Unklaren über die Bedeutung seines Rückenmarsches schwebenden Kleist über die außerordentlich günstige Lage der Dinge aufklärte. Nach der Schlacht blieb er als Vortrab gegen Peterswalde stehen. An den zur Schlacht von Leipzig führenden Gefechten lebhaft betheiligt, wurde er kurz vor dem Entscheidungskampfe mit seiner Brigade dem Corps des österreichischen Generals v. Klenau zugetheilt und sicherte am 16. October (Wachau) die Verbindung desselben mit dem Wittgenstein'schen Corps, unterstützte mit sicherem Blicke den Kampf um Seiffertshain, räumte, nachdem er vergeblich seine entgegenstehende Ansicht entwickelt hatte, auf wiederholten Befehl das Nieder- und Universitätsholz, konnte jedoch noch rechtzeitig dazu beitragen, daß Gr.-Pösna gehalten wurde. Am 18. unternahm er auf Barclai de Tolly's Befehl nach der glücklichen Vertheidigung von Zuckelhausen mehrere vergebliche Versuche Stötteritz zu nehmen. Später eroberte er das von seinen Geschützen in Brand geschossene Dorf Probstheida. Seine Brigade erlitt in diesen Kämpfen namhafte Verluste, die aber charakteristischer Weise nicht genau verzeichnet sind. In dem folgenden Winterfeldzuge auf französischem Boden kam Z., nunmehr mit dem Kleist'schen Corps Glied des Blücher'schen Heeres und seit dem 8. December 1813 Generallieutenant, mit seinen neuformirten Truppen (hauptsächlich Schlesiern) mehrmals in wichtigen Augenblicken ins Feuer, insbesondere am 14. Februar 1814 in den Kämpfen bei Etoges, wo er, nachdem er Tags zuvor Marmont auf Fromentieres zurückgeworfen hatte, von Napoleon selbst bei Vauchamps umgangen wurde und nach überaus tapfrer und umsichtiger Gegenwehr unter schweren, seine Brigade fast aufreibenden Verlusten sich auf das Gros zurückziehen mußte, und am 9. März bei Laon, wo er an der Spitze der Cavallerie des York'schen und Kleist'schen Corps (30 Schwadronen) eine großangelegte, in einigen Stücken dem Haynauer Unternehmen ähnelnde nächtliche Umgehung des Feindes durch sumpfiges Gelände hindurch in glänzender Weise löste und den Sieg dadurch zu einem vollständigen gestaltete. Von den während des Treffens von Laon erbeuteten 45 Geschützen und 131 Munitionswagen eroberten Zieten's Truppen die Mehrzahl. Nach dem ersten Pariser Frieden übernahm er an Stelle von Kleist den Befehl über das zweite Armeecorps und bezog im Departement der Somme Ruhequartiere, Amiens zu seinem Hauptquartier wählend. Später wurden die Quartiere an den Rhein verlegt. In dieser Zeit verlor er seine Gattin (19. Juli 1814). Einen wichtigen Antheil nahm Z. am Feldzuge von 1815 als Befehlhaber seines bisherigen, des nunmehrigen 1. Corps, das Ende Mai aus über 30 000 Mann bestand. Sein Generalstabschef war der eitle Oberstlieutenant Ludwig v. Reiche. Beim Herannahen Napoleon's fiel dem schon seit Monaten in Charleroi cantonnirenden Z. die schwierige Aufgabe zu, sich mit möglichster Langsamkeit auf Fleurus zurückzuziehen, um den weiter entfernten anderen Corps Gelegenheit zu geben sich inzwischen gleichfalls an diesem für das preußische Heer zum Sammelpunkt bestellten Orte einzufinden. Z. zeigte sich trotz der flatterhaften Art seines

Generalstabschefs der Aufgabe vollkommen gewachsen, indem er voll Wachsamkeit die Bewegungen des herannahenden Feindes verfolgte, in trefflicher Weise Fühlung mit Wellington und dem preußischen Obercommando zu halten wußte und im Laufe des 15. Juni unter fortwährenden heftigen Gefechten insbesondere bei Gilly, und unter verhältnißmäßig höchst geringen Verlusten den Rückzug durchführte, wobei er allerdings wie schon früher durch die wundervolle Haltung seiner Truppen unterstützt wurde. Bei Ligny mußte sein hauptsächlich zur Verwendung kommendes Corps insbesondere in der Stellung von St. Amand dem fürchterlichen Anprall Napoleon's nach verschiedenen für die Preußen aussichtsreichen Schwankungen nachgeben. Zwischen 6 und 7 Uhr Nachmittags schien sich der Sieg auf die preußische Seite zu neigen und Z., der während der Schlacht seinen Standpunkt auf dem Tombe de Ligny genommen hatte, gab bereits Befehl zum allgemeinen Vorrücken seiner Truppen. Doch erwiesen sich die Hoffnungen als trügerisch und bald verwandelte sich der Tag in eine Niederlage der Preußen. Es gelang Z. jedoch trotz der ungeheuren Verluste (er büßte bei Ligny mehr als 11 000 Mann ein) am Abend des 18. Juni gerade noch im letzten Augenblick dem erschütterten linken Flügel der Engländer bei Ohain und La Haye mit den Spitzen seines Corps die ersehnte Hülfe zu bringen, indem er trotz anders lautenden Befehles Blücher's auf das stürmische Ansuchen des Wellington beigegebenen Müffling ein Abschwenken über Papelotte nach Planchenoit unterließ und geradeswegs auf La Haye losging. Sein Erscheinen trug den terreur panique in die Reihen der Franzosen. Er hat sich dann bis Maison du Roi an die Spitze der Verfolgung gesetzt. In zahlreichen Gefechten und Unternehmungen fand er noch nach Belle-Alliance Gelegenheit seine Bravour zu beweisen, so bei Avesnes, Guise, Compiegne, Crespy, Villers-Cotterets, Nanteuil, Versailles, Marly, Issy (3. Juli). Das letztgenannte Gefecht, das Z. leitete, entschied die Uebergabe von Paris. Eine Auszeichnung war es daher für ihn, als Blücher anordnete, daß Niemand anders als Z. dem König die Nachricht von der Einnahme der französischen Hauptstadt schicken solle, ebenso daß er am 7. Juli als Erster in Paris einziehen durfte. Nachdem er anfangs sein Hauptquartier in Meudon genommen hatte, bezog er in Paris als solches das Palais des Herzogs von Arenberg. Ihm fiel die Ausführung des Befehls Blücher's zu, die Brücke von Jena zu sprengen, ein Unternehmen, das glücklicherweise mißlang. Bald nach dem Frieden wurde Z. mit dem Befehl über das preußische Occupationscorps betraut (3. October 1815). Sein Hauptquartier nahm er nunmehr in Sedan. Während des länger als drei Jahre währenden Commandos, das er höchst rühmlich ausübte, ging er öfter nach Paris an den Hof. Ebenso gab dieser Aufenthalt ihm Gelegenheit den Verkehr mit dem Oberbefehlshaber des Occupationsheeres Wellington und mit Verwandten seiner Frau in der Luxemburger Gegend zu pflegen. Auch ließ er sich seine damals 18jährige Tochter nachkommen. Im Spätsommer 1817 inspicirte König Friedrich Wilhelm III. die Truppen und erhob bei dieser Gelegenheit (3. September) Z. in den Grafenstand, verlieh ihm auch eine Dotation von 25 000 Thalern. Schon früher hatte Z. den Schwarzen Adlerorden erhalten. Im October 1818 hielt der König nochmals Heerschau über Zieten's Corps bei Donchery, zusammen mit Zar Alexander. Im November desselben Jahres ging Z., nach dem Abmarsch des Occupationscorps aus Frankreich, nach Berlin, wo er bald die Bestimmung empfing, das 6. (Schlesische) Corps zu commandiren. Am 14. September 1824 wurde er zum Chef des 4. Husarenregiments befördert, am 16. Juni 1825, am zehnjährigen Erinnerungstage von Ligny, General der Cavallerie. Schon recht gealtert, erhielt er endlich am 6. Februar 1839, 69jährig, als Generalfeldmarschall den Abschied. Mit regem Interesse

verfolgte er nach dem Ende der Kriegszeit alle das Heerwesen betreffenden Fragen. Es war ihm eine Genugthuung, als Blücher ihn zu einem Gutachten über erforderliche Reformen bei der Reiterei aufforderte, und noch in den vierziger Jahren nahm er Stellung in dem Streit über die von dem französischen Stallmeister Baucher über die Zureitung von Pferden aufgestellten Ansichten. Es schmerzte den alten Reiterführer, daß man in jener Zeit allgemein von einem Verfall der Reiterei sprach, und er machte sich anheischig, „40—50 kühne Reiterangriffe“ aus den letzten Kriegen zu nennen, ja es reizte ihn wol, selbst schriftstellerisch gegen die Verkleinerer seiner Waffe aufzutreten, „aber ich erinnerte mich, daß ich niemals etwas drucken lassen wollte und daß ich in dem Kriege mehrere Reiterangriffe selbst führte“. Dem im April 1847 zusammentretenden Ersten Vereinigten Landtage gehörte er als Mitglied der Herrencurie an, ist auch am 18. Juni in der Frage der Periodicität der Landtage als Sprecher seiner Curie, einen vermittelnden Standpunkt geltend machend, aufgetreten. Am 3. Mai 1848 ist er 78jährig in Warmbrunn, dessen Bäder er öfter gebrauchte, gestorben.

Durch und durch Militär, war Z. ein ausgezeichneter Corpsführer, der mit praktischem Blicke und großer Kaltblütigkeit auch während der aufregendsten Lagen seine Anordnungen traf und fast stets die ihm gestellten Aufgaben, mochten sie noch so schwierig sein, mit großer Geschicklichkeit löste. Das Urtheil Gneisenau's (bei Pertz-Delbrück V, 225) dürfte durchaus zutreffend sein. Er ist daher den verdientesten preußischen Truppenführern beizuzählen, wenngleich er nicht als Stratege oder Feldherr größeren Stiles bezeichnet werden kann. Der geborene Soldat bekundete sich nicht nur in seiner Tapferkeit und Ritterlichkeit, sondern auch in einer gewissen spartanischen Art. Die Strapazen, die er sich auferlegte, wurden seinen dadurch in Mitleidenschaft gezogenen Adjutanten zuweilen höchst unbequem. Frei von der vielfach beliebten Tadelsucht gegenüber den Anordnungen der Befehlshaber, war er dem gemeinen Manne ein zwar auf strenge Zucht achtender aber auch fürsorgender Vorgesetzter. Wissenschaftliche Bildung und geistige, außerhalb des militärischen Faches liegende Interessen scheint er weniger gehabt zu haben. Sein Hineinreden in Einzelheiten und sein hohes Selbstbewußtsein erschwerten seinen nächsten Untergebenen, wie Reiche, Reyher und Natzmer begreiflicherweise den Verkehr mit ihm. Auch sonst scheint er nicht sonderlich beliebt gewesen zu sein. Eine bei ihm sehr zu beobachtende Eitelkeit gab öfter zu Mokanterien Gelegenheit. Vorübergehend zeigte er auch Anwandlungen von politischem Ehrgeiz, wie er denn im Herbst 1832 gern zu der in den letzten Zügen liegenden Londoner Conferenz, auf der der europäische Areopag die schwierige belgisch-niederländische Frage zu lösen gesucht hatte, geschickt worden wäre und dies dem entsetzten Vertrauten des Königs, Witzleben, zu verstehen gab. „Kann dem Monsieur Talleyrand“ äußerte er damals „tüchtig den Kopf waschen“. Zwischen Gneisenau und ihm hat eine Zeitlang ein Zerwürfniß bestanden, über dessen Ursachen nichts bekannt geworden ist. Der einzige Zeitgenosse, der etwas wärmer über ihn spricht, ist Graf Nostitz. Als Commandirender in Breslau und Besitzer der von ihm erworbenen Herrschaft Adelsbach im schlesischen Kreise Waldenburg besuchte er öfters die ihm benachbarten Kriegsgefährten, Blücher in Krieblowitz, Gneisenau in Erdmannsdorf und Prinz Wilhelm Bruder in Fischbach. Natürlich stand er auch viel mit dem langjährigen Oberpräsidenten Schlesiens, Merkel, in Verkehr. Bei der Beerdigung Blücher's war er der vornehmste Leidtragende. Oefter war sein Haus anläßlich der Manöver Vereinigungspunkt eines höchst erlauchten Kreises. So sah er auch den Prinzen Wilhelm Sohn, den nachmaligen Kaiser, bei sich. Man ehrte in ihm den berühmten alten Kriegsmann und es kam vor, daß der

großmächtige Zar Nikolaus (1829) gelegentlich einer Truppenschau zwei Mal sein Regiment an dem dadurch beseligten Z. vorbeiführte.

Seine am 23. October 1799 geborene Tochter Josephine Clementine heirathete den Grafen Leopold Schaffgotsch. Außer ihr hinterließ er zwei Söhne, Leopold Karl, geboren am 23. März 1802, und Adrian Hans, geboren am 13. November 1803. Sein noch blühender Mannesstamm ist katholisch geworden.

Genealogisches Taschenbuch d. dtschn. gräfl. Häuser. Gotha. — v. Kleist, Die Generale d. preuß. Armee 1840—1890. Hannover 1891. — L. von Weltzien, Memoiren des kgl. preuß. Gen. d. Inf. Ludw. v. Reiche. Leipzig 1857. — v. Höpfner, Der Krieg von 1806 u. 1807. — v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 u. 1807. — (v. Scherbening,) Die Reorganisation d. preuß. Armee nach dem Tilsiter Frieden II. Berlin 1866. — Beitzke, Geschichte d. deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 u. 1814. — Das Gefecht bei Haynau. Militärwochenblatt 27. Jahrg. (1843). — v. Conrady, C. v. Grolman, II. Berlin 1895. — H. Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden. — H. Aster, Die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein u. Priesten im Aug. 1813 und die Schlacht bei Kulm. — H. Aster, Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig. — Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus d. Leben d. Generals v. Toll. — Gn. E. v. Natzmer, Aus d. Leben d. Generals Oldwig v. Natzmer. Berlin 1876. — Aus d. kriegsgeschichtl. Nachlasse Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen August von Preußen. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Hsg. vom Gr. Generalstabe. Heft 2. Berlin 1883. — Georg v. Kleist, Von Dresden nach Nollendorf. Beihefte z. Militärwochenblatt 1889. — (v. Grolman-Damitz,) Geschichte d. Feldzuges von 1814. — v. Sothen, Das Gefecht von Etoges am 14. II. 1814. Beihefte z. Militärwochenblatt 1894. — Kriegsgeschtl. Einzelschriften des Gr. Generalstabes, Bd. II: Der Fall von Soissons ꝛc.; — ebenda, Das Nachtgefecht bei Laon; — ebenda, Bd. I: Das Tagebuch d. Gen. d. Cav. v. Nostitz. — (v. Grolman-Damitz,) Geschichte d. Feldzuges von 1815. — v. Ollech, Geschichte d. Feldzuges von 1815. — Charras, Campagne de 1815. — Müffling, Aus m. Leben. — Pertz-Delbrück, Gneisenau. — v. Ollech, Carl Fr. W. v. Reyher. Beihefte z. Militärwochenblatt 1879. 5. u. 6. Heft. — Gn. E. v. Natzmer, Unter den Hohenzollern.

H. v. Petersdorff.

Zieten: Karl Hartwig Friedrich Daniel von Z., geboren am 1. Februar 1785, diente von 1801—1807 in der preußischen Armee, trat 1808 in württembergische Dienste, wurde 1810 Capitän und 1828 Major, starb am 20. Juni 1846 als Major des Ehren-Invalidencorps in Stuttgart. Z. war ein eifriger Sammler von Versteinerungen und zugleich vortrefflicher Zeichner. Sein 1830—33 in Stuttgart erschienenes Prachtwerk in Folio: „Die Versteinerungen Württembergs“ enthält auf 72 Tafeln Abbildungen der wichtigsten im Jura und im Muschelkalk Schwabens vorkommenden Versteinerungen nebst kurzen Beschreibungen. Das Material zu diesem Werk stammt zum Theil aus der Sammlung des Oberamtsarztes Dr. Hartmann in Göppingen. 1839 veröffentlichte Z. ein geognostisches Verzeichniß sämmtlicher Petrefacten Württembergs im Correspondenzblatt des landwirthschaftlichen Vereins.

v. Zittel.

Zille: Moritz Alexander Z., Theolog, freimaurerischer Führer und religiöser Lyriker, wurde am 31. März 1814 in dem Oberlausitzer Orte Oberullersdorf bei Zittau als Sohn eines Oekonomieverwalters geboren. Neun Jahre alt kam er auf die Bürgerschule zu Bernstadt, seit 1825 auf das Gymnasium zu

Zittau und studirte 1833—36 in Leipzig lutherische Theologie, dazu, wie damals noch die meisten Berufsgenossen, Philologie und Philosophie. Nach Erlangung des Magistergrads, 1838, wurde er daselbst Nachmittagsprediger der Universitätskirche zu St. Pauli, 1845 dort ordinirt. In diesem Jahre, das die „deutsch-katholische" und freireligiöse Bewegung auch in Sachsen mit politischen Klängen laut ihren Einzug erzwingen sah, trat Z. in die Oeffentlichkeit, als er an den sechs Särgen der am 12. August in den Leipziger antikatholischen Unruhen gefallenen „Brüder" am 18. August die Einsegnungsrede auf dem Friedhofe halten mußte. Dieses Auftreten ist für das Urtheil über Zille's religiöse und kirchliche Stellungnahme wesentlich: er nennt jene Todten „unschuldig" und erhofft aus dem geflossenen Blute Versöhnung. Am 1. Januar 1846 übernahm er die Redaction der neuen „Allgemeinen Zeitung für Christenthum und Kirche. Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung" (zwei Mal wöchentlich). Als ein jedem, wenn auch nicht officiell-kirchlichen, so doch innerlich gläubigen Streben, freilich nur evangelischer Richtung, offenes Organ, weshalb sie für die Geschichte der unruhigen, oft maßlosen Gährungen jenes Lustrums wichtig ist, steuerte er sie durch die Stürme von 1848, obwol in dem erregten Leipzig immer mitten in der Bewegung, hindurch bis 1849. Mit diesem Jahre scheint sich seine entschieden kirchliche Entwicklung zu verlangsamen und gemach still zu stehen; deren litterarische Erzeugnisse wie „Harfenklänge. Geistliche Lieder" (1844), „Palmenzweige. Anthologie religiöser Gedichte" (1844) und „Der evangelische Christ am Reformationsfeste 1845" liegen vorher, desgleichen die Dichtungen „Geschichten der christlichen Kirche" (1841) und „Das Reich Gottes", Gleichnisse in didactischen Dichtungen (1850), auch das fleißige und ungemein liebevolle Unternehmen „Die sämmtlichen Psalmen der heiligen Schrift; nach den Urtexten metrisch übersetzt" (1844). Es folgte noch „Heiliger Geist und christlicher Glaube. Predigt" (1855 u. 1865), der Vortrag „Benjamin Schmolck als geistlicher Liederdichter", bei der Feier des 30jährigen Bestehens der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig, am 12. September 1844 gehalten und in der Zeitschr. f. d. histor. Theol. XV 1 (N. F. 9), 142—156, 1845 gedruckt, neben Hoffmann's von Fallersleben Monographie ohne Wichtigkeit, die Gedichte „Bilder des Lebens in Gott" (1860), endlich in der Sammlung „Trauerreden bei der Todtenfeier Robert Blum's. Gehalten in den beiden Hauptkirchen zu Leipzig am 26. November 1848" von Rauch (christkathol. Pfarrer), Flathe, Zille, Joseph, S. 9 die geistliche in der Thomaskirche, mit dem Thema „Ich sterbe für die Freiheit!" Diese letztere Thatsache bekundet auch seine, des überzeugten Monarchisten, wennschon nicht eisern Conservativen Duldsamkeit in politischen Dingen, selbst während jener aufgeregten Zeitläufte. Nach 1850 trat er neben seinem geistlichen Amte als Lehrer an dem von Dr. Ernst Jul. Hauschild gegründeten „Modernen Gesammtgymnasium" in Leipzig ein, welche Anstalt eine successive Ausbildung in alten und neuen Sprachen und damit Hand in Hand einen Ausgleich humanistischer und realistischer Erziehung, zugleich aber auch eine geistig-sittliche ohne Vernachlässigung des Körpers bezweckte. Im J. 1859 wurde Z. Director und Inhaber dieser Privatschule, die unter seiner Aegide kräftig emporblühte und einen ausgezeichneten Ruf erlangte. Nach seinem am 7. Februar 1872 erfolgten Tode allerdings konnte sie, die ganz an seiner klar bewußten, ausgesprochenen Persönlichkeit hing, unter seines Stellvertreters Dr. Kühn Leitung sich nur bis 1877 selbständig halten; alsdann wurde sie theils mit dem Teichmann'schen Institut (jetzt unter Dr. Frdr. Roth), theils mit Dr. Barth's, nach Herbart- (T.) Ziller's Ideen dirigirter Erziehungsschule vereinigt.

Ungeachtet aller unverhüllten positiven Gläubigkeit führte eine, an die alten

Pietisten gemahnende eigenthümliche verinnerlichte Frömmigkeit mit mystischem Anhauche Z. auf die Freimaurerei, ein gewisser popularphilosophischer Trieb nebst rationalistischer Anschauung auf kosmopolitische Gedanken; beide Regungen berührten sich in einer schönen, etwas empfindsamen Toleranz. Auf dieser fußte seine pädagogische Wirksamkeit in Theorie und Praxis unbedingt. Im schroffsten Gegensatze zu seinen strengreactionären Amtsbrüdern auf den Leipziger Predigtkanzeln fühlte er im Lutherthume weder Schranke noch gar Verbot z. B. für intimen Verkehr mit demokratischen und israelitischen Mitbürgern, falls sie seine Sinnes- und Verbindungsgenossen oder ihm sonst sympathisch waren. Wie seine Lehranstalt für diese Richtung Früchte säen sollte, deutet auch die Schrift „Weltbürgerthum und Schule“ (1862) an. Namentlich in der Freimaurerei hat er hohen Rang erklommen und in die Gestaltung der sächsischen Logen mit starker Hand eingegriffen; er hat längere Jahre als „Meister vom Stuhl“ gewaltet und die Loge mit vielen Ansprachen, poetischen Ergüssen und dauerhaften Liedern erfreut. Die beiden Hauptveröffentlichungen Zille's sind da: „Sandkörner. Maurerische Aufsätze, Vorträge und Dichtungen. Von Br[uder] Moritz Zille. Handschrift für Brüder“ (Leipzig, 5854 [!]): S. 1—142 Aufsätze und Vorträge (über allerlei Fragen der Maurerei, Theosophie, Toleranz, Humanität), S. 145—224 Dichtungen (theilweise maurerisch, doch meist allgemein humanen Inhalts, frommgläubig, durchaus deistisch, in der Auffassung von Jesus Christus wenig dogmatisch, sondern theosophisch, formell gewandt, im Gedanken ideal); „Spitzhammer und Kelle“, maurerische Abhandlungen, Vorträge, Gedichte u. s. w., aus dem Nachlasse herausgegeben von Herm. Schletter (1874). Z. eignete eine weiche gefühlvolle poetische Manier, getragen von analoger Diction. Schon sein litterarischer Erstling, das Bändchen „Gedichte“ (1840), erweist das, das pietätvolle Buch „Meister Friedrich. Ein Dichterleben“ (1860; 2. Aufl. 1862), eine Verherrlichung seines Lieblings Schiller — dem rührigen Leipziger Schillerverein war er eine Hauptstütze —, nicht minder. Eine ganz originelle, ihrerseits auch vorzüglich gelungene That leistete Z. mit dem, wol nicht in den Buchhandel gelangten Werke „Virgils Aeneide im Nibelungenversmaß übersetzt“ (Leipzig 1868, Druck von C. W. Vollrath), dessen 1863, 1864, 1865 hervorgetretene Proben lebhaften Beifall gefunden hatten. Er hatte sich in dieser äußerst mühsam und mit geschicktem Nachempfinden in fünfjähriger Hingabe durchgeführten Verdeutschung des von ihm sehr hochgestellten altrömischen Epos eine harte Aufgabe gestellt, die aber keineswegs seine Kräfte überstieg; wie weit er sich in Einzelfragen der Sache eingearbeitet hatte, lehren die beiden Anhänge über das, von ihm mit voller Absicht gewählte Metrum einer Virgilübertragung und über die bekannten abgebrochenen Hexameter der Aeneis.

Biographisches und bibliographisches Material über den gediegenen edlen Menschen ist nirgends gesammelt, außer, etwas lückenhaft, in Frz. Brümmer's Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhs.[4] IV, 415 f. (sogar in Wilh. Haan's ausführlichem „Sächsisch. Schriftsteller-Lexikon“ fehlt Z.), und die Freimaurer hätten wol die Ehrenpflicht, es für diesen Verkünder und Führer ihrer Tendenzen zu besorgen. Vorstehender Artikel war nur auf Grund zufälligen localen Zusammenhangs möglich. Die Schriften Zille's sind heute wol bloß in Leipzig alle erhältlich. Die erwähnte 1845er Grabrede steht in Karl Krause's damals oft aufgelegter Broschüre „Der 12., 13., 14. und 15. August 1845 in Leipzig“ (1845) S. 15—16. Freundliche bibliographische Auskünfte gab mir Prof. Dr. Ed. Zarncke, Universitätsbibliothekar in Leipzig.

Ludwig Fränkel.

Ziller: Tuiskon Z. wurde geboren am 22. December 1817 zu Wasungen im Herzogthum Meiningen. Sein Vater war dort Rector der Stadtschulen;

später wurde er Pfarrer in Steinach und zuletzt in Frauenbreitungen. 1831 kam Z. auf das Gymnasium in Meiningen, das er bis zum Jahre 1837 besuchte. Im Herbste dieses Jahres bezog er die Universität Leipzig, um Philologie zu studiren. Er widmete sich unter Gottfried Hermann zunächst den alten Sprachen; dann gab er sich unter Moritz Haupt germanistischen Studien hin; schließlich wandte er sich unter Hartenstein und Drobisch der Herbart'schen Philosophie zu, mit dem Blick auf die akademische Laufbahn, die ihm als höchstes Lebensziel erschien. Doch konnte er zunächst nicht daran denken, da sein Vater 1838 gestorben war und die Pflicht ihm gebot, seiner Mutter bei der Erziehung der übrigen Kinder eine Stütze zu sein.

1841 unterzog sich Z. der Staatsprüfung, promovirte und übernahm nach beendetem Probejahr eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Meiningen. Er unterrichtete in Latein, Griechisch und Deutsch, und zwar bis zum Jahre 1847. In diesem Jahre legte er seine Stelle nieder, um sich auf das akademische Lehramt vorzubereiten. Diese Vorbereitung erstreckte sich einestheils auf Rechtswissenschaft und Nationalökonomie, anderntheils auf Mathematik, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie. 1848 ging er nach Leipzig, um dort seine juristischen Studien fortzusetzen. Vom Wahlkreis Eisfeld in den Landtag gewählt, nahm er regen Antheil an dem politischen Leben seiner Heimath. Mit Rücksicht auf seine Gesundheit legte er jedoch 1850 sein Mandat nieder. Er wurde von einem langwierigen Nervenleiden heimgesucht, das ihn zwang, seine Studien auszusetzen. Wenn auch sein Leiden infolge sorgfältiger Pflege gehoben wurde, so blieb doch als böser Rest eine Schwerhörigkeit zurück, die seiner akademischen Thätigkeit leicht hinderlich werden konnte. 1853 habilitirte er sich in Leipzig mit einer rechtsphilosophischen Abhandlung über Puchta's Pandecten. Zehn Jahre später hielt er seine Probevorlesung für seine außerordentliche Professur über „die pädagogischen Reformbestrebungen in der Gegenwart nach Herbart'schen Grundsätzen" (Zeitschrift für exacte Philosophie, IV. Band, 1864). Zwanzig Jahre lang ist Z. außerordentlicher Professor gewesen, und außerordentlich war sein Einfluß auf die Entwicklung der pädagogischen Wissenschaft in Deutschland. Am 20. April 1882 starb er mit der sinkenden Sonne. Das „Leipziger Tageblatt" brachte einen warmen Nachruf von dem Lehrercollegium des pädagogischen Seminars und den Vorständen des Leipziger Local- und des allgemeinen Vereins für wissenschaftliche Pädagogik. In der „Wissenschaftl. Beilage zur Leipziger Zeitung" errichtete Professor Konrad Hermann dem Verstorbenen ein schönes Denkmal unwandelbarer Freundschaft. Eine Reihe pädagogischer Zeitschriften gedachten des Verstorbenen, so die Deutsch. Blätter für erz. Unt. 1882, Nr. 26; Erziehungsschule 1882, Nr. 9; Allg. d. Lehrerzeitung 1882, Nr. 40 u. 41; G. Wiget, Zum Andenken an Prof. Ziller, Chur 1883, u. a. — Seine Hauptschriften sind folgende: 1856: „Einleitung in die allgem. Pädagogik"; 1857: „Die Regierung der Kinder"; 1865: „Grundlegung zum erziehenden Unterricht"; 1876: „Vorlesungen über allgem. Pädagogik"; 1880: „Philosophische Ethik". Außerdem gab er mit Allihn die Zeitschrift für exacte Philosophie heraus und redigirte das Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik, nach seinem Tode fortgesetzt von Professor Vogt in Wien (31 Bde.). Kant's Ausspruch: „Die Pädagogik muß ein Studium werden, sonst ist nichts von ihr zu hoffen", hat Z. wahr gemacht. Keiner von den Neueren hat das Studium der Pädagogik in so tiefgehender Weise gefördert, als Z. Unter den Schülern Herbart's steht er nach der pädagogischen Seite hin in erster Linie, weil er nicht nur das Gedankensystem Herbart's übernahm, sondern es in fruchtbarster Weise fortbaute, indem er die Folgerungen aus den principiellen Grundlagen zog, die Lücken ergänzte und die Theorie der Praxis annäherte. Er hat durch seine Schriften, wie

durch seine akademische Thätigkeit die durch Herbart ins Leben gerufene Bewegung in ausgezeichneter Weise gefördert und somit sowohl eine Vertiefung des pädagogischen Studiums herbeigeführt, als auch der Einführung einer rationellen Erziehungs- und Unterrichtsmethode in erfolgreicher Weise vorgearbeitet. Wenn Herbart's überaus großgedachtes und durch Ethik und Psychologie gut fundamentirtes Gedankengebäude vielfach von der Praxis weit abzustehen schien, so hat Z. die Wege gezeigt, um die reformatorische Kraft der Herbart'schen Pädagogik für unser Schul- und Bildungswesen wirksam zu machen. Ohne ihn wäre der Einfluß Herbart's auch auf pädagogischem Gebiet wohl langsam dahin gestorben: durch ihn sind die tiefgreifenden Anregungen der Herbart'schen Gedanken ins rechte Licht gerückt und einer gründlichen Fortbildung unterworfen worden, namentlich, was das Gebiet der Didaktik betrifft. Alle neueren Arbeiten von Bedeutung über die Theorie des Lehrplans und die Theorie der Bearbeitung der Lehrstoffe gehen auf Herbart und Z. zurück, müssen mit ihnen sich auseinandersetzen. Ziller's Hauptschriften sind wiederholt aufgelegt worden und üben fortwährend noch ihre Wirkung aus. So lebt er unter uns noch fort. Mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit verband sich seine Thätigkeit als akademischer Lehrer. Der Schwerpunkt dieser Arbeit lag im „Pädagogischen Seminar", das er unter großen Mühen und Opfern 1861 ins Leben gerufen und mit einer Uebungsschule verbunden hatte. Auch hierin seinem Meister Herbart getreu suchte er die angehenden Erzieher durch gleichzeitige Einführung in Theorie und Praxis für ihren Beruf vorzubereiten. Daß ihm dies in vorzüglicher Weise gelungen ist, beweist die große Zahl begeisterter Schüler, die auf dem gelegten Grund weiterbauend seine Ideen in alle Lande trugen und zu verwirklichen trachteten. Die Universität Leipzig war unter Z. der Mittelpunkt pädagogischer Arbeit. Ueber die Thätigkeit des Seminars, über Mitglieder u. s. w. giebt die Schrift von Dr. Beyer zuverlässige Auskunft: „Zur Geschichte des Ziller'schen Seminars" (Langensalza, 1897). Das Verzeichniß der Mitglieder weist 367 Namen auf, unter denen eine große Zahl als pädagogische Schriftsteller, als Docenten an Hochschulen und Universitäten, als Regierungsbeamte, Seminardirectoren und Lehrer die Idee des Seminars und seines Leiters weiter verbreiteten. (Vgl. hierzu die Zusammenstellung der Litteratur in Rein's Encykl. Handbuch der Pädagogik. Langensalza, Beyer u. S., 3. Bd., S. 486—600.) Leider ist mit seinem Tode diese Pflanzstätte pädagogischer Wissenschaft, deren Bedeutung man erst in späterer Zeit recht würdigen wird, auch zu Grabe getragen worden. W. Rein.

Zillich: Nicolaus Z., katholischer Exeget, geboren zu Wolfsdorf in der Diöcese Bamberg am 9. September 1716, † zu Würzburg am 12. October 1758. (Der Name ist auf den Titeln der Schriften von Z. immer Zillich geschrieben, nie Zillig, wie er sonst auch genannt wird.) Z. empfing seine Gymnasialbildung zu Bamberg, absolvirte daselbst auch die philosophischen Studien und wurde am 1. Mai 1737 zum Doctor der Philosophie promovirt. Am 25. September 1737 trat er in den Jesuitenorden ein und wurde dann während mehrerer Jahre zu Würzburg und Heidelberg im Gymnasiallehrfach verwendet. In den Jahren 1745—49 studirte er zu Würzburg Theologie. Darauf war er 1751—53 Professor der Philosophie zu Mainz, 1754—55 Professor der hebräischen Sprache am Carolinum zu Mannheim. Im J. 1755 wurde er als Nachfolger seines Lehrers Franz Xaver Widenhofer (s. A. D. B. XLII, 341 f.) auf den Lehrstuhl der Exegese und der hebräischen Sprache nach Würzburg berufen, wo er die Bestrebungen Widenhofer's zur Förderung der hebräischen Studien eifrig fortsetzte, indessen schon nach drei Jahren starb. — Die schriftstellerische Thätigkeit Zillich's umfaßt einige Dissertationen, die er als Grundlage für akademische Disputationen drucken ließ: „Concordia Vulgatae latinae cum fonte hebraico"; unter diesem Titel sind

vier verschiedene Dissertationen gedruckt, Würzburg 1755—57, in welchen für eine Reihe von Stellen der Bücher Exodus, Numeri, Deuteronomium und der Psalmen der hebräische Text und der Text der Vulgata mit einander verglichen werden (a: 3. September 1755, Exodus; b: 3. September 1756, Numeri und Deuteronomium; c: 13. Juni 1757, Psalm 1—11; d: 3. September 1757, Psalm 12—41). Ferner: „Dogmata et problemata selecta ex Veteris Instrumenti lege, historia, et polemica adversus nostri temporis haereticos, criticos novatores, et Judaeos“ (Wirceburgi 1758, 17. Juni; dieses Stück, das Ruland seiner Zeit nicht finden konnte, das ich aber jetzt, ebenso wie die andern Schriften von Z., von der königl. Universitätsbibliothek zu Würzburg erhalten konnte, enthält auf vier Blättern nur eine Zusammenstellung von Thesen zur alttestamentlichen Einleitung und Geschichte und zur Polemik gegen die Juden, die sich auch in der folgenden Schrift wieder finden): „Principia didactica in universam S. Scripturam unacum corollariis selectis ex Veteris Instrumenti lege, historia et polemica, quae adversus nostri temporis haereticos, criticos novatores et Judaeos... propugnabit ...“ (Wirceburgi 1758, 19. Aug.); diese Dissertation behandelt die Fragen der allgemeinen Einleitung in das Alte Testament, ist jedoch nicht in dem ganzen vorgezeichneten Umfange, wonach auch die Hermeneutik hätte mit behandelt werden sollen, ausgeführt.

J. H. Jäck, Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs (Bamberg 1812), S. 1167. — Ant. Ruland, Series et vitae professorum ss. Theologiae, qui Wirceburgi docuerunt (Wirceburgi 1835), p. 142 s. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, V. série (1859), p. 778. Lauchert.

Zilliger: Christoph Friedrich Z., Buchdrucker, † 1693, stammte aus Hof im Voigtlande und wurde am 1. Februar 1647 als Neubürger in der Stadt Braunschweig aufgenommen. Er heirathete am 1. April 1647 Anna geborene Tilly, die Wittwe des Buchdruckers Balthasar Gruber, der um 1634 in Braunschweig eine Druckerei gegründet hatte und am 10. November 1645 gestorben war. Wahrscheinlich hatte Z. schon früher in der Gruber'schen Druckerei gearbeitet, deren Leitung er nach seiner Verheirathung übernahm und deren Umfang und Bedeutung er durch seine erfolgreiche Thätigkeit, wie die große Anzahl der von ihm gedruckten und verlegten Werke ausweist, beträchtlich hob und erweiterte. Sein Buchdruckersignet, das bei Grotefend Tafel VII Nr. 3 abgebildet ist, zeigt die Umschrift: „Bit arbeit mit, Gott wird sein der dritt“. Eine Reihe von Jahren hat Z. das Verlagsgeschäft mit Kaspar Gruber, einem Nachkommen Balthasar Gruber's, gemeinsam geführt. Sie erhielten unterm 14. März 1678 zusammen ein Privilegium, ihre Bücher und Papiere durch das ganze Fürstenthum und insbesondere in der Stadt Braunschweig zoll- und licentfrei aus- und einführen zu dürfen, ein Privilegium, das der Wittwe Zilliger's und den Erben am 9. Nov. 1706 auf 12 Jahre erneuert und am 13. April 1714 auch dem Sohne Zilliger's auf die noch ausstehenden vier Jahre bestätigt wurde. Unterm 6. Juli 1680 bekamen beide den Titel eines Hofbuchdruckers und Hofbuchhändlers. Diese Gemeinschaft dauerte bis in das Jahr 1686, wo sie am 12. Juni deren Auflösung bekannt machten. Das Buchdruckerprivileg K. Gruber's ging später auf den zweiten Mann seiner Ehefrau, Christoph Friedrich Fickell, über, dem es unterm 11. December 1702 bestätigt wurde. Z. war in seiner Druckerei sehr beschäftigt, so daß er auch an andere, namentlich an Joh. Heinr. Duncker in Braunschweig, Arbeit abgeben konnte. Nach des letzteren Tode († 1680) baten ihn die Vormünder von Duncker's unmündigen Kindern, ihnen die Druckerei abzukaufen. Dieses that er denn auch in der Absicht, die Besetzung eines lästigen Concurrenten dadurch zu verhindern. Um das Jahr 1690 gründete Z. die erste

wöchentlich erscheinende Zeitung in Braunschweig, die unter verschiedenen Titeln bis zum Jahre 1785 fortgesetzt wurde. Am 24. November 1693 starb Z. Das Geschäft wurde von seiner Wittwe, Emerentia, Tochter des Rathsherrn Georg Wittekop, mit der er nach dem Tode seiner ersten Frau († 29. Aug. 1679) am 3. August 1680 eine zweite Ehe eingegangen war, zugleich im Namen der Erben fortgeführt. Der Betrieb ließ bald bedenklich nach. Hatten 1691 noch elf Gesellen volle Arbeit gehabt, so konnten 1698 kaum noch fünf ausreichend beschäftigt werden. Wittwe und Erben Zilliger's erhielten zwar am 9. Juli 1698 ein Privilegium für 22 namentlich aufgeführte meist theologische und philologische Bücher, sowie auch für die künftigen Werke ihres Verlags, am 20. Juli 1700 auch auf die bei ihnen erscheinenden Kalender, am 13. November 1704 auf Gesenius' Katechismus, wegen dessen sie mit dem Buchdrucker Heinr. Hesse in Helmstedt in Streit kamen. Auch stand der einzige Sohn Zilliger's aus zweiter Ehe, Johann Georg Z., der am 4. Februar 1683 geboren war und im Januar 1708 das Geschäft nach Abfindung seiner Mutter und zweier Schwestern selbständig übernahm, bei seinen Collegen offenbar in Ansehen. Denn er führte, als die Lemgoer Drucker in ihrem 1707 begonnenen Streite mit Joh. Detlefsen in Minden die Braunschweiger Collegen um eine gütliche Entscheidung gebeten hatten, in ihrem Namen die Verhandlungen und verfaßte mehrere in Druck ergangene heftige Schriften gegen Detlefsen („Kurtze Beantwortunge" 1709, „Kurtze Remonstration und Erklärung" 1710). Am 14. Februar 1708 hatte er sich mit Maria Elis. Woltmann, Sebald Woltmann's Tochter, verheirathet, die ihm drei Töchter gebar, bei denen Herzog Anton Ulrich, die Erbprinzessin und hohe Staats- und Hofbeamte Gevatter standen. Er widmete dem Herzoge August Wilhelm ein paar im Geiste der Zeit schwülstige Gedichte, erhielt auch, wie der Vater, den Titel eines privilegirten Hofbuchdruckers und unterm 21. Mai 1708 ein Specialprivilegium auf das neue vom Consistorium revidirte Gesangbuch, sowie Erneuerung der früheren Privilegien. Einige Jahre stand Z. mit Ludolf Schröder wegen der Buchhandlung in Compagnie, bis sie sich am 26. Juli 1715 trennten und Z. an Schröder seine polnischen und sächsischen Privilegien und den ganzen Vorrath seiner Verlagswerke verkaufte. Dennoch konnte sich Z. nicht länger halten. Er gerieth in Concurs und am 30. September 1716 wurden die Druckerei, sein am Hagenmarkte gelegenes Haus nebst den Privilegien über Kalender, Gesangbuch und Katechismus von Heinr. Wilh. Meyer, der bislang Hofbuchdrucker in Lemgo gewesen war, erstanden. Z. gerieth mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern um Geldes willen noch in einen langwierigen Proceß. Wann er gestorben, hat sich noch nicht ermitteln lassen.

Vgl. C. L. Grotefend und F. G. H. Culemann, Gesch. d. Buchdruckereien in d. hannov. u. braunschw. Landen, Bl. H. V. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. — Freundl. Nachrichten des Herrn Oberstlieutenant H. Meier in Braunschweig. P. Zimmermann.

Zillner: Franz Valentin Z. war geboren zu Salzburg am 14. Februar 1816, als Sohn des Johann Anton Z., der sich vom einfachen Zimmermann zu einem gesuchten Maschinenbauer und zum Baubeamten der Saline Hallein emporgearbeitet hatte. Franz Valentin studirte in Salzburg am akademischen Benedictinergymnasium und Lyceum 1827—1835 und hatte seit 1832 einen Freiplatz im Collegium Rupertinum inne. Von Jugend auf hatte er viel Sinn für Naturbeobachtung, der während seiner Studienjahre in Salzburg sehr befruchtend weiter gebildet wurde. Nach Beendigung der Philosophie ging er 1835 nach Wien und brachte sich hier als Mediciner mit Stundengeben durch. In den medicinischen Studien verfolgte er mit besonderer Vorliebe die neue, auf die ge-

naueste Naturbeobachtung gegründete Richtung, in welcher später Hyrtl, Rokitansky, Hebra, Skoda u. a. so Ausgezeichnetes leisteten. Am 30. November 1841 wurde Z. in Wien zum Doctor der Medicin promovirt. Hiefür hatte er die Dissertatio inauguralis medico-politica continens historiae physico-medicae ducatus Salisburgensis rhapsodias duas (Vindob. Typis Caroli Ueberreiter, 36 S.) ausgearbeitet und mit 16 Thesen, die er am 20. November öffentlich vertheidigte, vorgelegt. Die Abhandlung selbst ist deutsch geschrieben und trägt den Specialtitel „Beiträge zu einer medicinischen Landesgeschichte des Herzogthumes Salzburg“. Im ersten Theile gibt er eine kurze Geschichte der Medicin in Salzburg in drei Zeitabschnitten 580—1327, 1327—1772 und 1772—1816, im zweiten Theile erörtert er die Bevölkerungsverhältnisse Salzburgs 1784—1837 (Statistik). Damit war die Bahn seiner ganzen künftigen Geistesthätigkeit gekennzeichnet. Nachdem er 1842 sein Doctorat noch für Geburtshilfe und Chirurgie ergänzt hatte, trat er im allgemeinen Krankenhause in Wien als Präparand in Verwendung. Schon 1844 bewarb er sich um die Stelle eines Assistenten und Secundärarztes im St. Johannisspital in Salzburg und 1848 erhielt er die neu geschaffene landschaftliche Stelle eines Irren- und Leprosenhausarztes, die er bis zu seiner Pensionirung 1893 inne hatte. Bei der Bewegung des Jahres 1848 nahm er als Oberlieutenant des akademischen Studentencorps Antheil und wurde zum Gemeinderath seiner Vaterstadt gewählt, welche Vertrauensstelle er bis 1858 bekleidete. Im Schuljahre 1847—1848 hielt er an der heimischen chirurgischen Anstalt Vorlesungen und 1864—1873, d. i. bis zur Auflösung der Anstalt, vertrat er daselbst das Fach der theoretischen Medicin und Anatomie. Als Irrenhausarzt verwandelte er thatsächlich die bisherige Irrenbewahranstalt in eine Irrenheilanstalt, nachdem er 1853 eine größere Bereisung hervorragender Irrenanstalten ausgeführt hatte. Er besuchte da die bezüglichen Anstalten in Wien, Prag, Sonnenstein bei Pirna, Halle, Würzburg und Straßburg. Durch seine ersprießliche praktische und schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Psychiatrie erwarb er sich im In- und Auslande vielseitige Anerkennung. Doch da er mit dem Gedanken der Erbauung eines neuen, den modernen Anforderungen entsprechenden Irrenhauses und damit auch mit der gewünschten Erweiterung seiner ärztlichen Berufsthätigkeit nicht durchdringen konnte, so verwandte er seine Mußezeit für die eingehendste Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit seiner Vaterstadt und seines engeren Heimathlandes und ging auch da, wie auf dem Gebiete der Psychiatrie eigene Wege. Z. war eine durch und durch rationalistisch angelegte Natur und suchte jedes Object des menschlichen Erkennens mit seinem leiblichen und geistigen Auge zu ergründen und in eine ihm zusagende Form zu bringen. Dadurch erhielten auch alle seine schriftstellerischen Erzeugnisse einen gewissen selbständigen Charakter, aber wie er selbst als Mensch ein höchst einfaches und zum Theil ungeschliffenes, ja für einen Fremden, ihm ferner Stehenden selbst abstoßendes Aeußere zeigte, so tragen auch alle seine zahlreichen litterarischen Erzeugnisse den Charakter des Besonderlichen und in formeller Beziehung vielfach den des Unfertigen an sich. Bis 1860 gehören seine litterarischen Erzeugnisse vorzugsweise der Psychiatrie an und finden sich in medicinischen und naturforschenden Zeitschriften zerstreut. Im besagten Jahre aber sammelte er eine Anzahl gleichgesinnter strebsamer Freunde in heiterer Abendgesellschaft um sich und daraus erwuchs bald die „Gesellschaft für Landeskunde“, deren eigentlicher Gründer er war (1860) und deren thätigstes Mitglied er bis zu seinem Tode blieb. Er starb am 17. December 1896 im Alter von 80 Jahren. Von seinen geschichtlichen Publicationen sind dem Inhalte und Umfange nach am bedeutendsten: „Salzburgische Culturgeschichte in Umrissen“ (1871) und „Geschichte der Stadt Salzburg“ (I. Buch, Geschichtliche Stadt-

beschreibung 1885; II. Buch, Zeitgeschichte bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. 2 Hälften. 1890). Seine letzte litterarische Arbeit und gleichsam sein Vermächtniß an die Nachwelt ist „Kurze Geschichte von Salzburg“ (1896), der er selbst als Schild vordrucken ließ: „Dieser Umriß entstand aus dem Gedanken der Herstellung eines Leitfadens für Mittelschulen und wurde im achtzigsten Lebensjahre des Verfassers entworfen“. Auch eine Anzahl Artikel der Allgem. deutschen Biographie tragen seine Unterschrift, nämlich Bönike J. M.; Colloredo-„Waldsee“-Mals, Hieronymus; Dückher Franz; Filz Michael; Firmian Leopold Anton; Gruber Augustin; Heinrich I., Bischof von Chiemsee; Kleimayrn Jos. Franz Thaddä; Lodron Paris, Graf; Mezger Paul; Vierthaler F. M.

Vgl. Dr. Franz Valentin Zillner 1816—1896. Ein Lebensbild. (Mit einem Porträt.) Von Dr. Hans Widmann. Salzburg 1897. (Mitth. d. Ges. f. Salzburg. Landeskunde XXXVII, S. I—XXIII.) — Dr. Franz Valentin Zillner. Beiträge zur Schilderung seines Lebensganges von Joh. Ev. Engl. Salzburg 1897, 41 S. (mit Porträt). Hauthaler.

Zimmer: Johann Georg Z., geboren am 11. Januar 1777 in der Untermühle bei Homburg v. d. Höhe. Sein Großvater stammte aus Lich in der Wetterau. Durch seine fromme Mutter ward er im Glauben der Väter erzogen. Nachdem er die Volksschule besucht und auch etwas französisch gelernt hatte, trat er auf den Rath seines Lehrers am 16. October 1791 in Frankfurt a. M. in die Lehre bei Buchhändler Heßler, der aber, wie Z. später erst inne ward, weniger den Buchhandel als vielmehr eine Leihbibliothek betrieb, sodaß er wol Gelegenheit zu unterhaltender Lectüre, aber nicht zum Erlernen des Buchhandels fand. Nach fünfjähriger Lehrzeit übernahm er eine Stelle in der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen, und hörte auf der Wanderung dahin in Weimar Herder am Charfreitag predigen. Das belebte Dieterich'sche Haus, in welchem Bouterwek und Lichtenberg wohnten; der Verkehr mit einigen Studenten, sowie das Hospitieren bei einigen der altberühmten Professoren, namentlich bei Planck, regte ihn an und gab seiner Wißbegierde Nahrung. Im Herbst 1799 verließ er Göttingen und brachte den Winter über in seiner Heimath zu. Durch Vermittlung von H. Besser, den er in Göttingen, wo er studirte, als künftigen Associé von Fr. Perthes kennen gelernt hatte, erhielt er eine Stelle bei diesem in Hamburg. Nachdem er Besser in Leipzig bei den Meßgeschäften geholfen hatte, kam er am 1. Juni nach Hamburg. Z. fand während seines fünfjährigen Aufenthaltes im Perthes'schen Hause, was er suchte und bedurfte. „Der Aufenthalt in Hamburg“, schrieb er, „ist mir in mehr als einer Beziehung sehr nützlich gewesen. Einmal hat Hamburg als Weltstadt auf meine ganze Lebensanschauung einen sehr wichtigen Einfluß gehabt, dann war die Buchhandlung von Perthes für mich eine Schule für meinen nächsten Beruf, wie ich sie wol nicht besser hätte finden können, und endlich gereichte das Leben in der Familie Perthes und die mannichfaltigen Bekanntschaften, die ich in derselben machte, mir zur Entwicklung und Förderung des geistigen Lebens. An Perthes und sein Haus knüpfen sich meine theuersten Erinnerungen aus der reifern Jugend“. Die Männer, die Z. durch Perthes kennen lernte, waren namentlich M. Claudius in Wandsbeck, F. H. Jacobi und dessen Sohn Maximilian, Daniel und Otto Runge, Speckter u. a. Er ist auch später mit Perthes und seiner Familie in Verbindung geblieben. So schrieb ihm Perthes, nachdem Z. Hamburg verlassen hatte, nach Heidelberg: „Es ist nicht nöthig, daß ich, daß Besser, daß Caroline Ihnen noch sagen, wie sehr Sie uns fehlen, wie sehr Sie uns angehören. Ich hatte außer des innern Bandes, was uns knüpfte, im täglichen Umgang mich sehr an Sie gewöhnt, und Sie fehlen mir für tausend Mittheilungen, für tausend Fragen. Dies kommt nicht wieder und thut mir weh. Behalten Sie lieb Ihren treuen

Freund Fr. P." Bis an sein Ende blieb Perthes im Briefwechsel mit Z. Sein Sohn Clemens, der erst nach vier Jahren nach Zimmer's Weggang von Hamburg geboren wurde, besuchte ihn in Frankfurt 1848 und brachte ihm die ersten Aushängebogen vom Leben seines Vaters. Auch Perthes' ältesten Sohn Matthias sah Z. in Frankfurt, als sein Vater mit ihm nach Tübingen reiste, wo er Theologie studiren sollte. Später schickte ihm Perthes die Antrittspredigt seines Sohnes in Wilhelmsburg. Auch Perthes' älteste Tochter, Agnes, die den Buchhändler Wilhelm Perthes in Gotha 1818 geheirathet hatte, schrieb ihm nach Frankfurt den 29./4. 41: „Ich freue mich herzlich, eine Gelegenheit zu haben, Sie begrüßen zu können; einen lebendigen Gruß habe ich Ihnen schon vor einigen Jahren durch meinen Mann und durch meine Kinder gesandt. Wie würde ich mich freuen, wenn ich Sie noch einmal in dieser Welt mit eignen Augen sehen könnte. Wir sind jetzt beide alt geworden, und es ist wohl meine früheste Rückerinnerung aus der Kindheit, wie Sie von uns Abschied nahmen, den „Breitengiebel" hinunter gingen und sich immer noch einmal wehmüthig umsahen, um uns Kindern und unsrer nun seligen Mutter noch einmal Lebewohl zu sagen". Die dritte Tochter, Mathilde, welche erst ein Jahr alt war, als Z. Hamburg verließ, sah er im J. 1848 mit ihrem Mann, dem Hofrath Becker, in Frankfurt.

Buchhändler Mohr aus Frankfurt a. M., den Z. schon aus seiner Lehrzeit in Frankfurt kannte, und mit dem er auch in Göttingen und Hamburg zusammen conditionirte und näher mit ihm befreundet worden war, hatte sich 1804 in Frankfurt etablirt, und kam nun auf den Gedanken, mit Z. in Heidelberg eine Filialbuchhandlung zu errichten, wozu die Erneuerung der Universität 1803 durch den Kurfürsten Karl Friedrich sehr ermunterte. Z. war in Heidelberg schon bekannt geworden, als er im J. 1803 auf Perthes' Wunsch die Institutsvorsteherin Caroline Rudolphi bei ihrer Uebersiedelung nach Heidelberg begleitete. So kam es, daß man sich in Heidelberg für Z. interessirte und es Mohr zur Pflicht machte, das Heidelberger Geschäft ganz Zimmer's persönlicher Leitung zu übergeben. So verließ Z. Anfang Juni 1805 Hamburg, um in Heidelberg sich niederzulassen. Nachdem er dort seine Angelegenheit mit dem Prorector der Universität geordnet hatte, eröffnete er das Geschäft unter der Firma: „Akademische Buchhandlung von Mohr & Zimmer". Vom ersten Anfang schon hatte sich Z. der freundlichsten Aufnahme und Unterstützung zu erfreuen, besonders bei den neu berufenen Docenten: Creuzer, Daub, Heise, Martin, Schwartz und Kastner, mit dem er näher befreundet wurde, sowie später auch bei den hinzugekommenen: Aug. Böckh, Marheineke und de Wette. Am Schluß des ersten Jahres fügte er zu dem Sortiment die Anfänge des Verlags. Es gaben dazu die erste Veranlassung zwei junge Dichter: Clemens Brentano und Achim v. Arnim. Von ihnen übernahm er „Des Knaben Wunderhorn", dessen erster Band mit einer Dedication an Goethe 1806 erschien, dem Goethe alsbald in der Jenaer Lit. Zeitung eine charakteristische Anzeige widmete. „So waren wir, schreibt Z., auf eine glänzende Weise in den Kreis der Förderer der romantischen Schule eingeführt, die kaum begonnen auf geraume Zeit zur Herrschaft in unserer Litteratur gelangte. In diesem Geiste fuhren wir nachher fort, mehrere Werke von Aug. Wilh. und Friedr. Schlegel, Görres, Jean Paul u. a. zu verlegen. In alle diese Unternehmungen wurde ich zwar zunächst durch meine persönliche Bekanntschaft geführt, aber mein lieber College Mohr in Frankfurt gab gern seine Einwilligung dazu, wie er denn an den Lasten und Sorgen, in die sie uns brachten, seinen Antheil reichlich mit zu tragen hatte". Zimmer's Leben in Heidelberg hatte in den ersten Jahren etwas ungemein Frisches und Angenehmes. Mit den meisten jüngern Professoren stand er in freundschaftlichem, zum Theil innigem Verhältniß, und fühlte sich ihnen angehörig. „Ein neues Band umschloß uns",

sagte Z., „durch die Heidelberger Jahrbücher, an deren Redaction viele der Docenten theilnahmen, und deren gemeinschaftlichen Sitzungen ich auch beiwohnte“. Er hatte im zweiten Jahre ein größeres Local, im König von Portugal, bezogen, darin eine Lesegesellschaft errichtet, und mit Hülfe seiner Schwester eine eigene Haushaltung gegründet, die sich bald durch mehrere junge Männer erweiterte, welche an seinem Tisch theilnahmen. „Ein seltner Kreis ausgezeichneter vorwärts strebender und in einfacher offener Geselligkeit lebender Männer war damals in Heidelberg vereint, in deren Mitte 1807 Aug. Böckh, der 22jährige Docent, trat. Er war der tägliche Tischgenosse eines engeren Kreises der eigentlichen Romantiker geworden“. So schreibt Bernhard Stark, ohne den Namen dessen zu nennen, an dessen Tisch Böckh theilnahm. Ein Brief Böckh's an Z., vom 1. Mai 1811 aus Berlin, läßt es aber nicht bezweifeln, daß Böckh einer der Tischgenossen Zimmer's war. „Schon längst, schreibt B., hatte ich mir vorgenommen, aus meiner hiesigen Heimath Dir einmal in das liebe Heidelberg zu schreiben. — Brentano und Arnim gefallen sich ganz ausnehmend. Arnim ist der Stifter einer Eßgesellschaft, welche sich die christlich-deutsche nennt, und keine Juden, keine Franzosen und keine Philister duldet. Ich habe neulich auch darin gegessen, und es geht recht Arnimisch darin zu“. Im J. 1807 trat Z. in die Ehe mit der 19jährigen Tochter des Pfarrers Bender in Rohrbach, Marie Charlotte. „Vierundvierzig Jahre, schreibt Z. 1851, haben es nun bereits bezeugt, daß diese Ehe im Himmel geschlossen ist. Gott hat mich unbeschreiblich in derselben gesegnet in allerlei Weise“.

Die Romantiker hielten sich nur ab und zu länger in Heidelberg auf. Brentano kam zum ersten Male Ende Juli 1804 dahin und lebte mit Unterbrechungen bis Ende 1808 dort. Arnim kam im Frühjahr 1805, wechselte wie Brentano seinen Aufenthalt öfters, am längsten war er auch 1808 dort. Unter den geplanten Berufungen an die Universität befand sich auch L. Tieck, aber ohne Erfolg. Er kam zum ersten Male 1803 und noch einmal 1806 nach Heidelberg. Mit Brentano und Arnim gleichzeitig hielt sich auch J. Görres dort auf. Er suchte an der Universität eine Thätigkeit und hielt vom 14. November 1806 bis 1808 verschiedene Vorlesungen, eine über Aesthetik, bei der auch Brentano und Z. seine Zuhörer waren.

So kam es, daß Z. zeitweise auch in Briefwechsel mit den Männern kam, mit denen er in Heidelberg verkehrte. Brentano schrieb ihm 1807 von Kassel (29. Nov.): „Es ist bereits so lange, daß wir nichts von einander gehört, daß es wenigstens nach meiner gründlichen Freundschaft eine Arbeit, wie ein chinesisches Wörterbuch erforderte, Ihre Wißbegierde über mein Geschick zu befriedigen; ich unterdrücke daher lieber das Detail und melde Ihnen nur, daß ich zu Giebichenstein 14 Tage bei Arnim im Reichardt'schen Hause war, sodann mit ihm nach Weimar gereist bin, wo sich Savigny mit Familie und Bettine und Welline befanden. Dort sind wir täglich bei Goethe und er bei uns gewesen, und haben uns gegenseitig lieb gehabt; sodann ist die ganze Karawane in drei Kutschen nach Kassel gefahren, von wo Savigny nächster Tage nach Frankfurt geht, den Winter dort zu bleiben. Arnim bleibt einige Wochen hier, um den 2. Band des Wunderhorns mit mir zu arrangiren, über dessen Herausgabe ich nun sobald als möglich Ihre Erklärung erwarte. Jetzt noch einiges Private, ich kann nur mit Ihnen in Heidelberg gern vertraut sein. — Mit Savigny habe ich sehr zu Ihren Gunsten gesprochen, und er ist Ihnen bereits sehr geneigt. Ich wünschte, daß Sie, wenn es Ihnen möglich ist, nicht versäumten, ihn in Frankfurt diesen Winter zu besuchen; ich glaube, daß Sie durch vertrauliche persönliche Berührung ihn sich gewiß zum Freunde gewinnen werden; er hat wirklich das Bedürfniß, mit einem honetten Buchhändler in Bekanntschaft zu treten, dem er seine Arbeiten

gern anvertrauen kann. — Daß ich wieder verheirathet, haben Sie gehört; wie mir zu Muthe, darüber werde ich Ihnen einst mündlich mein Herz ergießen, theurer Freund; mögen Sie so wohl in Ihrer Ehe leben, als Sie es verdienen. (Nachschrift) Savigny läßt Sie bitten, meine Aufforderung an Sie, ihn in Frankfurt zu besuchen, ja nicht in den Wind zu schlagen, er wünscht es sehr, Sie kennen zu lernen". Im Herbst 1808 schrieb Brentano aus Landshut an Z.: „Mein Glückwunsch zur Geburt des Knaben. Lebt er? so gebe er Ihnen Freude, stirbt er, so gebe Ihnen Gott Trost".

Am 6. Juni 1811 aus Berlin: „Wenn ich zu irgend einem Menschen in der Welt eine aufrichtige Liebe habe, so sind Sie es; denn ich habe auch keinen Moment in Ihnen gefunden, wo ich Sie nicht rechtschaffen, edel und liebenswürdig erkannt, und meine Erinnerung an Sie ist immer mit dem Wunsch, Sie freundlich zu umarmen, verknüpft".

Arnim schreibt aus Cassel den 28. November 1807: „Ich grüße Sie herzlich, werther Freund, in meinem Namen, auch im Namen meiner Freundschaft zu Clemens, dessen Sie sich in Zeiten des Unglücks so liebreich angenommen. — Ich mag Sie nicht bemühen mit allen einzelnen Grüßen und Erinnerungen, die mir bei dem Gedanken an Heidelberg lebendig werden; manches hat sich wol auch da geändert, was ich noch mit frischem Schimmer sah; ich bin so treu, daß ich mir noch gar nicht denken darf, daß die gute Brentano in dem Häuschen am Neckar fehlt, bis ich es leer oder geschlossen gefunden habe. Grüßen Sie alle meine Bekannten, sowie es Jeder gerne hat, denn ich möchte Jedem etwas Liebes zum Willkomm sagen; das Beste aber sagen Sie sich selbst im Namen Ihres ergebenen Wunderhornisten Achim Arnim".

Berlin, den 25. März 1808: „Ich habe Ihnen Unrecht gethan, insofern ich argwöhnte, Sie wollten mir nie wieder schreiben. Es ist die Zeit des Unrechts, nach Fichte, doch nicht der Undankbarkeit, so danke ich denn herzlich für jedes Zeichen guter Erinnerung. Es ist hier fürchterlich knappe Zeit; die mit Frankreich abgeschlossene Convention vernichtet uns mehr als irgend ein Krieg. — Nehmen Sie sich in Acht mit allem neuen Verlag, so wenig ich es glauben möchte, so gewiß ist es doch, daß wenig Leute mehr im Stande sind, Bücher zu kaufen. Sie werden den Unterschied hart genug auf der Messe fühlen. Die bekanntesten Bücher, die Jeder lesen möchte, sind hier oft gar nicht aufzutreiben. Ich wünschte blos darum ein beliebter Schriftsteller zu sein, Sie reich zu schreiben".

Berlin, den 25. Januar 1809: „Ich wollte es wäre alles Gute in der Welt schon ausgegoren und wir tränken zusammen vom besten und Ihr Kleiner rückte auch schon sein Glas heran und Ihnen fielen bei der Gesundheit die harten Thaler zur Tasche hinaus".

Berlin, den 1. März 1812: „Seit drei Wochen bin ich wieder in mein Museum zurückgekehrt, meiner Frau hat die Reise nicht geschadet, und mir hat sie viel Vergnügen gemacht. Savigny fand ich wohl und in seinem Litteraturwerke (Gesch. des röm. Rechts) weit fortgerückt; ich erinnerte ihn an sein Versprechen, es Ihnen zum Verlag zu geben, wenn Sie noch Lust dazu hätten. Ob Sie dazu geneigt sind, möchte ich recht bald von Ihnen erfahren".

J. Görres, Coblenz, den 11. Mai 1811: „Sie finden hier den Schluß von Jean Paul's Recension, der vermuthlich an Kürze wieder einbringt, was der Anfang an Länge verbrochen hat. Der Mann hat zu großen Fuß, als daß Aschenbrödels Pantoffeln, wie sie Wilken (a. Redacteur d. Jahrb.) mir zugemessen, ihm passen sollten. Ich glaube, mein werther Herr Verleger, daß die Recension Ihre vortrefflichen Jahrbücher nicht verunzieren werde. Dann finden Sie die Recension über den Meteor-Cultus auch in aller lobenswerthen Kürze, doch glaube

ich, daß beinahe soviel darin ist wie im Buche. Beides besorgen Sie mir nun bald möglichst zum Druck, damit die Sachen nicht wie früher wieder schimmlich werden und modern. Dann sorgen Sie mir aber auch vor Allem für die Correctur. Ich weiß nicht, welcher Teufel immer Unkraut in meinen guten Weizen sät. — Was macht denn Ihre gesammte Angehörigkeit und Descendenz, zuerst das Frauen Zimmer, dann die kleinen Zimmer, das sind Cabinette, und wieviel Nebenzimmer haben Sie denn seither dem Audienzzimmer angebaut. Sie werden es wol hoffentlich zu einem schönen siebenstöckigen geräumigen Wohnhaus bringen, wo Ihr Verlagsspital und Armenhaus unten im Erdgeschoß schönen Platz hat. — Leben Sie wohl und verzehren Sie in Friede und Freude Ihre Martinsgans, aber nicht den Herr Rector Sogenannt, sondern eine rechte fette. Grüßen Sie mir Ihre Frau".

L. Tieck, Zickingen den 20. Juni 1807: „Sie müssen nicht etwa glauben, als ob ich so wohl wäre, als Sie mich in Heidelberg im vorigen Herbste gesehen haben. Wie oft habe ich seitdem an die schönen Tage in Heidelberg gedacht, die ich auch zum Theil in Ihrer Gesellschaft verlebte. Ich kann nie ohne eine gewisse Rührung an Heidelberg denken, und ich fühle mich immer gezwungen, die dortige Gegend als mein Vaterland anzusehen. Sollte ich Sie in diesem Jahr nicht noch mündlich sprechen, so schreiben wir uns nun wol öfters".

Derselbe, den 20. December 1807: „Vor allem wünsche ich Ihnen zu Ihrer Verbindung alles Glück; ich freue mich darauf, Sie vielleicht im Sommer in Ihrem häuslichen Glücke zu sehen. Ich sage Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten, daß ich, im Falle ich nach Heidelberg käme, in Ihrem Hause abtreten könne, meinen Dank und nehme es insofern an, als ich mich dann in Ihrem Hause und dem der Mlle. Rudolphi theile, der ich schon früher versprechen mußte, bei ihr zu wohnen. Heidelberg wäre gewiß der Ort, der mich am ersten dazu verleiten könnte, den Docenten spielen zu wollen; aber in diesem Jahre würde es mir meine Gesundheit auf keinen Fall erlauben. Ich müßte das Reisen und Baden aufgeben, und um nicht als Improvisatore zu agieren, erst lernen, was ich lehren wollte, und vielleicht nicht lesen, aber umso mehr denken, um lesen zu können".

Jean Paul Friedrich Richter schreibt von Bayreuth, den 28. März 1809: „Haben Sie Dank für die sehr prompte Bezahlung. Wie könnte ich mit Männern, wie Sie und Ihr Handelsbunds-Genosse sind, die schöne Verbindung nicht fortzusetzen wünschen, solange Sie meinen Wunsch auch theilen? Z. B. diese vermischten Schriften können, wenn sie vom Publicum so behandelt werden, als ich von Ihnen, lange fortdauern, in beständiger Vermischung des Neuen mit Altem. Aber auch ohne vermischte Schriften können wir beisammen arbeiten. — Gehe es Ihnen wohl in dieser Sturm-Zeit, worin man leichter Gutes thun als erleben kann! Möglich wär' es wol, daß der Kriegssturm mir nichts zuweht als sein Gegentheil: einen schönen Frühlingsfrieden in Heidelberg, nämlich die Beschleunigung meines Vorsatzes, Heidelberg zu sehen; ich sehne mich ebenso sehr nach den Heidelberger Menschen, als Bergen und Strom und Lichtern".

F. Carl v. Savigny, Berlin, den 16. October 1812: „Der Grund, warum ich mit Ihrer Handlung lieber als mit jeder andern contrahiere, ist das große persönliche Zutrauen, das ich gegen Sie hege. Aus demselben Grunde aber wünschte ich auch das Verlagsrecht gänzlich auf Ihre Person beschränkt, und zwar so, daß es 1) auf keinen Fall an eine fremde Handlung veräußert werden kann; 2) daß es bei einer möglichen Trennung Ihrer Societät ausschließlich Ihnen bleibt; 3) daß es unmittelbar auf mich zurückfällt, wenn Sie keinen Gebrauch

mehr davon machen wollen oder können, indem Sie z. B. dem Buchhandel gänzlich entsagten".

Wir wenden uns nun wieder zur Erzählung von Zimmer's fernerem Leben. Er schreibt darüber selbst: „Mein äußeres Schicksal schien nun ganz fixirt zu sein; ich fühlte mich wohl in meinem Haus, geehrt und glücklich in meinem Beruf, war von allen Seiten von lieben Freunden umgeben, und genoß den Umgang der geachtetsten Männer der Universität. Es schien zu einem glücklichen Leben nichts zu fehlen; gleichwol fühlte ich mich innerlich keineswegs zufrieden. Ich kam allerdings bald in drückende äußere Sorgen; aber waren auch diese Sorgen es nicht allein und nicht vornehmlich, die mich nicht zur Zufriedenheit kommen ließen, so mußten sie doch das Mittel werden, diesen Grund mir offenbar werden zu lassen, indem Gott auf diesem Wege mich dem Berufe entgegen führte, für den er nach meiner Ueberzeugung von Anfang an mich bestimmt hatte". Auf einer Geschäftsreise nach Karlsruhe im Januar 1811 kam ihm zum ersten Male der Gedanke nahe: Pfarrer zu werden. Er hatte eine Pfarrerstochter geheirathet, ging viel mit Pfarrern um, viele seiner liebsten Freunde waren Pfarrer oder Professoren der Theologie, das mag wol den Gedanken in ihm hervorgerufen haben, Theologie zu studiren. Auch hat der Umstand dazu mitgewirkt, daß sein Associé Mohr in diesem Jahr sein Frankfurter Geschäft aufgab und nach Heidelberg zog. Denn dadurch wurde jetzt erst ihm die Möglichkeit gegeben, an etwas Anderes noch zu denken als an den Buchhandel.

Nachdem Z. noch die Ostermesse 1811 in Leipzig besucht hatte, nahm er lateinischen, griechischen und hebräischen Unterricht bei Professor Kayser, und mit Beginn des Wintersemesters fing er zugleich an, Vorlesungen an der Universität zu hören; zuerst ein lateinisches Stilisticum bei Creuzer und eine dogmenhistorische Vorlesung bei Daub. Weitere Vorlesungen, die er noch hörte, waren Dogmatik bei Daub, Exegese bei Schwarz, Wilken, Lewald, Paulus u. A. Moral hat er nicht gehört, ebensowenig Pastoraltheologie. Im Herbst 1814 schloß er seinen Cursus, nachdem er drei Jahre unter furchtbarer Anstrengung bei Tag und bei Nacht gearbeitet hatte. Er meldete sich alsbald in Karlsruhe zum Examen und reichte mit seinem Gesuch zugleich eine kleine Schrift ein: „Der Beruf des evangelischen Geistlichen", die er verfaßt hatte. Das Büchlein wurde ungemein günstig aufgenommen und durch einen Beschluß des Oberkirchenraths der evangelischen Geistlichkeit des Landes empfohlen. Sein Examen wurde ihm sehr erleichtert, indem ihm die mündliche Prüfung in Karlsruhe ganz erlassen wurde und er die ihm vorgelegten Fragen nur schriftlich zu beantworten hatte. Auf dieses Examen folgte nicht allein seine sofortige Aufnahme unter die Candidaten der lutherischen Kirche, sondern es wurde ihm zugleich die Verwaltung des lutherischen Pfarramtes in Schriesheim übertragen, welche er im Januar 1815 antrat, indem er die ersten Monate noch von Heidelberg aus dieselbe versah. So arbeitete Z. nun die Woche über noch in der Buchhandlung, und Sonntags früh wanderte er nach dem zwei Stunden entfernten Schriesheim, um seiner Gemeinde zu predigen. „Es waren dies selige Monate für mich", schreibt er. Auf Palmsonntag wurde er ordinirt, und im April zog er mit seiner Frau und drei Kindern nach Schriesheim. Das Leben in Schriesheim war noch ein Stück Heidelberger Romantik: die schöne Lage des Orts an der „Bergstraße", mit der alten Burg, zu welcher Z. nach vormittägigem Studium hinaufwanderte, oben Rundschau hielt, und wenn seine Frau mit dem Tuch ihm das Zeichen gab, daß der Tisch zum Mittagessen bereit sei, zu den Seinigen wieder hinunter stieg. „Die äußeren Verhältnisse, schreibt er, meiner neuen Lage waren natürlich nicht brillant, aber darum hatte ich ja auch diese Lage nicht erwählt". Die Besoldung betrug nicht viel mehr als 300 Gulden, doch litt er und die Seinigen keinen

Mangel, da Mehl, Butter und Eier, auch Würste, Gemeindeglieder ins Pfarrhaus brachten. Zum Gedächtniß des Sieges bei Belle-Alliance hielt Z. ein Dankfest in der Kirche und ließ seine Predigt zum besten eines neuen Schulhauses drucken, da das alte verfallen war, und die Schule im Pfarrhaus gehalten werden mußte. Diese Predigt erschien noch unter der alten Firma „Mohr & Zimmer" und wurde von ihm auch an den König Friedrich Wilhelm III. ins Hauptquartier nach Paris geschickt. Die beiden Associés hatten in dieser denkwürdigen Zeit ihren langjährigen Arbeiter im Geschäft, namens Bethmann, als Freiwilligen ausgerüstet, daß er mit gegen den Erbfeind zöge. Der glücklich aus dem Kriege Zurückgekehrte wurde dann Quästor an der Universität. — Im Frühjahr 1816 erhielt Z. eine Berufung an die zweite lutherische Pfarrstelle in Worms. So gut es seine Schriesheimer Gemeinde mit ihm meinte, so entzog sie ihm doch ihre Liebe nicht wegen der Annahme der Stelle, da sie wol einsah, daß bei der Vermehrung seiner Familie (es ward das vierte Kind in Schriesheim geboren) und seinen beschränkten Verhältnissen seines Bleibens bei ihr nicht lange sein konnte. Am 6. Mai, dem Geburtstage seiner Frau, verließ er Schriesheim und zog nach Worms. Seine äußere Lage hatte sich in Worms etwas verbessert, doch mußte er dort im Hungerjahr 1817 den ersten Mantel, den er sich in Heidelberg angeschafft hatte, verkaufen, um Brod und Kartoffeln dafür anzuschaffen. In die Zeit seines siebenjährigen Wirkens in Worms fiel 1817 die Feier des 300jährigen Reformationsfestes. In der Betstunde, die er am Abende dieses Tages hielt, waren 5—6000 Menschen anwesend. Im J. 1818 besuchte ihn Görres und hörte ihn predigen — „es war recht brav", äußerte sich Görres in einem Brief an seine Frau. Auch Brentano hatte ihn in Worms besucht und äußerte auf die Frage des Collegen Zimmer's, ob er ein Buchhändler sei: „nein, ich bin einer von den Leuten, die die Buchhändler zu Grunde richten". Ins Jahr 1821 fiel das Gedächtnißfest der Verantwortung Luthers auf dem Reichstag 1521. Bei dieser Gelegenheit gab Z. eine Schrift: „Luther auf dem Reichstag zu Worms" heraus. Man forderte ihn auf, Vorlesungen über Geschichte zu halten, was er zwei Winter hindurch that. Auch wurde ihm der Unterricht in der griechischen Sprache am Gymnasium übertragen. Nachdem auf Weihnachten 1822 das Vereinigungsfest der beiden protestantischen Gemeinden gefeiert worden war, wurde seine äußere Lage unsicher, da er als der Jüngste der drei Geistlichen durch die nunmehrige Verschmelzung der beiden Gemeinden entbehrlich geworden war. Durch die Berufung zum Dechant des Marienstifts zu Lich von Seiten der Fürstin-Vormünderin von Hohen Solms-Lich ward er dieser Sorge enthoben. Nach schwerem Abschied von Worms übersiedelte Z. im November 1823 mit Frau und sechs Kindern nach Lich bei Gießen.

Im J. 1826 wählte ihn die dankbare Stadt Worms zum Deputirten auf dem Landtag in Darmstadt. Dadurch wurde er fast für ein ganzes Jahr seinem Pfarramt entzogen; doch ward ihm diese Zeit für sein inneres Leben zum Segen, indem er beim Rückblick auf die seitherige Führung seines Amtes keine innere Befriedigung empfand, und fühlte, daß ihm dazu erst noch etwas Wesentliches von Gott gegeben werden müßte. Dies erlangte er aber erst auf der letzten Station seines Lebens. Er erhielt nämlich während seines Aufenthaltes in Darmstadt die Aufforderung zu einer Gastpredigt in Frankfurt a. M., wo durch den Tod Passavant's eine Pfarrstelle an der deutschen reformirten Kirche zu besetzen war. Obgleich der so häufige Wechsel nicht nach seinem Sinn war und ihm das persönliche Verhältniß in Lich durch das Vertrauen der Fürstin Angenehmes bot, so waren doch die übrigen Verhältnisse dort keine befriedigende, er fand sich daher bewogen, den Frankfurter Antrag nicht abzuweisen. Er predigte am letzten, noch für ihn freien Sonntagnachmittag vor der Wahl, und wurde gewählt.

Am 31. Juli wurde seine Wahl vom Senat bestätigt; am 26. September 1827 traf er in Frankfurt ein und hielt am 7. October seine Antrittspredigt.

So war Z. auf der letzten Station seines Lebens und pfarramtlichen Wirkens angelangt, in der Stadt, in welcher er 36 Jahre früher den Beruf als Buchhändler begonnen hatte.

Ein Jude, den Z. in Worms kennen gelernt hatte, und der seitdem sich hatte taufen lassen, begrüßte ihn, als er von seiner Wahl zum Pfarrer an der reformirten Kirche in Frankfurt gehört, in einem Schreiben in hebräischer Sprache, das deutsch also lautet: „Am 12. Tage des Monats Juli im J. 1827 nach der Geburt Jesu Christi des Messias. Viel Frieden meinem Herrn, der seiner Gemeinde Wahrheit lehrt! „„Darum freut sich mein Herz und jubelt meine Seele““ (Psalm 16, 91). So sprach ich mit dem heiligen Jünger in meinem Ergriffensein bei meinem Hören, daß Du zum treuen Hirt und Lehrer der hochgeehrten deutschen reformirten Gemeinde in dieser Stadt erwählt wurdest. Du kennst mich aus der Zeit, da ich unter dem Namen Joseph Bamberger in der Stadt Worms war und unter Deinem Schatten und Deiner Güte Zuflucht fand, und Du den Anfang dazu machtest, mir den Weg der Wahrheit und das Licht des Heils zu zeigen. Nun aber ist es mir, gesegnet sei Jehova, in Aufrichtigkeit und Fülle zu unserm Heil geworden. Sei nur stark und fest, daß das Gefäß des Evangeliums nicht von Deinem Munde weiche! Dann wirst Du geliebt sein von Gott und den Menschen. Dies ist das Gebet Deines gehorsamen Dieners Johann Joseph Bergmann“.

Auch seine Heidelberger Freunde hatten Z. nach dem Wechsel seines Berufes nicht vergessen. Savigny schrieb ihm von Berlin am 30. April 1815: „Erst jetzt, l. Z., kann ich Ihnen über Ihre Standesänderung meinen herzlichen Glückwunsch sagen, womit Sie ja gar heimlich gegen mich gewesen sind“. Am 26. Juli desselben Jahres schrieb er: „Sie wünschen, daß die früher verabredete Sicherheit wegen ihrer Inconvenienzen nicht verlangt werde. Ich bin weit entfernt, etwas, das dem Credit der Handlung nachtheilig sein könnte, bloß meines Rechts wegen, zu verlangen. — Es scheint mir der Lage der Sache angemessen, daß das Contractrecht vor der Hand zwar nicht ausgeübt, aber auch nicht aufgegeben werde, daß wir Ihren Austritt aus der Handlung vorläufig ignoriren und eine Aenderung in diesem Theil des Contracts künftiger Zeit vorbehalten. Bis dahin erlauben Sie mir, daß ich mich auch fernerhin in allem, was nicht die mechanische Leitung des Geschäfts betrifft, sondern wobei es auf persönliches Zutrauen und freundschaftliches Benehmen ankommt, persönlich an Sie wende. Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohlergehen der Ihrige Savigny“.

de Wette, Berlin, den 28. April 1815: „Habe Dank für Dein schönes Büchlein (Bestimmung d. Evang. Geistl.). Ich darf Dir gar nicht sagen, wie sehr es mir gefallen hat, ich würde sonst meiner Würde als Professor und Dr. der Theologie gegen einen bloßen cand. theol. und gewesenen Buchhändler vergeben. Wir sind Brüder im Geist und in Christo! — Ich meine, ich müßte das Büchlein geschrieben haben oder Du hättest mir die Gedanken gestohlen aus meinem neuesten Buch, das noch im Manuscript bei mir liegt. Soll ich Dir sagen, was mir vorzüglich gefallen hat? die klare historische Ansicht darin. Du hast gezeigt, und mit der That, was ich eigentlich mit meiner Dogmatik will“. Am 5. September 1815: „Zu Deiner Stelle an der Bergstraße wünsche ich Dir Glück. Ich möchte jetzt ein paar Tage dort in eurer Gegend zubringen“. Den 10. Februar 1817: „Zu der Verbesserung Deiner Lage wünsche ich Dir Glück; aber ich kann mir wohl denken, daß es Dir in Worms nicht so gefällt wie an der Bergstraße. — Heidelberg wird mir immer fremder. Es war eine

schöne Zeit der aufblühenden Universität, als Du mit Deiner Regsamkeit und Deinem wissenschaftlich-kaufmännischen Streben so schön mit eingriffst".

Marheineke, Berlin, den 24. September 1815: „Meinen innigsten Glückwunsch, theurer Freund, zu dem veränderten Leben, in welches Sie übergegangen sind, und wovon mir Ihre schöne Predigt die erste Kunde gab. Ich kann Ihnen aufrichtig bezeugen, daß sie mich lebhaft und erbaulich angesprochen hat. Dasselbe gilt bei mir von der Schrift „über die Bestimmung des evangelischen Geistlichen". — Die deutsche reformirte Gemeinde, von welcher Z. zum Pfarrer gewählt wurde neben Consistorialrath Spieß, ist aus fremden Einwanderern, hauptsächlich aus den Niederlanden, hervorgegangen, die um ihres Glaubens willen ihren heimathlichen Herd verlassen hatten, und hier im Jahre 1554 eine Zufluchtstätte fanden. Es wurde ihnen jedoch nur kurze Zeit der öffentliche Gottesdienst in Frankfurt gestattet, den deshalb ein Theil von ihnen vom Jahre 1595 an im benachbarten Bockenheim halten mußte, während ein anderer Theil nach Hanau auswanderte. Die Gemeinde ergänzte und erweiterte sich allmählich durch Mitglieder aus der Pfalz, Hessen und anderen Gegenden. Im J. 1789 wurde ihr endlich gestattet, ein eigenes Gotteshaus in Frankfurt zu bauen, in welchem sie am 14. März 1793 den ersten Gottesdienst feierte.

Zimmer's Wirksamkeit in dieser Stadt und an dieser Gemeinde war der Höhepunkt seines Lebens und pfarramtlichen Berufes. Am 13. October 1829 war er, nach dem Tode seines Collegen Spieß, Mitglied des Consistoriums geworden, an Spieß Stelle Schrader gewählt. Fast 25 Jahre währte seine reich gesegnete Thätigkeit. Er predigte das Evangelium von Jesu Christo in schlichter Weise; seine Lauterkeit und Wahrhaftigkeit öffnete ihm die Herzen, sodaß er meist bei gefüllter Kirche predigte. Er übte eine ausgedehnte Seelsorge und war ein treuer Berather der Kranken, Armen und Hülfsbedürftigen. Nicht minder war er eifrig und gründlich in der Unterweisung der Jugend der Gemeinde, indem er ihr in Geschichte und Lehre des Christenthums den ganzen Heilsrathschluß Gottes darlegte und so ein Fundament legte für seine Predigten. Groß ward der Freundeskreis, der sich allmählich um ihn aus Stadt und Land sammelte, mannichfach waren die Besuche, die er auch aus weiterer Ferne erhielt. Das Pfarrhaus war oft überfüllt von Gästen. An kirchlichen Festen und christlichen Vereinen hat er sich vielfach betheiligt. Am 17. März 1843 feierte die Gemeinde den Jahrestag der Einweihung der Kirche; Z. hielt die Predigt, sein College Schrader trug Mittheilungen aus der Geschichte der Gemeinde vor. In demselben Jahre gab er auch eine Sammlung „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres" heraus. Wir lassen hier noch einige Stellen aus Briefen seiner alten Heidelberger Freunde folgen, die er in Frankfurt von ihnen empfing. Creuzer schrieb ihm aus Heidelberg am 23. März 1828: „Sie sind nun in Ihren neuen Wohnort und Wirkungskreis hoffentlich ganz eingewöhnt. Ich möchte mich am liebsten persönlich davon überzeugen, in diesen Osterferien habe ich aber keine Aussicht dazu". Aug. Böckh, Berlin, den 23. September 1828: „Wie wol es mir leid thut, theurer Z., daß wir uns jetzt vor der Hand nicht wiedersehen, und vorzüglich, daß der Grund davon die Krankheit eines Deiner Kinder ist, so danke ich Dir doch recht sehr dafür, daß Du mir die Krankheit Deines Kindes gemeldet hast. Ueberzeugt davon, daß Du uns mit großer Güte würdest aufgenommen haben, muß ich es natürlich jetzt vorziehen, nicht zu Euch zu kommen. Grüße Deine Frau und Kinder herzlich von Deinem getreuen Freunde Böckh".

Brentano, München, den 11. März 1840: „Ihr Andenken ist mir unbefleckt lieb und theuer. Ein Buchhändler, wie Sie es waren, ist so ehrwürdig

wie eine unschuldige Magd im Wirthshaus. Gott lohne Ihnen in Ihren Kindern, Er mache alle seine Gnade an Ihnen voll. Grüßen Sie alle die lieben Ihrigen, die von mir wissen. Görres gedenkt Ihrer oft mit herzlicher Verehrung und grüßt Sie. Gott nehme alle die Seinen in seine väterliche Hut, wir gehen schwerer Zeit entgegen. Adieu, liebste Seele. Ihr alter Clemens Brentano".

Die letzten Lebensjahre Zimmer's waren getrübt durch körperliche Leiden. namentlich litt er seit einer schweren Krankheit, die er im Winter 1850—51 zu bestehen hatte, an großer Schwäche, so daß er seine Amtsgeschäfte nur noch mit Unterbrechungen versehen konnte und deshalb von da an einen Vicar nöthig hatte. Am Ende des Jahres 1851 wurde er auf seinen Wunsch in Ruhestand versetzt. Den stillen Lebensabend im Kreis seiner Familie zu verbringen, war ihm eine Erquickung. Seinen letzten Geburtstag feierte er noch bei vollem Bewußtsein. Am 6. Februar 1853 rief ihn Gott aus diesem Leben ab.

Er hinterließ seine Wittwe mit acht Kindern.

Quelle: Zimmersches Familien-Archiv. Heinrich Zimmer.

Zimmer: Patritius Benedict Z., katholischer Theologe und Philosoph, geboren am 22. Februar 1752 zu Abtsgmünd im Gebiete der gefürsteten Propstei Ellwangen (seit 1802 württembergisch), † am 16. October 1820 zu Steinheim. Z. erhielt seine Gymnasialbildung zu Ellwangen und absolvirte hier auch das philosophische Studium, worauf er an der damaligen Universität Dillingen Theologie und die Rechte studirte. Am 1. April 1775 empfing er die Priesterweihe, 1777 wurde er Repetitor des Kirchenrechts im Studienconvict zu Dillingen, 1783 Professor der Dogmatik daselbst an der Universität. Seit 1791 war er zugleich Pfarrer in Steinheim bei Dillingen. In den zwölf Jahren seiner Lehrthätigkeit zu Dillingen schloß sich Z. besonders eng an Johann Michael Sailer, seinen Collegen in der theologischen Facultät, und den Professor der Philosophie Joseph Weber an. Die aus Sailer's Leben bekannten, von den Exjesuiten an der Studienanstalt St. Salvator in Augsburg ausgehenden Angriffe gegen diese drei Männer (s. A. D. B. XXX, 182) führten dazu, daß Z. gleichzeitig mit Sailer im J. 1795 aus dem Lehramte entlassen wurde. Die Entlassung wurde bei Z. in die Form gekleidet, er könne von der Anwesenheit auf seiner Pfarrei Steinheim nicht ferner dispensirt werden. (Christoph von Schmid, Erinnerungen II, 171.) Er zog sich demgemäß für die nächsten Jahre auf diese seine Pfarrei Steinheim zurück. Im J. 1799 aber wurde er gleichzeitig mit Sailer und Weber (das „Dillinger Kleeblatt") an die Universität Ingolstadt berufen, als Professor der Dogmatik, als Nachfolger Dobmayer's, und mit der Universität 1800 nach Landshut versetzt. Seine Pfarrei Steinheim behielt er auch jetzt bei und kam immer in den Oster- und Herbstferien dahin. Während er auch in Landshut mit seinem alten Freunde Sailer, mit dem er in demselben Hause wohnte, fortdauernd im innigsten Einvernehmen stand, verschaffte ihm andererseits seine derbe schwäbische Kraftnatur und besonders die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er, seit er sich der Schellingischen Philosophie angeschlossen hatte, die Kantianer bekämpfte, auch hier Gegner, die seine zeitweilige Amtsenthebung, freilich nicht mit dauerndem Erfolge, durchsetzen konnten. An der Universität Landshut selbst waren es vor allem die beiden Professoren der Philosophie Reiner und Socher, Kantianer, mit welchen Z. in Streit gerieth, besonders als im Studienjahre 1805 er und der Mediciner Röschlaub den genannten Professoren der Philosophie gegenüber Vorlesungen über die Schellingische Philosophie ankündigten und hielten. Der Streit wurde mit solcher Heftigkeit geführt, daß die Universitätscuratel diese Vorlesungen von Z. und Röschlaub verbot. Reiner starb bald darauf; Socher zog sich am Ende des Studienjahres von der Universität auf seine Pfarrei zurück. Nach dem

Abgang dieser Gegner war es in Landshut besonders der Regens des Clericalseminars (Georgianum), der Rationalist Fingerlos, an dem Z. einen heftigen Gegner hatte. Auch mit dem Rector des Lyceums zu München, Cajetan Weiller, kam er in Streit. Ueberhaupt aber trug ihm seine kräftige Polemik gegen den Kantianismus und sein eigener Schellingianismus die Gegnerschaft aller „Aufgeklärten“ und zahlreiche offene und versteckte Angriffe in den Journalen ein. (Vgl. Zimmer's „Erklärung an das Publikum“, in der Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung 1805, II, S. 15, vom 21. Juni 1805, gegen drei in dieser Zeitschrift erschienene Artikel.) Aus diesen Kreisen wurden ihm die Bezeichnungen Obscurant, Mystiker u. dgl. zu Theil. Als solcher wurde er nun auch bei der Universitätscuratel denuncirt, um seine Entlassung zu bewirken. Wie Salat (Denkwürdigkeiten S. 301) berichtet, seien auch Zimmer's Hefte über Dogmatik zu diesem Zwecke nach München gesandt worden und in die Hände Jacobi's und Anselm v. Feuerbach's gekommen, deren großes Mißfallen sie erregt haben; das Urtheil dieser Männer habe aber bei den akademischen Curatoren das größte Gewicht gehabt. Sailer theilt in seiner Biographie Zimmer's ein Schreiben eines „Ungenannten“ mit (S. 36—42; Werke Bd. 38, S. 446—450), der von den Curatoren der Universität aufgefordert worden war, Z. zu bewegen, seine Entlassung vom theologischen Lehramte selbst zu begehren; dieser Ungenannte war, wie in Sailer's Werken bemerkt wird, Sailer selbst, der in dem Antwortschreiben das Ansinnen von sich wies und warm für Z. eintrat und für den Fall, daß derselbe doch von dem Lehrstuhl der Dogmatik entfernt werden sollte, vorschlug, ihm einen Lehrstuhl der Philosophie oder Geschichte zu übertragen. Die schon beschlossene Versetzung Zimmer's in den Ruhestand konnte zwar nicht mehr ganz rückgängig gemacht werden, sondern erfolgte im November 1806, aber schon am Anfang des Sommersemesters 1807 wurde er wieder als Professor der Theologie angestellt, aber nicht mehr als Dogmatiker, sondern als Professor der biblischen Archäologie und Exegese. Im J. 1819 war er Rector der Universität; in diesem Jahre wurde er auch zum Abgeordneten der Universität in die 2. Kammer der Ständeversammlung des Königreichs Baiern gewählt (über seine Thätigkeit in dieser Eigenschaft vgl. Sailer S. 31 f.; Werke Bd. 38, S. 442 f.). Nach Ablauf seines Rectoratsjahres wurde er für das Jahr 1820 zum zweiten Mal zum Rector gewählt. Inzwischen hatte er während seines Aufenthaltes als Deputirter in München den ersten Anfall eines organischen Herzleidens zu überstehen gehabt; mehrere wiederholte Anfälle ließen erkennen, daß eine gänzliche Wiederherstellung ausgeschlossen war. Als er am 5. September 1820 zum letzten Mal mit Sailer nach seiner Pfarrei Steinheim reiste, sollte er von dort nicht mehr nach Landshut zurückkehren. Am 15. October traf ihn, nachdem er noch die Frühmesse gehalten hatte, ein Schlaganfall, der seinen Tod am folgenden Tage herbeiführte. Er wurde auf dem Kirchhof zu Steinheim begraben. — Ueber Zimmer's sittlichen Charakter urtheilt sein langjähriger Freund Sailer (S. 17; Werke Bd. 38, S. 433 f.): „Sich gleich und Eins mit sich im Denken und Lehren, war er es auch in seinem übrigen Leben. Dieselbe Festigkeit und Bestimmtheit des Geistes, mit welcher er die Gegenstände seines Lehrfaches behandelte, hat sich auch seinem sittlichen Charakter so eingedrückt, daß er im Umgange mit Großen und Kleinen, mit Gelehrten und Ungelehrten, in Mitte geliebter Freunde und liebender Zuhörer, dieselbe feste und bestimmte Haltung seines ganzen äußeren Menschen in Blick, Miene, Ton, Geberde darstellte — dieselbe Haltung, die ihn in seinem Lehrfache auszeichnete. Sein ganzes würdevolles Wesen, sein hoher, Achtung gebietender Ernst, mit dem er sonst auch minder wichtige Dinge erfaßte, konnte sich im kleinen Kreise seines häuslichen Lebens so wenig, als im größeren seines

öffentlichen Lehrberufes verleugnen. Ueberall erschien er als derselbe ernste, feste Mann, dem es nur um Wahrheit und Recht zu thun ist".

Zimmer's Schriften sind, in der Reihenfolge ihres Erscheinens: „Dissertatio dogmatica de vera et completa potestate ecclesiastica" (Dilingae 1784); „Theologiae christianae theoreticae systema, eo nexu atque ordine delineatum, quo omnium optime tradi explanarique videtur", Sectio I (Dilingae 1787); „Veritas christianae religionis, seu theologiae christianae dogmaticae Sectio I" (Augustae Vindelicorum 1789); „Veritas catholicae religionis, seu theologiae christianae dogmaticae Sectio II" (Augustae Vind. 1790); „Fides existentiae Dei, seu de origine hujus fidei, unde ea derivari possit et debeat, criticum examen" (Dilingae 1791); nach längerer Pause folgte nun erst die specielle Dogmatik, die Z. früher im Anschlusse an die zwei Sectionen der Generaldogmatik oder Apologetik als 3. Section folgen zu lassen beabsichtigt hatte: „Theologiae christianae specialis et theoreticae Pars I—IV" (Landishuti 1802, 1803, 1804, 1806); „Philosophische Religionslehre. I. Theil, Lehre von der Idee des Absoluten" (Landshut 1805); „Philosophische Untersuchung über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechtes" (3 Theile, Landshut 1809); „Untersuchung über den Begriff und die Gesetze der Geschichte, über die vorgeblichen Mythen im ersten Buche Mosis, und über Offenbarung und Heidenthum, als Einleitung in die Geschichte des menschlichen Geschlechtes, in so fern sie Geschichte der Völker der alten Welt ist" (München 1817). — Um die schriftstellerische Thätigkeit Zimmer's gerecht zu würdigen, muß man sie vom Standpunkte der damaligen Verhältnisse aus betrachten. Dieselbe hat im ganzen Umfange eine apologetische Tendenz; sie will durchaus dem Zwecke der wissenschaftlichen Begründung des katholischen Dogmas dienen, gegenüber dem Rationalismus, der sich bekanntlich damals auch in den katholischen Schulen breit genug machte. Den Gegnern und ihren Einwänden auf dem Boden der Philosophie wie auf dem der Geschichte trat er wohl ausgerüstet entgegen und bekämpfte sie mit ihren eigenen Waffen. Sein unausgesetztes Bestreben ging dahin, Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie in Einklang zu bringen. Zu diesem Zwecke vertiefte er sich in die verschiedenen zu seiner Zeit blühenden philosophischen Systeme, um vermittelst ihrer Principien die katholische Dogmatik speculativ zu begründen. Von der Leibniz-Wolfischen Philosophie (in Anlehnung an Stattler) anfänglich ausgehend, durchlief er nach einander auch die Systeme Kant's und Fichte's, um schließlich (seit 1804) bei Schelling stehen zu bleiben, in dessen System er endlich die wahre, dem Christenthum angemessene Philosophie gefunden zu haben glaubte. Den langen Aufschub des Erscheinens seiner speciellen Dogmatik motivirt Z. eben besonders damit, daß die Philosophie in den vorausgehenden Jahren in einer Umwandlung begriffen gewesen sei, so daß es geboten erschien, ein Resultat abzuwarten. Allerdings begann er dann gleichwol das Werk in seiner Fichtischen Periode und ging mitten in demselben zu Schelling über. In der dem 1. Bande der Specialdogmatik (Theologia christiana specialis et theoretica) vorangestellten Einleitung, welche die Principien und die Methode eingehend auseinandersetzt, geht Z. aus von der Unterscheidung des gemeinen, logischen und philosophischen Denkens (cogitare trinum esse, nimirum vel communiter, vel logice, vel philosophice cogitare). Das Erste ist der Standpunkt der Offenbarung, die sub communi aspectu, dem für das Bewußtsein aller Menschen zugänglichen, von Gott spricht. Der zweite oder der aspectus logicus, der aus dem ersten durch Abstraction sich ergibt, ist der Gesichtspunkt der Kirche in ihren dogmatischen Entscheidungen und ihrer Lehrverkündigung. Ueber beiden steht nach Zimmer's Anschauung als der höhere Standpunkt der aspectus philosophicus. Die beiden ersten Gesichtspunkte gehen vom Gegebenen,

vom Positiven aus; dagegen habe der dritte mit den beiden andern nichts gemein, sei ihnen vielmehr diametral entgegengesetzt und bewege sich in einem Denken contra leges seu regulas Logicae. Die beiden ersten aspectus einerseits wie der dritte andererseits seien wahr, obwol verschieden; es seien aber total verschiedene Gebiete, die einander überhaupt gar nicht berühren. Auf diese Weise will Z. alle Einwände der Philosophie gegen bestimmte Lehren der christlichen Offenbarung abweisen, da diese Einwände, weil auf einem ganz anderen Standpunkte des Denkens sich bewegend, jene dogmatischen Lehren gar nicht berühren. Die Offenbarung spreche von Gott so, wie er im nothwendigen Bewußtsein aller Menschen erscheine, und deshalb seien ihre Lehren wahr, nämlich für diesen Standpunkt; sie behaupte aber nicht, daß Gott in sich wirklich so sei, wie er erscheine und leugne also nicht, daß er in sich anders sei und sein müsse, als er im nothwendigen Bewußtsein aller Menschen erscheine. Sie setze also der Philosophie und Speculation gar keine Schranke. In der Ausführung der beiden ersten Bände, die unter dem Einflusse dieser Anschauungen stehen, hat sich Z. aber doch erfreulicher Weise in positiveren Bahnen bewegt, als diese Einleitung vermuthen ließe; wo er der positiven Darstellung einzelner dogmatischer Lehren philosophische Erklärungen nachfolgen läßt, werden diese „von ihm selbst nicht unter die Lehrsätze der Kirche, sondern unter die Meinungen der Theologen gesetzt, die, wie alles Subjective, dem Wandel und Wechsel unterworfen sind, und gewöhnlich Gestalt und Farbe vom herrschenden philosophischen System erhalten“ (Widmer, Nachtrag S. 87); zu jenen principiellen Auseinandersetzungen stimmt dies freilich wieder nicht. Allerdings aber führen jene Anschauungen von der absoluten Verschiedenheit der beiderseitigen Standpunkte auch praktisch dahin, daß, wie Günther (in der unten zu nennenden Kritik, S. 134) sehr richtig sagt, „der Theolog und der Philosoph im Verfasser sich wechselseitig aus dem Wege gegangen sind“, womit er aber eben nach beiden Seiten hin Unrecht hat und eine wirkliche speculative Begründung des Dogmas thatsächlich unmöglich macht. Mit Recht wendet sich Günther (S. 137 f.) scharf gegen die Behauptung Zimmer's, „daß die bedeutenden Einwürfe gegen die Wahrheiten der christlichen Religion einzig auf einer Verwechslung der verschiedenen Standpunkte des menschlichen Wissens beruhen“; allerdings können sie nur aus einer Verschiedenheit des Standpunktes herrühren, aber eben deshalb, weil der Standpunkt der Gegner, sofern er der Offenbarung widerspricht, ein falscher ist, nicht aber so, als ob von dem einen Standpunkte wahr sein könnte, was es von dem andern nicht ist. — Die ganze Gliederung, welche Z. der speciellen Dogmatik gibt, ist folgende: er theilt sie zunächst in zwei Haupttheile: De Deo in se (Bd. I) und De Deo pro nobis (Bd. II—IV); der 2. Theil zerfällt wieder in drei Sectionen, de Deo creatore, gubernatore und iudice. Die Schwäche des nach diesem Schema construirten Systems zeigt sich in der Ausführung der 2. Section, welche in sich befaßt die Anstalten, die Gott in der durch den Sündenfall geschaffenen Lage der Menschheit getroffen hat, um den Menschen die Erreichung ihres moralischen Zweckes zu ermöglichen; unter diesen Gesichtspunkten werden in fünf Abtheilungen betrachtet 1) Christus; 2) die übernatürliche Gnade; 3) die Engel; 4) die Kirche; 5) das Meßopfer und die Sacramente. Die centrale Bedeutung der Lehre von der Erlösung und dem Erlöser kann in diesem Schema nicht zur Geltung kommen. — Anders stellt sich die Auffassung des Verhältnisses von Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie in den beiden letzten Bänden der Specialdogmatik dar, nachdem Z. den Standpunkt der Schelling'schen Identitätsphilosophie zum Standpunkte seiner Speculation gemacht hat. In negativer Hinsicht macht sich der veränderte Standpunkt in dem veränderten Tone gegen Kant geltend. Während

Z. früher Kant selbst von den Kantianern unterschieden und sich bei der philosophischen Begründung der Dogmen bemüht hatte zu zeigen, daß zwischen der echten Philosophie Kant's selbst und dem Christenthum wol Verschiedenheit des Standpunktes, aber keine unausgleichbaren Gegensätze inbezug auf wichtige Lehren bestehen, wie manche Kantianer wollten, so wendet er sich jetzt nicht nur mit der derbsten und leidenschaftlichsten Sprache (die sich freilich aus den von dieser Seite gegen ihn gerichteten Angriffen wol erklärt) gegen „den Pöbel der Kantianer", sondern er bezeichnet es als erwiesen, daß die Kantische Philosophie überhaupt von Grund aus falsch sei in ihren Grundsätzen oder Grundlehren (Theol. christ. spec. et theor. III, 221 s. Diese antikantischen Partien des 3. Bandes sind in deutscher Sprache geschrieben). Deshalb können die von dieser Philosophie gegen das Christenthum gerichteten Angriffe dieses überhaupt gar nicht erreichen, weil das Christenthum „um eine Stufe höher stehet, als die kantische Philosophie. Denn das Christenthum lebt und schwebt ganz allein in lauter Ideen und in der Potenz des Ewigen; die kantische Philosophie nur allein in Begriffen und empirischen Anschauungen, und somit bloß in den Potenzen des Endlichen und Unendlichen, ohne das Ewige zu kennen, worin beide Eines sind. Daher das unaufhörliche Protestiren dieser vorgeblichen Philosophie gegen die Ideen und gegen die Realität derselben" (a. a. O.). Es offenbart sich nur „das ungeschickte Benehmen vorgeblicher Philosophen", wenn sie „das, was entweder bloße Glaubens- oder Vernunftsache ist, und sein kann, mit dem Verstande ergreifen und begreifen wollen; und, wenn sie es nun nicht können, wenn sie dabei auf Unmöglichkeiten stoßen, diese Unmöglichkeiten nicht auf den begreifenden Verstand, sondern auf das Zubegreifende legen, d. h., entscheidend aussprechen, nicht, dem Verstand ist es unmöglich, so etwas zu begreifen, sondern das, was der Verstand nicht begreifen kann, ist unmöglich, oder man kann doch wenigstens zur gewissen Einsicht seiner Möglichkeit nicht gelangen" (a. a. O., S. 229 f.). Im Gegensatz gegen den Standpunkt des Verstandes findet Z. in der Vernunftanschauung (intellectuellen Anschauung) die absolute Erkenntniß, in welcher die Gegensätze des Endlichen und Unendlichen und die daraus sich für den Standpunkt des Verstandes ergebenden Widersprüche in der Identität aufgehoben sind. Die vorgeblich philosophische Ansicht der Kantianer sei unphilosophisch, „und in Bezug auf das Erkennen der Wahrheit gerade die verkehrteste in der Welt, und eben darum die betrüglichste". Denn dieselbe „ist die Ansicht der Dinge vermittelst des Verstandes, den sie von der Vernunft gleichsam losgerissen und isolirt haben. Nun ist aber die absolute Einheit der empirischen Anschauung und des Verstandes, das ist, die Vernunft, allein das Organ der Philosophie; und somit die Vernunftansicht allein die philosophische Ansicht. Also kann die Ansicht des Verstandes keine philosophische Ansicht der Dinge gewähren; sie muß unphilosophisch sein". (A. a. O., S. 237 f.) Widersprüche in den Lehren des Christenthums werden auf dem Standpunkte des Verstandes erzeugt durch die Trennung des Verstandes von der empirischen Anschauung; diese mit Widersprüchen behaftete Ansicht ist aber nicht die Ansicht des Christenthums, wie diese vom Christenthum selbst für den größten Theil der Menschen aufgestellt wird; denn diese letztere ist „nicht die Ansicht des Verstandes von der empirischen Anschauung getrennt und darum derselben widersprechend, sondern vielmehr die Ansicht des Verstandes, wie er mit der empirischen Anschauung noch Eins ist". Im Falle der Trennung des Verstandes von der empirischen Anschauung, durch welche Trennung nothwendig Widersprüche in die Ansicht gebracht werden, will das Christenthum selbst, „daß durch die höhere Ansicht die entstandenen Widersprüche gehoben und die absolute Einheit des Verstandes und der empirischen Anschauung wieder hergestellt werde; oder, was

eins ist, daß die Vernunft, und die rein intellectuelle Anschauung als die absolute Einheit beider eintrete". (A. a. O., S. 251.) Von dieser Anschauung über das Verhältniß von Glauben und Wissen ausgehend, will Z. jetzt, während er alle Einwürfe einer bloßen Verstandesphilosophie als die Sache gar nicht berührend abweist, das katholische Dogma vermittelst der Schellingischen Identitätsphilosophie speculativ begründen und vom Standpunkte der Idee construiren. Ein breiter Raum im 3. Bande ist dem Versuche einer speculativen Begründung der katholischen Abendmahlslehre auf diesem Grunde gewidmet. Indem er dabei aber das katholische Dogma in eine pantheistische Speculation auflöst, beweist er freilich nur, daß er selbst, wenn auch in der besten Absicht, als Schellingianer auf einem Wege wandelt, der vom Standpunkte des positiven katholischen Christenthums nur als ein Irrweg bezeichnet werden kann. — Die „Philosophische Religionslehre" setzt in dem erschienenen 1. Theil die philosophischen Grundprincipien eingehender auseinander; weitere Theile, welche die Religionsphilosophie hätten enthalten sollen, sind nicht erschienen. Der philosophischen Begründung der Lehre von der Erbsünde ist die „Philosophische Untersuchung über den allgemeinen Verfall des menschlichen Geschlechtes" gewidmet. Den bleibendsten wissenschaftlichen Werth dürfte Zimmer's letztes Werk haben, die „Untersuchung über den Begriff und die Gesetze der Geschichte". Seine geplante Geschichte der Völker der alten Welt, welcher das genannte Buch als Einleitung dienen sollte, ist nicht mehr zur Ausführung gelangt; wenigstens ist nichts mehr davon dem Druck übergeben worden.

Nach Zimmer's Tode veröffentlichte sein und Sailer's Schüler Jos. Widmer zunächst in Sailer's Biographie Zimmer's und dann in seinem „Nachtrag" zu derselben (s. unten) eine Darstellung von dessen Wissenschaft, die durchaus auf Zimmer's Ideen eingeht und mit diesem in der Identitätsphilosophie, wie Z. von derselben Gebrauch gemacht hatte, das Heil sieht. Eine scharfe Kritik an Zimmer's Speculation übt dagegen Anton Günther in seiner ausführlichen Recension von Widmer's „Nachtrag", in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur", 28. Band, 1824, S. 87—168, in welcher der pantheistische Standpunkt dieser Speculation, die darum auch „durchaus nicht geeignet sei, den dogmatischen Glauben zum Wissen zu steigern", scharf dargethan wird. Von einem andern Standpunkte, als Anhänger der Philosophie Jacobi's, griff der seichte Vielschreiber Jak. Salat den verstorbenen Z. an, in einer Polemik übrigens, die mehr persönlich gehässigen als wissenschaftlichen Charakter trägt, in dem Buche: „Denkwürdigkeiten betreffend den Gang der Wissenschaft und Aufklärung im südlichen Deutschland; veranlaßt durch J. M. Sailers Denkschrift auf P. B. Zimmer" (Landshut 1823; das Buch liefert besonders S. 264—322 auch Züge zu Zimmer's Biographie, aber in gehässigster Weise und mit kleinlichster Klatschsucht dargestellt). Man thut Z. gewiß Unrecht, wenn man die Aufrichtigkeit seiner Absicht, durch den Gebrauch der Philosophie nur das positive katholische Dogma tiefer zu begründen, bezweifelt, wie Denzinger (Vier Bücher von der religiösen Erkenntniß I, 209—211; 540—544) sogar so weit geht, ihm Heuchelei vorzuwerfen. In allen Schriften Zimmer's zeigt sich, nach der positiven Seite derselben, ein treues Festhalten an der positiven Wahrheit des katholischen Christenthums, worin er sich immer gleich bleibt, ohne im mindesten vom katholischen Dogma etwas preisgeben zu wollen. Gerade seines strengen Katholicismus wegen wurde er in der Landshuter Periode am meisten angefeindet. Die Philosophie aber erschien ihm als willkommene Bundesgenossin im Kampfe gegen den Rationalismus, wie auf der andern Seite die Geschichte. Das Unglückliche dabei ist nur das, daß er zuletzt die geeignetste Waffe und die absolute philosophische Wahrheit in einer Speculation gefunden zu haben glaubte, die als

Pantheismus die christliche Weltanschauung aufhebt, deren Fundament die Wesensverschiedenheit Gottes und der Welt und die creatio ex nihilo ist. Die Consequenz des Pantheismus lag selbstverständlich nicht im Sinne Zimmer's; eben deshalb ist er aber von einer inneren Unklarheit über die Grundlagen der christlichen Weltanschauung nicht freizusprechen, auch nicht davon, daß er thatsächlich pantheistische Gedanken in seine speculative Theologie eingeführt hat. Seine vermeintliche Versöhnung von Glauben und Wissen in der „höheren Ansicht“ ist doch nichts anderes, als ein bedenkliches Schillern zwischen Christenthum und Pantheismus. Daß in seinem Geiste diese Gegensätze so neben einander herlaufen konnten, ohne daß entweder die pantheistische Speculation das christliche Dogma in seinem Bewußtsein auflöste, oder umgekehrt die Ueberzeugung von der Wahrheit des letzteren ihm half, sich von den Irrwegen dieser Speculation zu befreien, das erklärt sich nur daraus, daß thatsächlich in seinem Geiste der Theologe und der Philosoph sich gegenseitig aus dem Wege gegangen sind. Die Wahrheit der Offenbarung und der Kirchenlehre steht ihm unantastbar fest, als etwas, das keineswegs der Kritik der Philosophie untersteht. Neben dieser Wahrheit gibt es für ihn aber eine philosophische Wahrheit, die einer ganz andern Sphäre der Erkenntniß angehört. Vom katholischen Standpunkte kann man es nur bedauern, daß der hochbegabte und in dem Ernst seines Strebens verehrungswürdige Mann sich aus den Fesseln der Identitätsphilosophie nicht mehr losmachen konnte. Als Lehrer hat Z. neben Sailer eine bedeutende Wirksamkeit ausgeübt und trotz der Irrwege seiner Speculation mit Sailer kräftig zur Regeneration eines positiveren Geistes und Sinnes im bairischen Clerus mitgewirkt.

J. M. Sailer (und J. Widmer), Patritius Benedictus Zimmer's kurzgefaßte Biographie und ausführliche Darstellung seiner Wissenschaft. Landshut 1822. (Mit Porträt.) In Sailer's Sämmtlichen Werken. Bd. 38, S. 417 bis 519. — J. Widmer, Nachtrag zu P. B. Zimmer's kurzgefaßter Biographie, oder desselben Theologie und Philosophie in gedrängter Kürze. Uri 1823. — Felder-Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, Bd. II (1820), S. 540—543; Bd. III (1822), S. 589. — Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller, Bd. II, 2 (1825), S. 242—245. — Theologische Quartalschrift 1820, S. 749—753. — Christoph von Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. II (Augsburg 1853), S. 166—171; 188 f. — Fr. A. Scharpff, Vorlesungen über die neueste Kirchengeschichte, 2. Heft (Freiburg 1852), S. 101 f. — Permaneder, Annales Univ. Ingolst.-Landish.-Mon., P. V (1859), p. 192, 283, 370 s., 377, 380, 382 s. — G. Aichinger, J. M. Sailer (Freiburg 1865), S. 87—90, 201 ff., 219, 329 f., 332—340, 421. — K. Werner, Geschichte der kath. Theologie (1866), S. 254—256, 310 bis 315. — Hurter, Nomenclator, P. III (ed. 2, 1895), p. 559—561.

Lauchert.

Zimmermann: Albert Z., Maler, geboren zu Zittau in Sachsen am 20. September 1809, † zu München am 19. October 1888. Z. ist insofern eine Erscheinung von kunstgeschichtlicher Bedeutung, als er (mit Anderen) von der strengen Richtung eines Jos. Ant. Koch zur modernen deutschen Landschaftsmalerei herüberleitet. Seine frühen Arbeiten verrathen deutlich den Zusammenhang mit der stilistischen Auffassung der Natur, wie sie besonders durch Reinhart und Koch und ihre unmittelbaren Nachfolger vertreten wurde. Z. schätzte auch den alten Tiroler Koch außerordentlich und empfahl gelegentlich dessen Werke zur Nachahmung, zum Studium. Als Beispiele der streng stilisirten Arbeiten Zimmermann's seien Landschaften im großherzoglichen Palast zu Oldenburg und

im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. genannt. Das erstere, eine Hochgebirgslandschaft mit einem Bache, der nach dem Vordergrunde zu fließt, weist eine sorgsame, noch etwas ängstliche Technik und spitzige Pinselführung auf. Es ist monogrammirt mit AZ. Das Bild in Frankfurt entnimmt seinen Gegenstand ebenfalls dem Hochgebirge. Es läßt in mehreren Beziehungen das Studium J. A. Koch's recht deutlich erkennen (Nr. 443, bezeichnet: „A. Zimmermann, München"). Hierher gehört auch das Wasserfallbild aus dem Jahre 1848 in der Galerie des Prager Rudolfinums. Gelegentlich klingt auch C. Rottmann's Weise in den Zimmermann'schen Landschaften an, wie denn auch des älteren Preller stilvolle Auffassung der Natur nicht ohne Einfluß auf Z. geblieben zu sein scheint. Hiezu nenne ich als Beispiel die 1857 gemalte Landschaft mit dem Raube des Hylas, die in den „Denkmälern der Kunst" (Taf. 151) nachgebildet ist. Auch das große Bild in der neuen Pinakothek zu München (Felsige Gegend mit Centauren, Kat. von 1857, S. 15 Nr. 21), zeigt Beziehungen zu den gleichzeitigen deutschen Stilisten. Derselben Periode des Künstlers gehören auch an: die Alpenlandschaft von 1851 im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M., der großartige Urwald in der Kunsthalle zu Bremen, der Reichenbachfall aus dem Jahre 1852, ein Bild, das eine Zeitlang in Wien dem Baron Mitis gehörte, und 1895 im österreichischen Kunstverein ausgestellt war. Innerhalb der besprochenen künstlerischen Periode vollzog sich der Uebergang von der harten frühen Malweise Zimmermann's zu der breiten weicheren Pinselführung seiner mittleren Zeit, für welche das große Bild mit den Rahl-Genelli'schen Figuren im Leipziger Museum bezeichnend ist. In seiner besten Zeit, etwa von der Mitte der 50er Jahre bis gegen 1870 schuf Z. seine Brockenscene aus dem Faust (Galerie Schack in München), sein Golgatha während der Kreuzigung, eine Findung Mosis, die von K. B. Post radirt ist (Zeitschr. für bildende Kunst Bd. II, S. 30), und eine ganze Reihe großer Landschaften, die eine ungewöhnlich kraftvolle Künstlernatur verrathen. Beispiele dieser Art finden sich im Wiener Hofmuseum und in der Wiener akademischen Galerie. Eine „Partie aus dem Zillerthale" war 1860 im großen ständischen Wappensaale zu Klagenfurt ausgestellt.

Manchmal neigte Z. zu einer mehr realistischen Auffassung, die in der Färbung, in der Behandlung der Einzelheiten und in der Wahl der Gegenstände zum Ausdruck kam. Dieser realistischen Art sind Landschaften, kleinen und mittelgroßen Formats, die in süddeutschen Privatsammlungen nicht selten sind. Als Beispiele nenne ich Bilder bei W. Loewenfeld in München und beim Director August Wedl in Wien. Die Sammlung Terzer in Wien enthielt etwa zehn Landschaften von realistischem Charakter. Auch in öffentlichen Sammlungen finden sich Zimmermann'sche Bilder dieser Gruppe, wie eine Gewitterlandschaft mit Wasserfall in der Münchener Pinakothek (Kat. von 1881, S. 67 Nr. 308), eine Isargegend in der oberösterreichischen Landesgalerie zu Linz, und eine „Partie am Ammersee" im Museum zu Hannover. Meist tragen die Zimmermann'schen Bilder der mittleren Periode Signatur und Datum, sowie drei Sterne über dem Namen. Zwischendurch malte er aber stets auch große Bilder von stilvoller Auffassung, wie solche in den Wiener öffentlichen Galerien zu finden sind. So besitzt das Hofmuseum einen Gewittersturm im Hochgebirge aus des Künstlers mittlerer Zeit, und in der akademischen Galerie zu Wien befinden sich zwei große Breitbilder: Sonnenuntergang im Hochgebirge, und: der Luganer See, die in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Der „Faust am Rabenstein", der 1873 in Wien ausgestellt war (und 1891 wieder bei der Terzer'schen Versteigerung ebendort zu sehen war) gehört gleichfalls in diese Reihe.

Im Alter verfiel Z. einer meist ziemlich seichten Vedutenmalerei. Die

flüchtigen Arbeiten dieser Art, die er geradewegs dutzendweise fertigte, signirte er nicht; er gab ihnen nur die drei Sterne als Erkennungszeichen mit auf ihren Weg, der sie oft zu Kunsthändlern von sehr niedrigem Range führte. Schon in den 80er Jahren malte Z. nur mehr selten große sorgsam durchgebildete Landschaften. „Die verschüttete Alpe“ (Wiener Jahresausstellung 1882) zeigt noch eine großartige Anlage. Ein anderes Werk dieser Periode: Faust's Spaziergang vor die Stadt, befindet sich gegenwärtig im Besitz des H. Sectionschefs Dr. W. Fr. Exner in Wien (großes Breitbild von hellem, freundlichem Tone, mit dem vollen Namen signirt und datirt mit 1884).

Soweit die stilistische Entwicklung des Künstlers, der sich gern als Autodidakten betrachtet sah oder am liebsten nur die Natur als seine Lehrmeisterin gelten lassen wollte. Sein Lebensgang war verhältnißmäßig einfach. Im Vaterhause lernte er, wie er mir selbst mittheilte, die Classiker der Litteratur und Musik kennen. Dort erlernte er vom Vater auch die Anfangsgründe der Malerei. Der Unterricht an der Dresdener Akademie, der in den biographischen Nachrichten über Z. erwähnt wird, scheint nicht von ausschlaggebender Bedeutung gewesen zu sein. Wichtiger war jedenfalls sein langjähriger Aufenthalt in München, der bis in die 50er Jahre des Jahrhunderts währte (nach dem Nekrolog in der Münchener allgem. Zeitung von 1832 bis 1854). 1857 bis 1859 war Z. Professor an der Akademie zu Mailand. 1860 kam er in derselben Stellung an die Wiener Akademie, wo er bis 1871 wirkte. Ein im Sinne der Buchhaltung gewiß nicht einwurfsfreies Gebahren mit Geldern der Akademie machte ihn an der Anstalt unmöglich. H. Grasberger sagte darüber in seinem Nachrufe für Z.: „Ueber einen Strohhalm stolperte er oder machte man ihn stolpern“. Z. wurde pensionirt. Danach lebte er Jahrlang in Hacking nächst Wien. Ungefähr 1880 übersiedelte er nach Hellbrunn bei Salzburg, wo er im Lobmeyrhof wohnte. Er, für seine Person, lebte dort geradewegs dürftig, und diese Zeit ist es, in welcher er gewöhnliche Marktwaare hervorbrachte. Der Verlust seiner, auf vielen Reisen gesammelten Studien, der ihn bei Gelegenheit seiner Uebersiedlung von Hacking nach Salzburg betroffen hatte, lähmte ihm die Freude an großen künstlerischen Thaten. 1885 zog Z. nach München, wo er noch eine Landschaft mit den Marien am heiligen Grabe vollendete, und soweit es das hohe Alter erlaubte, rüstig schuf, bis ihn der Tod vom irdischen Schauplatze hinwegnahm.

Z. hat zahlreiche Schüler gehabt, unter denen Eug. Jettel, Jacob Emil Schindler, Rob. Ruß, Meszöly, Ditscheiner und Ribarc genannt werden. Am treuesten an die Bilder der realistischen Gruppe hat sich vielleicht Hlavacek angeschlossen, der auch gelegentlich Mitarbeiter an Zimmermann'schen Bildern aus der Hackinger Zeit war.

Benutzte Quellen: Eggers' Kunstblatt. — „Carinthia“ 1860, S. 101. — Recensionen und Mittheilungen für bildende Kunst. — Zeitschrift für bildende Kunst, besonders die Bände IX bis XII und Lützow-Seemann's Kunstchronik. — Denkmäler der Kunst. — Lützow, Geschichte der Wiener Akademie der bildenden Künste und Lott's Anhang zum „Bericht über die Studienjahre 1876 bis 1892“. — Fr. Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst. — Fr. Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. — A. Seubert, „Allgemeines Künstlerlexikon“ und die dort genannte Litteratur. — Herm. Alex. Müller, „Biographisches Künstlerlexikon der Gegenwart“. Ferner die Münchener Allg. Zeitung vom 18. Septbr. 1880 und 27. März 1886. — Nekrologe von Grasberger in der Deutschen Zeitung (Wien, 24. Oct. 1888), von Ranzoni in der Neuen freien Presse (Wien, 5. Decbr. 1888), von ⚓ in der Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung (28. April 1889). — Zahlreiche Verzeichnisse von öffentlichen und privaten Gemäldesammlungen, von

Versteigerungen und viele Ausstellungskataloge mit eigenen Notizen. Litteratur über die Schack'sche Galerie in München, darunter A. F. Graf v. Schack, „Meine Gemäldesammlung". — Persönliche Erinnerungen an den Künstler.

Th. v. Frimmel.

Zimmermann: Christian Gottlieb Z., Mathematiker, geboren am 26. April 1766 in Königsberg i. Pr., † am 28. August 1841 in Berlin. Er besuchte die Schule, dann die Universität seiner Vaterstadt und stand insbesondere zu zwei Lehrern in innigem Verhältniß, zu dem Mathematiker Johannes Schulz (A. D. B. XXXII, 716—717, wo der Name aber Schultz geschrieben ist) und zu Immanuel Kant, der ihn seines besonderen Wohlwollens würdigte. Nachdem er an einer Königsberger Schule unterrichtet, dann ein halbes Jahr eine Hauslehrerstelle in Berlin bekleidet hatte, kam er 1795 an das Werder'sche Gymnasium in Berlin, dem er (seit 1821 als Director) bis 1837 angehörte. In den Jahren 1804 bis 1819 lehrte er daneben auch an der Bauakademie, 1816 bis 1832 an der Artillerieschule. Z. hat außer durch seine ersprießliche pädagogische Thätigkeit auch durch einige Lehrbücher sich bekannt gemacht.

N. Nekrolog d. D. 19. Jahrg. 1841, II, 821—823. Cantor.

Zimmermann: Christian Heinrich Z. wurde am 17. December 1740 als Sohn des peinlichen Gerichtssecretärs Johann Christian Z. zu Darmstadt geboren. Nach gründlicher Vorbereitung durch einen Predigtamtscandidaten besuchte er von seinem 14. bis 19. Lebensjahr das damals unter Johann Martin Wenck's Directorat stehende Darmstädter Gymnasium, wo er sich schon durch den sein ganzes Leben beherrschenden Fleiß, besonders im Studium der griechischen und hebräischen Sprache, in den mathematischen und historischen Wissenschaften, ja selbst in der Theologie rühmlich hervorthat. 1759 bezog er die Universität Gießen, um daselbst mit Unterbrechung von einem Semester, das er kriegerischer Unruhen halber in seiner Heimath verbrachte, bis zum Jahre 1765 theologischen, aber auch philologischen Studien obzuliegen. Dieser Gießener Aufenthalt war für Zimmermann's ganzes Leben auch in der Hinsicht von größter Bedeutung, als er daselbst einen Freundesbund schloß, der für sein späteres Wirken reichen Segen bringen sollte. Bei einer Stipendiatenprüfung lernte er den Studenten der Jurisprudenz Höpfner, den später berühmt gewordenen Professor, kennen, schätzen und lieben. Er schloß mit ihm und dem späteren Superintendenten zu Gießen, damaligen Theologie studirenden Müller einen Bund mit dem Ziel, „gemeinschaftlich die Meisterwerke der Griechen und Römer, der Deutschen und Engländer" zu studiren. Sie führten diesen Plan auch aus. Aber es blieb nicht dabei allein; diese wissenschaftliche Gemeinschaft vertiefte sich zu einer sittlichen und religiösen; der Freundschaftsbund ward die Quelle der gegenseitigen Erziehung dieser drei als Charaktere gleichgroßen Menschen. In diesem Freundeskreise konnte sich auch eine besondere Anlage Zimmermann's recht entfalten, die bisher ziemlich brach gelegen hatte, seine dichterische Begabung. Sie äußerte sich zuerst in vereinzelten Gelegenheitsgedichten. Bald jedoch erhielt sie auch ein praktisches Ziel, indem Z., Müller und Höpfner sich vereinigten, das damalige Gießener Wochenblatt zu schreiben und in ihm moralische Betrachtungen und Erzählungen, Satiren und wissenschaftliche Abhandlungen, sowie alle von ihnen in der sogen. deutschen Gesellschaft gehaltenen Vorlesungen zu veröffentlichen. Z. hat zu diesem Werke manchen Beitrag, besonders in Gestalt von Oden und Liedern, dargeboten. 1765 wurde Z. von der Universität abgerufen. Er sollte die Stelle eines Informators der fürstlichen Pagen in Darmstadt übernehmen. War dies an sich schon ein sehr ehrenvoller Auftrag, so sollten bald noch größere Auszeichnungen folgen. Als Z. den Wunsch aussprach, ehe er seinen Unterricht anfing, den Gesetzen gemäß examinirt zu werden, wurde ihm dieser Wunsch ab-

geschlagen. Man sei, so erklärte ihm der damalige Superintendent Weiz, von seinen Kenntnissen zu sehr überzeugt, als daß das Consistorium eine Prüfung mit ihm für nöthig fände. So wurde denn Z. ohne Prüfung Informator, er hat es ohne Prüfung sogar zum Superintendenten gebracht. 1768 bewarb sich Z. um die Pfarrei Ems, man ließ ihn jedoch nicht ziehen, sondern beauftragte ihn, nachdem der Pageninformatordienst zu Ende war, mit dem Unterrichte des Prinzen Friedrich. Freilich blieb er in dieser Stellung nicht lange. 1769 ging er als Pfarrer nach Allendorf an der Lumda, von wo er schon 1770 nach Bickenbach an der Bergstraße versetzt wurde. Hier verlebte er den größten Theil seines Lebens, nämlich 31 Jahre, in stiller Zurückgezogenheit als Seelsorger einer Landgemeinde. Die alten Freundschaften mit Höpfner und Müller, wie auch dem Göttinger Professor Lichtenberg, mit dem er vom Gymnasium her bekannt war, wurden aufgefrischt, neue, wie die mit dem späteren Darmstädter Stadtpfarrer Lichthammer, geschlossen. Auch die Dichtkunst erhielt ihren Tribut. In diese Periode fällt Zimmermann's metrische Uebersetzung Martialischer Sinngedichte, die 1783 zu Frankfurt erschien, die Bearbeitung des ästhetischen Faches einer bei Varrentrapp und Wenner in Frankfurt herausgekommenen Encyklopädie, die Veröffentlichung von Sinngedichten in Bürger's und Schmidt's Musenalmanachen und die Mitarbeit an dem 1771 vom Hofprediger Ouvrier herausgegebenen neuen Darmstädter Gesangbuch durch „Verbesserung“ alter und Lieferung etlicher neuer Lieder. Außerdem hat er in dieser Periode etliche Beiträge zu den vom Superintendenten Müller zu Gießen herausgegebenen Predigtsammlungen geliefert. Freilich hätten alle diese Arbeiten allein Zimmermann's Bedeutung nicht begründet. Seine eigentliche Bedeutung lag auf dem kirchlichen Gebiete. Das fühlten auch seine Zeitgenossen und sein Fürst. Letzterer bekundete dies dadurch, daß er Z. 1784 zum Inspector (Decan) über die Diöcesen Zwingenberg und Seeheim ernannte, 1800 auf die schwierigere Pfarrei Pfungstadt und 1½ Jahr später zu der durch den Tod des Superintendenten Olff erledigten Stelle eines Superintendenten zu Darmstadt beförderte und ihn zum Mitglied des Kirchen- und Schulraths ernannte. In dieser Stellung starb er jedoch schon am 28. August 1806.

Messen wir sein Leben nach dem Maaßstab des äußerlich erkennbaren Erfolges, dann ist es ein unbedeutendes Leben gewesen. Auf keinem Gebiete hat er für einen größeren Kreis Werthvolles von bleibender Bedeutung geschaffen. Richten wir aber nach den Triebkräften, die in einem Leben sich auswirken, dann war sein Leben groß. Er ist eine der edelsten Gestalten aus der rationalistischen Periode, mag man ihn nun betrachten in seiner Universitätszeit oder in seiner seelsorgerlichen Thätigkeit oder in der Superintendentenstellung. Allenthalben ist er ein echtes Kind seiner Zeit, aber eines, das allzuharte Urtheile über die Mängel der rationalistischen Periode zu verscheuchen oder zu mildern im Stande ist.

Die beste Quelle über sein Leben ist die „Lebens- und Charakterschilderung des verstorbenen Großherzogl. hessischen Superintendenten Chr. Heinr. Z. in Darmstadt. Von Ernst Z., Grosherzogl. hessischem Mitprediger in Auerbach. Darmstadt 1807“. Aus ihr schöpften Strieder und das Biogr.-lit. Lexikon der Schriftsteller des Großh. Hessen im 19. Jahrh. II, 827. In diesen beiden Büchern, sowie dem oben citirten findet sich ein Verzeichniß der Schriften von Chr. Heinr. Zimmermann. Wilhelm Diehl.

Zimmermann: Clemens von Z., Historienmaler und Centralgemälde-Galerie-Director, geboren am 8. November 1788 zu Düsseldorf, kam schon in seinem zehnten Jahre unter die Leitung des Peter v. Langer, folgte demselben 1808 bei dessen Uebersiedelung nach München und brachte 1812 einen „Mercur

und Argus" und 1814 ein preisgekröntes „Opfer Noah's" auf die akademische Kunstausstellung. Nachdem Z. durch einen „Theseus" und mehrere, damals vielbelobte Bildnisse seinen Ruf befestigt hatte, erfolgte 1815 seine Anstellung als Professor der Historienmalerei an der Kunstschule zu Augsburg. Darauf machte Z. zur weiteren Ausbildung eine Reise nach Italien, studirte in Rom die Werke Raphaels und seiner Schule und trat in freundliche Beziehungen zu den dortigen Regeneratoren der deutschen Kunst. Nach seiner Rückkehr malte Z. ein Madonnenbild in landschaftlicher Umgebung, einen taufenden „Johannes" und viele Portraits, namentlich im Auftrag des Augsburger Magistrats, das lebensgroße Bildniß König Max I., wozu der Monarch 1818 zu Nymphenburg im königlichen Ornat dem Künstler gesessen hatte. Als Cornelius im J. 1820 die Ausführung seiner Fresken in der Münchener Glyptothek begann, erwählte derselbe den biederen Schlotthauer und den mit dieser Technik schon vertrauten Z. als Gehülfen, wozu letzterer alljährlich für die Dauer des Sommers einen Urlaub für München erhielt und 1825 als Akademie-Professor nach dieser Stadt berufen ward. Hier arbeitete er mit an den historischen Fresken in den Arkaden (Belehnung des Otto von Wittelsbach), im Tanzsaal des Herzog Max-Palais und im Speisesaal der königl. Residenz, für welchen Z. einen Cyklus von 34 Darstellungen aus den Liedern des Anakreon componirte, bei deren Ausführung Anschütz und Nilson ihn unterstützten. Im J. 1829 erhielt Z. den Auftrag, jene den Verlauf der italienischen und deutschen Kunstgeschichte darstellenden, von Cornelius entworfenen Skizzen zuerst als Cartons umzuzeichnen und dann in den südlichen Loggien der alten Pinakothek als Fresken auszuführen (nach den im k. Kupferstich-Cabinet befindlichen Umrissen des Cornelius, auf 48 Tafeln in Stahl gestochen von H. Merz, mit erklärendem Text herausgegeben von E. Förster, Lpzg. 1875). Z. vollführte diese Aufgabe bis zum Jahre 1840; er bewahrte mit rühmenswerther Pietät die stilistische Strenge seines Vorbildes, indem er zugleich die ihm möglichste Kraft der Farbe aufbot und somit den doppelten Ansprüchen im damaligen Sinne eines Coloristen gerecht zu werden strebte. Ursprünglich war dieser neben den großen Bildersälen angelegte Corridor in Aussicht genommen als ein Spaziergang oder Ausruhplatz für die durch das Betrachten der alten Meisterwerke ermüdeten Beschauer, obwol das Betrachten neuer Bilder zu einer Erholung kaum beitragen dürfte. Nun herrschte aber, durch die hohen Treibhausfenster begünstigt, auf dieser Südseite im Sommer eine tropische Hitze und Luftlosigkeit oder im Winter eine arktische Kälte, welche den der gemäßigten Zone angehörigen Eingeborenen doch gleich unerfreulich sein mag; auch wurde mit möglichster Vorsicht jeder, mit Ausnahme des Estrichs, als Sitzfleck und Rastpunkt verwendbare Gegenstand ferngehalten, die Bilder (ebenso wie die Scenen in den Arkaden aus den griechischen Befreiungskämpfen) so hoch in die Lünetten oder Kuppeln verwiesen, daß der vom Studium der Galeriebilder gesättigte Mensch ja keine Lust mehr habe, einen neuen Genuß durch Genickverdrehung zu erkaufen. — Daneben schuf Z. viele damals bewunderte Oelbilder, so 1829 die „Vermählung der heil. Katharina", eine „heil. Caecilia" mit zwei singenden Engeln und den „Abschied des jungen Tobias" (1837); die neue Pinakothek besitzt eine gemalte Künstlernovelle, wie „Cimabue den kleinen, ein Lamm zeichnenden Giotto entdeckt" und „Römische Landleute, die nach Loretto pilgern". Das Liebliche, Seelenvolle und Süße war überhaupt das charakteristische Merkmal von Zimmermann's Bildern; dabei überwog natürlich auch, trotz dem Vorbilde des Cornelius, die akademische Grundlage Langer's. Für die große historische Galerie des Maximilianeums malte Z. aus der griechischen Culturgeschichte ein großes Tableau; dann eine Scene aus dem ersten Kreuzzug (Holzschnitt im Deut. Hausschatz III, 1877, S. 28) und die „Bestrafung des Zauberers Simon durch

Paulus". Noch 1867 sendete der unermüdliche Maler ein erotisch-mythologisches Bild nach Paris und erhielt trotz des weichen Colorits anständige Aufnahme und Anerkennung. Schon 1846 war Z. als Director über die Pinakothek und sämmtliche Gemäldegalerien Baierns gesetzt; daß er die Stelle als Sinecure betrachtete, durfte damals nicht als Vorwurf gelten. Er behielt die von Dillis getroffene Aufstellung, Benennung und Anordnung der Bilder bei; die Hausgesetze blieben streng. Nicht allein das Malen und Copiren in den Sälen war aus Reinlichkeitsgründen verpönt und auf den dazu bestimmten Copirsaal verwiesen; sogar das harmloseste Bleistiftzeichnen, Skizziren und Notizenmachen strenge verboten. In den Jahren 1856, 1857 und 1859 ging Z. wiederholt nach Italien; König Ludwig I. hatte ihn mit künstlerischen Missionen, Ankäufen und Bildertransporten betraut; dabei spielte auch die Erwerbung der angeblich Raphael'schen „Caecilia" eine Rolle. Viele Anerkennung und Ehrung mit Orden u. dgl. wurde ihm zutheil; zuletzt überraschte ihn doch die Versetzung in den verdienten Ruhestand. Z. erlag am 25. Januar 1869 den Folgen eines Schlaganfalles.

Vgl. Raczynski III, 344 ff. — A. Lewald, Panorama von München 1835 II, 24. — Nagler 1852 XXII, 287 ff. — E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst. 1860 V, 127. — Nekrolog in Beil. 28 „Allgem. Ztg." 28. Januar 1869. — Kunstvereins-Bericht f. 1869, S. 50. — Andresen, Maler-Radirer 1869. III, 145 ff. Hyac. Holland.

Zimmermann: Dominikus Z., geboren am 28. Juni 1685 zu Gaispoint, Pfarrei Wessobrunn in Baiern, † am 16. November 1766 in Wies, Pfarrei Steingaden, Stuccator und Baumeister, machte in der „Wessobrunner Stuccatorenschule" alle Stufen des Kunsthandwerks durch, verzog im J. 1716 nach dem für seine Kunstausübung gelegeneren Landsberg a. L., woselbst er von 1749—1753 Bürgermeister war. Seine früheste selbständige nachweisbare Arbeit von Bedeutung ist der Hochaltar mit einem Madonnenbild in Gipsmosaik am Antependium in der Pfarrkirche von Birkland aus dem Jahre 1715. In seiner zweiten Heimath Landsberg hat er in den Jahren 1718—1720 die Stuccaturen im 2. Stockwerk und an der sehr ansprechend und wirkungsvoll verzierten Façade des Rathhauses geschaffen, sowie im Chor der Pfarrkirche einen Credenzaltar aus Gipsmarmor. Diese Stuccaturen im oberen Rathhaussaal gehören zu den allerbesten derartigen Arbeiten aus jener Zeit; augenscheinlich wollte der Künstler in ihnen ein hervorragendes Meisterstück liefern, um seinen Landsleuten eine Probe seiner hohen Kunstfertigkeit zu geben. Voll und ganz lernt man indeß die Eigenart dieses nicht gewöhnlichen Künstlers kennen in dessen Kirchenbauten. Fast gleichzeitig baute er zwei Kirchen im jetzigen württembergischen Oberschwaben, in den Jahren 1726—1733 die des Dominicanerinnenklosters Siessen b. Saulgau, einen einschiffigen flachgewölbten mit seltsam geformten Oberfenstern und sehr geschmackvollen Stuccaturen ausgestatteten Bau mit querschiff-flügelartig vortretenden Capellen und einem eingezogenen, halbrund geschlossenen Chor im ausgeprägten Frührococo (Pilaster mit sehr reichen Capitellen), und in den Jahren 1728—1731 die zum Prämonstratenserreichsstift Schussenried gehörige Pfarr- und Wallfahrtskirche von Steinhausen am Federbach, eine große ovale außen rechteckig ummantelte Ellipse oder Rotunde, welcher sich östlich ein innen hufeisenförmiger, außen rechteckiger Chor, westlich eine dem Chor an Ausdehnung entsprechende rechteckige Vorhalle mit übergebautem Thurm vorlegt. In den ovalen Hauptraum dieses originellen, ganz aparten Baues sind in gleichen Abständen 10 quadratische Pfeiler eingestellt, welche auf jeder Seite Pilastervorlagen zeigen, unter sich und mit der Umfassungswand (mit dieser in tieferer Kämpferhöhe) durch Bögen verbunden sind

und eine flache aus Backstein gemauerte Kuppel tragen, wodurch ein Umgang um den Hauptraum hergestellt wird. Im östlichsten Theile dieses Umganges hebt eine am ganzen Chor sich hinziehende Galerie an. Nicht minder ist das Innere mit außerordentlich reichen, eleganten Stuccaturen aus Band-, Blatt- und Blumenwerk ausgeschmückt. Diese Kirche, in welcher der Meister seinem exquisiten decorativen Talente und seiner Phantasie so recht freien Lauf lassen konnte, übertrifft noch die von Siessen; insbesondere ist in Steinhausen die zu Siessen in der unteren Hälfte der Fensterhöhe liegende Ausbauchung der lebendig umrissenen dreitheiligen Oberfenster in die obere Hälfte verlegt; auch haben die Capitäle der gekuppelten, den Außenbau gliedernden Pilaster noch reichere, üppigere Formen wie in Siessen. Der ganze, auf einem freien Platze sich erhebende Tempel mit seinem frei und luftig in den Aether aufsteigenden, weithin über den Wäldern sichtbaren Thurm macht von außen und innen einen imponirenden, vornehmlich im Innern einen heiteren, festlichen, ja geradezu bestrickenden Eindruck, und glaubt man sich beim Eintritt im ersten Moment fast unwillkürlich in ein Opernhaus versetzt. Später hat Z. dann auch ein Modell zum beabsichtigten Klosterneubau in Schussenried, in welchem ein Sohn von ihm, der im J. 1753 gestorbene P. Judas Thaddäus Z., seit 1734 als Conventuale sich befand, gefertigt und sich um die Bauoberaufsicht beworben, welchem Gesuche indeß nicht entsprochen wurde. Ebensowenig wurden seine um das Jahr 1732 entworfenen Risse für den Neubau der Klosterkirche in Ottobeuren ausgeführt. Mit dem Steinhauser Kirchengebäu wetteifert in Anlage und Ausbau die von ihm in den Jahren 1746—53 im Auftrage des Prämonstratenserklosters Steingaden ausgeführte herrliche Wallfahrtskirche von Wies (s. über diese Hager, Die Bau- und Kunstdenkmale des Klosters Steingaden, im Oberbair. Archiv, 47. Bd., S. 173 ff.); namentlich übertrifft letztere den Steinhauser Bau durch die reiche Chorgestaltung und leichteren luftigen Ausbau, während die Stuckdecoration des letzteren trotz allem in Wies nicht erreicht wird. Außerdem soll Z. das Dominicanerinnenkloster zu Ober-Medlingen, auch Maria-M. genannt, das Jesuitenkloster in Landsberg, und an einer Kirche in Günzburg gebaut haben. Auch will ihm aus stilistischen Gründen noch der Bau der Johanniskirche in Landsberg zugewiesen werden. Z. ist der größte Baumeister, der aus der „Wessobrunner Schule“ hervorgegangen und und zählt zu den genialsten und virtuosesten Rococoarchitekten Süddeutschlands. „So wie er hat keiner es verstanden, die schweren Massen in leichte, luftige Gebilde aufzulösen; nichts ist ihm zu kühn, er durchbricht Gewölbeansätze und Uebermauerungen von Bögen, um den Beschauer durch ungeahnte Durchblicke zu überraschen: er ist Stucco-Architekt und überträgt so zu sagen die flüssige Behandlungsweise des alle beliebigen Formen leicht annehmenden Stucks auf das massive Baumaterial . . . Seine Kirchen-Innenräume sind von einer reich gestaltenden Phantasie durchglüht, welche die durch das Baumaterial und das Gesetz der Schwere gezogenen Schranken gewissermaßen zu sprengen sucht.“ Im Bilde ist der Meister mit seinem Sohne Franz auf einem in der Capelle von Wies befindlichen Votivgemälde verewigt. Z. hatte noch einen älteren, ihm als Künstler ebenbürtigen, als Maler und Stuccator bedeutenden (am 3. Januar 1680 zu Gaispoint geborenen, am 26. Februar 1758 als kurfürstlicher Hofmaler und Stuccateur in München gestorbenen) Bruder Johannes Z., welcher namentlich in dem Klosterneubau zu Ottobeuren, in den kurfürstlichen Residenzschlössern zu Schleißheim, Nymphenburg und München, sowie in zahlreichen Kirchen Kurbaierns (so zu Weyern, Andechs, Scheftlarn, Tegernsee u. s. w.) eine ungemein reiche Thätigkeit entfaltete und auch den malerischen Theil bei den durch seinen Bruder ausgeführten Kirchenbauten von Siessen, Steinhausen und Wies besorgte.

Dr. Gg. Hager, Die Bauthätigkeit und Kunstpflege im Kloster Wessobrunn ꝛc. im Oberbair. Arch. f. vaterländ. Gesch., 48. Bd. (1894), S. 397 bis 418. — Beck, Die Wallfahrtskirche zu Steinhausen, im Diöcesanarch. v. Schwaben, XI. Jahrg. (1893), Nr. 2 S. 7/8 und Nr. 6 S. 23 und XIII. Jahrg. (1895), S. 100. P. Beck.

Zimmermann: Eberhard August Wilhelm (von) Z., Naturforscher und Geograph, wurde am 17. August 1743 zu Uelzen geboren. Er war der einzige Sohn des dortigen Propstes und Superintendenten Joh. Christian Z., eines vielseitig gebildeten Mannes, der sich nicht ohne Erfolg in der Dichtkunst versuchte, u. a. auch mit deutschen Alterthümern beschäftigte und 1772 eine „Nachricht von einigen bei Uelzen ausgegrabenen Urnen“ veröffentlichte. Er hatte sich am 22. April 1739 als pastor adj. zu Hannover mit Henriette Charlotte Königs verheirathet und ist am 28. Mai 1783 in Uelzen gestorben. Der Sohn bezog in seinem 17. Jahre die Universität Leyden. Er wollte sich anfangs der Medicin widmen, doch bald ging er gänzlich zum Studium der Naturlehre und der Mathematik über, das er dann bei Joh. Andr. v. Segner in Halle, bei Leonh. Euler in Berlin und bei A. G. Kästner in Göttingen fortsetzte. In der höheren Mathematik hatte er so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er an letzterem Orte schon 1765 eine Abhandlung über die Analyse der Curven („Curvarum imbricatarum consideratio analytica“) herausgab. Bereits im Jahre vorher hatte er eine Berufung an das Collegium Carolinum in Braunschweig erhalten, aber wegen seiner Jugend abgelehnt. Als diese bald darauf wiederholt wurde, nahm er sie an, und so wurde er unterm 27. Januar 1766 zum professor ord. matheseos et physices an jener Anstalt ernannt. Er hat hier über reine Mathematik, Naturlehre oder Experimentalphysik, Naturgeschichte und physikalische Geographie Vorlesungen gehalten. Drei Jahre darauf unternahm er eine große wissenschaftliche Reise durch Livland, Rußland, Schweden und Dänemark. Für seine Studien waren derartige Reisen, die er mehrfach machte und für die er von Seiten der Regierung in bereitwilligster Weise Urlaub und mannichfache Unterstützung erhielt, von großer Wichtigkeit. Denn indem er der Naturgeschichte einen höheren Standpunkt und eine allgemeinere Anwendung verschaffen wollte, suchte er Geographie und Handelswissenschaft, Geogenie und Naturwissenschaft zu verbinden und für das praktische Leben nutzbar zu machen. Nur durch eigene Anschauung, durch enge Verbindung mit zahlreichen Gelehrten und Geschäftsmännern, die er auf seinen Reisen gewann, konnte er die Erfahrungen und das Material sammeln, dessen er für seine geographischen, statistischen und handelspolitischen Arbeiten bedurfte. Daneben verfolgte er auch andere enger begrenzte Aufgaben. So unternahm er 1775 eine Reise nach dem Harze, um gewisse Experimente anzustellen, besonders um durch das Barometer die Höhe des Brockens zu bestimmen; noch in demselben Jahre veröffentlichte er die hier gemachten „Beobachtungen“. Im Jahre 1778 reiste er abermals nach dem Harze, um eine Maschine zur Compression des Wassers zu versuchen und dann in Göttingen vorzuführen; 1779 erschien seine Abhandlung „Ueber die Elasticität des Wassers“. Außerdem trieb er zoologische und anthropologische Studien; er schrieb über die Elephanten (1783), über die Verbreitung und Ausartung des Menschengeschlechts (1778) u. A. Im J. 1786 erhielt Z. einen Ruf, als Mitglied der kaiserlich russischen Akademie für das Fach der Naturlehre nach St. Petersburg zu kommen. Er schlug ihn jedoch aus, da der Herzog ihm unterm 13. März 1786 seine Stellung wesentlich verbesserte, den Hofrathstitel zusagte, den er unterm 22. Juni d. J. erhielt, und für eine große Reise Urlaub und reiche Geldunterstützung gab. Dieses Mal blieb Z. fast zwei Jahre unterwegs; er durchreiste England, Frankreich, Deutsch-

land, die Schweiz und Italien und richtete außer auf die Länderkunde sein Augenmerk hauptsächlich auf die Einrichtung der Akademien und Universitäten. Kaiser Leopold II. nahm seinen Rath wegen der Universitäten in Pisa und Siena und wegen des Museums in Florenz in Anspruch, die Regierung in Neapel wegen der in Apulien entdeckten Salpetergruben. Unterm 19. Februar 1796 wurde Z. von Kaiser Franz II. in den erblichen Adelstand erhoben. Einige Jahre darauf (1800) richtete Z. an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Bitte, ihm von seiner Lehrthätigkeit, in der er durch das Fortbleiben der Ausländer und die Verbesserung des Gymnasium Katharineum sehr beschränkt sei, zu entbinden und ihm die Aufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten des Herzogthums, besonders die Einrichtung einer guten Medicinalanstalt zu übertragen. Der Geheimrath Mahner, dem diese Arbeiten im Ministerium oblagen, sprach sich mit nicht unberechtigten Gründen dagegen aus, da es vor allem vor der längst erwogenen, aber wegen der allgemeinen politischen Verhältnisse noch verschobenen Umgestaltung der wissenschaftlichen Anstalten des Landes, insbesondere der Verlegung der Universität Helmstedt, unthunlich sei, große Veränderungen mit dem Collegium Carolinum vorzunehmen und eine Stelle, wie Z. sie wünsche, neu zu schaffen. Der Herzog antwortete auf die von Z. nicht gerade sehr tactvoll gestellte und wiederholte Bitte in feiner Weise und erließ ihm, indem er wie Mahner wol nicht ohne Grund Geldbedrängniß als die Hauptursache jenes Anliegens annahm, die Rückzahlung der ihm früher gewährten Vorschüsse. Als im folgenden Jahre der Herzog von Weimar Z. an Mounier's Stelle die Leitung des Instituts für junge Engländer unter sehr günstigen Bedingungen anbot, schwankte er, ließ sich dann aber durch das große Entgegenkommen, das Karl Wilhelm Ferdinand ihm bewies, doch bewegen, in Braunschweig zu bleiben. Unterm 11. November 1801 wurde er unter Erhöhung seines Gehalts, um ihm zu seinen litterarischen Arbeiten die nöthige Muße zu verschaffen, von den Geschäften am Collegium Carolinum ganz dispensirt und mit dem Charakter eines geheimen Etatsraths ausgezeichnet. Er lebte nun ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Von 1802—13 gab er sein „Taschenbuch der Reisen oder Unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18. Jahrhunderts“ heraus, worin er in zwölf Jahrgängen in gemeinverständlicher, anziehender Form einen großen Theil des Erdballs behandelte, und wovon dann später (1810—1814) unter dem Titel „Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen“ in fünf Bänden ein Auszug erschien. Daneben verfolgte Z. auch die politischen Ereignisse der Zeit mit lebhafter Theilnahme und widmete auch ihnen seine Feder. Die Anfänge der französischen Revolution hat er in Paris selbst erlebt; er übersetzte v. Scherny's „Briefe eines Einwohners von Paris“ (Berlin 1791); die Vergleichung der französischen Staatsumwälzung mit den Ereignissen in Amerika veranlaßte ihn zu einem Werke über „Frankreich und die Freystaaten von Nordamerica“ (Theil I 1795, Theil II 1800). Er ahnte und fürchtete die Folgen, die aus der französischen Revolution für ganz Europa entstehen würden, und suchte nach Kräften auf diese Gefahren hinzuweisen und zu ihrer Bekämpfung aufzufordern. Da es nach seiner conservativen Gesinnung „Pflicht des wahren Aufklärers ist, nicht umzustürzen, sondern zu verbessern“, so strebte er auf eine friedliche Vereinigung der Stände und auf die Errichtung einer Schutzwehr gegen den Umsturz hinzuwirken, „den Völkern aber den hohen Werth der Sicherheit der heutigen Regierungen begreiflich zu machen“. In diesem Sinne verfaßte er die „allen Edlen und Großen Germaniens gewidmete“ Schrift: „Ernste Hinsicht auf sein Vaterland bei Annäherung des Friedens von einem biedern Deutschen“ (Leipzig 1795). So war Z. denn

auch ein leidenschaftlicher Gegner von Napoleon's Gewaltherrschaft und er blieb dem braunschweigischen Fürstenhause, das ihm so viel Wohlwollen erwiesen hatte, auch in den Tagen des Unglücks ein treuer Anhänger. Die Freimüthigkeit, mit der er in der westfälischen Zeit aus seiner Gesinnung kein Hehl machte, hätte ihm leicht gefährlich werden können. Er erlebte noch das Ende der Fremdherrschaft und den zweiten endgültigen Sturz Napoleon's. Sogleich nach der Rückkehr Herzog Friedrich Wilhelm's nach Braunschweig gab er die von Heinr. Wilh. v. Bülow verfaßte „Skizze einer Lebensbeschreibung“ dieses Fürsten in zweiter Auflage mit einer warm geschriebenen Vorrede heraus. Es war das letzte Buch, das er veröffentlichen sollte. Wenige Wochen nach dem Tode Herzog Friedrich Wilhelm's machte plötzlich in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli 1815 ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende. Seine Gattin Anna Elisabeth geb. v. Knobloch, die er 1769 oder 1770 heimgeführt hatte, war bereits am 25. Mai 1810 gestorben. Ihn überlebte ein einziger Sohn, J. G. W. v. Z., der in preußische Dienste getreten war, und mit dem das Geschlecht dann erloschen zu sein scheint. — Z. erfreute sich zu seinen Lebzeiten als Gelehrter eines sehr hohen Ansehens; die Akademien zu Göttingen, Bologna und London hatten ihn zum Ehrenmitgliede, die zu St. Petersburg zum wirklichen Mitgliede ernannt. Ist er auch in den Wissenschaften, die er trieb, kein bahnbrechender Geist gewesen, so hat er doch nach Kräften an ihrer Förderung gearbeitet und zu ihrer Verbreitung in weiteren Kreisen nicht unwesentlich beigetragen. Daß er als Lehrer Vorzügliches leistete, beweist das Zeugniß keines Geringeren als K. F. Gauß', der noch am 15. Juli 1849 in dem Schreiben, mit dem er den Glückwunsch des Carolinums zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum beantwortete, mit warmen Worten hervorhob, wie viel er jener Anstalt verdanke, „vor allem aber der väterlichen Freundschaft des edlen, alle seine wissenschaftlichen Bestrebungen auf jede mögliche Weise befördernden Zimmermann“.

Vgl. Eschenburg, Gesch. d. Collegii Carolini, S. 92. — Brockhaus' Convers.-Lex. X (1819), 756 f. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Zimmermann: Ernst Christoph Philipp Z., hessischer Theologe und Kanzelredner, wurde am 18. September 1786 als Sohn des damaligen Subrectors Johann Georg Z. zu Darmstadt (s. S. 277) geboren. Seine Ausbildung erhielt er nach einem vorbereitenden Unterricht, den ihm sein Vater und nachher ein Candidat des Predigtamtes ertheilt hatten, vom neunten bis siebzehnten Lebensjahr (1795 bis 1803) auf dem unter der Leitung des hessischen Historiographen Helfrich Bernhard Wenck damals mächtig aufblühenden Darmstädter Gymnasium und dann 1803 bis 1805 auf der Landesuniversität zu Gießen. Nachdem es ihm durch gewissenhafte Benutzung der Studienzeit und einen wahrhaft eisernen Fleiß gelungen war, schon nach zwei Jahren seine akademische Laufbahn zu beschließen und das gesammte theologische Studium, dem er sich auf Veranlassung seines Oheims, des damaligen Superintendenten Chr. H. Z. (s. S. 251) gewidmet, mit einem rühmlich bestandenen Facultätsexamen zu absolviren, eröffnete der neunzehnjährige Jüngling in seiner Vaterstadt eine Privatlehranstalt für Mädchen und hatte die große Freude, schon nach wenigen Wochen gegen vierzig Kinder aus den angesehensten Familien Darmstadts seine Schülerinnen nennen zu können. Freilich bedurfte er nicht lange dieses außerordentlichen Nebenerwerbes. Er bestand noch in demselben Jahre 1805 sein Definitorialexamen und erhielt auch sofort eine Stelle im Kirchendienste, nämlich als Mitprediger und Präceptor in Auerbach an der Bergstraße. Nachdem er etwa vier Jahre diese recht gering besoldete Stelle versehen, wurde er im J. 1809 zum Diakonus in Groß-Gerau und Pfarrer in Büttelborn befördert, welches Amt er bis zum Herbst 1814

versah. Diese Groß-Gerauer Wirksamkeit war für Zimmermann's Lebensauffassung und Lebensführung von nicht geringem Einfluß. Er hat in diesem an der Straße von Darmstadt nach Mainz gelegenen und um dessentwillen einen Hauptetappenort in den Kriegsjahren bildenden Städtchen die ganze Noth eines schweren Krieges mit durchgemacht. Diese äußere Noth blieb aber nicht ohne inneren Segen auf sein ganzes Wirken. Von dem Groß-Gerauer Aufenthalte her datirt die stärkere Hervorhebung des patriotischen Elementes in seinen Predigten und die Hinwendung zu solchen theologisch-wissenschaftlichen Arbeiten, die einen Segen für das evangelische Volk bringen sollten und Zimmermann's Ruhm begründet haben. Während er vorher, besonders in Auerbach, philologischen Studien (Bearbeitung des Euripides) seine freie Zeit gewidmet hatte und nur einmal auf das theologische Gebiet mit einem Schriftchen übergesprungen war, wird am Ende seines Gerauer Aufenthaltes der Anfang mit der Verwirklichung der Ziele gemacht, die nachher sein ganzes Leben füllten: der evangelischen Kirche, ihren Predigern, Lehrern und Gliedern durch praktisch-theologische Schriften zu dienen. Es entstanden in dieser Zeit seine „Predigten über Episteltexte" (1813), seine „Patriotischen Predigten, zur Zeit der Wiederbefreiung Deutschlands gehalten" (1814), sowie der Anfang zu seinem „Homiletischen Handbuch für denkende Prediger". Wichtiger jedoch als der Segen, den diese Arbeiten Anderen brachten, ist der Segen, den Z. selbst aus diesem Uebergang von der philologischen zur theologischen Arbeit zog. Seinen Selbstgeständnissen zufolge war es gerade diese Periode seines Lebens, die seine eigentliche Ausbildung als Prediger und damit seine Größe begründete. Im Herbst 1814 verließ Z. die Stätte, da er soviel gelernt, um das Amt eines Hofdiakonus an der Hofkirche zu Darmstadt zu übernehmen. Es war ihm auf Veranlassung der Großherzogin Louise übertragen worden, die ihn schon bei seinem Auerbacher Aufenthalt als Prediger hatte schätzen lernen. Sie und ihr Gemahl Ludwig I. haben ihm auch in der Folgezeit diese Gunst öfters noch zu erkennen gegeben. 1815 wurde Z. zum Erzieher des minderjährigen Herzogs Ludwig von Anhalt-Köthen, eines Enkels Ludwig's I. ernannt und bald nachher mit einem großen Theil des Unterrichtes des späteren Ludwig III. und des Prinzen Karl betraut. 1816 erfolgte seine Ernennung zum 2. Hofprediger, in welchem Amte er bis zu seinem Tode verblieb. Die hiedurch eingeleitete letzte Periode seines Lebens ist die fruchtbarste desselben zu nennen. Nicht bloß daß Z. durch seinen Einfluß am Hofe und die großen Verbindungen, die daher stammten, die Kraft seiner Persönlichkeit erst recht entfalten konnte, er konnte auch jetzt allmählich an die Realisirung von Plänen gehen, die er aus finanziellen Gründen bisher hatte unterlassen müssen. Der Druck finanzieller Sorgen, der auf ihm bisher so manches Mal gelastet, hörte auf, und wenn es auch manchmal schien, als trete an seine Stelle ein anderer schwerer Druck, nämlich der einer kaum zu bewältigenden Arbeit, so bot ihm doch gerade diese Arbeit so viel des Erfreulichen, so viel äußere Anerkennung und inneren Gewinn, daß er sie bei seiner eminenten Arbeitskraft leicht ertrug. In diese Jahre fallen die wissenschaftlichen Arbeiten, die Zimmermann's Ruhm begründeten: 1821 beginnt er mit der Herausgabe der „Monatsschrift für Predigerwissenschaften"; 1822 folgte die „Allgemeine Kirchenzeitung", eine Zeitschrift, die „ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche und eine kirchenhistorische und kirchenrechtliche Urkundensammlung" bilden sollte; ihr folgt 1824 ein ähnliches Unternehmen auf dem Gebiete des Schulwesens, die Herausgabe einer „Allgemeinen Schulzeitung" in Verbindung mit einem „Pädagogisch-philologischen Literaturblatt"; in demselben Jahre reiht sich der Kirchenzeitung ein „Theologisches Literaturblatt" an. Alle diese Zeitschriften hat Z. zwar auf die Dauer nicht allein redigiren können, aber er hat sie be-

gründet, eifrig an ihnen mitgearbeitet und ihnen eine geachtete Stellung im wissenschaftlichen und praktischen Leben seiner Zeit zu verschaffen gewußt. Darmstadt ward gerade durch diese Arbeiten ein Centrum der theologisch-wissenschaftlichen Arbeit, er selbst eine theologische Koryphäe, um deren Besitz mehr als einmal auswärtige Fürsten und Städte, freilich vergeblich, warben. Neben der redactionellen Thätigkeit liefen andere Publicationen her. Es sei hingewiesen auf die „Predigten in der Hofkirche zu Darmstadt gehalten“ (acht Theile 1816 bis 1830), die „Briefe über die evangelische Kirchenvereinigung und Kirchenverfassung im Großherzogthume Baden“ (1822), die ihm von der theologischen Facultät zu Heidelberg den Ehrentitel eines Doctors der Theologie eintrugen, die Herausgabe eines Corpus Patrum, einer Handausgabe der Kirchenväter, von der allerdings nur der erste Theil, die Kirchengeschichte des Eusebius, erschien und endlich auf das vierbändige Werk „Geist aus Luther's Schriften oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens, herausgegeben von F. W. Lomler, G. F. Lucius, J. Rust, L. Sackreuter und E. Zimmermann“ (1828—1832), dessen Plan und theilweise Ausführung sein Verdienst ist. Freilich verlor er über diesen der ganzen wissenschaftlichen Welt und der Bevölkerung von ganz Deutschland dienenden Arbeiten nicht den Blick für seine engere Heimath. Schon 1821 hatte er in höherem Auftrag einen Entwurf einer evangelischen Kirchenverfassung für das Großherzogthum ausgearbeitet, die aber nicht ins Leben trat. So weh ihm dies um der begleitenden Umstände willen that, so hat er sich doch dadurch nicht verbittern lassen, sondern seine Kraft auch weiterhin in den Dienst der Heimath gestellt. Die Anerkennung blieb denn auch nicht aus. Der Großherzog, sein Gönner, ließ ihn vom Jahre 1824 an so entlasten, daß er noch mehr als bisher der wissenschaftlichen Muße leben konnte, und als es sich im Jahr 1831 darum handelte, bei der Schaffung einer neuen kirchlichen Organisation des Landes das alte Superintendentenamt wiederherzustellen, wurde Z. für den Posten des Superintendenten der Provinz Starkenburg, des ersten Oberconsistorialrathes und Prälaten des Großherzogthums in Aussicht genommen. Freilich erlebte er die Verwirklichung dieser Absicht nicht mehr. Er starb unerwartet am 24. Juni 1832 zu Darmstadt und mit ihm nicht bloß, wie es in einem Nachruf heißt, einer der ersten Kanzelredner Deutschlands und ein unerschrockner Kämpfer für Licht und Wahrheit sondern auch einer der besten Söhne des Hessenlands.

Ernst Zimmermann nach seinem Leben, Wirken und Charakter geschildert von seinem Bruder Karl Z., Großh. Hess. Hofdiakonus, Darmstadt 1833, woselbst auch ein genaues Verzeichniß der von Ernst Z. erschienenen 56 größeren Abhandlungen und Schriften. Wesentlich mit dem von Karl Z. hier dargebotenen Material arbeitet auch das Biogr.-lit. Lexikon der Schriftsteller des Großh. Hessen im ersten Viertel des 19. Jahrh. Darmstadt 1. Abth. 1831 in seinem Artikel „Ernst Z.“ S. 473—479 und 2. Abth. 1843, S. 827 f., woselbst auch einige Nachrufe auf Ernst Z. verzeichnet sind. — Ueber sein Leben und seine Schriften bis zum Jahr 1819 berichtet auch Strieder's Grundlage z. e. hess. Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte XVII, 356 f.

Wilhelm Diehl.

Zimmermann: Friedrich Albert Z., schlesischer Geograph und verdienter Beamter 1745—1815. Geboren zu Lüben am 30. Mai 1745 als der Sohn des dortigen Stadtdirectors sah er sich, als nach dem frühen Tode des Vaters (1749) der 7jährige Krieg seine Mutter in eine sehr bedrängte Lage brachte, genöthigt, den Plan eines Universitätsstudiums aufzugeben und mit einer subalternen Laufbahn zu vertauschen. Doch vermochte er sich auch hier

auszuzeichnen, und eine Arbeit über die schlesische Steuerverfassung lenkte die Blicke des schlesischen Ministers v. Hoym auf ihn. Hoym stellte ihn 1771 als Calculator an und empfahl ihn auch zur Mitwirkung an der Einführung der preußischen Steuerverfassung in der neuerworbenen Provinz Westpreußen, welches Auftrags er sich in ausgezeichneter Weise entledigte, allerdings nicht ohne Schaden für seine Gesundheit, insofern die allzu gehäufte Arbeitslast eine nervöse Ueberreizung, die sich besonders nach der religiösen Seite hin äußerte, bei ihm hervorrief. Nach deren endlicher Ueberwindung begann er in seine schlesische Heimath zurückgekehrt hier bald wieder eine umfassende Thätigkeit; im Vereine mit dem Kriegsrathe Leo führte er den hoch zu preisenden Gedanken König Friedrich's, die Gründung des ersten schlesischen Armenhauses durch, das 1779 zu Kreuzburg vollendet ward. Bald darauf begann er das Hauptwerk seines Lebens, das unter dem bescheidenen Titel: „Beiträge zur Beschreibung Schlesiens" in 13 starken Octavbänden von 1783—96 erschienene, auf amtlichen Nachrichten beruhende und daher noch heute höchst schätzbare große topographische Werk, daneben noch weiterer litterarischer Thätigkeit obliegend, wie er denn 1785 sich mit C. K. Streit (s. A. D. B. XXXVI, 564) zur Herausgabe der schnell zu großem Ansehen gelangenden Schlesischen Provinzialblätter verband. Dabei war er gleichzeitig auch amtlich sehr in Anspruch genommen und hat bei der Breslauer Kammer lange Jahre hindurch gewisse Decernate mit einer Selbständigkeit, der kaum noch etwas Subalternes anhaftete, geleitet, u. a. auch die Judensachen, wo er denn noch Gelegenheit gefunden hat, sich den Dank der Juden durch eine Verbesserung der Lage von deren Gemeinden zu erwerben (1790).

1793 ward er zur Mitarbeit an der Organisation der neu erworbenen polnischen Provinzen nach Südpreußen gesendet und dann nach der dritten polnischen Theilung 1795 nach Warschau, wo er dem General v. Favrat ein erwünschter Helfer ward. Hier brachte ihn eine schwere Krankheit an den Rand des Grabes. Der Minister Graf Hoym zog Z. von jener Zeit an noch mehr an sich und ernannte ihn schließlich 1804 zu seinem Geheimsecretär.

In der dann folgenden traurigen Kriegszeit hat Z. noch Gelegenheit zu einer besonders patriotischen Handlung gefunden. Als im Januar 1807 die Capitulation Breslaus entschieden war, faßte er den Gedanken, „noch Etwas für die Zukunft zu retten", und nachdem er Hoym's Zustimmung eingeholt und einige patriotische Beamten ins Vertrauen gezogen, ging er, nicht geschreckt durch die vom Feinde bei einer Entdeckung drohenden schweren Strafen, daran, die ihm erreichbaren öffentlichen Cassen zu leeren und die Beträge durch entsprechende Buchungen und z. Th. fingirte Quittungen als bereits früher verausgabt darzustellen, ja als bei dem eiligen Einpacken zwei Cassenscheine à 100 Thaler abhanden gekommen waren, ersetzte er diese stillschweigend aus den eigenen sehr beschränkten Mitteln. Wie verhältnißmäßig gering auch die so gerettete noch nicht 100 000 Thaler erreichende Summe war, so erschien sie doch bei der herrschenden großen Geldnoth in Berlin recht willkommen (Schles. Zeitschrift XXVII, 232 ff.). 1808 ward Z. zum Regierungsrath ernannt und nach Berlin berufen zu den Abmachungen mit dem bekannten französischen Finanzbevollmächtigten Daru, darauf 1809 nach Königsberg, wo er thatsächlich an der Spitze des Rechnungswesens gestanden hat.

Später nach Breslau zurückgekehrt und 1814 noch durch den Geheimerathstitel geehrt ist er hier am 27. März 1815 nach einer kurzen aber äußerst schmerzhaften Krankheit gestorben. Zeitgenossen haben neben seiner staunenswerthen Arbeitskraft und seiner ausgebreiteten Kenntniß, die ihn speciell im Steuersache als eine Autorität erscheinen ließ, auch seinen liebenswürdigen Charakter gerühmt, der selbst die Gegner, denen er um der Sache willen wol

mit einer gewissen Lebhaftigkeit entgegentreten konnte, leicht wieder versöhnte, und speciell auch das große Wohlwollen, das er den ihm unterstellten Beamten bei jeder Gelegenheit bewies.

Biographie in den Schles. Provinzialbl., Juni 1815, wo auch die kleineren Schriften Zimmermann's, einschließlich seiner in den Provinzialblättern selbst enthaltenen Aufsätze, sich verzeichnet finden.

Grünhagen.

Zimmermann: Friedrich Wilhelm Z., großherzoglich hessischer Geheimer Staatsrath, am 25. Juni 1789 als der Sohn eines Schulmannes zu Darmstadt geboren, trat, nachdem er zu Gießen studirt und die erforderlichen Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte, am 10. Febr. 1809 als Accessist beim damaligen Oberkriegscollegium in den Staatsdienst und hat dieser Behörde, dem späteren Kriegsministerium, bis zu seinem Tode angehört. Die Anerkennung, welche seine dem Staate in dieser langen Zeit geleisteten werthvollen Dienste gefunden haben, gelangten bei der Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums zu lebhaftem Ausdrucke; an der unten als Quelle bezeichneten Stelle sind sie bei dieser Gelegenheit im einzelnen nachgewiesen. — Daneben hat Z. in der Tagespresse eine lebhafte Thätigkeit entfaltet. Nachdem er mehrere Jahre lang die Hessische Landeszeitung redigirt hatte, begründete er im J. 1826, in Gemeinschaft mit seinem Schwager, dem General v. Wachter (s. A. D. B. XL, 425), die noch gegenwärtig zu Darmstadt erscheinende „Allgemeine Militär-Zeitung", zu deren Schriftleitern er lange gehört und für welche er zahlreiche Aufsätze geschrieben hat. — Z. starb zu Darmstadt am 23. Februar 1859.

Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1859, Nr. 13/14, 17/18.

B. v. Poten.

Zimmermann: Friedrich Wilhelm Z., Kupferstecher, geboren am 5. April 1826 zu Gordemitz bei Merseburg, erhielt den ersten Unterricht bei dem Nürnberger Lazarus Gottlieb Sichling, der sich in Leipzig niedergelassen hatte. Weitere Förderung wurde ihm von 1847—1853 zu Dresden durch Moriz Steinla, worauf Z. 1853 Paris besuchte und 1854 in München bei Julius Thäter seine Ausbildung abschloß. Hatte er früher mehr auf malerische Wirkung gehalten, z. B. mit einem „Christuskopf" nach Guido Reni (1849), der „Magdalena" nach Battoni (1852) oder mit der Nachbildung von Adolf Wichmann's „Traubenspenderin" (vom Sächsischen Kunstverein 1855, vom Albrecht-Dürer-Verein 1858, vom Kölner Kunstverein 1861 an seine Mitglieder vertheilt), so huldigte er nach Thäter's Vorbild wieder mehr dem farbigen Cartonstich. Dahin gehören drei Blätter (Abschied des Bonifatius, Sturz der Thonar-Eiche und die Gründung der vier bairischen Bisthümer) in dem Werke: „Die Fresken der Münchener Basilika" (mit Z. gestochen von Burger, Barfus und H. Walde) und die schöne Composition mit den an Babels Flüssen „trauernden Juden" von dem schon 1832 zu Rom verstorbenen Cornelianer A. Eberle (im III. Bande von E. Förster, Denkmale der deutschen Kunst, 1857). Einer besonderen Gunst des Publicums erfreute sich Zimmermann's Stich „Kriemhildens Ankunft zu Worms" (Nietenblatt der Kunstvereine zu München und Leipzig für 1861), welcher das Mittelbild bildet zu den gleichfalls nach Julius Schnorr von Carolsfeld durch Gonzenbach gestochenen Hauptfiguren des Nibelungenliedes (Siegfried und Kriemhild, Gunther und Brunhild). Sodann ging Z., welcher überhaupt auf das innigste die Intentionen seiner Vorbilder erfaßte, an die Wiedergabe der idyllischen „Mittagsruhe" von Th. Schütz (für den sächsischen Kunstverein 1868) und den „Abschied" desselben Meisters (vgl. Lützow's Zeitschrift 1896. IV, 41). Als zwei ganz vorzügliche Farbenstichleistungen Zimmermann's folgten der „Besuch Kaiser Karl's V. bei Fugger" (1873) und

eine Scene aus Goethe's „Götz von Berlichingen" (1877) wobei der Stecher jedesmal die brillante Technik C. Becker's vollständig zum Ausdruck brachte. Dann unternahm Z. den „Einzug Kaiser Ludwig's des Baier in München" nach Bernhard v. Neher's Frescobild zu stechen und zwar in einer Breite von 142 Centimeter bei 18 Centimeter Höhe — ein Format, wie wol noch kein Kunstverein ein ähnliches Blatt bestellt hatte. Diese Leistung, welche den Künstler vier Jahre lang beschäftigte, kam 1881 zur Vertheilung und in den Handel. Einen neuen Auftrag für den Rheinischen Kunstverein mußte Z. einem seiner Freunde übertragen, da sein frühzeitig entwickeltes Lungenleiden bestmögliche Schonung verlangte. Ein Aufenthalt in einem wärmeren Klima versprach vorübergehend zwar guten Erfolg, dessenungeachtet erlag Z. schon am 6. Februar 1887 seinem heillosen Uebel.

Vgl. Eggers' Kunstblatt 1856. VII, 70. — Wartburg 1881. VIII, 37. — Apell, Handbuch 1880, S. 474. — Beil. 182 d. Allgem. Ztg. vom 3. Juli 1887. — Kunstvereins-Bericht f. 1887, S. 66.

Hyac. Holland.

Zimmermann: Georg Z. Geboren zu Darmstadt am 24. Februar 1814 als ältester Sohn des großherzoglichen Kriegssecretärs Friedrich Wilhelm Z. (s. o.), erwarb schon auf dem heimischen Gymnasium umfassende Kenntnisse in den modernen Litteraturen, studirte in Heidelberg erst die Rechte, dann Theologie, erlangte in Gießen die Grade eines Dr. phil. und Lic. theol. und 1839 die venia legendi für deutsche Nationallitteratur. 1843—1863 wirkte Z. als Gymnasiallehrer erst in Worms, dann in Darmstadt, 1863 bis Herbst 1877 als außerordentlicher Honorarprofessor in Gießen. Er starb am 4. März 1881 in seiner Vaterstadt. Z. hat einer der ersten durch Wandervorträge litterarisches Interesse geweckt, ein klangreiches Organ und künstlerische Declamation förderten die Wirkung seines niemals kargen Stiles, er enthusiasmirte dankbare Hörer in süd- und norddeutschen Städten und in der Schweiz jetzt für seinen Heros Shakespeare, jetzt für Sophokles und jetzt für das deutsche Drama. Diese Belehrung, mochte sie unmittelbar verhallen mit der Stimme des begnadeten Redners, der Nation in ihrer Breite half sie die Erbschaft der Väter zum Besitzthum erwerben. „Es war ihm Bedürfniß, weß sein Herz voll war, an die dafür empfänglichen auszutauschen." Er war von dem Gefühl durchdrungen, „unsere großen Dichter haben nicht bloß für einige auserwählte, sondern wirklich für das deutsche Volk und für die Menschheit geschrieben". In dieser rastlosen Mittlerthätigkeit sehe ich Zimmermann's unvergängliches Verdienst, die Ehre seines Andenkens ist unabhängig vom Urtheil über den dauernden Werth seiner Schriften.

Gewissenhafte Recensionen zeitgenössischer Theaterstücke, anschauliche Aufsätze über die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, begeistert erhoben und erhebend bei classischen Erscheinungen, liebevoll verweilend, wo die Gestalten eines Uz und Sturz zu Miniaturbildern sich anbieten — eine emsige Schriftstellerei, verstreut in nun vergessene Journale — von beträchtlichem Nutzen für ihre Zeit und ihr Publicum. — Eine Besprechung des ersten Bandes der Aesthetik Friedrich Theodor Vischer's im 1. und 2. Bande der Jahrbücher für speculative Philosophie (1846/47) erweist die Herrschaft über eine schwierige Gedankenführung und die Fähigkeit, Sprache der Schule in Sprache des Lebens zu übertragen; gedrängte Uebersichten des Ideengehalts in den Hempel-Ausgaben der „Hamburgischen Dramaturgie" Lessing's und der „Vorschule der Aesthetik" Jean Paul's offenbaren, da sie systemlos überliefertes zum System fügen, die treuliche Geduld popularisirender Bemühung.

Mögen wir Neueren sorgsamer citiren und eindringender interpretiren, es

stünde uns übel an, derer nicht zu achten, die das Material zum Verständniß der classischen deutschen Litteratur zuerst aufschichteten und den Architekten des Details die feinere erfreulichere Arbeit hinterließen. — Michael Bernays hat (Im neuen Reich II. 1871) Zimmermann's Buch „Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit" (Frankfurt a. M. 1871) schroff gerichtet — die exacte Litterargeschichte verlangte philologische Akribie und eine tiefere Erfassung genetischer Folge, aber man darf den Verfasser nicht messen an den Forderungen einer jungen Wissenschaft, deren Voraussetzung die Zeitentfernung war. Zimmermann's Jugend lag der classischen Epoche zu nahe, als daß er zur Objectivirung hätte gelangen können — seine Blüthe und sein ganzes Leben sind voll jenes heiligen Geistes, der im Schillerjahr 1859 die Einheit der bürgerlichen Bildung trotz nationaler Zerklüftung und politischer Gebundenheit so bedeutsam und so überraschend ins Licht stellte — er hat das seine gethan, die Flamme allenthalben zu nähren. Die „nachgestaltende Darstellung" poetischer Gebilde „worin die Erkenntniß der Dichtung sich mit einer zweiten Hervorbringung derselben vereinigt", war Zimmermann's eigenthümliche Gabe, ihm gelang vor andern diese „von anschauender Liebe ausgehende dichterische Wiederholung — sie überträgt sich sicherer auf Hörer und willige Leser als die feinste Kunst kühler Analyse. Zimmermann's Talent neigte zur Poesie — er hat Ludwig Devrient ein dramatisches Märchen dargebracht („Der junge König und die Schäferin", Darmstadt 1862), gefällig componirt und zierlich in den einzelnen Zügen der Naturschilderung und der Psychologie, in Stimmung und Sprache dem Tone Uhland's benachbart; das dreiactige Drama „Theodor Körner" (Darmstadt 1863), auch dies in flüssigen weichen Jamben, vermeidet glücklich jenen Ueberschwang pathetischen Ausdrucks, zu dem der patriotische Stoff und das gegebene Vorbild des „Zriny" einen minder gebildeten Geschmack verführt hätten. Die Erzählung „Aus Hof und Wald" (Berlin 1866, Pseudonym G. Wilhelm) berichtet von dem Schicksal eines deutsch gesinnten Jünglings und den widerstrebenden Tendenzen eines kleinen Hofes zur Rheinbundszeit. Der Held erliegt einem Meuchelmord, just da seine lautre Tugend über die Intriguen der Camarilla triumphirt und die Hoffnung seiner Treue zum Vaterland bei Leipzig sich erfüllt. Eine Liebesgeschichte ist anmuthig eingewebt in die kunstreich geschlungene Fabel. — Außer den im Text citirten Schriften Zimmermann's nenne ich die folgenden: Im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen: „Genien der deutschen Poesie", „Dramaturgische Blätter", „Herder's Aesthetik" (systematisch entwickelt), „Werther's Leiden und der literarische Kampf um sie"; in der Deutschen Vierteljahrsschrift 31 (1868): „Julius Hoepfner"; in den Süddeutschen Blättern für Kunst, Literatur und Wissenschaft (Mannheim 1857): „Ueber Tempeltey's Klytemnestra", „Ueber Kleist's Prinzen von Homburg", „Ueber Oswald Marbach's Medeia"; ebd. 1858: über Shakespeare's Hamlet, Goethe's Tasso, Schiller's Räuber; im Morgenblatt für gebildete Leser (Nr. 46 1865): „Johann Heinrich Merck"; in den Artistischen Blättern (Darmstadt 1865): „Einige Bemerkungen über Literaturgeschichte und literarische Kritik"; im Deutschen Museum (1866, Nr. 44—46): „Johann Peter Uz"; in den Preußischen Jahrbüchern (Bd. 48): „Helfrich Peter Sturz". Eine eingehende Studie über Uhland als lyrischen und epischen Dichter erschien 1862 als Programm des Darmstädter Gymnasiums. — Z. verfaßte den Artikel „Deutsche Nationalliteratur" bis zu dem Abschnitt über das 19. Jahrhundert für Pierer's Universal-Conversations-Lexikon.

Das biogr. Material stellte mir die Wittwe Zimmermann's freundlich zur Verfügung.

Robert Arnold Fritzsche.

Zimmermann: Gustav Heinrich Eduard Z., preußischer Militärarzt, geboren am 27. Januar 1817 in Stettin, studirte seit 1837—38 auf der medicinisch-chirurgischen Akademie in Berlin, besuchte hier auch die Universität und erlangte 1841 die medicinische Doctorwürde mit seiner Inauguralabhandlung „De arsenico“. Darauf trat er als Compagniechirurg in die Armee ein, rückte 1842 zum Regimentsoberarzt in Berlin vor, wurde 1848 als Landwehrbataillonsarzt nach Hamm, später als Stabsarzt nach Halle versetzt, 1862 zum Oberstabs- und Regimentsarzt in Danzig ernannt, starb jedoch schon während des preußisch-österreichischen Krieges 1866 am 19. August an der Cholera zu Prerau in Mähren. Z. hat sich viel mit wissenschaftlichen Untersuchungen über das Blut beschäftigt und als Resultat derselben eine ganze Reihe von Schriften publicirt, die in der unten citirten Quelle z. Th. verzeichnet sind. 1851 gab er auch ein besonderes „Archiv für Pathologie und Therapie“ heraus. Doch hat der größere Theil der Arbeiten, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienen sind, trotz mancher verdienstlichen Einzelheiten, die in ihnen enthalten sind, infolge der Verquickung mit veralteten naturphilosophischen Anschauungen und der irrthümlichen Krasenlehre bei den Fachgenossen nicht die gebührende Beachtung gefunden.

Biogr. Lex. VI, 373. Pagel.

Zimmermann: Gustav Z., königlich hannoverscher Staatsrath, am 7. März 1808 zu Gotha geboren, studirte von 1830 bis 1833 zu Göttingen, wo er sich am 25. October 1830 in das Matrikelbuch als „Gustav Zimmermann aus Gotha. Vormund Schneider Pletner aus Gotha“ einschrieb, bei Dahlmann Staatsrecht hörte und bis zum Schlusse des Winterhalbjahres 1832/33 verblieb, bekleidete dann zu Gotha die bescheidene Stellung eines Accessisten bei der Polizei und war zum Regierungsassessor aufgerückt, als er, zu einer Zeit, in welcher fast das gesammte Deutschland einer der seinen entgegengesetzten Ansicht huldigte, in einer 1838 zu Gotha veröffentlichten Schrift „Ein anderes Wort zur Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren“ seine Stimme für die von der hannoverschen Regierung ergriffenen Maßregeln erhob. Eine solche Stimme war dem Minister Freiherrn v. Schele und dessen Mitarbeiter, dem Kanzleidirector Leist, höchst erwünscht. Z. wurde nach Hannover berufen um in der Presse gegen die im Finsteren umherschleichenden Feinde der Ordnung und des Rechtes zu polemisiren; seine pedantische Schreibweise vermochte indessen wenig gegen die scharfen Angriffe des geistreichen Advocaten Detmold, dessen Sprachrohr der „Deutsche Courier“ war, während Z. zumeist den „Hamburger Correspondenten“ benutzte. Um Z. ein Gehalt von 450 Thalern zuweisen zu können, war er als Archivsecretär angestellt; daneben bekleidete er später die Stellung eines Bibliothekssecretärs. Ebensowenig wie Detmold gegenüber drang er in der Oeffentlichkeit durch, als er gegen seinen ehemaligen Lehrer Dahlmann „Die hannoversche Regierung und das Staatsgrundgesetz von 1833“ (Hannover 1839) schrieb und das die Aufhebung des letzteren verfügende Patent vom 1. November 1838 zu rechtfertigen suchte. Ein größeres Gewicht warfen die „Politischen Predigten, gehalten im Jahre 1843 auf verschiedenen Dächern der Hauptstadt von Dr. G. Faber“ (Leipzig 1843), welche sich gegen den Zollverein richteten, in die Wagschale, weil die darin zum Ausdrucke gebrachte Abneigung gegen den Eintritt in diesen Verband vielfachen Anklang bei den Hannoveranern fand, welche von einer aus dem Anfange des Jahrhunderts stammenden tiefen Abneigung gegen Preußen und alles, das von dorther kam, erfüllt waren. Ferner schrieb er ein durch R. v. Mohl, welcher auf dem nämlichen Gebiete schriftstellerisch thätig war, ungünstig beurtheiltes Buch über „Die deutsche Polizei

im 19. Jahrhundert" (Hannover 1845) und 1851 ein anderes über „Die Vortrefflichkeit der constitutionellen Monarchie in England und ihre Unbrauchbarkeit auf dem Kontinent". Nachdem er in den Jahren 1849/50 vorübergehend der österreichischen Regierung zur Verfügung gestellt gewesen war und in Wien gelebt hatte, dann als 1. Archivsecretär mit einer Besoldung von 900 Thalern nach Hannover zurückgekehrt war, schied er für einige Zeit von dort, um in Baiern Archivrath zu werden. Ehe er diese Stellung antrat wurde er jedoch, da er in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit auf Seiten Dänemarks stand, als Etatsrath und Professor der Staatswissenschaften nach Kiel berufen. Als aber im Sommer 1853 das Ministerium Lütcken die Leitung der Geschäfte in Hannover übernommen hatte und dieses ein ernstliches Vorgehen zum Sturze der Verfassung vom 5. September 1848 plante, wurde Z. als Oberregierungsrath und Referent des Gesammtministeriums in den dortigen Staatsdienst zurückberufen. Er verfaßte nun eine an die Bundesversammlung gerichtete Denkschrift, welche behauptete, daß die Verfassung auf eine rechtsungültige Weise entstanden sei, und auf Grund deren der Bund, dieser Ansicht beitretend, die Aufhebung veranlaßte. Zimmermann's Gönner Lütcken wurde freilich schon im Sommer 1855 durch den Minister Borries ersetzt, aber Z., dessen Ansichten über den Constitutionalismus dem Könige Georg V. zusagten, blieb in seiner einflußreichen Stellung und war die eigentliche Seele des Ministeriums bis ernste Zwistigkeiten zwischen Borries und dem Minister des Aeußern, dem Grafen Platen-Hallermund, entstanden und Z. auf Seite des letzteren trat, worauf Borries ihn am 10. Februar 1859 als Ministerresidenten bei den drei freien Hansastädten und als Generalconsul in Hamburg aus der Umgebung des Königs entfernte. Auch in dieser Verwendung blieb er der Berather seiner Regierung in allen die auswärtige Politik betreffenden Angelegenheiten und noch 1866 mußte er Rath ertheilen. Da dieser aber dahin ging sich nicht auf Oesterreich zu verlassen, weil die Lebensinteressen des Kaiserstaates nicht in Deutschland wurzelen und dieser im äußersten Falle die Klein- und Mittelstaaten opfern würde, sondern in die von Preußen gebotene Hand einzuschlagen, so fand Zimmermann's Rath keine Beachtung.

Das Aufhören der Selbständigkeit des Königreichs Hannover bedingte das Eingehen des von Z. bekleideten diplomatischen Postens. Z. bezog jedoch sein Gehalt fort und leistete der preußischen Regierung akademische Dienste, indem er dem Ministerium Denkschriften übersandte, in denen er sich in ihrem Sinne über die auftauchenden politischen Fragen aussprach. Er blieb zunächst in Hamburg, siedelte später nach Hannover über und ist dort am 1. August 1874 gestorben. Einer, der ihn gut gekannt hat (O. Meding, Memoiren zur Zeitgeschichte, 1. Theil, Leipzig 1881), im allgemeinen freilich kein ganz zuverlässiger Gewährsmann, rühmt an Z. seine umfassende Bildung und seinen durchdringenden Verstand, sagt aber, daß sein ganzes Wesen von jenem Mikrokosmus durchtränkt gewesen sei, der in den Mittel- und Kleinstaaten lebte; 1866 habe er sich als ein Mann des Lavirens gezeigt. Sehr scharf verurtheilt ihn Hassell (2. Theil, 1. Abtheilung, S. 240), welcher den von ihm geübten Einfluß sehr hoch bewerthet, höher als dieser meist geschätzt wird, aber seinen Fähigkeiten alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Vgl. v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover v. 1833 bis 1866. Bremen 1898/1899. — Hannoverscher Courier v. Jahre 1874, Nr. 6180.

B. v. Poten.

Zimmermann: Joachim Johann Daniel Z. wurde am 27. October 1710 zu Salzwedel i. d. Altmark geboren, wo sein Vater, Martin Z. († 1729), Prediger war. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte und dann

von seinem Vater privatim weiter vorbereitet war, wurde er auf das akademische Gymnasium in Hamburg geschickt, auf welchem er am 13. April 1728 inscribirt wurde. Er wohnte hier bei dem Pastor Erdmann Neumeister (s. A. D. B. XXIII, 543), der ein Freund seines Vaters war und nach dem Tode desselben ihm ein zweiter Vater wurde. Unter Neumeister's Anweisung wurde er mit der deutschen Litteratur bekannt und ganz in Neumeister's Art verfaßte er auch später selbst Gedichte. Im J. 1730 sandte Neumeister ihn zum Studium der Theologie nach Rostock, von wo er im J. 1732 wieder zu Neumeister zurückkehrte, um dessen jüngsten Sohn zu unterrichten. Am 31. October 1732 machte er sein Candidatenexamen in Hamburg. Später setzte er seine Studien noch in Helmstedt fort und besuchte auch noch auf kürzere Zeit andere Universitäten. Wann er wieder nach Hamburg zurückkehrte, ist nicht sicher; doch scheint er hier einige Jahre als Candidat unterrichtet zu haben. Er ward dann im J. 1738 zum Katecheten (d. h. zum unordinirten Prediger) am Zuchthaus erwählt, welches Amt er im Juli des genannten Jahres antrat. Am 9. Juli 1741 ward er zum Diakonus zu St. Catharinen an Stelle des zum Hauptpastor ernannten Johannes Ludwig Schlosser (s. A. D. B. XXXI, 544) erwählt; er starb als Archidiakonus dieser Kirche in der Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1767, wenig mehr als 56 Jahre alt. Aus seiner Ehe mit einer Tochter seines Collegen Johann Gottfried Richter († am 5. Februar 1749) hatte er zahlreiche Kinder; der unten (S. 280) genannte Arzt Karl Gottfried ist einer seiner Söhne. — Z. galt zu seiner Zeit für einen besonders begabten Dichter. Wie Neumeister fügte er seinen Predigten eigne Verse an, die deren Inhalt behaltbarer machen sollten; solcher „Dankworte in gebundener Rede", denen auch Gesänge über den Katechismus beigegeben wurden, ließ er zwei Theile drucken, Hamburg 1759 und 1766. Auch Texte zu Oratorien und andern geistlichen Musiken hat er verfaßt; für besondere Feste, wie Einführungen von Predigern, Einweihung von Kirchen u. dgl. m., verfertigte er im Auftrage des Rathes dergleichen Dichtungen, die dann allgemeinen Anklang fanden. Auch sonst verfertigte er Gedichte; eine Anzahl derselben ist im 5. und 6. Bande von Weichmann's Poesie der Niedersachsen abgedruckt.

Nachrichten von Niedersächsischen berühmten Leuten u. Familien. 1. Bd., Hamburg 1768, S. 106—115. — Hamburger Schriftstellerlexikon VIII, 240 ff.

l. u.

Zimmermann: Johannes Z., aus Luzern, † 1526, vgl. **Xylotectes**, Johannes. (Bd. XLIV, S. 593.)

Zimmermann: Johannes Z., Missionar der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, von 1850—1876 auf der Goldküste, Westafrika, thätig, wo er die Gā-Sprache bearbeitete und eine Litteratur in derselben schuf. — Z. wurde am 2. März 1825 in dem württembergischen Dorf Gerlingen bei Stuttgart geboren und entstammte einer einfachen Bauernfamilie. Obwol mit reichen Gaben ausgestattet, widmete sich der junge Z. nach seiner Confirmation zunächst der Landwirthschaft und erlernte dann das Bäckerhandwerk. Aber vom Missionsgedanken schon frühzeitig erfaßt und dazu weiter angeregt durch seinen Landsmann Miss. Rebmann (den späteren Entdecker des Kilimandscharo, siehe A. D. B. XXVII, 485), trat er 1844 in die evang. Missionsanstalt zu Basel ein, um sich für den Missionsberuf ausbilden zu lassen. Unter der Anleitung tüchtiger Lehrer gelangten hier seine reichen Geistesgaben zur schönsten Entfaltung. Bald waren ihm die hebräische Bibel und das griechische Neue Testament seine liebsten Begleiter und er wurde in denselben so heimisch, daß er später die hl. Schrift meist nur im Grundtext las. Und wie sich schon damals seine Vorliebe und besondere Befähigung für sprachliche Studien zeigte, so hat er sie

später in den praktischen Dienst der Mission gestellt. Aber auch große, weltumfassende Missionsgedanken, wie er sie nachmals auf dem afrikanischen Arbeitsfelde zur Ausführung gebracht wissen wollte, regten sich schon damals in dem genialen und weitblickenden Jüngling. — Als Arbeitsfeld wurde ihm nach fünfjähriger Vorbereitung die Goldküste in Westafrika zugewiesen, ein Gebiet, auf dem die Basler Mission nach einem fehlgeschlagenen Versuch (1828) im J. 1843 die Arbeit aufs neue aufgenommen und seitdem mit vielen Opfern fortgeführt hatte. Z. landete daselbst Anfang 1850 und trat an die Leitung des kleinen Katechisten-Instituts auf der Küstenstation Christiansborg, womit er zugleich das Studium der Gā-Sprache, die noch nicht bearbeitet, ja nicht einmal schriftlich fixirt war, verband. Schon nach sechsjährigem Aufenthalt auf afrikanischem Boden konnte er sein Erstlingswerk, eine Grammatik der Gā-Sprache mit Wörterbuch dem Druck übergeben. Zugleich war er eifrig bemüht, eine gediegene Litteratur in Gā zu beschaffen, die sowol der Missionsarbeit als auch der geistigen Hebung des Volkes förderlich sein sollte. So übersetzte er in den folgenden Jahren die ganze Bibel, und verfaßte eine Reihe von Büchern für Kirche, Schule und Haus. Alle diese litterarischen Erzeugnisse haben den großen Vorzug, daß sie dem Verständniß des Afrikaners angepaßt sind und den Volkston durchweg treffen. War es ihm doch stets ein Hauptanliegen, sich in die Gedankenwelt des Negers einzuleben und ihm dadurch möglichst nahe zu treten. Seine hohe Begeisterung für das Volk und Land seiner Wirksamkeit veranlaßte ihn auch, 1851 mit einer gebildeten Afrikanerin in die Ehe zu treten, um, wie er sagte, „sich mit Afrika zu vermählen". Seine Frau hatte merkwürdige Lebensschicksale hinter sich. Als Kind von Sklavenhändlern an der westafrikanischen Küste geraubt, war sie auf ein Sklavenschiff geschleppt worden, um nach Westindien verbracht zu werden. Dasselbe lief aber bei Jamaica auf den Strand und so erhielt sie ihre Freiheit. Sie kam in das Haus des englischen Gouverneurs und erhielt hier die Taufe und eine christliche Erziehung. Später wurde sie Lehrerin in einer Mädchenanstalt der Brüdermission und kehrte 1843 mit einer Anzahl von christlichen Negercolonisten in ihre afrikanische Heimath zurück. Z. fand in ihr eine ihm treu ergebene Gehülfin, mit der er über 25 Jahre verbunden gewesen ist. — Seine Arbeit in Christiansborg währte nur wenige Jahre. In einem Negeraufstand 1854 wurde die Stadt von den Engländern zerstört und die kleine christliche Gemeinde flüchtete ins Inland auf die dortigen Plantagendörfer. Z. zog ihr deshalb mit seinem Collegen Steinhauser und den Katechistenzöglingen nach und suchte die zersprengten Christen auf einer der Mission gehörenden Plantage zu sammeln und die Arbeit unter der eingebornen Bauernbevölkerung aufzunehmen. Dadurch entstand die Station Abokobi, die in der Folge zu einer blühenden Christenansiedlung wurde. Der Aufenthalt in dem fruchtbaren Inland ließ nun in Z. jene großartigen Cultur- und Colonisationspläne zur Reife gelangen, mit denen er sich von Anfang an getragen und die er Zeit seines Lebens nie aus den Augen gelassen hat. Seinem Afrika, meinte er, sei nicht damit geholfen, daß man nur ein paar Missionare hinaussende, sondern ganze Scharen von christlichen Colonisten sollten hinausziehen und dort in die Arbeit eintreten. Und zwar sei hiefür vor allen andern Nationen gerade das deutsche Volk nach seiner ganzen Eigenart besonders berufen, weshalb er es auch für die Aufgabe des deutschen Reiches hielt, dort als christliche Colonialmacht aufzutreten, damit es Afrika mit seinen Culturmitteln diene und nicht den ganzen Erdtheil der anglikanischen und romanischen Rasse überlasse. Auf dem afrikanischen Boden sollte auch nach ihm die sociale Frage Deutschlands gelöst werden; hier sollten die bodenlosen und heimathlosen Arbeitermassen des übervölkerten Deutschlands Raum, Beschäftigung, Wohnung und Nahrung

finden. Im Austausch gegen die Reichthümer Afrikas, die diesem bei ihrer Nichtverwerthung nur zum Fluche und zur Pestilenz würden, sollte ihm das christliche Europa die Segensfrüchte des Christenthums und seiner Cultur darreichen: die christliche Kirche, Schule, Obrigkeit, sowie alle geistigen und leiblichen Güter, vom Lebenstrost des Evangeliums an bis herab zu den Eisenbahnen und Telegraphen. Und was er in dieser Richtung für sein Afrika erstrebte, das suchte er, so viel an ihm lag, wenigstens im kleinen anzubahnen. Er erwarb aus seinen Privatmitteln ein größeres Areal in der Nähe seiner Station Abokobi und arbeitete darauf hin, christliche Colonisten aus seiner Heimath auf die Goldküste zu verpflanzen, die Hand in Hand mit der Mission als Bauern und Gewerbetreibende mithelfen sollten, der Cultur und Civilisation Eingang zu verschaffen. Schon waren auch die ersten Schritte zu deren Ansiedlung gethan, als unvorhergesehene Verhältnisse den Plan vereitelten. Es gehörte dies zu den mancherlei Enttäuschungen seines Lebens, wie er denn überhaupt mit seinen weitgehenden Ideen seiner Zeit vorauseilte und deshalb von vielen nicht verstanden wurde. Er hat es auch nicht mehr erlebt, daß Afrika der Schauplatz der deutschen Colonialbestrebungen wurde, daß der deutsche Handel an seinen Küsten aufblühte, daß die großen Wasserwege ins Innere des dunkeln Erdtheils erforscht und zugänglich wurden, der Kampf gegen den Menschenraub und Sklavenhandel aufgenommen wurde, daß Telegraphenlinien die afrikanische Welt mit der europäischen verbinden und die afrikanischen Ströme und Seen von Dampfern belebt sind. Was er aber für Afrika ersehnte und voraussagte, davon hat sich seitdem manches erfüllt oder doch angebahnt. Auch darin, daß er dem dunkeln Erdtheil eine hohe Bedeutung für die Colonialbestrebungen zuschrieb und den afrikanischen Völkern noch eine Zukunft weissagte, hat die bisherige Entwicklung Afrikas ihm Recht gegeben. — Von Abokobi aus führten ihn seine Predigtreisen in das 15 Stunden entfernte palmenreiche Kroboland und dessen Hauptort Odumase, wo der heidnische König dem Christenthum günstig gesinnt war. Z. siedelte deshalb Ende 1859 dahin ganz über und begründete damit die Mission unter dem rührigen Krobo-Volk. Neben seiner Evangelisationsthätigkeit setzte er auch hier seine Uebersetzungsarbeiten fort und trieb — meist in später Nachtzeit — seine Studien in Theologie, Geschichte, Geographie und Völkerkunde. Zugleich dehnte er seine Predigtreisen bis über den Woltafluß hinüber aus und wies in Schrift und Wort darauf hin, daß es die Aufgabe der Mission sei, den Wolta entlang gegen das Innere vorzugehen. Diesem Wink ist dann auch später Folge geleistet worden, wie er denn überhaupt für manchen Arbeitszweig die Anregung gab. Obschon unter dem Einfluß eines höchst ungesunden Klimas stehend, das die meisten Missionare schon nach kurzer Arbeitszeit nöthigt, Erholung in der Heimath zu suchen, oder sie in ein frühes Grab sinken läßt, konnte er sich doch erst nach 22jähriger ununterbrochener Arbeit dazu entschließen, das Land, das ihm zur zweiten Heimath geworden war, für kurze Zeit zu verlassen. Er kehrte mit seiner Familie 1872 nach Süddeutschland zurück und erregte hier durch seine Vorträge, wie durch seine ganze Erscheinung allgemeines Aufsehen. Seine Begeisterung für Afrika, mit der er zu neuen Aufgaben aufrief und ungewöhnliche Probleme entwickelte, Erfolge prophezeite und Vorurtheile zu widerlegen suchte, war außerordentlicher Art. — Es litt ihn nicht lange in Europa, und schon im folgenden Jahr (1873) befand er sich wieder auf der Goldküste, wo er als Litterat und Präses der Gä-Mission theils in Abokobi, theils in Christiansborg in der Arbeit stand. Aber seine Tage waren gezählt. Ein schweres Leiden verzehrte seine Kräfte, doch hoffte man noch eine Wiederherstellung für ihn in Europa. Nur mit Schmerzen riß er sich von seinem Afrika, wo er bis zum letzten Athemzug zu arbeiten

gehofft hatte, los und schiffte sich mit dem Schreiber dieses nach Europa ein. Körperlich und geistig erschöpft langte er im September 1876 in seinem Geburtsort Gerlingen an und verschied hier schon am 13. December dss. Js. — In ihm verlor die Basler Mission einen ihrer hervorragendsten Missionare, der nicht nur als Sprachforscher, sondern auch als Prediger, Lehrer und Dichter unverwischbare Spuren seines gesegneten Wirkens auf dem Arbeitsfelde hinterlassen hat. Sein allseitiges Wissen, sein weiter Blick, seine ganze geistvolle Persönlichkeit übten die anregendste Wirkung auf seine Umgebung aus. Wie ein Patriarch waltete und wirkte er unter seinen Negern, die ihn wie einen Vater verehrten. War er doch dem Afrikaner zum Afrikaner geworden; darum verstand auch keiner wie er des Negers Eigenart. Selbst im Punkt der Bedürfnißlosigkeit wußte er sich ihm anzupassen. Und wie er selbst mit ganzer Seele seinem Berufe lebte, so wußte er auch seine jüngeren Mitarbeiter für ihre Missionsaufgabe zu begeistern und sie hiefür anzuleiten. Zahlreich sind seine litterarischen Erzeugnisse in der Gă-Sprache. Von seiner Bibelübersetzung erschien das Neue Testament noch vor seinem Tode in dritter, revidirter Auflage. Ueber seine Missionspläne und Gedanken hinsichtlich der Zukunft Afrikas hat das Missions-Magazin 1877 ein beachtenswerthes Schriftstück veröffentlicht, das er nur wenige Monate vor seinem Tode für seine deutschen Landsleute und zu Gunsten seiner geliebten Afrikaner unter dem Titel: „Letztes Wort eines alten afrikanischen Missionars an sein deutsches Vaterland" niedergeschrieben hat. Die von ihm gegründeten Stationen und von ihm gesammelten Christen, sowie seine trefflichen litterarischen Werke werden sein Andenken auf der Goldküste nie erlöschen lassen.

Ein Missionsjahrhundert von J. Hesse. Calw 1893. — Evangel. Missions-Magazin 1877, S. 225 ff. — Eigene Erinnerungen.

P. Steiner.

Zimmermann: Johann Jakob Z., Astronom, geboren 1644 zu Vayhingen, † 1693 zu Rotterdam. Wir wissen von Zimmermann's jüngeren Jahren nur soviel, daß er in Tübingen Theologie studirte, 1664 die philosophische Magisterwürde erhielt und 1671 Pfarrer (Diakonus) in Bietigheim wurde. Allein, wie damals überhaupt in ganz Württemberg die religiöse Schwärmerei sich geltend machte, so verlegte sich auch Z. mit Vorliebe auf chiliastische Speculationen und machte sich dadurch der orthodox-lutherischen Kirchenbehörde verdächtig, welche im J. 1684 seine Amtsentsetzung aussprach. Nun begann Zimmermann's Wanderleben. Wir finden ihn 1685 in Amsterdam, 1686 in Frankfurt a. M., 1689 für kurze Zeit als Professor der Mathematik in Heidelberg, 1689 in Hamburg, wo er als Privatlehrer und Corrector in Druckereien sich mühsam sein Brot verdiente. Man schätzte sein Wissen, und in der „Kunstrechnung-liebenden Gesellschaft", aus welcher die jetzige Mathematische Gesellschaft Hamburgs hervorging, spielte er unter dem Beinamen „der Zierende" eine geachtete Rolle, aber die Bemühungen, hier oder in Rostock eine feste Anstellung als Professor zu erlangen, schlugen deshalb fehl, weil er als Anhänger Jakob Boehme'scher Mystik mit dem herrschenden Kirchenglauben sich in Zwiespalt befand. Da wurden von einigen seiner Hamburger Gesinnungsgenossen Verhandlungen mit dem bekannten Quäker William Penn angebahnt, der damals eben auf amerikanischem Boden eine Colonie für religiöse Dissidenten zu begründen im Begriffe stand, und in der That kam es dahin, daß elf Familien sich zur Auswanderung entschlossen. Man reiste über Holland, und hier starb Z. plötzlich, bei der Durchreise durch Rotterdam. Seine Wittwe setzte die Fahrt fort und siedelte sich wirklich in Pennsylvanien an.

Als theologischer Schriftsteller trat Z. unter dem Pseudonym Ambrosius

Sehmann von Caminiez auf und lieferte höchst phantastische Betrachtungen über das nahe bevorstehende Weltende. Den Untergang von „Babylon" hatte er gerade auf das Jahr 1693, in welchem er selbst das zeitliche segnete, vorausgesagt. Um so höher muß man es ihm anrechnen, daß diese Neigung zu religiöser Ausschreitung auf seine wissenschaftlichen Ansichten keine Rückwirkung ausübte, wie er denn mehrfach entschieden für das copernicanische Weltsystem eintrat („Philalethae exercitatio theoricorum copernico-coelestium mathematico-physico-theologica", Hamburg 1689; „Astronomischer Beweis des copernicanischen Weltgebäudes aus der heiligen Schrift", Frankfurt a. M. 1690). Auch die elliptische Planetenbahn erkannte Z. als einer der ersten an („Prodomus biceps cono-ellipticae et a priori demonstratae planetarum theorices", Stuttgart 1679). Andere astronomische Arbeiten Zimmermann's („Anleitung zur Bestimmung der geographischen Länge", Tübingen 1669; „Ueber Kometen", Stuttgart 1681 und 82; „Astronomische Rechenkunst mit Logarithmen", Hamburg 1691) hatten für ihre Zeit ebenfalls Verdienst. Am bekanntesten jedoch wurde er durch ein erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergebenes Werk („Coniglobium nocturnale stelliferum", Hamburg 1704, neue Auflagen 1706 und 1729), in welchem er zu astrognostischen Zwecken den üblichen Himmelsglobus durch einen offenen Kegel ersetzte, auf dessen Innenfläche die Sternbilder abgebildet waren — eine Vorrichtung, welche im XVIII. Jahrhundert, wie die Abhandlungen von Klügel und Funk beweisen, großen Beifalles sich zu erfreuen hatte.

Zedler, Vollständiges Universallexikon, 62. Band, Leipzig-Halle 1749, Sp. 744 ff. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1863, Sp. 1411.

Günther.

Zimmermann: Johannes Jakob Z., Professor der Theologie an der Karlsschule in Zürich, war der erste namhafte Vertreter der religiösen Aufklärung in dieser Stadt. Er wurde am 10. December 1695 als Sohn eines Chirurgen geboren, und wandte sich, herangewachsen, hauptsächlich auf Wunsch seiner Mutter Anna Rublin, den gelehrten Studien zu. Aber die Lehrer, welche der nach selbständiger Erkenntniß dürstende Jüngling in seiner Vaterstadt antraf, entsprachen nicht seinem Bedürfniß. Nur einer, Joh. Jakob Ulrich, Pfarrer am Waisenhaus und Professor, ausgezeichneter Kanzelredner und gelehrter Rabbinist wußte sein Vertrauen zu gewinnen, während die andern ihn durch die Schroffheit ihrer Orthodoxie abstießen. Sie gaben ihm aber durch ihr Schelten auf philosophische und theologische Häretiker — ganz gegen ihre Absicht — den Impuls zu einläßlicher Beschäftigung mit den Schriften der Angegriffenen. So kam es, daß die Bahnbrecher der theologischen Aufklärung in der Schweiz Samuel Werenfels von Basel, Alphons Turretin von Genf, Friedr. Osterwald von Neuchâtel und die berühmten niederländischen Arminianer Limborch, Clericus und Grotius schon in seiner Studienzeit von entscheidendem Einfluß für seine Denkweise wurden. Nachdem Z. im J. 1718 seinen Studiengang in Zürich beendet hatte und ins geistliche Ministerium aufgenommen worden war, begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Bremen, wo er in engen Verhältnissen, aber durch Menschen und Bücher mannichfach angeregt und gefördert zwei Jahre verbrachte. Nach seiner Rückkehr in die Heimath erwarb er sich zunächst seinen Unterhalt durch Privatunterricht, bis er 1731 zum Professor des Naturrechtes und der Kirchengeschichte ernannt wurde. Am 15. Juli 1737 aber erreichte er wider alles Erwarten das oberste Ziel, auf welches er in seiner Vaterstadt aspiriren konnte, indem ihm die theologische Hauptprofessur und die Chorherrenwürde am Karlsstifte übertragen wurden. — In dieser Stellung ent-

faltete er eine bedeutende Thätigkeit als Lehrer und Freund der studirenden Jugend und veröffentlichte daneben eine Reihe von theils gelehrten, theils mehr populären Abhandlungen philosophischen und theologischen Inhaltes. Unter den ersteren verdienen Erwähnung die Studien über die Religion hervorragender Denker und Dichter des classischen Alterthums und der Neuzeit, in welchen er die Absicht verfolgt, den Vorwurf des Atheismus von den Betreffenden abzuwehren. In den theologischen Aufsätzen, welche ihre Entstehung theilweise den unter seinem Vorsitz halbjährlich im Carolinum abgehaltenen Disputationen verdanken, will Z., anstatt der traditionellen Subtilitäten actuelle und fruchtbringende Fragen behandeln. Es seien unter anderen genannt die umfangreiche Untersuchung über das „Ueberhandnehmen des Unglaubens“, wo auch die Lehre von dem alles determinirenden Willen Gottes als den Unglauben provocirend bezeichnet wird; ferner von der „Einfachheit“ in der kirchlichen und theologischen Lehrmittheilung, wo zur Concentration auf den praktischen Inhalt der Religion aufgefordert wird; von der „Verketzerungssucht“ — ein Warnruf an die streitsüchtige Orthodoxie; von den „vornehmsten Tugenden eines Professors der Theologie“, wo er sich zu seinem Amtsantritt selbst das Bild echter Frömmigkeit vorhält. Auch historische Fragen hat er behandelt, doch stets im Zusammenhang mit dem Interesse des Glaubens oder der kirchlichen Praxis; dahin gehört: die Untersuchung über die „Ehrennamen, welche die Apostel ihren Gemeinden geben“ — zur Abwehr übertriebener Vorstellungen betreffend die Heiligkeit der ersten Christen; ferner: von der „Arkandisciplin (der Ausschließung der Uneingeweihten von gewissen gottesdienstlichen Handlungen) in der alten Kirche“ und ob dieselbe in unserer Zeit Berechtigung hätte; über die „Visionen, welche in den vier ersten Jahrhunderten nach Christus und den Aposteln vorgekommen sein sollen“ und von den „dem Pythagoras, Apollonius, Franz von Assisi, Ignaz von Loyola u. A. zugeschriebenen Wundern“ — mit dem Ergebniß, daß sowol jene als diese in der Hauptsache Erdichtungen eines leichtgläubigen Anhängerkreises sein müßten. Einige von diesen Aufsätzen fanden eine weite Verbreitung und trugen den Namen des Verfassers in alle reformirten Länder; eine ausgedehnte Correspondenz mit angesehenen Gelehrten und Kirchenmännern war die Folge und auch an öffentlicher Anerkennung fehlte es ihm nicht; so ernannte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften 1746 zu ihrem Mitgliede. Für das persönliche Schicksal Zimmermann's wurde eine seiner Abhandlungen besonders bedeutungsvoll, es ist diejenige, welche er 1741 am Stiftungstag der Karlsschule vortrug über „die Ueberlegenheit der theologischen Erkenntniß der Seligen im Vergleich mit der unvollkommenen und schattenhaften Einsicht der Irdischen in göttlichen Dingen“. Einige streng orthodoxe Geistliche, welche längst über Zimmermann's Lehrweise und Einfluß ungehalten waren, glaubten nämlich hier die Handhabe gefunden zu haben, um gegen ihn vorzugehen. Sie wandten sich an die Obrigkeit mit der Bitte, über die Reinheit der Lehre und die Einigkeit der Kirche, wie sie in Gottes Wort und den symbolischen Büchern gegründet sei, zu wachen und nicht zu gestatten, daß ohne Zustimmung der Synode der Geistlichen in Lehre und Gebräuchen irgend etwas geändert werde. Dann reichten sie dem Vorsteher der Geistlichkeit, dem Antistes, eine direct gegen die genannte Rede Zimmermann's gerichtete Beschwerdeschrift ein, in welcher sie den mit der theologischen Tradition der Kirche in Widerspruch stehenden, die Freigeisterei ermuthigenden Skepticismus des Verfassers, sowie seine auffallende Nachsicht gegen die Vertreter der arminianischen Häresie scharf angriffen. Zimmermann's würdige und treffliche Antwort, welche den Gegnern Voreingenommenheit und tendenziöse Mißdeutung seiner Worte nachweisen konnte, hinderte dieselben nicht an weiteren Schritten, und eine officielle Entscheidung des Streites durch die

Synode, welche unter Umständen für Z. verhängnißvoll werden konnte, schien unvermeidlich, als es in letzter Stunde gelang, einen „gütlichen Vergleich“ zu Stande zu bringen. Z. war der nachgebende Theil und konnte für besiegt gelten, aber die Zurückhaltung, mit welcher die ganze Angelegenheit von den verantwortlichen Persönlichkeiten und von nicht direct Betheiligten behandelt und beurtheilt wurde, verrieth, daß innerhalb der alten Formen eine neue Denkweise bereits zu wirken begonnen hatte. — Zimmermann's Bekämpfung der Orthodoxie stützt sich auf die Ueberzeugung, daß die Religion eine praktische Angelegenheit des Menschen sei. „Das oberste Ziel der Religion ist die Besserung des Menschen“; „die schlimmste Häresie ist ein gottloses Leben“. Die theologische Erkenntniß muß daher mit lebendiger religiöser Erfahrung verbunden sein; und die theologische Tradition muß an dem Maßstab religiös-sittlicher Nützlichkeit gemessen werden. Dabei ergibt sich dann, daß eine große Anzahl der überlieferten Lehrsätze als secundär und discutabel ausgeschieden werden können, während ein Kern fundamentaler Wahrheiten zurückbleibt, über welchen keine Meinungsverschiedenheit zulässig ist. Nicht als wären nun diese natürlicher Vernunftbesitz, — so lehrte der extreme Rationalismus der späteren Zeit, vielmehr bedarf die natürliche religiöse Einsicht der Ergänzung durch Offenbarung, welche in der h. Schrift niedergelegt ist und welche deshalb nicht unvernünftig ist, weil sie übervernünftig ist. Wo in jenen fundamentalen Artikeln Uebereinstimmung besteht, soll man sich vertragen; dies gilt ihm ganz besonders bezüglich des Verhältnisses der Lutheraner und Reformirten, für deren Union er mit dem größten Eifer eintritt. Mehr als das, Z. hat auch eingesehen, daß die religiös-theologische Erkenntniß sich vor der Individualität eines jeden müsse rechtfertigen können, er hat daher Anerkennung der Gewissensfreiheit gefordert, und gewünscht, daß in Religionssachen keinem zugemuthet werde, anders zu denken, als er eben könne. — Z. besaß Gelehrsamkeit und Belesenheit, er hatte einen klaren Verstand und ein gesundes Urtheil, aber das einflußreichste an ihm war seine ernste und milde Persönlichkeit, in welcher die praktisch-rationale Stimmung, welcher damals in Zürich die Zukunft gehörte, in charaktervoller Weise verkörpert erschien. Die zürcherischen Theologen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kamen aus seiner Schule und anerkannten dankbar, von ihm die werthvollsten Impulse empfangen zu haben. So fehlte es ihm nicht an geistigen Erben. Ein Erbe seines Namens war ihm dagegen versagt. Von zwei Töchtern, welche ihm in zweimaliger Ehe geschenkt wurden, starb die eine in ihrer Jugend, die andere heirathete einen angesehenen Kaufmann, J. Konrad Pestalozzi. In den ersten Wochen des Jahres 1756 wurde Z. von einem Schlagfluß betroffen, von welchem er sich nicht mehr völlig erholte; er starb am 30. November desselben Jahres.

Zimmermann's Schriften (Abhandlungen) erschienen theils separat, theils in Zeitschriften (besonders in J. J. Breitinger's Museum helveticum); ein Theil derselben kam gesammelt in den zwei Bänden seiner „Opuscula“ 1751/57 heraus. —

Von Zimmermann handeln: O. F. Fritzsche, Vita J. Zimmermanni. Turici 1841. — J. J. Stolz in der Vorrede zu einer Uebersetzung von Zimmermann's Schrift: Der Verketzerer. Altenburg u. Erfurt 1800. — A. Schweizer, Die protestantischen Centraldogmen II, 791 ff. Zürich 1856.

v. Schultheß-Rechberg.

Zimmermann: Johann Georg Z., Arzt und Popularphilosoph, wurde am 8. December 1728 zu Brugg im heutigen Kanton Aargau geboren als Sohn des Rathsherrn Johann Z. und der Johanna Pache, der Tochter eines

waadtländischen Advocaten. Seiner Mutter hatte er es zu verdanken, daß er sich französisch in Schrift und Wort ebensogut ausdrücken konnte, wie in der deutschen Vatersprache. Z. studirte auf der Berner Akademie und begab sich dann (1747), nachdem er beide Eltern frühzeitig verloren hatte, nach Göttingen, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Er war an seinen berühmten Landsmann Haller empfohlen und fand in dessen Hause Aufnahme, eine Beziehung, die über seine ganze Zukunft entschied. 1751 promovirte er mit einer Dissertation „De irritabilitate“, bereiste Holland und Frankreich, war vorübergehend Hauslehrer in Göttingen und ließ sich dann (1752) als Arzt in Bern nieder. Wieder war es Haller, der ihm zwei Jahre später durch seine Empfehlung die Stelle eines Stadtphysicus in Brugg verschaffte. Dort hatte Z. nun 14 Jahre lang seinen Aufenthalt und Wirkungskreis. Aber weder das häusliche Glück, dessen er sich seit seiner kurz vorher erfolgten Vermählung erfreute, noch die Thätigkeit als Arzt genügte seinem Bedürfniß. Die engen Verhältnisse an dem „einsamen, reizlosen und die Flamme des Geistes auslöschenden Orte“ und sein Ehrgeiz machten ihn zum Schriftsteller. Mit dem „Leben des Herrn von Haller“ (1755), einer monströsen Biographie seines Lehrers, betrat er die schriftstellerische Laufbahn und verfaßte in der Brugger Zeit neben vielen kleineren Aufsätzen das einst hoch angesehene Werk „Von der Erfahrung in der Arzneikunst“ und das Buch „Von der Ruhr“, ersteres 1763/64, letzteres 1767 erschienen. Mit seiner ersten popularphilosophischen Schrift „Vom Nationalstolze“ (1758, 4. Aufl. 1768) ging er auf ein anderes Gebiet über, das noch mehr als die Fachwissenschaft geeignet war, seinen Namen berühmt zu machen. Seine Lage in Brugg veranlaßte ihn zu „Betrachtungen über die Einsamkeit“, die den Keim seines späteren Hauptwerkes enthalten. Die genannten Schriften machten ihn weit über die Grenzen seiner Heimath hinaus bekannt, zumal da die zahlreichen Auflagen bald bewiesen, daß er gern gelesen wurde. Daneben führte Z. eine sehr ausgedehnte Correspondenz, namentlich mit Haller, mit Tissot in Lausanne, seinem treuen Freunde und ersten Biographen, ferner mit Bodmer und Breitinger, mit Wieland und Julie Bondeli, mit Nicolai und durch diesen indirect mit Lessing und Mendelssohn, des schriftlichen und persönlichen Verkehrs mit zahlreichen anderen Freunden nicht zu gedenken, die er besonders in der Schinznacher Gesellschaft fand, von welchen ihm namentlich Lavater, Isaak Iselin, V. B. Tscharner dauernd verbunden blieben.

Aber weder der Ruhm eines Schriftstellers noch die freundschaftlichen und gelehrten Beziehungen konnten Z. befriedigen. Er wollte in einem größeren Kreise leben, wirken und glänzen. Daher klagte er beständig und suchte fortwährend, von Brugg wegzukommen. Aussichten waren vorhanden. Bald war von Bern, bald von Solothurn, dann wieder von einer Professur in Göttingen, dann von einer Stellung am polnischen Hofe die Rede. Aber erst die Berufung als Nachfolger Werlhof's nach Hannover, die Z. neben Tissot wieder hauptsächlich Haller zu verdanken hatte, entsprach seinen Wünschen. Von 1768 an lebte Z. nun als königlicher Leibarzt in Hannover bis an sein Ende. Zunächst zwar trat ein Rückschlag ein als Folge der zu hoch gespannten Erwartungen. Heimweh, Enttäuschung, Krankheit und anderes Unglück steigerten seine Entmuthigung bis zur Melancholie. 1770 verlor er seine geliebte Gattin und seinen Beschützer, den Minister v. Münchhausen. 1771 starb seine Schwiegermutter, und im gleichen Jahre unterzog er sich einer sehr gefährlichen und schmerzhaften Bruchoperation in Berlin. Eine Audienz bei Friedrich dem Großen gab Z. sein Selbstvertrauen, das Bewußtsein seines großen Werthes, für ihn die Grundbedingung eines glücklichen Lebens, zurück. Eine ausgedehnte Praxis in vornehmen Kreisen und an kleinen Fürstenhöfen, in Pyrmont immer neu

angeknüpft und erweitert, Ueberhäufung mit Auszeichnungen und Geschenken, alles traf zusammen, um ihn nach seinen Wünschen glücklich zu machen. Besaß er doch nun Ruhm und Reichthum und Umgang mit den Mächtigen. Der Verlust seiner Gattin war soweit verschmerzt, daß sich Z. nun neben seinen glänzenden Beziehungen nach außen in seinem Hause einer selbstgewollten Einsamkeit überließ. Seinen Sohn schickte er in Hannover in Pension und dann nach Göttingen auf die Universität, seine Tochter nach Hamburg und dann in die Schweiz. Durch eine Neubearbeitung der Schrift „Von der Einsamkeit", die ihm Angriffe von Seiten des sonderbaren Obereit zuzog, durch kleine Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und namentlich durch den leidenschaftlichen Antheil an Lavater's Physiognomik sorgte Z. dafür, daß auch sein litterarischer Name nicht vergessen wurde. Seine Schweizerreise 1775 glich einem Triumphzuge durch die Heimath. Auf der Rückreise weilte er mit seiner Tochter im Goethe'schen Hause in Frankfurt, wo sich der durch Goethe etwas dichterisch ausgeschmückte Vorfall ereignete. 1777 traf ihn ein schwerer Schlag durch den Ausbruch des Wahnsinns bei seinem Sohne, ein Unglück, das ihn mit ebenso heftigem wie verhältnißmäßig rasch vorübergehendem Schmerz erfüllte. Dagegen machte der Tod Haller's nicht den Eindruck auf ihn, den man hätte erwarten können. Seine Liebe für den Mann, dem er so vieles verdankte, war entschwunden, und man kann ihn von Undankbarkeit nicht freisprechen, wenn man den kühlen Nekrolog im „Deutschen Museum" und namentlich die Vorarbeiten zu einer neuen Biographie Haller's liest, die glücklicherweise nicht zu Stande kam. Was er Haller vorwarf und als Grund seiner veränderten Gesinnung angab, Ehrgeiz und Ruhmsucht, das war ja gerade sein eigener Hauptfehler. Neue Beziehungen zu Goethe, zu Boie, Sturz und Hölty erweiterten Zimmermann's litterarischen Bekanntenkreis, aber jetzt schon zeigte sich bei ihm die Gereiztheit gegen Andere, die Neigung zum Streit, die großentheils aus Selbstüberhebung entsprang. Wegen des Naturforschers De Luc verfeindete sich Z. mit Kästner, wegen Lavater's mit Lichtenberg. Unerfreuliche litterarische Fehden waren die Folge. Seine herzliche Freundschaft mit J. G. Sulzer wurde 1779 durch dessen Tod gelöst. Andere Freunde verlor Z. dagegen durch sein schroffes und unbesonnenes Auftreten in seinen Schriften, namentlich durch die Anekdoten im „Hannoverschen Magazin", so Herder, Goethe und Wieland, die er durch unpassende Aeußerungen verletzte. Die Bekanntschaft mit dem Fürsten Orlow und dem Prinzen von Hessen-Kassel gab seinem Stolze neue Nahrung. Im September 1781 verlor er seine Tochter, die er aufs tiefste betrauerte, und durch Abreise seine beste Freundin, die Hofräthin v. Doering. Völlig vereinsamt ging er nun an die Ausarbeitung seines großen Werkes „Ueber die Einsamkeit". Mitte 1782 dann schloß Z. eine zweite Ehe mit einem Fräulein v. Berger, die ihm ein Trost und eine Stütze für seinen Lebensabend wurde.

Das vierbändige Werk „Ueber die Einsamkeit" erschien 1784 und 1785. Es ist nicht nur dem Umfange nach Zimmermann's Hauptwerk, sondern auch deshalb, weil sich sein ganzes Wesen, seine Vorzüge wie seine Fehler darin am deutlichsten ausprägen; voll der tiefsten und schönsten Betrachtungen verräth es wie in seiner Polemik so auch in der Lobpreisung der Natur deutlich den Einfluß Rousseau's, mit dem Z. große innere Verwandtschaft hatte, ohne daß man ihn einen Nachahmer Rousseau's nennen dürfte. Alles in allem ist es ein Buch, das noch heute mit Recht einen guten Theil des Beifalls beanspruchen könnte, welcher ihm damals in fast überschwänglichem Maaße zu Theil wurde. Aber die Polemik bildet die Flecken, welche das schöne Gesammtbild entstellen. Da ist der vernichtende Kampf gegen den halbnärrischen Obereit; da ist ferner die oft jedes Maaß übersteigende Kritik des Klosterlebens, der Anachoreten und

„heiligen Schufte“. Alle Bitterkeit seiner Hypochondrie kommt in diesen Partien zum Ausbruch, welche schon damals von einigen Wenigen getadelt und später von dem englischen Uebersetzer mit Recht weggelassen wurden. Im Lager der Berlinischen Aufklärer, bei Nicolai, dem Z. schon früher Beiträge für die „Allg. deutsche Bibliothek“ geliefert hatte, bei Gedike und Biester erregten gerade diese Stellen den größten Jubel. Nichts aber war ihm süßer, als der Beifall der Kaiserin Katharina II., die ihn mit Auszeichnungen und Geschenken überhäufte und immer wieder versuchte, ihn an ihren Hof zu ziehen. Als ihm nun aber das Jahr 1786 zu der Freundschaft mit der Kaiserin auch noch die Berufung zu dem kranken Könige Friedrich II. von Preußen brachte, da erreichte sein Glück und sein Stolz den Gipfel. Zwar konnte er dem Könige nicht helfen, aber die Thatsache blieb doch bestehen, daß ihn der bedeutendste Monarch Europas in seiner letzten Krankheit um Rath und Hülfe ersucht hatte. Sein Glück mußte der Ritter von Zimmermann — das war er inzwischen durch die Huld Katharina's geworden — der Welt mittheilen. So schrieb er das Buch „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm“ (1788), worin er aber nebenbei eben so heftig gegen die Aufklärer auftrat, wie vor kurzem noch gegen die Katholiken. Er glaubte an einen weitverzweigten Geheimbund von Aufklärern und Illuminaten, die sich zum Umsturz von Religion und Staat verschworen hätten. Daß Z. so hoch gestiegen war, verzieh man ihm ungern; daß er seine persönlichen Verdienste und seinen Werth der Welt so naiv verkündigte, konnte man noch weniger verzeihen; daß er aber die Berliner Aufklärer, die ihn bisher als ihren Bundesgenossen betrachtet hatten, so plötzlich und so heftig angriff, das war in den Augen der Betroffenen natürlich unverzeihlich. Man konnte nicht begreifen, daß er in seiner religiösen Ueberzeugung die deistische Aufklärung, in der er die Quelle aller Irreligiosität und Unsittlichkeit sah, ebensosehr verabscheute wie das Pfaffenthum. Dazu bot seine maßlose Angriffsweise auch hier nur zu viele Blößen, die die Gegner benützen konnten. Nun brach der Sturm gegen das Buch los. Gedike und Biester vertheidigten Berlin und die Aufklärung, Schulz aus Gilsdorf, J. Ch. Schmid und Trapp kämpften ebenfalls für die Aufklärung und namentlich für die rationalistische Theologie, während Hippel und Knigge Zimmermann's Eitelkeit mit einer Lauge des beißendsten Spottes übergossen. Sogar eine Caricatur Zimmermann's wurde verbreitet. Während der Streit in vollem Gange war, schrieb Z. seine „Vertheidigung Friedrichs des Großen gegen den Grafen von Mirabeau“. Er hielt an seinen Beschuldigungen gegen die Aufklärer fest und behauptete, sie seien im Bunde mit Mirabeau, der soviel über Friedrich II. gelogen habe. Während der braunschweigische Officier Mauvillon, ein Verehrer Mirabeau's, und Gedike und Biester im Namen der Berliner auf diese zweite Schrift antworteten, schickte sich Z. zu einem Hauptschlage an, womit er alle seine Gegner niederzuschmettern hoffte. So erschienen die „Fragmente über Friedrich den Großen“ (1790). Z. war schon in der Brugger Zeit aus einem Demokraten ein Aristokrat und später in Hannover ein überzeugter Monarchist geworden. Die französische Revolution, die inzwischen begonnen hatte, verabscheute er und sah zugleich in ihr eine Frucht der Aufklärung, die der 62jährige nun mit seiner ganzen Kraft bekämpfte. Neue Angriffe waren die Folge. Neben den früher Genannten und einigen Anonymen bestritten Nicolai und Blankenburg Zimmermann's historische Darstellung. Der berüchtigte Dr. Bahrdt aber griff Z. in der derbsten Weise an, ihn persönlich verunglimpfend. Da trat Kotzebue auf Seite Zimmermann's und schrieb unter dem Namen Knigge's das abscheuliche Pamphlet „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn“, worin sämmtliche Gegner Zimmermann's auf die schmutzigste Art beschimpft wurden, zur Entrüstung ganz Deutschlands und zu

Zimmermann's größtem Schaden. So sah Z. den Preis und das Ziel seines ganzen Lebens, den Ruhm, dahinschwinden, sah durch die französische Revolution alles in Frage gestellt, was für ihn Werth hatte, und durch die Anzweiflung seines Eides, er habe den „Dr. Bahrdt" nicht geschrieben, selbst seine persönliche Ehre angegriffen. Als Kotzebue sich endlich zu seinem Machwerk bekannte, war es für Z. zu spät. Auch mit seinen guten Freunden wie De Luc und Heyne überwarf er sich in seiner übermäßigen Reizbarkeit und fand einen Bundesgenossen nur noch in dem verrufenen L. A. Hofmann. Der Beifall, den Kaiser Leopold II. einer Denkschrift Zimmermann's über die Bekämpfung der Revolutionäre und Aufklärer zollte, war für Z. das letzte Glück seines Lebens. Aber der Kaiser starb. Mit letzter Kraft wandte sich Z. gegen die „Illuminaten, Volksaufwiegler und Demokraten", namentlich gegen Knigge in Hofmann's Wiener Zeitschrift. Darüber verwickelte er sich in einen langwierigen und aufreibenden Proceß mit Knigge, wodurch seine Kraft völlig verzehrt wurde. So war er, wie er es selbst erkannte, an Leib und Seele krank, verfiel in völligen Trübsinn und geistige Umnachtung und starb am 7. October 1795. — Z. war ein großer, wohlgebauter Mann mit geistvollen Augen, ein ausgezeichneter Arzt, geistreicher Gesellschafter und glänzender Schriftsteller. Sein Unglück war krankhafte Veranlagung wie sein Ende zeigt. Die letzten Worte des Verfassers der Einsamkeit waren: „Laßt mich allein, ich sterbe!"

Bibliographie in meinem Buche: J. G. Zimmermann's Leben u. Werke, Bern 1893, und Nachträge dazu im Euphorion 1897, S. 550 ff.

Rudolf Ischer.

Zimmermann: Johann Georg Z. wurde am 31. Januar 1754 zu Darmstadt als jüngster Sohn des peinlichen Gerichtssecretärs Johann Christian Z. geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Darmstadt, wo er namentlich dem veredelnden Einfluß des später berühmt gewordenen hessischen Historiographen Helfrich Bernhard Wenck viel verdankte, bezog er 1772 die Landesuniversität Gießen, um dort unter großen Entbehrungen Theologie, Philologie und Pädagogik zu studiren. Nur mit der angestrengtesten Thätigkeit gelang es dem vaterlos gewordenen Jüngling, der sich durch Herstellung von Gelegenheitsgedichten und Hauslehrerdienste nothdürftig ernähren mußte, nebenher in fünf Jahren das begonnene Studium zu vollenden. In die Heimath zurückgekehrt, wirkte er zuerst als Hauslehrer in einigen angesehenen Darmstädter Familien, bis er dann im J. 1782, nachdem seine Hoffnung, im Landpfarrdienste unterzukommen, vereitelt worden war, als Lehrer an die Anstalt kam, der er seine Ausbildung verdankte, und an der er nun bis kurz vor seinem Tod wirken sollte. Zuerst Subconrector bekleidete er in rascher Aufeinanderfolge die unteren Lehrstellen an dieser Anstalt, ward 1783 Conrector, 1784 Subrector, 1789 Prorector, 1803 als Nachfolger seines ehemaligen Lehrers Wenck, unter Verleihung des Titels Professor, Rector. In dieser Stellung verblieb er bis zu seiner 1826 erfolgten Pensionirung, während welchen Zeitraums ihm 1817 die früher mit der Darmstädter Superintendentur verbundene Würde eines Ephorus oder Pädagogiarchen übertragen und er 1824 zum Mitglied der für die Provinz Starkenburg angeordneten Pädagogcommission ernannt wurde. Erwähnt sei noch, daß die Universität Gießen ihm 1823 die philosophische Doctorwürde verlieh. Er starb am 10. December 1829.

Zimmermann's Bedeutung ruht in seiner ein ganzes Menschenleben füllenden Thätigkeit als Lehrer und Rector des Darmstädter Gymnasiums. In den Dienst dieser Sache stellte er seine ganze persönliche Kraft, sein ganzes Leben und seine ganze wissenschaftliche Arbeit. Diese Sache ist seiner Ueberzeugung nach des Opfers werth, das er bringt. „Der Stand des öffentlichen Lehrers",

schreibt er, „ist bei allen Beschwerden, Selbstverläugnungen und Aufopferungen, welche er in seinem Gefolge hat, dennoch unter allen Ständen der belohnendste, der glücklichste.“ „Freilich“, so fährt er fort, „wer ein Lehrer der Jugend sein will, der darf nicht mehr sich selber angehören; er begiebt sich gleichsam seines Rechtes auf sich selbst; er muß sich mit ganzer Seele und mit aller seiner Kraft der jungen Menschenwelt, welche er zu bilden beauftragt ist, zum Eigenthum dahingeben; er muß verzichten auf Unzähliges, worin tausend Andere die Genüsse des Lebens suchen.“ Diese Grundsätze hat Z. befolgt. Obwol vielseitig begabt und interessirt, hat er doch alle seine Arbeiten von der Rücksicht auf seine Schule beherrscht sein lassen. Außer einer Gedichtsammlung und den Gedichten, die er als Freund der Hainbündner in die Bürger'schen und Voß'schen Musenalmanache lieferte und außer seinem „Vademecum für Dichterfreunde“, in dem er in zwei Bänden zerstreute Gedichte von Zeitgenossen herausgab, sind seine sämmtlichen wissenschaftlichen Arbeiten für die Zwecke der Schule bestimmt. Besonders genannt zu werden verdienen hier seine zahlreichen Schulreden und Schulschriften, die er in den Programmen seines Gymnasiums veröffentlichte. Obwol er durch seine Studien, seine reiche Erfahrung und nicht zum wenigsten seine Naturanlage zur allgemein-wissenschaftlichen Schriftstellerei bestimmt schien, verzichtete er auf diesen „Genuß“. Seine Arbeit war es vielmehr, die Eltern zu mahnen, daß sie ihre Schuldigkeit thaten und ihnen zu zeigen, was das heiße, die Schuldigkeit thun an seinen Kindern. Er verzichtete auch auf den Genuß längerer Erholung und besonderer Belohnung. Er war derselbe freudige Schulmann in den theuren Revolutionsjahren, wo es gar manchmal knapp in seinem Haus herging, und in den Zeiten, wo er 35, ja 40 wöchentliche Lehrstunden ertheilen mußte wie in den schönen Schlußjahren seines Lebens, wo die Last nachließ. Sein Beruf, „achtungswürdige und für die Welt segenvoll wirkende Menschen in der Kraft sittlich-religiösen Geistes zu bilden“ war sein einziger Genuß und der Gegenstand seiner edelsten und höchsten Freude. So verlief sein Leben voll Arbeit in „grenzenloser Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung“.

Ein Verzeichniß der Schriften Joh. Georg Zimmermann's findet sich in dem Biogr.-lit. Lexikon d. Schriftsteller d. Großherzogth. Hessen im 19. Jahrh., Abth. 2, S. 833. Daselbst werden auch alle in den Gymnasialprogrammen niedergelegten Arbeiten mitgetheilt. Außerdem bei J. F. K. Dilthey, Geschichte des großherzogl. Gymnasiums zu Darmstadt, 1829, S. 154—161, woselbst auch Würdigung und Inhaltsangabe derselben.

Zur Lebensgeschichte und Würdigung Joh. Georg Zimmermann's vergleiche: Johann Georg Z. nach s. Leben u. Wirken, eine biogr. Skizze von s. Sohne Ernst Z. Darmstadt 1829. — J. F. K. Dilthey, Denkmal f. d. ehemaligen Directoren des Gymnasiums zu Darmstadt H. B. Wenck und Joh. Georg Zimmermann. Darmstadt 1834. — Wilhelm Uhrig, Geschichte des großh. Gymnasiums zu Darmstadt, 1879, S. 54—59. — Ueber Zimmermann's Schriften und Leben bis zum Jahre 1818 berichtet, allerdings etwas mangelhaft Strieder's Grundl. z. e. hess. Gel.- u. Schriftst.-Gesch. XVII, 353 ff.

Wilhelm Diehl.

Zimmermann: Joseph Anton Z. wurde 1705 wahrscheinlich zu Augsburg geboren. Seine akademische Bildung als Künstler erhielt er in Regensburg und Augsburg. Er lebte eine Zeitlang in Straubing, bis er wegen eines leichtsinnigen Streiches die Stadt verlassen mußte. Er hatte nämlich von dem Muttergottesbilde in der Wallfahrtskirche zu Sossau bei Straubing ein silbernes Kettchen in selbstsüchtiger Absicht herabgenommen; obwol er es, wenn auch nicht in unversehrtem Zustande, wieder zurückbrachte, wurde er zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt und außerdem aus der Stadt und dem Rentamt

Straubing verwiesen. 1749 wandte er sich nach München, wo er bereits wegen eines Kupferstiches, auf dem eine Festesillumination in Straubing dargestellt war, den Hofschutz erhalten hatte. Bereits am 8. Januar 1752 bekam er den Titel Hofkupferstecher und entfaltete als solcher eine sehr rege Thätigkeit. Zunächst stach er 45 Platten mit den Porträts des kurfürstlichen Hauses. Sodann erhielt er am 7. September 1752 das „privilegium impressorium" auf ein Werk, das er unter dem Titel „Chur-Bayrisch-Geistlicher Calender" herausgab. Es enthält eine Beschreibung und Statistik der kirchlichen Verhältnisse einzelner Bezirke und befaßt sich mit den Collegiatstiften, den Prälaturen, Propsteien, Decanaten, Pfarreien, Kammereien, Vicariaten, Beneficien rc. Bei Auswahl der zahlreichen Kupfer wurden neben vielen Porträts auch Wappen von Personen und Klöstern sowie besonders die Statuen, Bilder und Altäre der einzelnen Heiligen, welchen die Kirchen dedicirt waren, berücksichtigt. Auch viele Grabmonumente wurden abgebildet. 1754 erschien der erste churbayrisch geistliche Calender mit Beschreibung des Rentamtes München; 1755 der zweite mit dem Rentamte Burghausen und in den folgenden Jahren die Rentämter Landshut und Straubing sowie zuletzt das Herzogthum Oberpfalz. Dieses Werk hat für die bairische Localgeschichte das größte Interesse, besonders da es sich der Unterstützung von Seite der Behörden zu erfreuen hatte. Es erging nämlich an die Vorsteher der Rentämter ein Generalpatent, demzufolge sie die Vorstände der einzelnen Kirchen und Klöster auffordern sollten, eine genaue Beschreibung ihrer Kirchen und Klöster auf Grund des noch vorhandenen Urkundenmaterials einzureichen, wobei man jedoch zuweilen mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. — Z. muß ein ebenso fleißiger als talentirter Mensch gewesen sein. Er verstand nach dem Zeugniß seiner Frau nicht bloß den Grabstichel zu führen, sondern war auch geschickt als Wachsbossirer, Stuckateur und Elfenbeinschneider. In der Folge stach er mehrere Blätter für die Monumenta Boica und für die Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften. Sein bedeutendstes Werk ist eine höchst interessante Porträtsammlung des bairischen Herrscherhauses, das mit Berthold I. († 948) beginnt und bis zu den Zeitgenossen des Meisters heraufreicht. Es umfaßt über 150 Blätter. Der Titel des Werkes lautet: „Series imaginum augustae domus Boicae. Ad genuina ectypa aliaque monumenta fide digna delin. et aeri incidit Monachii Josephus Ant. Zimmermannus MDCCLXXIII". Als Vorlagen erhielt er die noch vorhandenen Originale aus den Schlössern München, Dachau, Schleißheim, Neuburg, Ambras sowie einige von den Jesuiten und dem Collegium Gregorianum in Ingolstadt. Er empfing jedoch immer nur je zwei und durfte sie nicht in Oel copiren. Dieses Porträtwerk, das sich viele Jahre hinauszog, war für Z. mit großen Kosten verbunden und er gerieth in finanzielle Schwierigkeiten. So mußte er sogar 1783 gegen einen Vorschuß von 600 fl. sechzig Platten in der kurfürstlichen Hauskämmerei deponiren. Er hatte sie vergeblich zum Verkaufe angeboten, obwol er den sonst üblichen Preis von 70 fl. für eine Platte auf 36 fl. herabgesetzt hatte. — Im Verein mit M. J. Widmer gab er ein anderes interessantes Werk heraus unter dem Titel: „Domus Wittelsbachensis Numismatica, Oder Sammlung aller existierenden Münzen und Medallien des durchlauchtigsten wittelsbachischen Stammhauses der ludovizinischen und rudolphinischen Linie: als von Otto dem größern bis zur gegenwärtig glorwürdigsten Regierung Karl Theodors . . . . verfaßt und herausgegeben von M. J. Widmer Subbibliothekär der kurfürstl. hohen Schule zu Ingolstadt und dem kurfürstlichen- und landschaftlichen Kupferstecher Jos. Ant. Zimmermann. München und Ingolstadt 1784. Zu finden bey den Verfassern". Das Werk enthält 34 Kupfer, während anfangs nur 24 geplant waren. Von weiteren Stichen Zimmermann's sind noch zu erwähnen

die Porträts des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, der Akademiker Felix Oesele, Joh. Anton Lipowsky, Peter v. Oesterwald u. A.; ferner vollendete er die von G. Ambling nach P. Candid's Tapeten gestochene Folge von Monaten. Nach F. de Ponte stach er eine Madonna mit dem Kind und nach einem Unbekannten die Leda mit dem Schwan. Seine Arbeiten sind von ungleichem Werthe. Er lieferte künstlerisch hochbedeutende Stiche, während bei anderen wieder nur zu deutlich die rasche Arbeit sich unangenehm bemerkbar macht. Ueberall aber zeigte er ein eminentes Können und großen Fleiß. Z. starb in ärmlichen Verhältnissen nach längerer schmerzlicher Krankheit in der Pfarrei zu U. L. Frau zu München am 29. November 1797 Nachts 1/2 11 Uhr und wurde am 1. December beerdigt.

Lipowsky, Baierisches Künstler-Lexikon und die Künstlerlexika von Füßli und Nagler; Kgl. Kreisarchiv München u. Pfarrarchiv zu U. L. Frau.

J. B. Schmid.

Zimmermann: Karl Gottfried Z., praktischer Arzt und Geolog in Hamburg, geboren am 29. Januar 1796 zu Hamm bei Hamburg; studirte in Berlin, erwarb 1820 daselbst die Doctorwürde und ließ sich dann als praktischer Arzt in Hamburg nieder, wurde 1836 Director der dortigen Blindenanstalt. Er war Mitbegründer des naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg (1836), veröffentlichte im Jahrbuch für Mineralogie und in der deutschen geologischen Gesellschaft eine Anzahl Abhandlungen über die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Hamburg (1838); über die Petrefakte in den Geschieben der norddeutschen Ebene (1841); über das hohe Elbufer von Blankenese (1846 und 1848); über die Muschellager auf dem Grasbrook (1854); über Turonschichten bei Brunshaupten (1855); über Pläner von Carenz (1855); über das Tertiär von Leth (1857) und Travemünde (1860) und die Tertiärversteinerungen von Reinbeck (Palaeontographica, Bd. I). Z. starb am 6. April 1876 in Hamburg. — Von den eigentlich medicinischen Arbeiten führen wir als bemerkenswerth an: „Kurze Darstellungen der Analysen, Wirkungen und Anwendung der Mineralquellen zu Kaiser Franzensbad bei Eger" (Eger 1824, unter der pseudonymen Autorschaft von Jos. Aug. Hecht); „Die Choleraepedemie in Hamburg während des Herbstes 1831" (Hamburg 1831); „Nachtrag zur geschichtlich-medicinischen Darstellung der Choleraepidemie in Hamburg im Herbst und Winter 1831—32" (ebd. 1832); „Hamburgs Klima, Witterung und Krankheitsconstitution" (Hamburg 1846); „Geschichtlicher Ueberblick der Begründung, Entwickelung und der Wirksamkeit der Blinden-Anstalt in Hamburg während der ersten 25 Jahre seit ihrer Stiftung im Jahre 1830" (Hamburg 1855). Von Z. rühren noch zahlreiche Aufsätze und Berichte in den gangbarsten medicinischen Zeitschriften (Julius und Gerson's Magazin, Hufeland's Journal, Pfaff's Mittheilungen, Oppenheim's Zeitschr. u. v. A.), auch mehrere populärmedicinische Schriften her.

Biogr. Lex. VI, 373. Zittel. Pagel.

Zimmermann: Justus Joseph Georg Friedrich Karl Z., berühmter hessischer Theologe und Prediger, wurde am 23. August 1803 als jüngster Sohn des Rectors des Gymnasiums zu Darmstadt Johann Georg Z. (s. S. 277) und als Bruder des späteren Hofpredigers Ernst Z. geboren. Er genoß den vorbereitenden Unterricht bei seinem Vater und seinem ältesten Bruder, Dr. Ludwig Christian Z., der nachher Conrector am Darmstädter Gymnasium ward und 1838 starb. Von 1813—1820 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann auf den Universitäten Gießen und Heidelberg evangelische Theologie. Nach absolvirtem Examen beschäftigte er sich eine Zeit lang in seiner Heimath mit Privatunterricht in der griechischen und lateinischen Sprache

und gründete dann mit einem Freund zusammen eine Privatlehranstalt. Aus dieser Lehrthätigkeit zog ihn sein Bruder Ernst Z., der inzwischen Hofprediger geworden war und aus Karl Z. gern auch einen Diener der Kirche machen wollte. Nachdem Karl Z. im J. 1827 eine provisorische und 1828 eine definitive Lehrerstelle an der Darmstädter Realschule übertragen worden war, übernahm er nämlich auf Drängen seines Bruders seit Pfingsten 1829 noch neben seinem Schulamte die Stelle eines ordinirten Hülfspredigers an der Stadtkirche mit dem Titel eines Freipredigers. Beide Stellen versah er bis zu dem Jahre 1832, in dem ihm, wiederum durch Vermittlung seines Bruders Ernst, das Amt eines Hofdiakonus mit dem besonderen Auftrag des Religionsunterrichts bei der Prinzessin Marie (der späteren Kaiserin von Rußland) übertragen wurde. Von 1833—37 versah er neben seinem Amte die Stelle eines Lehrers der Geschichte an der großh. Militärschule. 1835 wurde er zweiter, 1841 erster Hofprediger. Schon nach sechs Jahren erhielt er die Berufung ins Kirchenregiment und die Ernennung zum Prälaten und Superintendenten, womit zugleich die Stelle eines Oberpfarrers zu Darmstadt und Predigers an der Schloßkirche verbunden war. In dieser Stelle blieb er bis zum Jahre 1872, in dem er aus persönlichen Gründen um seine Pensionirung bat und sie auch erhielt. Er starb nach mehrwöchentlicher Krankheit am 12. Juni 1877.

Will man sich ein bestimmtes Urtheil über die Bedeutung Karl Zimmermann's ermöglichen, so darf man seine amtliche Thätigkeit nur in zweiter Linie in Betracht ziehen. Damit soll nicht gesagt sein, als habe er in seinem Amte, besonders als Mann der Kirchenbehörde, nur Minderwerthiges geleistet. Hessen verdankt gerade umgekehrt seiner rastlosen Thätigkeit manche noch heute nachwirkende Förderung. Trotzdem liegt Zimmermann's Bedeutung für den Kritiker auf anderem Gebiete. Er war ein hochbegabter praktisch-theologischer Schriftsteller, dessen Name auch im Ausland einen guten Klang hatte. Dies ist er geworden durch seine zahlreichen litterarischen Arbeiten.

Die litterarischen Arbeiten Karl Zimmermann's tragen wie die seines Bruders Ernst zuerst mehr philologischen Charakter. Sein erstes Werk ist eine zum Gebrauch bei seinem Unterricht bestimmte „Erklärung des regelmäßigen griechischen Zeitwortes auf ω", der sich 1831 ein „Lateinisch-teutsches Wörterbuch zum Gebrauch in höheren Bürger- und Elementarschulen, sowie in unteren und mittleren Klassen der Gymnasien, mit besonderer Rücksichtnahme auf die leichteren Classiker und Gedikes Chrestomathie. Mit einem Anhang enthaltend: Erklärung der wichtigsten Nomina propria" anschloß. Die durch den Einfluß seines Bruders hervorgerufene stärkere Hinneigung zu theologischen Studien zeitigt dann einige in der Allgemeinen Kirchenzeitung herausgegebene Aufsätze und Recensionen aus dem Gebiet der Theologie und die Veröffentlichung der „Parabeln zur Nahrung für Geist und Herz für die reifere Jugend und insbesondere zum Behuf des Religionsunterrichts" (1831, mit H. Palmer zusammen). Theologischer Schriftsteller wird Z. erst nach dem Tod seines Bruders Ernst. Es hängt das damit zusammen, daß er da erst in die pastorale Thätigkeit hineinkam. Mitbeigetragen mag zu dieser Aenderung auch der Umstand haben, daß er glaubte, es seinem Bruder schuldig zu sein, das von ihm begonnene Werk weiterzuführen. Thatsache ist jedenfalls, daß er die von Ernst Z. übernommene Fortsetzung des früher von Degen geleiteten „Jahrbuchs der theologischen Litteratur" sofort nach Ernst Zimmermann's Tod sich übertragen ließ und in seiner Biographie über Ernst Z. vom Jahr 1833 die Weiterführung des „Homiletischen Handbuchs für denkende Prediger" wenigstens in Aussicht stellte. Diesen Arbeiten reihen sich in den folgenden Jahren die Publicationen einzelner Reden und Predigten (besonders Reformationsfestpredigten, so 1838, 1841, 1842

u. s. w.) sowie kleinerer Predigtsammlungen an (so 1834 „Bilder aus dem christlichen Familienleben. Acht Predigten"; 1836 und 1837 „Die Bergpredigt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi in rel. Vorträgen behandelt", 2 Bde.; 1837 „Das Gebet des Christen. Eilf Predigten", Neustadt a. O.; 1837 und 1839 „Das Leben Jesu in Predigten", 6 Bdchn.; 1840—1851 „Die Gleichnisse und Bilder der heiligen Schrift in Predigten", 7 Bde.; 1842 „Sieben Predigten in der Fasten- und Osternzeit" und „Die christliche Toleranz. Fünf Predigten"). Ihnen folgt die Herausgabe der Zeitschrift „Die Sonntagsfeier, wöchentliche Blätter für Kanzelberedsamkeit und Erbauung im Vereine mit protest. Kanzelrednern herausgegeben" seit 1834, welcher sich seit 1838 ein Beiblatt „Literarische Blätter für Homiletik und Ascetik" anschließt. Diese Zusammenstellung von Publicationen zeigt, daß Karl Z. schon am Anfang der 40er Jahre einer der fruchtbarsten und tüchtigsten praktisch-theologischen Schriftsteller seiner Zeit genannt zu werden verdient. Daß er dies auch für das Urtheil weiterer Kreise wurde, kommt aber von einem anderen Umstand her. Es fällt nämlich in diese Zeit eines der größten Werke Karl Zimmermann's, jedenfalls dasjenige, das zur Begründung seiner Bekanntschaft auch in nichthessischen Gebieten wesentlich beigetragen hat, seine rege Antheilnahme an der Stiftung und dem Ausbau des Gustav-Adolf-Vereins. Kann man ihn auch nicht den Vater des Gustav-Adolf-Vereins nennen, da schon neun Jahre bevor er im J. 1841 in der Allgemeinen Kirchenzeitung die protestantische Welt zur Gründung eines Vereins für hülfsbedürftige protestantische Gemeinden aufforderte, eine auf Anregung des Superintendenten Großmann gebildete Gustav-Adolf-Stiftung bestand, so hat doch erst durch diesen Aufruf und die an ihn sich schließenden Verhandlungen und Bemühungen Zimmermann's das Gustav-Adolfs-Werk Leben und Bedeutung erlangt. Jedenfalls ist die Gründung des großen Gustav-Adolf-Vereins sein Werk. Daß Z. das selbst fühlte, zeigt die Liebe und Begeisterung, mit der er bis in sein Greisenalter grade an der Ausgestaltung dieses Werkes arbeitete, als Schriftführer des Hessischen Hauptvereins, als Mitglied des Centralvorstandes, als Leiter des Gustav-Adolf-Boten, des ältesten Vereinsblattes und als begeisternder Redner auf den Hauptversammlungen. Seiner besonnenen und eifrigen Leitung vor allem ist es zu danken, daß der Verein manche schwere Stürme, die ihn im Anfang seines Bestehens umbrausten, bestand und sich zu der jetzigen Blüthe erheben konnte. Von den Schriften, die er im Interesse dieses Vereines schrieb, seien außer den Beiträgen zu dem „Boten des ev. Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung", den er von 1843 bis zu seinem Tode redigirte, genannt: „Der Gustav-Adolf-Verein" (1854, 7. Aufl. 1867); „Bauten des Gustav-Adolf-Vereins in Bild und Geschichte" (2 Bde., 1861 bis 1876); „Tabea oder die Frauenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung" (1864); „Der Gustav-Adolf-Verein nach seiner Geschichte, seiner Verfassung und seinen Werken" (1878). Ja die Arbeiten auf diesem Gebiet nahmen ihn in den letzten dreißig Jahren seines Lebens so in Anspruch, daß hinter ihnen seine anderen Publicationen an Bedeutung weit zurückstehen. Gewiß, er hat auch in dieser Zeit die „Sonntagsfeier" weiter herausgegeben (bis 1872) und Predigten (vgl. „Der Christ in Kriegsnoth", 1870; „Evangelische Gedanken im Kriege", 1871, und andere Einzelpredigten und kleinere Predigtsammlungen, deren Aufzählung hier unterbleiben möge) veröffentlicht. Aber schon bei einem großen Theil seiner veröffentlichten Predigten tritt die directe oder indirecte Bezugnahme auf das Gustav-Adolf-Werk deutlich hervor. Es sind zu einem großen Theil Reformationsfestpredigten. Die anderen mehr populär-wissenschaftlichen Arbeiten dieser Periode sind ebenfalls Werke für die Gustav-Adolf-Sache, so seine Ausgabe von Luther's reformatorischen Schriften in 4 Bänden, seine Schrift „Luthers Leben"

(1. Aufl. 1846, 2. Aufl. 1855), seine Lebensbilder aus der Reformationszeit, seine Ausgabe von Luther's Briefen an Frauen (1854) und sein Büchlein „Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an“, welch letzteres eine Sammlung von Beispielen aus dem Gebiete des Gustav-Adolf-Vereins darstellt und mehrere Auflagen erlebte.

Erwähnen wir noch, daß Karl Z. wie sein Bruder Ernst bei allem Verständniß für das kirchliche Leben im Auslande sich ein reges und warmes Interesse für seine hessische Heimath bewahrte und aus diesem Grunde mehrere an ihn ergangene ehrenvolle Rufe aus Anhänglichkeit zu seinem Fürstenhause ausschlug, so haben wir die wesentlichsten Züge seines Lebensbildes dargestellt. Eine Zusammenstellung der ältesten Schriften Karl Zimmermann's gibt Scriba im Hess. Schriftstellerlexikon, 2. Abthlg., S. 836 f. Es enthält die Titel von 30 bis zum Jahr 1843 publicirten Schriften und Predigten. Die seit diesem Datum erschienenen Arbeiten auch nur einigermaßen genau zusammenzustellen, sind wir wegen ihrer Fülle nicht im Stande. Die wichtigeren sind auch im Obigen bereits citirt.

Ueber Zimmermann's Leben vgl. das oben citirte Biogr.-lit. Lexikon, dessen Angaben durch Privatmittheilungen von uns ergänzt sind. Ueber Zimmermann's Stellung zum G.-A.-V. vgl. die Festschrift zur Feier des fünfzigjähr. Bestehens des Hessischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung, Darmstadt 1893, und die Kirchl. Korrespondenz f. die Mitglieder d. Evang. Bundes 1896, September. Sonstige kleinere Artikel über Z. schöpfen zumeist aus diesen Quellen oder bringen wenigstens nichts Neues.

Wilhelm Diehl.

Zimmermann: Johann Liborius Z., evangelischer Theologe, geboren am 11. November 1702 zu Wernigerode, † in Halle am 2. April 1734. Als Sohn eines Weißbäckers Heinrich Z. und seiner aus Lennep im Bergischen stammenden Frau Anna Barbara Hölterhoff in bescheidenen Verhältnissen geboren, war er anfangs zum Handwerker bestimmt. Während er aber von Kind auf in praktischen Dingen ein auffallendes Ungeschick bekundete, wurden in ihm von Einsichtigen früh die Spuren besonderer geistiger Begabung entdeckt, so daß die treumeinenden Eltern sich entschlossen, ihn mit allen möglichen Opfern einer gelehrten Laufbahn zu widmen. So besuchte er denn bis 1719 die unter der Leitung des Rectors Eustas. Friedrich Schütze damals wohl bestellte Lateinschule seiner Vaterstadt, dann bis Anfangs 1721, von deren Rector Boysen wohlwollend gefördert, die Domschule in Halberstadt. Z. hat uns selbst mit größter Offenheit seinen jugendlichen Entwicklungsgang bis zum Besuch der Hochschule geschildert und dabei so ehrlich und schonungslos die geheimsten Falten seines Wesens ans Licht gezogen, daß man darnach bei oberflächlicher Betrachtung in ihm einen zu Eitelkeit, Neid und Sinnenreiz geneigten Jüngling voraussetzen würde, wenn wir ihn nicht aus den Zeugnissen seiner Lehrer und aus den Früchten seiner Arbeit als einen sehr fleißigen, hoffnungsvollen und ernst gerichteten jungen Mann kennen lernten. Da seine Eltern ihm in allem, was den ihnen unbekannten Unterrichtsgang betraf, unbedingtes Vertrauen schenkten, so kam er zur Zeit der Unreife in Gefahr, diese freie Selbstbestimmung zu seinem Schaden zu mißbrauchen und erkannte später Gottes besondere Bewahrung darin, daß er hierbei nicht zu Schaden kam. Während sein eiserner Fleiß schnell weiter half, zumal als derselbe sich auf die nöthigsten Studien richtete, erleichterte er bei seiner besonders schönen Stimme und Tüchtigkeit im Gesange den Eltern schon in Wernigerode als Chorsänger die Kosten des Unterrichts, noch mehr aber in Halberstadt, wo er eine Freistelle im Convict des Domcapitels erhielt und sich auch in seiner geliebten Tonkunst weiter ausbilden

konnte. Durch seinen außerordentlichen Fleiß hatte er mit 18 Jahren die für den Besuch der Hochschule hinreichenden Vorkenntnisse erlangt. Von Kind auf schwebte ihm als Ziel seiner Studien der geistliche Lehrstand vor, womit seine ernst gerichteten Eltern, zu denen er eine treue Kindesliebe nährte, sehr einverstanden waren. Obwol ihm nun aber vom Elternhause her die kirchliche Sitte anerzogen war, er auch demgemäß des Gebets selten vergaß und vom 14. Jahre an am Sacramentsgenuß theilnahm, so fehlte es ihm doch an lebendigem innern Drang und Verständnisse. Besonders war ihm das pietistische Halle so widerwärtig gemacht, daß er sich nicht entschließen konnte, diese näher gelegene Universität zu besuchen. Er begab sich also nach Jena, wohin ihn am 9. April 1721 sein Vater selbst geleitete. Er zog mit wernigerödischen Landsleuten zusammen und hörte zunächst einen philosophischen Cursus bei Walch und den ersten Theil der theologischen Moral des Franz Buddeus. Ein Colleg des letzteren ließ er sich auf den Rath seiner Freunde freigeben. Er trieb dann auch morgenländische Sprachen bei Joh. Reinhard Rus und hörte Philosophisches bei Hamberger. Aber von der größten Bedeutung für ihn blieb doch das Licht des damaligen theologischen Lehrkörpers, Dr. Buddeus. Es war nun aber noch etwas ganz besonderes, was er in Jena neben dem ordnungsmäßigen akademischen Lehrgange erfuhr. Ohne die Folgen zu ermessen, welche dies für ihren Freund haben werde, führten seine Landsleute ihn besonderen Vorträgen zu, welche damals einige junge Magister hielten. Es war nämlich eine tiefe Bewegung unter den Jenenser Studenten entstanden, indem ein Theil von ihnen zu den Wittenbergern, d. h. zu den sogenannten altkirchlich Orthodoxen, die andern zu den Hallensern oder Pietisten hielten. Diese beiden Kreise sammelten sich um junge Magister, die theils in einem öffentlichen Lehrsaale, theils in ihren Wohnungen die Hörer um sich sammelten. Zu diesen letzteren wurde auch Z. geführt. Inwieweit seine Landsleute von dem, was sie hier sahen und hörten, berührt wurden, wissen wir nicht, umsomehr, daß er selbst leiblich und geistig aufs mächtigste davon ergriffen wurde. Bis dahin nur mit dem herkömmlichen mehr oder weniger unbewußten kirchlichen Wesen vertraut, hörte und sah er hier etwas ganz anderes und daß jenes kraftlose Wesen kein rechtes evangelisches Christenthum sei, daß vielmehr zum Eindringen ins Reich Gottes und der Gnade eine neue Geburt erforderlich sei, die nicht durch bloßen Kirchenbesuch, Abendmahlsgenuß und äußerlich ehrbaren Wandel, sondern durch ernste, tiefe und anhaltende Reue und Buße in unerschütterlichem Glauben durch Gottes Gnade zu Stande komme. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, und mit der ganzen Kraft seiner Natur zollte er dem, was er als recht erkannt hatte, seinen Beifall. Aber da er vorläufig nur seinen bisherigen Lebensweg als verfehlt erkannte, sich für verloren hielt und zu dem Trost des versöhnten Gewissens noch nicht durchdringen konnte, gerieth er in tiefe Schwermuth, enthielt sich zeitweise der Speise und des Tranks und war sowol körperlich als auch geistig aufs stärkste angegriffen, bis er endlich, wie es scheint durch Vermittlung des ein Jahr älteren J. Siegm. Ulitsch, den er bald nachher als seinen innigsten Freund und Herzensbruder bezeichnet, zur Gewißheit seines Heils- und Gnadenstandes durchdrang. Er empfand nun eine so maienfrische Seelenfreude, daß es ihm fühlbar vom Scheitel bis zur Sohle drang, eine Freude, die sein sangesfroher Mund auch in manchem geistlichen Liede ausströmte. Noch einmal verließ ihn diese Freude und es begannen erneute Seelenkämpfe, die um so ängstlicher waren, als er glaubte, seine frühere Freude sei Täuschung gewesen und ruhe nicht auf festem Boden. Schon wollte er halb verzweifelnd sich der reformirten Vorherbestimmungslehre zuwenden, besann sich aber und gewann endlich seine vorherige Freudigkeit zurück, die ihn hinfort auch trotz mancher

körperlichen Schwachheit nicht wieder verließ. Freunde, die später in Wernigerode mit ihm zusammen wirkten, waren „Zeugen dieser Noth, beim Eintritt in die erste Buße, wo er bis in den Tod rang und Gott, der ihn in seine Tiefen einhüllte, gekrümmt zu Fuße lag“. Als er die Kämpfe siegreich überwunden hatte und Friede in sein Herz eingekehrt war, hatte er lange an körperlicher Schwachheit zu tragen. Noch im Frühjahr 1725 krankt er daran, so daß er die Hoffnung aufgibt, den ihm so werthen akademischen Lehrberuf ergreifen zu können und sich entschließt, noch ein Jahr nach Halle zu gehn — das ihm nun nicht mehr widerwärtig war — und dann eine Informatorstelle zu suchen. Als er das seinem harzischen Landsmann und Studiengenossen A. G. Spangenberg, dem späteren Bischof der Brüdergemeinde, offenbarte, sprach dieser ihm theilnehmend Muth zu, trug die Sache auch sofort dem Professor Buddeus vor, in dessen Hause Z. wohnte. Und nun war es dieser verehrte Lehrer, der ihn zu beruhigen und zu bestimmen wußte, sich alsbald auf die Erwerbung der Magisterwürde vorzubereiten. Buddeus erkannte offenbar tiefblickend die Bedeutung, welche die Persönlichkeit dieses Schülers, der so außerordentliche geistliche Kämpfe durchgemacht hatte, als akademischer Lehrer haben müsse und ließ ihm alle Förderung angedeihen. In Z. aber entfaltete sich ein Dankgefühl innigster Art, dem er bei verschiedenen Gelegenheiten kräftigen Ausdruck geliehen hat. Noch im J. 1725 wurde der Magistergrad erworben. Z. schrieb eine umfangreiche Dissertation „De mundi existentis imperfectione“, die in bescheidener Weise Leibnizens Theodicee zu Gunsten der christlichen Moral einer Kritik unterzog. Er hielt dann Vorlesungen über alle Theile der Weltweisheit, dabei keine Formeln und todtes Wissen aufhäufend sondern die Philosophie nach ihrer ethischen Bedeutung in den Vordergrund stellend. Der Zulauf der studirenden Jugend zu seinen Vorlesungen war ein außerordentlicher. Als Magister durfte er öffentlich nur Philosophie vortragen. Da aber bei aller Liebe zur Weltweisheit Kern und Stern seines Strebens die Gottesgelahrtheit und der lebendige Glaube war, so richtete er besondere Erbauungsstunden und häusliche geistliche Vorträge ein, wobei er sich aufs liebevollste der einzelnen Studenten annahm, sie auch wol im Leiblichen unterstützte, wenn ihm Mittel zuflossen. Die Ausbreitung und der Erfolg seines Wirkens war nach dem Urtheil Siegm. Jak. Baumgarten's in der kurzen ihm vergönnten Zeit seines Jenensischen Wirkens ein derartiger, daß er darin mehr Frucht schaffte als mancher ordentliche Professor sein ganzes Leben lang. Besonderes Aufsehen erregte eine öffentliche Disputation, die er 1728 von der Sittlichkeit der menschlichen Handlungen ankündigte. Da sie ausgesprochenermaßen gegen die damals in Jena herrschende mathematisch-mechanische Philosophie Christian Wolff's gerichtet war, so erschien ein roher Haufe von Studenten und brüllte mit unaufhörlichem vivat Wolff, pereat Zimmermann die Andersdenkenden nieder. Gewiß mit gutem Recht hat letzterer sich moralisch als Sieger in diesem Streite angesehen. Mittlerweile hatte er aber erfahren müssen, daß auf die Dauer sein geschwächter Körper einer so aufreibenden ununterbrochenen Thätigkeit nicht gewachsen sei. Schon im April bis Anfangs Mai 1727 muß er in Wernigerode eine durchaus nothwendige Erholung suchen. Als er nun während dieser kurzen Wochen ein paar Mal auf Schloß Wernigerode predigte, machte er hier einen so gewaltigen Eindruck auf den Grafen Christian Ernst und dessen Gemahlin Sophie Charlotte, daß der Graf ihn dringend zum Hofcaplan und zum Erzieher seines einzigen Sohnes Heinrich Ernst begehrte und ihm eine Bestallung ausstellte. Aber der großen Aufgabe sich bewußt, die er in Jena noch zu lösen habe, fühlte Z. sich gedrungen, diesen Ruf abzulehnen, so gern er auch sonst seinem Landesherrn zu willfahren geneigt war. Und Buddeus, der am besten wußte, was Z. gerade

unter den obwaltenden Verhältnissen für Jena war, unterstützte seinen Schützling durch ein Schreiben an den Grafen, worin Zimmermann's gesegnete bedeutsame Wirksamkeit nachdrücklich hervorgehoben war. Es ist höchst charakteristisch sowol für die Auffassungen des Grafen, als für die Bedeutung, die er der Persönlichkeit Zimmermann's beimaß, daß er dem Buddeus einestheils zu zeigen suchte, wie er und die Seinen eines Mannes wie Z. bedürften, wie dieser auch dem Rufe seines Landesherrn zu folgen schuldig sei, anderntheils aber, wie die Erziehung eines Erbgrafen, der dereinst Land und Leute zu regieren und an größeren Höfen zu verkehren habe, von größerer Bedeutung sei, als die Einwirkung auf 200 bis 300 Studenten. Es gehörte die unerschütterliche Ueberzeugung von seinem akademischen Berufe dazu, daß Z. den dringlichen und innigen Bemühungen des edlen Grafen gegenüber fest blieb. So nahm er denn seine Thätigkeit in Jena wieder auf. Aber wieder muß er die Unzulänglichkeit seiner Körperkräfte erkennen und im Juni des nächsten Jahres abermals in seiner Vaterstadt Erholung suchen. Doch auch in seinem leidenden Zustande kann er seines hohen Berufs nicht vergessen: zu schwach, die Kanzel zu besteigen, redet er sitzend in einer Erbauungsstunde auf dem Schlosse anderthalbe Stunde von der Glückseligkeit der Kinder Gottes, wieder seine Hörer fesselnd, am meisten die Gräfin, der diese Andacht nur eine Viertelstunde zu dauern schien. Bei Zimmermann's körperlichem Zustande konnte sich jetzt weder dieser selbst noch sein verehrter Gönner Buddeus der Einsicht verschließen, daß eine Fortsetzung seiner Thätigkeit in Jena nicht mehr möglich sei. So folgte er denn jetzt dem Rufe des Grafen, und zwar, da mittlerweile im Juli der Hofprediger Hahn mit Tode abgegangen war, als Hofprediger und Consistorialrath. Mit einer geistig gewaltigen Predigt über das apostolische Wort: ‚So sind wir nun Botschafter an Christi Statt‘ trat er am 10. October sein Amt an. Die Wirkung seines Worts und seiner geweihten Persönlichkeit war eine solche, daß die kurze Zeit seiner Wirksamkeit in Wernigerode als der hellste Frühlingstag des dortigen Pietismus bezeichnet werden muß. Schon zehn Tage nach seiner Antrittspredigt hat er seinem Freunde J. P. S. Winkler mit freudiger Bewegung ein Bild von dem hochwogenden geistlichen Leben gezeichnet, das nicht nur dem inneren sondern auch dem äußeren Auge spürbar in die Erscheinung trat und welches, wie hinzugesetzt werden darf, zwar nicht immer in dieser Gestalt sich erhielt, aber niemals einen Rückschlag erfuhr. Obwol er nun seiner nicht schonte sondern seines gesegneten Amtes mit Hingebung wartete, so wirkte doch die liebevolle Rücksicht, die man auf ihn nahm, die öfter ihm gegönnte Erholung auf Reisen, die freilich auch wieder zu Predigt- und Missionsreisen wurden, so vortheilhaft auf sein leibliches Befinden, daß es ihm nach 2¾ Jahren möglich schien, wieder an einer Universität zu wirken. Schon hatte er ein paar Rufe an andere Universitäten mit Rücksicht auf sein dankbares und gesegnetes Amt ausgeschlagen, als ein neuer an ihn herantrat, als Nachfolger des nach Gießen berufenen Rambach die Professur für praktische Theologie an der durch mehrfache Fälle hart betroffenen Universität Halle zu übernehmen. Wie nahe es auch dem Grafen ging, dem dringenden Ansuchen seines Oberlehnsherrn vermochte er nicht zu widerstehen und König Friedrich Wilhelm I. kam seinen Wünschen insoweit entgegen, daß Z. das Amt eines gräflichen Consistorialraths behalten und so oft es wünschenswerth erschien zur Erledigung der ihm in dieser Eigenschaft obliegenden Geschäfte nach Wernigerode reisen durfte. Und er hat neben fleißigem Briefwechsel von dieser Erlaubniß reichlich Gebrauch gemacht. Von seinen Briefen sind wol die merkwürdigsten die, welche er an die erweckte geistlich tief gegründete Gräfin Sophie Charlotte zu Stolberg-Wernigerode richtete. Trotzdem seine Kräfte sich in Wernigerode bedeutend gehoben hatten, war er

schon nach der zweiten Vorlesung nahezu zusammengebrochen. Um so bewundernswerther ist das, was er in Halle leistete. Er las, obwol nur für praktische Theologie berufen, auch über Dogmatik, Polemik und christliche Sittenlehre. Daneben richtete er auch besondere Erbauungs- und Glaubensstunden ein, die er Sonntag Nachmittags von 5—6 Uhr in seinem Hause hielt. Diese waren bei den Studenten so beliebt, daß sie sich untereinander zusammenthaten und ihn wol vorher daran erinnerten. Besonders wirksam waren auch seine Predigten. Da die Räume für die seine Vorträge Suchenden nicht ausreichten, so baute er einen größeren Hörsaal. Eine besonders nachhaltige Wirkung übte er auf seine Hausgemeinde, deren Mehrung ihm deshalb am Herzen lag. Eine gute Zahl von Zöglingen, worunter besonders der Erbgraf Heinrich Ernst zu Stolberg-Wernigerode zu nennen ist, nahm er bei sich auf. Schon dadurch sah er sich genöthigt, einen eigenen Hausstand zu gründen, was durch die bereits am 29. Mai 1731 erfolgte Vermählung mit der ihm gleichgesinnten Tochter des gräflich Promnitz'schen Hof- und Oberpredigers Martin Lange zu Christianstadt in der Lausitz, Dor. Luise (er nannte sie gern sein Wiesel) geschah. Beglückt über sein gesegnetes Wirken ruft er wol einmal aus: „Hallelujah, in Halle ist gut sein — aber noch besser der Seele, wo der Herr wohnt" (3. Februar 1732 an Sophie Charlotte). Ueber sein Wirken schreibt er: „Ich kann täglich wohl sechs Stunden studieren, außer dem Lesen und Reden". Es kann aber nicht wunder nehmen, daß ein so schwaches Gefäß, wie Zimmermann's Körper war, nur für kurze Zeit solche Arbeit leisten konnte. Nach etwa zwölftägigem Krankenlager schied er am 2. April 1734 an einem hitzigen Fieber dahin, nachdem er bis ans Ende auf seine Umgebung, besonders seine Hausgemeinde, seelsorgerisch gewirkt hatte. Die Umstände und die Aeußerungen seiner letzten Stunden wurden fleißig aufgezeichnet. Wenige Tage vor seiner Auflösung hatte er bei großen Halsbeschwerden einen siegreich endenden geistlichen Kampf zu bestehen, da der Widersacher ihm den Trost der Rechtfertigung rauben wollte. Allgemeine Trauer herrschte unter der Studentenschaft, als die Todesnachricht sich verbreitete. J. Siegm. Baumgarten und Professor Aug. Gotth. Francke hielten die akademische Ehrenfeier und Leichenrede; in Wernigerode wurden Trauerandachten durch Sam. Lau und Aug. Seydlitz veranstaltet.

Da Zimmermann's Wirksamkeit vor allen Dingen eine unmittelbar persönlich-praktische war, so ist um so mehr zu bewundern, was der sein Leben nur bis auf 31 Jahre und 7 Monate Bringende dabei litterarisch geleistet hat. Abgesehen von den erwähnten lateinischen Abhandlungen veröffentlichte er von philosophischen Schriften eine „Natürliche Erkenntniß Gottes, der Welt und des Menschen" (Jena 1729, Vorrede, 800 S. Text und Register); einen „Kurtzen Abris einer vollständigen Vernunft-Lehre" (Jena 1730). Außerdem bewahrt die Fürstliche Bibliothek zu Wernigerode von ihm sechs handschriftliche Bände philosophischen Inhalts: 1. Nexus totius philosophiae; 2. Meditationes in Ethicam et Jus Naturae; 3. Discursus in logicam; 4. einen als Metaphysica bezeichneten Band, mit der Metaphysik beginnend und mit Uebersichten über die verschiedenen Theile der Philosophie in Tabellenform; 5. Philosophiæ singularumque illius partium prolegomena; 6. Ethica in Tabellenform, alle trotz der lateinischen Titel deutsch abgefaßt. Es sind Nach- oder Reinschriften von Studenten. — Trotz vielleicht nicht ganz so großen Umfangs sind von Zimmermann's Schriften die weit wichtigeren seine Predigten und erbaulichen Abhandlungen. Schon 1731 ging man in Halle damit um, die bis dahin vorliegenden Predigten zu sammeln, doch blieb dieser Plan unausgeführt. Nach Zimmermann's Tode gewann der Erbgraf Heinrich Ernst zu Stolberg-Wernigerode den Joh. Siegm. Ulitsch für eine Herausgabe der Zimmermann'schen Schriften und Briefe

nebst vorauszusendendem Lebenslauf. Daß auch diese lange verfolgte Absicht ebenfalls nicht zum Ziel gelangte, ist wol am meisten deshalb zu bedauern, weil Ulitsch abgesehen von den ihm aus Wernigerode zur Verfügung gestellten Hülfsmitteln schon eine ansehnliche Sammlung von Briefen beisammen hatte. Es kann hier auf Zimmermann's bedeutende und gehaltvolle Predigten nicht näher eingegangen werden. Die packende Gewalt innigster Ueberzeugung und der dadurch bedingte Schwung der Rede wirken darin zusammen. Er selbst sagt wol einmal von einer in Halle gehaltenen sogen. „Singstunde“, daß ihm darin Gott den Geist mit Glaubensflügeln aufspannte. Selbstersonnene mystische Gedanken brachte er seiner Gemeinde nie zu Gehör. Um seine Ansicht von dem Zustande der Seele nach dem Tode befragt antwortete er: von den vielerlei Meinungen der verwirrenden Gelehrten wolle er nichts wissen; er halte sich einfach an das Wort des Herrn und der Apostel. Und wenn es nahe zu liegen schien, daß der Mann, der selbst so erschütternde Bußkämpfe erlebt hatte, diese Anderen zur Nacheiferung werde empfohlen haben, so war eher das Gegentheil der Fall, er warnt vor dem Vorwitz, solche hohen Anfechtungen zu suchen, da es ganz in Gottes Hand stehe, in welcher Weise er die Einzelnen führen wolle. Auch will er nicht, daß man sich die Abscheulichkeit der Sünde ausmale und dabei verweile; man solle auch böse Gedanken, die sich versuchlich regen in der Kraft des Glaubens in Ruhe wieder ausziehen lassen und sich Christo gläubig überlassen. Seine Studenten ermahnte er, Christum zu predigen, sonst könnten sie keinen Segen schaffen. Seine Predigten wurden eifrig nach- und abgeschrieben und gingen in Halle und auswärts, wenigstens in Wernigerode, wo ihrer eine größere Zahl handschriftlich oder im Auszuge erhalten ist, von Hand zu Hand. Nur auf einen einzigen seiner geistlichen Vorträge müssen wir um seiner besonderen Bedeutung willen etwas näher eingehen. Es ist die aus einer Erbauungsstunde in der wernigerödischen Hofgemeinde hervorgegangene und an das Richter'sche Lied: ‚Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein‘ angelehnte Betrachtung: „Die überschwengliche Erkenntniß Jesu Christi, als ein richtiger, leichter und seliger Weg zu einer wahren und lebendigen Kraft im Christenthum zu gelangen“. Das kleine Buch ist nun weit über anderthalb Jahrhundert ein Kleinod evangelischer Christen lutherischen und reformirten Bekenntnisses nicht nur in Deutschland, sondern auch bei andern Culturvölkern geworden, in deren Sprache es übertragen ist. Von der Reihe deutscher Ausgaben ist die neueste uns bekannt gewordene die von Ledderhose im J. 1891 veranstaltete. Für fremdsprachige Gelehrte erschien die Schrift, von J. H. G(rischow) übersetzt als Commentatio de eminentia cognitionis Jesu Christi (Halle 1749). Dann wurde der fromme und gelehrte James Hervey, Hauptbegründer der Christenthumsgesellschaft († 1758), der Z. sehr hochhielt, darauf aufmerksam und regte seinen Freund, den Theologen und Dichter Moyse Browne zur Uebersetzung ins Englische an. Diese erschien 1772 in London als The Excellency of the Knowledge of Jesus Christ. Gleiche Vorliebe für die Schrift hegte der holländische Geistliche und Ehrenprofessor J. J. Le Sage ten Broek in Rotterdam, auf dessen Veranlassung M. van Werkhoven dieselbe zehn Jahre später holländisch wiedergab als De uitnemendheid der kennisse van Jesus Christus (Amsterdam 1782), wozu Le Sage eine sehr rühmende Vorrede schrieb. Unabhängig davon gab im Jahre 1892 Prof. J. P. G. Westhof Zimmermann's Abhandlung nochmals in neuer Uebertragung mit Einleitung heraus (De uitnemendheid der kennis van Christus Jezus). Noch haben wir von Z. sechzehn Lieder und Dichtungen erhalten. Acht geistliche Lieder erschienen seit 1735 in einer Reihe von Ausgaben des wernigerödischen Gesangbuchs, vier weitere in der Neuen Sammlung geistlicher Lieder (Wernigerode 1752), eins: „Ist doch der Fehler (urspr. des Falles) gar kein

Ende" seit 1749 und bis auf unsere Zeit in den Stimmen aus Zion. Zu zweien seiner Lieder wurden besondere Weisen gedichtet (Jetzt ist mein Geist beschwert und Vollkommenheit ist unseres Geistes Ziel).

Von älteren selbständigen Schriften über Zimmermann sind zu nennen: Siegm. Jak. Baumgarten's Programma funebre in obitum J. Lib. Zimmermanni. Halae 1734, 4°, als Memoria Zimmermanni wieder gedruckt in Baumgarten's Opuscula fascic. I. Halle 1740 und Sam. Lau, Wernigerödisches Denkmahl, darin das Gedächtniß .. Joh. Libor. Zimmermanns .. zum Segen und Exempel vorbehalten wird. Wernigerode (1734), 44 S. Fol. nebst Anlagen. — Eine umfangreiche Arbeit mit Benutzung des Archivs und der anderen Fürstlichen Sammlungen zu Wernigerode in Jahrg. 31 (1898) der Zeitschrift des Harzvereins für Gesch. u. Alterth.-Kunde S. 121—226 u. Zusätze in Jahrg. 32 S. 346—49. Ed. Jacobs.

Zimmermann: Max Z., Landschaftsmaler, geboren am 7. Juli 1811 zu Zittau, wurde gleich seinen Brüdern zum Metier seines Vaters, der edlen Musica bestimmt, erlernte sechs Instrumente, die er mit angebornem Ingenium zeitlebens übte; Waldhorn blasend hat er sich auf einer seiner Radirungen dargestellt. Nebenbei betrieb er Zeichnen, lernte 1834 zu Dresden die Lithographie und ging dann 1837 nach München, wo er nach dem Vorbilde seines ältesten Bruders bald überraschende Fortschritte machte. Es war eine eigene Malercolonie, welche unter der Leitung von Albert und Max Zimmermann (die man nebst ihren weiteren Brüdern Robert und Richard kurzweg unter der Collectivbezeichnung der „Zimmerleute" zusammenfaßte) erst in Starnberg und dann insbesondere zu Eberfing und Polling, als eine echte Hochschule für Landschaft, sich niederließ und eine große Anzahl jüngerer Kräfte zu gleich begeistertem Streben vereinte. Darunter der Architekturmaler Emil Kirchner, der universelle August Kreling, der auch als Dichter bekannte Felix v. Schiller, Lichtenheld, Ludwig v. Hagn, Langko, Karl Ebert, Theodor Kotsch, Ludwig Voltz, Fr. Salzer, die Brüder Seidel u. s. w. Z. begann mit einigen großen an Figuren und Thieren reichen Landschaften, dann aber, bald erkennend, daß in der Beschränkung sich erst der Meister zeige, wählte er ein kleineres Repertoire, wobei das Vorbild von Ruysdael und Hobbema maßgebend wurde. Insbesondere liebte er den deutschen Eichenwald und ermüdete nicht dessen großartige, ehrfurchtgebietende Stille und Einsamkeit und die melancholische Verlassenheit einzelner Gruppen in tiefempfundener Weise wiederzugeben. Die neue Pinakothek besitzt drei dieser Art: Eine flache Gegend mit einer schönen, reichbelaubten Eichengruppe und weiter Fernsicht, über welche mächtige Wolkenzüge hinfahren, wie man solche hauptsächlich von der Münchener Hochebene aus beinahe tagtäglich zur Sommerszeit studiren kann. Dann wieder eine Landschaft mit etlichen Eichen, vor denen ein Hirt mit einigen Schafen und Ziegen lagert, während ein etwas bewölkter Himmel sich darüber spannt. Das dritte Bild führt an den Rand eines Eichenwaldes, welchen ein Sturm aus geballten Wolken durchfegt, während das drohende Gewitter schon in den ersten Blitzen hereinkracht; als Staffage jagt ein verspäteter Reiter hastig querfeldein. Dieses alles zeigt uns der Maler in ungesuchter Wahrheit, so echt und natürlich, ohne unnöthigen Aufwand von Effect und Floskelschwulst. Und dann staunt man erst über diese Poesie, welche in so einem verlassenen Bruch liegt, durch welchen eine vergessene Straße führt, mit einem Tümpel Wasser, darüber etliche hundertjährige Eichen unter blaßgrauem Himmel, der plötzlich mit einigen goldenen Sonnenfäden die tiefste Oede elektrisirt. Oder er führt den Beschauer an die einsamen Gestade des Ammersees und gewährt uns einen Blick in die weite Ebene, über welche spielende

Wolkenschatten dahineilen. Meisterwerke dieser Art brachte die Kunstausstellung 1848, die Prager Exposition 1857 und 1858, dann die Münchener Historische Ausstellung 1858, der Münchener Kunstverein z. B. im December 1872 und 1876. Mit gleicher Virtuosität pflegte Z. außer dem Staffeleibilde die seit den vierziger Jahren gleichzeitig wieder in Flor gebrachte Radirung. Ein Blatt in den Sammlungen der Stadt München trägt die Signatur „Mein erster Versuch im Radiren München 10. Juni 1840“; ein Bauerndorf bei Brannenburg, im Vordergrunde zwei Pferde und ein Hund bei einer Pfütze, gab den Vorwurf dazu. In der Folge entstand, im Wetteifer für den „Münchener-Radirclub“, eine Reihe von Blättern, welche wol als das Werk von Max Z. zu seines Namens Gedächtniß herausgegeben zu werden verdiente. — Während der Meister in gewohnter Thätigkeit einem hohen Alter entgegen zu gehen versprach, hatte er im December 1877 das Unglück, durch einen Sturz den linken Arm zu beschädigen. Die Aerzte bestanden auf Amputation und der Künstler willigte ein, weiß Gott mit welch schwerem Herzen. Anfänglich schien der Erfolg gesichert und Z. vollendete noch eines seiner stillen Stimmungsbilder. Da meldete sich das Uebel wieder und erheischte eine neue, schmerzhafte Operation, welche nach qualvollen Leiden, durch Blutvergiftung das Leben des armen Dulders am 30. December 1878 beschloß.

Vgl. Nagler 1852. XXII, 294. — Maillinger, Bilderchronik, 1876. II, 244 (Nr. 4364—86). — Nekrolog in Beilage 28 Allg. Ztg. 1879. — Kunstvereins-Bericht f. 1878, S. 75. Hyac. Holland.

Zimmermann: Michael Z., Buchdrucker zu Wien zwischen 1553—1565. Ueber den Ort seiner Geburt und sein Geburtsjahr sowie über sein Vorleben herrscht völlige Dunkelheit, daß er jedoch nicht aus Wien selbst gebürtig war, beweist, daß er daselbst 1553 das Bürgerrecht nachsuchte. In einem seiner Drucke vom Jahre 1555 nennt er sich auch „Cymbermannus“. Ehe er als selbstständiger Drucker auftritt, arbeitete er zuerst als Geselle bei Aegidius Aquila (vgl. Hans Kohl XVI, 423), in dessen Testamente er nebst anderen Gesellen als Zeuge unterschrieben ist und heirathete sodann dessen Wittwe Barbara, wodurch auch die Officin im St. Annenhofe und deren Typen in seinen Besitz kamen. Im J. 1553 erscheint er als „Typographus juratus“ und druckte seit diesem Jahre außer deutschen auch lateinische, griechische, italienische und spanische Bücher. Außerdem war er der erste Drucker, welcher in Wien nicht nur arabische Typen besaß und sie seit 1554 gebrauchte, sondern auch 1555 mit einem Buche in syrischen Charakteren auftrat, zu welchem ihm sein früherer Mitgeselle bei Aeg. Aquila, Kaspar Kraft (s. A. D. B. XVII, 18) die Stempel geschnitten hatte. Diese arabische Druckerei ging freilich noch in demselben Jahre mit dem Abgange des Lehrers der hebräischen und arabischen Sprache an der Universität wieder ein, allein es bleibt ihr der Ruhm, die älteste in Deutschland gewesen zu sein, weil sie der Heidelbergischen, die Leich in seiner Typogr. Lips. p. 51 für die erste angibt, um 29 Jahre vorgeht. Ein Jahr darauf erschienen auch hebräische Bücher aus seiner Presse. Seine Ausgaben, welche in der Regel in Folio und Octav ausgingen, liebte er mit vielem Roth, oft auch mit mancherlei illuminirten Figuren und Landkarten auszuschmücken. Sein Wappen, welches er zuerst 1562 einem neuen Titel zum syrischen Testamente andruckte, zeigt einen Löwen und darüber zwei Sterne und um das Ganze zieht sich der alte Spruch herum: „Wan wir teten, was wir solten | So geb Gott widrum, was wir wolten“. Die Thätigkeit Zimmermann's währte nur bis in das Jahr 1565, in welchem er noch Pfingsten unter seinem Namen des Petri a Rotis Oratio ad Othonem a Waldpurg . . . in festo Pentec. erscheinen ließ. Da aber in demselben Jahre schon seine Wittwe als Druckherrin eines Buches: „Christia-

norum milites divinitus victoriis ornati“ unterzeichnete und 1566 Kaspar Stainhofer seine Stelle im Annenhofe einnahm, so muß er bald nach Pfingsten 1565 gestorben sein. Unter seinen verschiedenen, zuweilen auch mit kaiserlichen Privilegien bedachten Druckwerken, deren Zahl fünfzig beträgt, unter denen jedoch, weil undatirt, mehrere zwischen seiner und Hoffhalter's Presse (s. A. D. B. XII, 569) schwanken, verdienen genannt zu werden: „Joannis nuper Ducis Northumbriae in Anglia ... oratio“ (1553, 4°). Wer der Herausgeber dieser Schrift war, die nicht vor dem September gedruckt worden ist, ist unbekannt. In der Praefatio werden Nachrichten von John Dudley, Herzog von Northumberland gegeben, der am 22. August 1553 auf Befehl der Königin Maria, der er seine Schwiegertochter Jane Grey entgegengesetzt hatte, enthauptet wurde. Die Rede „quum ad supplicium productus esset, habita“ enthält seine Abbitte an die Königin, sein Glaubensbekenntniß u. a. m. „Liber Sacrosancti Evangelii ... characteribus et lingua Syra et Hebraica“ (1555, 4°). Die syrischen Stempel hiezu hatte, wie oben erwähnt, sein Arbeiter Kaspar Kraft geschnitten. „Des Khünigreichs Hungern ... Chorographica Beschreybung“. Der Verfasser ist Wolfgang Lazius, s. A. D. B. XVIII, 89 ff. „Commentar. vetust. Numismatum. Authore Wolfg. Lazio“ (1558, Fol.). Darin auch das Wappen des Verfassers und in der linken unteren Ecke das Monogramm des Künstlers Augustin Hirsvogel, der auch in einem Wiener Drucke vom Jahre 1549 „Rerum Moscoviticar. Commentarii“ eine Karte von Moskau geschnitten und dieses selbst unterhalb der Karte mit den Worten angezeigt hat: „Hanc tabulam absolvit Aug. Hiersfogel ...“, vgl. über ihn Doppelmayr, Nachr. von Nürnberger Künstlern, S. 156 und 199, dem jedoch diese Karte nicht bekannt war. „Stanisl. Hosii Confessio Cathol. fidei“ (1560, Fol.). Frühere Ausgaben waren ohne des Verfassers Namen erschienen, deshalb unternahm es Z. auf Kosten der zwei Bischöfe Michael zu Salzburg und Anton zu Wien, eine neue zu veranstalten und verkaufte 1400 Exemplare des Buches so rasch, daß er noch in demselben Jahre eine neue Auflage veranstaltete. Aber 1561 war auch diese verkauft und er ließ 1561 eine dritte drucken. Das Werk selbst erlebte im Laufe der Zeit 32 verschiedene Ausgaben. Ohne Jahr erschien, doch sehr wahrscheinlich 1554 des Peter Canisius „Summa doctrinae christianae“. Das darin enthaltene Decret Ferdinand's I., welches über die Schädlichkeit der sectirerischen Katechismen klagt, ist unterzeichnet vom 13. August 1554. Canisius, der damals zu Wien Theologie lehrte, wollte durch diesen weltbekannten und in sehr viele Sprachen übersetzten Katechismus dem in Oesterreich immer mehr um sich greifenden Protestantismus Einhalt thun, und Ferdinand vergalt ihm diese Bemühungen mit der Wiener Inful. Der Katechismus war nach den geistlichen Uebungen des Ignatius (Rom 1548) die erste gedruckte Arbeit eines Jesuiten. — Ein sonst wenig bekannter Buchdrucker Gottfried Z. (er fehlt bei Zeltner und Eichsfeld), dessen Bild in Roth-Scholtz' Icones I, Nr. 50 sich findet, lebte im 17. Jahrhundert zu Wittenberg und ebenso ein anderer, Hans Z. (Serapeum 1862, S. 62) zu Augsburg.

Schier, Comm. de prim. Vindob. Typogr. p. 36, 39. — Maittaire, T. III, P. 2, p. 652. — Meusel, Histor. Liter. VI, 527. — Denis, Merkwürd. d. Garellischen Bibl., S. 283—85 und dessen Buchdruckergesch. Wiens S. XIII.

J. Franck.

Zimmermann: Reinhard Sebastian Z., Genremaler, geboren am 9. Januar 1815 zu Hagnau am Bodensee, als der Sohn eines Posamentiers, der nebenbei einen kleinen Spezereiladen und etwas Landwirthschaft betrieb, dessen Geschäft aber infolge der Kriege, bei Mißwachs und theueren Zeiten von

Jahr zu Jahr mit der zunehmenden Familie rückwärts ging. Trotzdem verlebte der kleine Reinhard eine fröhliche Jugendzeit am herrlichen See, in Feld und Wald, bis er zwölfjährig zu einem Vetter nach Meersburg in die Lehre kam und obwol gut behandelt, wenig lernte. Von da trat Z. 1835 in ein größeres Handlungshaus zu Remiremont (einst Reimersberg) in den Vogesen und dann zu Freiburg i/B., wo der schon längst geübte Trieb zu Zeichnen und Malen zum Durchbruch kam. Er lieferte als Autodidact viele Bildnisse, malte Miniaturen auf Elfenbein u. dgl., so daß er, trotz der Bedenklichkeiten seines Principals, den Entschluß durchsetzte, mit seinen kleinen Ersparnissen nach München zu gehen und sich dort ganz der Kunst zu widmen (1840). Trotz der geringen Förderung, die ihm an der Akademie zu Theil wurde, strengte er doch alle Kraft an, um nicht als Commis hinter den Ladentisch rückkehren zu müssen. Ganz auf sich selbst angewiesen, förderte ihn nur die Freundschaft des durch ähnliche Erfahrungen gestählten Thiermalers Robert Eberle. Der instinctive Wunsch sich als Maler anderswo weiter zu fördern, führte ihn nach der Schweiz, wo er durch Porträts genug erübrigte, um 1845 eine Reise nach Paris zu wagen. Obwol auch hier ohne eigentlichen Lehrer fand er doch so viel Anregung, um sich als Porträtmaler nicht allein anderthalb Jahre hindurch zu halten, sondern gewann auch die Mittel zu einer mehrmonatlichen Reise nach London. Den Rückweg wählte Z. über Belgien nach Constanz und München, wo er im Frühjahr 1847 selbständig als Genremaler zu schaffen begann und bald durch seinen feinen Sinn für Charakteristik, Zeichnung und Colorit, insbesondere aber auch durch den liebenswürdigen Humor seiner Bilder die verdiente Theilnahme der Kunstfreunde gewann und 1851 einen eigenen Hausstand begründete. Z. wählte seine Stoffe aus dem umgebenden Leben seiner Heimath, Fischer, Bauern, arme „Savoyardenknaben mit einem Affen" (1848), eine heitere Scene aus dem badischen Freischaarenzug (1849), die „Vorbereitungen zu einem Feste" (1850), eine „Gratulation", „Tanzmusik im Gebirg" (1851) und andere, meist humoristisch angehauchte harmlose Scenen und Sittenbilder, die bald den erwünschten Beifall fanden. Dergleichen paßte durchaus zu seinem bürgerlich soliden, jeder Extravaganz abgeneigten Charakter. Dazu gehörten die Vorbereitungen der durch Hagnauer Buben dargestellten „Heiligen drei Könige" (1852), Erinnerungen an das Fischerleben am Bodensee, die sich durch Eindrücke vom Starnberger- und Wörthsee ergänzten. Auch holte er sich, ebenso wie der Landschaftsmaler Eduard Schleich, lange bevor es eine eigene „Dachauer Schule" gab, schöne Stoffe von diesem hochgelegenen eigenartigen Markte oder aus dem Schleißheimer Schlosse, wo ihm das Staunen der in die dortige Galerie verirrten Landleute reichlichen Vorwurf zu einem heiteren, öfter variirten Bilde (1853) bot. Auch die „theuere Zeche" (1854) in einer Bahnhofrestauration, die zur Abfahrt verspäteten Landleute, noch mehr die sonntägliche „Orchester-Scene" auf dem Orgelchor der Meersburger Kirche (1854), wo in den dort Musicirenden lauter heimische, junge und alte Dilettanten in ehrlicher Treuherzigkeit agirten, erfreuten sich großen Beifalls. Man war der romantischen Ritter, der immer wiederkehrenden „Leonoren" und „Goldschmiedstöchterlein" satt, die Zeit der Dorfgeschichten stand in ihrem litterarischen Zenith und Z. war einer der Ersten, welcher selbe zur künstlerischen Ansicht brachte. Das ergreifende Sittenbild der „Musikanten" (1856 gestochen von A. Schultheiß) fand gleiche Theilnahme; auch eine „Impfstube" (1856), „Weinkneipe" (1858), die ihren ersten Liebesbrief lesenden „Landmädchen" und „Feiertagsschülerinnen" (1859), „Wandernde Gaukler" (1860), „Zeitungsleser", der „Maler auf dem Lande" (1862), „Italienische Musikanten", „Politiker" u. s. w. Um frisch zu bleiben weilte Z. nirgends zu lange, sondern liebte das Wandern, und lenkte seine Sommerfahrten ebenso nach

dem Schwarzwald wie in das bergfrische Allgäu. Besonders gelangen ihm auch die Kinderbilder, so eine große „Schusterwerkstätte" im Waisenhaus zu Ottobeuern und eine „Kloster-Schneiderei" aus Andechs. Nur einige Male verstieg er sich, durch die Interieurs des Würzburger oder Schleißheimer Schlosses zu Darstellungen von Concerten oder Tänzen aus der Rococozeit, zu einem ganz à la Flüggen mit Bittstellern aller Art staffirten „Vorzimmer eines Fürsten" (1873), auch die Einquartierung modernen Militärs in ähnlichen Räumen reizte vorübergehend die heitere Laune des Malers, welcher jedoch gleich wieder zur Darstellung eines altbairischen „Schrannentags", einer ländlichen „Stickschule", einer „Gemeinderath-Sitzung" oder einem „Kindtaufschmaus" zurückgriff. Unbegreiflicherweise dauerte es sehr lange, bis Z. durch die vervielfältigenden Künste für weitere Kreise populär gemacht wurde. Bei seinem ersten Auftreten war die Photographie noch ziemlich unbehülflich; sie bemächtigte sich erst seiner späteren Erzeugnisse. Aber auch der Kupferstich und der echt volksthümliche Holzschnitt gingen lange ahnungslos an seinen Schöpfungen vorüber, während viele andere minderwerthigen Leistungen unverdiente Verbreitung fanden. Seine Arbeiten im Porträtfache hatten ihm als Zeichner großen Vorschub geleistet und sein Aufenthalt in Frankreich und Belgien den Farbensinn gezeitigt; er blieb aber immer mehr „Schilderer" als Maler im heutigen Sinne, wie er denn auch alle Eleganz und Süßigkeit haßte und lieber bei seiner oft etwas eckigen Trockenheit und Ehrbarkeit verharrte. Dafür bahnte er seinen beiden Söhnen Alfred und Ernst Z. den Weg und freute sich, daß sie als Maler neue Erfolge erreichten. Z. setzte indessen seine Thätigkeit ununterbrochen fort und erhielt vielfache Ehren und Auszeichnungen, wurde zum badischen Hofmaler und Ritter des Zähringer Löwenordens ernannt. Z. machte mit seiner zweiten Gattin eine genußreiche Reise durch ganz Italien und brachte in sehr anmuthender, schlicht erzählender Weise seine „Erinnerungen" in Schrift und Druck (München 1884). Sicherlich wurden die von ihm bearbeiteten und dargestellten Stoffe seither durch pikanter gemachte und genialer aufgefaßte Bilder vielfach überboten und übertroffen, man wird aber auch sie in ihrer treuherzigen und fast pedantischen Ehrlichkeit noch lange hochschätzen. Nichts lag ihm ferner, als sich irgendwie durch Reclame bemerkbar zu machen und seine Person hervorzudrängen. Z. war, wie Fr. Pecht zutreffend sagt „ein guter Patriot, solider und hochachtbarer Bürger, unverbrüchlich treuer Gatte und Vater; kurz, einer von denen, deren ein Staat nie zu viele, aber leider nur zu oft allzu wenige zählen kann. Mit der heutigen Auffassung des Künstlerberufs und ihrem raffinirten Virtuosenthum hatte seine anscheinend nüchterne und schwunglose, aber unendlich gemüth- und liebevolle, gewissenhafte Natur absolut nichts gemein. Dafür war sie deutsch durch und durch". Z. starb nach kurzem Unwohlsein am 16. November 1893 zu München.

Vgl. Nagler 1852. XXII, 295. — Regnet, Münchener Künstler II, 303. — Pecht, Gesch. d. Münchener Kunst im XIX. Jh. 1888, S. 246. — Nr. 340 d. Allg. Ztg. v. 8. Dec. 1893. — Bericht d. Münchener Kunstver. f. 1893, S. 76 ff. Hyac. Holland.

Zimmermann: Richard Z., Landschaftsmaler, geboren am 2. März 1820 zu Zittau, erhielt durch das Vorbild seiner älteren Brüder die erste Anregung und Unterweisung zur Kunst, genoß bei der Uebersiedlung seiner Eltern nach Dresden die Leitung des liebenswürdigen Ludwig Richter, folgte aber schon 1838 seinen Brüdern Albert und Max Z. nach München. Hier versuchte er sich an der Akademie im Gebiete der historischen Kunst, malte viele Studien und Skizzen, insbesondere zu einer Composition „Christus die Lahmen und Kranken heilend", gab aber diese Richtung wieder auf und warf sich mit Feuereifer auf

die Landschaft, ein Fach, welches in der durch seine Brüder gegründeten Malercolonie zu Eberfing und Polling mit anderen treuverbündeten Genossen (vgl. den Artikel Max Z.) begeistert cultivirt wurde. Als Ergänzung zu diesen naturalistischen Bestrebungen betrieb Z. das ernste Studium der großen niederländischen Fachgenossen, mit Einschluß des Thierbildes und der Marine. Mit seinen kleinen, ansprechenden Bildern hatte Z. in München schon festen Fuß gefaßt und eine eigene Bahn eingeschlagen, als er nach dem Vorgange von Max Haushofer und Ruben seine Thätigkeit nach Prag verlegte, wo den Münchener Malern freundliche Aufmunterung und Theilnahme erblühte. Z. lieferte Winterlandschaften, Marinen, Strandpartien mit Fischern, auch Feldansichten mit arbeitenden oder ruhenden Landleuten zur Erntezeit und entfaltete ein ziemlich umfangreiches Repertoire, welches er jedoch bei seiner Rückkehr nach München unter Beibehaltung seiner technischen Vorzüge bedeutend reducirte. Z. liebte bei trefflicher Stimmung einen energischen Vortrag und eine meist prächtige, kraftvolle Färbung, in der er jedoch zuweilen experimentirte. Davon zeugen z. B. zwei „Winterlandschaften" in der neuen Pinakothek: die erste mit einer Schmiede im Vordergrunde, vor welcher ein Schimmel beschlagen wird (lithographirt von Feederle); die andere gewährt den Einblick in eine wilde Gebirgsschlucht mit abgebrannter Mühle, matt beleuchtet von der beginnenden Abenddämmerung. Dann eine „Kartoffelernte", „Parthie bei Rosenheim" (1861), „Mondnacht" (1862), „Fischer am Strand der Nordsee" und „Sonnenuntergang im Winter" (1863). Manche seiner Bilder erinnern an N. Berchem u. A., es überwiegt aber immer die eigene, große Schönheit und Poesie bewährende Originalität und Erfindung. Seine Bilder blieben auch nach seinem am 4. Februar 1875 zu München erfolgten Tode gesucht und geschätzt; so wurde eine „Waldlandschaft" um 3000 Mark, eine „Landschaft mit Wasser" um 2250 Mark aus der Salm-Reifferscheid-Sammlung im September 1888 zu München versteigert.

Vgl. Nagler 1852. XXII, 296. — Deutsche Warte 1875. IX, 383. — Kunstvereinsbericht f. 1876, S. 76. Hyac. Holland.

Zimmermann: Robert Z., Landschaftsmaler, Bruder des berühmten Albrecht Z., geboren am 21. April 1818 zu Zittau, widmete sich erst unter der väterlichen Leitung der Musik und erregte, insbesondere als Pianist, schöne Erwartungen, ging dann zur Bühne und genoß den Unterricht von Heckscher und Pauli, konnte aber seiner kleinen Statur wegen keine Anstellung an dem Dresdener Hoftheater erhalten; trieb dann Zeichnen und Lithographie und folgte schließlich seinen Brüdern nach München, wo er seit 1846 als Landschaftsmaler anerkennende Erfolge errang. Mit besonderer Vorliebe wählte er seine Motive aus den Vorlanden und Bergen von Altbaiern und Tirol; doch pflegte er auch das Architektur- und Thierstück, starb aber schon nach längeren Leiden am 6. Juni 1864.

Vgl. Nagler 1852. XXII, 285. — Kunstvereinsbericht f. 1864, S. 56. Hyac. Holland.

Zimmermann: Robert von Z. wurde am 2. November 1824 in Prag als Sohn eines Schulrathes geboren. Er legte die Gymnasialstudien in Prag unter der Leitung seines Vaters zurück und besuchte dann die dortige Universität, wo ihm der um die Entwicklung der Wissenschaft und des Unterrichtswesens in Oesterreich hochverdiente Franz Exner den Sinn für die Philosophie, insbesondere die Herbart'sche erschloß, welche den poetisch veranlagten Jüngling 1841 zu dem sinnigen Gedichte begeisterte:

Es gibt zu klar sich Euren Blicken dar;
Weil es nicht prahlt, drum dünkt es Euch gewöhnlich,

Ihr wollt in Luft Euch baden gleich dem Aar,
Und mit der Erde bleibt Ihr unversöhnlich.

Weß ist die Schuld, daß brach der Boden liegt,
Und Ihr verzweifelnd weg von ihm Euch wendet?
Weil Ihr im Himmel neue Furchen pflügt,
Eh' noch der Erdenacker umgewendet!

Es war für seine nachmalige wissenschaftliche Thätigkeit von großem Vortheile, daß er ähnlich dem Mathematiker Drobisch, welcher den Lehrstuhl der Philosophie und Mathematik in Leipzig inne hatte, durch die Pforten der Mathematik und Astronomie in die Hallen der Philosophie eintrat. Bei der Fortsetzung seiner Studien an der Wiener Universität wirkten namentlich Ettingshausen in der Physik, Schrötter in der Chemie und Littrow in der Astronomie auf ihn ein. Am 26. Mai 1846 erwarb er in Wien den philosophischen Doctorgrad und wurde im März 1847 Assistent an der Wiener Sternwarte. Im Sturmjahre 1848 war er Mitglied der Studentenlegion und schuf damals sein berühmt gewordenes Gedicht an die „Märzgefallenen". Im März 1849 habilitirte er sich unter den verheißungsvollen Auspicien der eben erst verkündigten Lehr- und Lernfreiheit als Privatdocent der Philosophie an der Wiener Universität. Er machte rasch Carrière. Er wurde noch in demselben Jahre zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der damaligen Universität in Olmütz ernannt; in das Jahr 1852 fällt seine Beförderung zum ordentlichen Professor der Philosophie in Prag; im April 1861 trat er die Wiener Professur an. Seiner segensreichen Wirksamkeit setzte der Tod am 1. September 1898 ein Ziel.

Z. entfaltete eine fruchtbare litterarische Thätigkeit. Sittlicher Ernst, methodische Strenge, wissenschaftliche Bedächtigkeit und ästhetisches Maß drücken seinen Schriften den Stempel auf. Wir ersehen aus denselben, daß er sein Leben lang ein Vorkämpfer Herbart's war, welcher den scheinbar so bequemen Weg der Ableitung aller philosophischen Wahrheiten aus einem einzigen Princip verlassen, den Ausgangspunkt des Philosophirens in die vielgestaltige Sinnenwelt verlegt und überdies den mathematischen Calcül an die Stelle genialer Intuition gesetzt hat. Er hielt zu Herbart in der festen Ueberzeugung, daß er mehr als die Anhänger anderer Richtungen Kant treu geblieben ist. Diese Ueberzeugung besteht freilich nicht vor dem Richterstuhle der Kritik. Allerdings hat Herbart sich selbst einen Kantianer genannt; sein Geistesgang zeigt jedoch nirgends eine merkbare Beeinflussung durch Kant. Seine Metaphysik berührt sich mit Kant's Kriticismus nur insofern, als er mit ihm lehrt: „Unser Begriff von einem Gegenstande mag enthalten, was und wie viel er wolle, so müssen wir doch aus ihm herausgehen, um diesem die Existenz beizulegen". Allein bei näherer Betrachtung wird uns klar, daß diese Berührung nur eine scheinbare, durch Worte und Ausdruck hervorgerufene ist, und daß Herbart in Wirklichkeit mit seiner Lehre vom absoluten Sein gar nicht auf dem Boden der Kantischen Philosophie steht. Kant behauptet, daß das Dasein nicht ein Prädicat oder eine Determination irgend eines Dinges sei; er nennt das Dasein absolute Position. Absolute Position und Wirklichkeit ist ihm dasselbe, und er benützt die Einsicht in das Wesen des Daseins, um die Anmaßung der hergebrachten metaphysischen Speculationen, die leere Hirngespinnste sind, zurückzuweisen. Herbart spricht auch vom absoluten Sein, von absoluter Position. Aber schon an der ersten Stelle, wo von dem Sein die Rede ist, erklärt er es für „absolute Ruhe und Stille, feierliches Schweigen über der Spiegelfläche des ruhenden Meeres" und stets schließt er von der absoluten Position alle Negationen und Relationen aus. Herbart's Begriff der absoluten Position, aus welchem un-

mittelbar seine Lehre von den unveränderlichen Realen hervorgetrieben wird, ist also ein ganz anderer als der Kant's. Kant's Begriff vom Dasein verweist ihn direct auf die Erfahrung, Herbart's Begriff setzt ihn in Widerspruch mit derselben. Herbart hat die Kantische Philosophie nur soweit berücksichtigt, als sie wirklich oder scheinbar sich mit seinen eigenen Meinungen verschmelzen ließ.

Z. war indeß keineswegs ein blinder Nachbeter seines Meisters, er hat vielmehr die Mängel seiner Philosophie aufgedeckt. Von den vielen Einwürfen, welche gegen Herbart's Versuch, mittelst seiner Theorie der Selbsterhaltungen die empirische Thatsache der Veränderung zu erklären, erhoben wurden, finden sich die triftigsten in seinen frühesten Monographien: „Leibnitz' Monadologie" (1847) und „Leibnitz und Herbart" (1849), welche letztere von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften mit dem Preise gekrönt wurde. Ebenso zog er in der „Aesthetik als Formwissenschaft" (1865) gegen die Annahme der einfachen Empfindungen zu Felde. Vollends setzte er seiner Selbständigkeit in der „Anthroposophie" (1882), welche eine Fortbildung und Umbildung des Herbart'schen Ideencomplexes bietet, die Krone auf. Er leitet den Begriff der Philosophie von ihrem uralten Namen ab, demzufolge sie nicht nur das Wissen zu erforschen, sondern auch das Gewußte in die Wirklichkeit einzuführen hat, da man dasjenige, was man liebt, zu verkörpern bemüht ist. Nach Herbart erlangt die Philosophie das Wissen durch Bearbeitung von Begriffen. Z. will aber die Philosophie als Wissenschaft zur Kunst der Verwirklichung ihrer Begriffe steigern. Als Wissenschaft hat sie die durch Erfahrung gewonnenen oder durch Gewöhnung und Ueberlieferung überkommenen Begriffe von dem, was wirklich und wahr ist, zu wirklichen, d. h. stichhältigen Begriffen umzuarbeiten; als Kunst hat sie die Aufgabe, das in bloßen Gedanken oder in Sachen bestehende Wirkliche zu einem den Anforderungen des Begriffes gemäßen Wirklichen umzusetzen. Die Philosophie als Wissenschaft hat Begriffsmuster, die Philosophie als Kunst Musterbegriffe darzustellen. Jene bedürfen eines Musters, dem sie als musterhaft zu entsprechen haben, diese dagegen sind selbst Muster, welchen die Sachen entsprechen sollen. In jedem Begriffe läßt sich aber, was ihn zum Begriffe macht, seine Form und, was ihn zu diesem besonderen Begriffe macht, sein Inhalt unterscheiden. Das Muster, dem jeder Begriff zu gleichen hat, um als musterhaft zu gelten, kann sich mithin sowol auf seine Form als auf seinen Inhalt oder auch auf beide zugleich beziehen. Es wird daher eine Musterform geben, die als Norm für alle Begriffe ohne Unterschied gilt, und eine Musterform, deren Norm je nach dem gemeinsamen Inhalte bestimmt wird. Die Normen, die sich auf alle Begriffe, welche für musterhaft gelten sollen, erstrecken, machen den Inhalt der Logik aus. Die je nach ihrem Inhalte, der ein Seiendes oder ein Nichtseiendes sein kann, ihre Norm empfangenden Begriffe machen den Inhalt der philosophischen Physik oder Metaphysik und der Aesthetik aus. Die Metaphysik entwickelt die Musterbegriffe des Wirklichen durch die Bearbeitung des Rohmaterials der empirischen Physik. Die Aesthetik beschafft die Musterbegriffe für Inhalte von Begriffen, die nicht als solche, sondern ausschließlich als gedachte Inhalte einen Gefühlsausdruck im Gemüthe des Denkenden mit sich führen, durch welchen sie vom Denkenden beifällig oder mißfällig beurtheilt werden. Da die Aeußerung des Gefallens oder Mißfallens über die unvermeidliche Willensbethätigung zugleich eine Entscheidung über den sittlichen Werth, das Ethos des Wollenden in sich birgt, so können die als Normen für das Wollen dienenden ästhetischen Begriffe für eine besondere philosophische Disciplin, die Ethik ausgeschieden werden. Musterbegriffe aber für jede Art nachahmende Thätigkeit werden Ideen genannt, und zwar als Vorbilder für das Denken, das zum Wissen werden soll, logische Ideen, als Vorbilder für irgend eine

andere auf Hervorbringung eines Beifallswerthen gerichtete schaffende Thätigkeit ästhetische Ideen.

Die Philosophie ist also nach Z. Ideenforschung, welche die Normen der wissenschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Thätigkeit festzustellen hat. Die Logik und die im Geiste Herbart's mit der Aesthetik combinirte Ethik gehen der Metaphysik voran, und der Grund, warum etwas wahr, schön oder gut ist, wird stets nur in der Form, nie in der Wirklichkeit gesucht. Erst die Metaphysik unternimmt es, das Nicht-Ich, das Ich und das Social-Ich zu begreifen. Die Krönung der Ideenforschung der Philosophie erblickt Z. in der Durchdringung des Wirklichen mit den Ideen durch die Philosophie der Kunst. Unter Kunst versteht er hier ein auf Wissen sich stützendes Können und er unterscheidet, je nachdem das eigene oder ein fremdes Bewußtsein oder die physische Natur nach der Norm der Ideen umgebildet wird, die Bildungskunst, die Bildkunst und die bildende Kunst. Die Bildungskunst formt als logische Kunst unser eigenes Bewußtsein durch Läuterung desselben von allen dem rein wissenschaftlichen Interesse fremden Bestandtheilen, als ästhetische Kunst verwandelt sie das ohne Rücksicht auf ästhetische Zwecke entstandene eigene Vorstellen in ein schönes, d. h. unbedingt wohlgefälliges. Die Bildekunst zielt auf Ideendarstellung im fremden Bewußtsein, und zwar im ungeformten, jugendlichen durch erziehenden Unterricht, in dem schon geformten, gereiften durch Regiment oder Zucht, im öffentlichen Bewußtsein durch Staatskunst oder Regierung. Die bildende Kunst ist Ideendarstellung in unbewußtem, sei es leblosem, sei es belebtem Stoffe. Durch die Hineinbildung der logischen Ideen in die leblose oder belebte Natur wird die bildende Kunst Weltverbesserung, durch die Verwirklichung der ästhetischen Ideen in derselben wird sie Weltverschönerung; die Umgestaltung der Erfahrungswelt endlich im Sinne der ethischen Ideen in eine Art Weltökonomik soll das größtmögliche Wohlbefinden aller empfindungsfähigen Wesen, die unter den gegebenen Verhältnissen bestmögliche Welt, den ethischen Kosmos herbeiführen helfen. Wie die bildende Kunst Erziehung der Natur, so ist die Bildungskunst eigene, die Bildekunst Erziehung des Menschengeschlechtes.

Zimmermann's Philosophie geht also weder von der Annahme aus, daß das Wirkliche als solches vernünftig und das Vernünftige als solches wirklich sei, noch von der entgegengesetzten Annahme, daß das Wirkliche als solches vernunftlos oder gar vernunftwidrig sei. Sie setzt aber voraus, daß das Vernünftige, welches als solches nicht wirklich ist, wirklich und das Wirkliche, welches als solches nicht nothwendig vernünftig ist, vernünftig werden kann, werden soll und werden wird, wofern Jeder seine Schuldigkeit thut. Die Verwirklichung der Ideen ist weder eine Thatsache, die in der Vergangenheit, noch eine solche, die in der Gegenwart, sondern eine Aufgabe, deren Erfüllung in der Zukunft und in den Händen des Menschen liegt. Der Traum eines goldenen Zeitalters, von welchem ein nüchterner Rationalist wie Kant als von jenem des „ewigen Friedens“ und ein extremer Positivist wie Comte als dem „état positif“ schwärmten, wird dann realisirt sein, wenn die gesammte Ideenwelt Wirklichkeit oder, wie Schleiermacher es ausdrückte, „die Ethik Physik und die Physik Ethik“ geworden sein wird. Eine solche Philosophie, welche von der menschlichen Erfahrung ausgeht und doch zugleich an der Hand des logischen Denkens über sie hinausgeht, nennt sich mit Fug und Recht eine „ideale Weltansicht auf realistischer Grundlage“. Zimmermann's Weltansicht bildet eine wichtige Etappe in der geschichtlichen Fortentwicklung des kritischen Realismus. Will man die tiefe Bedeutung des nachkantischen Realismus würdigen lernen, so muß man sich mit ihr vertraut machen.

Geradezu einen Markstein in der Geschichte der Wissenschaft bedeutet

Zimmermann's „Aesthetik" (1858—65), welche in einen analytischen und synthetischen Theil, in eine Geschichte der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft und eine allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft zerfällt. Er hat durch sie eine klaffende Lücke von ungeheuren Dimensionen in der philosophischen Litteratur ausgefüllt. Er war der Erste, welcher das der Rechtsphilosophie, Ethik, Logik und Psychologie zugestandene Recht auf abgesonderte historische Betrachtung der Aesthetik in ihrem vollen Umfange zuerkannt und von der Theorie zur Praxis übergehend, die Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf Lotze und Trendelenburg zum Gegenstande einer in sich abgeschlossenen selbstständigen Forschung gemacht hat. Ohne Eitelkeit und Selbstüberschätzung durfte er sich den ersten Geschichtschreiber der Aesthetik nennen. Nirgends den eigenen Standpunkt verleugnend und doch überall die vornehme Ruhe des an sich haltenden Historikers bewahrend, hat das an sich bedeutende Werk bei jedem Vergleiche mit späteren Unternehmungen ähnlicher Art bisher wenigstens immer nur gewonnen. — Die Aesthetik als Wissenschaft ist nach Z. weder eine materiale, den Schein auf ein Sein beziehende, noch eine historische, den Schein seinem Ursprunge nach erklärende, sondern eine wesentlich formale, den Schein als Schein behandelnde Wissenschaft. Er nimmt mit Herbart als letzte absolute Bestandtheile alles Seins die sogenannten Realen an, welche ohne Qualität, schlechthin einfach, unveränderlich und unräumlich gedacht werden. Unser ganzes Weltbild kann demgemäß überhaupt nur in der Erfassung eines beziehungsvollen Scheins bestehen, und Gefallen und Mißfallen können sich lediglich auf die Verhältnisse der Theile dieses Scheins nach seinem Wie und Was beziehen. Der Gesichtspunkt, welcher das Wie, d. i. die Lebendigkeit, Kraft, Energie, Fülle und Mannichfaltigkeit des Scheins oder deren Gegentheile ins Auge faßt, kann der Gesichtspunkt der Quantität, derjenige, welcher die Einheitlichkeit oder Gegensätzlichkeit, die innere Uebereinstimmung oder den Widerstreit des Scheins zum Objecte hat, der qualitative heißen. Jener umfaßt das Verhältniß, in welchem das Quantum des vorschwebenden Scheins zu der Empfänglichkeit des ästhetischen Subjects steht, dieser begreift die Verhältnisse, in welchen die Theile des Scheins zu und unter einander stehen. Nach dem ersteren wird der starke, mit einem hohen Grade von Lebhaftigkeit dem ästhetischen Subjecte vorschwebende Schein von dem schwachen, nur mit einem geringen Grade von Lebhaftigkeit im Bewußtsein vorhandenen, der reiche, einen größeren Raum im Bewußtsein mit mannichfaltigem Inhalt ausfüllende Schein von dem dürftigen, mit einförmigem Inhalt erfüllten, der in sich zusammenhängende und geordnete Schein von dem zusammenhangslosen und in sich ungeordneten gesondert; nach dem letzteren werden in dem Inhalte des Scheins gleiche und ungleiche, verträgliche und unverträgliche, harmonische und disharmonische Theile unterschieden. Aus dem quantitativen Gesichtspunkte entspringt die ästhetische Idee der Vollkommenheit, welche darin besteht, daß der ästhetische Schein, sowol was dessen Vorgestelltwerden, als was dessen Vorgestelltes betrifft, zum „Vollen kömmt". Aus dem qualitativen Gesichtspunkte ergeben sich die ästhetischen Ideen des Charakteristischen, des Harmonischen, der Correctheit und der Ausgleichung. Keine der genannten ästhetischen Ideen, welche unverkennbar an das Vorbild der fünf ethischen Ideen bei Herbart erinnern, ist das ganze Schöne, aber jede derselben bezeichnet ein Element des Schönen. Die drei ersten sind die positiven Merkmale desselben, die beiden letzten dienen ihm als negative Kriterien. Erst die Vereinigung sämmtlicher ästhetischer Ideen prägt dem ästhetischen Schein die Marke der Schönheit auf.

Die frühe Beschäftigung mit der Astronomie scheint bei Z. noch lange nachgewirkt zu haben. Man wird schwerlich fehlgehen, wenn man zumal die

eigenthümliche Art, wie er das Naturschöne behandelt, die tiefsinnige Conception der in dem stillen Walten der Naturgesetze sich offenbarenden Schönheit, die Schilderung der ästhetischen Reize, welche dem Weltall im Ganzen, seiner harmonischen Gliederung, seiner erhabenen Ordnung, der strengen Regelmäßigkeit im Spiele seiner Veränderung innewohnen, auf ihre Rechnung setzt. Allein auch seine Formulirung der ästhetischen Ideen selbst und seine Analyse der die Vorstellung des Scheins im Gemüthe begleitenden Zusätze des Wohlgefallens oder Mißfallens haben vielfach ein mathematisches oder geometrisches Gepräge. Ob aber auch die Mannichfaltigkeit der ästhetisch-psychologischen Erscheinungen durch seine Formeln nicht ganz und restlos gedeckt werden mag, so war ihre Aufstellung doch von unschätzbarem Werthe; denn sie zeigten seinen Nachfolgern deutlich und sicher die Richtung, in welcher das Schöne zu suchen ist. Es läßt sich nun einmal nicht hinwegleugnen, daß von Z. zu Fechner, dem großen Schöpfer der Experimental-Aesthetik, ein gerader Weg führt.

Höchst beachtenswerth ist die Grenze, welche Z. in dem in den „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik" (1870) befindlichen Aufsatz: „Ein musikalischer Laokoon" zwischen Musik und Poesie zieht. Er spricht selbst auf die Gefahr hin, von tausenden zartfühlender Seelen als ein Barbar verschrieen zu werden, das große Wort gelassen aus, daß die Musik gedankenlos ist und dieses Geschick mit allen freien Künsten, die Dichtung ausgenommen, theilt. Gedanken im eigentlichen Sinne des Wortes sind eben nur streng gesonderte Anschauungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und diese lassen sich nur in Worten ausdrücken. Die auffallende Thatsache, daß Künstler, vornehmlich aber Tonkünstler, von ihrer Kunst abgesehen, nicht selten unbedeutende Menschen sind, wäre gar nicht zu begreifen, wenn man annähme, daß musikalische Gedanken sich mit logischen decken. Betrachten wir aber die letzteren und die Ton-, Farben- und Formvorstellungen als verschiedene Vorstellungskreise, so ist jene Erscheinung leicht zu erklären. Gerade je ausschließlicher in einem Individuum ein Vorstellungskreis entwickelt ist, desto dürftiger fallen die anderen aus. Neben reichster Ton- und Harmonienfülle findet die größte Gedankenarmuth Platz. Umgekehrt wäre bei dem Dichter, in welchem das rhythmische, das musikalische und das Gedankenelement zusammenwirken, eine gleichzeitige Entwicklung aller drei dahinbezüglichen Vorstellungskreise unschwer denkbar, wenn eine glückliche Anlage und eine geregelte Erziehung Hand in Hand mit einander gehen würden. Damit soll selbstverständlich dem eigenthümlichen Werthe der Musik nichts genommen, nur von dem ihr angedichteten soll sie befreit werden. Ihre allzu guten Freunde sind es, vor denen sie behütet werden soll. Wenn der Componist Gedanken auszudrücken hätte, „er würfe, je größere es sind, desto eher ein so unbehülfliches Werkzeug wie die Töne weg und schriebe Bücher statt dessen oder dichtete Verse". Eben weil sein Geist auf Schöpfungen gerichtet ist, die keine poetischen, philosophischen und politischen, sondern rein musikalische Gedanken enthalten, schafft er Harmonien und nur Harmonien. Von ihm verlangen, er solle Gedanken haben, heißt vom Orangenbaum verlangen, daß er Birnen tragen solle.

Bernhard Münz.

Zimmermann: Balthasar Friedrich Wilhelm Z. wurde am 2. Januar 1807 in Stuttgart geboren. Sein Vater Wilhelm Friedrich Z., ursprünglich Weingärtner, war nach seiner Heirath mit Friederike Margarethe Elisabeth, Tochter des Cabinetsdieners Scheerer, Küchenbediensteter bei Hof geworden. Die Armuth der Eltern hatte zur Folge, daß der begabte Knabe erst spät zu lernen anfing. Doch bald machte er die raschesten Fortschritte. Als er im Herbst 1821 in das Seminar Blaubeuren eintrat, war er der geistig entwickeltste von allen seinen Compromotionalen, darunter G. Pfizer, Fr. Strauß und Fr. Vischer.

1825 trat er in das Stift zu Tübingen ein und absolvirte 1829, ein Jahr früher, als seine Promotion, mit befriedigendem Examen. Auch wurde er eines katechetischen Preises würdig erfunden. 1840 wurde er Doctor der Philosophie. Da inzwischen seine Vermögenslage sich gebessert hatte, konnte er bis 1840 als Privatgelehrter in Stuttgart leben. Vom 13. Mai 1840 bis 1847 war er Helfer in Dettingen und Pfarrer in Hülben. In letzterem Jahre erhielt er den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Litteratur, sowie Geschichte an der polytechnischen und Oberrealschule in Stuttgart mit dem Titel Professor. Am 23. April 1848 wurde er für Hall, Crailsheim und Gaildorf als Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung gewählt und schloß sich in der Paulskirche der äußersten Linken „Donnersberg“ an. 1849 und 1850 war er Abgeordneter für Hall zur constituirenden Versammlung. Wegen Betheiligung am Rumpfparlament wurde er 1851 aus dem Staatsdienst entlassen. Vom Mai 1851 bis November 1854 war er Landtagsabgeordneter für Leutkirch und saß als solcher auf der äußersten Linken. Erst 1854 wurde er wieder als Pfarrer in Leonbronn im Zabergäu im Staats- bezw. Kirchendienst angestellt und wurde 1864 Pfarrer zu Schnaitheim an der Brenz. Seit 1872 lebte er als Pfarrer in Owen bei Kirchheim. Am 22. September 1878 starb er zu Mergentheim und fand am 25. in Owen die letzte Ruhestatt.

Dem geist- und phantasievollen Manne verdankt man zahlreiche, meist populäre und patriotische Geschichtsbücher, welche freilich nicht ohne Tendenz geschrieben und nicht immer zuverlässig sind. Schon 1831 trat er mit eigener Gedichtsammlung hervor. Seine Gedichte erschienen 1839 in 2. und 1854 in 3. Auflage. 1833 verfaßte er ein Trauerspiel „Masaniello“ und die Novelle „Franziska von Hohenheim“, 1834 die Novellen „Amor's und Satyr's“, „Fürstenliebe“, „Cornelia Bororquia“, sowie eine Geschichte Württembergs, 1836 „Prinz Eugen der edle Ritter“ und die Befreiungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon. Auch verfaßte er 1836/7 eine „Geschichte Württembergs nach seinen Sagen und Thaten“. 1837 gab er mit E. Mörike das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellen heraus. 1838 erschien seine „Geschichte der Hohenstaufen oder Kampf der Monarchie gegen Papst und republikanische Freiheit“ (2. Aufl. 1865). 1841 veröffentlichte er, größtentheils nach Acten des Stutigarter Archivs, die „Geschichte des Bauernkriegs“, deren zweite Ausgabe er dem Altmeister Schlosser widmete. Das Werk ruht auf ernsthaftem Quellenstudium. Geistreich beherrscht er den Stoff, angenehm, leicht fließend ist die Darstellung; leider aber hat der Verfasser es sich angelegen sein lassen, auch diesem Werke eine tendenziöse Färbung zu geben, wodurch dessen Zuverlässigkeit entschieden leidet. Im gleichen Jahre (1841) erschien sein deutscher Kaisersaal (1856 in 2. Aufl.). 1846 veröffentlichte er die „Geschichte der deutschen Nationallitteratur“ und 1847 die „Geschichte der Poesie aller Völker“. Seit dem Jahre 1848 setzte er Wirth's „deutsche Geschichte“ fort. Für die im October 1852 gegründete Stuttgarter Flora schrieb er viel. Auch lieh er seine Feder zum Werke „Württemberg, wie es war und ist“. 1854 gab er eine „Weltgeschichte für gebildete Jungfrauen“ heraus. 1855 veröffentlichte er eine „Kirchengeschichte“ und 1862 „Wahre Geschichten aus der vaterländischen Geschichte“, 1869 erschien seine „Lebensgeschichte der Kirche Jesu Christi“. Der von ihm 1866 veröffentlichten Kriegsgeschichte dieses Jahres folgte „Der deutsche Heldenkampf 1870—1871“. In früheren Schriften hatte er seiner Abneigung gegen Preußen Luft gemacht. Doch befreundete er sich schließlich mit dem seit 1866 und 1870 eingetretenen politischen Umschwung.

Schwäbische Chronik 1878, S. 1905. — Im neuen Reich 1878, 2, 579—581. — J. Hartmann, Chronik d. Stadt Stuttgart 1866, S. 200,

229, 252. — A. Müller-Palm, Z. 50jähr. Jubiläum d. Neuen Tagblatts. Stuttgart 1893, S. 39. **Theodor Schön.**

Zimmern: Johann Oswald von Z., katholischer Theologe, † am 22. Februar 1680 zu Ingolstadt. Sein Geburtsort wird Welchheim (so Veith), Wellheim oder Weldenheim (Mederer) genannt; da er nach Mederer's Angabe im 76. Jahre seines Alters starb, so wird er 1604 oder 1605 geboren sein. Seit 1624 studirte er an der Universität Ingolstadt. Aus der Vorrede seines „Opusculum asceticum de oratione“ (s. unten) erfahren wir, daß er im Jahre 1631, nachdem er zwei Jahre und anderthalb Monate lang Hofcaplan und wirklicher geistlicher Rath des Fürstbischofs von Augsburg, Heinrich von Knöringen, auch ein halbes Jahr Kanonikus an St. Peter in Dillingen gewesen war, zum Pönitentiar und Visitator der Diöcese Augsburg ernannt wurde und dieses Amt am 17. December 1631 antrat; er versah dasselbe bis zur Einnahme Augsburgs durch die Schweden am 20. April 1632, blieb dann noch in der Stadt bis zum 19. Mai 1633, an welchem Tage er mit dem übrigen katholischen Clerus dieselbe verließ; von da bis Ende 1635 hielt er sich zu Füssen und in dem Schlosse Hopferau im Allgäu und zu Reutte in Tirol auf, mit der Abfassung ascetischer Schriften beschäftigt. (Bis zu diesem Zeitpunkte gehen die a. a. O. von Z. gemachten Mittheilungen.) Z. war auch Kanonikus zu St. Moriz in Augsburg, Doctor der Theologie und Licentiat beider Rechte. Im J. 1636 erhielt er die Pfarrei zu St. Moriz in Ingolstadt, in welche er am 2. März dieses Jahres installirt wurde. Am 25. April desselben Jahres wurde er zum Professor der heiligen Schrift an der Universität daselbst ernannt; ebenfalls noch in demselben Jahre wurde er Prokanzler der Universität. Während der 44 Jahre seiner akademischen Lehrthätigkeit war er 13 Mal Rector der Universität; zum ersten Mal ebenfalls schon 1636, sodann in den Jahren 1638, 1639, 1641, 1643, 1646, 1649, 1652, 1656, 1660, 1663, 1666, 1670. Vom Jahre 1675 an war er infolge von dauernder Kränklichkeit und Altersschwäche nicht mehr fähig, seine Aemter zu versehen. Als Professor und Pfarrer sollte er durch Johann Georg Zöpfl ersetzt werden, der aber doch erst nach seinem Tode sein Nachfolger wurde. Dagegen wurde er im Amte des Prokanzlers der Universität im J. 1677 ersetzt durch Ignaz Christoph Kherl. Am 8. Mai 1678 beging er noch in aller Stille in seiner Pfarrkirche sein 50jähr. Priesterjubiläum und starb zwei Jahre später, „allgemein geachtet und besonders als pater pauperum verehrt“. — Im Druck ließ er erscheinen: „Compendiosa et facilis ad coelum via, facilisque modus augendi gratiam Dei in terris, et gloriam in coelis“ (Ingolstadii 1637); diese Schrift, die dem Fürstbischof Marquard von Eichstätt als Gratulationsschrift aus Veranlassung seiner Wahl zum Bischof gewidmet ist, war im J. 1630 verfaßt, während Z. mit dem Fürstbischof von Augsburg auf dem Reichstage zu Regensburg anwesend war. Desgleichen ist auch Zimmern's zweite Schrift demselben Bischof von Eichstätt gewidmet: „Opusculum asceticum et pium de oratione, ex ss. Literis praecipue contextum“ (Ingolstadii 1663; auf dem zweiten Titelblatt mit dem längeren Titel: „Oratio omnibus usu rationis praeditis hominibus necessaria vel utilissima, praecipuum opus atque negotium ab ecclesiasticis personis peragendum. Ex sacris Scripturis aliisque probatis authoribus methodice digesta, suisque encomiis depraedicata, atque cum pluribus, si non omnibus circumstantiis suis utiliter et jucunde ponderata et explicata“). Nach der Aussage der Vorrede war diese Schrift schon 1632/3, während des Jahres, das Z. noch unter der Schwedenherrschaft zu Augsburg zubrachte, der Hauptsache nach verfaßt. Von den weiteren in deutscher Sprache verfaßten Schriftchen, die in den Jahren des Exils 1633—35 entstanden, und deren Erscheinen er in der genannten Vorrede

noch in Aussicht stellt, scheint nichts mehr gedruckt zu sein; ebenso nichts aus der Ingolstadter Zeit. Die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt von Z. ein Manuscript, Cod. lat. Mon. 2225 (a. 1636—1660, 592 pagg.): „Joannis Oswaldi a Zimmern Universitatis Ingolstadiensis cancellarii autographae orationes academicae cum catalogo eorum qui sub ipso ad licentiatus et doctoratus honores provecti sunt“.

Mederer, Annales Ingolst. Acad., P. II (1782), p. 237, 274, 275, 277; P. III, p. 13, 33, 38 s. — Kobolt, Baier. Gelehrten-Lexikon (Landshut 1795), S. 780; Ergänzungen (1824), S. 302 f. — Veith, Bibliotheca Augustana, Alphab. XII (Aug. Vind. 1796), p. 119—122. — Prantl, Geschichte d. Univ. in Ingolstadt, Landshut, München (1872), Bd. I, S. 408, 469 f.; Bd. II, S. 502. Lauchert.

Zimmern: Siegmund Wilhelm Z., Jurist, geboren am 4. März 1796 zu Heidelberg, † dortselbst am 9. Juni 1830. Z., von jüdischen Eltern aus dem Kaufmannsstande geboren, besuchte das Gymnasium und seit October 1813 die Universität seiner Vaterstadt; er widmete sich dem Rechtsstudium, erwarb im Februar 1817 die Würde eines Doctors beider Rechte und begab sich behufs weiterer Ausbildung noch auf ein Halbjahr nach Berlin und auf ein ganzes Jahr nach Göttingen. Zurückgekehrt habilitirte er sich in Heidelberg an der Juristenfacultät als Privatdocent, erhielt im Mai 1821 den Titel eines großherzoglich badischen Rathes, trat im September desselben Jahres in Karlsruhe zur lutherischen Kirche über, und wurde im nächsten Monate (Octbr. 1821) zum ordentlichen Professor der Rechte ernannt. Am 26. September 1823 verheirathete er sich mit Karoline Walther aus Hanau, welcher Ehe eine Tochter und ein Sohn entsprossen. Im Herbste 1826 siedelte er infolge empfangenen Rufes als 6. ordentlicher Professor der Rechte nach Jena über, und wurde nach Ablehnung eines Rufes an die Breslauer Hochschule zu Michaeli 1827 zugleich zum 5. akademischen Rathe am gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichte zu Jena ernannt. Im Herbste des folgenden Jahres von einer Reise in seine Heimath krank zurückgekehrt sah er sich genöthigt im Frühjahre 1829 seine Vorlesungen einzustellen. Zur Wiedererlangung seiner Gesundheit beabsichtigte er eine Reise ins südliche Frankreich, kam aber nur bis Heidelberg. Den Winter 1829/30 brachte er der Landluft halber auf einem Dorfe bei Heidelberg zu, im Frühjahr 1830 kehrte er dorthin zurück, und starb daselbst am 9. Juni 1830 erst 34 Jahre alt.

Z. war ein eifriger Lehrer und fleißiger Schriftsteller; er verfaßte außer zahlreichen Recensionen und Besprechungen in verschiedenen Zeitschriften mehrere Abhandlungen civilistischen Inhaltes, welche hauptsächlich im Archiv f. civilist. Praxis (Bd. I bis XI incl.) erschienen sind. Von seinen größeren Arbeiten ist besonders hervorzuheben: „Geschichte des römischen Privatrechts bis Justinian“ (Bd. 1 in 2 Abthlgn. Heidelberg 1826, Bd. 3 ebd. 1829). Ein ziemlich erschöpfendes Schriftenverzeichniß im N. Nekrolog d. D., Jg. VIII, S. 487 u. 88.

N. Nekrol. d. Dtschn. Jahrg. VIII. 1830, Thl. 1, S. 486—88. — Günther, Lebensſk. d. Profess. d. Univ. Jena. 1858. v. Eisenhart.

Zimmern: Wilhelm Werner Freiherr von Z. wurde am 6. Januar 1485 als der jüngste von vier Söhnen des Freiherrn Johann Werner v. Z. und dessen Gemahlin, der Gräfin Margarethe v. Oettingen, zu Meßkirch geboren. Die Stammburg seines Geschlechtes, von der dieses den Namen führte, war das jetzt in Ruinen liegende Schloß Herrenzimmern links vom Neckar zwei Stunden unterhalb der Stadt Rottweil. Die Herrschaft Meßkirch hatten die Herren von Zimmern schon im Jahre 1354 durch Heirath erworben. Wilhelm Werner's Jugend fiel in eine traurige Zeit. Sein Vater Hans Werner wurde am 8. Ja-

nuar 1488 von Kaiser Friedrich III. zu Innsbruck in die Acht erklärt und seine Besitzungen dem Reiche zugesprochen. Er war in die kaiserliche Ungnade gefallen, weil er angeblich bei dem Erzherzog Sigmund von Oesterreich, dessen Rath er war, gegen den Kaiser intriguirt hatte, indem er dem Erzherzog die Meinung beibrachte, der Kaiser habe ihn mit Gift aus dem Wege räumen wollen, und so Veranlassung wurde, daß der Erzherzog seine Länder dem Hause Oesterreich zu entfremden suchte. Die Zimmern'schen Besitzungen wurden von den Grafen von Werdenberg für das Reich eingezogen. Hans Werner († 1495) hatte bereits längst das Zeitliche gesegnet, als seine Familie endlich im Jahre 1504 ihre Besitzungen, Ehren und Würden zurückerhielt. Während dieser Ereignisse wurde der noch nicht vierjährige Wilhelm Werner zum Grafen Georg von Werdenberg-Sargans nach Ortenstein, einem romantisch auf einem Felsen über dem Rhein gelegenen Schloß im bündischen Domleschgerthal, gebracht. Dort wurde er von dem Grafen Georg, der kinderlos war, etliche Jahre erzogen und sogar zum Erben eingesetzt; allein aus der Erbschaft wurde nichts, vielmehr der junge Herr nach Absterben des Werdenbergers wiederum zu seiner Mutter nach Rottweil geschickt. Diese gab ihn zur weiteren Erziehung an den Stuttgarter Hof, wo er nebst einigen anderen Söhnen vom Adel mit dem jungen Herzog Ulrich von Württemberg gemeinschaftlichen Unterricht genoß. Nachdem er nun etliche Jahre bei Hof gewesen war und sich die dauernde Zuneigung seines fürstlichen Mitschülers erworben hatte, bezog er im J. 1504 die Universität Tübingen, dann Freiburg i. Br. (hier immatriculirt d. 31. Oct. 1504), wo er bis zum Jahr 1509 blieb und sich mit Eifer juristischen und philologischen Studien hingab. Es wird von ihm rühmend hervorgehoben, daß er, als er in Freiburg zum Rector erwählt war, seine lateinischen Reden selbst ausgearbeitet habe. In sein Rectoratsjahr fiel der Tod König Philipp's von Spanien (1506), weshalb Wilhelm Werner statt der üblichen rothen Rectorkappe der Trauer wegen eine schwarze tragen mußte. Sein Lehrer war unter anderen der Dominicaner Dr. Georg Northofer (geb. 1456), Mitglied der theologischen und philosophischen Facultät, welcher im J. 1508, als er zum fünften Mal Rector war, von dem adeligen Studenten Johann Gaudenz von Blumneck auf offener Straße und am hellen Mittag ermordet wurde. Von der Hochschule heimgekehrt verzichtete Wilhelm Werner zu Gunsten seiner beiden Brüder Hans Werner und Gottfried Werner (der älteste, Veit, war mittlerweile gestorben) gegen Vorbehalt eines jährlichen Leibgedinges und des Oeffnungsrechtes zu der Burg Wildenstein (im Donauthal bei Beuron gelegen) auf seine ganze Erbschaft, da er beabsichtigte, in den geistlichen Stand zu treten. Er bewarb sich eifrig um die Erlangung einer Domherrnpfründe zu Konstanz und erfreute sich hoher Fürsprache. Allein aus der Sache wurde nichts; die Mehrzahl der Kanoniker zu Konstanz sah seinen Eintritt in das Capitel nicht gern, um nicht die Zahl der hochadeligen Mitglieder noch vermehren und diese zu mächtig werden zu lassen. Als Wilhelm Werner Jahr und Tag hingehalten wurde, gab er seine Absicht auf und wandte sich einem anderen Berufe zu. Er versah dann, durch seine Studien vortrefflich geschult, bei 20 Jahren das Amt eines Hofrichters zu Rottweil und zwar als Statthalter der Grafen von Sulz, die dieses Amt als ein erbliches Lehen seit dem Jahre 1360 innehatten. Er besaß eine Behausung zu Rottweil, wohnte aber auch viel auf dem benachbarten Schloß Herrenzimmern, das er von Heinrich, dem Bastardsohne seines Großoheims Gottfried hatte erwerben können, nachdem ihm seine beiden Brüder das ihnen zustehende Lösungsrecht übertragen hatten. Auch die Herrschaft Oberndorf hat Wilhelm Werner eine Reihe von Jahren besessen. Um die Fastnacht 1521 konnte er in sein neuhergerichtetes Heim zu Herrenzimmern die Freiin Katharine v. Lupfen als seine Gattin ein-

führen. Das Eheglück war jedoch nur von kurzer Dauer. Schon um Frohnleichnam (30. Mai) desselben Jahres verschied sie zu Engen in der Herrschaft Hewen, wohin sie sich zu dem für ihren verstorbenen Vater gehaltenen Dreißigsten begeben hatte, infolge eines Unglücksfalles. Wilhelm Werner ging noch eine zweite Ehe ein mit Amalia v. Leuchtenberg, der Wittwe des Grafen Leonhard vom Hag. Im J. 1529, am 19. Juni, übernahm er, vom Kaiser berufen als ein dem Herrenstande angehöriger und zugleich juristisch gebildeter Mann, eine Stelle als Beisitzer am Reichskammergericht. Als solcher konnte er auch vorkommenden Falles den Kammerrichter vertreten, und wirklich wurde er im Jahre 1539 durch das Vertrauen seiner Mitassessoren, nachdem Hans v. Pfalz-Simmern das Kammerrichteramt aufgegeben hatte, zum Verwalter dieser wichtigen Stelle berufen. Erst im J. 1541 wurde der Posten wieder definitiv besetzt und zwar durch den Grafen Hans v. Montfort, der bis 1539 neben Wilhelm Werner Assessor war. Es geschah wol hauptsächlich infolge dieser Ernennung, daß letzterer seine Stelle am Kammergericht ganz niederlegte (1541). Die Zimmerische Chronik gibt zwar vornehmlich drei andere Gründe an, die Wilhelm Werner dazu veranlaßten, nämlich einmal weil die protestirenden Stände damals so gar überhand genommen und die Gerichtspersonen sich in größter Unsicherheit befunden hätten, auch nach und nach die Neugläubigen in das Collegium eingedrungen und dadurch Zwietracht und Mißtrauen entstanden seien, schließlich weil die Gehaltsverhältnisse so gar im Argen lagen. Letztere wurden jedoch vor seinem Abgange geregelt. Während dieser Speierer Amtsführung, die in eine für das Reichskammergericht äußerst wichtige Epoche fiel, verlor Wilhelm Werner seine Gemahlin, welche im J. 1538 unerwartet schnell in Rottweil, wo sie seit den Unruhen des Bauernkriegs ihr Domicil beibehalten hatte, verschied. Die Ehe war kinderlos geblieben. In demselben Jahre wurden die drei Zimmerischen Brüder von Kaiser Karl V. namentlich auch in Erinnerung der Verdienste Wilhelm Werner's am Hofgericht in Rottweil und am Kammergericht in Speier in den erblichen Grafenstand erhoben. Nach seinem Weggang von Speier benutzte Wilhelm Werner seine Muße, um sich auf seinem Schloß Herrenzimmern namentlich historischen und antiquarischen Studien hinzugeben. Allein sie sollte nicht allzu lange währen. Denn als es galt nach den unruhigen Zeiten des Schmalkaldischen Krieges das Kammergericht, dessen Thätigkeit mehrere Jahre beinahe ganz geruht hatte, wieder in Gang zu setzen, da lenkte sich das Augenmerk Kaiser Karl's wieder auf den Zimmerischen Grafen. Ein Decret vom 7. August 1548 berief ihn an die Spitze dieses vornehmsten Gerichtshofes und am 1. October konnte zu Speier durch den dortigen Bischof Philipp von Flersheim als kaiserlichen Commissarius die feierliche Beeidigung und Investitur stattfinden. Ohne daß Wilhelm Werner irgendwie den Juristen von hervorragender Bedeutung beizuzählen wäre, wird doch seiner Amtsführung in den Visitationsberichten das größte Lob gespendet. Von den gleichzeitig Berufenen sind vor allem zu nennen Joachim Mynsinger von Frundeck, Werner Koch, Wolfgang Hunger und dann der bekannte Historiker Wiguleus Hund. Nachdem Wilhelm Werner bei sechs Jahren kais. Kammerrichter gewesen war, in welcher Zeit die Wirksamkeit des Gerichts durch Kriegsstürme erheblich gehemmt wurde, zog er sich (7. Februar 1554) vom Amte zurück. Verschiedene Mißstände, die er beklagte, wie auch sein Alter wirkten wol zusammen, um ihn zu diesem Entschluß zu bringen. Er wohnte von nun an wiederum zu Zimmern. Aber nochmals ist er 1556 als kaiserlicher Commissar neben dem Abt Gerwig von Weingarten bei einer Visitation des Kammergerichts thätig. Nach einem langen ruhigen Lebensabend beschloß der Graf seine Tage am 7. Januar 1575, so daß er genau 90 Jahre und einen Tag alt wurde. Seiner Verordnung

gemäß wurden die sterblichen Ueberreste in der Zimmerischen Familiengruft in Meßkirch beigesetzt, das Herz aber in der Schloßcapelle zu Herrenzimmern, seinem Lieblingsaufenthalt, unter dem Altarboden niedergelegt, so daß der celebrirende Priester genau über demselben stand. Als später die Schloßcaplanei verlegt wurde, kam das Herz mit bischöflicher Genehmigung in die Capuzinerkirche zu Rottweil. Nach der Aufhebung des Klösterchens wurde es durch einen Besitzer desselben 1839 an den Fürsten von Fürstenberg verkauft und befindet sich seitdem im fürstlichen Archive zu Donaueschingen.

Was das Andenken des Grafen namentlich auf die Nachwelt gebracht hat, das sind seine historischen Arbeiten, für die er von Jugend auf gesammelt hat. Er liebte es, seine Werke, die meist genealogischen Inhalts sind, mit eigenen Federzeichnungen, namentlich von Wappen zu versehen. Diese Zeichnungen, zum Theil schön colorirt, verrathen eine geübte, gut geschulte Hand. Von seinen Schriften sind erhalten: „Genealogie der Grafen von Kirchberg, des von der vierten Tochter des letzten Grafen von Heiligenberg abstammenden Zweiges“. Originalhandschrift mit Federzeichnungen in der fürstl. Bibliothek zu Donaueschingen; „Genealogie der Grafen von Montfort, des von der fünften Tochter des letzten Grafen von Heiligenberg abstammenden Zweiges“. Originalhandschrift ebenda; „Genealogieen hauptsächlich Schwäbischer Geschlechter“. Originalhandschrift ebenda; „Des kaiserlichen Kammergerichts zu Speier Kammerrichter, Beisitzer und Doctores von 1529—1553“. Originalhandschrift ebenda (für die Geschichte des Gerichts selbst bedeutungslos); „Krönungs-, Begräbnis-, Hochzeits- und Belehnungsfeierlichkeiten von 1486—1558“. Originalhandschrift ebenda; „Genealogische Notizen, die gräfliche Familie Zimmern betreffend“, in einem Psalterium auf dem leeren Raum der sechs Kalenderblätter niedergeschrieben. Originalhandschrift ebenda; „Zimmerischer Totentanz“, er enthält a) Geistliches A B C. b) Spiegel der Kranken. Es sind Betrachtungen über den Tod, die der Graf theils aus anderen Schriftstellern und Dichtern zusammengestellt, theils selbst verfaßt hat. Originalhandschrift in der gräfl. Königseggischen Bibliothek zu Aulendorf mit vielen und guten Malereien, die zum Theil dem Holbein'schen Totentanz entlehnt sind. Auch das Bildniß des Grafen und seiner ersten Gemahlin befindet sich unter den Illustrationen dieser Hdschr.; „Jahrgeschichten des Geschlechts von Zimmern“, auf den Rand des einem Gebetbuch vorangehenden Kalenders geschrieben. Originalhandschrift in der großherzogl. Hofbibliothek zu Karlsruhe. Das Hauptwerk des Verfassers ist eine fünfbändige „Chronik von dem Erzstifte Mainz und dessen Suffraganbisthümern“, die nach mehr als zwölfjähriger Arbeit sehr wahrscheinlich 1550 vollendet wurde. Entgegen dem Verbot des Verfassers ist die Chronik nicht zusammengeblieben, sondern unter die Erben getheilt worden, so kommt es, daß sich das erste Buch, von dem Erzstift Mainz handelnd, in Originalhandschrift in der großh. Bibliothek zu Weimar (der Entwurf dazu abschriftlich in Wolfenbüttel), das zweite Buch, die Bisthümer Worms, Würzburg und Eichstädt umfassend, in Originalhandschrift in der fürstl. Bibliothek zu Donaueschingen, das vierte Buch über die Bisthümer Chur, Hildesheim und Paderborn in Originalhandschrift in der königl. Hausbibliothek zu Stuttgart befindet. Alle drei Bände sind mit Wappenmalereien geschmückt. Auch das fünfte Buch, welches die Bisthümer Halberstadt, Konstanz und Augsburg behandelt, hat sich kürzlich in einem Codex der Universitätsbibliothek Gießen wiedergefunden, und zwar ist diese Copie von dem Verfasser selbst durchgesehen. Das dritte Buch über die Bisthümer Speier, Straßburg und Verden ist bis jetzt noch verschollen. Das ganze Werk, welches von großer Belesenheit des Verfassers und Vertrautheit mit den mittelalterlichen Ueberlieferungen zeugt, hat durchaus den Charakter einer für den

Hausgebrauch bestimmten Compilation. Für die Geschichte der Historiographie ist es nicht ohne Bedeutung. Auch möge hier die in Donaueschingen befindliche und mit Wappen und anderen Malereien gezierte Abschrift der Reichenauer Chronik des Gallus Öhem genannt werden.

Dann ist vor allem noch zu erwähnen die Betheiligung Wilhelm Werner's an der Abfassung der Zimmerischen Chronik, jener unvergleichlichen Quelle für die deutsche Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Längere Zeit galt unser Graf für den Verfasser. Das ist er jedoch nicht; verfaßt ist die Chronik vielmehr von dem Grafen Froben Christoph von Zimmern und seinem Secretär Johannes Müller. Aber Wilhelm Werner hat mannichfache Beiträge geliefert. Auch zwei Gedichte von ihm, einen geistlichen Spruch und ein launiges Gedicht von einem weltlichen Kloster, hat dieses 1566 vollendete Werk der Nachwelt erhalten. Der Graf war auch ein fleißiger Sammler von allerhand Antiquitäten und Seltenheiten, so daß seine „Wunderkammer" eine Sehenswürdigkeit bildete. Seine berühmte „Liberei" wird mehrfach erwähnt. Ein bedauerlicher Unfall traf ihn, als er zur Zeit des Fürstenkrieges seine Schätze von Speier nach Zimmern flüchtete. Den Fuhrleuten gerieth ein Wagen mit zwei Fässern beladen in die Kinzig und konnte nur mit Noth wieder herausgebracht werden. In den Fässern befanden sich aber des Grafen beste Manuscripte und Collectaneen, die er von Jugend auf mit größter Mühe zusammengebracht hatte. Durch das eingedrungene Wasser faulten die Schriften in den Fässern, so daß nicht der dritte Theil mehr leserlich war.

Wilhelm Werner war ein heiterer, lebensfroher Mann, aus dessen Speierer Zeit manch lustig Stücklein erzählt wird, geneigt zu Wagnissen, ein biederer Charakter von einfachem Wesen, wohlwollend für seine Umgebung und mildthätig gegen die Armen, kurz — ein guter, frommer Herr, wie er wiederholt genannt wird. Er war bereits in die Mannesjahre eingetreten, als der religiöse Kampf anbrach. In diesem stand er, obschon nicht blind gegen die mannichfachen Gebrechen ihrer Diener, durchaus auf der Seite der katholischen Kirche, der er zeitlebens ein innig ergebener Anhänger blieb; im übrigen wurzelte er durchaus in den Anschauungen seiner Zeitgenossen.

Vgl. Zimmerische Chronik hsg. von Barack. 4 Bde, 2. Aufl. Freiburg u. Tübingen 1882, besonders Nachwort 4, 327 ff. — Ruckgaber, Geschichte der Grafen von Zimmern. Rottweil 1840. — Franklin, Die freien Herren und Grafen von Zimmern. Freiburg i. B. und Tübingen 1884. — Beschreibung d. Oberamts Rottweil. Stuttgart 1875. — Ludwig, Ein wiederaufgefund. Band d. Mainzer Erzstiftschronik d. Grafen W. W. von Zimmern, in Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. 12, 245 ff. G. Tumbült.

Zincgref: Julius Wilhelm Z., deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, wurde am 3. Juni 1591 zu Heidelberg als der Sohn des aus Simmern stammenden kurfürstlichen Rathes Lorenz Z. und der Heidelbergerin Margareta Dreschin geboren. Nach vollendetem 16. Lebensjahre wurde er am 5. October 1607 an der Heidelberger Universität immatriculirt. Hier widmete er sich vorerst philosophisch-philologischen Studien unter der Leitung von Jan Gruter u. A. Später wendete er sich der Rechtsgelehrsamkeit zu und hörte die Vorlesungen von Daniel Nebel, Calvin, Hofmann und Bachofen von Echt. Im J. 1612 trat er eine mehrere Jahre umfassende Studienreise an, nachdem er vorher einen längeren Aufenthalt in Basel genommen hatte. Er durchzog die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande, nach der Sitte damaliger gelehrter Reisender überall persönliche Beziehungen zur gelehrten Welt jener Länder anknüpfend. Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte er nach Heidelberg zurück und wurde daselbst zum Doctor juris promovirt. Nach dem 1619 erfolgten Ableben

seiner Mutter, bei der er diese Zeit über gelebt hatte, zog er, als die kriegerischen Ereignisse in der Pfalz immer drohender wurden, für einige Zeit nach Heilbronn, um, als die Verhältnisse in Heidelberg beruhigter schienen, wieder dorthin zurückzukehren. Er nahm hier nun die Stellung eines Generalauditors der Heidelberger Garnison an, mußte aber, als im September 1622 die Neckarstadt von den bairischen Truppen erobert und besetzt wurde, sein Haus, seine Habe und seine Bücher verlassen und flüchten. Er gelangte zuerst nach Frankfurt, und als er hier, wie sein Biograph Weidner berichtet, keinen Aufenthalt erlangen konnte, setzte er seine Flucht nach Straßburg fort. Hier hatte er das Glück bald eine Stellung zu erlangen, indem ihn der französische Gesandte Wilhelm Marescot für seine Rundreise an die deutschen Höfe als Dolmetsch gewann. Doch unterwegs wird Z. von einer schweren Krankheit überfallen, und muß sich in Stuttgart von seinem Herrn trennen. Genesen kehrt er nach Straßburg zurück, zog von da nach Worms und vermählte sich daselbst 1626, im Jahre als er diese Stadt wieder verließ, mit der Tochter des hessischen Commissärs in St. Goar, Agnes Nordeck verwittweten Patrick, einer „mit allen Gaben des Geistes, des Leibes und des Glückes aufs reichste ausgestatteten" Frau. Z., der die letzten Jahre ohne Amt verbracht hatte, wurde, als Gustav Adolf Kreuznach eingenommen hatte, vom Pfalzgrafen Philipp Ludwig zum Landschreiber daselbst bestallt. In gleicher Stellung kam er dann vom Kurfürsten Karl gesendet nach Alzey. Aber der „große Krieg", dessen Lärm selbst in Zincgref's stille Hochzeitsfeier hineinklang, ließ ihn nicht lange auf seinem Posten. Als die Ereignisse drohender wurden zog er nach St. Goar. Auf der Reise dorthin wurde er von weimarischen Marodeuren überfallen, ausgeraubt und verwundet. In traurigstem Zustande traf er endlich bei dem Vater seiner Frau ein. Nicht lange sollte er sich der wiedergewonnenen Ruhe freuen, am 12. November 1635 wurde der kaum 45jährige in St. Goar vom schwarzen Tod, der in Deutschland wüthete, dahingerafft. —

Schon als ein typisches Beispiel für die Verheerungen, die all der Jammer und das Elend der Zeit damals anrichteten, ist Z. eine beachtenswerthe Erscheinung. An ihm und seinem ununterbrochen gehemmten und gestörten Lebenslaufe ist deutlich zu erkennen, welche Summe von Begabung, von Ansätzen zu großen Leistungen durch den „blutleckenden Krieg" vernichtet wurden, und der Humanismus, gerade als er das deutsche Leben zu durchdringen begann und aus einer fremden Geistesrichtung sich in einen Factor der nationalen Bildung zu verwandeln im Begriffe war, in all seinen Wirkungen aufgehalten wurde. Wie eine regelrechte Schicksalstragödie wickelt sich Zincgref's Leben ab. Sein Verhängniß ist daß er in dieser jammervollen Zeit geboren ist, und dafür verfolgen ihn die Furien des Krieges und der Krankheit so lange bis der schwermüde Mann durch den Tod erlöst wurde. Und diese Unruhe seines Lebens spiegelt sich auch in seinen Leistungen wieder. Er hatte alle Gaben Leiter und Führer der jungen Kräfte zu sein, die das große Ziel anstrebten den Deutschen eine nationale Renaissancelitteratur zu schaffen. Aber jede tiefere Einwirkung auf seine Zeitgenossen wurde durch die äußere Bewegtheit seines Lebens unmöglich gemacht. „Ach was hab ich nun erlebt für schwere Zeiten, mir wird mein Muth und Sinn von Unmuth all' verstört" singt er selbst einmal ganz verzweifelt. Z. hat als der Erste die historische Wendung in der deutschen Dichtung erkannt, die mit dem Auftreten von Martin Opitz beginnt, und mit der von ihm 1624 besorgten Ausgabe der Opitz'schen Gedichte eine litterarhistorisch bedeutsame That geleistet. Aber durch eigene Leistungen vorbildliche Muster zu bieten gestattete ihm sein Können nicht, das infolge der hemmenden Einflüsse nie zur Reife gelangen konnte. Aber wenn er auch in den meisten

seiner Schriften zu reineren und dauernden künstlerischen Wirkungen gelangte, so verleugnet er doch nirgends den freien und selbständigen Geist, seinen sicheren Blick für alles Bedeutende, seinen festen rechtlichen Sinn und die kritische Fähigkeit alle Fehler und Schwächen der Zeit zu beobachten.

In Z. verkörperte sich das humanistische Bestreben, die deutsche Dichtung und deutsche Wissenschaft der der vorgeschritteneren Culturnationen anzugleichen, und der für die ganze folgende Zeit charakteristische Zug, weltbürgerliche Bildung mit nationaler Tendenz zu verbinden, ist in Z. schärfer ausgeprägt als bei irgend einem Zeitgenossen. Gleich seine „Facetiae Pennalium", seine Schulpossen (1618), die in mindestens sieben vermehrten und verbesserten Auflagen erschienen sind, sind von dieser humanistischen Tendenz durchtränkt. Diese Sammlung enthält in ihrem ersten Theile Anekdoten, die z. Th. aus abgeleiteten — litterarischen — Quellen, z. Th. unmittelbar aus dem Leben stammen. Sie sind gegen die Auswüchse des banausischen Gelehrtenthums gerichtet, gegen die plumpe Ueberhebung falscher Erudition, gegen alle Formen der Pedanterie, Bornirtheit, gelehrt thuende Plattheit, kurz gegen alles was ein Späterer in das volksthümlich gewordene Schlagwort „Charlataneria eruditorum" zusammenfaßte. Wer die Facetienlitteratur des 16. Jahrhunderts kennt, dem ist diese Form socialer Kritik nicht neu. Aber selbständig und eigenartig ist der höhere Zweck dieser Schrift, sittlich reformirend auf die in grobianischer Selbstgefälligkeit und Pennalismus verwilderte gelehrte Welt einzuwirken und eine vornehmere Lebenshaltung und Lebensführung zu erzielen. Die Schwächen der Rechtspflege, der Geistlichen, Lehrer und Schüler, werden durch diese mit größtem Geschick ausgesuchten, oft mehr als derben Beispiele drastischer illustrirt als durch die rein theoretischen Strafreden späterer Satiriker, und es lag nicht an Z. sondern an der Zeit, wenn dieser Schrift tiefere Wirkungen versagt waren.

Erfolgreicher war Z. mit seiner im folgenden Jahre (1619) erschienenen Schrift „Emblemata ethico-politica", eine Sentenzensammlung, welche Merian'sche allegorische Darstellungen zu erklären bestimmt war. Der Werth und die Bedeutung dieses unter der fördernden Anregung seines Lehrers Jan Gruterus, und wie aus seinem Briefwechsel ersichtlich ist, unter Mitwirkung seines gelehrten Freundes Michael Lingelsheim entstandenen Werkes, wird erst klar wenn man den tiefen Einfluß berücksichtigt, den die emblematische Litteratur auf die Entwicklung der Dichtung im 17. Jahrhundert ausgeübt hat. Verdankt schon die sentenziöse, mit Sinnbildern spielende Lyrik dem Alciat und Baco von Verulam starke Anregungen, so ist die Form, in der Z. die Merianischen Kupfer erläuterte, mustergültig für die „eingeblümten Zierwerke" der Nürnberger Dichterschule gewesen und die Verbindung der Dichtkunst mit der „Gemählkunst", die Neigung zur parabolischen Poesie, zu illustrirten Sinnsprüchen und Devisen, geht auf die Anregung des Zincgref'schen Werkes zurück, die allerdings später durch gleichartige italienische Einflüsse verstärkt wurde. Aber auch darin unterscheiden sich Zincgref's Emblemata von den verwandten Sammlungen, daß sie sich nicht ausschließlich in weltfremden Spielereien gefallen. Ihr Verfasser war zu sehr vom Leben und der Wirklichkeit berührt, als daß nicht einzelne Töne vom überlauten Lärm des Tages hineingeklungen wären, und an mehr als einer bitteren Bemerkung, kann man das verwundete Herz des patriotisch fühlenden Deutschen erkennen. Bis gegen Ende des Jahrhunderts bewahrt sich die Sammlung, die später auch mit deutschen Versen Greflinger's edirt wurde, die Gunst des Publicums.

Ein Echo des Kriegsgeschreis ertönt auch in einer gleichfalls anonym erschienenen Schrift Zincgref's, deren Titel schon beredt den Jammer der Zeit verkündet. In seinem „Quotlibetischen Weltkefig. Darinn gleichsam, als in

einem Spiegel das gegenwärtige Weltgetümmel, gehümmel vnd getrümmel, wüten und toben, liegen triegen vnd kriegen, irren wirren und sinceriren, Schwarm und Alarm, zusehen" wird mit einer manchmal an Fischart mahnenden Sprachgewalt die Sache Friedrich's V. und der Kurpfalz verfochten und mit drastischen Bildern, geschickt gewählten sprüchwörtlichen Wendungen, die den feinen Kenner sentenziöser Litteratur deutlich verrathen, tagesgeschichtliche Polemik getrieben. Z. bekundet hier ein so starkes journalistisches Talent, daß die Vermuthung, er sei auch sonst an „Zeitungen" jener Periode betheiligt, nicht von vornhinein abzuweisen ist. Und so dürfte er auch den Flugschriften „Alte Wahrheit mit neuem Titel" und der „Zeitung aus der Churpfalz" nicht ferne stehen, auch wenn die formalen und inneren Gründe die Schnorr von Carolsfeld dafür anführt, weniger stichhaltig wären. Diese frische vom Leben durchfluthete, für den Tag berechnete Darstellung wird aber seltsamerweise gänzlich vermißt, in seiner „in der Belägerung Heydelbergs im Jahre 1622" gedichteten 1624 erschienenen „Vermahnung zur Dapfferkeit", in der er seine Volksgenossen nach antiken Mustern zu patriotischer Erhebung und Opferfreudigkeit anzufeuern sucht. Ist dieses Gedicht thatsächlich zur angegebenen Zeit geschaffen worden, so kann man nur die starken seelischen Erregungen als Grund für die ungenügende Ausführung dieses so actuellen Stoffes ansehen. Der Enthusiasmus hat etwas Gequältes, die Sprache eine forcirte Kraft und der Ton des Ganzen ist bis auf einige Verse so wenig auf die Zeit gestimmt, daß es ohne wesentliche Aenderungen für jeden deutschen Krieg seine Geltung haben könnte. Zincgref's litterarische Hauptleistung bleiben seine 1626 in Straßburg erschienene „Der Teutschen Scharpffinnige kluge Sprüch", nach dem Titelzusatz der zweiten Auflage kurzweg „Apophthegmata" genannt. Nicht nur daß er durch seine früheren Sammelwerke ähnlicher Gattung diesmal für seine Aufgabe besonders geschult war, er kam auch durch diese Veröffentlichung einem Bedürfnisse des Publicums entgegen. Zu keiner Zeit hat der später von Goethe ausgesprochene Gedanke, daß eine Sammlung von Anecdoten und Maximen der größte Schatz für den Weltmann sei, mehr Geltung gehabt als im 17. Jahrhundert, wo selbst die gesellschaftliche Unterhaltung so schematisch geordnet war, daß man nur schwer litterarische Hülfsmittel für sie entbehren konnte. Neben den Complimentirbüchern — aus denen sich später „die galante Ethik" entwickelte —, neben den Briefstellern waren Schwank- und Sprüchwörtersammlungen ein unvermeidliches Requisit des geselligen Verkehrs. Zincgref's Apophthegmen erheben sich aber, dank der geistigen Selbständigkeit ihres Autors und der Mithülfe geistig bedeutender Persönlichkeiten, doch über das Niveau dieser seichten und wässerigen Litteraturgattung. Wie in den Schulpossen und seinen Emblemen, so herrscht auch hier eine bestimmte Tendenz vor. Die Neigung des Humanismus und der Renaissance für die epigrammatisch zugestutzte Form der geistigen Mittheilung, für die mit Aeußerungen von scharfer Prägnanz gewürzten Unterhaltungen beeinflußt auch Z., dessen Bildung auf durchaus humanistischer Grundlage ruht, und eine humanistische Weltanschauung leuchtet überall hindurch. Anekdoten, Bonmots, die geistige Schlagfertigkeit bekunden, Facetien, in denen das epische Element zu Gunsten der pointirt geistreichen Wendung zurücktritt, bilden den Hauptbestandtheil. Das reiche Material dieses Werkes läßt sich allerdings auf wenige Grundtypen der Erzählungen und Mittheilungen zurückführen. Zum Theil bieten sie ein Spiel mit Worten, Anecdoten, in denen die mißverständliche wörtliche Ausführung eines Ausspruches, in Widerspruch steht mit der Meinung des Sprechenden, oder Aeußerungen, bei denen ein Concetto als Schlußpointe verwendet wird. Andere Schwänke illustriren die Kühnheit der Gesinnung niederer Stände gegen Höhergestellte, Beispiele von Bauernschlauheit oder allerlei

Grobianisches und endlich das weite auch damals noch nicht erschöpfte Gebiet der antikatholischen antipäpstlichen Stoffe, all das anecdotische Rüstzeug, mit dem die reformatorisch gesinnte Litteratur das Mönchsthum und die kirchlichen Auswüchse bekämpft. Aussprüche von Hofnarren, hervorragenden Persönlichkeiten schlossen sich an, dazwischen recht viele banale Wahrheiten über den Eigennutz der Rechtsgelehrten und Ungeschicklichkeiten einzelner Stände. Diese Fülle des Stoffes war, wie wir schon aus Zincgref's Aufzählung der Quellen erkennen können, fast aus der gesammten damals bekannten gleichartigen Litteratur zusammengetragen, aber daneben hat die lebhafte Mitarbeiterschaft von H. M. Moscherosch, der beiden Lingelsheims, J. Gruter's, seines „Schwagers“ J. L. Weidner viele Bausteine geliefert und endlich kamen noch, wie Z. berichtet, die Ergebnisse „täglicher Erfahrung und Aufmerckung“ hinzu. Und diese Art der Stoffsammlung gibt den Apophthegmen eine culturhistorische Bedeutung. Diese kleinen Splitter aus der Litteratur, aus der Geschichte, aus dem Leben bilden durch die einheitliche Tendenz, mit der sie gesammelt sind, eine eigenartige Form der Kritik des öffentlichen Lebens und in diesen Späßen und Scherzen entlud sich der ehrliche Zorn und die sittliche Entrüstung des ethisch höherstehenden Menschen. Und so bieten denn solche Sammlungen die Mittel auch einen Blick in das innere Leben der Menschen jener Zeit zu thun, deren Seele oft durch den Wust fremder ungeordneter Bildung ganz verdeckt war. — Die Schätzung geistiger Kraft vor weltlicher Macht, patriotische strafende Gesinnung gegen die Bevorzugung des Fremden, und freudiger Stolz über nationale Errungenschaften leuchten wie ein starkes Feuer durch alle Aeußerungen des Herausgebers und erfüllen mit ihrem Glanze das ganze Werk. In der etwas langathmigen Vorrede, in der er die Gattung der Apophthegmen zu definiren, ihr Gebiet abzugrenzen sucht, und eine etwas verworrene Geschichte derselben bietet, erklärt er als den eigentlichen Zweck der Sammlung zu zeigen „daß die Teutschen keine Barbari seien noch stumme Leute die ihre Kunst und Geschicklichkeit nur allein in der Faust und in den Fingern haben, sondern daß sie auch einen Spitzkopf mit Rath und That, mit Worten und Werken beschlagen können“.

Die zahlreichen Ausgaben der Apophthegmen, denen J. L. Weidner 1653 bei Elzevier im Anschluß an einen Neudruck des Werkes, einen dritten Theil folgen ließ, haben die Volksthümlichkeit dieses oft citirten und ausgeschriebenen Werkes gesteigert, und es spricht für seine Lebenskraft, daß noch in unserem Jahrhundert eine nicht zu wissenschaftlichen Zwecken veranstaltete Auswahl aus den Apophthegmen erscheinen konnte.

In der Litteraturgeschichte aber hat sich Z. nicht durch dieses Unternehmen sondern durch seine erwähnte Publication der ersten Ausgabe der Opitzischen Gedichte seinen festen Platz gesichert. Diese Veröffentlichung bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Lyrik, weil alle theoretischen Bestrebungen, die langsam die Wandlung im Kunstschaffen vorbereiteten, hier ihren ersten deutlichen künstlerischen Ausdruck fanden. In Straßburg im J. 1624, als Z. bei Marescot als Dolmetsch angestellt war, hatte er die ihm von seinem Heidelberger Freunde Martin Opitz anvertrauten Manuscripte der „Teutschen Poemata vnd Aristarchus“ zum Druck befördert, und damit seinem eigenen Ziele, der in der Entwicklung begriffenen deutschen Dichtung neue Wege zu weisen, gedient. Dieses Werk ist das Ergebniß des geistig angeregten Verkehrs, den Opitz mit gleichstrebenden Freunden gepflegt hatte, die alle von dem gleichen patriotischen Streben erfüllt waren, den Deutschen eine deutsche Litteratur zu schaffen. Sie ist aus demselben Gedanken geboren, der die Apophthegmen und andere Sammlungen Zincgref's gezeugt hat, nur daß die Dichtungen ihrer

Natur nach dauernde und tiefere Wirkungen ausüben mußten. Und das sprechendste Denkmal dieses Heidelberger Freundeskreises ist in den von Z. der Opitzedition beigedruckten „Auserlesenen Gedichten Deutscher Poeten" enthalten, die er als ein „Muster vnnd Fürbild wornach sich der liebe Teutsche in seiner Teutschen Poeterei hinfüro etlicher massen zu regulieren" habe, angesehen wissen wollte. Die Gährung in der sich die Lyrik damals befand ist deutlich erkennbar. Die „alte Welt" kämpft mit den neuen Strömungen, und das Ringen von Volks- und Kunstdichtung findet in einer Mischung beider Elemente einen glücklichen Abschluß, einer Mischung, aus der im Verlaufe der Entwicklung allmählich das deutsche Gesellschaftslied entstand. — Zincgref's eigene Dichtungen in dieser Auswahl, 22 an der Zahl, verrathen eine stärkere poetische Individualität, als sie uns etwa aus seinen lateinischen Jugendgedichten in der von J. L. Weidner herausgegebenen „Triga amicopoetica" entgegentritt. Mit den schmucklosen Formen und der Anlehnung an das ältere volksthümliche Lied, wird geschickt der Apparat der gelehrten Renaissancelyrik verbunden, aber starke eigene Empfindung verleiht dieser Mischgattung den Charakter des Erlebten. Und so klingt es wie eine selbstgedichtete Devise auf Leben und Schaffen dieses schwergeprüften Mannes, wenn er die auserlesenen Gedichte mit den Faustischen Worten schließt:

„— — — wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, und das Leben zum Gewinn".

Schnorr von Carolsfeld, J. W. Zincgref's Leben und Schriften. (Archiv f. Litteraturgesch. VIII, S. 1—58 u. 446—490.) — Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland I. Heilbronn 1889. — Auserlesene Gedichte Deutscher Poeten gesammelt von J. W. Zincgref, 1624. Neudruck herausg. von W. Braune. Halle 1879. — Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen. Leipzig 1852. Max von Waldberg.

Zinck: Gustava Sophia Agneta Z., geborene Raddatz, Zeit ihres Lebens Auguste Z. und unter dieser Bezeichnung auch Dichterin, wurde am 6. September 1821 zu Rostock geboren, und da sie wie ihr Gatte mecklenburgischer Abkunft war, fühlte sie sich immer wieder ins Gebiet der niederdeutschen Sprache zurückgezogen und pflegte das Platt stets als ihre eigentliche Muttersprache. Obwol Tochter und, seit 1841, Ehefrau eines Kaufmanns (August Ludewig Christoph Heinrich Z., 1802—84), bewahrte sie sich durch die vielen trüben Erfahrungen ihren idealen Sinn. Das Paar lebte 1841—50 in Hamburg, bis 1856 in der Heimath, Rostock, 1856—69 in Westpreußen, seitdem bis 1876 in Dresden, 1876—84 abwechselnd zu Wien und Berlin, in welch letzterer Stadt der Mann 1884 starb. Von da an hielt sich A. Z., niemals gern fest ansässig, bald in der, bald in jener der genannten Städte, bei Kindern oder einem Bruder, auf. Schließlich wohnte sie meistens in Friedenau b. Berlin bei ihrer Tochter Marie v. Borch, durchkostete den Schmerz, diese und eine hoffnungsvolle achtzehnjährige Enkelin unerwartet früh im Tode vorangehen zu sehen. Doch scheint sie da Lust und Halt am Leben nicht verloren zu haben, und zwar 74 Jahre alt, aber auch nach diesem Schicksalsschlage ungebrochen, starb sie fünf Monate nach dem geliebten Kinde, am 25. October 1895 ebendort, in derselben Behausung.

Sie war, so schildert sie der älteste Sohn in pietätvollem Gedenken, bis zum letzten Tage sehr lebhaft und geistig so frisch wie eine ganz junge Frau. Stets der Mittelpunkt der geselligen Cirkel, in denen sie verkehrte, und schlagfertig wie der Blitz, entzückte sie alle durch übersprudelnden Humor und die fesselndste Unterhaltung. Ueber Auguste Zinck's menschliche Art unterrichtet ein hübscher anonymer Nachruf, unmittelbar unter dem Eindrucke ihres Todes und

sichtlich mit genauer Kenntniß geschrieben, im „Berliner Tageblatt“. „Sie war“, heißt es da, „eine feingebildete, reich veranlagte Frau von hervorragender dichterischer Begabung, und nur die liebenswürdige Bescheidenheit ihres Wesens verhinderte, daß ihr Name die gebührende Beachtung in weiteren Kreisen fand... Um ihrer vortrefflichen Eigenschaften willen war die nun Verstorbene eine sehr geachtete und allbeliebte Erscheinung sowohl in den litterarischen als in vielen gesellschaftlichen Kreisen Berlins“. Der Sohn liefert noch folgende Züge zu ihrer Charakteristik: Sie war bei allen, zunächst bei den Familiengliedern, höchst erwünscht als Gast, denn sie besaß die Gabe, andere Menschen fröhlich zu machen, im höchsten Grade, witzig oft zum Totlachen! Und dabei war's ihr manchmal selbst gar nicht leicht ums Herz: die vielen trüben Erfahrungen und Erinnerungen ihres bewegten Lebens hafteten an ihr äußerst stark, aber das merkten doch nur die Eingeweihtesten. Sie war eine sehr originelle, geistreiche Frau, von der Art, wie sie immer seltener werden.

Etwas von dieser Ader schlug in ihr jedenfalls vor, als sie, zugleich heimischem Volkswesen und Dialekt getreu, ihres engsten Landsmanns Fritz Reuter „Dorchläuchting“ dramatisirte, außerdem in einigen plattdeutschen Einactern, die über eine ganze Reihe von Bühnen gingen: in Druck gelangten wol bloß die beiden Lustspiele „Jede Pott findt sie'n Deckel“ und „De Schoolinspektschon“, zusammen 1886 erschienen. Die bei weitem bedeutendsten Gaben ihrer Muse liegen in dem Bändchen „Gedichte“ vor. In Dresden war es, wo sie, schon in reiferem Alter, mit ihren Poesien an die Oeffentlichkeit trat. Es geschah das auf Betrieb des Capellmeisters Frd. (Wilh.) Kücken, des bekannten Componisten (1811—82; s. d.), der, wie andere namhafte Tonsetzer (Witt, Bitterlich u. A.) einzelne, eine ganze Anzahl ihrer ungemein sangbaren Lieder in congruenten Tönen in Musik gebracht hat (S. 35, 39, 42, 45, 53, 113 des 1873er Drucks); eine reizende Apostrophe (S. 90) dankt ihm herzinnig, weil ein kleiner Theil des von ihm erworbenen Ruhmes auf sie gefallen sei. 1869 erschien dieses Gebinde ihrer lyrischen Ausbeute, zu Leipzig (nicht zu Dresden!), in zweiter Auflage 1873 zu Dresden. Das zierliche Duodezbändchen von nur 113 Seiten birgt eine Fülle empfindungsvoller, formvollendeter Poesie. Die darin vereinigten Erzeugnisse zeichnet fast sammt und sonders eine schöne Wärme des Gefühls ohne übertriebene frauenhafte Weichheit aus. Eben daher rührt es auch, daß sie sich so vortrefflich für die Composition eignen, ja, theilweise wie von selbst sich singen lassen. Unter diesen, die auf dem Concertpodium wie im Gesangverein, im Einzelunterricht wie in der Uebung des Gelegenheitssängers fortleben werden, stehen voran „Die Thräne“ — „Die Thräne, sie vergeß ich nicht, die du um mich geweint“, außer von Kücken auch von Witt mit höchst angemessener Melodie ausgestattet — und, fast ebenso bekannt, „Wohl war es eine Seligkeit“. Andrerseits finden sich in ihren elegisch gehaltenen Nummern mehrere Perlen der deutschen Frauenlyrik; besonders „Sei milde“ und „Meine Mutter“ sind in die meisten derartigen Anthologien, mit Recht, aufgenommen worden. Die Dichterin versteht bei aller Innigkeit übrigens auch entschiedenere und buntere Farben zu mischen, beispielsweise klingt's stärker in den fünf fein aufgebauten Strophen „Ich liebe was da stark und wild, Ich liebe, was da kräftig, Ich liebe, was da rauscht und quillt, Was strömet laut und heftig“. Die wohlgelungensten und auch inhaltlich bedeutendsten finden sich in der Abtheilung „Aus alter Zeit“, über zwei Drittel der Gesammtheit umfassend, die vier Nummern „Frühling“ verschmelzen harmonisch Natursinn und echte Sentimentalität, als Gestalten marschiren persönlich Nahestehende im Rahmen erhobener Gelegenheitsdichtung auf, und desselben Stils bedienen sich die wenigen Blüthen „Aus später Zeit“. Seite 72—76 stehen vier anscheinend glückliche Ueber-

tragungen aus dem Englischen (nur einmal ist dabei das Original, Shelley, angegeben), S. 108 f. „Horch, der Vogel singt im Walde: Arbeit heißt, dem Höchsten dienen“ als „amerikanisch“.

Die obgenannte Tochter der Auguste Z., Frau Marie von Borch, geborene Zinck, ist am 23. November 1843 (nicht 1853, wie man in Nachschlagewerken, z. B. Kürschner's Litteraturkalender, bis zum Tode und sogar auf dem Grabsteine liest) zu Hamburg geboren, am 23. Mai 1895 zu Friedenau bei Berlin gestorben. Sie war, so bemerkt ihr erwähnter Bruder, nicht so genial wie die Mutter, besaß aber mehr eigentliche Lebensklugheit als diese, die sich durch diesen Mangel oft selbst sehr schadete, und war auch gründlicher im Wissen, außerdem in modernen Sprachen gründlichst ausgebildet: beide skandinavische, Englisch, Französisch, Italienisch beherrschte sie vollkommen. Mustergültig hat sie sich als Uebersetzerin der nordischen Dichter Ibsen (Gespenster, Rosmersholm, Wildente, Volksfeind, Komödie der Liebe, Kronprätendenten usw.), J. P. Jacobsen (Niels Lyhne, Mogens), Kjelland, Strindberg, Knut Hamsun (Hunger), B. Björnson bethätigt, äußerst fleißig, gewissenhaft und tüchtig. Letzterer schrieb ihr noch einige Tage vor ihrem Ableben einen höchst ehrenden Brief und bat sie, ihm eine Kleinigkeit zu verdeutschen, falls ihr Zustand es irgend erlaube, von keinem Andern wolle er es haben, denn er fühle sie sich am meisten geistesverwandt. Werke eigner Erfindung hat sie nicht geschrieben, wol auch nie in Angriff genommen. An ihren geschickten metrischen Nachbildungen betheiligte sich die Mutter, in gebundener Form ungemein gewandt, stark, was aber beim Druck stets unerwähnt blieb.

Die vorstehende Charakteristik der Marie v. Borch(=Zinck) geht in der Hauptsache auf Ingenieur R. Zinck in Hamburg, ältesten Sohn der Auguste Zinck, über die er auch brieflich dankenswerthe Notizen betr. menschliche Art, Abstammung und wechselnden Aufenthalt lieferte, zurück. Die Titel der Borch'schen Uebersetzungen nach Kürschner's Litteraturkalender XVII (1895) S. 130 f. Ebenda XVIII (1896) I. Abth. S. 38 der Todestag der Borch, S. 35 der der Zinck, dieser mit richtigem Datum. Letzteres ist auch in der angezogenen Nekrologskizze des „Berliner Tageblatt“ vom 25. Octbr. 1895, Abendausg., S. 4 mit „Donnerstag Morgen“ gemeint, d. i. 25. October. Außerdem geben einzelne Nachrichten Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhs.[4] IV, 420a (Todestag irrig 24. Oct.); K. Schrattenthal, Die deutsche Frauenlyrik unserer Tage (1892), S. 108 f. (daselbst zwei Mal und S. 166 Zink).

Ludwig Fränkel.

Zincke: Georg Heinrich Z., Cameralist, † 1768, wurde am 27. September 1692 zu Altenrode unweit Naumburg geboren. Sein Vater, Georg Heinr. Z., war dort Prediger; seine Mutter, Johanne geb. Brückner, war die Tochter des Advocaten und Amtmanns Nikolaus Brückner in Nebra. Hierher kam der Sohn, als er drei Viertel Jahr alt war, und blieb im großelterlichen Hause bis zum neunten Jahre, wo er zu den Eltern zurückkehrte. Bis zum 13. Lebensjahre erhielt er Privatunterricht, dann kam er auf die Stadtschule zu Naumburg. Er verließ sie, um seiner Neigung für den Soldatenstand zu folgen, kam dann aber bald von seinem Vorsatze zurück und wurde von den Eltern auf die Schule in Sorau geschickt, wo er bei dem als Dichter bekannten Superintendenten Erdmann Neumeister Aufnahme fand. Ein früherer Mitschüler, der in Dresden in Garnison stand, verleitete ihn bald darauf, abermals unter die Soldaten zu gehen. Er mußte 1708 mit nach Brabant ausmarschiren, wurde zum Unterofficier befördert, aber noch in demselben Jahre von den Franzosen gefangen genommen und nach Frankreich gebracht. Von hier gelang es ihm

durch eine glückliche Flucht nach Westfalen zu entkommen. Wiederum kehrte er zu den Studien zurück und, nachdem er diesen bei Tobias Eckhard in Quedlinburg mit Erfolg obgelegen hatte, bezog er zu Ende des Jahres 1709 die Universität Jena. Dem Wunsche der Mutter folgend widmete er sich dem Studium der Theologie, obwol seine eigene Neigung ihn mehr zur Rechtswissenschaft zog, die er auch schon in dieser Zeit nebenbei zu betreiben begann. Im J. 1713 errang er die Magisterwürde und hielt nun über deutschen und lateinischen Stil, Moral und Gelehrtengeschichte Collegien; eine Zeit lang war er auch als Hofmeister bei einem jungen Brückner, einem Verwandten, thätig. Nicht lange darauf wandte er sich nach Erfurt, wo er bei der philosophischen Facultät ein Colloquium, bei dem geistlichen Ministerium ein Tentamen bestand und dadurch sich das Recht erwarb, Collegien zu lesen und zu predigen. Da die Liebe zur Rechtswissenschaft immer stärker in ihm wurde und eine Schwäche des Halses ihm das Predigen erschwerte, so ging er bald ganz von der Theologie zur Jurisprudenz über. Er wandte sich nach Halle, wo er theils selbst in den früheren Fächern lehrte, theils bei J. P. v. Ludewig, G. L. Böhmer, Chr. Thomasius u. A. eifrig juristische Studien trieb. Im J. 1720 promovirte er in Erfurt zum Dr. juris; er disputirte de receptione in cauponam. Dann wurde er ordentlicher Advocat in Halle, Secretär und Syndikus bei den Coloniegerichten der Pfälzer daselbst und bei Commissionen in Kammersachen beschäftigt; daneben hielt er besonders über Cameralwissenschaften auch Vorträge. Später ward er zum Fiscal der Kriegs- und Domänenkammer im Saalkreise und im Mansfeldischen ernannt, dann zum wirklichen Commissionsrath, schließlich auch zum Criminalrath im Herzogthum Magdeburg. Diese vielseitige und angesehene Stellung verließ er 1731, um einem Rufe des Herzogs Ernst August nach Weimar zu folgen. Er wurde hier zum Hofrathe ernannt, wußte sich aber bald bei dem Herzoge in große Gunst zu setzen und auch in anderen Collegien bei Angelegenheiten, die gar nicht zu seinem Geschäftskreise gehörten, Einfluß zu verschaffen. Ob und wie weit er dadurch den Fürsten auf falsche Bahnen führte und die Interessen des Landes schädigte, muß hier unerörtert bleiben. Jedenfalls rief er eine starke Opposition gegen sich wach; es kam zu einer gerichtlichen Untersuchung, die mit der Verurtheilung und Gefangensetzung Zincke's endigte. Drei Jahre mußte er in strenger Haft zubringen; erst 1738 wurde er — man sagt, auf Fürsprache des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth — daraus entlassen. Krank, und durch die lange Kerkerhaft geschwächt, nahm ihn Herzog Christian in Saalfeld auf. Nachdem er sich erholt hatte, begab er sich zu den Reichsgrafen von Reuß, die ihm verschiedene Anerbietungen machten. Doch entschloß er sich nach Petersburg zu gehen, um dort eine Lehrerstelle, die seinen Wünschen entsprach, zu übernehmen. Er war schon auf dem Wege dorthin, als er sich im Mai 1740 in Leipzig bereden ließ, jenen Plan aufzugeben, in Leipzig zu bleiben und hier Rechts- und Cameralwissenschaften zu lesen. Er entfaltete nun auch litterarisch eine sehr erfolgreiche Thätigkeit. Sein „Allgemeines ökonomisches Lexicon“, das er in dieser Zeit (1742) veröffentlichte, erlebte mehrere Auflagen und ist auch noch nach seinem Tode von D. J. J. Volkmann 1780 in 5. und von C. A. Leich 1800 in 6. Auflage herausgegeben worden. Der wissenschaftliche Ruf, den Z. dadurch erwarb, war wol die Veranlassung, ihn um das Ende 1745 nach Braunschweig zu ziehen. Er wurde hier zum Hof- und Kammerrath und ordentlichen Professor der Rechte und Cameralwissenschaften am Collegium Carolinum ernannt, bald darauf auch zum Mitcurator dieser Anstalt. Zu großem Einflusse hat er es in Braunschweig offenbar nicht gebracht. Neben seinen Geschäften auf der Fürstlichen Kammer, wo u. a. besonders die Aufsicht über die Maulbeerplantagen ihm obgelegen zu haben scheint,

hielt er am Carolinum seit Ostern 1746 Vorlesungen über die Cameral- und Polizeiwissenschaften, die er bis zu seinem Tode unverändert ankündigte. An der Leitung der Anstalt, die fast ganz in den Händen des Abts Jerusalem lag, hat er wol niemals den geringsten Antheil gehabt. Er sprach sich zwar in einem Berichte vom 29. Januar 1748 äußerst ungünstig über viele Einrichtungen des Carolinums aus. Als aber Jerusalem unterm 29. Februar dess. Js. dagegen eine ausführliche und scharfe Rechtfertigung einreichte, erhielt dieser an maßgebender Stelle so vollständig Recht, daß jenem die Lust zu ähnlichen Versuchen vergangen sein wird. Seine schriftstellerische Thätigkeit setzte er auch in Braunschweig mit Eifer fort; seine Werke sind bei Meusel a. a. O. verzeichnet. Eine Anerkennung verlieh ihm dafür die königliche Gesellschaft zu Duisburg, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannte. Er starb an einem Schlagflusse am 15. August 1768. Zwei Frauen waren ihm im Tode schon vorangegangen, Eva Margarethe geb. Stüberitz, die Tochter eines Lehrers in Jena, die ihm eine später an einen Herrn v. Rehbinder verheirathete Tochter gebar, und Sophie Juliane Marie geb. Alverdessen, die Wittwe des Landbaumeisters Brauns in Halberstadt, die ihm 1720 die Hand gereicht und dann drei Söhne geschenkt hatte. Ihn überlebte die dritte Frau, Anna Dorothee geborene Wiedemann, bis zum 6. Mai 1789.

Vgl. J. Chr. Strodtmann, Gesch. jetztleb. Gelehrten. Th. XII, S. 257 bis 273. — Chr. Weidlich, Gesch. d. jetztleb. Rechts-Gelehrten. II. Th., S. 681—698. — Meusel, Lex. d. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftsteller XV, 418—424. — Herzogliches Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Zinckeisen: Cyriakus Z., Magister und Pfarrherr zu Langen, gab im J. 1584 im Verlag von Sigmund Feyerabend zu Frankfurt a. Main in Folio eine Sammlung von 354 geistlichen Liedern mit 204 Melodien heraus unter dem Titel: „Kirchen Gesäng, so bei der Predigt des göttlichen Wortes und bei der Ausspendung der h. Sacrament in den Kirchen Augsburgischer Confession gebraucht werden u. s. f.". Das Buch ist den Rathmannen von Breslau zugeeignet. Nach den Worten der Zueignung ist es eine vermehrte und verbesserte Auflage des im J. 1569 in Folio (und sodann wieder 1570 in Duodez) von Johannes Wolf in Frankfurt a. M. gedruckten Kirchengesangbuches; es hat auch dieselben schönen Holzschnitte wie die Folioausgabe dieses Buches. Die dritte Abtheilung des Werkes enthält die sämmtlichen Psalme zu deutschen Liedern überarbeitet; von diesen Psalmliedern sind 11 anonym; die übrigen sind von 28 verschiedenen Dichtern verfertigt; unter diesen sind mit besonders vielen Psalmliedern vertreten Johann Magdeburg und Burkard Waldis. Ueber Z. vermochte der Schreiber dieser Zeilen bis jetzt weitere Nachrichten nicht zu gewinnen.

Wackernagel, Bibliographie, S. 406 ff. — Koch, Geschichte d. Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 2. Bd., S. 382. — Zahn, Die Melodien d. deutschen evangel. Kirchenlieder, 6. Bd. (1893), S. 70 f.

l. u.

Zincken: Karl Johann Z., Oberbergrath in Bernburg, geboren am 13. Juni 1790 zu Seesen in Braunschweig, studirte in Clausthal Bergwissenschaft und trat von 1810 bis 1813 als Hüttenbeamter in die Dienste des damaligen Königreichs Westfalen. Nach kürzerem Aufenthalt in Königshütte, Clausthal, Wiede und Rothehütte wurde er nach Wiederherstellung der alten Territorien braunschweigischer Bergrevisor in Blankenburg am Harz. 1820 als Bergrath nach Anhalt berufen, wurde er später Director des anhaltischen Berg- und Hüttenwesens und führte als solcher mancherlei Verbesserungen im Betrieb und in der Aufbereitung der Erze ein. 1845 feierte er sein 25jähriges Dienstjubiläum in Anhalt und verlegte 1848 seinen Wohnsitz nach Bernburg. Nach

mehreren schweren Schicksalsschlägen in seiner Familie ließ er sich halb erblindet in Ruhestand versetzen und starb am 19. März 1862 in Bernburg. Trotz angestrengter amtlicher Thätigkeit beschäftigte sich Z. eifrig mit mineralogischen und geologischen Studien. Er betheiligte sich an Strombeck's Uebersetzung der Breislak'schen Geologie, gab 1820 Eschwege's Reise nach Brasilien heraus und verfaßte 1825 sein erstes selbständiges geologisches Werk „Der östliche Harz, mineralogisch und bergmännisch betrachtet" mit einer geognostisch-bergmännischen Karte (Braunschweig 1825). Darauf folgte eine Abhandlung über die Granitränder der Gruppe des Ramberges und der Roßtrappe (in Karsten's Archiv 1832). Eine größere Anzahl von kleineren Mittheilungen beziehen sich auf Mineralien des Harz und künstliche Hüttenproducte, sowie auf Mineralvorkommnisse in Brasilien und Chili. Z. ist der Entdecker des Zinckenit, des Plagionit und des Kupferantimonglanzes; er wies Gold und Palladium in den Selenerzen von Tilkerode nach und beschäftigte sich viele Jahre hindurch mit dem Studium der Erzgänge, deren Veröffentlichung leider nicht erfolgte.

Rammelsberg, Zeitschr. d. deutschen geolog. Gesellsch. 1862. XIV, 251.
v. Zittel.

Zindel: Johann Christian Z., geboren als Sohn des Hofcaplans zu Ansbach am 30. Januar 1738, † zu Erlangen am 22. Februar 1794. Nach Zurücklegung der Gymnasialstudien in der Vaterstadt studirte er die Rechtswissenschaft in Erlangen seit 1758, wurde hier am 21. August 1762 Dr. iur. und nach Disputationen am 5. Mai und 13. September 1763 Privatdocent, 1768 außerordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer der Facultät. Seine Schriften (fünf bei Baader) betreffen vorzugsweise kirchenrechtliche Materien, besonders „De ecclesiis cathedralibus" (1763) und „De feminis ecclesiasticis" (1769).

Baader I, 2. 367. — Fikenscher III, 23. — Meusel IV, 282. 5. Nachtr. S. 601, 632.
v. Schulte.

Zingerle: Ignaz Vinzenz Z. von Summersberg wurde am 6. Juni 1825 als ältester Sohn des Kaufmanns Barth. Z. in Meran geboren. Nachdem er die Volksschule hinter sich hatte, besuchte er das von den Benedictinern des Stiftes Marienberg geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt, von dessen Lehrern besonders Beda Weber und Pius Zingerle, sein Onkel, durch anregende Wirksamkeit sich auszeichneten. Diese Beiden sowie der litterarisch eifrig thätige Pfarrer J. Thaler übten auf den strebsamen Studenten einen sehr fördernden Einfluß aus, sie versorgten ihn auch mit Lectüre, so daß er frühzeitig schon mit vielen neuern Dichtern und auch mit altdeutscher Poesie bekannt wurde. Unter seinen Mitschülern fand Z. in Coel. Gschwari, dessen Gedichte von ihm 1848 und in zweiter Auflage 1888 herausgegeben wurden, einen von demselben Streben beseelten Freund und mit diesem begab er sich nach absolvirtem Gymnasium zum Studium der zwei philosophischen Curse 1842 nach Trient und im folgenden Jahre nach Innsbruck, wo in erster Linie der Philologe und Aesthetiker Al. Flier durch geistreiche Vorträge und belehrenden Umgang die jungen Leute anzog. Z. entschied sich dann für die Theologie und trat, nachdem er ein Jahr in Brixen studirt hatte, in das Kloster Marienberg ein, doch da es ihm dort aus verschiedenen Gründen nicht behagte, setzte er vom Herbst 1846 ab die theologischen Studien in Brixen fort, fand aber schließlich keine Befriedigung und folgte darum, als im J. 1848 das bis dahin in den Händen der Jesuiten befindliche Innsbrucker Gymnasium verstaatlicht wurde, gerne der Aufforderung, eine Lehrstelle zu übernehmen. Hiezu war er wohl befähigt, denn seit dem Abgange vom Gymnasium hatte er sich mehr und mehr in die deutsche Litteratur vertieft, die Werke der Alten, Shakespeare, italienische und spanische Schriftsteller

gelesen und überdies mit Kunststudien sich beschäftigt; eine Reise nach Straßburg (1847), auf der er nicht versäumte, in München und Tübingen die Hörsäle hervorragender Professoren aufzusuchen, war seiner Ausbildung ebenfalls zu statten gekommen. Und Z. rechtfertigte auch die gehegten Erwartungen, er gehörte zu den besten und beliebtesten Lehrern der Anstalt, an der er bis zum Jahre 1858 wirkte. In diese Periode, ins Jahr 1856, fällt u. a. eine Reise an den Rhein, wo er im Hause K. Simrock's längere Zeit weilte. Auf dem Heimwege machte er in Stuttgart gelegentlich der Philologenversammlung auch die Bekanntschaft Uhland's, der in seiner Gesellschaft sehr gesprächig wurde. Zwei Jahre später, im Herbste 1858, wurde Z. mit der provisorischen Leitung der Universitätsbibliothek in Innsbruck betraut, doch schon zu Ostern 1859 vertauschte er diese Stellung mit der an der Universität neu errichteten, ihm auf Grund seiner damals schon zahlreichen Arbeiten verliehenen Professur für deutsche Sprache und Litteratur, die er, in anregendster Weise lehrend und von seinen Schülern verehrt, über dreißig Jahre versah. Vom Kaiser durch Verleihung des Adelstandes neuerdings ausgezeichnet, trat er 1890 in den Ruhestand, den er leider nicht lange genießen konnte, denn schon am 17. September 1892 nahm ihn der Tod hinweg.

Ueber die Grenzpfähle des Heimathlandes ist Z. auch in den späteren Jahren noch ab und zu hinausgekommen, so war er 1869 bei der Philologenversammlung in Kiel, doch wanderte er immer am liebsten in Tirol, zu dessen gründlichsten Kennern er gehörte, herum, wozu seit Mitte der sechziger Jahre die ihm von der Wiener Akademie übertragene Sammlung der Weistümer und durch einige Jahre (1869—72) die Inspection südtirolischer Schulbezirke besondern Anlaß bot.

Zingerle's Thätigkeit war bis zu seinem Lebensende eine sehr intensive und vielseitige. Schriftstellerisch trat er zuerst als Dichter hervor. Von 1843 an begegnen wir in in- und ausländischen Blättern einzelnen Kindern seiner Muse; 1848 erschienen dann die von freiheitlicher Stimmung durchwehten „Frühlingszeitlosen", wozu auch Onkel Pius und etliche Freunde Beiträge geliefert hatten, 1850 zwei Liedersträuße „Von den Alpen", einer hievon von Vinz. v. Ehrhart, dessen Gedichte Z. 1882 veröffentlichte, gewunden, worauf 1853 noch ein Bändchen „Gedichte" folgte. In diesen Jahren (1850—53) gab Z. außerdem den „Phönix, Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater", welche neben einheimischen viele hervorragende Schriftsteller Deutschlands zu ihren Mitarbeitern zählte, heraus und publicirte (1852) eine reichhaltige Sammlung auf Tirol bezüglicher Poesien unter dem Titel „Tirol. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung". Nach dem Eintritte ins Lehramt begann indeß bald die wissenschaftliche Forschung und Production, zunächst im Bereiche der Volks- und Alterthumskunde, dann mehr und mehr auch auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur in den Vordergrund zu treten. Schon in den Studienjahren hatte Z., durch Simrock's Rheinsagen angeregt, sein Augenmerk der tirolischen Sagen- und Märchenwelt zugewandt und in der Folge richtete er dasselbe nicht minder auf Volksbräuche und -meinungen sowie auf Volkslieder (s. Bote für Tirol, 1867, Nr. 109—113) und Bauernspiele (s. Morgenblatt zur bayer. Zeitung, 1863, Nr. 15—20). Als erste Frucht dieser Beschäftigung erschienen 1850 „Sagen aus Tirol", welche Sammlung noch weniger Originalsagen als poetische Bearbeitungen solcher von verschiedenen Autoren enthält. Das Jahr 1852 brachte „Kinder- und Hausmärchen aus Tirol" (2. Aufl. 1870), 1854 „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland", bei deren Sammlung ihn sein Bruder Josef unterstützte, 1857 „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes" (2. Aufl. 1871), 1859 „Sagen,

Märchen und Gebräuche aus Tirol" (2. Aufl. 1891). Dazu kommen zahlreiche Aufsätze und Mittheilungen in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Streifzüge auf das Gebiet der Mythologie lagen bei diesen Studien nahe und so hat Z. die Legende vom hl. Oswald, der auch in tirolischen Gegenden, zumal im Burggrafenamte hohen Ansehens sich erfreut, auf den mythologischen Gehalt untersucht („Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie", 1856). Der altdeutschen Litteratur hatte er sich schon früher zugewendet. Mit „König Laurin" war 1850 in dieser Richtung der Anfang gemacht worden, 1851 folgte die Programmabhandlung „Tirols Antheil an der poetischen Nationallitteratur im Mittelalter" und von da ab beschäftigte er sich immer eindringlicher mit dem litterarischen Leben dieses Landes und seinem Handschriftenvorrathe. Vieles darüber wurde in Pfeiffer's Germania, deren eifriger Mitarbeiter er vom Anfange an war, im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, im Boten für Tirol, später auch in Zacher's Zeitschrift, in den Sitzungsberichten der Wiener und Münchener Akademie und anderwärts mitgetheilt. Von den tirolischen Dichtern war es vorzüglich Hans Vintler und Oswald v. Wolkenstein, die schon frühzeitig sein Interesse fesselten. Zu dem Interesse für den Dichter der Blumen der Tugend gesellte sich auch das für die Vintler'sche Burg Runkelstein, deren berühmte Fresken er erklärte („Fresken-Cyclus des Schlosses R. bei Bozen, gezeichnet von J. Seelos, erklärt von Ig. V. Zingerle", 1857) und deren Rettung vom drohenden Verfalle er sich stets angelegen sein ließ. Ende der fünfziger Jahre wurde auch die Burgenforschung in das Arbeitsprogramm aufgenommen, doch fand nur ein Theil der Ergebnisse in einzelnen Aufsätzen Verwerthung. Nachdem Z. das akademische Lehramt übernommen, konnte er seine Kraft voll und ganz der Wissenschaft, dem litterarischen Schaffen widmen und jedes Jahr lieferte er denn auch eine Reihe von Arbeiten, von welchen nur die größeren hier namhaft gemacht werden können: 1861 „Bericht über die Wiltener Meistersängerhandschrift"; 1862 „Ueber die bildl. Verstärkung der Negation bei mhd. Dichtern"; 1863 „Johannissegen und Gertrudenminne. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie"; „Die Sagen von Margaretha der Maultasche"; 1864 „Die Alliteration bei mhd. Dichtern"; „Der maget krône. Ein Legendenwerk des 14. Jhs."; „Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter"; 1865 „Eine Geographie aus dem 13. Jh."; „Garel. Die Bruchstücke der Meraner Handschrift"; 1867 „Bericht über die Sterzinger Miscellaneen-Handschrift"; „Findlinge" I. Heft; 1868 „Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter" (2. Aufl. 1873); „Das Urbarbuch des Klosters zu Sonnenburg"; 1869 „Lusernisches Wörterbuch"; 1870 „Findlinge" II. Heft; „Beiträge zur ältern tirol. Literatur I: Osw. v. Wolkenstein"; 1871 „Beitr. z. ält. tirol. Lit. II: Hans Vintler"; 1873 „Von sant Gregorio auf dem Stain und von sant Gertraud"; 1874 „Die Pluemen der Tugent des H. Vintler"; 1875 „Die tirol. Weistümer" I. Bd.; 1877 „Reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen"; „Die tirol. Weist." II. Bd., 1880 derselben III. Bd.; 1884 „Diu Zîtelôse"; 1886, 91 „Die tirol. Weist." IV. Bd. Zu seinen letzten Arbeiten gehörte der über die tirolische Litteratur handelnde Abschnitt im Werke „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild", in dem bei dem karg zugemessenen Raume nur ein Ueberblick geboten werden konnte. Neben den wissenschaftlichen Publicationen entstanden nach wie vor Gedichte — es seien nur die „Bilder aus Walthers Leben" (1888) erwähnt — sowie Erzählungen und Schilderungen, wovon erstere größtentheils in den „Erzählungen aus dem Burggrafenamte" (1884), letztere in den vielgelesenen „Schildereien aus Tirol" (2 Bde. 1876 u. 87) vereint sind. Daß Z. an allem, was sein Heimathland berührte, regen Antheil nahm und vielfach, wo es dessen Interessen und ideale Bestrebungen zu fördern oder Noth

zu mildern galt, eine unermüdliche Thätigkeit entfaltete, darf nicht verschwiegen werden. Osw. v. Zingerle.

Zingerle: Josef Z., geboren zu Meran in Tirol am 25. Januar 1831, † zu Trient am 14. April 1891, erhielt seine erste Ausbildung am Gymnasium seiner Vaterstadt durch Albert Jäger, Beda Weber, Pius Zingerle und studirte dann seit 1847 an der Universität Innsbruck, wo ihn namentlich die Vorträge Flir's anzogen und er am 12. November 1852 die Lehramtsprüfung aus der griechischen Philologie und aus der deutschen Sprache bestand. Hierauf lehrte er als Probecandidat die genannten Fächer am Gymnasium zu Meran, entschloß sich aber im Augenblicke, als ihm eine wirkliche Lehrerstelle angeboten wurde, zum Studium der Theologie. 1854—1856 hörte er an der Universität Tübingen bei v. Hefele, v. Kuhn, Welte, Aberle, Kober theologische, bei v. Keller paläographische Vorlesungen; nachdem er hierauf 1856—1858 die Studien an den theologischen Diöcesanlehranstalten in Brixen und Trient fortgesetzt hatte, wurde er vom Fürstbischof Joh. v. Tschiderer zum Priester geweiht und verrichtete am 11. Juli 1858 in der Pfarrkirche seiner Vaterstadt sein erstes Meßopfer. Im Herbste desselben Jahres wurde er an die höhere geistliche Bildungsanstalt zum hl. Augustin in Wien gesendet, besuchte dort durch zwei Semester an der Universität öffentliche Vorlesungen und widmete sich vorzüglich der weiteren Ausbildung in den orientalischen Sprachen unter Professor Kaerle. Schon im Herbste 1859 wurde er Professor des Bibelstudiums des alten Testamentes an der Diöcesanlehranstalt in Trient; im Studienjahre 1863/64 erhielt er Urlaub und brachte diese Zeit im Collegio all' anima in Rom zu, wo er Vorlesungen seines Onkels Pius an der Sapienza hörte und mit demselben auf der vaticanischen Bibliothek arbeitete. Am 23. Juni 1866 erhielt er das Amt eines Prosynodal-Examinators. Am 26. April 1876 wurde er vom Kaiser Franz Josef zum Domherrn am Cathedralcapitel in Trient ernannt; doch setzte er bis zum Herbste 1879 zugleich auch noch die Lehrthätigkeit an der theologischen Anstalt fort, wo er in den letzten Jahren den Vorlesungen seines eigentlichen Faches auch solche über Geschichte der kirchlichen Kunst beifügte. Im J. 1880 befiel ihn ein Magenleiden, das anfangs nicht bedenklich schien, später aber, trotz einer Cur in Karlsbad, sich bösartiger entwickelte und die Ursache seines zu frühen Todes wurde. Seine irdische Hülle wurde, nachdem sie am 16. April 1891 im Dom zu Trient feierlich eingesegnet worden war, in seine Vaterstadt überführt und dort unter größter Theilnahme des Clerus und der Bevölkerung in der Zingerle'schen Familiengruft beigesetzt.

Seine schriftstellerische Thätigkeit theilte sich naturgemäß auch in zwei Perioden; in der ersten, vor seinem Eintritte in den geistlichen Stand, beschäftigte er sich besonders gern mit der Ethnographie und Culturgeschichte Tirols; im J. 1850 erschien das Büchlein „Die Stadt Meran und ihre Umgebungen. Ein Wegweiser für Fremde" (Bozen); mit seinem Bruder Ignaz gab er die „Kinder- und Hausmärchen aus Tirol" (Innsbruck 1852) und die „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland" (Regensburg 1854) heraus; außerdem lieferte er in dieser Zeit Beiträge für die „Tiroler Volks- und Schützenzeitung", die damals von Dr. v. Schönherr redigirt wurde, für L. Lang's „Hausbuch für christl. Unterhaltung" u. dgl. — In der zweiten Periode widmete er sich ausschließlich theologischen Gebieten; mit Onkel Pius und Professor Mösinger in Salzburg arbeitete er an den „Monumenta Syriaca ex romanis codicibus collecta" (Innsbruck 1869 u. 1878); dazwischen erschien „S. Jacobi Sarugensis sermo de Thamar. Ex cod. Vat. 117" (Innsbruck 1871); die Zeitschrift für kathol. Theologie brachte von ihm folgende Abhandlungen: „Die Weissagung des Propheten Isaias (11, 6—8) vom messianischen Friedensreich" (Innsbr. 1880);

„Beiträge zur Erklärung der Prophetie des Malachias (1, 11) über das neutestamentliche Opfer" (1881); „Eine ungedruckte Homilie Jacobs von Sarug, übersetzt und erklärt" (1887); kurz vor seinem Tode gab er noch mehrere schätzenswerthe Bemerkungen über Bibelstellen für die Hilariusausgabe seines Bruders Anton (Wien 1891), wofür ihm im Vorwort der Dank ausgesprochen ist (p. XIX).

Kehrein, Biogr.-liter. Lexicon II, 286. — v. Wurzbach, Biogr. Lexicon d. Kaiserth. Oesterr. 60, 155. A. Zingerle.

Zingerle: Pius Z. ward am 17. März 1801 zu Meran in Tirol geboren, wo er auch auf dem dortigen k. k. Gymnasium seine erste Ausbildung erhielt. Seine theologischen Studien begann er auf der Universität Innsbruck. Im J. 1818 trat er in das Benedictinerstift Marienberg in Tirol, dessen Profeß er 1822 wurde. Die Priesterweihe empfing er 1824. Schon früh hatte er neben seinen theologischen Studien sich in die der classischen und orientalischen Sprachen und Litteraturen versenkt. In dem idyllisch gelegenen Platt im Passeierthal als Cooperator angestellt, trieb er insbesondere Syrisch, Arabisch und Persisch. Nach längerer Beschäftigung am Gymnasium zu Meran seit 1827, im J. 1837 als Vicar nach St. Martin im Passeierthale berufen, setzte er diese Arbeiten fort bis 1840, wo er an das Meraner Gymnasium als Professor zurückgeholt wurde. In dieser Stellung wirkte er bis 1851, in trauter Freundschaft mit dem katholischen Kirchenhistoriker Beda Weber und dem Geschichtsforscher Albert Jäger verbunden. Die Idealität seiner anspruchslosen Natur ermöglichte es ihm, trotz des äußerst kargen Gehalts hier auszuhalten, ganz geistigen Bestrebungen und der Aufgabe des Erziehers lebend. Da er kein Geld zur Anschaffung eines syrischen Lexikons erübrigen konnte, so legte er sich mit eisernem Fleiße ein handschriftliches, solches besonders aus den Werken des Ephraem Syrus, dessen erster Kenner er in seiner Zeit wurde, an. Seit 1830 hatte er schon begonnen die Werke desselben ins Deutsche zu übersetzen. Doch hielt er mit den diese betreffenden Publicationen noch zurück. — Sein Erstlingswerk, soweit wir haben ermitteln können, bilden die im J. 1836 erschienenen „Echten Akten heiliger Märtyrer des Morgenlandes" (2 Theile, Innsbruck), die er aus dem Syrischen ins Deutsche übersetzt hatte. Die Notiz im Südtiroler Volksblatt (Bozen), Jahrg. 1881, Januar, daß auf Grund dieser und andrer Erstlingswerke die deutsche morgenländische Gesellschaft „bei ihrer Gründung in Leipzig 1846 unsern Z. gleichzeitig mit Friedr. Rückert zum Ehrenmitgliede ernannt habe", ist in mehrfacher Beziehung unrichtig. Erstens ist diese Gesellschaft in Darmstadt, zweitens 1845 gegründet; drittens ist Z. erst im J. 1848 in dieselbe eingetreten, viertens sind weder Rückert noch Z. jemals Ehrenmitglieder derselben gewesen (vgl. Die dtsch. morgenl. Gesellsch. 1845—1895, Leipz. 1895, S. 42, 54, 99 ff.). Aber jedenfalls ist Z. ein sehr eifriges, verdientes und hochgeschätztes Mitglied der Gesellschaft bis zu seinem Tode gewesen. — Mit seinen Arbeiten über Ephraem Syrus trat Z. zuerst 1845—6 hervor, indem er sechs Bände deutscher Uebersetzungen von ausgewählten Schriften Ephraem's aus dem Griechischen und Syrischen veröffentlichte, deren Inhalt im einzelnen man bei Eberh. Nestle, Syr. Grammatik, 2. Aufl. 1888, Litterat. Syriaca, S. 43 aufgeführt finden kann. Apart erschienen noch 1850 (Kempten) „Ephraem's Reden gegen die Ketzer übersetzt" und 1871 die Reden desselben über Selbstverleugnung mit dem Briefe an Einsiedler (Innsbruck). — Im J. 1848 folgte im 2. Bde. der Zeitschr. d. d. m. Ges. S. 66—73 eine gründliche Studie über die Metrik Ephraem's, in der Z. besonders das bei E. seltene Metrum 6silbiger Worte an einem Grabgesange des Kirchenvaters, der syrisch und deutsch abgedruckt ist, und an einigen anderen Beispielen erläutert. — Daß die syrische Poesie ihn be-

sonders anzog, erklärt sich aus der eignen poetischen Begabung und der religiös-dichterischen Stimmung des zartsinnigen Gemüthes Zingerle's. Schon 1840 waren seine „Harfenklänge vom Libanon", 1843 ein Band „Gedichte" erschienen; 1846 folgte „Das syrische Festbrevier oder die Festkränze aus Libanons Gärten". 1853 erschienen die „Marienrosen aus Damaskus" nach syrischen Vorbildern insbesondere Ephraem's gearbeitet, vgl. Z. D. M. G. Bd. 10, S. 628, deren 2. Auflage von 1865 durch deutsche Nachbildungen der Gebete Ephraem's an die Maria vermehrt ward. Zu diesem Studienkreise gehören auch die 2 Reden Ephraem's, die der Verf. 1868 aus 2 römischen Handschriften veröffentlichte, s. den Titel bei Nestle a. a. O. S. 42. — Die syrische religiöse Dichtung hatte sein ganzes Herz ergriffen und er trat wiederholt als eifriger Vertheidiger ihrer Schönheit in die Schranken. So in der Apologie der syrischen Poesie in der Tübinger theol. Quartalschrift, Jahrg. 1855, H. 3. Auch gegen Herder nahm er sie in Schutz in der Z. D. M. G. Bd. 15 (1861), S. 629—647 sowie gegen Eichhorn a. a. O., Bd. 29 (1875), S. 497. Ebenso unermüdlich war er in der Erforschung ihrer Eigenthümlichkeit und in der Verbreitung der Kenntniß derselben. Dem ersten Gesichtspunkt dienten besonders die metrischen Untersuchungen, welche er der oben erwähnten Studie über die Metrik Ephraem's folgen ließ. So erschien in der Z. D. M. G. Bd. 10 (1856), S. 110—116 eine Abhandlung über den Reim in den syrischen Gedichten, in der Z. aus der reichhaltigen von ihm durchgelesenen Litteratur zahlreiche Beispiele von Paronomasien, Assonanzen und Reimen sowie sieben vollständige Gedichte mit durchgehendem Reime anführt. Eine interessante Untersuchung über das gemischte Metrum in syrischen Gedichten ist in der Zeitschr. f. Kunde d. Morgenlandes, S. 1 ff., 185 ff. angefangen und in dem eben genannten Bande der Z. D. M. G. S. 116—126 fortgesetzt. Ebendahin gehören auch Zingerle's „Proben syrischer Poesie aus Jakob von Sarug" (in Z. D. M. G. Bd. 12 [1858], S. 117—131; Bd. 13 [1859], S. 44—58; Bd. 14 [1860], S. 679—691; Bd. 15 [1861], S. 629 bis 647). Nach einer kurzen Biographie des Jacob von Sarug, Bischofs von Batnae in Mesopotamien geht der Verf. hier näher auf die metrischen Homilien, desselben im 4silbigen Versmaß ein. Diese Gedichte beziehen sich auf kirchliche Feste, Heilige, einzelne biblische Stoffe oder Stellen u. dgl. Die ausgewählten Proben im syrischen Texte hat der Verf. aus dem Breviarium feriale Syriacum von 1787 entnommen und begleitet sie mit metrischer deutscher Uebersetzung und lehrreichen Erläuterungen. Zum Schluß ist auch eine Uebersicht über die Geschichte der syrischen Poesie gegeben. Nachträge hiezu erfolgten in Z. D. M. G. Bd. 20 (1866), S. 511—526. Zur syrischen Metrik gehört auch die in Z. D. M. G. Bd. 17 (1863), S. 687—690; Bd. 18 (1864), S. 751—759 geführte Untersuchung über das alte metrische Handbuch Mensura carminum secundum rhythmum von Stephanus Aldoensis, einem Patriarchen der Maroniten aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, dessen System der Verf. nach cod. 441 des Vaticans darstellt unter Mittheilung ausführlicher Proben. — Im engen Zusammenhange mit diesen Studien stand das „Breviarium syriacum, officium feriale iuxta ritum ecclesiae Syrorum Maronitarum . . . . ed. 5", Rom 1863, s. den vollständ. Titel bei Nestle a. a. O., S. 33. — Daneben waren anderweite Früchte von Zingerle's ausgedehnten syrischen Studien an das Licht getreten. In den Jahren 1849/50 veröffentlichte er in der Tübinger theol. Quartalschrift Bd. 67, S. 183—205; Bd. 68, S. 267—285 aus einem handschriftlichen Werke des Johannes von Dara über das Priesterthum mehrere Abschnitte. 1853 erschienen Mittheilungen über und aus acht Reden des Jacob von Sarug, Bischofs von Batnae in Mesopotamien, über das Leiden Christi in

der genannten Quartalschrift Bd. 76, S. 465—475, welchen Gegenstand Z. später noch vervollständigte in derselben Zeitschrift Jahrg. 1870, S. 92—114, wo Reden des Isaac von Antiochien und Jahrg. 1871, S. 409—430, wo solche des Jacob von Sarug über Jesu Kreuzigung mitgetheilt wurden. — Hiezu wäre auch die Schrift: „Sechs Homilien des J. v. S. aus syr. Handschriften übersetzt", 1867, anzuführen. Daneben hatten ihn die Quellen der Geschichte des Simeon Stylites angezogen. 1853 verbesserte er in Z. D. M. G. Bd. 7, S. 233 einige Stellen der syrischen Acten dieses Säulenheiligen in Assemani's Acten der heil. oriental. Märtyrer Bd. 2 durch geschickte Emendationen des Textes. 1855 folgte dann sein Werk: „Leben und Wirken des h. Simeon Stylites" (Innsbruck), worin auch eine Lobrede des Jacob von Sarug und einige Lieder auf den Säulenheiligen in deutscher Uebersetzung angehängt waren, vgl. Z. D. M. G. Bd. 10, S. 759. — Auch der Alexandersage wandte er nebenher sein Interesse zu. In Z. D. M. G. Bd. 8 (1854), S. 835 bis 837; Bd. 9 (1855), S. 780—784 besprach er eine syrische Handschrift, welche eine Uebersetzung des Ps. Callisthenes zur Geschichte Alexander's d. Großen enthielt und beleuchtete das Verhältniß beider Texte zu einander. Auch diesen Gegenstand nahm er später wieder auf in seiner Abhandlung: „Ein altes syrisches Alexanderlied übersetzt" (1882, Brünn). — 1869 erschienen vom Verf. die „Monumenta Syriaca ex romanis codd. collecta Vol. 1", worin er vieles Neue aus der vaticanischen Bibliothek veröffentlichte. — Weitere Beiträge zur hymnischen syrischen Litteratur erschienen in Z. D. M. G. Bd. 17 (1863), S. 730—735, worin der Cheritus der Nestorianer und darauf bezügliche Lieder behandelt wurden. Andres erschien in Heidenheim's deutscher Vierteljahrsschrift Bd. 2, S. 336—345, wo in Bd. 4 auch die deutsche Uebersetzung der Apocalypsis Pauli abgedruckt war, und in der Tübinger theol. Quartalschrift 1873, S. 462—509. — In Bd. 29 der Z. D. M. G. 1875 endlich erfolgte die große Abhandlung über das syrische Buch des Paradieses von Ebedjesu, Metropoliten von Nisibis, S. 496—555. Die Handschrift dieses bei den Syrern so sehr geschätzten Buches hatte Z. bereits 1864 im Museum Borgianum der Propaganda zu Rom gefunden und große Auszüge aus derselben gemacht. In der Z. D. M. G. gibt er eine eingehende Uebersicht über den Inhalt des Werkes von Ebedjesu und theilt hervorragende Proben syrischer Poesie im Original und in metrischer deutscher Uebersetzung mit. Auch viel sprachliches Material zum syrischen Lexikon, Etymologisches, Bedeutungsentwicklungen u. a. wird in der gründlichen Abhandlung vorgetragen, in der das Horazische delectando lectorem pariterque monendo zu reichlicher Verwendung kommt. — Für die weitere Verbreitung der syrischen Studien sorgte Z. durch seine „Chrestomathia Syriaca" (Rom 1871) und sein „Lexicon Syriacum" (ebd. 1873).

Fortgerissen durch Zingerle's gehaltreiche Studien, die sich eine an die andre drängten, haben wir den Faden der äußeren Lebensschicksale desselben unseren Händen entgleiten lassen und beeilen uns nunmehr, da der greise Gelehrte mit den strengeren Studien abzuschließen sich genöthigt sah, diese Dinge nachzuholen. Als Meraner Professor hatten wir Z. oben 1851 verlassen. Im selben Jahre ward er zum Director des dortigen Gymnasiums ernannt, welche Stellung er bis 1862 behielt. In diesem letzteren Jahre berief ihn Papst Pius IX. als Professor der orientalischen Sprachen an die Sapienza nach Rom. Wie gewissenhaft und erfolgreich er diese Stellung zur Durchforschung der litterarischen und handschriftlichen Schätze der Vaticana und anderer römischer Bibliotheken benutzte, geht aus den oben berichteten Veröffentlichungen Zingerle's zur syrischen Litteratur hinreichend hervor. Leider konnte er das Klima nicht vertragen und auf das Drängen der Aerzte sah er sich genöthigt 1866 Rom wieder zu verlassen,

wozu Papst Pius IX. ungern, doch in einer für Z. sehr ehrenvollen Weise, seine Genehmigung ertheilte. Er verlebte die folgenden Jahre vorzugsweise in dem Benedictinerstift Marienberg, dessen Subprior er wurde, hochgeehrt und gefeiert nicht nur in katholisch-kirchlichen sondern auch in allen dem Studium des Morgenlandes sich widmenden wissenschaftlichen Kreisen, bis er am 10. Januar des Jahres 1881 dahinschied. — Eine der anziehendsten katholischen Gelehrtenpersönlichkeiten, wie sie jetzt immer seltener werden. Von religiöser Innigkeit und Tiefe, durchweht von einem Hauch der Poesie, seiner Kirche treu, ohne jede fanatische Härte und Kälte Andersglaubenden gegenüber, am liebsten in stille Studien sich versenkend, bei aller Gelehrsamkeit schlicht und einfach, nicht dem eigenen Ruhm sondern der Wissenschaft dienend: so tritt das Bild des Mannes dem Beschauenden aus seinen Werken entgegen. Auch die uns vorliegende Photographie zeigt in den nervenfeinen durchgeistigten Zügen das geschilderte Gepräge der ganzen edlen Persönlichkeit.

Vgl. Südtiroler Volksblatt. Bozen 1881, Januar. — Studien des Benedictinerordens 1881, I, 355 ff. C. Siegfried.

Zingg: Adrian Z., Zeichner und Kupferstecher, wurde am 24. April 1734 in St. Gallen geboren, wo sein Vater, Bartolomäus Z., als geschickter Stahlschneider lebte. Von ihm empfing er die erste Anleitung für seine Kunst, dann aber nahm ihn der Kupferstecher J. R. Holzbach in die Lehre, bei dem er vier Jahre lang blieb und sich wenigstens das Mechanische seines Berufes aneignete. Im J. 1757 kam er zu Alberti nach Bern, wo er anfing Schweizerprospecte zu stechen. In seiner Begleitung reiste er im J. 1759 nach Paris und bildete sich hier in dem Atelier Wille's immer mehr aus, indem er sich auch auf die Vervielfältigung von Gemälden durch den Stich legte und fleißig nach der Natur zeichnete. Nach siebenjährigem Aufenthalt in Paris wurde er im J. 1766 auf Veranlassung Hagedorn's als Professor der Kupferstechkunst und Mitglied der Kunstakademie nach Dresden berufen. Er bildete hier viele Schüler, die meistens für seine eigenen geschäftlichen Zwecke helfen mußten, und etablirte einen schwunghaften Handel mit getuschten Sepiazeichnungen und Umrißradirungen, in denen er Ansichten aus der Dresdner Umgebung, namentlich aus der sächsischen Schweiz mit möglichster Genauigkeit wiedergab. Je länger, je mehr verfiel er bei diesem geschäftsmäßigen Betrieb seiner Kunst in eine arge Manier, die Ludwig Richter, der Pathe und Schüler Zingg's in seinen Lebenserinnerungen drastisch genug geschildert hat. Wenn daher auch der künstlerische Werth seiner Prospecte nicht groß ist, so haben sie doch für die sächsische Ortsgeschichte als treue Documente einer vergangenen Zeit bleibenden Werth, so daß es sich wol verlohnt, sie aus localhistorischem Interesse zu sammeln und zu verzeichnen. Bei seinen Zeitgenossen stand Z. in großem Ansehen. Er führte den Titel eines kurfürstl. sächsischen Hofkupferstechers und war Mitglied der Akademien von Wien und Berlin. Er starb hochbetagt am 26. Mai 1816 während des Besuches der Leipziger Messe.

Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon XXII, 298—301. — S. Ruge, Adrian Zingg's Landschaftsstudien aus der weiteren Umgebung Dresdens. Beilage zu der Monatsschrift des Gebirgsvereins f. d. sächs. Schweiz „Ueber Berg und Thal“. Dresden 1894—96. H. A. Lier.

Zingg: Josef Z., Verwaltungsbeamter, Präsident der Gotthardbahn, geboren 1828 in Meggen am Vierwaldstättersee, † 1891 in Luzern, wählte als Brotstudium die Rechtswissenschaft, studirte in Heidelberg und Paris und trat im J. 1853 als Rathsschreiber in den luzernischen Staatsdienst ein, in dem er bereits 1857 zum Staatsschreiber befördert wurde. Als solcher verwaltete er u. a. die Einzinsercasse und zeigte sich dabei als solches Verwaltungstalent, daß

man ihn 1863 zum Mitglied des Regierungsrathes und zwar für die Bauabtheilung ernannte, in welcher Stellung er sich ein bedeutendes Verdienst um die städtische Baugesetzgebung und die Entwicklung des kantonalen Bauwesens erwarb und ein besonderes Verständniß für technische Fragen an den Tag legte. Infolge dessen wurde Z. 1863 Vertreter Luzerns im Comité der Zürich-Zug-Luzerner Bahn. Mit diesem Unternehmen zusammenhängend traf man 1863 bis 1871 die Vorbereitungen für das gewaltige Werk des Durchstiches des Gotthard und der Gotthardbahn, mit dessen Zustandekommen Zingg's Name unzertrennlich verbunden ist. Nachdem er während dieser Zeit durch Führung der Präsidialgeschäfte und andere rastlose Thätigkeit in Verbindung mit Alfred Escher namentlich durch Aufstellung des Bau- und Finanzplanes die Grundlage für das Project geschaffen und durch letztere das Vertrauen zu dem Unternehmen und die Durchführung desselben gesichert hatte, erhielt er 1871 den Auftrag, die Statuten der Gotthardbahn-Gesellschaft zu entwerfen. Nach Annahme dieser Statuten und der Wahl des Verwaltungsrathes wurde Z. Vicepräsident einer dreigliedrigen Direction, welche für die Dauer der Bauperiode sämmtliche Bauangelegenheiten für den Verwaltungsrath vorzubereiten hatte. In dieser Thätigkeit war es Z. bestimmt, das großartige Unternehmen über ganz ungeahnte Schwierigkeiten und Hindernisse, insbesondere über die höchst bedrohliche Krisis in der letzten Hälfte der siebziger Jahre durch festes, besonnenes und vertrauenerweckendes Auftreten hinwegzubringen, indem es ihm gelang, die nöthigen Geldmittel für die Ueberschreitung der Baukosten zu beschaffen und dadurch den Bau des Tunnels sowie der ganzen Bahn endlich zu ermöglichen. Z. wurde 1879 sodann zum Präsidenten der Direction ernannt, in welcher Eigenschaft er bis zur Eröffnung der Bahn (1882) die ganze Bürde der Leitung trug, von da an bis zu seinem Tode seine Thätigkeit aber auf das Finanzwesen der Gotthardbahn beschränkte, an deren Zustandekommen er den größten Antheil hat. — Im J. 1872 wählte man Z. zum Nationalrath; außerdem saß er als Präsident im großen Rath Luzerns als Vertreter der Stadt, deren Ehrenbürger er war.

E. v. Hoyer.

Zingnis: Christoph Z., katholischer Theologe, Jesuit, geboren zu Eppan in Tirol (Geburtsjahr nicht festzustellen), † im J. 1700. In den Jahren 1666—1669 machte er zu Ingolstadt seine philosophischen Studien; 1667 empfing er zu Eichstätt die vier niederen Weihen; 1676 daselbst am 28. Februar die Subdiakonatsweihe, am 20. März die Diakonatsweihe, am 29. März die Priesterweihe. Im J. 1678 wurde er Professor der Philosophie an der Universität Ingolstadt. Als solcher ließ er im J. 1681 zwei unter seinem Präsidium vertheidigte Dissertationen drucken: „Quaestiones philosophicae de informatione animae rationalis“ (Ingolstadii 1681); „Quaestiones philosophicae de causa productiva et libertate animae rationalis“ (Landishuti 1681). Um das Jahr 1693 war er als Substitutus Assistentiae Germaniae in Rom. Er war einer der drei Censoren, welche Papst Innocenz XII. für das gegen den Probabilismus gerichtete Buch des Thyrsus Gonzalez, Fundamentum theologiae moralis bestellte. Sein Gutachten über dieses Buch ist gedruckt bei Patuzzi, Osservazioni sopra varj punti d'istoria letteraria (Venezia 1756), T. II, p. CXXIV—CXXIX, und bei Concina, Difesa della Compagnia di Gesù (Ven. 1767), II, p. 53—56; eine ausführliche Inhaltsangabe bei Döllinger-Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten, Bd. I (1889), S. 202—204.

F. S. Romstöck, Die Jesuitennullen Prantl's an der Universität Ingolstadt (Eichstätt 1898), S. 460 f. Lauchert.

Zingnis: Paul Z., katholischer Theologe, Jesuit, aus Eppan in Tirol (Geburts- und Todesjahr unbekannt), 1681 Professor der Philosophie in Ingol-

stadt, 1684 Decan der philosophischen Facultät, 1685 in Freiburg i. d. Schweiz, seit 1687 (oder 1689) Professor der Theologie in Innsbruck. — In Ingolstadt veröffentlichte er: „Quaestionum selectarum de connexione rerum naturalium inter se et cum suo auctore Pars I—III“ (Ingolstadii 1684; von dem 3. Theil liegen mir, aus der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, zwei verschiedene Ausgaben vor, die sich, bei Identität des Druckes der Dissertation selbst, durch die Verschiedenheit der auf dem Titel genannten Defendenten, Laur. Fries und Joh. Georg Lotterbach, und der von diesen vorgesetzten Dedicationen unterscheiden). Als Professor in Innsbruck ließ Z. drucken: „Disputatio de regula morum sive actuum humanorum“ (Oeniponti 1690); „Disputatio theologica de peccatis“ (Oeniponti 1691); „Disputatio theologica: Statera justitiae, sive de justitia ejusque laesae reparatione“ (Oeniponti 1693); „Disputatio theologica de norma credendi“ (Oeniponti 1693); die allgemeine Sacramentenlehre behandelt die Schrift: „Disputatio theologica de septem gratiae fontibus, sive de natura, efficacia et administratione sacramentorum“ (Oeniponti 1694); dazu kommt noch die Dissertation: „De vi et efficacia sacramenti poenitentiae“ (liegt mir nicht vor).

Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München (1872), Bd. II, S. 506. — J. Probst, Geschichte der Universität in Innsbruck (Innsbruck 1869), S. 43 f., 95. — Hurter, Nomenclator, P. II (ed. 2, 1893), p. 332 s. Lauchert.

Zink: Burkard Z., augsburgischer Chronist, geboren 1396 zu Memmingen, † Ende 1474 oder im J. 1475 zu Augsburg. Z., der Sohn eines durch seinen Handelsbetrieb nach Steiermark zu leidlichem Wohlstand gekommenen Mannes, verließ elfjährig die Vaterstadt, deren Schule er vier Jahre besucht hatte, um sich zu einem Bruder seines Vaters zu begeben, der vor Jahren mit Margarethe von Teck, als sie die Gemahlin Friedrich's III., Grafen von Ortenburg, wurde, aus seiner schwäbischen Heimath nach Krain gekommen und Pfarrer in Rieg geworden war. Der Oheim ließ Z. die Schule in Reisnitz (südöstlich von Laibach) besuchen und hatte die Absicht, ihn später nach Wien auf die hohe Schule zu schicken. Z., dem dieser Plan nicht gefiel, kehrte 1414 heim, fand aber die günstigen Verhältnisse des Vaterhauses nicht mehr vor und ebenso wenig, als er nach Krain zurückging, den Halt an dem Oheim; denn der war inzwischen gestorben und hatte sein Vermögen seinen Kindern und andern Leuten zugewendet. Nach einem kurzen verunglückten Versuche, in Memmingen ein Handwerk zu lernen, begann Z. wieder „in die Schuel zu gehen“, entsprechend den Wünschen seiner Verwandten, die gern einen Pfaffen aus ihm gemacht hätten. Ein fahrender Schüler, besuchte er die Schulen zu Ehingen, Balingen, Ulm, lernend, lehrend und um das Brot singend. Auf diesen Wanderungen kam er auch in die schwäbische Hauptstadt, zuerst gelegentlich 1415, dauernd 1419. In die Zwischenzeit fällt die Wendung seines Lebens. Während seine Verwandten von der Uebersiedlung nach Augsburg erhofft hatten, er werde sich dem geistlichen Stande zuwenden und zum Acolythus weihen lassen, entschloß sich Z., durch das Leben in der großen Handelsstadt bewogen, „ganz und gar von der Schuel zu laßen“ und Kaufmann zu werden. Nachdem er für verschiedene Principale in Augsburg, Nürnberg und Würzburg auf den Märkten der Nachbarschaft deren Geschäfte besorgt hatte, trat er 1419 zu Augsburg in den Dienst eines reichen und angesehenen Mannes aus der Weberzunft, Jos Kramer, der seinen Handel mit Wolle, Pelzwerk und Barchent durch Z. in Venedig, Frankfurt und Nürnberg betreiben ließ. Dem Grade gelehrter Bildung, den Z. in der Jugend erworben hatte, verdankte er Kenntnisse und Fertigkeiten, auf die er sich, wenn Handel und Kaufmannschaft einmal versagten, stützen

konnte. Als er, wenngleich mittellos doch frischen Muthes, 1420 eine Dienerin seines Herrn geheirathet hatte, verlor er dessen Gunst und half sich über die Sorgen des jungen Hausstandes dadurch hinweg, daß er, während sein Weib spann, für einen Landsmann, einen Geistlichen am Dome zu Augsburg, gelehrte Bücher abschrieb. Damit erwarb er nicht bloß, was er brauchte, sondern gewann auch durch seine Unverdrossenheit die Zuneigung seines Herrn und den alten Dienst zurück. Ein Mittel den Lebensunterhalt und mehr als das zu erwerben, bot zur Zeit auch der Eintritt in Kriegsdienste. Als Augsburg 1422 den Rottweilern zur Belagerung der Veste Zollern Bundeshülfe zu senden hatte, ließ sich Z. als Söldner bestellen, blieb zehn Monate aus und erübrigte bei dreißig Gulden. Seine Zuverlässigkeit und Anstelligkeit verschaffte ihm den Posten eines Zahlmeisters und Schreibers für das ganze gegen Friedrich von Zollern aufgebotene Fußvolk der gemeinen Reichsstädte und, da er sich in diesen Diensten bewährt hatte, die Beachtung des Augsburger Raths, der ihn in der Folgezeit zu verschiedenen Besorgungen und Aufträgen außerhalb der Stadt verwandte: 1423 wurde er dem Rathmann Jörg Ploß auf einer Reise zum König Sigmund nach Ungarn mitgegeben, 1427 nach Rom geschickt, um einem für die Stadt in dem schwebenden Bischofsstreit thätigen Procurator Gelder zu überbringen, 1430 nach Venedig, um Pulver für Augsburg einzukaufen. Da er sich hinreichend wohlhabend hielt, um noch ferner „um die weg zu reiten", gab er 1431 den noch immer festgehaltenen Dienst bei Jos Kramer auf und sah sich nach einer Anstellung in Augsburg um. Der Bürgermeister Peter Egen, der gerade das Amt eines Wagemeisters bei der Fronwage zu vergeben hatte, übertrug es ihm mit einem Jahressold von 53 Gulden. Der Dienst, den Z. sieben Jahre beibehielt, war weder sehr zeitraubend noch anstrengend; denn Z. hatte Zeit, gelehrte Handschriften für Andere abzuschreiben, und obwol ihm erlaubt war, ein bis zwei Mal im Jahre Venedig in seinen eigenen Handelsgeschäften zu besuchen, bei denen ihn sein Herr mit Darlehen unterstützte, sehnte er sich aus dem „Müssiggange" hinweg, um wieder wie zuvor zu „arbeiten und zu reiten". Er wurde zunächst 1441 Diener und Theilhaber in der Handelsgesellschaft der Meuting und machte reichen Gewinn. Nach drei Jahren schied er aus, um ganz auf eigene Hand sein Gewerbe zu betreiben. Ein echtes Schwabenkind, kam er wie in seinen Jünglingsjahren als fahrender Schüler, so in seinen Mannesjahren als Kaufmann weit herum. Der Besuch von Venedig führte ihn bis nach Rhodus und Candia. Wie er vorübergehend in diesem Jahrzehnt einmal Diener des Großmeisters der Johanniter war, so hat er auch noch einmal einen Kriegszug Augsburgs nach Günzburg als „außgeber und spenditor" mitgemacht (1450). Dabei war dieser wanderlustige Mann seit 1440 Hausbesitzer in Augsburg und seit 1421 Haupt einer sich rasch mehrenden Familie. Nach dem Tode der ersten Frau, mit der er in zwanzigjähriger Ehe zehn Kinder erzeugt hatte, war er noch drei Mal verheirathet und lebte während seiner zweiten Wittwerschaft etwa vier Jahre lang mit einem „torenden Fräulein", das ihn, als er es wegen Untreue verabschiedete, erfolglos um die Ehe verklagte. Während Z. Gott für die frommen Hausfrauen dankt, die er ihm bescheert, erfuhr er von der vierten, die er in seinem 64. Jahre geheirathet hatte, „mer unliebs und übels als in allen seinen Tagen". Von seinen zahlreichen Kindern, auch von der vierten Frau hatte er noch eins und von dem „Fräulein" zwei „ledige" Kind, starben die meisten früh. Nach 1450 war Z. dauernd unter die Diener und Amtsleut der Stadt Augsburg getreten, bis 1466 findet sich sein Name unter ihren Zinsmeistern: erst zwei Jahre als Einnehmer des Kornungelds, nach dessen Aufhebung (1455) der Wein- und Salzabgaben auf dem Salzstadel, wo er auch wohnen blieb, nachdem er sein Amt Alters

halber aufgegeben hatte. Lange hatte er sich rüstig gehalten, noch 1457 ritt er in fünf Tagen nach Trient, um einen lange verschollenen Sohn aus der Gefangenschaft zu befreien, war aber Manns genug, sich nicht durch die maßlosen Forderungen des Bischofs Geld abschrecken zu lassen.

Die einzelnen Züge aus dem Leben des Z., wie sie seine Selbstbiographie darbietet, zu verfolgen ist von Werth zur richtigen Würdigung seiner ganzen Stellung, die ungeachtet der Veröffentlichung der zuverlässigen Quellen immer noch verkannt wird. Bald wird er für einen Kaufherrn, bald für einen Senator, bald für einen Staatsmann oder Gesandten ausgegeben. Z. war, wie gezeigt, ein Mann von viel bescheidenerer Stellung. Was ihn über alle die ihm angedichteten Eigenschaften hinaushob, war die Bildung, die er in seiner Jugend erworben hatte. Sie wurde auch Anlaß, daß er schrieb, und beeinflußte, wie er schrieb. Aus einem Abschreiber wurde er zum Geschichtschreiber. Die Chronik, die er uns hinterlassen hat, umfaßt in vier Büchern die hundert Jahre Augsburgischer Geschichte von 1368—1468. Was er aus dem 14. Jahrhundert zu erzählen weiß, beruht auf einer uns noch direct zugänglichen Quelle, und nur der Zufall ihrer Bekanntschaft hat ihn über seinen Plan, städtische Geschichten von der Zeit an, da er selbst nach Augsburg kam, zu schreiben hinausgeführt. Als Z. 1466 die Chronik des 14. Jahrhunderts abschrieb und erneuerte d. h. stilistisch erweiterte und nur an ein paar Stellen sachlich bereicherte, stellte er sie seiner der Hauptsache nach schon fertigen Chronik als erstes Buch voran. Erst nach 1450, wo er zu größerer Ruhe und Seßhaftigkeit gelangt war, hatte er seine Arbeit begonnen und sie „von weil zu weil“ fortgeführt. Das bezieht sich besonders auf das letzte ihrer vier Bücher, in dem chronologisch die Ereignisse von 1416—1468 erzählt sind. Auch das zweite Buch beschäftigt sich mit dem fast gleichen Zeitraume. Seine abgesonderte Existenz erklärt sich aus einer Ansammlung historischer Stücke, die der Verfasser erst nach Feststellung der chronologisch geordneten Erzählung ausgearbeitet hat, zum Theil weil ihm jetzt erst hierfür benutzbare Quellen bekannt geworden waren, wie eine Darstellung des Augsburger Bischofsstreits, der Hussitenzüge und allem Anscheine nach eine uns verlorene Chronik Augsburgs aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Als die Quellen seines vierten Buches bezeichnet Z. die eigenen Erlebnisse und Mittheilungen Anderer. Gewissenhaft bemüht um zuverlässige Nachrichten, entwirft er ein anschauliches Bild dessen, was die große Stadt in seiner Zeit interessirte. Das sind zunächst ihre eigenen Schicksale und die ihrer Mitbürger daheim und draußen, die Beziehungen zu Bischof und Geistlichkeit, zu den benachbarten Herren, zu Kaiser und Reich; aber auch manches scheinbar ferner liegende, wie die Unruhen in Wien, die Vorgänge in der Schweiz. Innerhalb der im ganzen chronologisch fortschreitenden Erzählung finden sich hin und wieder zusammenhängende Darstellungen von Ereignissen nach ihrem ganzen Verlauf. Ein besonders anziehendes Beispiel gewährt die ausführlich und abgerundet erzählte Geschichte des stolzen Bürgermeisters Peter von Argon, der vorher Peter Egen hieß. Neben den politischen Ereignissen sind Notizen wirthschaftlichen Inhalts aufgenommen, wie Witterungsberichte oder Preisverzeichnisse, oder statistische Zusammenstellungen gemacht wie die Stationen der verschiedenen Reisen, die Z. zurückgelegt hat, oder eine kalendermäßige Angabe seiner Familienereignisse, die seiner Selbstbiographie eingefügt ist.

Mit seinen Mitbürgern verglichen war Z. ein gelehrter Mann; er verstand Latein, besaß Bücher z. B. einen Aesop, das Gedicht des Thomas Prischuch vom Constanzer Concil; er interessirt sich für römische in Augsburg gefundene Alterthümer, aber seine Erzählung ist frei von allem gelehrten Prunk. Sie ist die Arbeit eines Mannes, der offenen Auges die Dinge zu beobachten gelernt

hat, anschaulich und lebhaft zu schildern versteht. Er begnügt sich nicht wie seine Vorgänger mit knapper Feder bloß Thatsachen zu verzeichnen; er liebt es sie mit Ausdrücken seiner Theilnahme, seiner Freude, noch häufiger seiner Trauer oder Besorgniß zu begleiten. Er stellt Betrachtungen an, wie sie dem politischen Sinn eines Reichsstädters entsprachen, der die fürstliche Macht sich ausbreiten und unter denen, die auf gemeinsame Abwehr bedacht sein sollten, die Einigkeit immer mehr schwinden sah; denn jeder suchte den eigenen Nutzen und niemand den gemeinen. Seine abhängige Stellung hindert ihn nicht, sich freimüthig über die städtischen Dinge, den Rath und dessen Glieder, die Bewegungen und Kämpfe unter den Parteien in der Stadt zu äußern. Ueber der Anschauung des Einzelnen geht ihm nicht der Blick auf das Ganze verloren. Nur muß man nicht Betrachtungen eines Staatsmannes oder Darstellungen eines objectiven Historikers von ihm erwarten, es sind Berichte und Urtheile, wie sie dem verständigen Sinne eines Mannes entsprechen, der sich selbst seine Stellung im Leben errungen und von dem Boden der Heimath und ihrem Interesse aus die Ereignisse der selbsterlebten Zeit erzählt. Nimmt schon danach die Chronik des B. Zink durch Form und Inhalt einen hervorragenden Platz unter den deutschen Städtechroniken des Mittelalters ein, so steigt ihr Werth noch dadurch, daß der Verfasser mit der Geschichte der Stadt die seines eigenen Lebens verbunden hat. In dem dritten Buche erzählt er ausführlich, wie er von seinen kindlichen Tagen gelebt hat, von seinen Bestrebungen und von seinen Schicksalen. Wir erhalten dadurch einen unvergleichlichen Einblick in den Bildungsgang und in das Privatleben eines Bürgers in einer süddeutschen Reichsstadt. Dazu kommt eine Darstellung voll herzerfreuender Schlichtheit und Anmuth, so daß der Herausgeber der Chroniken der deutschen Städte mit Recht sagen durfte: man kann nichts Anziehenderes lesen.

Mochte auch die subjective Färbung der Chronik des B. Zink sie nachfolgenden Geschichtschreibern weniger als Vorlage empfehlen, so sind doch ihre Berichte über Augsburger Ereignisse in späteren Arbeiten benutzt, welche, da die Handschriften die Selbsterwähnung des Autors mit übernahmen, mißverständlich als Ueberlieferungen der Zink'schen Chronik betrachtet worden sind. Die Zahl der den echten Burkard Zink überliefernden Handschriften ist gering, und ihr Werth entspricht leider dem Gehalte dieser schönen Chronik sehr wenig. Längere Zeit hindurch war bloß ein Theil von ihr bekannt: Oefele hatte in Theil I seiner Rerum boicarum scriptores (1763) die biographischen Partien und von der Geschichte Augsburgs die unmittelbar auf Baiern bezüglichen Berichte nach einer Münchener Handschrift als Excerpta boica ex Burckardi Zenggii Memmingani senatoris Augustani chronico Augustano veröffentlicht. Um der Latinisirung willen war der Chronist um seinen ehrlichen Namen gebracht, und weil er einige Male von Rathssitzungen erzählt, in denen er zugegen war, zum Augsburger Rathsherrn gemacht. Schon in der verstümmelten und ungenügenden Form, in welcher die Chronik bekannt war, hat sie sich Freunde erworben und ihrem Verfasser eine Ehre eingetragen, die er mit wenigen deutschen Geschichtschreibern theilt. Sein Landsmann, der Bildhauer Johannes Leeb, hat ihm 1862 ein Standbild auf dem Hallhofplatze zu Memmingen errichtet, ihn aber irrig auf dem Sockel als „Augsburgs Gesandten nach Pest, Rom und Rhodus" bezeichnet. Eine vollständige Veröffentlichung der Chronik hat erst der fünfte Band der deutschen Städtechroniken (1866) in der von M. Lexer und dem Unterzeichneten veranstalteten Ausgabe gebracht.

Chronik der deutschen Städte, Bd. V (Augsburg II), Einleitung und Beilage I (F. Frensdorff); Bd. XXII (Augsburg III, 1892), S. XVI u. ff., S. 446 ff. (F. Roth). — Waitz, Histor. Zeitschrift, hsg. v. Sybel, 1868,

I, S. 216. — Frensdorff, Gött. gel. Anz. 1869, St. 11. — E. Fick, Bourkard Zink et sa chronique d'Augsbourg. Génève 1868. — v. Weech, B. Zink, der Chronist von Augsburg (Grenzboten 1867, S. 214 ff., wiederabgedruckt in: Aus alter und neuer Zeit [1878], S. 67 ff.). — O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im MA. I (3. Aufl. 1886), S. 102 ff. — Joachimsohn, Zur städt. u. klösterl. Geschichtschreibung Augsburgs, S. 1 ff. (Alemannia, Bd. XXII, Bonn 1894); — ders., Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland, Heft I (Bonn 1895). — Potthast, Bibl. histor. medii aevi II (1896), 1125 (mit irrigen Angaben). — Groß im Allgäuer Geschichtsfreund, Jg. III (Kempten 1890), S. 69 (mit einer Abbildung des Memminger Standbildes). F. Frensdorff.

Zink: Paul Christian Z., Maler und Kupferstecher, wurde im J. 1684 zu Dresden geboren. Er begann als Lehrling eines Goldschmiedes, bei dem er sich zugleich im Kupferstechen und Aetzen geübt haben soll. Dann besuchte er die im J. 1705 begründete Dresdener Kunstakademie, an der er sich unter Fehling's Leitung zum Maler ausbildete. Da sein Bruder Christian Friedrich in London als Emailmaler lohnende Beschäftigung gefunden hatte, entschloß er sich, gleichfalls nach England überzusiedeln. Doch scheint er nur kurze Zeit in London geblieben und von dort nach Wien gegangen zu sein, wo er Schüler der dortigen Akademie wurde. Ungefähr in den Jahren 1721—1722 eröffnete er in seiner Wohnung in Leipzig eine förmliche kleine Kunstakademie nach Dresdener und Wiener Muster, zu deren Besuche seit Anfang sich ungefähr zwanzig junge Leute zusammenfanden. Der Zulauf ließ jedoch von Jahr zu Jahr so ab, daß Z. sich genöthigt sah, seine Kunstsammlungen zu veräußern und einen Handel mit englischen Stahlwaaren zu eröffnen. Sein Geschäft befand sich in Auerbach's Hof und wurde von den Zeitgenossen als etwas in seiner Art Einziges gerühmt. Im J. 1756 hatte Z. das Unglück, in einer Nacht plötzlich die Sehkraft zu verlieren. Dadurch gingen seine Verhältnisse wieder zurück. Er starb hochbetagt als Almosenempfänger im J. 1770. Das Bildniß des Künstlers, im J. 1755 von Lisiewsky gemalt, das der Rath der Stadt einst auf die dortige Stadtbibliothek stiftete, befindet sich heute im städtischen Museum. — Die Töchter Zink's, namentlich die älteste, Christiane Charlotte, standen in dem Rufe, ausgezeichnete Stickerinnen zu sein. Am Johannistage 1753 stiftete Z. eine vollständige Altar- und Kanzelbekleidung für die Johanniskirche, die seine Töchter nach seiner Vorzeichnung auf weißem Gros de Tour ausgeführt hatten, und die noch heute als Erinnerung an den Zeichenmeister in der Kirche aufbewahrt wird.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lexikon XXII, 302. München 1852. — G. W. Geyser, Geschichte der Malerei in Leipzig, S. 58—60. Leipzig 1858. — G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, S. 184—186. Leipzig 1885. H. A. Lier.

Zink: Wendelin Z., als Pfarrer durch Seelsorge, Lehre und Schrift um die katholische Gemeinde des Stralsunder Bezirks verdient, ward geboren am 24. December 1777 zu Mangulding, einem Dorfe bei Regensburg in Baiern und starb am 29. Mai 1840 in Stralsund. Als Sohn einer wohlhabenden Bauernfamilie genoß er nur dürftigen Elementarunterricht, doch trat schon in früher Jugend Neigung für kirchliches Wesen bei ihm hervor und im 15. Lebensjahre wandte er sich zur Freude der Eltern dem gelehrten Berufe zu. Seine Studien begann er zu Straubing unter der Leitung eines geistlichen Privatlehrers und setzte sie bei den Benedictinern am städtischen Gymnasium fort; besonders dem Professor Anselm Pruzger bewahrte er dankbare Erinnerung. Später übernahmen die Prämonstratenser den Unterricht am Gymnasium,

während die Benedictiner nach Ingolstadt wanderten. Anfangs unentschieden, ob er Welt- oder Ordensgeistlicher werden sollte, bat er zuerst um Aufnahme bei den Benedictinern in St. Emmeran, meldete sich aber sodann, da die Antwort zögerte, bei den beschuhten Carmelitern in Straubing, begann 1796 sein Noviziat im Carmeliterkloster zu Abensberg und erhielt bei der Einkleidung den Ordensnamen Wendelin. Ein Jahr später legte er das einfache Gelübde ab und begab sich dann nach Straubing, woselbst der Rector Grindl, früher Professor am römischen Collegium, ein Mann von gediegenem Wissen, seine Studien leitete; von diesem erhielt er auch den ersten Unterricht in der italienischen Sprache. Im Februar 1799 legte er das feierliche Gelübde im Carmeliterkloster zu Straubing ab, und mit seinem Namen schloß, bei der bald erfolgten Aufhebung des Klosters, das Profeß-Register. Während der Kriegsunruhen empfing er nach bestimmten Zeiträumen in Regensburg die niederen und zwei von den höheren Weihen, ward im J. 1801 zu Regensburg zum Priester geweiht, auf kurze Zeit nach Abensberg versetzt, um Almosen für den Orden zu sammeln und leistete vielfach Aushülfe im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Nach Aufhebung der sämmtlichen Klöster der Bettelorden in Baiern ward er, infolge eines Auftrages von Rom an den Prior seines Klosters, dazu ausersehen, als Missionar nach Schwedisch-Pommern zu gehen. Hierselbst war bis 1761 kein katholischer Geistlicher geduldet worden und erst 1779 hatte die schwedische Regierung die Erlaubniß zur Niederlassung zweier katholischer Geistlicher in Stralsund gegeben; die Mission aber sollte dem Bischof von Hildesheim als apostolischem Vicar unterstehen. Der Grundstein zu einer Kirche war 1784 gelegt und dieselbe im nächsten Jahre eingeweiht worden. Seit 1781 versahen Carmeliter, welche von Rom aus ein mäßiges Gehalt bezogen, die Mission. Nach Absolvirung eines theologischen Examens zu Regensburg legte er die weltliche Kleidung an, begab sich auf Grund des Ernennungsdecretes von der Congregation der Propaganda mit seinem Collegen Bayerlein im August 1803 auf die weite Reise und traf am 16. September in Stralsund ein. Von 1805 ab versah Z. die Pfarre allein, zumal der Unterhalt zweier Geistlichen schwer zu beschaffen war. Der bald nachher zwischen Schweden und Frankreich ausbrechende Krieg führte manche Gefährdung seiner Person und amtlichen Wirksamkeit herbei; gleichzeitig schlug er die Gelegenheit aus, in Stockholm eine sichere und reich lohnende Stelle anzutreten. Während der Belagerung Stralsunds durch die Franzosen 1807 wurde mit den protestantischen Kirchen auch die katholische auf kurze Zeit in ein Lazareth umgewandelt; nach der Eroberung im August 1808 hatte sich Z. von Seiten des französischen Platzcommandanten des besten Schutzes und vielfacher Unterstützung zu erfreuen. Auch während der Kämpfe, welche nach Schill's Einbruch und mehr noch bei dessen Bewältigung durch Holländer und Dänen in den Straßen der Stadt tobten, ward Zink's Leben wiederholt gefährdet. Fast um die nämliche Zeit besetzten die Franzosen Rom und nahmen die öffentlichen Cassen in Beschlag, so daß der Fortbestand der von der Propaganda daselbst unterhaltenen Mission zu Stralsund in Frage kam. Vergebens wandte sich Z. an die schwedische Regierung; von 1808—16 folgten acht magere Jahre, in denen jede Gehaltszahlung ausblieb und seine Hirtentreue wurde auf eine lange und schwere Probe gestellt. Für Z., welcher sich und den Küster zu unterhalten, auch die Kosten des Cultus zu tragen hatte, wurden vornehmlich seine reichen Sprachkenntnisse zur Quelle des benöthigten Erwerbes: er ertheilte in den angesehensten Familien im Italienischen, Französischen, Geschichte und Geographie Privatunterricht, und manche Schüler, die später zu Amt und Würden gelangten, erinnerten sich seiner Unterweisung mit größtem Danke. Nicht nur als Seelsorger wirkte er rastlos, sondern war auch

schriftstellerisch für das Wohl seiner Gemeinde in verdienstvollster Weise thätig. Da er beim Eintreffen in Stralsund kein bestimmtes Gesangbuch vorgefunden, machte er sich sofort an die Ausarbeitung eines Gesangbüchleins für die Gemeinde und erhielt von der Regierung die Genehmigung dafür. Der von Hildesheim empfohlenen Einführung des Paderbornschen Gesangbuches widersetzte sich die schwedische Regierung aufs nachhaltigste und bestand auf dem Druck des von ihr genehmigten Zink'schen Werkes. Ungern fügte sich der Verfasser diesen Vorschriften; indeß ward sein Büchlein gedruckt und blieb bis 1827 im Gebrauch. In diesem Jahre wurde ein umfänglicheres eingeführt, bei dessen Abfassung Z., wie er selber in der Vorrede sagt, nur gesammelt, übersetzt und geordnet hatte. In einer Recension des „Katholiken" fand sein Werk die rühmendste Anerkennung. Für diese Zeitschrift lieferte Z. in den Jahren 1827 bis 29 mehrere größere Abhandlungen, z. Th. Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Französischen und Spanischen. Nach manchen von Frankfurt aus erhobenen Schwierigkeiten erschienen „Besolds Motive" bei Kranzfelder zu Augsburg im Druck. Indeß ward sein schriftstellerisches Verdienst von seinem praktischen überboten. Während seiner 37jährigen Amtsthätigkeit hat er auch nicht einmal den sonntäglichen Gottesdienst ausgesetzt. Häufig bereiste er seinen ausgedehnten Pfarrbezirk von 79 Quadratmeilen, zumal ihm seit 1806 die Vollmacht ertheilt war, das Sacrament der Firmung auszuspenden, und durfte er bei Amtshandlungen sich protestantischer Gotteshäuser bedienen. Für die katholische Kirche zu Stralsund ermöglichte er die Anschaffung einer Orgel durch eine Privatcollecte und ließ sich den Schulunterricht bei seiner Gemeinde mit treuester Sorge angelegen sein; derselbe litt schwer durch den Mangel an Subsistenzmitteln, als daher die Regierung 1821 auf die Anstellung eines geprüften Lehrers drang, und die Kärglichkeit der Besoldung dem entgegenstand, übernahm Z. den Unterricht wie vor 1808 persönlich, bis 1833 ein Lehrer angestellt ward. In den letzten Lebensjahren gehörte er dem litterarisch-geselligen Verein in Stralsund an und hielt unter anderem Vorträge über die Jesuiten und über die Inquisition, bei denen er durch Tiefe und Umfang seines Wissens den Zuhörern imponirte. Unermüdlich arbeitete er an der Erweiterung seines Wissens und lernte noch in späteren Jahren Hebräisch und Polnisch; dem von anderer Seite angeregten und genährten Wunsche jedoch, auf der nahegelegenen Universität Greifswald den Studien obzuliegen und womöglich den Doctorgrad zu erwerben entsagte er, um nicht etwa das Mißfallen seiner geistlichen Obrigkeit zu erregen. Von ihm stammt die sinnige Inschrift auf einer für Doberan bestimmten Schlagglocke: „Stunden gehen, Stunden kommen! Horch' ich künde treu sie an. Wie dem Bösen so dem Frommen kommt die letzte, weißt du wann?" Ein Schlagfluß machte in der Morgenstunde des 29. Mai 1840, als er sich eben zur Messe vorbereitete, seinem rastlos thätigen Leben ein Ende. Seine Gebeine wurden in der katholischen Kirche beigesetzt.

Wendelin Zink, Abdruck aus dem Schlesischen Kirchenblatt 1859. — Biederstedt, Nachrichten u. s. w., S. 168. Häckermann.

Zinkeisen: Johann Wilhelm Z. wurde am 12. April 1803 zu Altenburg geboren. Nachdem er in Jena und Göttingen zuerst Theologie, sodann Geschichte studirt hatte, wurde er Lehrer am Blochmann'schen Institute in Dresden, lebte dann in München und habilitirte sich im Anfang des Jahres 1831 als Privatdocent für Geschichte und Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Hier schrieb er den ersten Theil seiner „Geschichte Griechenlands", der 1832 erschien, worauf er im Juni des folgenden Jahres vom Herzog von Sachsen-Altenburg den Professortitel erhielt. Z. lebte dann zum Zwecke umfassender historischer und publicistischer Studien in Paris, wo er im September

1840 vom kgl. preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten durch Vermittlung Leopold Ranke's völlig unerwartet den Ruf erhielt, an der Redaction der Staatszeitung, deren gänzliche Reorganisation beabsichtigt war, theilzunehmen. Fast um dieselbe Zeit waren kurz nach einander mit ihm von Göttingen, Heidelberg und Kiel, zum Theil ebenfalls durch Ranke's Vermittlung, Unterhandlungen wegen Uebernahme einer Professur der Geschichte und Staatswissenschaften angeknüpft worden, während Cotta ihn unter sehr günstigen Bedingungen für die Direction der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu gewinnen trachtete. Er hatte während seiner Pariser Zeit den 3. und 4. Band seiner Geschichte Griechenlands erscheinen lassen (der 2. Bd. ist nicht herausgekommen) und den ersten Band seiner großen Geschichte des osmanischen Reiches in Europa geschrieben, was ihm im J. 1834 einen Ruf an die Universität zu Athen eintrug, den er ablehnte, weil ihn die allzu genaue Kenntniß der griechischen Zustände nicht dahin lockte. Auch seine größeren Aufsätze über Versailles, Lafayette, den Jakobinerclub und zahlreiche Artikel über französische Zustände sind in der Augsb. Allg. Ztg. in den Jahren 1836—40 sowie in v. Raumer's historischem Taschenbuche, in der Minerva u. a. O. erschienen. Die Bedeutung der ihm angebotenen Stellung und dringendes Zureden Ranke's und anderer hochgestellter Männer, denen es um die Sache zu thun war, bewogen Z. selbst mit sehr beträchtlichen persönlichen Opfern dem Rufe zu folgen und so siedelte er mit Frau und Kind, er war seit 1839 verheirathet, nach Berlin über, zunächst nicht um die Redaction im ganzen zu führen, sondern nur daran theilzunehmen, namentlich für die auswärtige Politik, deren Bearbeitung er zu leiten und zu beaufsichtigen haben sollte. Als er im Anfang December sich den drei mit den Preßangelegenheiten betrauten Ministern vorstellte, wurde ihm indessen eröffnet, daß er dazu bestimmt sei, vom 1. Januar 1841 ab die gesammte Hauptredaction der Staatszeitung als verantwortlicher Redacteur zu übernehmen. So ehrenvoll und annehmbar nun auch die Stelle war, so hatte sie vom ersten bis zum letzten Tage doch den großen Nachtheil für Z., daß sie einen provisorischen Charakter trug, der trotz seiner häufigen Bemühungen, endlich einmal etwas Definitives zu schaffen und seine amtliche Stellung zu fixiren, in Permanenz erklärt wurde und schließlich dazu führte, ihn in materielle Noth zu bringen. Aber nicht nur die persönliche Stellung des Hauptredacteurs litt unter diesem Zustande, sondern das ganze Institut der Staatszeitung krankte daran, und wurde auch durch die Einrichtung eines Curators dafür, zumal da dieses etwas undankbare Amt schnell von einem zum anderen überging, nicht gebessert. Vom December 1841 ab fanden Erwägungen statt, wie das Staatszeitungs-Institut reorganisirt werden könne oder ob es besser sei, es ganz eingehen zu lassen. Die dieses berathende Commission tagte bis in die Mitte des Jahres 1843 und lehnte den Plan die Zeitung ganz in Privathände übergehen zu lassen, aus finanziellen Gründen ab. Vom 1. Juli 1843 ab trat dann an Stelle der Staatszeitung die Allgemeine Preußische Zeitung ins Leben, die durch die Genehmigung des Königs in der Allerh. Cab.-Ordre vom 3. Juli desselben Jahres ein königliches Staatsinstitut war, das nur einen anderen Titel erhielt „um die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Zeitung auch äußerlich zu documentiren". Indessen sollte sie nach wie vor dazu dienen, die Maßregeln der preußischen Regierung nach innen wie nach außen in loyalem Sinne zu vertreten und zu motiviren, das monarchische Princip zu verfechten und die preußische Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung gegen die Angriffe, welche andere Blätter etwa dagegen richteten, mit Energie, aber zugleich mit der nöthigen Würde in Fassung und Sprache zu vertheidigen, überhaupt das Interesse an den vaterländischen Instituten zu beleben. Z. behielt die Redaction,

wurde aber auch jetzt noch nicht als Staatsbeamter anerkannt, sondern hinsichtlich seiner persönlichen Verhältnisse auf spätere definitive Anordnungen vertröstet. Inzwischen erhielt er auch die Aufsicht über den von Dr. Hermes redigirten Theil der Allg. Pr. Ztg., so daß nun auch die auf die inländischen und deutschen Angelegenheiten bezüglichen Artikel seiner Genehmigung unterlagen, und eine Zeit lang nahm er nebenbei die Geschäfte des stellvertretenden Curators wahr. Als nach dem Schlusse des ersten vereinigten Landtages (1847) das dringende Bedürfniß vorlag, der gouvernementalen Presse eine dem Interesse der Regierung entsprechende bestimmte Organisation zu geben, wozu die Allg. Pr. Ztg., die infolge des vereinigten Landtages bedeutend an Theilnehmern gewonnen hatte, die beste Gelegenheit bot, geschah doch nichts, um dem Zeitungsinstitut einen bestimmten definitiven Zustand zu schaffen; nur die Aenderung trat damals ein, daß an Stelle der drei bisherigen Censur-Ministerien der Minister des Inneren allein die Leitung der Zeitung übernahm. Als dann im folgenden Jahre die Katastrophe hereinbrach, hatte Z. schwer darunter zu leiden, daß er immer noch nicht in einer definitiven Stellung war. Infolge eines ihm durch das damalige Staatsministerium unmittelbar aus dem königlichen Schlosse zur Aufnahme in die Allg. Pr. Ztg. zugeschickten Artikels über die Vorfälle vom 15. bis 19. März drang nämlich früh am 20. März bei nächtlicher Weile ein bewaffneter Haufen in seine Wohnung (Schulgartenstraße 4, jetzt Königgrätzer Straße, am Potsdamer Thore) ein, verlangte mit den entsetzlichsten Drohungen Rechenschaft dafür und wollte ihn zwingen, den Verfasser des Artikels zu nennen. Als Z. sich nicht dazu verstand, wurde ihm eine Pistole vorgehalten und mit dem Tode gedroht, falls er nicht sofort eine Erklärung niederschreiben würde, die man ihm in die Feder dictirte und dann am Morgen als von ihm „freiwillig“ abgegeben, in alle Blätter setzte, eine Scene, die man von der Straße aus durch Flintenschüsse nach den Fenstern seiner Wohnung begleitete; die Schüsse aber erklärte man seiner erschrockenen Frau zur Beruhigung für Freudenschüsse. Es ist von Interesse, dieses „freiwillige“ Geständniß zu lesen. Wir lassen es daher hier folgen: „In Folge einer aus Berliner Bürgern bestehenden Deputation, welche so eben bei mir erschienen ist, erkläre ich freiwillig, daß mir der in No. 81 enthaltene Artikel unter Berlin, über die Ereignisse vom 15. bis 19. März von der Ministerialbehörde zur Aufnahme in die Allgemeine Preußische Zeitung zugeschickt worden ist, so daß er, da er diese Ereignisse völlig entstellt, von mir nicht vertreten werden kann“. gz. Dr. J. W. Zinkeisen. — Am Morgen des 21. März eilte Z. nach dem Schlosse und bat um seine Entlassung, falls man nicht im Stande wäre ihm für seine Functionen und seine Familie Schutz zu gewähren; und da das in jenem Momente der äußersten Spannung, wo man jeden Augenblick den Wiederausbruch des Revolutionssturmes befürchtete, nicht möglich war, vielmehr an demselben Vormittage ein zweiter noch stärkerer bewaffneter Haufen in das Local der Redaction eingedrungen war, um sich seiner Person zu bemächtigen, dem er nur durch einen glücklichen Zufall entging, so legte Z. seine Stelle nieder und verließ noch vor Abend mit seiner ganzen Familie von sieben Personen Berlin.

Während Zinkeisen's Abwesenheit gerieth die Allgemeine Preußische Zeitung schnell in Verfall und war kaum noch zu halten, so daß ihre völlige Umwandlung in ein streng officielles Organ der Regierung gerathen schien. Als daher Z. nach kurzer Zeit nach Berlin zurückgekehrt war und nunmehr um seine Entlassung bat, da lag nichts näher, als daß man ihn aufforderte, die gewünschte Umwandlung so schnell als möglich vorzunehmen und dann wiederum an die Spitze des neubegründeten Instituts zu treten. Der amtliche Theil des Preuß. Staatsanzeigers sollte die Mittheilung aller von der Regierung mittelst der

Centralbehörden ausgehenden Erlasse, Bekanntmachungen, Gesetze u. s. w. enthalten, er war das anerkannte Organ des Staatsministeriums. Der nicht amtliche Theil war dazu bestimmt, ein möglichst objectives Bild der Tagesgeschichte aus bewährten, zuverlässigen Quellen zu geben. Das große Vertrauen, das sich in diesem Anerbieten aussprach, bewog Z. Ende Mai (1848) die Direction des „Staats-Anzeigers" zu übernehmen, da ihm auch zugesichert wurde, daß nun endlich seine Stellung als Staatsbeamter anerkannt und geregelt werden würde. Die Direction des Staats-Anzeigers ging vom Minister des Innern auf den der auswärtigen Angelegenheiten über, ein Curator wurde zunächst nicht wieder ernannt, aber die definitive Organisation des Instituts verzögerte sich im Drange der Verhältnisse abermals. Im April 1849 ging dann die Leitung des Staats-Anzeigers auf das Staatsministerium über und wurde mit der Leitung des Litterarischen Büreaus verbunden. Auch abgesehen von seiner Thätigkeit als Hauptredacteur der Staatszeitung und des Staatsanzeigers ist Z. bemüht gewesen, sich der Regierung nützlich zu machen. So hatte er gleich nach seiner Ankunft in Berlin auf höhere Veranlassung und mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs eine Verbindung zwischen Madrid und dem kgl. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eingeleitet und acht Jahre lang lebhaft vermittelt und unterhalten, die in Ermangelung jedes diplomatischen Verkehrs mit Spanien, so lange gewichtige Rücksichten die Anerkennung der Königin Isabella II. nicht zuließen, der Regierung erhebliche Dienste leistete. In dieser ganzen Zeit ist keine directe Mittheilung von Madrid an das Ministerium gelangt, die nicht durch Zinkeisen's Hände gegangen wäre, denn er allein hatte den Schlüssel zur Chiffreschrift, in der diese Mittheilungen geschrieben waren, die zum Theil von großem Interesse und bedeutender politischer Wichtigkeit gewesen sind. Seine umfangreiche, mühsame und verantwortungsreiche Thätigkeit als Hauptredacteur des Staatsanzeigers hat Z. dann auch nach der stürmischen Zeit noch mehrere Jahre fortgesetzt, bis er plötzlich zu seiner großen Ueberraschung Ende März 1851 die Nachricht erhielt, daß es beschlossen worden sei, den Staats-Anzeiger in seiner jetzigen Form als politische Zeitung zum 1. Juli eingehen zu lassen und daß er selbst sich demgemäß darauf gefaßt zu halten habe, von diesem Tage ab auf Wartegeld gesetzt zu werden. Und so geschah es. Z. lebte fortan mit einer großen Familie bei einem sehr mäßigen Wartegelde als Privatmann in Berlin, wo er seine wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit fortsetzte: er führte seine „Geschichte des osmanischen Reiches in Europa" bis zum siebenten Bande, der 1863 erschien. In den Jahren 1852 und 1853 veröffentlichte er seinen „Jakobinerklub", 1854 „Drei Denkschriften über die orientalische Frage". — Der Vollständigkeit halber nennen wir noch seine Jugendschriften, die in Jena gekrönte Preisschrift und Dissertation: „Commentatio historico-critica de Francorum Majore domus" (Jenae 1826), sowie seine Habilitationsschrift: „Samnitica. Dissert. hist.-crit." (Lips. 1831). — Z., der sich in seinem Amte als Redacteur nach dem Urtheile der Minister „als ein thätiger, rechtlicher, wohlgesinnter und mit allen nöthigen Kenntnissen versehener Mann bewährt hat", starb in Berlin am 5. Januar 1863.

Acten des Königlichen Geheimen Staats-Archivs zu Berlin. — Wolff, Berliner Revolutions-Chronik. Berlin 1851. Bd. I, S. 287 f. — (Koner) Gelehrtes Berlin im Jahre 1845. Berlin 1846. S. 375.

Ernst Friedlaender.

Zinn: August Z., Irrenarzt, geboren am 20. August 1825 als Sohn eines Pfarrers zu Ilbesheim in der Rheinpfalz, † am 17. November 1897 als Director der Provinzialirrenanstalt zu Eberswalde. Ursprünglich hatte er sich dem Forstwesen gewidmet und war bereits Forstbeamter, als er sich 1849 der

politischen Bewegung anschloß. Nach deren Zusammenbruch flüchtete er in die Schweiz und wendete sich nun an der Züricher Universität dem Studium der Medicin zu, welches er 1853 absolvirte. Hierauf wurde er Assistent am dortigen Kantonspital und der damit verbundenen Irrenabtheilung. Die eingehende Beschäftigung mit der Irrenpflege, in welcher er seine Kenntnisse noch durch einen längeren Aufenthalt bei Roller in Illenau, wie in Wien und Prag erweiterte, veranlaßte ihn über die Mängel des öffentlichen Irrenwesens im Kanton Zürich eine kleine Studie zu veröffentlichen. Zunächst ließ er sich jedoch 1856 als praktischer Arzt in Thalweil nieder und erst seine Ernennung zum Director der St. gallenschen Kantonirrenanstalt St. Pirminsberg führte ihn 1864 dauernd dem Irrenwesen zu. Das veraltete Pirminsberg bedurfte dringend einer den Forderungen der Neuzeit entsprechenden Reorganisation, Z. gelang es hiefür die nicht unbeträchtlichen Mittel vom Kanton zu erhalten und unter seiner Leitung erfolgte eine umfassende Umgestaltung der ganzen Anlage. 1865 gründete er den Hülfsverein für aus der Anstalt entlassene Geisteskranke, den ersten dieser Art, welcher alsbald durch sein segensreiches Wirken allenthalben Nachahmung fand. Noch größere Aufgaben erwarteten ihn, als er 1872 einem Rufe zum Director der brandenburgischen Provinzialirrenanstalt in Eberswalde folgte. Auch hier war er unablässig thätig für die Neuorganisation und Erweiterung der Anstalt, und als er 1882 zum Landesmedicinalreferenten für die Provinz ernannt worden war, dehnte sich diese Thätigkeit auch auf den Umbau der andern älteren Anstalten und die Erweiterung der Irrenpflege der Provinz aus. Zu den beiden neuen mustergültigen Irrenanstalten in Landsberg a. W. und Neuruppin hatte er die Programme und Pläne entworfen. Nach dem Muster des Pirminsberger Vereins errichtete er ebenfalls einen Hülfsverein für entlassene Geisteskranke der Provinz Brandenburg. 1874 wendete sich Z. auch wieder der Politik zu. Einige Freunde hatten ihn beredet, in dem Wahlkreis seines Geburtsortes für den Reichstag zu candidiren. Schon sein erstes Auftreten war durchschlagend und seine Wahl erfolgte mit großer Stimmenmehrheit, die Wähler blieben ihm auch in der Folge treu, bis er 1881 auf eine Wiederwahl verzichtete. Im Reichstage war es ihm gegönnt, in einer Reihe von ärztlichen Fragen, besonders auch psychiatrischen erfolgreich zu wirken. Er war der einzige ärztliche Vertreter in der Justizcommission, welche die gesetzlichen Bestimmungen über das Verfahren bei Entmündigung wegen Geisteskrankheiten, über die Prüfung von Angeklagten in den Fällen zweifelhaften Seelenzustandes, über Strafvollstreckung, über die Zuziehung der Aerzte als Zeugen vor Gericht, über den Schutz des ärztlichen Berufsgeheimnisses und die Stellung der ärztlichen Sachverständigen festsetzte. Auch bei Verhandlungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege nahm er als Berichterstatter über das Nahrungsmittelgesetz, sowie gelegentlich des Impfgesetzes, der Schaffung des kaiserlichen Gesundheitsamtes, des Viehseuchengesetzes wie in anderen Fragen hervorragenden Antheil. Mit der Errichtung ärztlicher Standesvereine in Preußen wandte er auch diesen seine Fürsorge zu, wiederholt war er zweiter Vorstand der Aerztekammer der Provinz und Vertreter der Kammer in der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen. Als der Verein deutscher Irrenärzte beschloß gegen die zu Anfang des Decenniums in der Oeffentlichkeit mehr und mehr hervortretende Bewegung gegen die Irrenärzte und Irrenanstalten Stellung zu ergreifen, übernahm Z. für die Versammlung in Frankfurt a. M. 1893 die zwei ausgedehnten Referate „über Psychiatrie und Seelsorge“ und „über Reform des Irrenwesens in Preußen und des Verfahrens in Entmündigungssachen der Geisteskranken“. Die von ihm aufgestellten Thesen wurden von der zahlreichen Versammlung einstimmig angenommen. Schriftstellerisch war Z. wenig thätig, nur einige

Gelegenheitsschriften existiren von ihm, seine ganze Arbeitskraft war der praktischen Thätigkeit gewidmet.

Lähr, Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. 54, S. 1112.

Vandorf.

Zinn: Johann Gottfried Z., berühmter Naturforscher, war geboren am 4. December 1727 zu Schwabach im Markgrafenthum Ansbach, studirte von 1742 an in Göttingen, wo er einer der am berühmtesten gewordenen Schüler Haller's war, richtete sein besonderes Augenmerk auf die Anatomie und die Botanik und wurde von seinem großen Lehrer 1749 mit der „Disp. inaug. exhib. experimenta quaedam circa corpus callosum, cerebellum etc." zum Dr. med. promovirt. Er ging darauf für einige Zeit nach Berlin, wo er seine anatomischen und botanischen Studien fortsetzte und bald in die dortige königliche Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen wurde. 1733 wurde er auf Haller's Empfehlung als außerordentlicher Professor der Medicin nach Göttingen berufen und trat sein Amt mit einer Rede de iis, quae in physiologicis nos adhuc latent an. Als Haller Göttingen verließ, wurde seine Professur unter Roederer und Z. getheilt und Letzterem die Botanik und die Direction des botanischen Gartens übertragen; auch wurde er in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen und 1754 seine Professur in eine ordentliche umgewandelt. Seine Wirksamkeit in Göttingen war jedoch nicht von langer Dauer, denn schon nach sechs Jahren, am 6. April 1759 wurde er, erst 32 Jahre alt, vom Tode ereilt. — Auf den beiden von ihm besonders gepflegten Gebieten hat er bedeutsame Arbeiten aufzuweisen, um die Anatomie des menschlichen Auges aber sich unsterbliche Verdienste erworben. Von den auf diese bezüglichen Arbeiten führen wir an „Progr. de ligamentis ciliaribus" (1753); „Observationes quaedam botanicae et anatomicae de vasis subtilioribus oculi et cochlea auris internae" (1753); „Observationes de tunicis et musculis oculorum" in Comment. Soc. Goett. T. III (1573); vor allem aber seine „Descriptio anatomica oculi humani iconibus illustrata" (1755), die in 2., vermehrter Auflage von Heinr. Aug. Wrisberg, 1780, 4° herausgegeben wurde. Von botanischen Schriften sind zu nennen: „Observationes botanicae" in Comment. Soc. Goett. T. III; „Catalogus plantarum horti academici et agri Gottingensis" (1757). Außerdem hat er, abgesehen von handschriftlich hinterlassenen, noch weitere medicinische Abhandlungen veröffentlicht, wie: „Observationes ex corporibus morbosis" in den Comment. Soc. reg. scient. Goetting. ad annum 1752; „De l'enveloppe des nerfs" in den Mémoires de l'Acad. de Berlin (1753); „Comm. de differentia fabricae oculi humani et brutorum" in Comment. Soc. Goett. T. IV. — Außerdem findet sich von ihm noch eine Reihe von Abhandlungen im Hamburgischen Magazin, den Hannoverschen Sammlungen, den Göttinger gelehrten Anzeigen u. s. w. Nach ihm sind die im Auge befindlichen Bildungen, die Zonula Zinnii und das Ligamentum Zinnii benannt. Linné nannte eine Gattung aus der Familie der Compositae „Zinnia".

Boerner, Nachrichten von . . . jetztlebenden berühmten Aerzten u. Naturforschern. Wolfenbüttel 1753. Bd. 3, S. 578, 805. — J. S. Pütter, Versuch einer academ. Gelehrten-Geschichte von d. Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Bd. 1, 1765, S. 60; Bd. 2, 1788, S. 44. — Waldeyer im Biogr. Lex. d. hervorragenden Aerzte. Bd. 6, Wien u. Leipz. 1888, S. 375.

E. Gurlt.

Zintgraff: Eugen Z., Afrikareisender, geboren am 16. Januar 1858 zu Düsseldorf, † am 3. December 1897 auf Teneriffa. Z. besuchte die Gymnasien in Düsseldorf und Bielefeld und widmete sich dem Rechtsstudium in Straßburg, Bonn, Berlin und Greifswald; in Heidelberg machte er seinen juristischen Doctor.

Nach einer kurzen, journalistischen Episode in Berlin ging er 1884 mit dem Oesterreicher Chavanne nach dem unteren Kongo. Unter dem Eindruck der Grenfell'schen Entdeckung des Ubangi, machte er den Plan, vom Kongo her zu Wasser in das Hinterland des eben von Deutschland besetzten Kamerun vorzudringen. Zwar lehnte das Auswärtige Amt Ende 1885 diesen Plan ab, veranlaßte aber Z. im darauffolgenden Jahre das Küstenhinterland zu erforschen. Er löste die Aufgabe geschickt durch vier kleinere Vorstöße. 1887 ging er mit Lieutenant Zeuner bis zum Elefantensee vor, wo er die Barombi-Station gründete. 1888 schritt er von hier nach Batan fort und durchbrach zum ersten Mal den Gürtel, den die gefürchteten Banyang damals zwischen die Küste und das Grasland legten. Anfang 1889 betrat Z. im Grasland das Gebiet der Bali, eines der kräftigsten Stämme des Innern. Z. gewann in Kürze Einfluß bei diesem Volk, so daß er mit dem Bau einer Station beginnen konnte. Wenige Monate später hatte er den Weg von hier bis zum Benue zurückgelegt. In Ibi traf er die erste englische Handelsstation und den ersten Benue-Dampfer. Als er in Donga die Verbindung mit Flegel's Benue-Reise gefunden hatte, legte er sich Flegel's in Adamaua landesüblichen Namen Abder Rahmân bei. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Deutschland kehrte Z. im Herbst 1890 nach Kamerun zurück, um eine Expedition nach Bali zu führen, und von der Station Baliburg aus die Verbindung des Hinterlandes mit der Küste zu sichern. Zugleich führte Z. auch eine kaufmännische Expedition, die in Baliburg eine Handelsstation gründen sollte. An die Stelle Zeuner's, der 1890 gestorben war, war Lieutenant v. Spangenberg getreten. Die Expedition zählte 375 Afrikaner und 7 Europäer und machte ohne Schwierigkeit den Weg nach Bali. Z. glaubte diese Macht zur Niederwerfung des Widerstandes einiger Nachbarstämme verwenden zu sollen. Er griff am 31. Januar das den Bali feindlich gesinnte Bandeng an, erlitt aber auf dem Rückmarsch große Verluste an Menschen und Munition und mußte nach Kamerun zurückkehren. Z. wurde in seinen Bestrebungen, diese Niederlage auszuwetzen, von der Colonialverwaltung nicht so unterstützt, wie er wünschte. Er kehrte erst im August nach Bali zurück, schloß einen sehr günstigen Vertrag mit Garega, dem Häuptling der Bali, der dem Blutfreunde Z. die Verwaltung über das ganze Baliland in die Hand gab. Die Verhältnisse schienen sich hier wie bei den Banyang und in Barombi günstig zu entwickeln. Z. hatte in Lieutenant Hutter einen neuen Gehülfen erhalten. Leider genügten aber weder die Z. zur Verfügung gestellten Mittel seinen Ansprüchen, noch fand er in Kamerun und in Berlin die volle Billigung seiner Pläne. Z. glaubte schon bei seiner Niederlage bei Bandeng nicht so wie er erwarten durfte, von dem Gouverneur Zimmerer unterstützt worden zu sein. Seiner hohen Meinung von dem Werthe der Bali als Soldaten und Plantagenarbeiter stand die Behandlung entgegen, die die Bali mehrfach an der Küste gefunden hatten. Auch der Wunsch Zintgraff's einen Vorstoß nach dem Tsadsee zu machen, wurde in Berlin nicht voll gewürdigt. Als Z. fand, daß man sich in Berlin durchaus auf die Seite der Gegner seiner Pläne stellte, nahm er 1892 seine Entlassung. In einer ohne Jahreszahl zu Hamburg erschienenen Schrift übergab Z. seine Beschwerden der Oeffentlichkeit. Dieser Schritt machte es in den Augen der Colonialbehörde unmöglich, Z. weiter irgend eine Thätigkeit im Gebiete von Kamerun entfalten zu lassen; man verbot ihm einfach, in den nächsten zwei Jahren dorthin zurückzukehren. Z. beschäftigte sich mit der Ausarbeitung seines Buches „Nord-Kamerun“, hielt Vorträge über seine Reisen und weilte 1893 in den Goldfeldern von Transvaal. 1896 bot sich ihm endlich die Gelegenheit, lang gehegte Pläne einer Plantagengründung in Kamerun mit

Bali-Arbeitern zu verwirklichen. Er wurde Director der Pflanzungsgesellschaft Viktoria; aber an der Schwelle des Erfolges befiel ihn im Spätjahr 1897 Krankheit, die ihn in Teneriffa wegraffte.

Z. ist unter den jüngern deutschen Afrikareisenden aus der colonialen Aera einer der hervorragendsten. Er verband Kühnheit im Vordringen mit Klugheit im Verkehr mit den Negern und erzielte große Erfolge unter schwierigen Umständen. Ohne gelehrter Afrikaforscher im Sinne von Barth oder Nachtigal zu sein, hat er sich doch als ausgezeichneter Beobachter der Natur und besonders des Völkerlebens Afrikas erwiesen. Ueber allen standen ihm aber die wirthschaftlichen und politischen Aufgaben einer jungen Pflanzungscolonie, die ihre äußersten Grenzen noch nicht gefunden hatte. Z. hat die wirthschaftliche Entwicklung Kameruns richtig vorausgesehen und würde, wenn ihm eine längere Lebenszeit beschieden gewesen wäre, die Richtigkeit seiner Grundsätze wol selbst erprobt haben. In politischer Beziehung hat er ebenso wie die gleichzeitig mit ihm auf südlicheren Wegen dem Benue Zustrebenden, Kund und Tappenbeck, das Ziel nicht erreicht. Die Schwierigkeiten des innern Afrikas lagen hier der Küste am nächsten, und über die Mittel zu ihrer Bewältigung machten sich diese Pioniere und ihre Auftraggeber zu kleine Vorstellungen. Daher wurden sie zu früh von der Ostrichtung und vom Scharibecken abgelenkt, in Kämpfe verwickelt, zum Stillstand oder Rückzug gezwungen. Die ungünstige Grenze der Kamerun-Colonie im Osten und Norden ist eine Folge dieser Umstände. Auch die Zwistigkeiten zwischen Z. und der Colonialverwaltung führen im Grund darauf zurück. Doch ist nicht zu bezweifeln, daß die Behörden Z. nicht immer in der durch die Sachlage gebotenen Weise unterstützt haben, ebenso wie auf der andern Seite das Auftreten Zintgraff's übermäßig selbstbewußt war. Im ganzen hat die Entwicklung des Hinterlandes von Kamerun die Voraussetzungen Zintgraff's bestätigt. Nach den Schilderungen aller seiner Genossen vereinigte Z. die wichtigsten Eigenschaften eines innerafrikanischen Pioniers. Er war unerschrocken, ausdauernd und verstand mit den Negern trefflich umzugehen. Außer seinem einzigen Buche „Nord-Kamerun“ (1895) hat Z. eine Reihe von Aufsätzen, colonialpolitischen und geographisch-ethnographischen Inhalts, veröffentlicht. Das Buch enthält einzelne packende, trefflich geschriebene Abschnitte und wird in der deutschen Afrika-Litteratur immer eine hervorragende Stellung einnehmen.

Schriftliche Mittheilungen von der Familie, von Vorgesetzten und von Wirkungsgenossen Zintgraff's, das Reisewerk und die einschlägigen Zeitschriften.

F. Ratzel.

Zinzendorf: Anna von Z., s. Nitschmann, Bd. XXIII, S. 709.

Zinzendorf: Franz Ludwig, Graf und Herr von Z. und Pottendorf, zu Drosendorf, Borgoni, Kallendorf, Wasserburg und Karlstetten, Toppel und Enzersfeld, geboren am 23. März 1661, † in Karlstetten (Nied.-Oesterr.) am 17. Juli 1742, österreichischer General, ältester Sohn aus dritter Ehe Ferdinand's v. Z. († 1686) mit Rebecca Regina Freiin Gienger von Grienpichl, von welcher die Herrschaft Wasserburg in Nied.-Oesterreich herrührt, während er die Fideicommißherrschaft Enzersfeld 1738, nach Ableben seiner Base, Fürstin Montecuculi, erbte und 1728 die Herrschaften Karlstetten und Toppel als Familiengut den Grafen von Laffberg erwarb. Als Kriegsmann machte er im Regimente des österr. Generals Sigbert Graf Heister den Krieg gegen die Türken und Franzosen mit. 1696 k. k. Titulatur-Hofkriegsrath, 1704 Oberst, 1706 Generalwachtmeister und wirklicher Hofkriegsrath, wurde Z. 1706 nach Altranstädt entsendet, um als Militär an der Convention K. Josef's I. und Karl's XII. von Schweden mitzuwirken. Auch an dem kaiserlichen Executionsrecesse von 1709 hatte er Antheil. 1711 Geheimrath, 1712 Hatschier- und Trabanten-

hauptmann, 1715 Obersthofmeister der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter K. Josef's I., und nachmals Gattin des Kurprinzen von Sachsen-Polen, gelangte Graf Z. 1717 zur Stellung eines commandirenden Generals in Mähren und Commandanten der Festung und des Staatsgefängnisses auf dem Spielberge bei Brünn. Während seiner 24jährigen Thätigkeit als solcher erlebte er (1724 Feldmarschallieutenant) den Ausbruch des ersten schlesischen und des österreichischen Erbfolgekrieges und zog sich mit 81 Jahren in den Ruhestand zurück, den er nicht mehr lange genoß. Zu seinen Privatliebhabereien zählte der vertrauliche Verkehr mit dem seiner Zeit vielgenannten Alchymisten oder „Goldmacher“ Hulderzopf.

Franz Ludwig Graf v. Z. stammte aus einem alten, niederösterreichischen Adelsgeschlechte (Czinzendorf, Zinzinsdorf, Zinzendorf), das unter Christoph Herrn v. Z. († 1535) das Oberstlandjägermeisteramt von Nieder-Oesterreich als Erblehen an sich brachte und durch seine Heirath mit Sophie, der Erbtochter des letzten Herrn v. Pottendorf, die Güter dieses — im Mannesstamme erloschenen — alten Geschlechtes erwarb. Die Nachkommen des einen Sohnes Christoph's, Stefan (III.), † nach 1548, die bald zum evangelischen Glauben übertraten, das Wappen der Pottendorfer aber wie das bezügliche Prädicat führten, erloschen mit Georg Christoph im J. 1616, der das erste Zinzendorfer Fideicommiß stiftete. Dagegen erhielt sich die von einem zweiten Sohn jenes Christoph, Johann (IV.), augsburgischer Confession († 1552), begründete jüngere Linie des Hauses, aus welcher weitere Zweige oder Linien hervorgingen, von denen nur nachstehende in Betracht kommen. Die von Johann Friedrich († 1600) begründete „Hausecker“ Linie führt schon das Prädicat Pottendorf und erlosch 1738 mit Karl Leopold. Hans Joachim († 1626) stiftete die Karlsbacher Linie, aus welcher drei andere erwuchsen: 1. die ältere mit Georg Hartmann († 1632) anhebende Linie, welche mit Franz Ludwig (s. o.) 1742 ihr Ende findet, 2. die von Otto Heinrich († 1655) begründete „mittlere“ Linie, die das Wappen der erloschenen, verschwägerten Freiherrn v. Zelking in das ihrige aufnahm, am längsten blühte und erst 1813 erlosch (s. unten), und 3. die von Albrecht (VII.) begründete, jüngste, und mit ihm im Mannesstamme (1683) schließende Linie der Zinzendorfer. Von besonderer Bedeutung ist die Otto Heinrich'sche Linie deshalb, weil der dritte Sohn ihres Stifters, Maximilian Erasmus (geboren 1633, † 1672) 1661 seinen Güterantheil verkaufte, nach Nürnberg auswanderte, und seine beiden Söhne Otto Christian († 1718) und Georg Ludwig († 1700) in kursächsische Dienste traten. Georg Ludwig's Söhne waren Friedrich Christian (geboren 1697, † 1756), der Vater der Grafen Ludwig Friedrich (s. S. 353) und Karl v. Z. (s. S. 340), und Nikolaus Ludwig (geboren 1700, † 1760), der bekannte „Brüder-Bischof“ (s. S. 344). Diese Linie erlosch mit dem Grafen Karl 1813, und sein Großneffe Graf Heinrich August Baudissin erhielt 1816 die Erlaubniß das Wappen und den Namen der Z. zu führen. Den Grafenstand erwarben die Freiherren v. Z. im J. 1662.

Vgl. die Litteratur bei Ludwig Friedrich Julius v. Zinzendorf.

F. v. Krones.

Zinzendorf: Friedrich August, Graf von Z. und Pottendorf, Sohn Friedrich Christian's und Christiane Sophie, Gräfin v. Callenberg, Neffe Nicolaus Ludwig's (s. u. S. 344), geboren zu Hof bei Oschatz am 3. August 1733, vermählt zu Wildenfels am 13. October 1767 mit Louise Johanne Sophie Gräfin v. Byland-Polstercamp aus dem Herzogthum Geldern, gestorben — kinderlos — zu Dresden am 16. März 1804: Militär und Diplomat. Seine feine Erziehung und seine Bekanntschaft mit der französischen Litteratur

gaben ihm im Umgange das Freie, Sanfte und Gefällige, welches dem Diplomaten überall leicht Eingang verschafft und die straffe militärische Form durch Liebenswürdigkeit mildert. Dabei war er festen Charakters, religiöser Gesinnung und blieb den Sitten, die Zeit und Erfahrung heiligten, treu. Hierzu kam ein natürliches Wohlwollen. Von Jugend auf Soldat, gerieth er am 15. October 1756 als Oberlieutenant der kursächsischen Armee bei Pirna in preußische Gefangenschaft, reiste im nächsten Monate mit einem preußischen Passe nach Warschau. Hier traf ihn aber bald die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Als er darauf, freilich über Wien, im Februar 1757 nach Dresden zurückgekehrt war, bekam er, inzwischen Hauptmann geworden, vom Sieger Arrest. Senior seines Geschlechtes und Lehnträger der Zinzendorf'schen Lehen in Oesterreich wurde er erst mit dem Tode seines älteren Bruders Maximilian Erasmus, 5. December 1780. Noch kursächsischer Kammerherr geworden, wohnte er seit dem 17. April 1759 den Feldzügen unter dem Prinzen Xaver („Grafen von der Lausitz") bei der französischen Armee bei. Seine weiteren Daten im Waffendienste weisen die Stamm- und Ranglisten der kursächsischen Armee nach. Als Diplomat hatte er (Mai 1764) zunächst den zum römischen Könige erwählten Erzherzog Josef (II.) im Namen seines Landesherrn zu beglückwünschen. Nach der Rückkehr wurde er bevollmächtigter Minister am kgl. schwedischen Hofe, kam aber erst am 11. Juli 1768 zu Stockholm an. Hier unterstützte er seinen damaligen Legationssecretär Canzler bei dessen Werke über die schwedische Statistik und wurde (20. April 1776) Commandeur des Nordsternordens. Wichtiger und dauernder war sein Gesandtschaftsposten in Berlin, wohin er — als außerordentlicher Legat — im nächsten Jahre ging. Den Teschner Friedenstractat schloß er mit ab, bei den schwierigen Verhandlungen über den deutschen Fürstenbund wirkte er mit und betrieb nach dem Baseler Frieden kräftigst die Neutralitätsacte für sein Vaterland am preußischen Hofe. Als Cabinetsminister und Staatssecretär der Militärcommando-Angelegenheiten (seit 17. April 1799, General der Infanterie seit 6. Mai darnach) schloß Z. seine immer äußerst ersprießlich gewesene Wirksamkeit ab. Das adelige Cadettencorps und das Soldatenknabeninstitut zu Annaburg haben ihrem wohlthätigen Förderer vor allem dankbar zu sein. Anton Graff hat sein Porträt gemalt. — Garve's Abhandlung über die Verbindung der Moral und Politik ist von Z. ins Französische übersetzt worden (Berlin 1789), seiner hinterlassenen Manuscripte gedenkt die Stamm- und Rang-Liste der Chur-Sächsischen Armee auf das Jahr 1805, S. 259. Dieselbe gibt auch eine, hier mit zu Grunde liegende biographische Skizze und einen Stich nach dem erwähnten Bildnisse.

Quellen das K. S. Hauptstaatsarchiv, das K. S. Kriegsarchiv, die K. S. Armeesammlung. — Zuverl. Litteratur: Die angezogene Armeeliste und Graf von Pettenegg's „Ludwig und Karl Grafen und Herren von Zinzendorf .... nebst einer kurzen Geschichte des Hauses Zinzendorf" (Wien 1879).

Theodor Distel.

Zinzendorf: Karl Joh. Christian, Graf von Z., österreichischer Staatsmann, Deutschordens-Land-Komentur, geboren am 5. Januar 1739 zu Dresden, † am 5. Januar 1813 zu Wien; der siebente Sohn des Grafen Friedrich Christian v. Z., Erbherrn von Zinzendorf und Pottendorf in Nieder-Oesterreich († 1756) und seiner zweiten Frau, Gräfin Christiane Sofia v. Reinike-Callenberg († 1775). Wie die von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung erzählt, verbrachte er in dem strenglebigen und überfrommen Elternhause zu Dresden, woselbst sein Vater als kursächsischer Geheimrath und Kammerherr seine Tage schloß, eine freudelose und geistiger Verflachung preisgegebene Jugend. 1757, nach dem Ableben seines Vaters, begab sich der achtzehnjährige Karl v. Z. nach

Jena, woselbst er in die Jenenser „deutsche Gesellschaft" eintrat und später (1758) in die dortige „lateinische" Societät aufgenommen wurde. In diesem Jahre trieb ihn ein „phantastischer Zug", wie er selbst schreibt, zu dem Stiefbruder seines Vaters, Nicolaus Ludwig, dem „mährischen Brüderbischof" und Seele des Herrnhuterthums (s. u.). Zum Juristen vorgebildet, erlangte er 1759 die Bestallung als Hof- und Justizrath der kurf.-königlichen Landesregierung in Dresden. Der Einladung seines ältesten Halbbruders Ludwig Friedrich (s. u. S. 353) Folge gebend, reiste er Ende 1760 nach Wien, traf hier am 7. Februar 1761 ein und vertiefte sich alsbald in Studien über Handel und Finanzen und die Vorgeschichte seines in Nieder-Oesterreich wurzelnden Geschlechtes. Dies und die Ernennung vom März 1762 zum k. k. Commerzienrathe beim nied.-österr. Commerzialconsesse hielten ihn in der Kaiserstadt an der Donau fest. Noch bei seiner Beeidung als k. k. Kämmerer (Juli 1763) war er Protestant und als solcher Gast seiner Mutter in Dresden und Herrnhut; ja auch die Ernennung zum Kanzleidirector des Commerzialconsesses (29. November 1763) ging seinem, wie er angibt „von der Vernunft längst gutgeheissenen" Uebertritte zum Katholicismus vorher. Solcher vollzog sich am 14. März 1764 zu Wien. „Dieser muthigen Entschließung ungeachtet beschämt und mit sich selbst uneins, hielt Graf Karl es für ein Glück, nicht in Wien zu bleiben, um von seiner Handlung nicht Jedermann Rechenschaft geben zu dürfen. Er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seinem Präsidenten (Grafen von Andlern und Wittem), der als k. k. Commissar nach Tirol gesendet ward, zu folgen und von dort aus die von Ihrer Majestät (Maria Theresia) anbefohlene Commerzialreise nach der Schweiz und Italien anzutreten." In dieser amtlichen Sendung (1764—65) begab er sich nach Tirol und von hier in die Schweiz, in das südliche Frankreich (auf welchen Wegen er mit Voltaire, Rousseau und Haller bekannt wurde und die Ehrenmitgliedschaft der ökonomischen Societät von Bern erwarb), sodann nach Genua, Mailand, Parma, nach Rom und Neapel. Inzwischen hatte sein ältester Halbbruder beim damaligen Hoch- und Deutschmeister, Karl von Lothringen, die Aufnahme Karl's v. Z. in die österreichische Deutsch-Ordensballey erwirkt (24. März 1765) und ihm den nachträglichen Eintritt in das Noviziat des Deutschen Ordens (seit 1769) zugestanden. Inzwischen (10. April 1765) erhielt er die Genehmigung, Malta zu besuchen, von wo er über Sicilien, Neapel, Rom, Florenz, Mailand, Venedig (Triest, Fiume, Porto-Ré als Ausflugspunkte eingerechnet) am 5. October 1766 nach Wien zurückkam. Die Frucht der Reise vom Jahre 1764 legte er in 57 Denkschriften nieder, von denen besonders die über die Seehäfen und Livorno den Beifall der Hof- und Staatskanzlei fanden. Schon im November 1766 brach er jedoch wieder zu einer neuen „Kommerzial-Reise" auf. Sie führte ihn über Deutschland in die österr. Niederlande, nach Frankreich, Spanien, Portugal, dann von Lissabon nach England, Schottland und Irland (woher seine Bekanntschaft mit Hume und Robertson stammt), abermals nach Frankreich und durch die Bretagne und Normandie in die Niederlande. In Brüssel verweilte er bis in den Juni 1769 und schloß Ende September 1770 seine nahezu vierjährigen Landfahrten mit dem Wiedereintreffen in Wien ab. Zu Sanssouci war er dem Preußenkönige vorgestellt worden und schloß mit dem Ritterschlage, den er als Deutschordensritter in Mergentheim empfing, sein Noviziat. Am 2. October 1770 finden wir ihn zum Hofrathe der Hof-Rechenkammer ernannt, deren Präsidium sein Halbbruder Ludwig v. Z. (s. u.) führte. Die Sommermonate der nächsten drei Jahre (1771—73) verbrachte er in „cameralistischen" Studienreisen durch alle Staatsprovinzen, worüber er schriftliche Rechenschaft gab. Die zwischenläufige Aufhebung der Hof-Rechenkammer als solcher (24. Juni 1773) und ihre Umwandlung in eine

„Mißgeburt“, wie sich Karl v. Z. in seiner Selbstbiographie ausdrückt — beschränkte seine Thätigkeit zunächst im „Hofkommerzien-Rathe“. Außerdem war ihm (Mai 1773) die erledigte Ordens-Commende in Möttling und Tschernembl (Unter-Krain) zugefallen. Da er auf jenen Bereisungen der österr.-ungarischen Provinzen Ost-Galizien (kurz zuvor erst durch die I. Theilung Polens an Oesterreich gefallen) nicht einbezogen hatte, so rüstete er sich alsbald zu einer Fahrt ins Nordkarpathenland, mit der Genehmigung, die Reise über Polen bis St. Petersburg ausdehnen zu dürfen. Z. trat sie am 14. Mai 1774 an und kehrte von der Zarenstadt an der Newa über Schweden, Dänemark und Deutschland nach elf Monaten wieder heim. In Schweden besuchte er die Eisenwerke oder Hütten von Dammara und Falun, die Seehäfen von Gefle und Karlskrona und machte in Upsala die Bekanntschaft des großen Botanikers Linné. Im Hofcommerzienrathe erstattete er (1775) sein Referat über die innere Eisenindustrie vor der hiefür bestellten Hofcommission. Die Aufhebung des Hofcommerzienrathes (8. Januar 1776) veranlaßte einen wichtigen Wechsel im Leben Zinzendorf's. Am 17. März als Gouverneur der Freihafenstadt Triest beeidet, traf er hier am 13. Juni ein und blieb sechs Jahre hindurch bemüht, seiner wichtigen Aufgabe nach allen Seiten hin gerecht zu werden. In diese Zeit seines gemeinnützigen Wirkens, das in Hinsicht der Erleichterung des Verkehrs eine Denksäule bei Obschina an der Poststraße nach Triest (1780) verewigt, fällt der entscheidende Thronwechsel, der Antritt der Alleinherrschaft durch Josef II. (1780), dem die staatswirthschaftlichen Fachkenntnisse Zinzendorf's nicht entgangen waren, und die Heranziehung des bisherigen Gouverneurs von Triest zum Präsidium der neugestalteten Hof-Rechenkammer nahe lag. Z. ward am 7. Februar 1782 seiner bisherigen Thätigkeit entzogen, und im April an die Spitze eines Amtes gestellt, dessen Einrichtung an sich dem neuen Präsidenten mißfiel und manche undankbare Mühe bescheerte. 1784 (26. April) übertrug ihm Kaiser Josef II. den Vorsitz bei der Hofcommission für die Robotaufhebung. „Ungeduld“ — äußert er sich — „treibender Geist, Schnellregiere, große selbst wohlthätige Absichten haben, ohne jemals über die Mittel, solche zu erreichen, ernsthaft nachdenken zu wollen; diese Gebrechen auf Seite des Regenten; Stolz und Uebermuth und ein neidischer Geist der Unabhängigkeit von Seiten der Referenten und Räthe waren die Hindernisse, welche dem Grafen dieses wichtige Präsidium im höchsten Grade sauer machten; sie vereitelten gänzlich und unaufhörlich sein unablässiges Bestreben, richtige und zweckmäßige Maßregeln zuerst festzusetzen und dann allererst zur Ausführung zu schreiten. Der Kataster (die neue josefinische Grundvermessung und Besteuerung) ward übereilt, mit Widersprüchen angefüllt und schlechterdings verfehlt, mit gewaltsamen Eingriffen in das Eigenthumsrecht, welche gar nicht hereingehörten, vermengt, und der Graf sah sich in seinem Gewissen gedrungen, unter der folgenden Regierung selbst zur Widerrufung desselben (Katasters) beizutragen. Er hat seine vergeblichen und fehlgeschlagenen Bemühungen und den ganzen historischen Verlauf dieses kühnen Versuches (Kataster) in einem eigenen Werke in Folio aufgezeichnet und dadurch seine Rechtschaffenheit und Gesinnungen für das öffentliche Wohl vor unverdienten Vorwürfen der Nachwelt gerettet“. — So reiht sich auch Karl v. Z. jenen Staatsmännern an, die für die Schattenseiten der josefinischen Reformen ein scharfes Auge hatten. Er bezeichnet daher auch die Besteuerungsmaßregeln vom 3. Januar 1786 für Ungarn als mit „rascher und leichtsinniger Schnelligkeit“ vollzogen und erfolglos. Schon vorher mit der Landescommende des deutschen Ordens zu Friesach in Kärnten, dann zu Groß-Sonntag in Steiermark ausgestattet, 1787 mit der von Laibach versehen, erlebte Karl v. Z. in seiner bisherigen Amtsstellung und als Erbland-

Jägermeister Nieder-Oesterreichs die Bewegung in den österr. Niederlanden, den verhängnißvollen Türkenkrieg, den Fall von Brüssel und den Tod Kaiser Josef's II., des „merkwürdigen“ Fürsten, wie er ihn nennt. Dann kamen die Zeiten der leopoldinischen Restauration Oesterreichs. Karl v. Z. mußte sich mit dem Präsidium der „um vielen Einfluß gekommenen Hofrechenkammer“ begnügen, während Graf Rudolf v. Chotek (s. A. D. B. IV, 138) zum Hofkammerpräsidenten emporstieg (Januar 1791), eine Thatsache, welche Karl v. Z. nicht ohne deutliche Verstimmung erörtert, da der ihm von Kaiser Leopold II. am 23. November 1790 zugewiesene Wirkungskreis inbetreff der indirecten Steuern ein wenig dankbarer und sehr eingeschränkter war. Am 26. April 1791 Geheimrath geworden, erlebte Karl v. Z. vom Thronfolger, Kaiser Franz II., aus Anlaß der Aufhebung der Hofrechenkammer (23. November 1792) die Ernennung zum Staatsminister in den inländischen Angelegenheiten mit Sitz und Stimme im Staatsrathe, und bald darauf (18. Februar 1793) die Oberleitung des „Staatsrechnungs-Departements“, wie nunmehr die aufgelöste Hofrechenkammer als eine der Agenden des inländischen Staatsrathes hieß. An seinem Gesichtskreise zog die französische Revolution vorbei, der „gerichtliche Mord“ des Königs, das blutige Ende der „beweinenswürdigen“ Königin, der „Mord“ an der „tugendhaften Madame Elisabet“ und als Gegenstück die Hinrichtung des „Tyrannen“ Robespierre. Die Bestrafung der Wiener und ungarischen „Jakobiner“ 1795 und die Untersuchung eines Vorfalles vom 14. Juli 1794, als nämlich „einige junge Männer, meist Steiermärker, auf dem Kalenderberge bei Mödling einen sogen. Freiheitsbaum errichteten“ — beschäftigte den Staatsrath und sein Mitglied Karl v. Z. Er nahm stets für den Frieden das Wort und war ein Gegner aller gewagten Finanzoperationen. Aber die Ereignisse drängten immer mehr in die entgegengesetzte Richtung, und die Autobiographie verzeichnet die schweren Schläge, welche Oesterreich fortan heimsuchten. 1800 wurde Karl v. Z. „Statthalter“ der Balley Oesterreich. Als dann 1801 der Staatsrath in der sog. „Conferenz“ aufging, erhielt Z. ein kaiserliches Handbillet vom 9. September, worin ihm mitgetheilt wurde, daß für ihn gegenwärtig kein Platz in der Conferenz sei. So zog er sich immer mehr auf seine Thätigkeit in der Deutsch-Ordenssache (als Landescomthur der Balley Oesterreich) und in den Angelegenheiten der niederösterreichischen Stände, deren Landmarschall er geworden, zurück. Doch wurde er auch zu schriftlichen Gutachten in Staatssachen veranlaßt und am 24. August 1802 durch Ernennung zum Minister in der Staatsconferenz für inländische Geschäfte in seinen früheren Wirkungskreis hinübergeleitet. Später, am 7. Juni 1808, erfolgte seine Ernennung zum „dirigirenden“ Staats- und Conferenzminister. Doch kam es bald (7. December 1809) zu einer Neugestaltung des geheimen Staatsrathes und zum Rücktritt des 70jährigen, zartgebauten und mit Augenleiden häufig behafteten Mannes aus dem öffentlichen Dienste. Er starb an der Schwelle des großen Befreiungskrieges, im Alter von 75 Jahren zu Wien an Lungenlähmung und wurde in der Familiengruft zu Karlstetten (bei Herzogenburg a. d. Traisen) beigesetzt, an der Seite seines Bruders und der Ahnen. Zu Triest hatte ihm die evangelische Gemeinde als ihrem Gönner (1786) eine Gedenkinschrift anläßlich der Eröffnung ihres Gotteshauses (in der vormaligen katholischen Kirche Santa Rosalia) gewidmet, am 14. Juli 1793 ersuchte die Stadt Graz den Grafen Karl v. Z. um sein Bildniß für den Rathssaal, das vom Maler Binder am 18. October vollendet wurde und auf der Rolle, die er in der Rechten hält, seinen Wahrspruch anführt: „Häuslicher Wohlstand ist des Bürgers und des Bauern glückliches Loos! Wohl dem Staat, der ihnen solches hinlänglich gesichert hat“.

Ungemein mäßig und arbeitsam, ein stilllebiger Mensch, dessen fein-

geschnittene Züge und lebhafte Augen den Mann von Bildung und Vielseitigkeit andeuten, hinterließ Karl v. Z. außer einer reichen Bibliothek ein Tagebuch in 60 Octavbänden und eine Autobiographie, die mit dem Jahre 1803 abbricht. Nebstdem bewahrte er in 116 Foliobänden alle in seiner fünfzigjährigen Amtsthätigkeit von ihm herrührenden Ausarbeitungen und Gutachten, und widmete diesen Nachlaß der k. k. Hofbibliothek. Das, die Geschichte seiner Familie, der im alten Adel Nieder-Oesterreichs wurzelnden Ritter, Herrn, Freiherrn und Grafen v. Zinzendorf, behandelnde Manuscript in 3 Foliobänden vererbte er auf seinen Großneffen, Grafen v. Baudissin. Auch veröffentlichte er in der josefinischen Zeit einige Aufsätze in den „Ephemeriden der Menschheit", hsg. v. Iselin und in Häberlin's „Staatsarchive". Zweier Aufsätze insbesondere (vom Jahre 1781) in den Ephemeriden: „Ueber die Wirkung der aufgehobenen Handelsverbote in ungleich belegten Ländereien" (Ephemeriden 1781, IX. Stck., Sept., S. 257—283) und „Ueber die Einschränkung großer Gewerbe zu Gunsten kleiner" (ebenda, Juli, S. 61—90) gedenkt er selbst in seiner Autobiographie. Auch äußert er sich hier mit unverkennbarer Befriedigung über sein Eintreten für „Handelsfreiheit" bei den Wiener Berathungen vom Januar 1781, gegenüber der Mehrzahl der „auf Nationalmonopole und Vorurtheile sich stützenden Minister und Referenten": „Der ungarischen Nation hätten diese Anträge so wohl gefallen, daß ein gewisser Somssich von Ofen dieselben in lateinischen Versen besang." Seine Bedeutung als eines der frühesten Vertreter des „Freihandelsprincips" in Oesterreich ist auch gewürdigt worden.

Vgl. unten Ludwig Friedrich Julius Graf von Zinzendorf. Außerdem Vaterl. Blätter f. d. oest. Kaiserstaat, Jahrg. 1813, Wien, S. 44 (Nekrolog). — Oesterr. Nationalencyklopädie hsg. v. Czikann u. Gräffer, VI (1837). — Adolf Beer, Ein österr. Freihändler im 18. Jahrh. (N. Fr. Presse 1888, 20. Juli). — Wurzbach, Biogr. Lex., 60. (Schluß-)Band, 1891.

F. v. Krones.

Zinzendorf: Nicolaus Ludwig, Graf v. Z. und Pottendorf, † 1760. Unter den religiösen Persönlichkeiten der neueren Zeit hat Z. innerhalb des Protestantismus eine hervorragende Bedeutung, indem er in einer Zeit, wo das religiöse Bewußtsein der Gebildeten auffällig verflachte, eine weit reichende Gegenwirkung dadurch ausübte, daß er im Kreise seiner Anhänger und weit darüber hinaus eine persönliche Frömmigkeit erneuerte; ja sein religiöser Einfluß wirkt heute noch nach, wie das ganze Leben und Weben der Herrnhuter Brüdergemeinde auf Schritt und Tritt zeigt. Als concrete geschichtliche Gestalt steht Z. im besondern aber innerhalb des Pietismus, dessen Vorzüge und dessen Fehler sich förmlich in ihm personificiren, den er aber über das kleinliche und bloß individualistische, das ihm anhaftete, hinaushob, ihn zu universalistisch-christlichem Denken anregte und dadurch die evangelische Heidenmission in Gang brachte. Noch heute sind die Missionsleistungen der Herrnhuter Brüdergemeinde von keiner deutschen Missionsgesellschaft erreicht; sie geht noch immer, und nun schon länger als anderthalb Jahrhunderte, der deutschen evangelischen Christenheit mit leuchtendem Beispiel voran. Unter solchen Umständen ist es gerechtfertigt, das Leben ihres Stifters hier in relativer Ausführlichkeit darzustellen.

Z. stammt aus einem alten niederösterreichischen Dynastengeschlechte, von dem ein Zweig protestantisch geworden und ausgewandert war. Dieser Linie gehörte der kursächsische Cabinetsminister Graf Ludwig Z. an; diesem wurde unser Nicolaus Ludwig am 26. Mai 1700 geboren. Unter seinen Taufpathen war auch Spener. Da Zinzendorf's Vater frühe starb, und seine Mutter eine zweite Ehe einging, übernahm seine fromme pietistisch gesinnte Großmutter, eine Frau v. Gersdorf zu Hennersdorf, die Erziehung des Knaben. Bald zeigte sich

seine glänzende geistige Begabung vereint mit zartester Empfindung und Tiefe des Gemüthes; doch neigte er schon als Knabe zu genialen Einfällen und Absonderlichkeiten. Durch die pietistische Großmutter war er bereits angeleitet, seine Seligkeit in dem innigsten persönlichen Umgange mit dem Heilande zu suchen, als er im Alter von zehn Jahren in das Pädagogium der Francke'schen Stiftungen nach Halle kam. Hier schlug die pietistische Gemeinschaftsidee der Sammlung von ecclesiolae in ecclesia in seinem Herzen tiefe Wurzeln, und sie hat ihn zeitlebens nicht mehr verlassen. Schon im fünfzehnten Lebensjahre suchte er sie unter seinen Mitschülern durch Stiftung eines „Senfkornordens" (nach Matth. 13, 31) zu verwirklichen. Sein Oheim und Vormund sah solche pietistische Extravaganzen ungern; um ihnen entgegenzuwirken, schickte er den Jüngling zum Studium der Rechtswissenschaft auf die von der Orthodoxie beherrschte Universität Wittenberg. Der Aufenthalt daselbst (1716—19) brachte das Gute, daß Z. einigermaßen ernüchtert und über die Enge des Halleschen, subjectiv-pietistischen Gesichtskreises hinausgehoben wurde, was der universellen Richtung seines Geistes durchaus entsprach; aber die Grundidee der Sammlung der ecclesiolae in ecclesia hielt er fest, wenn auch die Realisirung derselben zunächst noch aufgeschoben werden mußte. Nach damaliger Sitte begab sich Z. nach Abschluß seiner Wittenberger Studien 1719 auf Reisen nach Holland und Frankreich. Zwei Jahre konnte er darauf verwenden und fand Gelegenheit, bedeutende Persönlichkeiten der verschiedenen christlichen Confessionen und Secten kennen zu lernen. Die Erfahrungen, die er machte, concentrirten sich schließlich alle auf seinen „Lieblingsgedanken einer großartigen Seelensammlung für den Herrn Jesus". In dieser Stimmung trat Z. nach seiner Heimkehr im J. 1721 als Hofrath zu Dresden in kursächsische Dienste; doch liegt auf der Hand, daß eine solche Beschäftigung seiner von hohen Plänen erfüllten Persönlichkeit schlechterdings nicht genügte; der Gedanke seines Lebens verließ ihn nie, und unerwartet schnell bot sich ihm Gelegenheit ihn in die Wirklichkeit umzusetzen, als Flüchtlinge aus der böhmischen und mährischen Gemeinde auf sächsischem Boden Zuflucht suchten. Reste der alten evangelischen Brüderkirche hatten sich in Böhmen und Mähren trotz aller Bedrückungen von seiten des Katholicismus erhalten, konnten aber nur heimlich und in steter Todesgefahr ihren evangelischen Gottesdienst halten, während sie öffentlich der katholischen Kirche angehören mußten. Da geschah es, daß ein Mitglied ihres Kreises, das auf Reisen zu tiefer evangelischer Frömmigkeit erweckt war, der Zimmermann Christian David, den Gedanken der Auswanderung unter ihnen rege machte, und unter seiner Führung suchten und fanden sie im J. 1722 Zuflucht jenseits der sächsisch-böhmischen Grenze auf den Gütern des Grafen Zinzendorf in der Lausitz. Zwar war der Graf gerade abwesend; aber sein Verwalter wies ihnen mit Genehmigung der Großmutter des Grafen Land am Hutberge bei Berthelsdorf zur Niederlassung an. Mit den Worten Ps. 84, 4 that Christian David den ersten Axthieb bei Fällung der Bäume zum Bau des ersten Hauses der Brüdercolonie, die sinnig den Namen Herrenhut erhielt. Ungesucht erwuchs so für den Grafen ein Ort, den er zum Mittelpunkte der Seelensammlung, wie sie ihm vorschwebte, machen konnte. Die Kunde von dem Aufbau dieses Zions der Gemeinde zog alsbald nicht nur weiter böhmische und mährische Exulanten, sondern auch allerlei andere religiös erregte Seelen, Pietisten, Separatisten, Schwenkfeldianer u. A. hierher, und wie ein Wunder erscheint es, daß die Persönlichkeit des Grafen durch ihre erhabene Religiosität, ihr Organisationstalent, Klugheit und Elasticität diesen disparaten Haufen zur Einheit zusammenzuhalten verstand. An Separation von der lutherischen Landeskirche dachte Z. zunächst nicht, die Colonie wurde zuerst der Parochie Berthelsdorf eingepfarrt; aber bald stellten

sich Schwierigkeiten ein. Die Mähren forderten Herstellung ihrer alten mährischen Verfassung und Zucht; von den übrigen Elementen wollte Jedes das, was ihm als Hauptsache erschien, in den Vordergrund gestellt wissen; einig waren sie nur alle in dem Wunsche, sich nicht dem lutherischen Pfarrer Rothe in Berthelsdorf unterzuordnen. Da fand der Graf ein neues Einigungsband; er ließ über die Verfassung der Gemeinde das Loos als Stimme Gottes entscheiden, und als dies zu Gunsten der altmährischen Verfassung entschieden hatte, entwarf er eine Verfassung mit altmährischen Formen und Namen. Sie bot dabei den Vortheil, daß man als Fortsetzung einer vorreformatorischen Märtyrerkirche auftreten konnte. Daraufhin constituirte sich die Colonie am 13. August 1727 als erneuerte Brüderkirche (oder Brüderunität. Die von Z. entworfenen „Statuten" derselben bei Kölbing, Gedenktage der erneuerten Brüderkirche, Gnadau 1848, S. 49).

Gleich nach ihrer Constituirung begann die Herrnhuter Brüdergemeinde eine erstaunliche Propaganda zu entfalten; theils wurden in Deutschland, Holland, England, Irland, Dänemark, Norwegen und Nordamerika neue Gemeindeorte gegründet, theils Glieder der Gemeinde in evangelische Länder geschickt, um innerhalb der Landeskirchen kleinere Gemeinschaften (Societäten) mit herrnhutischem Geist und Formen zu stiften. Entsprechend der mährischen Verfassung nahm die Brüderkirche das altmährische Bischofsamt herüber; der Berliner Hofprediger Jablonsky, der selbst mährischer „Bischof" war, ordinirte 1735 ein Mitglied der Herrnhuter Gemeinde, den Stellmacher David Nitschmann, und 1737 den Grafen Z., der sich 1734 in Tübingen als Candidat des Predigtamtes hatte examiniren lassen, zu Bischöfen; die nahe Beziehung der Herrnhuter zu England trug das ihrige dazu bei, daß man seither in den Kreisen der Brüdergemeinde auf die bischöfliche Succession großes Gewicht legte. Aber die herrnhutischen Bischöfe sind nur Titularbischöfe; sie haben keinen Sprengel, kein Kirchenregiment, keinen Kirchenbann. Das ruht alles in den Händen der Unitätsältesten, unter denen das Laienelement entschieden vorherrscht. Statt der Pastoren gibt es predigende Brüder, die Seelsorge ist Aeltesten und Chorhelfern überwiesen. Diese Verfassung ist das Einheitsband der Gemeinde, von der Z. annahm, daß sie die Sammlung von Seelen sei, die dem Heiland angehören, so daß von der Proclamation eines besonderen kirchlichen „Bekenntnisses" zunächst Abstand genommen wurde; in Wahrheit war indeß die Person des Grafen selbst der eigentliche Einheitspunkt der Herrnhuter Gläubigen. Inzwischen hatte aber die Gemeinde bei den Kirchen- und Staatsregierungen Aufsehen erregt, das sich beständig steigerte; es bedurfte nur eines Anlasses, um gegen sie einzuschreiten. Derselbe kam wahrscheinlich von Oesterreich, dessen Regierung auf den Grafen Z. schlecht zu sprechen war, da er ihr soviele böhmische und mährische Emigranten entzog. Aus Rücksicht auf Oesterreich verwies die kursächsische Regierung 1736 ihn des Landes. Er nahm seine Zuflucht zu dem damaligen Asyl der Verfolgten in der Wetterau, wo alle um der Religion willen Verfolgten Schutz fanden. Zu Ronneburg bei Büdingen ließ er sich mit einer kleinen „Haus- und Pilgergemeinde" nieder, gründete die bald blühenden Gemeinden Marienborn und Herrnhag und machte ausgedehnte Reisen in Europa (Ostseeprovinzen) und Amerika. Die Fluth von Streit- und Schmähschriften, die sich jetzt über die Gemeinde und ihren Stifter ergoß, focht ihn nicht an; und doch bot sie allerdings Anlaß zur Kritik genug.

Damals geschah es nämlich, daß die Gemeinde einen Specialbund mit Jesus schloß; es ereignete sich dies am 16. September 1741, auf einer Synode zu London, als der „Generalälteste" Leonhard Dober um Entlassung aus seinem Amte bat, weil die Synode bemerkt hatte, daß er dazu nicht die rechte Art der

Gabe habe. Da entschied man sich, keinen anderen als Jesum selbst zum Generalältesten anzunehmen; „und er gab uns“, so berichten die brüderischen „Gedenktage“, „seine Genehmigung zu erkennen“ (wahrscheinlich durch das Loos). „Die Rede war nicht davon, ob der Heiland der Hirte und Bischof unserer Seelen überhaupt sei, sondern unser Sinn und Herzensanliegen war, daß er einen Specialbund mit seinem geringen Brüdervolk machen, uns als sein besonderes Eigenthum annehmen, sich um alle unsere Umstände bekümmern, über uns ganz besonders wachen, sich mit einem jeden Gliede der Gemeinde persönlich einlassen und alles dasjenige in Vollkommenheit thun wolle, was unser bisheriger Ältester unter uns in Schwachheit gethan hatte.“ (Spangenberg, Leben Zinzendorf's, S. 1352 ff.) Würde die hier wirksame Vorstellung in ihre Consequenzen fortgeführt werden, so müßte die Gemeinde (da sie sich für wahre Gotteskinder hielten) zu novatianischem Separatismus haben kommen müssen; daß dies nicht geschah, daß man sich vielmehr 1749 auf den Boden der Augsburgischen Confession stellte, war eine heilsame Inconsequenz; wir werden später erfahren, warum die Brüdergemeinde zu dieser Inconsequenz kam. Hier wollen wir nur darauf hinweisen, daß ernste und nüchterne kirchliche Kritiker schon auf Grund des sog. „Specialbundes“ Anlaß genug fanden, die Brüdergemeinde als eine novatianisch gerichtete Genossenschaft zu tadeln. Dazu kamen aber noch ganz andere Extravaganzen.

Alles Thun und Treiben Zinzendorf's ging auf die Erregung und Erfahrung des Gefühles heiliger Liebe im Verkehr mit Jesus und in der „philadelphischen“ Gemeinschaft; das Gefühl waltete überall vor, und da in den ersten Jahren der Brüdergemeinde alle nüchterne Kritik fehlte, so gerieth Z. und mit ihm seine Anhänger in so überschwänglich sentimentale Stimmungen, daß man selbst die abgeschmacktesten Liebeleien in das Verhältniß der Seelen zu Gott hineintrug, man schwelgte in Christi Blut und Wunden; man machte, wie Bengel sagt, aus dem Blute Christi ein „Opium“, mit dem sich die liebesüchtigen Seelen berauschten; die Brüdergemeinde hat, so urtheilt der erwähnte nüchterne schwäbische Pietist über sie, den Stock der heilsamen Lehre abgeblattet, das Innerste entblößt und dieses noch dazu halbirt. Die Erlösung wird lediglich vom Gottmenschen abgeleitet und auch von dessen Heilswerk nur das Leiden und Sterben in Erwägung gezogen. Gott der Vater und der heilige Geist treten zurück. Der eigentliche Vater, der Specialvater, unser directer Vater ist Jesus Christus (nach Jes. 9, 6); der Vater unsers Herrn Jesu Christi ist nur, „was man so in der Welt einen Schwiegervater, einen Großvater nennt“. — Sinnlich-phantastisch stellte sich Z. die Dreieinigkeit vor, als „Mann, Weib und Kind“ („Papa, Mama und ihr Flämmlein, Bruder Lämmlein“). Gott-Vater hat ein ewiges Gemahl, den H. Geist, seine „Herzmama, Ehmama“; ihr Mutteramt bethätigt sie bei der ewigen Zeugung des Sohnes Gottes, bei der Empfängniß des Menschen Jesu, bei der Wiedergeburt der Gläubigen. — Eine der schlimmsten Extravaganzen betraf aber das Ehegeheimniß, wofür man Eph. 5, 32 phantastisch ausnutzte. Die Gemeinde und jede einzelne Seele in ihr ist Christi geistliches Ehegemahl. Um die Innigkeit dieses Verhältnisses klar zu machen wurde besonders in den geistlichen Liedern das eheliche Leben bis zur Obscönität ausgemalt und auf die geistliche Ehe mit dem Heiland angewandt. Aber auch im leiblichen Ehebunde ist Christus der eigentliche Ehemann. Das Kindererzeugen ist ein Werk Christi (gehört zu seinem Vateramte); die irdischen Ehemänner sind nur seine Procuratores, denen er es abgetreten; sie sind der Ehefrauen Vicechristi, Vicemänner. Die Ehe ist ein wirkliches Sacrament; dazu geheiligt durch die Beschneidung Christi und die Oeffnung seiner Seite mit dem Speer. Das dabei vergossene Blut Christi ist das Oel des Ehebundes, und

Kindererzeugen ein heilig, göttlich Werk, das bei wahren Christen ohne alle Empfindung fleischlicher Lust, folglich auch ohne Scham vor sich gehen sollte. Den vom Apostel Paulus (I. Cor. 7, 9) „tolerirten Hunds-Principiis, die jetzt nur noch bei Mohren und Insulanern am Platze sind", muß in der Gemeinde der Paß versperrt werden. Zu diesem Zwecke wurde das Eingehen der Ehe und die Copula carnalis unter specielle Aufsicht der Gemeindepfleger gestellt, eine Zeitlang auch die letztere von den Neuvermählten unter Gebet und Gesang der in einem Nebenzimmer versammelten Gemeinde vollzogen.

Noch nach andern Seiten hin gab die Gemeinde damals, etwa bis 1749 Anlaß zur Lästerung über sie. Die Gemeinde wollte und sollte nach Zinzendorf's Wunsch in der Gnade ihres Heilands selig ruhen; der Bußkampf des Halleschen Pietismus, der schmerzvolle Durchgang durch das Strafgericht des Gesetzes und die Theorie von dem darauf folgenden Durchbruch der Gnade war ihr zuwider; sie spielte lieber mit Jesus, und das nannte sie echt kindlich; man veranstaltete sogenannte „Niedlichkeiten", d. h. ausgelassen lustige Festlichkeiten, deren Mittelpunkt der Cultus des Seitenhöhlchens war, mit illuminirten oder transparenten Abbildungen und abgeschmackten Emblemen oder Verzierungen desselben, und besondere „Schätzelgesellschaften" dienten der Ausrichtung solcher „Niedlichkeiten". Unter den zahlreichen Stimmen, die sich kritisch über diese neumodische Frömmigkeit äußerten, verdient neben Bengel's „Abriß der Brüdergemeinde" (Stuttg. 1751) besonders Tersteegen Beachtung. Er erhob in einem „Warnungsschreiben" gegen die herrnhutische Frömmigkeitspraxis den Vorwurf der „Leichtsinnigkeit". Solche, von gläubiger Seite erhobenen und laut in alle Welt hinausgesprochenen Aeußerungen wirkten denn doch endlich auf Z. ein. Er wurde aufmerksamer auf sich, vorsichtiger in seinen Reden und bedachtsamer in seinem Vorgehen. Er beseitigte die ärgsten Auswüchse in Lehre und Praxis. Seitdem beurtheilt man jene Zeit als Periode der „Sichtung", aus welcher die Brüdergemeinde relativ geläutert hervorging, allerdings ohne ihre Eigenart aufzugeben. Dies zeigte und zeigt sich noch besonders im Cultus. Der Gottesdienst der Gemeinde wurde nach der Gefühlsseite hin reich ausgestaltet durch liebliche geistliche Musik und reichgegliederte Liturgie; es wurden ferner die altchristlichen Liebesmahle, die Agapen, wieder hergestellt, jetzt modernisirt, mit Thee, Zwieback und Choralgesang; ebenso der Bruderkuß bei der Communion, in der ersten Zeit auch die Fußwaschung. Die tägliche gemeinsame Erbauung wurde (wol seit 1729) durch das Loos geregelt, indem man Bibelsprüche aus dem Alten Testamente, die sogenannten „Losungen" zog, wie Orakel, welche die religiösen Gefühle und Betrachtungen Tag für Tag beherrschen sollten; aus dem Neuen Testamente wählte man dann freie „Lehrtexte" dazu. Diese Losungen und Lehrtexte sind heute noch weit über den engeren Kreis der Herrnhuter Brüdergemeinde hinaus ein beliebtes Mittel bei Laien, welche nicht lieben, die biblischen Bücher im Zusammenhange zu lesen, oder bei Predigern, die um freie Predigttexte verlegen sind. (Vgl. über die Losungen und ihre Geschichte: Brüder-Almanach 1877, Neusalz, S. 1 ff.) Schon 1727 erhielt die Gemeinde ein eigenes Gesangbuch mit 972 Liedern, die zum großen Theile aus ihr selbst hervorgegangen waren und die Gährungszustände wiederspiegeln; die Anhänge, welche in der „Sichtungszeit" hinzukamen, enthalten vielfach jene Spielereien einer exaltirten Gefühlsschwelgerei, von der bereits die Rede war. Als Z. seine Verirrung selbst erkannte, bearbeitete er ein neues Gesangbuch, das sogenannte Londoner (s. unten), welches die Auswüchse jener Anhänge nicht mehr enthält. Zahlreiche Dichter folgten den Anregungen, die der sangesfrohe Graf gegeben hatte; aber er selbst blieb doch der fruchtbarste. Man zählt mehr als 2000, größtentheils beim Gottesdienste selbst improvisirte Lieder Zinzendorf's, aus denen

Albert Knapp im J. 1845 700 der besten überarbeitet herausgab; manche zeichnen sich durch große Innigkeit und Lieblichkeit aus; einige sind von wahrhaft poetischem Gehalte; einzelne, wie „Jesu geh voran" und „Du unser auserwähltes Haupt", „Herz und Herz vereint zusammen", haben auch Eingang in die kirchlichen Gesangbücher gefunden; die meisten aber sind werthlose Reimereien, oft mit babylonischer Sprachmengerei.

Das Lebensideal der Gemeinde zeigt eine fast mönchische Verengung des Gesichtskreises in bürgerlicher und socialer Hinsicht. Die Kopfbekleidung des weiblichen Geschlechtes wurde geregelt; es wurden einfach weiße Hauben vorgeschrieben für die Wittwen, Frauen, Jungfrauen und weiblichen Kinder, aber unterschieden von einander durch die Farbe der Bänder, weiß, blau, rosa, roth. Die Gemeinde zerfällt in die Chöre der Verheiratheten, Verwittweten, ledigen Brüder, Jungfrauen und Kinder, mit besonderen Pflegern; sie wohnen zum Theil auch in besonderen Häusern und feiern neben den allgemeinen Gottesdiensten auch noch ihre besonderen. Die Verwaltung der gesammten Gemeindeangelegenheiten liegt der Unitäts-Aeltesten-Conferenz ob. Die Aemter gliedern sich in die der Bischöfe, Presbyter, Diakonen, Diakonissen und Akoluthen. Von Zeit zu Zeit werden auch Generalsynoden mit constitutiver Gewalt berufen.

Im Zeitalter der Aufklärung, als der Sinn für die positiv christliche Frömmigkeit schwand, ist die herrnhuter Brüdergemeinde zum Asyl für zahlreiche „Stillen im Lande" geworden, die dem Heiland in heiliger Liebe nachfolgen wollten. Für jene Verhältnisse hat sie eine hohe Mission zur Pflege des inneren Lebens gehabt. Seitdem aber in den Landeskirchen Deutschlands wol überall ein entschiedenes Aufleben des Glaubens und der Liebe eintrat und sich vielseitig segensreich geltend machte, ist die Pflege eines separatistischen Gemeinschaftsgeistes doch nicht recht am Platze; die Idee des „Specialbundes" des Heilands ist in der herrnhuter Brüdergemeinde aber bis in die Gegenwart hinein wirksam geblieben, obgleich sie sich 1749 (nachdem 1747 die kursächsische Regierung ihr Verbannungsedict gegen die Person des Stifters aufgehoben) ausdrücklich zur Augsburgischen Confession bekannt hatte; sie that dies, um sich als evangelische Genossenschaft bekannt zu geben, nicht weil sie dem Detail der Augsburgischen Confession zugestimmt hätte. Darauf war sie in Kursachsen förmlich anerkannt worden, wie sie auch in England durch eine Parlamentsacte 1749 als eine der anglikanisch-bischöflichen ebenbürtige Kirche mit reiner bischöflicher Succession unter dem Titel „Unitas fratrum" anerkannt war. (Vgl. Zinzendorf's Acta unitatis fratrum in Anglia 1749.) Die eigentliche Seele der Gemeinde aber war und blieb, so lange er lebte, Z. selbst; bis an seinen Tod ordnete er alle ihre wichtigen Angelegenheiten; sie hing ihm mit kindlicher Hingebung an, während er wieder von ihr die Ueberzeugung hegte, daß sie das „Philadelphia" der Offenbarung Joh. (3, 7 ff.) und mit ihr „der philadelphische Periodus" der Kirchengeschichte angebrochen sei, von welchem alle Propheten und Apostel geweissagt.

Zinzendorf's Größe liegt in seinem von Liebe zum Heilande brennenden Herzen; „ich habe nur eine Passion; die ist Er, nur Er", lautete sein Wahlspruch; und unter dessen Kreuze hätte er am liebsten alle Gläubigen gesammelt in heiligem Liebesuniversalismus. In diesem Berufe ging all sein Denken und Sinnen auf; sein ganzes Leben, Geist, Herz, Hab und Gut hat er ihm gewidmet und alle Vortheile, welche Geburt, Stand und Bildung ihm darboten, wußte er dieser seiner Lebensaufgabe dienstbar zu machen. Rücksichtslose Hingabe, unermüdliche Thätigkeit und selbstverleugnende Treue drücken seinem Wirken den Stempel der Großartigkeit auf. Er war von seinem göttlichen Berufe überzeugt; aber da er nicht gewohnt war, sich unter das geschriebene Wort Gottes

zu beugen, sondern es nach seinem subjectiven Maßstabe „es ist mir so" verstand und danach (neben dem Loose) handelte, so konnte es nicht ausbleiben, daß er trotz hoher geistlicher Erleuchtung und gediegenen christlichen Sinnes auf schwärmerische Abwege gerieth. Seine Schriften, deren man über 100 zählt, zeichnen sich durch geistreiche Originalität, geniale Gedanken und eigenthümliche Sprache aus. — Aber in allen den Verhältnissen, die wir bisher betrachtet haben, steht Z. vor unserm Blicke doch nur in seinen Beziehungen zur Christenheit; das war aber nur die nach innen gewandte Seite seines Wesens; schon diese Seite würde genügen, seine Person und sein Wirken in der Geschichte des christlichen Lebens als selten einflußreich erscheinen zu lassen. Aber dieser bewunderungswürdige Geist ließ auch seine Kraft nach außen wirken; er verband mit dem innigsten religiösen Quietismus der „Stillen im Lande" die feurigste Activität der Heidenmission und hier hat er eine Bewegung ins Leben gerufen, die heute unser Staunen hervorruft; denn unter allen evangelischen Missionsunternehmungen der Gegenwart in Deutschland stehen die Leistungen der Herrnhuter Brüdergemeinde obenan. Wir dürfen daher auf diese Seite des Zinzendorf'schen Lebens besonders eingehen.

Im Princip der Brüdergemeinde lag von vorn herein das Bestreben, die Seligkeit des Glaubens, welche man selbst genoß, auch Anderen zu bringen. Die Kraft und der Trieb zur Heidenmission lebte also in ihr; es fehlte nur der äußere Anlaß zur Ausübung des Missionssinnes; dieser Anlaß kam unerwartet im J. 1731, als Graf Z. zur Krönung des ihm befreundeten Königs Christian VI. in Kopenhagen weilte. Hier erfuhr er durch einen Neger von der westindischen Insel St. Thomas den kläglichen Zustand der dortigen Sklaven; auch lernte er bei dieser Gelegenheit zwei Grönländer kennen, in deren Heimath damals bereits der Norweger Hans Egede eine Mission unternommen hatte. So reifte der Missionsgedanke auch in seiner Seele. Aber er wollte nichts ohne Zustimmung der herrnhuter Gemeinde unternehmen. Nach der Rückkehr trug er ihr seine Gedanken vor, und bald meldeten sich vier Brüder, von denen nach reiflicher Prüfung im J. 1732 zwei nach Westindien, nämlich Dober und Nitzschmann nach St. Thomas, und zwei, die Vettern Matthias und Christian Stach, nach Grönland gingen. Von diesem Jahre an datirt die reich gesegnete Missionsarbeit der Brüdergemeinde; die Gemeinde zählt in der Heimath etwas über 30 000 Seelen, auf den Missionsfeldern aber hat sie ihrer über 90 000 in Pflege, also im Verhältniß von 1 : 3, so günstig, wie es in keiner anderen christlichen Denomination vorkommt. So lange Z. lebte war er und blieb er auch die Seele der Heidenmission der Gemeinde. An Arbeitern fehlte es nicht; alle Hemmnisse wurden von der glaubensfrohen Schar schnell überwunden. Als im J. 1734 in Herrnhut die erschütternde Kunde eintraf, daß von den nach Westindien, besonders nach St. Croix ausgesandten Brüdern und Schwestern im Laufe eines Jahres zehn gestorben waren, ließ man den Muth nicht sinken, sondern Z. dichtete und die Gemeinde sang es — das berühmt gewordene Lied „Es wurden zehn dahingesät — Als wären sie verloren — Auf ihren Beeten aber steht: — Das ist die Saat der Mohren". Im J. 1739 landete Z. selbst in St. Thomas, um in eigener Person die Missionsarbeit der Brüder in Amerika zu leiten. Die Zeit seines Exils, „als er aus der Heimath vertrieben war", benutzte er zu großartigen Reisen in die Missionsgebiete. Von seiner Tochter Benigna begleitet, begab er sich selbst zu den Indianern und schloß einen Bund mit ihnen. Unter seinem feurigen Antriebe erweiterte sich so das Werk der Mission von den Eisfeldern Grönlands und Labradors, zu den Indianern Nordamerikas, durch fast alle westindischen Inselgruppen, nach Südamerika und in Südafrika, im Kaplande, zu den Hottentotten. Es waren lauter culturlose

Völker, zu denen die Brüder kamen; für sie eigneten sie sich auch am besten; denn sie kamen als schlichte Handwerker, arbeiteten mit und für die Eingeborenen, sorgten nicht bloß väterlich, sondern vielmehr mütterlich für deren leibliches und geistiges Wohl, und die herrnhutische Seelenbevormundung verklärte sich zu einem patriarchalischen Verhältnisse. Unter Culturvölkern, wie in Indien, haben sie bis heute nichts ausgerichtet. Aber auch in ihrer Begrenztheit bleibt die Missionsthätigkeit die glänzende Seite der Brüdergemeinde in Vergangenheit und Gegenwart. Was der gesammte Protestantismus bis dahin vernachlässigt hatte, hat sie aufgenommen: sie ist die glaubenskühne Bannerträgerin der Mission geblieben bis auf diesen Tag. — Im Frühjahr 1760 erkrankte Z. mitten in rastloser seelsorgerischer Arbeit an einem heftigen Fieber; am 9. Mai ging er zu Herrnhut heim. Noch auf dem Sterbebette hat er im Hinblick auf die Entwicklung der Gemeinde die Worte gesprochen: „Habt ihr wol im Anfang gedacht, daß der Heiland so vieles thun würde, als wir nun mit Augen sehen? Bei den Heiden habe ich es nur auf Erstlinge angetragen und nun geht es in die Tausende. Welche formidable Karawane steht nun schon ums Lamm herum aus unserer Oekonomie!“ Auf seinen Grabstein setzte man (in Anlehnung an Ev. Joh. 15) die Inschrift: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe“, und einer seiner Mitarbeiter sagte von ihm: „Die gegenwärtige Zeit erkenne es oder sie erkenne es nicht, so wird doch die Nachwelt nicht verschweigen, daß es dieser Knecht Christi gewesen sei, dem der Heiden Seligkeit und, daß aller Welt Ende das Heil Gottes sehen möge, Tag und Nacht am Herzen gelegen habe“. (Warneck, s. u. S. 60.) — Seine Ehe und seine Familienangelegenheiten hatte er vollständig seinem Gemeinschaftsideale untergeordnet. Am 7. September 1722 war er in die Ehe getreten mit der Gräfin Erdmuthe Dorothea Reuß-Ebersdorf. Sie starb am 19. Juni 1756, nachdem Z. das Jahr vorher aus London wieder nach Herrnhut zurückgekehrt war. Sie hatte es ausgezeichnet verstanden, ihrem Gemahl eine echte Gehülfin und doch die gewissenhafte Mutter ihrer Kinder und Leiterin ihrer eigenen Familienangelegenheiten zu sein (Litt. über sie bei Becker, s. unt. in der Realencyklopädie, 2. Aufl., 17, 541). Unter rein amtlichem Gesichtspunkt heirathete Z. im Juni 1757 in zweiter Ehe die Aebtissin Anna Nitschmann, Chorpflegerin der ledigen Schwestern in Herrnhut. Beide sind als geistliche Liederdichterinnen bekannt.

Schriften, über hundert meist ascetische: die Titel derselben finden sich in Meusel's Lexikon der . . . teutschen Schriftsteller XV (Lpz. 1816), S. 430 ff. und bei v. Lepel, Verzeichniß der Schriften des Grafen v. Z.; in Spangenberg (s. unten) im Register; bei Otto, Lexikon d. oberlaus. Schriftsteller III (1803), 547 ff. Wir erwähnen hier: „Der Dresdnische Socrates (eine Wochenschrift), d. i. bescheidene Gedanken eines christlichen Philosophen“ (1725; 2. Aufl. 1732; 3. Aufl. 1738); „Theologische Bedenken“ (1734, 1740, 1742); „Aufsatz von christlichen Gesprächen“ (Züllichau 1735); „Siegfrieds bescheidene Beleuchtung“ (1743, gegen Sig. Jac. Baumgarten's Bedenken); „Die gegenwärtige Gestalt des Kreuzreiches“ (Büdingen 1746); „Heidenkatechismus“ v. 1740 (vgl. Büding. Samml. III, 402 ff., auch II, 632); „Die sieben letzten Reden“ (Büd. 1741); „Oeffentliche Gemeindereden“ (1747); „Naturelle Reflexionen“ (1747—49); „Freiwillige Nachlese“ (13 Sammlungen, 1735—38; 2. Aufl. u. d. T.: „Kleine Schriften“ 1740); „Neueste theol. Bedenken, Schreiben und kirchliche Urkunden“ (Lpz. 1740); „Büdingsche Sammlung einiger in die Kirchenhistorie einschlagender Schriften“ (3 Bde., Büdingen 1740—1745); „Geheimer Briefwechsel mit den Inspirirten“ (Frkf. 1741); „Sammlung öffentlicher Reden von dem Herrn, der unsere Seligkeit ist“ (1742, 1744, neue Ausg. u. d. T. „Pennsylvanische

öffentliche Reden", Barby 1760); „Pennsylvanische Nachrichten vom Reiche Christi" (1742); „Gebetbuch" (1742); „Zweiunddreißig einzelne Homilien oder Gemeindereden in den J. 1744—46" (1746, u. Görl. 1749) und zahlreiche darauf folgende andere Sammlungen seiner Reden; „Ein und zwanzig Discurse über die Augsburgische Confession" (Görl. 1748); „Acta fratrum unitatis in Anglia" (Londini 1749); „An account of the doctrine, manners, liturgy and idiom of the unitas fratrum" (ib. eod.); „Verliebtheit eines Sünders gegen die Wunden Jesu" (Görl. 1751); „Lehre der Brüdergemeine" (1752); „Liturgien und Litaneien zum Gebrauch der Brüdergemeinen und ihrer Chöre" (1754 u. ö.) u. a. m. Unter dem Titel „N. L. Graf v. Z. Gedanken über verschiedene Evangelische Wahrheiten" (Barby 1800) erschien ein Auszug aus s. Schriften. —

Lieder erschienen von ihm u. d. T. „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder" (Löbau 1725); „Christkatholisches Sing- und Betbüchlein" (1727); „Sammlung geistlicher und lieblicher Gesänge" (Jena 1731); „Gesangbuch der Gemeinde in Herrnhut" (1735 ff.); „Teutsche Gedichte" I. Theil (1735); zahlreiche „Anhänge" des Gesangbuchs: „Hirtenlieder von Bethlehem" (London 1742); „Alt- und neuer Brüdergesang" (oder londonisches Brüdergesangbuch) (London 1754); „Kleines Gesangbuch" 1754 (später Kleines Brüdergesangbuch genannt, Barby 1761); „Sammlung von Liedern" (Anhang zum großen Lond. Gesangbuche, 1755). Die Ausgabe der Zinzendorf'schen Gedichte von Albert Knapp erschien Stuttgart 1845. Vgl. über die Lieder Koch, Gesch. d. Kirchenlieds und Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, Gotha 1878, S. 485.

Bildnisse von Z. fertigte an Martin Tyroff zwei Mal und J. Houbraken in Amsterdam in Folio.

Vgl. A. G. Spangenberg, Leben des Grafen v. Z., 8 Theile, Barby 1772—75. — v. Schrautenbach, Der Graf v. Z. (geschrieben 1782), hsg. v. Kölbing. 2. Aufl. Gnadau 1871. — J. C. Duvernoy, Kurzgefaßte Lebensgeschichte des Grafen v. Z., Barby 1793. — J. W. Verbeck, Des Grafen v. Z. Leben u. Char., Gnadau 1845. — J. G. Müller, Z.'s Leben, 2. Aufl. Winterthur 1822. — Varnhagen v. Ense, Leben des Grf. L. v. Z. 2. Aufl. Berlin 1846. — F. Pilgram (Katholik), Leben und Wirken des Grf. v. Z., Lpz. 1857. — J. F. Schröder, Der Graf v. Z. und Herrnhut. 2. Aufl. Lpz. 1863. — F. Bovet, Le comte de Z., Paris 1860. — H. Plitt, Zinzendorfs Theologie, 3 Bde., Gotha 1869—74. — A. Ritschl, Gesch. d. Pietismus, Band 3, Bonn 1886. — B. Becker, Zinzendorf im Verhältniß zu Philosophie u. Kirchenthum seiner Zeit, Lpz. 1886. — Tietzen, Zinzendorf (1888). — H. Reuter, Z. und die Gründung d. Brüdergemeinde in Zeitschr. f. Kirchengesch. 1890. — Eck, Z. u. s. Nachwirkung in d. Gegenwart, 1890. — Holtzmann u. Zöpffel, Lexikon f. Theol. u. Kirchenwesen, 3. Aufl. s. v. — Kramer, Zur Jugendgeschichte Zinzendorf's, Kirchliche Monatsschrift III, Heft 12, S. 871 ff. und IV, Heft 1, S. 19 ff. — Burckhardt, Zu Zinzendorfs Jugendgeschichte a. a. O. Heft 41, S. 299 ff. — D. Körner, Die kursächsische Staatsregierung dem Grafen Z. und Herrnhut bis 1760 gegenüber, Lpz. 1878. — Hark, Der Konflikt der kursächsischen Regierung mit Herrnhut und dem Grafen v. Z. 1733—1738 im Neuen Archiv f. sächsische Gesch., Bd. III, Heft 1; — ders., Des Grafen v. Z. Rückkehr nach Sachsen, im Neuen Archiv f. sächs. Gesch., Bd. VI, Heft 3. 4. — Bernhard Becker, Art. Zinzendorf in der Realencyklopädie f. Th. u. Kirche, 2. Aufl., Bd. 17 (1886), S. 513—548. — Köstlin's Abhdlg. über das bischöfl. Amt der Brüdergemeinde in den Theol. Stud. u. Kr. Gotha 1896. — Dazu die ältere Litteratur über die Heidenmission der Brüdergemeinde: D. Cranz,

Historie von Grönland, 2. Th., 2. Aufl., Barby 1770. — (F. L. Kölbing,) Uebersicht d. Missionsgeschichte d. evang. Brüdergem. in ihrem 1. Jahrhundert, 3 Thle., Gnadau 1832, 1833; weiteres bei Becker a. a. O., dazu noch C. Mirbt, Der deutsche Protestantismus u. die Heidenmission, Gießen 1896, u. zuletzt G. Warneck, Abriß d. Gesch d. evang. Missionen, 4. Aufl., Berlin 1898. Endlich die Lehrbücher der Kirchengeschichte, unter ihnen ist bes. benutzt J. H. Kurtz, 13. Aufl., Lpz. 1899, II. Bd., § 171 (bearb. v. dem Unterzeichneten). P. Tschackert.

Zinzendorf: Ludwig Friedrich Julius Graf v. Z., österreichischer Staatsmann, geboren zu Nürnberg am 23. September 1721, † am 4. October 1780 in Wien; der älteste Sohn des (damals 25jährigen) Grafen Friedrich Christian v. Z. und dessen erster Frau, Dorothea Jul. Amalie geb. Gräfin v. Polheim, und Halbbruder Karl Joh. Christian's v. Z. (s. oben S. 340). Seine Autobiographie spricht von der „scharfen, andächtigen Jugenderziehung" im Elternhause, das er 1739 verließ, um als „Cadet" in sächsische Dienste zu treten. Er verlebte die erste Zeit zu Dresden in Gesellschaft mit seinem jüngeren Bruder Maximilian, unter der Leitung des Hofmeisters Mauville. Bald (mit 18 Jahren) vollzog er den Uebertritt zur katholischen Kirche. Er hatte, wie er selbst schreibt „verschiedene Bücher gelesen, die ihm Zweifel über die von den Reformatoren in den Dogmen eingeführten Neuerungen beibrachten". Dieser Glaubenswechsel wurde am 22. November 1739 in Dresden vollzogen, was sein Oheim Nicolaus Ludwig Graf v. Z. (s. o.), der „Herrnhuter- oder Brüder-Bischof", mit einem französisch geschriebenen Briefe zur Kenntniß nahm, sein Neffe solle sich nicht begnügen „de faire la grimace" sondern „bien être catholique de coeur et d'âme" und bei seinem Uebertritte keine weltlichen Rücksichten walten lassen. Um so heftiger war der Groll des Vaters, eines kernigen Protestanten. Am 16. Juli 1740 wurde Z. Unterlieutenant in der kursächsischen Leibgarde und begab sich bald darauf zu seinem Großoheim, dem königl. ungar. geheimen Rathe und Gen.-Feldmarschalllieutenant Grafen Ludwig v. Z. (s. o. S. 338) nach Oesterreich, und zwar nach Wien und Brünn, woselbst sein Großoheim Commandant der Festung auf dem Spielberge war. 1742 quittirte er die sächsischen Kriegsdienste und wurde Anwärter des Güternachlasses des mit dem letztgenannten Grafen Ludwig v. Z. erloschenen älteren (Georg Hartmannschen) Zweiges der Karlsbacher Linie seines Hauses. 1744 österreichischer Kammerherr und großjährig geworden, 1745 in die eingeerbte Herrschaft Enzersfeld eingeführt, begab sich Z. nach Frankfurt a. M., im Gefolge des österreichischen Botschafters Graf Khevenhüller. Hier hörte er ein Collegium beim Reichshofrathe Frhr. v. Senckenberg über jus publicum, empfing am 4. October den Ritterschlag vom gekrönten Kaiser Franz I. und kehrte dann nach Wien zurück. 1746 ging der 26jährige Graf nach Leipzig, um von der Universität eine tüchtige Vorbildung für den Eintritt ins österreichische Landrecht (ständisches Landesgericht) zu holen und arbeitete mit eisernem Fleiße als immatriculirter Universitätshörer an vierzehn Stunden des Tages, wie er selbstzufrieden erzählt. Er belegte Natur-, Civil-, Staatsrecht, deutsche Rechtsgeschichte und ein collegium practicum elaboratorium. Als seine akademischen Lehrer bezeichnet er den Romanisten Hommel, den Professor für Staatsrecht und deutsche Reichsgeschichte Hofrath Mascov, Prof. Bauer für Lehenrecht und Gerichtsproceß, Prof. Gottsched für deutschen Stil und Prof. Jöcher für Staatenhistorie. Zum Correpetitor erkor er sich den Magister Aaland. Vergnüglich erschien ihm das Wandern zu den Hörsälen nicht: „Si vous pouviez comprendre combien l'on est honteuse d'aller son livre sous le bras au collège" schrieb er damals an eine Dame.

Er sehnte sich vielmehr nach einer praktischen Wirksamkeit, nach einer Stelle im österreichischen Landrechte. Am 10. April 1747 kehrte er aus Leipzig, — mit dem Vater ausgesöhnt, — nach Wien zurück, und erlangte die Stelle eines „überzähligen" Beisitzers in der oben genannten Gerichtsstelle, und wurde bald zur Bearbeitung von ständischen Processen herangezogen. — Durch die Fürstin Eszterházy, eine geb. Gräfin Lunati-Visconti, trat Z. 1749 dem Manne einer großen Zukunft, Graf Kaunitz, näher, gerade vor dessen Abgange an den Gesandtschaftsposten in Paris-Versailles, gefiel diesem und folgte ihm bald (September 1750) als Attaché an den Hof von Frankreich. Durch fleißiges Lesen französischer und englischer Schriften über Finanz- und Creditwesen vorgebildet, wie dies sein gleichzeitiger „Essay" über die Gründung einer Staatsbank bezeugt habe, konnte er um so mehr in Paris heimisch werden und an der „übeln" Finanzwirthschaft Ludwig's XV. ein abschreckendes Beispiel studiren. Im October 1751 unternahm Z. eine Reise in die Bretagne. Auch die chronique scandaleuse des französischen Hofes blieb ihm nicht fremd. Er schrieb eine Sammlung von Anekdoten für Kaiser Franz I. zusammen, der ihm dafür seinen Dank brieflich aussprach. Weniger erbaut war er von dem Auftrage des Wiener Hofmannes, Graf Wrbna, bei allen Nähterinnen von Paris Muster anzusammeln, nach welchen reiche Stoffe für Frauenkleider angefertigt werden sollten. Graf Rudolf Chotek, damals neben Haugwitz die Seele der Finanzreform Oesterreichs, und weiterhin ein Gegner Zinzendorf's, begleitete dies Ansinnen mit Worten, die den Auftrag als dringlich bezeichneten. Als Bekannte während seines Aufenthaltes in Paris bezeichnet Graf Z. den Herzog von Chartres (Orleans), dessen Gattin, geb. Prinzessin Conti, den Prinzen Conti und die Mehrzahl des Hofadels. „Seine Geliebte war die Marquise L. B. T., eine nicht schöne, aber mit vielen Kenntnissen begabte Dame, die auch als Schriftstellerin eine Rolle gespielt hat." Bald (1753) ging Kaunitz von Frankreich nach Wien ab, um hier Hof- und Staatskanzler zu werden. In Brüssel trennte sich Z. von ihm, reiste nach England und kehrte über Leipzig nach Wien zurück (Sommer 1753). Durch die Ernennung zum ordentlichen Hofrathe bei der damaligen Centralstelle für innere Verwaltung der deutschen und böhmischen Erbländer (Directorium in publicis et cameralibus) und im „Commercien-Directorium" — für die Handelsangelegenheiten Oesterreichs — wuchs seine amtliche Thätigkeit, doch nicht ohne eine Schattenseite, da ihm sein Präsident, Graf Rudolf Chotek, abgeneigt war. Auch die Mitaufsicht über das Theresianum (savoyische Ritterakademie) dachte man ihm zu. Anfangs des Jahres 1755 wurde er an die Zarin Elisabeth Petrowna abgesendet, um sie anläßlich der Geburt ihres Großneffen, des Großfürsten Paul Petrowitsch zu beglückwünschen, aber zugleich mit geheimen Aufträgen (7. Januar). Er sollte zunächst der Ursache des Mißverständnisses zwischen dem österreichischen Gesandten, Graf Eszterházy, und dem russischen Großkanzler Bestuscheff-Riumin nachspüren, mit dem englischen Botschafter über die gemeinsamen Angelegenheiten Rücksprache nehmen, die einzelnen Schwierigkeiten im Nachbarverhältnisse Rußlands und Oesterreichs ebnen helfen, das Project Dänemarks, Holstein auszutauschen, die künftige Königswahl in Polen u. a. seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen lassen; auch die Frage der künftigen Besetzung des russischen Großkanzlerpostens interessirte den Wiener Hof ausgiebig genug. Seinem Berichte an Kaiser Franz I., Gemahl Maria Theresia's, über die freundschaftliche Gesinnung der Zarin schloß er eine Fülle von Anekdoten aus dem russischen Hofleben bei. Später (31. Mai) erhielt Graf Z. den Auftrag, die Rückreise über Schweden, Kopenhagen und Hannover anzutreten. Zu Kopenhagen ereilte ihn der Auftrag, den zur Cur nach Karlsbad beurlaubten Graf Eszterházy in Petersburg zeitweilig zu ersetzen, wobei es trotz der Ein-

wendungen des bald genesenen Botschafters auch blieb. Damals schrieb ihm Kaunitz (16. September): „Ich glaube nicht, es nothwendig zu haben, Ihnen neuerdings zu erklären, daß ich stets Ihr Bürge (caution) bleibe, wohl aber ist es für mich wichtig, Ihnen ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich Sie liebe“.

Nach der zweiten Rückkunft aus Rußland fühlte sich Graf Z. durch manche Eigenmächtigkeiten und Zurücksetzungen von Seiten des Grafen Chotek gekränkt. Anderseits sah er sich als Kenner des Geld- und Verkehrswesens zu wenig gewürdigt; die Stellung im neu geschaffenen Depositenamte und die Stelle eines Vicepräses bei der Hofcommission für Berg- und Münzwesen konnten ihm nicht genügen. Das Vertrauen, welches er bei Kaunitz genoß, bestärkte ihn in der Hoffnung, Gesandter am britischen Hofe zu werden. In einem Schreiben an Kaunitz vom 21. October 1756 klagt er über die Gegnerschaft Chotek's und die vielen Vordermänner, welche sein Vorwärtskommen im innern Staatsdienste hemmen. Es dränge ihn dies in die diplomatische Laufbahn. Er wolle vor allem nützlich sein, und England wäre der richtige Boden für seine Thätigkeit. Dazu kam es nicht, denn er blieb seinem bisherigen Berufskreise erhalten und arbeitete fleißig an Vorschlägen, der Geldnoth des Staates abzuhelfen. Nebenher wurde ihm (1757) die Censur des „Wienerischen Diarium“ und der in französischer Sprache aufzulegenden „Wiener Zeitung“ übertragen. Bezeichnend ist die damalige Absicht des Grafen Z., sich mit der einzigen Tochter des Directorial- und Banco-Präsidenten Graf Rudolf v. Chotek, seines bisherigen Widersachers, zu vermählen, was jedoch nicht zu Stande kam. Während seiner „unfreiwilligen Muße“ — denn die Abneigung seines Präsidenten (Chotek) hielt ihn 1758—61 fast von aller Amtsthätigkeit ausgeschlossen — erhielt er (1759) den Auftrag, nach der Eroberung Dresdens durch die Oesterreicher unter Daun das sächsische Kronprinzenpaar dort abzuholen und nach Prag zu geleiten. Außerdem strengte er (1761) — aber ohne Erfolg — den Proceß um das alte Zinzendorf'sche Fideicommiß in Niederösterreich (Karlspach, Waasen, Freidegg, Schönegg, Freienstein und Auhof im Viertel Ober-Wienerwald) gegen Johann Ernst Grafen v. Starhemberg an. Befriedigung gewährte ihm dagegen die Durchführung seines Finanzplanes, die Ernennung zum Präsidenten der ständischen Creditdeputation (25. Mai 1761) und mehr noch die Ernennung zum Leiter jener Finanzhofstelle, die mit der Generalcontrolle der gesammten Geldgebarung des Staates zu thun hatte und allen Buchhaltereien der österreichischen Erbländer vorstand. Seit 1. Januar 1762 begegnen wir ihm als Generalcontrolor der Finanzen und Präsidenten der „Hof-Rechnungskammer“, der frühesten Vorläuferin des österreichischen Staatsrechnungshofes der Gegenwart. Alle grundlegenden Arbeiten für das neue, hochwichtige Amt liefen durch seine Hände. — Seit October 1764 bestellte der Graf (in seinem 43. Lebensjahre) seinen häuslichen Herd, indem er die 20jährige Tochter des Fürsten Josef Adam von Schwarzenberg, Herzogs von Krumau, Maria Anna, zur Frau nahm. Den Grafen Z. beschäftigten im J. 1766 vor allem drei Entwürfe: die gemeinnützigste Verwendung des Rückzahlungsfond für die Staatsschulden, die Anlegung einer Börse und die Gründung einer Staatsbank. Zunächst vollendete er den Plan zu einer „Länderbank“, die auch (August 1767) probeweise genehmigt wurde und ihn zum Präsidenten bekam. Wie viel sich auch Graf Z. auf diese seine Schöpfung zu gute hielt, so war er doch nicht blind für die Schwierigkeiten, eine „so ungeheure Maschine zu lenken und zu übersehen“, und ebenso wenig für die Schattenseiten ihrer Thätigkeit. Er tröstete sich mit dem Wahlspruche: In magnis voluisse sat est. Verdruß genug bescheerte ihm das Abwehren aller Bemängelungen und Gegnerschaften, die der Hofrechenkammer und Länderbank erwuchsen. Bereits 1764 Commandeur des St. Stefansordens,

erhielt Graf Z. 1771 das goldene Vließ. 1773 wurde die Hofrechenkammer als selbständige Centralbehörde aufgehoben und als Rechenkammer — nach niederländischem Muster — der Hofkammer einverleibt. Graf Z. erhielt, nunmehr disponibel geworden, den Titel eines Staats- und Conferenzministers der innern Angelegenheiten mit einem Ruhegehalte von 2000 fl. und ein Capital von 30 000 fl. zur Tilgung seiner im Staatsdienste aufgelaufenen Schulden. In seinem Ruhestande suchte er wiederholt (1776—1780) Frankreichs Süden zur Behebung seiner Kränklichkeit auf. Am 29. August 1780 von Lyon in Wien eingetroffen, verfiel er rasch und sichtlich und starb nach schwerem Leiden am 4. October im Alter von 59 Jahren. Seine einzige Tochter, M. Therese (geboren 1765) ehelichte den Grafen Josef Dietrichstein (1783) und starb schon nach zwei Jahren (1785). Von seinem Vater (Friedr. Christian, † am 15. December 1756) hatte Graf Z. die Fideicommißherrschaften der älteren (Georg Hartmann'schen) Karlsbacher Linie der Zinzendorf: Wasserburg, Karlstetten und Poppel in Niederösterreich geerbt. 1764 erhielt er das ungarische Indigenat (Reichsbürgerschaft).

Gaston Graf v. Pettenegg, Ludwig und Karl, Grafen v. Zinzendorf. Ihre Selbstbiographie, nebst einer kurzen Geschichte des Hauses Zinzendorf. Wien 1879. — v. Hock-Bidermann, Der oe. Staatsrath (1868—1879 erschienen). — A. Wolf, Graf Rud. Chotek, k. k. Staats- u. Conf.-Minister. Sitzb. d. Wiener Akad., hist.-philos. Cl. IX. — Lichtnegel, Gesch. des oe. Controls- u. Rechnungswesens. Wien 1872. — Schwabe v. Waisenfreund, Versuch e. Gesch. d. oe. Staatscredit- u. Schuldenwesens. 1860—66, 2 Thle.

F. v. Krones.

Zinzendorf: Christian Renatus Graf v. Z., evangelischer Liederdichter, † 1752. Z. war der frühverstorbene Sohn des Grafen Nicolaus Ludwig v. Z., des Stifters der Herrnhuter Brüdergemeinde, und seiner Gemahlin Erdmuthe geb. Gräfin Reuß. Er wurde in Herrnhut am 19. September 1727 geboren und im elterlichen Hause erzogen; 1737—39 erhielt er seine Ausbildung in Jena und fungirte seit 1744 als Gehülfe seines Vaters und als Chorpfleger der ledigen Brüder unter dem Namen Graf Christel. Die Gefühlständeleien des Vaters in dessen extravagant sentimentaler Periode machte er mit und ging ganz in dem Vorstellungskreis der Zinzendorf'schen „Trinitätspoesie" auf, so daß der Vater in dem Sohne den gebornen Nachfolger in seinem Amte sah. Später indeß bereute er seine sentimental-religiösen Verirrungen, begann aber in der Stille zu kränkeln; sein schwacher Körper unterlag den inneren Kämpfen; in ernster Bußstimmung vermochte er zwar den Weg zu einer relativ gesunden Christuserkenntniß wieder zu finden; aber die Auszehrung setzte seinem Leben ein frühes Ende; er starb am 28. Mai 1752. Diese Katastrophe trat ein, als der Vater (1750—55) seinen Wohnsitz in London hatte. Spangenberg gibt in seinem Leben des Grafen Z. Nachricht, wie tief der Vater den Heimgang des Sohnes betrauerte und wie die ganze Brüderunität seinen Tod beklagte. Seine Lieder beziehen sich meist auf die Passion Christi und auf die Gefühle, die sie im Gläubigen weckt. Zinzendorf gab sie als einen Anhang dem großen Londoner Gesangbuche bei. (Vgl. den Art. Nicolaus Ludwig Graf v. Z., S. 352.) Unter seinen Liedern sind zwei weitverbreitet 1) das Passionslied „Marter Gottes, wer kann dein vergessen" und das Gemeinschaftslied „Die wir uns allhier beisammen finden"; außerdem dichtete er „Auf ihr nah verbundnen Jesusherzen"; „Für uns ging mein Herr in Todesnöthen"; „Laß mir, wenn meine Augen brechen", und „Todesblick der mir" u. s. w. (3. u. 4. Vers des Liedes „Blutge Leiden meines ein'gen Freundes").

Vgl. Koch, Gesch. d. Kirchenliedes. — Cunz, Gesch. d. deutschen Kirchen-

liedes, Thl. 2, Lpz. 1855, S. 75 ff. — A. F. W. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon. Gotha 1878, S. 486 u. unter den einzelnen Liederanfängen daselbst. — B. Becker, Art. Zinzendorf i. d. Realenc. f. Th. u. K., 2. Aufl. 17, 541.

P. Tschackert.

Zinzerling: Justus Z. oder Sinserling, latinisirt Jodocus Sincerus, Jurist, Philolog und Geograph, über dessen Leben wenig bekannt ist, war um 1580 in Thüringen geboren, studirte in Jena die Rechte und gab hier 1604 eine Schrift „Σωτήρια καὶ προπέμπτικα missa Martino Gnugen", sowie im folgenden Jahre eine civilrechtliche Dissertation: „Ventilatio de testamento militari" heraus, welche die Streitfrage untersuchte, wem die Hinterlassenschaft eines im Kriege gefallenen Soldaten von Rechts wegen zustehe. Nach Vollendung seiner Studien unternahm er zu seiner weiteren Ausbildung eine mehrjährige Reise durch Frankreich, England und die Niederlande. Um 1609 wandte er sich nach Basel und erwarb hier durch eine „Dissertatio de appellationibus ac privilegiis de non appellando" 1610 die Würde eines Dr. juris. Noch in demselben Jahre begab er sich nach Lyon, wo er in einer Druckerei eine Anstellung als Corrector fand. Die Muße, die ihm dieses Amt ließ, widmete er der eigenen litterarischen Production. Er verfaßte lateinische Gedichte, die in verschiedenen Sammlungen zerstreut sind und wegen ihrer metrischen Correctheit gerühmt wurden. Auch gab er unter dem Titel „Criticorum juvenilium promulsis" (Lugd. 1610) einen Schatz classischer Sentenzen aus Cicero, Tacitus, Ovid, Seneca und anderen römischen Schriftstellern mit erklärenden Anmerkungen, sowie mit Excursen prosodischen und stilistischen Inhalts heraus. Das Werk erfreute sich ein volles Jahrhundert hindurch als Schulbuch großer Beliebtheit und erlebte noch 1717 einen Neudruck. 1614 veröffentlichte Z. die fleißig gearbeitete Schrift „Opiniones variorum de nautico foenore" (Lugd. 1614), die wiederholt in juristischen Sammelwerken, beispielsweise in Eberhard Otto's Thesaurus juris, abgedruckt wurde, sowie einige Jahre später eine Ausgabe der Argonautica des römischen Dichters Valerius Flaccus (Lugd. 1617). Bald darauf verließ er Lyon und begab sich nach Norddeutschland, wo er eine Anstellung als Rath der mecklenburgischen Landstände und der Grafen von Oldenburg erhielt. Das letzte Lebenszeichen, das sich von ihm nachweisen läßt, ist eine kleine Schrift „Memoria Agnetae Schmedes, Joachimi Kronii jugalis" (Rost. 1619). Um 1620 scheint er gestorben zu sein, doch ist Ort und Jahr seines Todes unbekannt.

Zinzerling's Hauptwerk, das ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Erdkunde sichert, ist sein „Itinerarium Galliae cum appendice de Burdigalia", ein vortreffliches Reisehandbuch, das in 40 Jahren 8 Auflagen erlebte (Lugd. 1616, Arg. 1617, Genev. 1627, Amst. 1649, Arg. 1649, Amst. 1655, Amst. 1656, Arg. 1656) und bestimmt war, das aus dem 16. Jahrhundert übernommene und gleichfalls sehr schätzbare, aber veraltete ähnlich betitelte Itinerarium des Schlesiers Paul Hentzner abzulösen. Es gibt in bemerkenswerth gutem Latein eine ausführliche Anweisung, von Deutschland aus ganz Frankreich, sowie die benachbarten Gegenden Englands und der Niederlande zu durchwandern, ohne einen Ort mehr als einmal zu berühren. Es ist hauptsächlich für junge Edelleute bestimmt, für deren gesellschaftliche Ausbildung eine Reise nach Frankreich damals als unerläßlich galt. Das Werk zerfällt in drei Theile. Der erste handelt von der natürlichen und politischen Beschaffenheit Frankreichs und von den Vorbereitungen zur Reise, der zweite beschreibt die Reise selbst, für die einschließlich der zur Erlernung der französischen Sprache und der höfischen Künste der Franzosen erforderlichen Zeit eine Dauer von drei Jahren festgesetzt wird, der dritte endlich enthält eine ausführliche Schilderung der Gegend von Bordeaux.

Bei jedem Orte werden alle daselbst befindlichen Sehenswürdigkeiten aufgezählt, welche die Beachtung der Reisenden verdienen. Während Hinweise auf Naturschönheiten beinahe völlig fehlen, finden sich überaus zahlreiche historische, antiquarische und genealogische Notizen.

Beckmann, Litteratur der älteren Reisebeschreibungen 1, 341—348.

Viktor Hantzsch.

Zippe: Augustin Z., katholischer Geistlicher, geboren im J. 1747 zu Zwickau (so nach der Angabe von Schindler; Meusel gibt an, er sei geboren zu Mergenthal in Böhmen 1746). Seit 1777 war er Dechant in Böhmisch-Kamnitz, wo er sich als Schulmann und Seelsorger auszeichnete. Hier veröffentlichte er, nachdem er früher in den Jahren 1775 und 1776 einige Gelegenheitsreden, die bei Meusel verzeichnet sind, in den Druck gegeben hatte, eine „Anleitung in die Sittenlehre der Vernunft und Offenbarung zum Privatunterricht der Jugend" (Prag 1778), ein Buch, das keine wissenschaftlich theologische Schrift sein will, sondern „eine Darstellung und Anempfehlung der christlichen Moral vom Standpunkte der allgemeinen Bildung zum Gebrauche für Lehrer und Erzieher" (K. Werner, Gesch. der kathol. Theol., S. 262). Später ließ er noch erscheinen: „Sechs Predigten, gehalten bei der in Böhmisch-Kamnitz errichteten Armen-Versorgungsanstalt" (Prag 1784). Inzwischen war er im J. 1783, bei der Gründung der Generalseminarien, nach Prag berufen worden als erster Rector des dortigen Generalseminars. In dieser Eigenschaft verfaßte er die Schrift: „Von der moralischen Bildung angehender Geistlichen in dem Generalseminario zu Prag" (Prag 1784). Schindler gibt seiner Verwaltung dieses Amtes das Zeugniß, daß unter ihm und seinem Nachfolger Hurdalek das Prager Generalseminar von den übrigen Instituten dieser Art in disciplinarer Beziehung eine ehrenvolle Ausnahme gemacht habe. „Die beiden Rectoren Zippe und Hurdalek waren zwar auch Kinder ihrer Zeit, aber sittenreine, fromme, hochgebildete und erfahrene Priester, die ihres Erzieheramtes mit Ernst, Umsicht und aufopfernder Liebe walteten, um der katholischen Kirche nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen." Z. war auch Kanonikus an der Collegiatkirche zu Allerheiligen in Prag. Im J. 1785, nach dem Tode des Abtes Stephan Rautenstrauch, mit dem er befreundet gewesen war, wurde er als dessen Nachfolger im Amte des Directors der theologischen Studien und als k. k. Hofrath nach Wien berufen. (Die Angabe Meusel's, Z. sei Prälat des Benedictinerklosters zu Braunau in Böhmen gewesen, beruht jedenfalls auf Verwechslung mit Rautenstrauch.) Das Amt des Studiendirectors bekleidete er bis zu dessen zeitweiliger Aufhebung im J. 1790. In den folgenden Jahren ist er noch als Mitglied der Studienrevisionscommission in Wien thätig (vgl. Wolfsgruber, Kardinal Migazzi, 1890, S. 749 f., 754, 794, 796). Das Todesjahr kann ich nicht feststellen; aus Meusel Bd. 21 (5. Aufl. 1827, S. 813) ist nur die Notiz zu entnehmen, daß er damals schon gestorben war, und zwar nach 1800 gestorben.

J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland, Bd. VIII (5. Aufl. 1800), S. 705 f. — Ant. Wappler, Geschichte d. theol. Facultät d. k. k. Universität zu Wien (Wien 1884), S. 215. — J. Schindler in: H. Zschokke, Die theol. Studien u. Anstalten d. kath. Kirche in Oesterreich (Wien 1894), S. 862.

Lauchert.

Zippe: Franz Xaver Mathias Z., Professor der Mineralogie an der Universität in Wien, ist am 15. Januar 1791 zu Falkenau bei Böhmisch-Leipa geboren; er studirte in Prag Medicin und Naturwissenschaften, wurde 1819 Adjunct der Chemie am ständischen technischen Institut in Prag, dann Custos der mineralogischen Sammlung an dem neu errichteten vaterländischen Museum

und 1835 Professor der Naturgeschichte und Waarenkunde an der ständischen technischen Lehranstalt und Realschule. 1849 wurde Z. mit der Organisation der Bergschule in Przbram betraut, aber schon 1850 als Nachfolger von Mohs als Professor der Mineralogie an die Universität Wien berufen, wo er bis zu seinem Tode am 22. Februar 1863 wirkte. Zippe's litterarische Thätigkeit beginnt mit kleineren Beiträgen zur Kenntniß der böhmischen Mineralien in den Schriften des vaterländischen Museums von Böhmen (1824—29). Er entdeckte den von Haidinger beschriebenen Sternbergit von Joachimsthal und ermittelte dessen chemische Zusammensetzung. 1839 gab er eine Neubearbeitung der Mohs'schen „Leichtfaßlichen Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs", 1841 ein Lehrbuch der Naturgeschichte und Geognosie für die Realschulen und 1846 eine „Anleitung zur Gesteins- und Bodenkunde für Landwirthe, Forstmänner und Bautechniker" heraus. Wichtiger als diese elementaren Lehrbücher sind seine Abhandlungen über die Mineralien Böhmens, nach ihren geognostischen Verhältnissen geordnet und beschrieben (1837—1842), sowie seine Beiträge zur topographisch-geognostischen Untersuchung des Königreichs Böhmen. Z. hat 135 Dominien beschrieben und eine Anzahl der Kreybich'schen Kreiskarten geognostisch colorirt. 1837 erschien eine Uebersicht der geognostischen Verhältnisse von Prag, die freilich bald durch Barrande's classische Arbeiten überholt wurde. Ein verdienstliches Werk Zippe's über die Steinkohlen, ihren Werth und ihre Verbreitung in Böhmen blieb nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der dortigen Montanindustrie. Nach seiner Uebersiedlung an die Universität Wien beschäftigte er sich als Lehrer und Akademiker fast ausschließlich mit mineralogischen Studien. Er war jedoch als Forscher wenig selbständig, schloß sich in jeder Hinsicht an Mohs an und führte dessen Methode auch in seiner „Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems" (1858) und in seinem „Lehrbuch der Mineralogie" (1859) streng durch. In den letzten Jahren seines Lebens wurde Z. von jüngeren Kräften an der Wiener Universität, wie Grailich, Tschermak und Schrauf überholt und übte nur noch geringen Einfluß auf das mineralogische Studium aus. Er lebte im Kreise seiner zahlreichen Familie still und zurückgezogen, geschätzt von seinen Freunden und Schülern.

W. Haidinger, Nekrolog, Jahrb. d. k. k. geol. Reichs-Anstalt 1863, XIII.

v. Zittel.

Zipser: Christian Andreas Z., geboren am 25. November 1783 in Györ (Ungarn), besuchte die Mittelschule in Bazin und studirte Philosophie und Theologie in Pozsony, war dann als Lehrer in Brünn thätig. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Direction des von demselben gegründeten Mädchen-Erziehungsinstituts in Beszterczebánya bei Neusohl, verwendete aber alle Mußestunden auf geologische und mineralogische Studien. Er machte viele Reisen, kannte den größten Theil von Ungarn sehr genau und war ein ausgezeichneter Sammler. Seine prächtig formatisirten Sammlungen von ungarischen Gesteinen und Mineralien vertheilte er mit großer Liberalität an zahlreiche Museen. Die wissenschaftlichen Leistungen Zipser's sind nicht sehr erheblich, meist rein descriptiver oder compilatorischer Natur. Er veröffentlichte ein topographisch-mineralogisches Handwörterbuch von und für Ungarn (Oedenburg 1817), kleinere Abhandlungen über Mineralien aus dem Neusohler Comitat, über Laumontit, phosphorsaures Kupfer, Lievrit; über die geognostische Umgebung von Neusohl; über die Erdbeben in Ungarn (1834) u. s. w., außerdem verschiedene Aufsätze in Geiger's Magazin und Ersch und Gruber's Encyklopädie. Starb am 20. Februar 1866.

v. Zittel.

Zirk: Michael Z., katholischer Geistlicher, Jesuit, geboren zu Mellrichstadt am 11. April 1721, † zu Bamberg am 4. September 1771 (nach Jäck

1770). Er studirte in Bamberg, wo er im Juni 1742 zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Darauf trat er noch in demselben Jahre zu Mainz in den Jesuitenorden ein. In den Jahren 1744—1749 wurde er am dortigen Gymnasium als Lehrer der Grammatik und Poesie verwendet. Von 1750—1753 studirte er zu Heidelberg Theologie. Darauf war er zuerst einige Jahre als Prediger zu Ettlingen thätig, seit 1759 in Bamberg, wo er später Domprediger wurde. Sein Tod wurde durch einen Schlaganfall herbeigeführt, der ihn während einer Predigt auf der Kanzel des Klosters St. Michaelsberg zu Bamberg traf. — Im Druck erschien von ihm: „Heilsame Wahrheiten über den Ausspruch Salomons: Ich habe Alles gesehen, was unter der Sonne geschiehet, und sieh! es war Alles Eitelkeit und Bekümmerniß des Geistes. Während der heiligen Fastenzeit vorgetragen“, 2 Theile (Bamberg 1769); „Heilsame Wahrheiten über den Ausspruch Salomons: Der Mensch wird in das Haus seiner Ewigkeit gehen. Während der heiligen Fastenzeit vorgetragen“, 2 Theile (Bamberg u. Würzburg 1770 u. 1772); „Trauerrede auf Marquard Wilhelm von Schönborn Domprobsten“ (Bamberg 1770). Jäck und de Backer nennen von ihm noch eine Schrift: „Recupiti oder geistlicher Fürwitz“.

J. H. Jäck, Pantheon der Litteraten und Künstler Bambergs (Bamberg 1812), S. 1169. — Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller, Bd. I, 2 (1824), S. 374 f. — de Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, IV. série (1858), p. 750.

Lauchert.

Zirkel: Gregor Z., katholischer Theolog, geboren zu Silbach b. Haßfurt (Unterfranken) als Sohn eines Hammerschmieds am 2. August (nach Felder 28. Juli) 1762, † zu Würzburg am 18. December 1817. Nachdem er die Gymnasialstudien bei den Augustinern in Münnerstadt zurückgelegt hatte, studirte er zu Bamberg Philosophie und erwarb im J. 1780 den Doctorgrad in derselben, trat im folgenden Jahre in das Seminar zu Würzburg ein und machte die theologischen Studien an der Universität. Im J. 1786 wurde er lic. theol., am 23. September zum Priester geweiht und in der Seelsorge angestellt zuerst in Ebera, dann in Arnstein. Zum Subregens des Seminars in Würzburg 1789 ernannt erhielt er 1791 den theologischen Doctorgrad, im folgenden Jahre ein Kanonikat am Collegiatcapitel Neumünster, wurde 1795 Professor der theologischen Facultät, daneben 1799 Regens des Seminars und geistlicher Rath, am 27. April 1802 zum Weihbischof ernannt und am 28. October zum Episc. Hippensis i. p. consecrirt und zugleich Director der geistlichen Regierung. Nachdem er 1814 das Comthurkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone erhalten, erfolgte seine Ernennung zum Bischof von Speier, deren Bestätigung sein Tod verhinderte. Z. hat durch seine Schriften „Ueber das landesherrliche Patronatsrecht. Eine neue Erfindung“ anonym erschienen 1804, „Geschichte des Patronatsrechts in der Kirche. Ein Beytrag zur Beylegung des zwischen dem landesherrlichen Patronat- und bischöflichen Diöcesanrechte erhobenen Streites, sine ira et studio. Teutschland im J. 1806“, anonym, das namentlich von der bairischen Regierung beanspruchte Recht der Ernennungen der Pfarrer auf Grund eines infolge der Succession in die Landeshoheit der geistlichen Länder erworbenen Patronatsrechts scharf bekämpft und zwar im ganzen richtig; Wissenschaft und Praxis haben jenes Recht aufgegeben. Aber trotz seines streng kirchlichen Standpunktes gestand er in einem zuerst im J. 1784 veröffentlichten Promemoria „Entwurf“ und „Aphorismen über das Verhältniß der Kirche zum Staate“, welches er dem kurfürstlichen Generalcommissär Friedrich Grafen v. Thürheim am 1. August 1803 überreichte, dem Staate eine „gerechte Aufmerksamkeit auf den kirchlichen Unterricht und auf die Bildungsanstalten des Lehrstandes“ zu,

vindicirte darin der Kirche „eine dem Staatsinteresse parallele Richtung“, und nahm überhaupt einen Standpunkt ein, welcher mit dem heutigen römischen schlecht überinstimmt. Mit diesen Grundsätzen vertrug sich freilich die Stellung nicht, welche er im J. 1804 in der Frage der Reorganisation des Seminars schließlich einnahm. Die in den kirchlichen Verhältnissen eingetretene Wendung führte auch bei ihm einen gänzlichen Umschwung hervor, so daß er in der Schrift „Die deutsche katholische Kirche, oder Prüfung des Vorschlages zur neuen Begründung und Errichtung der deutschen Kirche“. Deutschl. 1817 (Frankfurt a. M.) sich nicht darauf beschränkte, die Schwächen der Vorschläge Wessenberg's, gegen den die Schrift gerichtet ist, zu bekämpfen, sondern den streng römisch-curialen Standpunkt gegenüber dem Staate vertrat. Außer diesen Schriften hat er verschiedene theologische verfaßt, die bei Ruland u. A. angegeben sind. Die geschichtliche Bedeutung Zirkel's liegt in den kirchenpolitischen Schriften und in seiner Thätigkeit für die Durchführung einer stramm clericalen Richtung.

Mastiaux, Lit. Zeit. 1818, I, § 156 ff.; 1819, II, S. 407 ff. — Felder, Gel. Lex. II, 543 ff. — Meusel 5. Nachtr. 601, 6. N. 1112. — Ruland, Series p. 201 sqq.; — ders. im Arch. f. kath. Kirchenr. 31, 260 ff. (wo der Entwurf u. Aphorismen gedruckt sind). — Reininger, Die Weihbischöfe von Würzburg, S. 292 ff. — v. Sicherer, Staat u. Kirche in Baiern, S. 39 ff. — Friedrich, Gesch. des Vatik. Konz. I, 178. — Meine Gesch. III, 305.

v. Schulte.

Zirngibl: Roman (Joseph) Z. (Zierngibl), Historiker. Am 25. März 1740 zu Teisbach in Niederbaiern als der Sohn eines kleinen Beamten geboren, trat er 1758 in das Benedictinerkloster St. Emeram zu Regensburg ein, wo ihm außer Verwaltungs- und Seelsorgämtern auch die Bibliothek übertragen wurde. Nach der Säcularisation betraute ihn Fürstprimas Dalberg (1804) mit der Obsorge für die Archive von St. Emeram, Ober- und Niedermünster und einigen Mendikantenklöstern in Regensburg. Daraus machte die bairische Regierung (1812) ein „Archivconservatorium“, das Z. bis zu seinem am 29. August 1816 zu Regensburg erfolgten Tode versah. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München seit 1777 hat er mehrere ihrer Preisfragen aus der bairischen Geschichte mit Erfolg bearbeitet. Sonst lieferte ihm auch die Regensburger Geschichte den Stoff zu seinen meist verdienstlichen Schriften. Deren bedeutendste sind wol die „Geschichte der Propstey Hainspach“ (1802), „Ludwigs, des Baiers Lebensgeschichte“ (1814) und die „Geschichte des baierischen Handels“ (verfaßt 1806, erschienen 1818).

Vgl. Baader, Lexikon verstorb. baierischer Schriftsteller I. 2, 369—374.

v. Oefele.

Zitelmann: Ernst Otto Konrad Z. ist der gesetzliche Geburtsname des Dichters und Schriftstellers Konrad Telmann, und obwol er selbst an zwei Jahrzehnte — eben die, da er reif und bekannt ward, die zweite Hälfte seines Lebens, da er fertig in diesem darinstand — nur das Pseudonym geführt und ihm sogar schließlich auch civile Geltung verschafft hat, kann ihn ein biographisches Compendium wol nur unter Z. aufnehmen; denn hier, wo es in erster Linie auf die Ereignisse des äußeren Daseins und die Daten der litterarischen Wirksamkeit ankommt, wiegt sein eigener Aerger über die Fortdauer des Namens Z., „der ihm mit Convention und Tradition gleichbedeutend war“ (so die Wittwe an den Unterz.), ebenso wenig als die unleugbare Thatsache, daß die Litteraturgeschichte ihn natürlich als Telmann einreiht. Letzteren Namen wählen wir drum auch da allein, wo der Schriftsteller gemeint ist.

Geboren wurde er am 26. November 1854 zu Stettin aus einer dortigen altpatricischen Juristenfamilie, als Sohn des Generallandschaftssyndikus Justiz-

rath Zitelmann. Schon die väterlichen Familienglieder, selbst die männlichen sind neben der Fachwissenschaft nicht selten auch als Poeten aufgetreten: der Onkel unseres Mannes, Geh. Regierungsrath Otto Konrad Z. (1814—89), schrieb „Norddeutsche Bauerngeschichten" (2. Aufl. 1854), „Der Pfarrer von Buchendorf", Roman (1857), „Bilder aus der Beamtenwelt" (1859), das Oratorium „Otto der Große" (1877, componirt von Ad. Lorenz), dessen Tochter Katharina (geb. 1844) seit 1884 etliche Novellen und Romane, sein Sohn Ernst (geb. 1852), jetzt Professor des römischen Rechts in Bonn, außer Fachwerken „Gedichte" (1881) und die sinnige Dichtung „Memento vivere" (1894). Unmittelbar verbunden war Telmann jedoch mit der Muse durch den Vater seiner Mutter, den bedeutenden pommerschen Lyriker H. Ludwig Th. Giesebrecht (s. d.; 1792 bis 1873), der noch 1870 die vor Paris kämpfenden Enkel poetisch apostrophirte wie 1813 seine Kameraden im Freiheitskriege: 1885 wurden „Ausgewählte Gedichte von Ludwig Giesebrecht herausgegeben von Konrad Telmann" mit einer pietät- und gerecht verständnißvollen Einleitung. Ob von diesem Großvater auch durch die Mutter poetisches Talent vererbt bezw. geweckt worden ist? Auf den ersten Ausflügen in eine weitere Welt, die der Dichter Telmann nach dem Bruche mit dem unlieben Berufe unternahm, um die Gesundheit zu festigen und das Auge für Menschen- und Scenenwiedergabe zu erproben, hat sie ihn begleitet; als jedoch am ersten Jahrestage seines Todes hervorragende Schriftsteller ihm am Vaterhause eine Gedenktafel stiften wollten, verhinderte sie es als Eigenthümerin. Allerdings war Telmann längst in das entschieden-moderne Lager abgeschwenkt, so daß sich die Mutter nicht mehr ihres Verständnisses wie dereinst rühmen mochte, vielmehr durch eine Kluft von ihm getrennt war wie des Dichters Bruder, der Consistorialrath Z. im Geburtsort.

Und doch hing Telmann stets eng an der Heimath mit ihren ungewöhnlichen Reizen von Natur- und Menschenindividualität. Seine elegischen Verse „Aus der Heimath, die ich nie besessen, kommt mir selten noch verwehte Kunde, rührend an des Herzens alter Wunde —, lange, lange bin ich dort vergessen" dürfen nicht irreleiten. In der Heimathlandschaft am Ostseestrande wurzelten seine Gedanken und Gestalten, mit denen er zuerst und auch am glücklichsten den Parnaß bevölkert hat. Bereits als Stettiner Gymnasiast, da er Gedichte und kleine Prosaarbeiten unter verschiedenen Decknamen in unansehnlichen Journalen, z. B. einer damals in Leipzig erscheinenden Zeitschrift für Schüler höherer Lehranstalten, unterbrachte, hat Telmann die Novellen „In Pommern" geschrieben, die er 1875, zwei Jahre nach dem Uebergange zur Universität, drucken ließ: diese mit Ansätzen zu Stimmungsmalerei durchsetzten Skizzen dünkten ihn später „völlig werthloses Zeug". Das als „Arabesken" bezeichnete Büchlein „Sonnenblicke", etwa gleichzeitig vor die Oeffentlichkeit getreten, war dagegen eine Frucht des Heidelberger Studienaufenthalts, der den Frühling 1874 umfaßte und dem Berliner Sommer von 1873, dem Anfange des juristischen Studiums, einem gesundheitshalber nöthigen Besuche der französischen Schweiz und einem anregenden Leipziger Wintersemester gefolgt war. Aus der lieblichen Musenstadt am Neckar vertrieb den Leidenden der August nach Oberbaiern, der Herbst sah ihn in Meran, wo die poetischen Skizzen „Meraner Herbsttage" (1876) entstanden, und über Oberitalien kam er wieder nach Berlin. Aber auch diese zweite unstete Wanderfahrt führte ihn wieder heim: im Frühjahr 1875 nahm er in Greifswald die unlieben juristischen Studien auf, beendigte sie mit erstaunlichem Fleiße 1876 trotz der unaufhörlichen Unterbrechungen durch das ihn seit dem Knabenalter plagende Lungenleiden nach dem akad. Triennium und übersiedelte 1876 nach Stettin als Gerichtsreferendar und Dr. iuris. Das Schwanken seines Zustandes, daneben sichtlich auch der Widerwillen gegen die eingeschlagene Lauf-

bahn, veranlaßte ihn schon mit Neujahr 1878 aus dem Dienste und damit für immer von Justiz und Brotberuf zu scheiden. Seine Krankheit verlangte südliches Klima, und so bereiste er während der nächsten Jahre die Schweiz, Südfrankreich, Italien, ließ sich dann erst auf Sicilien, 1883 ständig in Mentone nieder. So wohnte er zwar „fern dem geliebten Heimathlande“, aber noch als er 1891 die bekannte Malerin und Dichterin Hermine Freiin von Preuschen, geschiedene Dr. med. Schmidt heirathete und nun in glücklicher Ehe, die auch zwei Töchter segneten, und traulichem Heime, an der via Gregoriana in Rom Ruhe und Frieden fand, kehrte er allsommerlich ins deutsche Vaterland zurück, an dem er mit schwärmerischer Hingabe hing, und nahm da in Höckendorf bei Altdamm nahe bei Stettin regelmäßig längeren Aufenthalt. Wie der Primaner, so entnahm nun der erfahrene Weltkenner und Schriftsteller dem Boden der Heimathprovinz Motive zu ernstem Schaffen. Die Dorfgeschichte „Unterm Strohdach“ (1892), an realistischer Treue und Kraft mehrfach mit Emile Zola's Problemen der Bauernsphäre, besonders „La terre“, verglichen, wie das letzte Hauptwerk „Unter römischem Himmel“ (1896), schon im Titel ein Pendant zu des französischen Sittenschilderers „Oeuvre“, der Roman „Auf eigener Scholle“ (1894), auch „Schiefmund“ (1892), direct „Dorfgeschichten“ mitbenannt, spiegeln deutlich Telmann's Neigung und Verständniß für den Erdgeruch Pommerns und die Leute, die darin gedeihen. Trüber Ahnungen aber auch wie immer neuer Pläne voll besuchte er im Sommer 1896 wie üblich Deutschland, dessen Geschehnisse politischer und geistiger Art er mit wärmstem Antheile begleitete, auch die gewohnte Sommerfrische sowie im September den internationalen Frauencongreß in Berlin mit seiner Gattin. Er erlag, nachdem neben der Tücke des andauernden organischen Leidens ihn mehrere Monate eine qualvolle Kopfneuralgie niedergedrückt hatte, einem plötzlichen Schlaganfalle am 24. (nicht 23.) Januar 1897 zu Rom.

Der Mann, der niemals die Bahnen der großen Welt suchte und trotz offensten Freimuths directe Conflicte mit Vertretern anderer Anschauungen oder wirklichen Gegnern — die er gewiß nie heraufbeschworen hat — vermied, sollte der fürs irdische Dasein erlangten Ruhe im Tode nicht ohne weiteres theilhaftig werden. Die evangelische Capelle auf dem Kirchhofe an der Cestiuspyramide, dessen Stimmung im Roman „Unter römischem Himmel“ reproducirt ist, blieb geschlossen, als am 26. Januar die Leiche, von einer kleinen Gefolgschaft begleitet, dahinkam, und, nachdem ein Freund, Prof. Dr. R. Schöner, eine ergreifende Trauerrede gehalten, dem, auch poetisch ergreifend ausgesprochenen Wunsche des Dichters gemäß, verbrannt wurde; das Verbot der kirchlichen Beerdigung, vom Oberconsistorium zu Berlin auf eingeholten Bescheid ergangen, erregte großes Aufsehen. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Telmann zwei Mal viel besprochene Zusammenstöße mit Gesellschaft und Gericht durchgemacht, die er ebensowenig provocirt gehabt hatte. Der Roman „Unter den Dolomiten“ (1893) wurde auf Anlaß katholischer Kirchenbehörden Westfalens verfolgt, weil er religiöse Einrichtungen verächtlich mache, nach der Verhandlung zu Dortmund zwar außer Anklage gesetzt, aber nur aus formalen Gründen — und doch steht darin der lapidare Satz: „ich glaube sogar, daß der Katholicismus, so wie er ist, unentbehrlich und von millionenfachem Segen für Einzelne wie für ganze Völker bleibt“; trotzdem wurde das socialistische Centralorgan „Avanti“ in Rom am 31. März 1897 sequestrirt, als es das Erscheinen einer Uebertragung in seinem Feuilleton ankündigte. Und 1896 lehnte der „deutsche Künstlerverein“ zu Rom die vorgeschlagene Aufnahme Telmann's ab, weil sich in mehreren Figuren seines kürzlich erschienenen Romans „Unter römischem Himmel“ Angehörige der dortigen deutschen Künstlercolonie wie in einem

Pasquill getroffen fühlten: wie sehr auch hier nicht nur das äußere Recht des gestaltenden Dichters auf seiner Seite war, beweist der daraufhin erfolgte Austritt der litterarischen Mitglieder. So rastlos auch in Telmann die Kämpfernatur sich regte, er blieb doch persönlich stets umgänglich und ritterlich in seiner Feder gerade wie in Erscheinung und Auftreten. Er war überaus beliebt bei den verschiedensten Jüngern der Poesie, verehrt von jedem, der dem aufrichtigen und durchaus ideal gestimmten Charakter näher getreten ist.

Konrad Telmann hat es unternommen, die im Leben gewonnenen Ansichten über die verschiedensten Fragen des Alltags, die unser Zeitalter aufrühren, in erzählender Prosa zu behandeln. Er ist ganz vorwiegend Romancier und war es von Anfang an. Mit der ungewöhnlich langen Reihe von Romanen und Novellen, die er veröffentlichte — in 24 Jahren 69 Werke in 93 Bänden rechnet Brümmer für sämmtliche Erzeugnisse aus, wobei den paar lyrischen oder vereinzelten dramatischen die aus dem Nachlasse gedruckten Erzählungen ziffermäßig reichlich das Gleichgewicht halten — steht er mit im Vordergrunde der zeitgenössischen Production. Ein halbes Decennium nach jenen obgenannten Jugendversuchen debütirte er schon mit dem dreibändigen Werke „Im Frühroth" (1880) in der seither festgehaltenen Gattung des Zeitromans. Er bewegt sich hier auf den Bahnen, die namentlich Friedrich Spielhagen verständig und glücklich gewandelt war. „Götter und Götzen" (1884), „Dunkle Existenzen" (1886) und „Moderne Ideale" (1886) schlossen sich jenem ersten größeren Romane von 1880 zu einer, von vornherein kaum beabsichtigten Tetralogie an. In ihr discutirt Telmann Streitfragen der Neuzeit, die sociale, die ethische, die politische und die religiöse, von entschieden modernem Standpunkte aus, und er bestrebt sich sichtlich, von vorgefaßten Maximen immer mehr dazu vorzudringen, Probleme, die er stellt und beantwortet, voll zu entwickeln, die halb schematischen Gestalten, die nur Incarnationen sind, mit greifbaren Personen zu vertauschen. Die längeren Weltspaziergänge des Dichters, zu denen sein Gesundheitszustand und die bei den meisten Lungenkranken vorhandene Unruhe zwangen, trugen ihr Theil bei, ihn an Kenntniß des realen Lebens, an Einblick in seltsame und doch dabei typische Verhältnisse in mancher Herren Länder, an Urtheil über die Evolution des ‚fin de siècle' aus den Strömungen, die unsere Gesellschaft seit 1789 durchflutheten, stetig und beträchtlich zu bereichern. Als Schauplatz wählte er auch nur Gegenden, deren ‚milieu' ihm völlig geläufig war: entweder die geliebten Striche des pommerschen Haide- und Waldreviers oder Rom und Unteritalien, wohin den Kranken jahrelanges Exil für die Wintermonate verbannt hatte, während er sich nach deutscher Eichen Rauschen sehnte, oder er wählte auch die dazwischen gelegenen Territorien des Uebergangs zwischen germanischem und romanischem Mitteleuropa.

Jedoch darf man nicht etwa den localen Unterschied als maßgebend betrachten, um danach Rubriken oder Perioden zu constatiren. Vielmehr stütze man sich auf den schon hervorgehobenen Aufstieg von gleichsam anthropomorphischer Ideenverkörperung zu psychologischer Vertiefung der auftretenden Menschen, deren Schicksale mehr und mehr ihre Gemüths- und Verstandesäußerungen überwiegen. Anfangs noch ziemlich in der Schablone des Familienblatt-Stils, rang er sich allmählich zu selbständiger Manier empor. Freilich eine gewisse Weitschweifigkeit, die die Situationen bis in jeden Winkel durchleuchten und die Begebenheiten breit, die Gesammthandlung nach allen Stadien darstellen ließ, hat Telmann nie besiegt, was vermuthlich der nervöse Drang verschuldete, auf seiner kurz bemessenen irdischen Pilgerstraße sämmtliche ihm erlangbare Blüthen, bevor sie richtig aufgeblüht, zu pflücken. Deshalb entgleisen ihm oft geschickt angelegte Scenen, und Wesentliches tritt in den Schatten neben Episoden, Schilderungen u. Aehnlichem, was wol angenehm unterbrechendes Beiwerk, aber in der

Composition ohne Werth ist. Er versteht es selten, sich zusammenzuhalten, seine Kraft auf die Hauptmomente aufzusparen. Insbesondere bleibt sehr häufig neben der moralischen Tendenz der ästhetische Gesichtspunkt zurück, und der Künstler erliegt dem begeisterten Socialreformator in ihm. Telmann ist nämlich ein glühender Freiheitsapostel, ein rastloser Streiter für die unantastbaren Rechte der Gefühle, die in der Menschenbrust wogen und zünden. Kein Wunder also, daß er sich oft in Rhetorik verliert und an vielen Stellen als Schönredner erscheint, der er doch seinem ganzen Wesen nach, dem es mit allen Idealen, Schwärmereien, Plänen und Hoffnungen heiligster Ernst war, in Wahrheit nicht ist. Als Ausfluß dieses starken Pathos gilt uns die sprachliche Fülle der Telmann'schen Darstellung, die überall Schönheit und Angemessenheit der Form anstrebt, ein in seiner Lyrik noch schärfer ausgeprägtes Element. Allerdings verhinderte die erstaunliche Schnelle und Quantität seines Schaffens beim sprachlichen Gewande die nöthige Feile in der Regel sogar dann, wenn Telmann, wie meistens, erst nach dem Journalabdruck eine sorgfältige Revision des Aeußern vornahm. Zwar legte er auf diese Toilette großes Gewicht, aber, scheint's, nicht so sehr um die Harmonie zwischen Inhalt und Wiedergabe sowie die Erfordernisse des Klangs zu befriedigen, als um für die vorgetragenen Welt- und Lebensanschauungen ein Ferment, den agirenden Figuren ein haltbares Piedestal zu bieten. Wo der Ausdruck wirkungsvollere Lichter aufsetzt, da verlockt nicht etwa die Sucht nach raffinirteren Tönen, wie sie aus den mitunter pikanten Stoffen erklärlich wären, sondern die Leidenschaftlichkeit in des Dichters Temperament, der Partei ergreift für alles Edle der Gesinnung, für Wahrheit und Unabhängigkeit in Denken und Handeln geräth ins Feuer des Agitators, und manches Wortgefecht lautet stürmischer, manches Capitel liest sich wie die Anklageschrift eines Pamphletisten.

Bei solcher Richtung seines Talents war Telmann eben im Zeitroman am ehesten zu Hause. Aber er hat meist die Grenze gewahrt, bis wohin er am intimsten Bescheid wußte. „Vom Stamm der Ikariden" (1891) und „Bohémiens" (1895) bieten Bilder aus der neudeutschen Litteratenexistenz, die ein gutes Kaleidoskop auffing. Irrthümer bezüglich der örtlichen Farbe laufen ihm nicht unter, denn das Pflaster der Reichshauptstadt an der Spree war ihm bekannt, wol aber kleine Unwahrscheinlichkeiten; über sie trägt der Strom der Erzählung dahin, erst nach Schluß wird man der Mängel inne. Aus der Bahn geworfene oder schiffbrüchige Charaktere, im Felde der Kunst, das sind seine Bohémiens, seine Ikariden, strebsame Strudelköpfe, die mit wächsernen Flügeln himmelan sich wagen, ohne die innere oder materielle Kraft. Unbeschadet seiner, übrigens etwas nebelhaften Freigeisterei war Telmann weder Naturalist in poetischen Dingen, noch Materialist als Philosoph; er würde auch, wofern politische Praxis ihn auf die Bühne gerufen hätte, bei keiner bestehenden Organisation sein idealistisches Phantasma des ungezügelten Sichauslebens der Individualität unter fortwährender Rücksicht auf die allgemeinen Gesetze der Sittlichkeit und des Gemüthsadels haben pflegen können. Seit dem Jünglingsalter vom regelmäßigen Ticktack der Werkeltagsuhr entwöhnt, entbehrte er der völlig begründeten Einsicht in die gewaltigen Gefüge, wie sie unsre staatliche und gesellschaftliche Ordnung für öffentliches Leben und die Cultur aufgebaut hat. So packt er denn mit Vorliebe die Ausnahmen unter den Zeitgenossen und entfaltet ihre seelischen Vorgänge, weshalb ihm gerade die Novelle vortrefflich gelang, und zwar mit verschiedenartigster Coulisse, vom baltischen Meere über das Gletscherpanorama zu dem lachenden Lenz der Riviera mit dem Todesathmen der Brustkranken und mit dem moralisch-socialen Elend am Roulette zu Monaco bis zu Capris und Siciliens sonnigen Gestaden. Der Wille, der Boden sind es nie,

die seine Entwürfe unter den Tisch fallen lassen, sondern das Fieber, das am Keime brütet, die Hast, die kein normales Abspinnen des Fadens erlaubt, der nimmermüde Wunsch, zu predigen, zu bessern. Und diese hohe Aufgabe, die sich Telmann überall, selbst die objectivere Reinheit der Poesie vernachlässigend, setzte und redlich durchzuführen suchte, hat ehrliche Gegner seiner unverhüllten Meinungen mit ihm versöhnt, ihm viele Freunde erworben und er ist bei Lebzeiten wie im Tode warm, sympathisch gefeiert worden als Märtyrer der schleichenden Phthisis, von näherstehenden Berufsgenossen auch als subjectiv durchgebildeter Dichter, dessen Ohr den Stimmen der Gegenwart begierig gelauscht, der dem Fortschritte des Menschengeschlechts ernst und eifrig gedient hat.

Die überaus sensible Anlage Telmann's, die ihn als Erzähler auszeichnet und vor dem Verflachen und der Langweile behütet, anderntheils auf dem Wege sich abzuklären, hemmt, stempelt seine lyrischen Erzeugnisse zu Offenbarungen innerster und innigster seelischer Empirie. Schon die Titel der beiden Cyklen, die auf seine Gymnasiastenjahre zurückgehen, „In der Einsamkeit“ (1876) und „Meereswellen“ (1884), verrathen, woher die Accorde seiner Lyrik erschallen. Der Band „Aus der Fremde“ (1889) bringt ein poetisches Bekenntnißbuch: meist elegisch gefärbte Poeme, die sich aus Resignation, aus trüber Sehnsucht nach Gesundheit und Lebensfreude zusammensetzen, dazu schöne Lieder, eindrucksvolle Naturgemälde, drastische poetische Erzählungen, alles aus anderthalb Jahrzehnten des Kampfes mit widerwärtigen Verhältnissen, mit Krankheit und Herzeleid geschöpft. In Wendungen und Bildern gar reich, vollendet in Rhythmus und technischer Structur, verdienten diese Gedichte weit größere Aufmerksamkeit unter der Hochfluth moderner Lyrik als ihnen geschenkt wurde. Theilweise gilt dies auch von der dem Nachlasse enthobenen Sammlung „Von jenseits des Grabes — Lebenslieder eines Toten!“ (1898), in der die Witwe im ersten Schmerz des Verlustes alles was sie an lyrischen Aehren vorfand, zu einem duftigen Strauß gebunden hat; daneben stellte sie gleichzeitig ihr lyrisches Bändchen „Noch einmal Mors Imperator. Ein Requiem für Konrad Telmann“, ein Denkmal ihrer treuen tief gebeugten Liebe, das uns als Spiegelbild der tragischen Vorgänge in dem Telmann seit 1891 verschwisterten Herzen einen willkommenen Begleitcommentar abgibt. Diese Telmannschen Ergüsse eines tief empfindenden Gemüthes, das mit allen Fasern an diesem tristen trüben Erdendasein hangt und dennoch vorbereitet ist zu sterben, rühren an jede verwandte Saite da wo man harten Kummer und echtes Weh begreift. Tiefere psychologische Fragen berühren diese Verse nicht gerade, ihre Philosophie ist handlicher wie sie knapper ist, die Sorge wählt nicht lange, analoge Wörter und Metren aufzuspüren. Manches Matte und Unausgegohrene ließ die naturgemäß in ihrem Falle incompetente Herausgeberin mitgehen; aber neben einer Anzahl duftigster lyrischer Rosen, zum Theil berauschenden Aromas, stehen vier vorzüglich sachgemäß ausgearbeitete Balladen „In Sanct Peter“, „Giovanna“, „Caterina Sforza“, „Mövenflug“. Daß Telmann auch ein feinsinniger Essayist, zumal über litterarische Erscheinungen mit Beziehung auf ihre Stellung innerhalb der modernen Entwicklung, sodann ein anmuthiger Plauderer war, der dem Durchschnittsfeuilletonleser nur zu wenig an der Oberfläche hinhuschte, das kann man sich leicht denken. Ein paar beliebige, leicht zugängliche Beispiele jüngsten Datums — gesammelt ist davon bis dato noch nichts — seien genannt: für ersteres drei Aufsätze über seines zweiten Wohn(=, nicht Heimath)landes heutige Litteratur im „Magazin für Literatur“ 1895 Nr. 45 (Der neue Carducci), 1896 Nr. 6 (Die Zukunft der italienischen Litteratur), 1898 Nr. 1 (Contesse Lara), für letzteres die glänzenden Berichte über das Erdbeben an der Riviera, die aus der „Frankfurter Zeitung“ (woselbst er auch litterarisch=kritische Artikel, zuletzt einen über Graf Schack, schrieb) die Runde durch die Presse machten.

Der Verbreitung der Kenntniß italienischer Poesie in Deutschland weihte Telmann seine Nachempfindung in gediegenen Uebersetzungen von Goldoni's Komödie „Der Impresario“ (1881), Giacosa's Schauspiel „Der rothe Graf“ (1882) und der Novelle „Cordelia“ (1888). An eigenem Dramatischen wurde von Telmann wol nur das Lustspiel „Schwerer Diebstahl“ (1877) gedruckt. Eine Reihe theatralischer Manuscripte (s. u.) harrte noch Weihnachten 1894 der Bühnenerprobung; das Drama „Der Väter Sünde“ bestand diese noch, während er die Erstaufführung des Schauspiels „Vaterrechte“, die für die Saison seines Todes angesetzt war, nicht mehr erlebt hat. Wenn Konrad Telmann ein Märtyrer des Lebens war — so nannte Herm. Sudermann den Freund, als er am 25. März 1897 als Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse“ bei der Beisetzung der Asche auf dem deutschen Friedhofe in Rom sprach — so äußerte auch B. Björnson, einen Kranz spendend, damals mit Recht: Deutschland verliert in diesem Dichter ein großes Herz und einen der edelsten Vorkämpfer für Freiheit und Licht.

Die Litteratur über Konrad Telmann ist sehr umfänglich, da die Zeitungskritik schon dem Lebenden volle Beachtung gewidmet hat, mehr als das wol dem gelobten Erzähler zulaufende, wenig nach dem tiefen Poeten und Menschen fragende Publicum. Die bibliographischen Daten nach Telmann's eigener Controlle findet man zuletzt in Kürschner's Litteraturkalender XVIII (1896), S. 1281 f. (ebd. X [1888] S. 464a noch s. v. Zitelmann, nach Selbstangabe). Die biographischen dazu auf Grund directer Notizen in Langenscheidt's Literar. Abreißkalender 1897 sub 26. Novbr. (mit Porträt) und eingehender bei Brümmer, Lex. dtsch. Dchtr. u. Prof. d. 19. Jhs.[4] IV, 194 f. (424, 455); äußerlicher Nachruf von demselben in Bettelheim's Biograph. Jahrb. u. dtsch. Nekrolog II (1898), S. 400 f. Vgl. ferner Brockhaus' Konversationslexikon[14] XVI, 994 (vom Unterzeichneten) s. v. Zitelmann, und Meyer's Konversationslexikon[5] XVI, 748 s. v. Telmann. — Wichtigere sachliche Mittheilungen in vielgelesenen deutschen Tageszeitungen unmittelbar nach dem Tode: Frankf. Ztg. 25. Jan. 1897 Morgenbl. (Telegramm), 26. Jan. Abendbl. S. 1, 28. Jan. Abendbl. S. 1, 29. Jan. Abendbl. S. 1; Berl. Tagebl. 25. Jan. Montagsausg. S. 2 (F[ritz] E[ngel]); Voss. Ztg. v. 25. Jan., Abendausg. S. 3 u. v. 31. Jan. Morgenausg. S. 4 (in der Nr. vom 7. (?) Febr. S. 4 Originalnotiz der Wittwe, daß Konrad Telmann auch bürgerlicher Name war); betreffs der Verweigerung der Stettiner Telmann-Ehrung Frankf. Ztg. v. 9. März 1898 Abendausg. S. 2, Darmstädter Tägl. Anz. v. 3. März S. 1 (nach dem Ostpreuß. Generalanzgr.), einer Dessauer Feier (Münchn.) Allg. Ztg. v. 2. Novbr. 1898 Nr. 304 S. 2. — Ueber Telmann's litterarischen Nachlaß gab (Hans Barth im) Berl. Tagebl. vom 4. Febr. 1897 Morgenausg. S. 3 Nachricht. Von den daselbst angeführten Romanen sind inzwischen die schon in Tagesblättern eingerückten Romane „Zwischen den Gletschern“, „Tod den Hüten!“, ein Sujet aus der letzten sicilianischen Revolution, und „Das Ende vom Lied“, dieser wol des Dichters letztes vollendetes Werk (bemerkenswerthe Referate z. B. von A[rnold] B[erger], Liter. Ctrlbl. 1898 Sp. 1048, von Kromer, Liter. Bulletin d. Schweiz VI 12, S. 1138, von H. Häfker, Mag. f. Liter. Nr. 44 S. 1047—49), und eine Sammlung von Novellen, falls als diese Nr. 47 von Kürschner's Bücherschatz — „Der Wahn ist kurz“ und „In den Ruinen“ — (1897, mit des Verfassers Bildniß und einem Facsimile-Brief über ihn von der Witwe), anzusehen ist, gedruckt worden, desgleichen die große Anzahl „Neuer Gedichte“ (d. i. „Von jenseits des Grabes“, s. o.); völlig unveröffentlicht sind wol davon: die Romane „An der Engelsbucht“ (in der Nizzaer Fremdencolonie) und „Was ist Wahrheit?“ (allmähliche Bekehrung eines zelotischen jungen Geist-

lichen zu Freidenkerthum u. Socialdemokratie), die Schauspiele „Santi Pellegro“ (in Sicilien), „Der Väter Sünde“ und ein drittes, der Einacter „Aus der Schreckenszeit“ (der Cholera zu Neapel), „Spinngewebe“ (ein Ehepaar findet sich wieder) und „Klippen“ (modernes Eifersuchtsstück), das Lustspiel „Dein Herr“. Den herrlichen sechsstrophigen Gruß „Den Kommenden“, Telmann's letzte Verse, ließ die Wittwe im Berl. Tagebl. v. 1. Febr. 1897 Abendausg. abdrucken, Theile daraus sind vielerorts citirt. Kürzere Novelletten hat Telmann bis zuletzt zu den verschiedensten Monatsschriften beigesteuert, die nicht alle gesammelt sein dürften: z. B. „Die Gattensucherin“, Westermanns Monatshefte 1894, Heft 456; „In der Hochzeitsnacht“, Nord und Süd 1895, Heft 223; „Die Kleine“, Neue litter. Blätter V, 1895, Heft 4, 5. Aus seiner angekündigten Betheiligung an dem großen Prachtwerke „Die Hauptstädte der Welt“, wo er jedenfalls bei Rom eingreifen sollte, ist gewiß nichts geworden. — Einige interessante Einzelbesprechungen f. Werke: „Lichter und Schatten. Novellen“ (1883), Blätter f. liter. Unterhaltung 1884, S. 362 (recht absprechend); „Götter und Götzen“ (1884), ebd. S. 759; „Lebensfragmente“ (1884) ebd. S. 763; „Bohémiens“, Köln. Ztg. 1896, Nr. 634, S. 1 (Analyse); „Unter römischem Himmel“, Berl. Tagebl. 1896, Zeitgeist Nr. 13 (Ferdinand Runkel); „Vox populi“ (1897), Voss. Ztg. 14. Mai 1897, Abendausg.; „Das Ende vom Lied“, f. oben; „Aus der Fremde“, Berl. Tagebl. 1897, Zeitgeist Nr. 24 (Theodor Wolff, „Aus K. T.'s Gedichten“); „Von jenseits des Grabes“, Leipz. Tagebl. 20. Febr. 1898, 5. Beil., ausführlich „Deutsches Dichterheim“ XVIII Nr. 8 S. 185—188, Wilh. Holzamer (ebd. XVII Nr. 4 S. 95 kurzer Nachruf, S. 73 Todesgedicht von der Wittwe, S. 77 von E. Stubenrauch, S. 78 von E. Dröscher); „Gottbegnadet“ (1898), Mag. f. Litt. 1898 Nr. 44, S. 1045—47, Häfker, f. o. — Aufsätze üb. Telmann: Ueber Telmann als Romancier (ganz kurz H. Mielke, „Der deutsche Roman“, 1890, S. 305; entsprechend die ebenfalls der „Raschheit der Production“ die Schuld zuschiebende Notiz bei K. Storck, Dtsch. Litteraturgesch., 1898, S. 469 f.) R. v. Gottschall, Die dtsch. Nationalliteratur d. 19. Jhs.[6] IV, 495—498 (bis 1892, genau bis 1886); Ella Mensch, „C. T. u. der deutsche Roman“, Wochenschr. „Die Kritik“ IV (1897) Nr. 130, S. 605 bis 608; vgl. ferner Hans Benzmann, „K. T. als Lyriker“, Monatshefte f. neue Litt. u. Kunst II (1897/98) S. 128—133. Charakteristiken aus persönlicher Bekanntschaft: C. Mühling, in „Die Nation“ v. 30. Jan. 1897, N. 18, S. 279 f.; Reinh. Schöner (der Grabredner, f. o.), im Mag. f. Litter. v. 11. Febr. 1897, Nr. 6, S. 151—159; Ewald Müller, Dtsch. Dichterheim, XVII Nr. 5, S. 98—102 (mit Originalbriefen); eine ausführliche Würdigung von Telmann's litterarischer Persönlichkeit versucht Gustav Zieler, Das lit. Echo hg. v. Ettlinger, II (1899), dessen Blätter mir vorher durch die Güte der Redaction im Mscr. vorlagen. Das weitschichtige Material, wie es hiermit nur angedeutet wird, im Sinne eines kritischen (von mir geplanten) Litteraturbildes zu verarbeiten, erscheint der Mühe werth; auch Litteraturgeschichte und Poetik können an diesem Dichter, der unter wenig günstigen Zeit- und den ungünstigsten Privatverhältnissen eine fast unerhörte andauernde Schaffenslust bethätigte, mancherlei lernen. Ludwig Fränkel.

Zittardus (oder Sittardus; gelegentlich kommen auch die Schreibformen Citardus, Cithardus, Zithardus u. a. vor): Zuname mehrerer Theologen aus dem Dominicanerorden im 15. und 16. Jahrhundert, deren Name und Herkunft von dem Städtchen Sittard im ehemaligen Herzogthum Jülich, jetzt in der holländischen Provinz Limburg, hergeleitet wird:

Konrad Z., † am 27. März 1606 zu Konstanz, war Lector der heiligen Schrift und während neunzehn Jahren Provinzial des Dominicanerordens in

Oberdeutschland und Oesterreich; als solcher wohnte er den in den Jahren 1589 und 1601 zu Rom gehaltenen Generalcapiteln des Ordens bei. — Schriften: „Kurtze Chronica, Das ist, Historische beschreibung (neben andern merdlichen Puncten) der General Maister Prediger Ordens, vnd was zu eines jeden zeit für Fürnehme, Hochgelehrte, auch Heylige Brůder vnd Schwestern im Prediger Orden gelebt haben. Allen Klösterlichen Junckfrawen Prediger Ordens zu gutem zusammen getragen“ (Dilingen 1596; die Vorrede ist von Augsburg datirt); „De origine et utilitate Confraternitatis s. Rosarii“ (Constantiae 1603; Coloniae Agrippinae 1603).

Quetif und Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, T. II (1721), p. 360. — J. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis (Col. Agr. 1747), p. 65. — F. A. Veith, Bibliotheca Augustana, Alphabetum XI (1795), p. 44 s.

Hermann Z. lebte als Magister der Theologie um das Jahr 1408 im Dominicanerkloster zu Köln; verfaßte in metrischer Form ein: „Manuale Confessorum“.

Fr. Sweertius, Athenae Belgicae (Antverpiae 1628), p. 344. — Quetif und Echard, T. I (1719), p. 751. — Hartzheim, Bibl. Col., p. 139.

Jacob Z., aus einer Familie, deren Ursprung ebenfalls nach Sittard zurückweist (Veith nimmt vermuthungsweise an, er sei ein Verwandter von Konrad Z.), ist in Augsburg geboren. Er wurde Subprior in Mainz und veröffentlichte als solcher die Schrift: „Opus polemicum seu controversiarum de omnibus articulis fidei“ (Moguntiae 1602).

Quetif und Echard, T. II, p. 350. — F. A. Veith, Bibliotheca Aug., XI, p. 44 s.

Leonhard Z. (L. von Sittard), Weihbischof in Mainz in den Jahren 1563—1569. Derselbe war ein Alumnus des Aachener Dominicanerklosters; am 17. März 1563 als Bischof von Mysien zum Bischof consecrirt; † am 18. Juni 1569. Die Angabe einiger älterer Schriftsteller (Joannis u. A.), er sei ein Bruder des Matthias Z. gewesen, die Chr. Quix, Das ehemalige Dominicanerkloster in Aachen (Aachen 1833, S. 33 u. 59), referirt, wird von demselben Quix in seinen Beiträgen zur Geschichte der Stadt Aachen (2. Bdchn., Aachen 1838, S. 101) als unrichtig bezeichnet.

Georg Christ. Joannis, Rerum Moguntiacarum T. II (Francofurti 1722), p. 446.

Zu Matthias Z. (Sittard): A. D. B. XXXIV, 423 f.

Vgl. auch Quetif und Echard, T. II, p. 215 s. — Hartzheim, Bibl. Colon. p. 244. — N. Paulus, Matthias Sittardus, Histor.-polit. Blätter, Bd. 116 (1895), S. 237—252, 329—340. Lauchert.

Zittel: Karl Z., Dr. theol., Pfarrer und ein Führer der liberalen kirchlichen und politischen Bestrebungen in Baden. Das Leben dieses Mannes ist die Geschichte der badischen Landeskirche, soweit wenigstens die kirchenpolitische Seite derselben in Betracht kommt, während eines halben Jahrhunderts, aber auch ein sehr bedeutsames Stück politischer Geschichte. Er ist ebenso einer der besten Kenner des badischen Volkes, seines Charakters und seiner tiefern Bedürfnisse, als er selbst in der Eigenthümlichkeit seines Denkens und Empfindens die Eigenart dieses Volkes in typischer Weise darstellt. Er ist ein echter Vertreter des badischen Liberalismus, allem bureaukratischen, reactionären, unduldsamen Wesen entschieden abgeneigt, aber ebenso auch allem Doctrinarismus, aller Principienreiterei, aller Ueberschwänglichkeit. Gehört seine Arbeit hauptsächlich seinem engeren Vaterland, so war andererseits die Einigung Deutschlands die Sehnsucht seines Lebens, ihre Verwirklichung die höchste Freude seines Alters.

In dieser Beziehung hat er die interessanteste Entwicklung erlebt, die einem Patrioten zu Theil werden kann: sein Leben beginnt noch vor dem Dasein eines Großherzogthums Baden und schließt nach dem Jahre der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches.

Z., einem badischen Pfarrhause entstammend, ist am 21. Juni 1802 in Schmieheim im badischen Oberlande geboren. Seine gymnasiale Ausbildung erhielt er auf dem Lyceum in Karlsruhe, an dem damals auch der alemannische Volksdichter Hebel, der spätere Prälat der badischen Landeskirche, Lehrer war. Frühe für die Universität reif, besuchte er Jena, um Theologie zu studiren. Die damalige hohe patriotische Stimmung der Jenaer Studentenschaft ergriff auch ihn und blieb zeitlebens ein Grundton seines Seelenlebens. Ebenso ist auch die rationalistische Richtung der theologischen Facultät eine bleibende Grundform seines Denkens geworden, wenn auch später mit einer Neigung zu Schleiermacher hin und vor allem mit einer eigenartigen gemüthlichen Vertiefung, der namentlich die Person des Erlösers im Mittelpunkte stand. 1823 wurde er unter die Zahl der badischen Pfarrcandidaten aufgenommen und amtirte nun als Vicar und Gehülfe des Pfarrers in verschiedenen kleineren Orten des badischen Oberlandes. Erst 1834 wurde er Pfarrer, und zwar in Bahlingen, einem Orte am Kaiserstuhl. Hier machte er sich bald durch eine Thätigkeit bemerklich, die über den gewohnten Rahmen des pfarramtlichen Dienstes hinausging; er sammelte gleichgesinnte Collegen zu Conferenzen, in denen religiöse und kirchliche Fragen in einer wesentlich freieren und grundsätzlicheren Weise, als dies in den amtlichen Conferenzen zu geschehen pflegte, besprochen und die kirchlichen Zustände einer Kritik unterzogen wurden. Solche Versammlungen waren damals etwas Neues und erregten nicht nur das Aufsehen, sondern auch das Mißtrauen der Kirchenbehörde, die vor der Theilnahme warnte. Im J. 1843 erschien von ihm eine Schrift „Zustände der ev. protestantischen Kirche in Baden“, in der er seine Gedanken und Wünsche inbezug auf die kirchlichen Verhältnisse seines Landes darlegte. Er war einer der Ersten, welcher für die später glücklich erreichten Ziele eintrat: Befreiung der Kirche von der büreaukratischen Bevormundung des Staates und den Ausbau ihrer Verfassung auf Grund der Gemeinde und nach dem Princip der Selbstregierung. Seit 1845 schrieb er zusammen mit dem bekannten späteren Stadtpfarrer von Mannheim, Otto Schellenberg, den „Morgenboten“, ein kirchliches Blatt, das alle die Zeit bewegenden kirchlichen Fragen im Sinne der von den beiden vertretenen Geistesrichtung besprach. Besonders wichtig war das beigegebene Erbauungsblatt „Der Sonntagabend“, Jahre lang (1857—65) in gebildeten Kreisen, die sich mit dem hergebrachten Christenthum nicht befriedigt fühlten und doch nach Erbauung suchten, ein äußerst beliebtes Erbauungsmittel. Mit großer Freimüthigkeit sind hier die höchsten und tiefsten Fragen der Religion besprochen, an Stelle des hergebrachten orthodoxen und pietistischen Christenthums ein vernünftiges, gleichwol gemüthswarmes und poetisch angehauchtes Christenthum geboten. Die auch in Sprache und Form, durch Klarheit und künstlerische Abrundung schönen Betrachtungen sind später gesammelt, von seinem Sohne herausgegeben worden („Der Sonntagabend. Religiöse Betrachtungen für denkende Christen. Herausg. von D. Emil Zittel, Dekan in Karlsruhe.“ Berlin 1893, 2 Bände). Obgleich Z. in bedeutenden Männern, wie Dittenberger in Heidelberg, Hausrath in Karlsruhe und Otto Schellenberg Mitarbeiter für seine kirchlichen Bestrebungen fand, so kam es doch zu keiner erfolgreichen Bewegung, da namentlich die Theilnahme der Laien noch gänzlich fehlte.

Aber auch in weiteren Kreisen wurde der Name Zittel bald ein bekannter. Seit 1844 gab er einen Kalender heraus „Der rheinische Landbote“, der ganz

im Geiste des großen Kalenderschreibers Hebel in volksthümlicher und packender Sprache geschrieben, die Ideen politischer und kirchlicher Freiheit ins Volk brachte, und dafür durch die Büreaukratie in seiner Entwicklung vielfach gehemmt wurde. Schon seit dem Jahre 1842 war Z. insofern auch auf das politische Gebiet übergegangen, als er ein in Freiburg erscheinendes, von ihm aber bald wieder aufgegebenes Wochenblatt „Der Landbote" herausgab, aus dem dann später die „Oberrheinische Zeitung" herauswuchs. Durch seine schriftstellerische Thätigkeit aufmerksam geworden, wählte ihn der Bezirk Ettenheim in den Landtag, wo er, später Vertreter von Durlach, Jahre lang verblieb. Es war die bewegteste Zeit im politischen Leben Badens (1842—49), als er neben Männern wie Rotteck, Sander, Itzstein, Welcker, Mathy, Bassermann seine politische Thätigkeit entfaltete. Als er 1845 aus Anlaß der deutschkatholischen Bewegung die Motion über Glaubensfreiheit einbrachte, war er längere Zeit einer der populärsten Namen weit über Baden hinaus. Eine zweite Motion auf Einführung einer confessionell gemischten Oberschulbehörde verhallte im Sturm der Revolution. Als das Jahr 1848 eine Scheidung in die liberale Partei brachte, in eine gemäßigte und eine radicale, trat er mit Mathy und Bassermann auf die erstere Seite und verwarf entschieden die Wege Hecker's und Struve's. In demselben Jahre trat er auch als Vertreter Karlsruhes in das Frankfurter Parlament ein, wo er neben Gagern, Simson u. A. die gleiche gemäßigte Richtung einschlug. Er widmete sich insbesondere den die Kirche berührenden Fragen. Wie geschätzt er war, beweist der Auftrag, der ihm zu Theil wurde, die Berichterstattung für die „Deutsche Zeitung", das wichtigste Parlamentsorgan zu übernehmen, der Auftrag zur Abfassung eines Flugblatts nach der Wahl des Erzherzogs Johann und die Uebertragung der Leichenrede nach der Ermordung der Parlamentsmitglieder Lichnowski und Auerswald und zwar gemeinsam mit dem späteren Bischof Ketteler. Nachdem Z. dann noch 1850 Mitglied des Erfurter Staatenhauses, indessen ohne besondere Betheiligung, gewesen war, gab er seine politische Wirksamkeit auf und zwar für immer. Es hatte ihn zu tief erschüttert, daß die herrlichsten Ideale der Unfähigkeit, der Maßlosigkeit, der Herrschsucht und Eitelkeit des Demagogenthums zum Opfer fielen. Ein gewisser nüchterner Realismus ist von nun an ein Zug seines politischen Urtheils.

Seit 1848 war Z. Stadtpfarrer in Heidelberg. Er wurde bald ein beliebter, wirkungsvoller Kanzelredner. Die Vereinigung von Freimuth und warmer Frömmigkeit verfehlte ihre Wirkung auf die Stadtgemeinde nicht. Eine sehr entschiedene Stellung nimmt er der seit Niederwerfung der Revolution auch auf kirchlichem Gebiete vorherrschenden reactionären Strömung gegenüber ein. Einem von Hundeshagen unternommenen Versuche, dem Bekenntnißstand der Landeskirche eine verengende Auslegung zu geben, trat er mit einer Schrift „Die Bekenntnißgrundlage der evangel. Kirche in Baden" (Mannheim 1852) und später mit Artikeln in der Protestantischen Kirchenzeitung „Revision der Einreden" gegenüber, in welchen er die Weitherzigkeit der badischen Bekenntnißverhältnisse mit überzeugenden Gründen nachwies.

Der große Umschwung, der in Baden mit dem Jahre 1860 eintrat, war in Zittel's Leben die Erfüllung der Wünsche, die von Anfang an sein Streben beherrschten. Den Volksbewegungen gegen eine neue Agende (1858) und gegen das mit Rom geschlossene Concordat (1859) folgte seit 1860 die Umgestaltung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse auf liberaler Grundlage, und Schritt für Schritt wurden jene Gedanken, die Z. in Wort und Schrift seit 30 Jahren verfocht, zur Wirklichkeit: die Gewissensfreiheit, die Verstaatlichung des Schulwesens, die Selbständigkeit der Kirche, die Gemeindeverfassung. Auf dem kirch-

lichen Gebiete arbeitete Z. fleißig mit an den Aufgaben der neuen Zeit. Er gehörte mit zur Leitung der liberalen Partei, die in den „Durlacher Conferenzen" ein wirkungsvolles Agitationsmittel besaß, und war ein Mitbegründer des deutschen Protestantenvereins und Ausschußmitglied bis zu seinem Tod. Er war thätiges Mitglied der badischen Generalsynoden von 1861 und 1867, denen die grundlegendsten Aufgaben in Verfassung und Lehre zufielen. Von jetzt an wurden ihm auch Ehren zu Theil, auf die er früher fast völlig — von einer von ihm abgelehnten Berufung an die Stelle des Generalsuperintendenten für Coburg abgesehen — verzichten mußte. Er wurde zum Decan der Diöcese Mannheim-Heidelberg erwählt, wurde von der theologischen Facultät in Jena zum Ehrendoctor ernannt, war langjähriger Vorsitzender des Gustav Adolfvereins und der Versammlungen des Predigervereins. Auch mit einem Orden wurde er bedacht. War indessen in früherer Zeit die Initiative zu den liberalen Bestrebungen in der badischen Kirche fast immer von ihm ausgegangen, so war dies in der letzten Periode nicht mehr der Fall. Der Führer in jenen Bewegungen war nicht er, sondern Schenkel; er war überall dabei mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit und mit seinem erfahrenen Rath, aber, mit seinem ruhigen, sinnenden, erwägenden, zu thatkräftigem Handeln weniger geneigten Temperament von lebhafteren, agitatorischen Kräften überholt, war er nicht mehr die treibende Kraft. Ja, je länger je mehr trat er in einen gewissen Gegensatz, nicht gegen die liberale Richtung, aber gegen die Art, wie sie von Schenkel vertreten war; Liebe zum Frieden, Mäßigung in den Forderungen, Neigung zu Concessionen bilden immer mehr die Richtlinie seines Handelns in der letzten Zeit seines Lebens. Wie in der politischen und kirchlichen Entwicklung Badens so erlebte er in der Geschichte des deutschen Vaterlandes eine merkwürdige Erfüllung seiner Sehnsucht. Die Jahre 1866 und 1870 brachten ihm soviel, als er je gehofft hatte. Der Greis folgte der Bismarck'schen Politik mit größter Bewunderung und ungetheiltem Beifall. Mehr als die Erfüllung der Gedanken, für die es gelebt hat, kann aber ein Menschenleben nicht erwarten. Z. starb auf der Rückkehr von einem Schwarzwaldbade in Karlsruhe bei seinem Sohne am 28. August 1871. Er hat drei Söhne hinterlassen, die alle einflußreiche Stellungen einnehmen: D. Emil Z., Pfarrer und Decan in Karlsruhe, begabter theologischer Schriftsteller, der Cameralist Eugen Z., Geh. Rath und Mitglied des Ministeriums des großh. Hauses und Karl Z., Professor der Paläontologie in München.

Vgl. E. Zittel, Art. K. Zittel i. d. Bad. Biographien. — H. Holtzmann in der Einleitung zum „Sonntagabend". W. Hönig.

Zittmann: Johann Friedrich Z., geboren 1671 in Teplitz in Böhmen und als königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Generalstabsarzt, Leibarzt und Hofrath am 15. Mai 1757 verstorben, ist in der Litteratur als der Autor des nach ihm benannten Heilmittels der Syphilis bekannt. Nach J. K. Proksch, dem hervorragenden Litteraturkenner und Historiker dieser Affection, beruht diese Verbindung seines Namens mit der schon vorher in den verschiedensten Formen gebräuchlichen Sassaparilla-Abkochung auf einem Irrthum, der dadurch entstanden ist, daß Z. diese Vorschrift dem preußischen Regimentschirurgus Proebisch und dieser sie wieder an Theden übermittelte. Letzterer hat nun dies angebliche Geheimniß als von Z. herrührend in einer 1795 lange nach Zittmann's Tod erschienenen Schrift veröffentlicht, die ihrerseits eine förmliche kleine Litteratur über das Decoctum Zittmann's zur Folge hatte. Die wirklichen Publicationen Zittmann's verzeichnet das Dictionnaire historique IV, 436.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 376. Pagel.

Zitz: Kath. und Franz Z. — **Kathinka Therese Pauline Modesta** (nach Schindel: K. Rosa Gabriele P. Auguste) — **Taufname nur Katharina Therese** — Z., geborene Halein und daher oft von sich und andern als Zitz-Halein bezeichnet, Belletristin, ist auch unter einer langen Reihe von Pseudonymen litterarisch aufgetreten, außer mit ihrem Mädchennamen Kathinka Halein (auch Kathinka allein und Tina Halein) sowie dem Anagramm **K. Th. Zianitzka** unter folgenden: Theophile Christlieb, Dr. Schmid (?), Emeline, August Enders, Johann Golder, Rosalba, Stephanie, Tina, Viola, in Journalen auch Auguste, Emilie, Eugenie, Pauline, Rosalba Stephanie. Es ist hiernach nicht leicht, einen möglichst lückenlosen Ueberblick über ihre umfängliche Schriftstellerei zu gewinnen, zumal natürlich die bloßen Vornamen arg irreführen; immerhin tragen wenigstens bei den größeren Werken die Titel deutliche Namensbezeichnung, sind überdies auch meist an innerlichen Indicien kenntlich.

Kathinka Z. wurde, wie sie selbst bestätigte, am 4. November 1801 (nicht 1802 oder 1803) zu Mainz geboren, als Tochter des Handelsmanns Anton Victor Halein, der keineswegs, wie man liest, einer alten Patricierfamilie der Vaterstadt entstammte. An letzterer hing sie mit allen Wurzeln ihres Daseins, mit ganzer Seele. Die Geschichte „Der Zauberer oder Mainz seit dem Jahre 1838“, die das zweite Bändchen der „Sonderbaren Geschichten aus den Feenländern“ (1844) eröffnet, beweist uns Verständniß für echtes Ortscolorit, auch wenn wir nicht im Vorwort zum I. Theile lesen, „daß die Mainzer Fastnachts-Programme als Grundlage dieses tollen aber harmlosen Capriccioso's gedient haben“, ferner aber wärmste Hingabe an die Vergangenheit, „das goldene“, und an die Gegenwart, „das närrische Mainz“, denen der Eingang ein localpatriotisches Lied singt. „Magdalene Horix oder vor und während der Klubistenzeit. Ein Zeitbild“ (1858), in gewissem Sinne auch die vier Novellen-Serien „Rheinsandkörner“ (1851—55) halten dies Milieu fest, das erstere Werk bekundet insbesondere ihr Interesse für die politischen neugeistigen Regungen von Neumainz, die in dem genannten ausgelassenen Schwanke (S. 12 ff.) durch den „Zauberer“ Baron Blauschnut entfesselt werden, dem lebhaften Mainzer Mädchen aber im „tollen Jahr“ in der Gestalt ihres Gatten ganz nahe treten sollten.

Im Elternhause und im Pensionate zu Mainz und Straßburg hatte sie eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, in letzterem unter anderem starken Antrieb zur Lectüre französischer Litteratur empfangen, die fürder theils in Nachahmung theils in engerer Erneuerung greifbaren Ausdruck fand. So weist das genannte Märchenbuch neben formell selbständigen „contes de fées“ solche auf, die der Gräfin d'Aulnoy und der Demoiselle La Force entlehnt sind, und ihre älteste Leistung auf dem dann fleißig von ihr gepflegten Gebiete der prosaischen Kleinepik, die „Erzählungen und Novellen“, (1845), tragen den Titelzusatz „Fremd und eigen“: sind sie doch auch aus dem Französischen von Eug. Chapus, Frd. Liedtz, E. Souvestre, Roger de Beauvoir, Mad. Ch. Reybaud und — „Der Notar, 1722, 1723“ „theilweise nach einem französischen Drama“ gearbeitet, mit Ausnahme eines englischen Cabinetsstückchens „Die rothe Nase“ nach Lord Feeling und Zitz' unabhängig erfundenen „Freund Wispermann“ (I, 39—135). Was beobachtet man aber da? Letztgenannte Novelle ist im Stoffe der Sphäre der, übrigens gut übertragenen schlecht abgelernt, auch stilistisch weniger glatt als die Erzählungen, die sie sich zum Verdeutschen ausgewählt hatte: diese tragen alle etwas Sensation an der Stirne, ein bischen Abenteurerei ist immer dabei, und die französischen spielen sämmtlich in wirklicher oder Pseudo-Adelsgesellschaft des 17. und des 18. Jahrhunderts. Kein Wunder, daß wir von ihr ein brauchbares „Dictionnaire des Gallicismes, oder Taschenwörterbuch aller Ausdrücke der französischen Sprache, welche sich nicht wörtlich übersetzen lassen“ (1841, 2. Ausg. 1859) be-

sitzen, sowie daß nach ihrem öffentlichen litterarischen Debüt mit den lyrischen „Phantasieblüthen und Tändeleien“ (1824) als Früchte ihrer Feder zunächst nur Uebersetzungen aus dem Französischen begegnen: „Die Fremde. Nach dem Franz. des Vicomte d'Arlincourt“ (1826), „Marion de Lorme“ (Drama in 5 Aufzügen. Aus dem Franz. des Victor Hugo 1833), „Triboulet, oder: Des Königs Hofnarr“ (nach V. Hugo's Tragödie „Le roi s'amuse“ 1835), „Cromwell“ (nach V. Hugo's „Trauerspiel“ 1835).

Allerdings mag bei den eben aufgezählten der Erwerbszwang den Ausschlag gegeben haben. Kathinka, die schon als kaum erblühende Jungfrau neben Frohsinn und Heiterkeit einen unwiderstehlichen Drang nach einem Wissen über die Altersgrenze hinaus bezeigt hatte, war nicht bloß auf eine tüchtige Bekanntschaft mit den besten Erzeugnissen der deutschen classischen Epoche — wo Schiller sie packte und hinriß — bedacht gewesen, sondern hatte sich auch in der Musik ausgebildet, überhaupt sich mit gründlichen Kenntnissen versorgt. Sie machte dann in der „Naturgeschichte des gesammten Thierreichs in Versen“ und noch 1850 in der „Geographie in Versen zur Uebung des Gedächtnisses“ seltsamen Gebrauch davon. So konnte sie, als sie zur Familie zurückgekehrt war und sich 1825 nach dem Tode der Mutter die Nothwendigkeit meldete, infolge Rückgangs der wol einige Zeit leidlichen Vermögensverhältnisse des Vaters, sofort eine angenehme Stelle als Erzieherin in Darmstadt und 1827 die Vorstandschaft eines weiblichen Instituts in Kaiserslautern übernehmen, von wo sie freilich schon nach Jahresfrist krankheitshalber und der jüngeren Schwester Julie wegen, die 25jährig ledig starb, heimkehren mußte. Eben damals schloß auch einer der Romane ihres Lebens: sie löste das 10jährige Verlöbniß (?) mit einem preußischen Officier Namens Wild auf, der sie aber seiner vorläufig noch niedrigen Charge wegen und weil beide vermögenslos waren, zu heirathen kaum wirklich vorgehabt hatte und später auch die Tochter eines reichen Mannes ehelichte.

Aber erst etliche Jahre später, am 3. Juni 1837, heirathete sie den entfernt verwandten Advocaten Dr. Franz Heinrich Zitz, geb. am 18. November 1803 als Weinhändlerssohn, einen unruhigen, bisweilen wüsten Mann, ebenfalls gebürtigen Mainzer. Er war ein hervorragender Anwalt, vermögend und errang wegen seiner Schönheit viel Glück bei den Frauen. Den Bund mit der Halein ging er wol nicht ganz freiwillig ein, sondern unter dem Drucke von Drohung mit Selbstmord. Dieser habe, heißt es, nur zwei Jahre mit ihr regelrecht Haus gehalten, darauf die tadellose Gattin verstoßen und da nach Amerika flüchten müssen. Genau so kann die Sachlage jedoch nicht sein. Schon 1844 nämlich heißt die Schriftstellerin auf Buchtiteln Zitz-Halein, und über den Ocean gezogen ist der zweifellos zügellose Geselle, der ihr Gemahl war, erst Ende 1849, und zwar, so weit sich heute urtheilen läßt, ganz oder wesentlich aus politischen Motiven, nach dem Fehlschlagen der Schilderhebung in der Pfalz. Denn so unfest Franz Z. auch als menschlicher Charakter erscheint und so wenig ein Versuch ansteht, ihn bezüglich des Verhaltens wider sein Weib reinzuwaschen, er hat sich im Jahre 1848 mit größter Rücksichtslosigkeit unter Nichtachtung der eigenen Lebensgefahr den Idealen der demokratischen Strömung am Mittelrhein zur Verfügung gestellt. Er ist so der Führer der angeschwollenen Mainzer Bewegung geworden, über die, wie wir gesehen, vier Jahre vorher seine ahnungslose Frau im Faschingstone gespaßt hatte. Mainz verzichtete im ernsten Lenze des Jahres 48 auf seinen Carneval, dies lebendige Stück seiner Volksindividualität. Im Winter 1847/48 schon wurde in Mainz, während früher die Bühne das Haupt-Gesprächsthema gebildet hatte, lebhaft über Politik disputirt und am Biertische wie auf der Straße die zukünftige Gestaltung des deutschen Vaterlandes besprochen, sodaß Director Löwe wegen der widrigen Zeitverhältnisse die Bühnenleitung mit nächster

Saison aufgab. Am 21. Februar spielte man auf dem Stadttheater das Fastnachtsstück: „Ungeheure Heiterkeit, oder Eilfmal schon dagewesen“, großes neues europäisch gleichgewichthaltendes Speck-Tackel-Stück von einem verkappten Diplomaten zusammengestellt. Die wohlhabenden Bürger der Stadt zeichneten schon am 15. Mai im Jubel über die Erfolge der volksthümlichen Bewegung im engeren Vaterländchen 30 000 Gulden zu einer Arbeiterstiftung, um den keineswegs befriedigten vierten Stand zu versöhnen, und zwar auf Anregung von Franz Zitz, und Mainz brachte recht eigentlich die Volksstimmung in Hessen-Darmstadt zum Durchbruche. Deren begründender Verfechter im dortigen Landtage ward ja vielmehr Th. Reh. Immerhin hat Z., der Mann mit der scharf energischen, man möchte sagen radicalen Physiognomie — z. B. auch ein ausgewachsener struppiger Seemannsbart, der zusammen mit dem wilden Hauptthaare den Kopf umrahmte, gegenüber den meist glattrasirten, höchstens mit Schnurr- oder kleinem Backenbarte versehenen 48er Politikern (auch radicalen) — wie ihn gleichzeitige Bilder vorstellen, sowol im Vorparlament zu Frankfurt a. M. als in der Nationalversammlung selbst eine gar wohlbeachtete Rolle gespielt. In des ersteren dritter Sitzung am 5. April beantragte er, die Versammlung solle verlangen, daß der Bundestag, bevor er eine constituierende Versammlung einberufe, sich von dem, von ihm ausgegangenen verfassungswidrigen Ausnahmebeschlusse lossage und die Urheber oder Ausführer dieser Beschlüsse aus seiner Mitte entferne; die Annahme von Bassermann's einschneidendem Vorschlage, „bevor“ durch „indem“ zu ersetzen, veranlaßte einen Exodus der extremen Linken. Am 26. Mai ordnete die Nationalversammlung eine Commission ab, um die von Zitz vorgebrachten blutigen Conflicte der Mainzer Bürgerschaft mit preußischen Soldaten zu untersuchen; Uebertreibungen Z.' und republicanischer Verdacht wurden für die Mehrheit das Resultat. Im Herbste kam es wegen des ironischen Antrags der äußersten Linken, die gerichtlicherseits geforderte Verhaftung der Abgeordneten Zitz, Ludw. Simon und Schlöffel wegen Aufreizung sowie Mißhandlung von Collegen zu bewilligen, zu einer stürmischen Debatte (s. S. 378 u.), wobei „der Advocat der Mainzer Excesse noch einmal ein untergeordnetes Plaidoyer zum Besten gab“, wie der Ohrenzeuge R. Haym (s. u.) urtheilt, der im Mai 1849 die Frankfurter Conflicte zwischen Civil und Militär so glossirt: „es fehlte nichts, als daß Zitz von Mainz noch unter uns gewesen wäre, seine rothe Beredsamkeit über dies sein Lieblingsthema zu ergießen“. In der Vaterstadt als Oberst der Bürgergarde mit an der Spitze der Ultras und überall vielgenannt, genoß er bei seinen Mitbürgern hohes Ansehen und Vertrauen. Als er rasch der Liebling der Masse geworden war, stimmte die Zitz hie und da in sein Lob ein, auf eine Wiederannäherung des Ungetreuen hoffend, der bis ans Lebensende von ihr nichts hat wissen wollen. In Nordamerika drüben lebte er lange als Notar, meist wol in New-York, kehrte viel später nach Europa zurück, als veränderte Verhältnisse und Gesetze ihn vor Strafe sicherten, und starb am 30. April 1877 in München. Daß die Scheinehe gesetzlich aufgelöst worden ist, wobei in der Klage dem Gatten arg zugesetzt wurde, und die Frau es an Sticheleien selbst in öffentlichen Blättern nicht fehlen ließ, ist Thatsache. Bei K. Goedeke (s. u.) findet sich die uncontrolirbare Notiz: „Die Frau brachte seinem Freiheitsdrange das Opfer ihres Glücks, indem sie sich freiwillig erbot, sich (wann?) so lange von ihm zu trennen, bis er einst ruhiger geworden sein würde. Allein sie wurde für ihre Opferwilligkeit schlecht belohnt, indem sie den boshaften Verläumdungen der Weiber anheimfiel, die, dem galanten Manne zu gefallen, die schutzlose Frau verlästerten“. Wenn daselbst weiter die Freundschaft mit Johanna Kinkel — das könnte nicht später als 1849 sein — und die Achtung Ed. Duller's, der die katholisch getaufte, aber nie irgendwie katholisirende Dichterin wol der deutsch-

katholischen Gemeinde genähert hat, Freiligrath's, G. Kinkel's u. a. (Dichter) als Ersatz bezeichnet werden, so fehlen auch dafür gegenwärtig Belege; beispielsweise bietet Ad. Strodtmann's für jene Periode materialreiches Kinkelbuch „Wahrheit ohne Dichtung" (1850/51) nichts. Immerhin scheint der Bruch nicht als völliger geplant gewesen zu sein: z. B. heißt's, der Gatte habe ihr nur eine mäßige Abfindung zum Unterhalte gewährt. Sie hat in späteren Jahren ihrer Schriftstellerlaufbahn immer weniger materielle Stütze in der Feder gefunden: als ihren Büchern kaum noch Absatz zutheil ward, erlernte sie die nöthigen Handgriffe und setzte eins selbst. Allerdings sagen die Berichte über ihr Alter, sie habe, dauernd in Mainz wohnhaft geblieben, als infolge der unablässigen Thränen ihrer Leidenszeit eine der Blindheit nahe Augenschwäche, alsdann in den grauen Staar ausartend, die Bejahrte überfiel, im St. Vincenziuspensionate bei den barmherzigen Schwestern daselbst Zuflucht gesucht. Hier starb sie kurz vor dem Gatten, am 8. März 1877. Jederzeit war sie in der Heimath hochgeachtet und verkehrte da die langen Jahre hindurch in angenehmen Gesellschaftskreisen, sodaß ihre Mitbürger sicherlich ihr Recht gaben bezüglich des Ehezerwürfnisses. Für ihre Samariterwirksamkeit im Kriege 1870/71 zeichnete sie ein hessischer Orden aus.

Die Poesie der Dichterin, ursprünglich sonnig und lebensfroh, nahm unter dem Drucke trüber Erfahrungen allmählich einen schweren Zug an, und oft lagerten die Schatten des Trübsinns auf ihr. Aus der „rheinischen Camöne" ward so „die Sängerin der unglücklichen Liebe". Die Sammlung „Herbstrosen in Poesie und Prosa", eine Auswahl ihrer zahlreichen Poesien in verschiedenen Zeitschriften (1846), gibt ungefähr einen Geschmack ihrer eigentlich dichterischen Leistungen vor dem großen Unglück, das ihre Seele traf und die ganze zweite Hälfte ihres Daseins vergiftete. Innige Liebeslieder stoßen schon in der ersten Periode auf, aber erst nach dem harten Schicksalsschlage sind ihre Erzeugnisse aus diesem Stoffgebiete von düsterer Melancholie mehr oder weniger durchsetzt, und ernstes Reflectiren überwiegt demgemäß immer stärker die urwüchsige Stimme der Empfindung. Gerade darin aber bekundete sie die glückliche Gabe, selbsterschaute Gefühle poetisch wiederzuspiegeln, und sie hätte gewiß reinere und lichtere Höhen des Parnasses erstiegen, wofern sie nicht, seit dem dreizehnten Jahre an rasches Schaffen ohne Reifen und Feilen gewöhnt, dann fast beständig infolge ökonomischer Noth, die auch mit ein Motiv zum Eintritte ins Vincenzstift gebildet hat, zur Feder gegriffen hätte. So handhabte sie letztere über drei Decennien erwerbs- und nach und nach immer mehr handwerksmäßig, „sie, der früher die Poesie eine freundliche Genossin gewesen" und deren Dichtungen bis zur Revolutionszeit hin „zwar auch hier nicht selten trüb, verstimmt und verstimmend, doch ein im ganzen erfreuliches Bild zeigen" (Goedeke). Den speculativen Nebengedanken ihrer Schriftstellerei verräth schon die vorübergehende Sucht nach lockenden, gesuchten Titeln, die nicht im Inhalte begründet liegen: „Donner und Blitz", „Süß und sauer", „Rheinsandkörner", „Maikräuter", „Champagnerschaum", „Korallenzinken", „Strohfeuer", sämmtlich aus den Jahren 1850—55. Dies sind meist novellistische Arbeiten, von wechselndem Werthe wie ihre sonstigen Productionen, deren Reihe sich manchmal geradezu überstürzte. Eben als Erzählerin zeigt sie wiederholt Ansätze zu mehr, und wie Seelenzustände, Stimmungen ihr gut lagen, ahnt man leicht aus obigen Andeutungen.

Aus der großen Zahl ihrer Veröffentlichungen stechen einige hervor und verdienen, namentlich erwähnt zu werden. „Donner und Blitz" (1850), schwärmerisch übertriebene Scenen der jüngsten politischen Situation, einseitig, nach conservativer Ansicht sogar parteiisch wie die „Dur- und Molltöne. Neuere Gedichte" (1859), die staatliche und kirchliche Zustände von entschieden frei-

sinniger Anschauung aus behandeln, jedoch ohne daß es ihr gelang, den Staub des Alltags, der realen Prosa abzustreifen, wogegen ihre Lyrik, sobald sie von Liebe u. ä. Stoffen singt, erwärmt; „Welt-Pantheon. Eine Festgabe“ (1856), eine Reihe von scharf aufgefaßten Charakteristiken berühmter Männer und Frauen, deren Eindruck, bemerkt H. Kurz richtig, das übelgewählte Versmaß beeinträchtigt. In den Dreißiger und Vierziger Jahren wurden die Arbeiten der Zitz viel gelesen, obschon auch die damaligen nicht merklich hervorragten. Infolge ihrer vielschreiberischen Skrupellosigkeit bei der Stoffwahl maß man zuletzt ihrem Wirken keinen Werth mehr bei: „Donner und Blitz [s. o.] von Kathinka Zitz“ ward in Mainz geläufige Redensart, flache Belletristik zu kennzeichnen. Als die phantastische Novellistik freierer Erfindung bei dem, kräftigere Kost, greifbareres Fundament heischenden Publicum nicht mehr verfing, wandte sich die Z. seit 1855 einer Art Sensationserzählung zu, die mit „Kaiserin Josephine, nebst anderen Erzählungen“ (1855) einsetzt und sogleich in „Schillers Laura nebst anderen Erzählungen und Novellen“ (1855) — wie H. Kurz sagt, in Behandlung und Sprache kräftig und selbst keck, aber geschmacklos — dem neuen Felde zusteuert, fesselnde neuere Dichtergenien nach ihren romantischen Erlebnissen, ohne positive historische Treue mit dem zweifelhaften Schmucke allerlei hinzugedachter bez. ausgedeuteter Momente solchen Kalibers breit vorzuführen. Es gehören dahin die vier aufgeschwellten, unter „K. Th. Zianitzka“ laufenden Werke, mit denen die Z., nachdem „Beiträge zur Unterhaltungslektüre“ (1856), „Magdalene Horix“ (1858) und der Roman nach dem Französischen „Starkhand“ noch einmal den Versuch gemessenen Schaffens machen, ihre litterarische Wirksamkeit in der Hauptsache abschloß: „Der Roman eines Dichterlebens (Goethe)“, 11 Bände (1863); „Rahel, oder dreiunddreißig Jahre aus dem Leben einer edlen Frau“, 6 Bände (1864), „Heinrich Heine der Liederdichter. Ein romantisches Lebensbild“, 6 Bände (1864), „Lord Byron. Romantische Skizzen aus einem vielbewegten Leben“, 5 Bände (1867). Während die Schicksale und Persönlichkeiten der drei Dichterkönige überkühn, sehr oft stillos aufgeputzt, ja im wesentlichen verzeichnet sind, gebührt dem Buche über Rahel Levin-Varnhagen das Lob gründlicherer Vorbereitung und verständnißvollerer Rücksicht auf die psychologische Wahrheit. In den „Blättern für litterar. Unterhaltung“, wo 1864 S. 147 f. ein Anonymus freundlich, wenn auch principiell die Gattung ablehnend, dem Goethe-Roman Gewissenhaftigkeit und in Zuthaten Enthaltsamkeit nachgerühmt hatte, gab S. 475 f. desselben Jahrgangs Ed. Schmidt-Weißenfels eine ausführliche, stark abfällige Kritik des Buches über die geistreiche Berliner Romantikerin: „nichts als dialogisirte Uebersetzungen (meint s. v. a. Periphrasen)“ der Briefe, Memoiren u. ä. Schriften des Rahel-Kreises; „eine entsetzlichere Salonsprache als Dame Zianitzka zum besten giebt, . . . hat es nie gegeben.“ Dagegen lesen wir darüber in einer neueren (1898), freilich dilettantischen „Litteraturgeschichte des Rheinisch-Westfäl. Landes“, von G. Köpper, S. 41: „nur schade, daß das Buch so breit angelegt ist, es würde sich sonst wol bis heute seinen ehrenvollen Platz auf dem Büchertische unserer Frauen behauptet haben“. Der schiefe Standpunkt des letzteren Beurtheilers, „das Leben Rahels“ sei da „behandelt worden“ verleitete noch mehr bei den drei angeblichen „Lebensbildern“ Goethe's, Heine's, Byron's andere Zwecke, als sie der Z. vorschwebten und überhaupt nur vorschweben konnten, vorauszusetzen. Interessant sind diese Schriften nicht ohne Ursache geheißen worden, und zwar zumal in der Bedeutung „Interesse erregend“; denn wir messen ihnen das Verdienst bei, daß sie für jene musischen Olympier Sinn und Einsicht bei Leuten erweckt haben, die an den wirklichen Gipfeln der Dichtkunst achtlos vorbeizugehen oder sich nicht hinaufzugetrauen pflegen. Dem Bearbeiter (J. Mähly?) des Z.-Artikels bei Bornmüller (s. u.)

zufolge sind sie „eine angenehme Lektüre, genügen aber höheren Anforderungen der Kritik oder auch der Aesthetik nicht“. Was Schmidt-Weißenfels' harten Tadel der Rede- und Ausdrucksweise betrifft, so würde selbst falls er ganz unbestreitbar wäre, deren Verflachung bez. gelegentlichere Gespreiztheit oder häufigeres Ersticken im Conversationstone an sich nicht wundernehmen, wo die Z. Jahrzehnte lang ununterbrochen ums Brot geschrieben und infolge ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit viel Fabrikwaare geliefert, vor allem aber verschiedenartige französische Originale, und zwar meist recht gelungen übertragen hatte. Den Zwang zu solcher Engrosarbeit müssen wir weit mehr beklagen als die Kämpfe und Drangsale ihres Gemüthes, welche vielmehr eher sogar förderlich und treibend gewirkt haben. Durch ihn verlor unsere weibliche Litteratur ein vielseitiges Talent, dessen Trägerin im lyrischen Verse eine sichere Hand besaß und in manchen Sätteln der erzählenden Prosa gerecht, dazu auch mit Witz, bisweilen sogar glücklicher Satire — für dies beides vergleiche man außer den oben bei ihrer Jugend citirten Schriften die „Variationen in humoristischen Märchenbildern“ (1849) — und einem offenen Auge für die Wirren und Sorgen der schwerkranken Zeit begabt war. Unter mehreren der oben zu Anfang aufgezählten weiblichen Vornamen schrieb die Z. eine lange Kette von Jugendschriften.

Kath Zitz: 1) ziemlich eingehend, mit manchen anderwärts nicht nachweisbaren Details, behandelt bei Goedeke, Grundr. z. Gesch. d. dtsch. Dchtg.[1] III S. 1039 (Biographie) — 1041, Nr. 1237, nebst sorgsamer Bibliographie (S. 1040 hinter Nr. 7 die zahlreichen Jugendschriften); Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Pros. des 19. Jahrhs.[4] IV 424 f.; Frz. Bornmüller, Biograph. Schriftstellerlex. S. 786 f. 2) kürzer abgemacht (schon 1825!) bei Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen III, 147 ff., der die vor 1826 in Zeitschriften erschienenen Gedichte verzeichnet („Phantasie-Blüthen und Tändeleien“, die da fehlen, setzt Brümmer unter 1824, Goedeke unter 1826); Damen-Konversations-Lexikon[2] (1846) V 127 f.; Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV[3] S. 61 u. S. 700 b, mit Charakteristik, woran Hnr. Groß, Deutschlds. Dichterinnen u. Schriftstellerinnen[2] S. 110 f. angelehnt; K. Schütze, Dtschlds. Dchtr. und Schriftstllr. (1862) S. 516. Das Geburtsjahr hat Brümmer „nach ihrer eigenen Angabe“ auf 1801 festgestellt. 3) Auffällig und unklar ist die Thatsache, warum K. Z., die zwar keine ausgesprochen katholische Gesinnung in Leben und Schaffen zur Schau getragen, aber wol stets nominell ihrer angeborenen Confession angehangen und, gleich dem Gatten, den Lebensabend demgemäß beschlossen hat (freilich ließ sich kein anderes Unterkommen für die hülfsbedürftig gewordene finden), in den meisten Lexicis der katholischen Litteratur deutscher Zunge, voran bei Kehrein, übergangen scheint. Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder II (1898) S. 466 f. gibt nur Geburts- und Todesdatum und eine, trotz Brümmer's Beihülfe unvollständige Schriftenliste, aber in dem Anhange S. 67 b ein gutes Verzeichniß der Pseudonyme. — Franz Zitz: vgl. R. Haym, Die dtsch. Nationalversammlung I (1848) 16 f., II (1849) 10—12, III (1850) 154. Bildniß nebst einigen nichtpersönlichen Notizen i. d. „Gartenlaube“ 1898 Nr. 9 S. 141 (f.); sein Auftreten am 5. März und 2. April 1848 ist vermerkt in dem leitenden Erinnerungsblatt „Vor fünfzig Jahren“ i. d. „Münchn. Neuest. Nachrichten“ von diesen beiden Daten 1898 (Nr. 106 und 152). Unsere obigen Angaben über das Mainzer Theater Anfang 1848 folgen fast wortwörtlich Jakob Peth, Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz (1879), S. 253 u. 255. — Eine interessante Aeußerung über Franz Zitz, der (s. o.) mit den ebenfalls radicalen Abgeordneten Schlöffel und Ludwig Simon als intellectueller Urheber des Aufstandes und der Mordscenen vom 18. Sept. 1848 galt und deshalb mit diesen vom Frankfurter Appellationsgericht in

Untersuchung gezogen wurde, liefert ein Schreiben Arndt's an M. A. von Bethmann-Hollweg vom 18. October (E. M. Arndt. Ein Lebensbild in Briefen hsg. v. Meisner u. Geerds, 1898, S. 461 f., vgl. 458), er nennt sie „unsere Mörder“ und fürchtet, sie würden von den Geschworenen „durch politische Stimmung gleich dem Schlingel Freiligrath freigesprochen werden“. Allerlei abfällige Urtheile über F. Zitz' Frankfurter Wirksamkeit hören wir jetzt von Leopold Ladenburg (u. K. Mathy, der ihm vielleicht als einem „Suppleanten“ des zu Anfang gewählten „permanenten Ausschusses“ näher getreten war): Aus dem Nachlaß von K. Mathy, hsg. von Ludw. Mathy, 1898, S. 170, 174, 274 f., 286, 317, 327, 370, 401, 412, 418. — Controllirende Durchsicht der Personalien nahm Landgerichtsdirector Dr. K. G. Bockenheimer in Mainz, der derzeitige beste Kenner und Schilderer der Vergangenheit dieser Stadt vor: er berichtete bez. ergänzte mancherlei.

Ludwig Fränkel.

Zitzewitz: Jacob von Z., Pommerns größter Staatsmann im Reformationszeitalter, wurde um 1507 als jüngster Sohn Kaspar's v. Z. auf Muttrin, eines Rathes Herzogs Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48) und der Pelagina v. Münchow geboren und bereits in jungen Jahren auf deutsche, französische und italienische Hochschulen geschickt, auf denen er 17 Jahre lang den Studien oblag, eine große Gelehrsamkeit erwarb, fremde Länder und Sitten gründlich kennen lernte und zahlreiche, einflußreiche Beziehungen anknüpfte. 1538 in die Heimath zurückgekehrt, begab sich Z. zuerst kurze Zeit in die Dienste Herzog Barnim XI. von Pommern-Stettin (A. D. B. II, 79), 1539 in die Herzog Philipp's I. von Pommern-Wolgast (A. D. B. XXVI, 31). Binnen kurzem erkannte dieser Zitzewitz's hervorragende staatsmännische Begabung, betraute ihn mit der Vertretung des Kanzlers sowie der Schlichtung besonders verwickelter außer- und innerpolitischer Streitigkeiten, entsandte ihn mit wichtigen Missionen auf die Reichstage nach Regensburg (1541), Nürnberg (1543) und Worms (1544) und 1543 auch zum Tage des Schmalkaldischen Bundes nach Speyer, wo Z. den Austritt Pommerns aus dem Bunde erklärte. Ohne sein Wissen, ja gegen seinen ausdrücklichen Willen ward Z. 1544 nach dem Tode Bischofs Erasmus v. Manteuffel von Herzog Philipp zum Bischof von Cammin nominirt, wodurch er mit Herzog Barnim, welcher den jungen Grafen von Eberstein (A. D. B. V, 285) vorgeschlagen hatte, in arge Feindschaft gerieth, die für Z. die unerquicklichsten Folgen zeitigte und ihn veranlaßte, selbst nach seiner Aussöhnung mit Barnim das ihm in der Folge mehrfach angebotene Statthalteramt im Bisthum abzulehnen. 1546 ward Z. vom Wolgaster Herzoge auf sechs Jahre zum Kanzler bestellt; sein Ruf war damals bereits so fest gegründet, daß er bei Hofe nur „Salomo“ genannt und ihm sämmtliche Geschäfte zur Erledigung zugeschoben wurden. Eine schwere Zeit brach nun über Z. herein, weil gerade damals Kaiser Karl V. (A. D. B. XV, 169) heftig erzürnt über die zweideutige Politik der pommerschen Fürsten nach der für ihn glücklichen Schlacht bei Mühlberg diesen mit ernster Strafe und Vergeltung drohte, wodurch das ganze Land in angstvolle Erregung gerieth. In ihrer Bedrängniß entsendeten Barnim und Philipp Z. in das kaiserliche Feldlager vor Wittenberg, später auch zum Reichstage nach Augsburg (1547), damit er den Kaiser versöhne. Mit besonderem Geschick und großem diplomatischen Talent entledigte sich Z. der eben so schweren, als auch gefährlichen Aufgabe, bewog dann durch eindringliche Beredsamkeit daheim die Stände zur Annahme der drückenden kaiserlichen Sühnebedingungen, wurde im December 1548 neuerdings zu Karl V. nach Brüssel gesendet und später mit Aufbringung des kaiserlichen Strafgeldes betraut, was ihm trotz heftigen Widerstrebens der Stände in überraschend kurzer Zeit gelang. Nachdem so die äußeren politischen Beziehungen

Pommerns sich günstiger gestaltet und wieder Ruhe in das Land eingezogen war, widmete Z. seine Thätigkeit der Bessergestaltung der in übelstem Zustande befindlichen inneren Verwaltung. Unermüdlich suchte er den langjährigen Zwist der Fürsten mit den Ständen, welcher auf beiden Seiten tiefgehende Erbitterung erzeugt hatte, beizulegen und nach einem wohlerwogenen, klardurchdachten Programm die Justiz-, Polizei- und Münzgesetzgebung gemäß den Reichstagbeschlüssen neu zu regeln, die Bestimmungen über das Landfriedensgesetz durchzuführen, die gänzlich unzulängliche Finanzverwaltung umzugestalten, die Wehrverfassung des Landes sowie Handel und Wandel zu heben. Im besonderen war Z. dabei auf eine Milderung der harten Lage der ärmeren Volksclassen bedacht. Nicht bloß auf den Landtagen und jährlichen Versammlungen der Räthe mußte Z. präsidiren, sondern auch meist persönlich die Verhandlungen mit den benachbarten Höfen führen und Pommern auf den Kreis-, Münz- und Theologentagen vertreten. So war Z. die Seele und treibende Kraft in den reformatorischen Bestrebungen nicht bloß für das Wolgaster, sondern auch für das Stettiner Land. Seine Bemühungen waren indessen von geringem Erfolge gekrönt, weil er bei den Fürsten weder Verständniß noch Unterstützung fand, auch bei den ungenügenden Hilfskräften und der Faulheit der Räthe die allzugroße Last seines Amtes, welche die Summe aller Staats- und Verwaltungsgeschäfte umfaßte, schließlich nicht mehr übersehen und bewältigen konnte. Dazu trat ihm der den Neuerungen abholde Adel feindselig und schroff gegenüber. Immerhin verhütete Z. durch sein unablässiges Drängen, daß das pommersche Staatswesen nicht in völligen Marasmus versank und bewirkte, daß sich der Wohlstand des Landes stetig hob. Verhältnißmäßig den meisten Erfolg erzielte Z. bei der Regelung der kirchlichen Verhältnisse, wo er mit der Errichtung eines Consistoriums nach seinen Vorschlägen durchdrang. Da Z. zu allem weder die erwachsenen Auslagen ersetzt noch die gemachten Versprechungen gehalten wurden, suchte er 1552 seine Entlassung nach und wurde nur durch eindringlichste Bitten Herzog Philipp's zu längerem Ausharren im Kanzleramte bewogen. Mitten aus seiner friedlichen Thätigkeit 1552 herausgerissen und als Vertreter des Pommernherzogs zum Fürstentage nach Passau entsendet, wurde Z. dortselbst vom Kaiser beauftragt, im Namen Karl V. mit den kriegführenden Fürsten im Feldlager vor Frankfurt zu verhandeln und nahm dann am Abschlusse des Passauer Vertrages theil. 1553 ward er neuerdings vom Herzoge Philipp, welchen der Kaiser zum Unterhändler in den verwickelten Streitigkeiten zwischen Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg (A. D. B. I, 252), den Stiften Bamberg und Würzburg und dem Herzoge von Braunschweig ernannt hatte, als Stellvertreter zum Tage nach Frankfurt gesendet, wo Z. durch seinen Bruder Joachim, Albrecht's Feldobersten, und durch den ihm befreundeten Grumbach (A. D. B. X, 9) nicht ohne Erfolg in friedlichem Sinne auf Herzog Albrecht einwirkte. Diese Gelegenheit führte Z. auch nach Ungarn, wo er bis zur äußersten Grenze vordrang und auf seiner Rückreise trostlose Berichte über die Lage des Reiches nach Hause sandte. Als 1556 die livländischen Wirren Pommern in ihre Kreise zu ziehen drohten, wußte Z. durch geeignete Maßregeln das Unheil abzuwenden, ferner gelang es ihm gleichzeitig, die Wahl des Prinzen Johann Friedrich (A. D. B. XIV, 317) zum Bischofe an Stelle des verstorbenen Martin v. Weiher durchzusetzen und damit das Bisthum endgültig dem Herzogshause zu sichern. 1558 legte Z., müde der gehässigen Angriffe seiner Feinde und der Undankbarkeit seines Fürsten trotz aller Bitten des Letzteren das Kanzleramt nieder und ward zum Hauptmann des Amtes Wolgast ernannt. Als solcher blieb er jedoch nach wie vor Philipp's Berather, ward 1559 als Gesandter zum Reichstage nach Augsburg geschickt und dort zum Mitgliede des Reichsausschusses, der über die Erledigung der livländischen

Angelegenheit entscheiden sollte, gewählt. Als 1560 Herzog Philipp verstarb, ward Z. völlig zur Seite geschoben, da seine Widersacher, insbesondere Ulrich v. Schwerin (A. D. B. XIII, 426) während der Minderjährigkeit des Prinzen zur Herrschaft gelangten. Er zog sich auf seine Güter zurück, von wo er im Stillen in regem Schriftverkehr mit dem jungen Fürsten, den Räthen und auswärtigen Fürstenhöfen blieb. Erst 1564, als Herzog Erich von Braunschweig seinen Durchzug durch Pommern nahm und der Ausbruch des nordischen Krieges dieses in eine sehr bedenkliche Lage brachte, wurde Z. wieder mitten in das politische Leben hineingezogen, 1565 mit wichtigen Aufträgen zur Vermittelung des Friedens zwischen Dänemark und Schweden nach Kopenhagen und Stockholm geschickt und 1567 zum Hauptmann von Uckermünde ernannt. Von 1566 ab wurde er wiederum Leiter der gesammten Politik Pommerns, da er die Gunst und das Vertrauen des inzwischen zur Herrschaft gelangten Herzogs Johann Friedrich in unbeschränktem Maaße besaß. Als dieser 1569 an Stelle Herzog Barnim XI. die Regierung in Stettin übernahm, folgte ihm Z. dorthin, sehr zum Verdrusse des in Wolgast regierenden Herzogs Ernst Ludwig (A. D. B. VI, 298) und ward zum Hofgerichtspräsidenten und „obersten Aufseher über die ganze fürstliche Regierung, Hof- und Haushaltung“ ernannt, sodaß er eine Machtfülle besaß, wie kein pommerscher Beamter vor oder nach ihm. 1570 präsidirte Z. neben Dr. Otto als officieller Vertreter Herzogs Johann Friedrich den Friedensverhandlungen der nordischen Mächte in Stettin und leitete die wichtigen Verhandlungen mit Brandenburg, welche Pommern neben anderem das Anfallsrecht auf die Neumark eintrugen. Ein von Z. vorgeschlagenes, aber verunglücktes Heirathsproject zwischen der Prinzessin Margarethe und dem dänischen Könige gab seinen zahlreichen Feinden eine Handhabe, wiewol ungerechtfertigt, ihn zu beschuldigen, Schmach und Schande über das Fürstenhaus gebracht zu haben. Gleichzeitig verloren ungezählte Familien, darunter Z. selber, infolge des jähen Zusammenbruchs der Loitze (A. D. B. XIX, 320) ihr gesammtes Hab und Gut, wofür man im Lande ebenfalls gänzlich unbegründet Z. verantwortlich machte. Diesem vereinten Unglück, sowie den überaus boshaften Angriffen Herzogs Ernst Ludwig vermochte der körperlich vollkommen gebrochene und materiell ruinirte Mann nicht mehr zu widerstehen und machte am 10. März 1572 zu Stettin selbst seinem Leben ein Ende. Herzog Johann Friedrich aber ehrte Zitzewitz's treue Dienste durch ein prunkvolles Begräbniß und ließ dessen Leichnam in der Marienkirche beisetzen. Mit Z. starb ein Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung, welcher Pommerns Namen sowol bei Kaiser und Reich als im Auslande zu hohem Ansehen gebracht, welcher unermüdlich an der Größe und dem Gedeihen seines Vaterlandes und Fürstenhauses gearbeitet und diesem Streben in seltener Gewissenhaftigkeit Hab und Gut und die eigene Wohlfahrt geopfert hat. Zitzewitz's Witwe und Kinder geriethen in die größte Bedrängniß, da Herzog Ernst Ludwig unter nichtigen Gründen die Z. verschriebenen Güter einzog.

Acten der königl. Staatsarchive zu Stettin und Königsberg und des Großherz. Mecklenb. Hauptarchivs zu Schwerin. — Jacob v. Z. auf Muttrin und Vorwerk von Lassan gesessen, ein pommerscher Staatsmann aus dem Reformationszeitalter von Dr. v. Stojentin, Baltische Studien, N. F. I, 145 bis 288. — Monatsblätter der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, 1897, S. 41 u. f. — Blümke, Pommern während des nordischen 7jährigen Krieges, Baltische Studien XL und XLI. — Bartholomäus Sastrows Selbstbiographie von Mohnicke. — Joachim v. Wedels Hausbuch von v. Bohlen. — Barthold, Geschichte von Pommern. — Friedeborn, Chronik von Stettin. — Spahn, Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte von Pommern.

v. Stojentin.

Zix: Benjamin Z., Zeichner, Kupferstecher und Radirer, geboren am 25. April 1772 als Sohn armer Eltern in Straßburg. Sein Geburtshaus stand am sogenannten Plänel, heute Mühlenplan Nr. 16. Seinen künstlerischen Unterricht erhielt er in der Werkstatt des Malers Josef Melling, wo er 1787 und 1788 unter den Preisträgern erscheint. Im Kupferstich erhielt er seine Ausbildung durch den bekannten Guerin, Graveur der städtischen Münze. Bei Ausbruch der Revolution trat Z. als Freiwilliger in die Rheinarmee. General Schauenburg, der den Krieg in den Urkantonen führte, gliederte den Unterofficier Z. seinem Stabe als Zeichner ein. Damit war ihm seine Richtung gegeben. Es entstanden in der Folge eine große Menge von Schlachtenbildern, die mit der Schlacht von Wagram abschließen, und von militärischen Genrebildern.

Z. war Autodidact, besaß aber die Gabe correcter und charakteristischer Zeichnung im hohen Grade. Er warf die Zeichnungen mit der Feder rasch hin und lavirte sie leicht mit Farben. Hervorragend war auch sein Talent für die Caricatur; man nannte ihn „le Hogarth de Strasbourg“. Baron Denon, der Generaldirector der französischen Museen wurde auf ihn aufmerksam und bewirkte, daß er als Maler dem großen Hauptquartier Napoleon's eingereiht wurde. Einem großen Theil der Flachreliefs, welche sich um die Vendomesäule winden, liegen die Zeichnungen Zix's zu Grunde, wie denn auch später seine Blätter von den Schlachtenmalern der Versailler Gallerie stark ausgebeutet wurden.

1811 sah er durch eine Einladung Denon's seinen Lebenswunsch erfüllt Italien zu sehen. Auf der Reise erkrankte er und starb in Perugia am 7. November 1811. Sein erstes für die Vervielfältigung bestimmtes Werk war: „Malerische Ansichten des ehemaligen Elsasses“ (Straßburg 1805). In der Folge erschienen u. a. Illustrationen zu Kalendern, zu den Stöber'schen Gedichten, zu dem komischen Heldengedichte „Stuziade“, und die trefflichen Blätter zur „Relation des fêtes données par la ville de Strasbourg à leurs Majestés impériales les 22 et 23 janvier 1786“ (gr. Fol.). Ein großer Theil seiner Arbeiten, darunter die Gouachen aus dem Krieg in den Urkantonen, war von General Schauenburg in Geudertheim (U.-E.) erworben worden und kam aus seinem Nachlaß in den Besitz der Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg.

A. Schricker.

Zobel: Christoph Z., sächsischer Jurist, geboren 1499 in Würzburg, † am 23. März 1560 in Leipzig. Sein Vater, Friedrich, war Bürgermeister zu Ickelheim in Franken, seine Mutter, Agnes, stammte aus der angesehenen Familie der Grusen. Z. machte seine juristischen Studien an der Universität Leipzig, erwarb dortselbst den Doctorgrad, und wurde hierauf fürstlicher Rath (nach Stintzing), auch ordentlicher Professor der Rechte an genannter Hochschule, welcher er bis an sein Lebensende angehörte. — In den sächsischen Landen galt damals das gemeine Sachsenrecht auf Grund des Sachsenspiegels, und es herrschte durch die drei berühmten Schöffenstühle zu Magdeburg, Leipzig und Halle, sowie durch die Juristenfacultäten in Erfurt, Leipzig, Wittenberg und Jena (seit Mitte des 16. Jahrhunderts) dortselbst ein reges Rechtsleben. Trotzdem konnte man sich der Ansicht nicht verschließen, daß der Sachsenspiegel zum Theil veraltet, zum Theil unklar und nicht zureichend war; die Gerichte beschlossen deshalb eine Reform, wodurch die unverständlichen oder außer Gebrauch gesetzten Artikel beseitigt, und das Ganze in zweckmäßige Ordnung gebracht werden sollte. Allein die politischen Umwälzungen und Unruhen in den sächsischen Landen hemmten die ernstliche Verfolgung dieser Pläne. . . Inzwischen hatte sich Z. mit einer Neubearbeitung des Sachsenspiegels beschäftigt, welche im Meißner

Dialekte mit lateinischer Uebersetzung, Glossen, und rechtsvergleichenden Bemerkungen erschien und zwar der erste Theil 1535, der zweite 1537. Z. setzte diese Thätigkeit auch später fort. Georg Menius, Schüler und Schwiegersohn Zobel's, gab aus dessen handschriftlichem Nachlasse 1560 das Land- und Weichbild-Recht heraus, welches 1563, 1595 und 1614 (fol.) neu aufgelegt wurde; und Franz Romanus, Ordinarius in Leipzig, welcher die Bibliothek Zobel's nebst dessen Manuscripten käuflich erworben hatte, besorgte aus letzteren 1589 eine Ausgabe des Lehensrechtes. Nebenbei verfaßte Z. „Diss. jur. civil. Saxon.“ (Lpz. 1588, 1598, 1610).

Z. war verheirathet mit Anna Umwied von Reichenau in der Unterlausitz aus sehr geachteter Familie. Ihren Ehemann überlebend gebar sie ihm einen Sohn und zwei oder drei Töchter. Die Kinder errichteten in pietätvoller Weise ihren in der Paulinerkirche bestatteten Eltern eine stattliche Gedenktafel aus Erz, auf welcher des Vaters Verdienste aufgezählt sind.

Der Sohn Johann trat frühzeitig in fremde Kriegsdienste und focht, wie es damals üblich war, bald in Spanien und Dänemark, bald in Ungarn und Schweden. Später zog er sich nach Leipzig zurück, wo er 1593 im Rufe großer Wohlthätigkeit starb.

Die ältere, ziemlich reichhaltige Litteratur über Zobel findet sich in Zedler's Universal-Lexikon. — Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft, 1. Abth., S. 549. v. Eisenhart.

Zobel: Johann Z., geboren in Bremen 1578, † daselbst 1631, Sohn des Kaufmanns Heinrich Z., der 1583 in den Rath und 1597 zum Bürgermeister seiner Vaterstadt gewählt wurde, studirte in Altorf, Rostock, Franeker und Marburg die Rechte und trat 1601 in die Dienste des Landgrafen Moritz von Hessen. Im folgenden Jahre begleitete er den Fürsten durch die Schweiz an den Hof Heinrich's IV. Im December 1605 ging er abermals nach Paris, wo er wahrscheinlich bis in den Herbst 1606 blieb. Die Vertrautheit mit der französischen Politik, die Z. auf diese Weise gewann, machte seine Dienste dem Landgrafen besonders werthvoll, als in den Vordergrund seiner Interessen die evangelische Union trat. Z., der am 1. October 1608 vom Landgrafen zum Geheimen Rath ernannt worden war, gehörte seit Hessens Beitritt zur Union zu den auf diese beeidigten Räthen und nahm regelmäßig an den Unionstagen theil. Daneben wurde er vielfach zu diplomatischen Sendungen verwandt. 1609 war er des Jülichschen Erbfolgestreits wegen in Wesel und im Haag, gleich darauf in Bremen, um den Anschluß der Hansestädte an die Union zu betreiben. Der gleichen Angelegenheit galt neben anderen Aufträgen sein Besuch in Lübeck 1613. Ein Jahr zuvor war er zum ersten Male am englischen Hofe gewesen, um mit dem Könige sowol wegen der bevorstehenden Kaiserwahl, als auch wegen einer Aussöhnung zwischen Dänemark und Schweden und der Anbahnung eines allgemeinen Verständnisses unter den evangelischen Mächten zu verhandeln. 1614 wurde er nach Stockholm geschickt, um den König Gustav Adolf zur Thronbesteigung zu beglückwünschen und auch ihn für das Zusammenstehen der evangelischen Mächte zu interessiren. Er entledigte sich dieses Auftrages gegen Ende Juni in Narwa. 1617 führte ihn der Wunsch des Landgrafen, für seinen Sohn Philipp die Nachfolge im bremischen Erzstifte zu erringen, abermals nach Bremen. Zwei Jahre früher hatte der bremische Rath unmittelbar nach der Resignation und dem gleich darauf erfolgten Tode Heinrich Zobel's Johann Z. zum Rathsherrn erwählt. Die Wahl blieb aber erfolglos, weil damals weder Z. Neigung hatte, den hessischen Dienst und seine Thätigkeit im Gebiete der großen Politik zu verlassen, noch der Landgraf Willens war, auf einen „so qualificirten und wohlaffektionirten Rath und

Diener" zu verzichten. Indeß wurde Z. schon bald darauf von Mißmuth über das unruhige Leben am Hofe ergriffen, und als die Kriegswirren den Zwist zwischen dem Landgrafen und seinen Ständen zu äußerster Schärfe entwickelten und jenen auch mit seinem Sohne Wilhelm entzweiten, da fühlte auch Z., daß das Band zwischen ihm und seinem Herrn gelockert sei. Im J. 1622 hatte er noch den jungen Landgrafen Philipp am englischen und französischen Hofe eingeführt, schon ein Jahr später war er entschlossen, den hessischen Dienst zu verlassen und sich, wenn keine andere öffentliche Thätigkeit sich ihm darbot, auf ein Landgut bei Bremen zurückzuziehen. Inzwischen hatten seine bremischen Freunde, trotz seiner Ablehnung der Wahl zum Rathsherrn, die Hoffnung nicht aufgegeben, seine ausgezeichneten Eigenschaften vielleicht in anderer Weise für die Vaterstadt zu verwerthen. Seit 1619 hatten sie sich mehrmals bemüht, seine Wahl zum Syndikus der Hansestädte durchzusetzen. Allein ihr Wunsch war am Widerspruche Lübecks gescheitert, das zwar Zobel's große Experienz in politicis und seine Brauchbarkeit für diplomatische Sendungen anerkannte, aber Anstoß daran nahm, daß Z. nicht graduirt sei und vielleicht „in puncto juris nicht also beschaffen, daß er pro syndico diene". Z. selbst hatte im J. 1624 nach dem Tode des Dr. Ryswick seine Ernennung zum Agenten der Hansestädte im Haag ins Auge gefaßt, ohne damit zum Ziele zu kommen. Da geschah das Unerwartete, daß er im April 1625 zum zweiten Male zum bremischen Rathsherrn erwählt wurde. Diesmal zögerte er nicht, die Wahl anzunehmen, ohne beim Landgrafen sein erst kürzlich eingereichtes, aber nicht genehmigtes Abschiedsgesuch zu erneuern. Im Mai trat Z. sein Rathsherrnamt an, schon im November wurde er zum Bürgermeister erwählt. Aber merkwürdiger Weise hat der von seinen Amtsgenossen in so besonderer Weise ausgezeichnete Mann nur ein einziges Jahr in Diensten seiner Vaterstadt ausgehalten.

Im April 1626, als Z. gemeinsam mit dem bremischen Syndikus Preiswerck wegen Belästigungen des Weserhandels durch dänische Kriegsschiffe zu König Christian IV. nach Wolfenbüttel geschickt wurde, ließ er sich durch den König bestimmen, für ihn eine Sendung zum König von Böhmen und an den englischen und französischen Hof zu übernehmen, um insbesondere die schleunige Zahlung der verheißenen Subsidien zu betreiben. Ohne Urlaub des Raths trat er die Reise an, in der Hoffnung, sie in längstens drei Monaten beendigt zu haben und alsdann die Verzeihung für seine Eigenmächtigkeit um so leichter zu erlangen, als er glauben durfte, den Rath davon zu überzeugen, daß auch Bremens Geschicke von denen der dänischen Waffen bestimmt würden. Allein die Verhandlungen in London und Paris hielten ihn bei den in beiden Ländern herrschenden Wirren so lange auf, daß der Unmuth des bremischen Raths über die Flucht des Bürgermeisters, schon lange nur durch die Rücksicht auf Christian IV. zurückgehalten, endlich im Juni 1627 Z. dazu nöthigte, seinen Abschied zu erbitten. Er ist dann noch bis Ende 1630 als dänischer Agent in Paris geblieben, gelegentlich auch von dort nach London zurückgekehrt. Auch von Gustav Adolf erhielt er dort Aufträge, und auch für seinen alten Herrn, den Landgrafen Moritz, mit dem er sich schon 1626 vollständig ausgesöhnt hatte, hat er in Paris Geschäfte wahrgenommen. Mittheilsam und schreiblustig, wie er war, hat er von dort aus auch an den Rath von Bremen und Lübeck mehrfach lange und gehaltvolle Berichte geschickt, immer bemüht, die Hansestädte dafür zu gewinnen, daß sie in dem Ringen der Mächte ihre schwächliche Neutralität verlassen und sich an die Seite Dänemarks und Schwedens stellen möchten. Als er im Januar 1631 endlich zu König Christian zurückzukehren im Begriffe war, erkrankte er auf der Durchreise in Bremen und starb hier in seiner Vaterstadt.

W. v. Bippen, Die bremischen Bürgermeister Heinrich und Johann Zobel (Hansische Geschichtsbl., Jahrg. 1886); — Derselbe, Gesch. d. Stadt Bremen, Bd. 2, namentlich S. 343 f. Bippen.

Zober: Ernst Heinrich Z., als heimathlicher Historiograph besonders um die Erforschung der Geschichte Stralsunds und seines Gymnasiums verdient, ward geboren am 25. April 1799 zu Königsberg in der Neumark als Sohn des dortigen Archidiakonus, † am 6. November 1869 zu Stralsund. Vorgebildet auf dem Lyceum seiner Vaterstadt unter den Rectoren Leps und Thiel von Ostern 1810 bis Michaelis 1815, vollendete er seinen Schulcursus zu Berlin und bezog Michaelis 1818 die Universität daselbst, um unter Leitung von Solger, Schleiermacher, Stiedenroth, F. A. Wolf, A. Böckh, de Wette, Neander und Marheineke Philosophie, Philologie und Theologie zu studiren. Seiner Militärpflicht genügte er bei dem Gardeschützenbataillon 1819—20 zu Berlin; von Michaelis 1820—21 setzte er seine Studien zu Tübingen vornehmlich in der Theologie fort nach den Vorlesungen von J. Fr. Flatt, E. G. Bengel, J. Chr. Fr. Steudel und H. W. Siegwart und durchwanderte wie vordem auf der Hinreise so jetzt bei der Rückkehr verschiedene Gegenden Deutschlands. Den nächstfolgenden Winter lebte er zu Halle als Hauslehrer, hörte zugleich eine Vorlesung Knapp's und ward am 9. März 1822 von der philosophischen Facultät daselbst zum Doctor promovirt. Von Ostern bis Michaelis 1822 unterrichtete er in der Tertia des Hallischen Pädagogiums unter dem Kanzler Niemeyer und Professor Jakobs, begann dann aber, nach kurzer Anstellung in Königsberg i. d. N. seine Lehrthätigkeit in Stralsund, wo er 1824 das Ordinariat von Quinta und 1828 das von Quarta erhielt. Michaelis 1827 ward er als Blume's Nachfolger durch den Rath zum Stadtbibliothekar erwählt, am 9. April 1845 zum Oberlehrer, am 17. December 1851 zum königlichen Professor ernannt. Der im Jahre 1826 begründeten Neuvorpommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde wendete er im Verein mit Brandenburg, Mohnike, Fabricius, Kosegarten, Hagenow eine unermüdliche Thätigkeit zu und gehörte zu den Mitgliedern des Vorstandes. Seine Verwaltung der Rathsbibliothek setzte ihn in den Stand, ein reiches historisches Material sowol durch Herausgabe zugänglich zu machen als auch zu chronologischen und biographischen Werken zusammenzustellen. Von jener Art haben die in Gemeinschaft mit Mohnike herausgegebenen „Stralsunder Chroniken", Theil I—III 1833 f., welche namentlich Joh. Berckmann's Chronik, sowie die Memorial- und Tagebücher von Joach. Lindemann, Gerh. Hannemann und Nik. Gentzkow enthalten, ferner eine Menge kleinerer Publicationen von Briefen, Dichtungen, Nachrichten über historische Gebäude und Druckschriften — theils selbständig erschienen, theils in der Sundine, den Balt. Studien und anderen Zeitschriften herausgegeben — einen bleibenden Werth für die heimathliche Geschichtsforschung. Auch die chronologischen und biographischen Arbeiten, unter ihnen namentlich: „Die Geschichte der Belagerung Stralsunds durch Wallenstein", 1828; „Alphabetisches Verzeichniß der in der Rathsbibliothek zu Stralsund befindlichen Bücher" 1829, mit Nachtr. 1862; „Urkundliche Geschichte des Stralsunder Gymnasiums", 1839—60; Berichte über das Bestehen des Literarisch-Geselligen Vereins zu Stralsund I—XVI, 1837—67, welche 126 Biographien verstorbener Mitglieder desselben enthalten, haben eine große Bedeutung, da in ihnen ein wichtiges historisches Material niedergelegt ist. Neben diesen wissenschaftlichen Verdiensten, in deren Anerkennung ihn die historischen Gesellschaften in Berlin, Schwerin, Kopenhagen, Halle und Dresden zu ihrem Mitgliede ernannten, verdient seine unermüdliche Thätigkeit als Schriftführer

der verschiedensten Vereine z. B. des Lit.-Ges., des Gustav-Adolf-Vereins, der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger und anderer wohlthätiger Anstalten rühmliche Erwähnung. In dieser aufopfernden Vielseitigkeit seines praktischen wie litterarischen Wirkens für die pommersche Heimath wird er seinen Landsleuten unvergeßlich sein. In allen politischen und confessionellen Tagesfragen nahm er eine vermittelnde Stellung ein. Dem Auftrage des Consistoriums zufolge unternahm er eine Umarbeitung des vom Generalsuperintendenten Dr. Schlegel 1794 verfaßten Katechismus, welcher 1836 erschien und bis auf die neuere Zeit im Gebrauch geblieben ist. Seine dort S. 214—16 abgedruckte Nachschrift gibt ein redendes Zeugniß seines religiösen Denkens und Strebens.

Pyl, Nekrolog im 36. Jahresb. d. Rüg.-Pomm. Abth. f. Pomm. Gesch. u. Alterthumskunde. Greifswald 1871. — Zober, Gesch. d. Stralf. Gymn. VI, 47 f., woselbst auch ein Verzeichniß seiner Schriften steht.

Häckermann.

Zoega: Georg Z., Alterthumsforscher. Die Familie Zoega stammte aus Oberitalien. Um 1570 war der Edelmann Matthias Z., bei Verona ansässig, um eines Zweikampfes willen aus der Heimath geflohen, nach Norddeutschland gekommen, in Meklenburg zum Lutherthum übergetreten, endlich bei Herzog Adolf von Gottorf, dem dritten Sohne König Friedrich's I. von Dänemark und Begründer der Gottorf'schen Linie, in Dienste getreten. Seine Nachkommen, meist kinderreich, blieben großentheils im Herzogthum Schleswig ansässig. Sein Sohn Matthias war Cantor in Flensburg, später in Schleswig; dessen Sohn Paul (Pastor 1659—1688), Enkel Matthias († 1719) und Urenkel Jürgen († 1755) hatten ein Jahrhundert lang das Pastorat in Vilstrup bei Hadersleben inne (vgl. P. Rhode, Samlinger til Haderslev Amts Beskrivelse, S. 318 ff.). Von Jürgen's sieben Kindern ward der älteste Sohn, Wilhad Christian Z., 1753 Pastor in Dahler in der Grafschaft Schackenburg, einer damals zu dem jütischen Stift Ripen gehörigen Enclave des Herzogthums Schleswig (das Dorf Dahler liegt an der heutigen Eisenbahn von Tondern nach Hoyer). Wilhad heirathete bald Henriette Clausen aus dem benachbarten Gute Schackenburg, und am 20. December 1755 — einen Monat vorher war Winckelmann in Rom eingezogen — ward ihnen ihr ältester Sohn geboren, der am 26. Decbr. nach dem Großvater den Namen Jürgen erhielt (so nach dem Kirchenbuch; Mitth. des dortigen Pastors Petersen); Z. selbst schreibt sich George Zoëga, später Giorgio Zoega. Schon im folgenden Jahre ward der Vater als Propst nach dem nahen Mögeltondern versetzt, wo Z. seine Kindheit mit zwei Brüdern (Hans 1761—1797, Nachfolger des Vaters, und Karl, geboren 1763, Landmann in Stenderupgaard, Nordschleswig, jetzt Jütland) und einer von Geburt an gelähmten, ihm besonders vertrauten Schwester Ulrike (geboren 1757) verlebte; seine Mutter verlor er schon 1763. Die Umgegend Tonderns gehört zu den sprachlich gemischten Districten. Die Kirchensprache in der jütischen Enclave war dänisch, die Sprache in der Familie Z. deutsch; alle Familienbriefe sind deutsch geschrieben. Zoega's beide Großväter, ebenso wie sein Vater waren auf deutschen Universitäten gebildet. Z. beherrschte beide Sprachen vollkommen. Der schwächliche, nachdenkliche, lernbegierige Knabe wuchs ziemlich einsam auf, unter der Aufsicht und Mitwirkung des lebhaften und lebenslustigen Vaters von meistens mangelhaften Hauslehrern unterrichtet. Außer in Geschichte und Geographie erwarb er sich in den alten und neuen Sprachen gründliche Kenntnisse, die er auch später eifrig mehrte; er sprach und schrieb fehlerlos Englisch, Französisch, Italienisch. Seine deutschen Aufsätze und manche Gedichte verriethen den Einfluß Klopstock's, Gesner's und anderer deutscher Dichter. Alles, was er trieb, verfolgte er eifrig und gründlich bis an das erreichbare Ziel und war

ganz darin vertieft; so zeigte diese, nach einem Ausdruck des Vaters, „ganz besondere Edition von einem Knaben“ schon früh die Eigenart, der er für sein ganzes Leben treu blieb.

Im Frühjahr 1772 verließ Z. für fünf Jahre sein Vaterhaus. Zunächst besuchte er das Gymnasium in Altona, wo er außer dem Schulunterricht noch 14 Stunden wöchentlich Unterricht nahm. Er stiftete unter seinen Mitschülern einen wissenschaftlichen Verein, dessen unbestrittenes Haupt er war, und erwarb sich bei den Lehrern den Ruhm eines ernsten, selbstdenkenden Jünglings. Im April 1773 bezog der Siebzehnjährige die Universität Göttingen, nach eigener Wahl, da sein verständiger Vater ihm volles Vertrauen schenkte und ihn auch äußerlich günstig stellte. Drei Jahre lebte er hier seinen Studien, zuerst mit Vorliebe für Philosophie und Geschichte (Feder, Meiners), später mehr der Alterthumswissenschaft zugewandt, indem Heyne größeren Einfluß auf ihn gewann und namentlich durch seine Vorlesung über griechische Alterthümer ihm einen tiefen Eindruck machte. So kam er auch zum Studium Winckelmann's. Mit Hölty soll er Italienisch getrieben haben; im Sommer 1774 beschäftigte er sich mit dänischer Geschichte und Litteratur. Er beschränkte sich nicht auf irgend ein Fachstudium; vielmehr ergriff er mit lebhaftestem Interesse die verschiedensten Gegenstände und „gelangte allenthalben zu einem gewissen Grade von Durchschauung; allein sobald er auf diesem Punkt war, ward ihm die Sache trocken und langweilig, er fand seine Bestimmung nicht da“ (an den Vater 5. Febr. 1779). Die reichen Schätze der Göttinger Bibliothek fanden an ihm den eifrigsten Benutzer. Von seinen Lehrern trat er persönlich am meisten Heyne und Meiners nahe. An seine Altersgenossen schloß er sich schwer an, theils weil er gern sein eigenes inneres Leben führte, theils weil er ebenso sehr aller Rohheit wie aller Steifheit abhold war. Einen bleibenden Freund gewann er an seinem schleswigschen Landsmann, dem Cameralisten Hieron. Esmarch aus Angeln, der, im Elternhause Boie's in Flensburg erzogen, ihn für kurze Zeit beim Hainbund einführte, ohne daß er hier festeren Fuß gefaßt hätte. Zoega's Briefe an Esmarch lassen einen tiefen Einblick in seine schwere, zum Trübsinn geneigte, immer das Schlimmste fürchtende, leidenschaftliche und bei allem hoch ideale Natur thun. Er stellt sich darin als ein echtes Kind der Sturm- und Drangperiode, aber von ungewöhnlich tiefem Gehalte, dar. Auch allerlei Dichtungen fehlten nicht, sowol tragische Versuche, wie Bearbeitungen dänischer Balladen im Bürger'schen Gewande. Im Sommer 1776 verließ Z. Göttingen, dessen Pedanterie und Lebensformen dem für Freiheit schwärmenden Jüngling immer unangenehmer geworden waren, und begab sich auf eine Reise, die ihn über Straßburg (Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode, S. 36 ff.), Zürich (wo er an Gesner großes Gefallen fand), nach Wien, und dann infolge plötzlichen Entschlusses in die italienische Heimath seines Geschlechtes führte. Ueber Venedig und Verona ging er sogar bis nach Rom, dessen Kunstschätze ihn in helle Begeisterung versetzten und einen Funken tiefer Sehnsucht in seinem Herzen hinterließen. Nur schwer riß er sich los und eilte, nur in Nürnberg mit Genuß verweilend, nach Leipzig, wo er im folgenden Winter mit Unlust blieb, Göttingens Bibliothek und Lehrer vermissend, wesentlich in eigene Studien über Homer versenkt.

So kehrte er im Mai 1777 nach Mögeltondern zurück, ohne seine Studien zu einem festen Abschluß gebracht zu haben. Ernst und verschlossen, zum Einsiedlerthum geneigt, verarbeitete er römische Eindrücke in einem Trauerspiel „Clementina Salviati“, das den Einfluß des Clavigo verrieth. Um eine feste Stellung zu erwerben ging er im Herbst nach Kopenhagen, wo er zahlreiche Verwandte hatte. Bei seinem Vaterbruder, dem Justizrath Jürgen Z., der beim

Generalpostamt angestellt war, wohnte er zusammen mit seinem Vetter G. N. Nissen aus Hadersleben, dem späteren Gatten von Mozart's Wittwe und Biographen Mozart's. Ein anderer Vetter, der spätere Etatsrath Johann Zoega aus Rabstedt (Amt Tondern), ein begabter Schüler Linné's (1742—1788), bekleidete bereits eine angesehene Stellung im Finanzdepartement und sollte sich später als einflußreichen Fürsprecher seines Vetters bewähren. Dieser schwankte zwischen der akademischen Laufbahn, etwa in Kiel, und einer Verwendung im cameralistischen Dienst. Für jene machte er zu hohe Anforderungen an sich selbst, eine Thätigkeit als freiwilliger Arbeiter bei der Rentekammer führte zu nichts. Z. verstand es nicht sich geltend zu machen und war zu stolz sich aufzudrängen; die Verwandten konnten nichts für ihn ausrichten. Ein halbes Liebesverhältniß kam hinzu, außerdem Krankheit und äußerste Reizbarkeit bis zu völligem Lebensüberdruß, Stimmungen, welche freilich in seinen Briefen damals wie später einen weit schärferen Ausdruck fanden als im Verkehr selbst. Indessen die Ergebnißlosigkeit seines Aufenthalts, die er mehr als unwürdig denn als selbstverschuldet empfand, machten ihm die Stadt Kopenhagen, ja sogar die Dänen überhaupt, widerwärtig; nur die Freundschaft seines Göttinger Freundes Esmarch, der damals in Kopenhagen lebte, hielt ihn aufrecht. Enttäuscht kehrte er im August 1778 ins Vaterhaus zurück, wo er ein paar finstere Monate in zerrissener Stimmung, hoffnungsloser Schwermuth, und doch im vollen Bewußtsein seines Werthes und voll Widerwillen gegen die enge Alltäglichkeit seiner Umgebung zubrachte. Außer Goethe, Klinger, Stilling war es namentlich die einfache, aber doch ihres melancholischen Reizes nicht entbehrende Natur, die seinem Geiste Nahrung gab. Der Einfluß Ossian's, der ihm neben Homer besonders hoch stand, sprach sich in leidenschaftlichen, hochgesteigerten Ergüssen von echt nordischer Stimmung in den Briefen an Esmarch aus. Wissenschaftliche Arbeit konnte bei solcher Gemüthsverfassung nicht gedeihen; die immer wiederkehrenden Betrachtungen über Selbstmord, über den Zustand nach dem Tode mußten das Schlimmste befürchten lassen, wenn sich nicht eine geordnete Thätigkeit beschaffen ließ. Diese fand sich im October 1778, indem er als Hauslehrer bei dem Stiefsohn eines entfernten Verwandten, Brögger, eintrat und nach dem weltentlegenen Städtchen Kjerteminde an der Nordostküste Fünens übersiedelte. Die stille Thätigkeit, der einfache Verkehr ungeachtet seiner Leerheit, die stimmungsvolle Umgebung, in der er der Poesie der Winterstürme wie dem vorzeitigen Erwachen des Lenzes nachhing, die Lectüre Goethe's und anderer deutscher Dichter wie der griechischen Philosophen, das alles machte ihm den Winter in Kjerteminde zu einer glücklichen Zeit, in der er die Ruhe seiner Seele wiederfand. Dabei ist die Aeußerung in einem Brief an Esmarch (16. Decbr. 1778) bemerkenswerth: „Das Studium der Kunst ist noch unter allen Dingen, die man Wissenschaft nennt, dasjenige was mich am meisten interessirt, und kränkt mich oft, daß ich das itzt ganz muß liegen lassen“.

Im Frühjahr 1779 begab sich Z. als Hofmeister des vier Jahre jüngeren Kammerjunkers A. C. v. Heinen, eines Schwagers des einflußreichen Geheimeraths Linstow, auf eine Reise, die sie binnen zwei Jahren durch Deutschland, Italien, Frankreich, Holland und England führen sollte. Zunächst gab es einen einmonatlichen Aufenthalt in Kopenhagen, der für Z. wichtig ward durch die Beziehungen zu dem Hause Münter. Balthasar Münter, ein geborener Lübecker, war Prediger an der deutschen Petrikirche, seine Frau eine geborene v. Wangenheim aus Gotha. Ihr gastliches Haus bildete den Mittelpunkt der damaligen deutschen Gesellschaft Kopenhagens. Hier lernte Z. die Tochter Friederike (später verheirathete Brun) kennen, der er später in Rom wiederholt begegnen sollte; ihr Briefwechsel ward immer in deutscher Sprache geführt. Friederikens Bruder

Friedrich Münter, der gelehrte spätere Bischof von Seeland, war damals noch Student; Zoega's nahes Verhältniß zu ihm stammte aus späterer Zeit. — Die erste Hauptstation der Reise bildete Göttingen (Juli 1779 bis März 1780). Hier schloß sich Z. besonders eng an seinen alten Lehrer Heyne an. Dieser wies ihn auf die Punkte der Alterthumswissenschaft hin, die nur durch Anschauung und Untersuchung der Oertlichkeiten und Denkmäler gefördert werden könnten, und richtete seinen Blick auf den großen Zusammenhang des Alterthums. Z. vertiefte sich in seiner Weise in diese Aufgaben, bis er sich „durch abstruses grenzenloses Denken geirrt“ fühlte (an Esmarch 6. Jan. 1780). Dabei trieb er wieder eifrig Homerstudien und gelangte hinsichtlich der Einheitlichkeit der Gedichte und Einheit des Verfassers zu Ansichten, welche eher an Wolf als an Heyne erinnern (vgl. Zoega's Abhandl. S. 306 ff. vom J. 1788 und Heyne's ablehnende Aeußerung bei Welcker II, 62). Eine Abneigung gegen allen bloß gelehrten Ballast wie gegen Conjecturalkritik war die nächste Frucht dieser Beschäftigungen. Ein freundlicheres Bild als seine eigenen Briefe bietet übrigens die Schilderung Schow's, der ihn damals kennen lernte (S. 189 ff., deutsch bei Welcker I, 243 ff.). — Im nächsten Frühjahr brachen die beiden Reisenden über Kassel, Frankfurt, München auf nach Wien, zogen aber schon im Mai weiter nach Italien, „dem Land meiner Liebe, bei dessen bloßem Namen die Freude aufgeht in meiner Seele“. Nach kürzerem Aufenthalt in Venedig, Bologna, Florenz ward im Juni Rom erreicht, „der Ort, den ich vor allen liebe“; „diese Stadt ist doch unter allen die einzige, wo es noch der Mühe werth ist zu leben“ (an Esmarch 24. Decbr. 1780; 20. Juni 1781). Pläne alsbald dorthin zurückzukehren, dort oder in der Nähe seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen, im Vollgenuß der dort gewährten persönlichen Freiheit seinen Studien zu leben gehörten fortan zu den „Lieblingen seiner Wünsche“; „gewissermaßen betrachte ich meinen gegenwärtigen Aufenthalt hier nur als eine Vorbereitung zu einem künftigen längeren“ (an denselben 1. Aug. 1780). Nachdem der Winter in Neapel verlebt war, ward ihm noch das Glück zu Theil, ein paar schöne Frühlingsmonate in Rom ernster Arbeit zu widmen, „die nützlichste Zeit dieses ausländischen Aufenthalts“ (an den Vater 18. Juni 1781). Von Bedeutung ward ihm auch die Bekanntschaft seines gleichaltrigen schleswigschen Landsmannes, des gelehrten Orientalisten Adler (späteren Generalsuperintendenten in Schleswig), der damals neben bibelkritischen Studien die kufischen Münzen der Sammlung Borgia bearbeitete. Im Mai verließ Z. Rom, um über Florenz und Turin nach Frankreich zu gehen, als die Nachricht von Linstow's Tode die Reise zu einem unerwarteten Ende brachte (Juni 1781). Beide begaben sich alsbald von Turin auf den Heimweg; Z. machte in Göttingen Halt, wo Heyne aufs ernstlichste in ihn drang, seinem Plan, „das Studium des Alterthums mit historischer Strenge zu behandeln und durch Anwendung auf die Geschichte der Menschheit wichtig zu machen“ (an den Vater 16. Juli), nicht untreu zu werden. Da dieser Plan weitere Reisen erforderte und ohne staatliche Unterstützung sich nicht durchführen ließ, ging Z. geradeswegs nach Kopenhagen und fand auf Heyne's Empfehlung bei dem Minister Guldberg, einem auf historischem und theologischem Gebiete selbstthätigen Forscher und Besitzer einer guten Münzsammlung, einen einsichtigen Gönner. Guldberg leitete seine Studien auf das numismatische Gebiet. Z. ordnete Guldberg's Sammlung und arbeitete die ganze numismatische Litteratur durch. Dabei erkannte er klar die Mängel der bisherigen Behandlung und entwarf den Plan eines Generalkatalogs der alten Münzen mit wirklich treuen Abbildungen und fester Terminologie — ein Gedanke, den einige Jahre später auch Eckhel aussprach, der aber erst in unserer Zeit von der Berliner Akademie zur Ausführung gebracht wird.

Eine Nebenfrucht dieses Kopenhagener Aufenthalts war das zusammenhängende Studium Platon's, das ein Gegengewicht gegen die Dürre der numismatischen Beschäftigung abgab; 126 Seiten voll Auszügen bezeugten seinen Fleiß. — Guldberg erkannte die Bedeutung seines Schützlings und erwirkte für ihn, mit der die dänische Regierung stets auszeichnenden Liberalität in der Förderung wissenschaftlicher Reisen, ein Reisestipendium von 600 Rthlrn. (2160 Mk.) für zwei Jahre und das Versprechen der späteren Leitung des königl. Münz- und Gemmencabinets. Am 11. Mai 1782 ward die Reise angetreten, die ihn über Wien nach Italien, Frankreich, Deutschland führen sollte. Bei einem kurzen Besuch in Kjerteminde entdeckte er zwei ägyptische Fragmente mit Hieroglyphen, deren Ueberführung nach Kopenhagen er veranlaßte. Auch die Seinen in Mögeltondern besuchte er, ehe er die Heimath verließ.

Z. stand jetzt „grad' in der Mitte seines Lebensweges“. Seine nach allen Seiten weit ausgreifende Lehrzeit war beendigt, ein festes Ziel auf begrenztem Gebiete vorgezeichnet, ein weiterer großer Inhalt für sein Lebenswerk fest ins Auge gefaßt. Letzteres ward in Göttingen nochmals mit Heyne durchgesprochen. Bei ihm traf Z. den sechs Jahre jüngeren Friedrich Münter, der damals in Göttingen Theologie und orientalische Sprachen studirte und den er bald in Rom wiederfinden sollte. Nach einem Besuch des berühmten Münzcabinets in Gotha langte Z. im Juli in Wien an, wo ihn Eckhel, der Begründer wissenschaftlicher Numismatik, sehr freundlich aufnahm und, gleich seinem Collegen Neumann, mit seltener Liberalität in seinen Studien förderte, z. B. durch Mittheilung seines Manuscriptes zur Doctrina numorum. Trotzdem brach auch jetzt bei Z. gelegentlich eine Till-Eulenspiegelstimmung durch: „Ich fange itzt an glücklich zu werden, bin im Begriff meine Wünsche zu umarmen; nie bin ich feiger als eben in solchen Zeitpunkten, ich erwarte da immer einen Zuwachs der andern Schale, zum Gleichgewicht, wie's von jeher gewesen war; ist mir ordentlich als mangelte mir etwas so lang ich keinen Gram habe“ (an Esmarch 19. Juli 1782). Das leichtlebige Wien mit seinen spießbürgerlichen Interessen mißfiel dem ernstgestimmten jungen Mann; er freute sich „von diesen Deutschen loszukommen, die ihm herzlich zuwider seien“, denn ihm winkte „sein geliebtes Italien“. Einen verhängnißvollen Umgang gewann er an dem päpstlichen Nuntius (späteren Cardinal) Garampi, der ihn mit Empfehlungen reichlich versah. So verließ er im December Wien; in kurzen Stationen besuchte er die Münzsammlungen in Venedig, Bologna, Pesaro, Ancona, überall von den geistlichen Vorständen wohl aufgenommen, und traf am 30. Januar 1783 in Rom ein — um es bald an sich zu erfahren: „Wär' ich in Rom geboren, oder wär' ich niemals hingekommen!“ (an Birch 24. Mai 1783), eine Erfahrung, die er noch 25 Jahre später dem aus Rom scheidenden jungen Welcker wiederholte (Kekulé, Leben Welckers S. 90).

Das Jahr 1783 ist das Schicksalsjahr in Zoega's Leben. Mit einer Empfehlung Garampi's kam er, von Adler eingeführt, zu Monsignore Stefano Borgia (1731—1804, aus einem in Velletri ansässigen Zweige der alten spanischen Familie), dem Secretär der Propaganda, einem wohlwollenden, leutseligen Manne, selbst nicht eben gelehrt, aber wissenschaftlichen Interessen zugänglich und Gelehrte zu fördern bemüht; dabei war er ein leidenschaftlicher Sammler. Die weitverzweigten Verbindungen seiner Anstalt benutzte er eifrig um ein überaus werthvolles und mannichfaltiges Museum namentlich orientalischer Antiquitäten zusammenzubringen, das theils in Rom, theils in Velletri aufbewahrt wurde. Hier waren Adler und Münter bereits thätig; bald wies Borgia auch Z. eine numismatische Aufgabe zu, das erste feste Band zu einer lebenslänglichen nahen Verbindung zwischen beiden. Ferner lernte Z. bald in

der Wohnung eines Kopenhagener Bekannten, des gelehrten Theologen A. Birch (später Bischof von Aarhuus), die junge Maria Pietruccioli kennen, die ungewöhnlich schöne, temperamentvolle Tochter eines armen Malers. Schon im April brachte ihn die Liebe zu ihr von Sinnen. Der Versuch, durch eine mehrwöchentliche Reise nach Neapel, wo er sich ganz in numismatische Studien vergrub, seiner Leidenschaft zu entfliehen schlug fehl. Nach unruhigen Monaten, dem Zug eines Schicksals folgend, das ihn vorwärts riß, ungewiß „ob um glücklich zu sein für immer, oder für immer im Mißgeschick“ (an Birch 24. Mai), trat er im Juli in aller Stille, ohne daß auch nur Borgia darum wußte, zum Katholicismus über und heirathete ebenso heimlich am 7. August seine Mariuccia, mit der er sogleich aus dem Fremdenquartier mitten in die Stadt, dem Pantheon gegenüber, in völlig römische Umgebung zog.

Der Confessionswechsel, wenn er auch seinen nächsten Anlaß in der Liebe hatte, lag doch bei Z. viel tiefer in seiner Natur begründet als bei Winckelmann. Schon in seiner Gährungszeit bekannte er, eine große Parteilichkeit für die katholische Kirche zu haben, während in dem damals ganz verknöcherten Lutherthum dessen „Gott sich ihm noch nicht offenbart hatte“ (an Esmarch 28. Nov. 1778). Ja er trat sogar dafür ein, „daß die katholische Religion ihrer Natur nach der Freiheit zuträglicher sei als die protestantische“ (an denselben 18. Jan. 1779). Hinsichtlich der Heiligenanbetung fand er „etwas so Behagliches darin, ein Wesen anzubeten, das für mich mehr Gott ist als für einen andern“ (1777, bei Welcker I, 55). Auf der Reise nach Wien hatte er sich einem protestantischen Geistlichen gegenüber „für einen Katholiken ausgegeben und viele Lehrsätze dieser Kirche aus allen Kräften vertheidigt“ (an Esmarch 19. Juli 1782); wenn er dann auf der weiteren Reise in ganz katholischer Umgebung, mit seiner angestammten Vorliebe für alles Italienische, „begierig darauf war, ob er mit seinem protestantischen Herzen aus Italien zurückkommen werde“ (an denselben 30. Nov. 1782), so fiel wol der Uebertritt einem Manne nicht schwer, in dessen durchaus nicht einfachem Wesen von jeher ein starker Zug zur Schwärmerei, bis zum Mysticismus, seine Stelle hatte. Nachdem Z. übergetreten war, beobachtete er die Formen seiner Kirche gewissenhaft, litt aber in seinem Hause kein leeres Gebeteplappern und bewahrte sich nicht bloß für sein Denken und Arbeiten die vollste Freiheit, sondern hatte auch kräftige Worte bereit gegen das Papstthum als den „Thron der Heuchelei“, gegen das „Reich des Aberglaubens“, gegen den „Eunuchenstaat“ als „den Sitz der Unwissenheit, der Heuchelei und der Unterdrückung des menschlichen Geistes“. Die Heirath aber ward für ihn im Laufe der Jahre, bei allem Glück, das er in der Liebe zu seiner Frau fand, und das auch gewisse Unsitten des römischen Ehelebens wol verbitterten, aber nicht ganz zerstörten, zu einer Quelle nie versiegender Prüfungen, beständiger Sorgen und Nöthe — von elf Kindern starben ihm acht —, freilich auch einer angestrengten wissenschaftlichen Thätigkeit, wie er sie ohne solchen Zwang vielleicht nicht entfaltet haben würde. So schreibt er selbst 24 Jahre später, am 17. Januar 1807, an seinen Gönner Baron Schubart: „Der Tod meiner Frau ruft mir das Andenken einer langen Reihe von Jahren zurück, deren Hauptereignisse ihre Quelle in einer Verbindung gehabt haben, welche die Folge der jugendlichen Uebereilung war und die mich in die Laufbahn der ernsthaftesten und hartnäckigsten Anstrengung trieb und mich gewissermaßen zwang mir das bischen Namen zu erwerben, welches ich in der gelehrten Welt erlangt habe“.

Die neuen Fesseln hielten Z. den ganzen Winter, weit über die vorgesetzte Zeit, in Rom zurück. Erst im März 1784 riß er sich los, ging nach Florenz und von da unter großen Mühsalen und Gefahren nach Paris, wo er am

12. Mai ankam. Hier erfuhr er den Sturz seines Gönners Guldberg und hielt alle seine Aussichten für verloren. Guldberg aber, der ihn nicht vergessen hatte, rieth ihm sich an seinen Nachfolger den Grafen Bernstorff zu wenden, was Z. auch that. Aber da die (günstige) Antwort des Ministers ebenso wie eine vom Vater erbetene Geldsendung etwas über Erwarten ausblieb, hielt Z., der inzwischen mit Mühe zur Benutzung des reichen Pariser Münzcabinets gelangt war, sich für aufgegeben von der Heimath und folgte dem Magnet, der ihn wieder, diesmal für immer, nach Rom zog. Von Geld ziemlich entblößt legte er den ganzen Weg zu Fuß zurück; als er nach fünf beschwerlichen Wochen am 24. Juli in Rom angekommen war, büßte er die Aufregungen des Pariser Aufenthalts und die Anstrengungen der Reise mit einer schweren mehrmonatlichen Krankheit, während der ihm seine älteste Tochter Laura geboren ward. Die Bemühungen seiner Verwandten und Freunde daheim, namentlich seines Vetters Johann Z., ebneten freilich alle Schwierigkeiten, und selbst die nach Kopenhagen gedrungene Kunde von seinem Confessionswechsel und seiner Heirath hob die günstige Stimmung der Regierung nicht auf. Obwol in Dänemark kein Katholik angestellt werden durfte, war man bereit seinen Uebertritt unbeachtet zu lassen, und beschloß am 30. December ihm eine neue Unterstützung zur Heimreise, sowie ein festes Gehalt von 800 Rth. (2880 Mk.) nebst freier Wohnung im Schloß Rosenborg zu bieten. Allein am Tage, ehe diese Nachricht Rom erreichte, am 10. Januar 1785 hatte Z. vom Papst persönlich ein vorläufiges Jahrgehalt von 300 Scudi (1350 Mk.) zugesichert erhalten, wofür er der Propaganda als Dolmetscher dienen sollte. An der so übernommenen Verbindlichkeit und an der Schwierigkeit, die mit der Uebersiedelung seiner römischen Frau verbunden war, scheiterten auch alle weiteren Verhandlungen, die erst im Juni in Kopenhagen völlig abgebrochen wurden. Die Auseinandersetzungen mit dem Vater führten nach offener Aussprache zu einem auch weiter freundlichen Verhältniß zur ganzen Familie, so daß die Geschwister ihn auch nach des Vaters Tode (1790) in seinem Erbtheil nicht verkürzt haben wollten; nur der Briefwechsel mit seinem Herzensfreund Esmarch verstummte für volle siebzehn Jahre (vgl. dazu Jörgensen S. 220).

So war Z. für Rom und für die Wissenschaft gerettet, deren Dienst er fortan seine ganze Arbeitskraft widmete. Er bezog eine Wohnung in der Strada Gregoriana, nahe der Propaganda, deren Secretär Borgia sich auch in diesen kritischen Zeiten als seinen treuesten Freund, nach seinem eigenen Ausdruck wie ein zweiter Vater, bewährte, ohne daß Z. in ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältniß zu ihm (wie einst Winckelmann zum Cardinal Albani) trat. Für Borgia hatte er schon 1783 eine Arbeit über die ägyptischen Münzen der Kaiserzeit übernommen; da aber diese Münzclasse in Borgia's Sammlung während weniger Jahre von 400 auf 1250 Stück anwuchs und auch das Pariser Cabinet neue Beiträge geliefert hatte, mußte das Werk immer von neuem umgearbeitet werden. Der Katalog führte Z. auf eine Menge von Untersuchungen, die sich immer mit neuen verketteten; vor allem veranlaßten sie Z. zum gründlichen Studium der koptischen Sprache, die durch ausgezeichnete Handschriften in der Sammlung Borgia vertreten war. Zu Ende des Jahres 1785 war das Manuscript druckfertig, was aber vielfache Umarbeitungen nicht ausschloß, denn Z. wußte „niemals die goldene Linie zu finden, wo alle Klugen stehn bleiben“ (an A. Birch 28. März 1786). Erst Ende 1787 erschienen die „Numi Aegyptii imperatorii prostantes in Museo Borgiano Velitris, adiectis praeterea quotquot reliqua huius classis numismata ex variis museis atque libris colligere obtigit“ (Rom 1787), ein stattlicher Quartband von 404 Seiten mit 22 nicht schönen aber sachlich treuen Kupfertafeln. Die Sammlung aller bekannten Münzen dieser

Gattung ist vollständig, die Beschreibung genau, strenge Kritik und scharfsinnige Combination gehen Hand in Hand auf Grund erstaunlicher Gelehrsamkeit, die besonders in den einzelnen Ausführungen (zur ägyptischen Religion, über Hadrian's Reisen u. a.) hervortritt, aber immer in knappster Form. Eckhel's höchst anerkennendes Urtheil (Doctr. num. IV, 27 f.) ist sehr charakteristisch für den auf das urkundlich Nachweisbare sich beschränkenden Numismatiker gegenüber dem weiterblickenden Alterthumsforscher (vgl. auch Eckhel's Briefe bei Welcker II, 75. 82, und Heyne ebenda S. 61); dagegen bemühte sich T. C. Tychsen die Hauptresultate Zoega's zu popularisiren (Bibl. d. alten Litt. u. Kunst VI, 124 ff. VII, 1 ff.). Zoega's Lohn für die vierjährige Arbeit war die ganze Auflage, die Borgia ihm schenkte; sie brachte ihm etwa 300 Zecchini (ungefähr 2800 Mk.), das Buch aber sicherte ihm seinen festen Platz in der Wissenschaft.

Schon während dieser Arbeit hatte Z. seinen alten Plan wieder aufgenommen, die ganze griechische Alterthumskunde, Religion, Dichtung, Kunst, Leben, Geschichte umfassend, durch neue Durcharbeitung des gesammten schriftlichen wie des bildlichen Materials neu zu begründen, nur daß infolge seiner letzten Studien Aegypten neben Griechenland trat. So machte er sich im Herbst 1786 an die Riesenarbeit, die ganze griechische Litteratur mit Einschluß der Grammatiker, Scholiasten, Kirchenväter, Byzantiner in historischer Folge zu lesen und genau auszuziehen. Denn in Ermangelung einer eigenen Bibliothek (seine Bücher wurden bei seinem Tode auf 136 Scudi [612 Mk.] geschätzt, aber für 56 [252 Mk.] verkauft) bedurfte Z. dieser Excerpte für seine Arbeiten, er mußte sie aber mühselig auf den verschiedenen römischen Bibliotheken, die bekanntlich keine Bücher ausleihen und viele Feiertage haben, sammeln (vgl. W. v. Humboldt, Werke V, 267). Z. war gewohnt, keinen Augenblick zu vergeuden; elf Stunden widmete er täglich der Arbeit. An schriftliche Aufzeichnung war er von jeher gewöhnt; 1780 hatte er während einer sechstägigen Donaufahrt mit unbequemen Nachtquartieren 70 engbeschriebene Seiten voll scharfer Beobachtungen in italienischer Sprache niedergeschrieben. Jetzt entstanden die Collectaneen von mehreren Tausenden von Folioseiten in engster Schrift voller Abkürzungen, die auf der Kopenhagener Bibliothek aufbewahrt werden. Außer der griechischen ward auch die lateinische Litteratur ausgezogen, ferner die Inschriften; sechs ausführliche Register, um 1790 angelegt, umfaßten allein 1300 Seiten. Dann kamen die Reisebeschreibungen und einige naturwissenschaftliche Schriften an die Reihe, endlich machte er eine möglichst vollständige und genaue Beschreibung aller in Rom vorhandenen Kunstwerke, besonders der figurenreichen, mythologisch wichtigen Reliefs. Daneben fand er noch Zeit handschriftlichen Apparat für eine Ausgabe der Orphika und der Hymnen des Proklos zu beschaffen. Die Geduld und die Arbeitskraft, die diese Vorarbeiten erforderten, sind bewundernswerth, es ist aber auch natürlich, daß dies angestrengte Arbeiten in aller Art Localen, bei jeder Temperatur und Witterung, die Gesundheit des Mannes untergrub und ihm mehrfach schwere Krankheiten zuzog. Dazu eine beschränkte Wohnung ohne Ofen oder Kamin, mit undichten Thüren und Fenstern, so daß Z. im Winter in die Küche flüchten oder an einem Kohlentopf die erstarrenden Finger schreibfähig machen mußte; eine rasch sich mehrende, meist kränkliche und durch häufige Todesfälle wieder sich mindernde Kinderschar, deren Wartung auch bei Nacht zum großen Theil dem Vater oblag, ebenso wie nach römischer Weise die Sorge für das Hauswesen — kein Wunder, wenn die Kraft manchmal erlahmte und die Briefe, in die Z. stets seine Schwermuth und seine Aengste zu ergießen pflegte, meistens traurig lauteten.

Trotz dem Abbruche der Verhandlungen mit Kopenhagen war Z. doch in Verbindung mit der Heimath geblieben und seine dortigen Freunde hatten es

schon 1785 bewirkt, daß der Kronprinz (später König Friedrich VI.) sich von ihm gegen ein Entgelt von 220 Rth. (800 Mk.) antiquarische Berichte erstatten ließ, die leider sämmtlich bei Schloßbränden in Kopenhagen verloren gegangen sind. Auch andere ungenannte Freunde in der Heimath ließen ihm gelegentlich Unterstützungen zukommen. Z. fühlte sich in der selbstgewählten neuen Heimath, von der seine Gedanken oft sehnsüchtig in das alte Vaterland zogen, durchaus als Däne, natürlich in dem damals üblichen, Schleswig und Holstein einbegreifenden Sinn (der Schleswiger Asmus Carstens gilt ihm ebenso als Däne, wie ihm Kiel und Altona zum Vaterland gehören). Durch ihn, wie schon zuvor durch Adler und Birch, kam der Cardinal Borgia (so seit 1789) in ein nahes Verhältniß zu allen Rom besuchenden Angehörigen des Königreiches, z. B. Münter, Nils Schow, Torkel Baden, Engelbreth, Ramus, sodaß er geradezu als Protector der Dänen galt und mit ihnen am 9. Januar 1786 den St. Kanutstag feierte. Nicht minder gehörten aber auch zu Borgia's und Zoega's Kreise deutsche Gelehrte, wie Heeren, Siebenkees, Hirt, Uhden, später Fernow; die Göttinger Akademie erkannte Borgia's Verdienste in dieser Hinsicht schon 1793 durch seine Ernennung zu ihrem Ehrenmitglied an. — Goethen, in dem Z. sich einst überall wiedergefunden hatte (an Esmarch 30. Nov. 1778), scheint er in Rom nicht begegnet zu sein, obschon seine Freunde Hirt und Münter mit Goethe verkehrten (vgl. Tagebuch und Briefe Goethe's aus Italien S. 339). Dagegen erfreute er sich 1788 an dem Umgange mit Herder, der in der nahen Villa di Malta wohnte (vgl. Herder's Reise nach Italien S. 161). Z. pflegte den Verkehr mit Dänen und Deutschen (auch dem Franzosen Dolomieu, dem Engländer Thom. Ford Hill, dem Schweden Akerblad u. a.) desto eifriger, je fremder er sich mehr und mehr den Römern fühlte, unter denen außer Borgia nur der Epigraphiker Marini und etwa der Orientalist Ign. de Rossi ihm nahe standen. Dabei ist es merkwürdig, daß Z. sich allmählich des Deutschen und Dänischen so entwöhnte, daß er seine Correspondenz mit den in Rom gewonnenen „ultramontanen" Freunden auf Italienisch führte (nur mit Münter und Ramus auf Dänisch, mit Friederike Brun auf Deutsch, mit Baron Schubart auf Französisch). Viele der Genannten führte Z. in Rom herum und half ihnen mit seinem Rath, aber nie gab er sich zum besoldeten Cicerone her, sondern suchte lieber sein spärliches Einkommen durch Nebenarbeiten, wie Handschriftenvergleichen oder Berichte über italienische Litteratur (Int.-Bl. der Allg. Litt.-Zeitung 1796), zu verbessern. Seit 1790 war er Mitglied der Kunstakademie in Kopenhagen; aus diesem Anlaß hatte er für ein Honorar von jährlich 100 Rth. (360 Mk.) die Verpflichtung übernommen, Monatsberichte über den Zustand der Künste in Italien einzusenden. Z. folgte der Entwicklung der Kunst der Gegenwart mit Interesse und Verständniß, er bemühte sich z. B., wenn auch vergebens, den künstlerischen Nachlaß seines schleswigschen Landsmannes Asmus Carstens für Kopenhagen zu gewinnen. Von seinen Berichten sind nur einzelne veröffentlicht worden (in der dänischen Monatsschrift Minerva für 1798 und 1799). Durch dergleichen Nebeneinnahmen neben dem päpstlichen Gehalt gewann Z. die Möglichkeit seine größeren Arbeiten auszuführen. Auch die einzigen beiden Reisen, die er von Rom aus machte (1789), nach Neapel und nach Oberitalien, besonders Venedig, unternahm er, jene im Auftrage des Kronprinzen, diese auf Anlaß einer englischen Gesellschaft behufs Vergleichung von Bibelhandschriften.

Zu Anfang des Jahres 1788 übertrug ihm Papst Pius VI. ein großes Werk, das anläßlich der Wiederaufrichtung einiger Obelisken (1786 auf Monte Cavallo, 1789 vor der Kirche Trinità de' Monti, 1792 auf Monte Citorio) möglichst ausführlich alles Wissenswerthe über die Obelisken zusammenstellen sollte, denen Z. schon gelegentlich seines Münzwerkes seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Wiederum schuf sich Z. in jahrelanger mühevoller Arbeit, ungeachtet schwerer Krankheit und inmitten der peinlichsten häuslichen Verhältnisse, die breite Grundlage seiner Forschung, die sich theils durch Zoega's eigenes Bedürfniß, theils gemäß dem Wunsche des Papstes während der Arbeit, ja noch während des Druckes auf immer weitere Gebiete erstreckte. So hatte er dafür anfangs seine homerischen und orphischen Studien wieder aufgenommen; „ich glaube nicht, daß die Andern, die von Obelisken und Hieroglyphen geschrieben haben, diesen Weg gegangen sind" (an Münter 1788? bei Welcker II, 63). Erst im J. 1792 machte Z. sich ernsthaft an die Abfassung und bald begann der Druck, der aber erst im October 1796, also nach im Ganzen fast neunjähriger Arbeit vollendet war. Auch dann konnte das Buch noch nicht ausgegeben werden, weil die Kupfertafeln nicht fertig waren, deren Vorlagen dank Zoega's unermüdlicher Ueberwachung einen bis dahin unbekannten Grad von Genauigkeit in der Wiedergabe der Hieroglyphen erreichten. Denn Z. hatte die stilistischen Unterschiede in diesen scharf erkannt und gegen alle bisherigen Annahmen festgestellt, daß auch noch nach der persischen Eroberung Aegyptens, ja bis in die römische Kaiserzeit die Hieroglyphenschrift angewandt worden war. Er hatte aus der alten und neuen Litteratur und aus den Denkmälern alles Wißbare genau zusammengestellt, falsche Ansichten über den Zweck der Obelisken beseitigt, ihre Epochen scharfsinnig geschieden, die Grabessitten und damit verbundenen Anschauungen der Aegypter ausführlich erläutert, endlich alles Aeußerliche über die Hieroglyphenschrift beigebracht. Vor ihrer Deutung hatte er — durchaus mit Recht bei der damaligen Denkmälerkenntniß, vor der Entdeckung des dreisprachigen Steins von Rosette — Halt gemacht, aber doch Hieroglyphen und rein bildliche Darstellung richtig unterschieden, in jenen eine Mischung sinnbildlicher und lautlicher Zeichen erkannt, endlich die von Barthélemy ausgesprochene Vermuthung, daß die sogenannten Cartouchen Königsnamen umschlössen, zur größten Wahrscheinlichkeit erhoben — bekanntlich der Ausgangspunkt für Champollion's Entzifferung der Hieroglyphen. Erschöpfende und genaue Behandlung des Wißbaren neben einem feinen Sinn für dessen Grenzen sind auszeichnende Merkmale des gewaltigen Werkes, das auf 655 großen Folioseiten handelt „de origine et usu obeliscorum ad Pium Sextum pontificem maximum auctore Georgio Zoega Dano" (Rom 1797).

Die Jahreszahl auf dem Titel verhüllt die Thatsache, daß infolge der politischen Verhältnisse die Ausgabe des Buches nicht alsbald erfolgen konnte. Der Papst ward im Februar 1798 aus Rom weggeführt und starb im August 1799 im Auslande; auch Borgia mußte im März 1798 Rom verlassen und kam in solche Verlegenheit, daß Z. ihm durch Münter's Vermittelung eine Pension von der dänischen Regierung erwirkte. Dafür bemühte sich Borgia nach seiner Rückkehr, wo er einen bedeutenden Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte erhielt, um das endliche Flottwerden des Buches. Am 29. October 1800 überreichte Z. es dem neuen Papst Pius VII., nachdem er es durchgesetzt hatte, daß die Jahreszahl 1797 und die von Marini stilisirte Widmung an den Veranlasser des Buches, den verstorbenen Papst, beibehalten würde, „weil er lieber Todten als Lebendigen dedicire" (an Münter, 22. August 1800). Damit ging Z. auch der vortheilhaften Anstellung verlustig, die ihm Pius VI. als Belohnung versprochen hatte; sein Honorar für die neunjährige Arbeit bestand in dem zehnten Theil der Auflage, 100 Exemplaren, die immerhin einen Preis von 1100 Scudi (fast 5000 Mk.) darstellten — wenn es gelang sie abzusetzen. Aber in jenen Zeitläuften ward das Buch, das Z. selbst als eine Einleitung in die ägyptischen Alterthümer betrachtete, wenig beachtet, und bald überstrahlten die neuen Entdeckungen in Aegypten alle älteren Werke. — Inzwischen war auch Z. in die Strudel der Revolution gezogen worden. Er stimmte, getreu seinen freiheitlichen

Ueberzeugungen und seinen Erfahrungen über die Elendigkeit der päpstlichen Regierung (er war z. B. auch für Säcularisirung der Klöster), 1798 begeistert der Republik zu, um allerdings nach kurzem Rausch völlig enttäuscht zu werden. Dabei erlebte er die Auszeichnung als einziger Fremder in das wissenschaftliche Nationalinstitut berufen zu werden, neben Marini und E. Q. Visconti, zu welch letzterem er erst jetzt in ein freundliches Verhältniß trat. Diese Stellung gab den Anlaß zu einer gelehrten Vorlesung über Mithras (Abh. S. 89 ff.), und einer zweiten über einen Lykurgossarkophag (Abh. S. 1 ff.), die solchen Beifall fand, daß sie in einer öffentlichen Versammlung nochmals vorgetragen werden mußte. Aber der Wandel in der Regierung beraubte Z. der Hälfte seines Gehaltes. Wiederum kam Hülfe aus Kopenhagen. Durch den Einfluß mächtiger Gönner, die Zoega's Führung in Rom genossen hatten (Prinz Emil von Augustenburg, Minister Bourke, Graf Reventlow-Emkendorf) ward Z. im Februar 1798 zum Agenten und Consul ernannt mit einem Gehalt von 300 Rth. (1080 Mk.). Er bewies in seinen Berichten über Geld- und Handelssachen (im Archiv des Commerzcollegiums in Kopenhagen) die gleiche Gewissenhaftigkeit und Klarheit wie in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, und wußte außerdem entgegenstehenden Schwierigkeiten zum Trotz die Anstellung dänischer Viceconsuln in Civitavecchia und Ancona durchzusetzen. Eine andre Anerkennung ward ihm im selben Jahr 1798 von daheim zu Theil durch seine Ernennung zum Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften. Sie veranlaßte ihn zur Einsendung einiger Abhandlungen, die aus dem Italienischen übersetzt in den Akademieschriften erschienen (die gequälte Psyche [1798 für Frieder. Brun niedergeschrieben], Lykurgos, Mithras in Vidensk. Selsk. Skrivter I. III. IV, deutsch in Zoega's Abhandlungen n. I. III. IV).

Mittlerweile hatte sich in Rom auch für einen Alterthumsforscher vieles geändert. Seit dem Vertrage von Tolentino (19. Febr. 1797) waren die Museen ihrer schönsten Antiken beraubt. „Wie alles sich hier verändert hat, wie Rom nicht mehr Rom ist!“ klagte Z. gegen seinen Bruder Johann (4. März 1797). Ein schon früher (1794) erwogener Wunsch erwachte von neuem, die römische Fremde mit der nordischen Heimath zu vertauschen und seiner Familie eine sichere Existenz, seinen Kindern eine bessere Erziehung zu verschaffen. Seine Blicke richteten sich auf die Kieler Universität, deren Curator damals der obengenannte Graf Reventlow-Emkendorf war. Durch Münter's Vermittlung reichte Z. ein Gesuch ein (März 1801), und wirklich erfolgte nach Jahresfrist (14. April 1802) Zoega's Ernennung zum Professor der Archäologie und Oberbibliothekar in Kiel; sein Gehalt sollte mit Nebeneinnahmen etwa 1000 Rth. (3600 Mk.) betragen, außerdem ward ihm ein Reisegeld von 800 Rth. bewilligt. Z. war hocherfreut und entwarf Pläne zu einem gemeinsamen Haushalt mit seiner Schwester Ulrike, scheint auch schon ein deutsches Collegienheft über griechische Mythologie begonnen zu haben (Abhandl. S. 265 ff.), wie er denn auch sein Tagebuch deutsch zu schreiben begann. Dann aber kamen die Bedenken, zum Theil von heimischen wie von römischen Freunden, vor allen Borgia, unterstützt, wegen des Klimas, wegen der Weigerung von Frau und Töchtern, wegen der Mißlichkeit diese in Rom zu lassen und allein mit dem kleinen Sohne Friedrich Salvator (geb. 1798) überzusiedeln, wegen der noch nicht ausgeschöpften wissenschaftlichen Hülfsmittel Roms — genug, zunächst ward ein Aufschub nach dem andern erbeten und mit großer Geduld bewilligt, eine schwere Erkrankung im Sommer 1803 bestärkte die Zweifel, mehr und mehr neigte sich die Schale zum Bleiben, bis Z. im März 1804 die Zurücknahme seiner Berufung erbat und im Mai auch erhielt, mit der die Regierung (Reventlow, Schimmelmann, Bernstorf) ehrenden Bestimmung, daß „Professor Z. als ein Gelehrter der seinem Vaterland Nutzen und

Ehre bringe" sein volles Gehalt von 900 Rth. (3240 Mk.) behalten solle unter Entbindung von seinen Pflichten als Consul. So war für Zoega's Zukunft gesorgt; die Universität Kiel hatte wenigstens für ihre Bibliothek einen ansehnlichen Bestand archäologischer Litteratur gewonnen, dessen Anschaffung Z. begehrt und besorgt hatte. Dieser selbst aber erwies sich unter anderem dadurch dankbar, daß er für das Münzcabinet in Kopenhagen größere und kleinere Ankäufe vermittelte und ihm in wenigen Jahren weit über 12000 Münzen (darunter die Sammlungen Recupero und Bondacca) zuführte.

Während der langen Zeit des Langens und Bangens war Z., soweit es irgend seine zunehmende Kränklichkeit erlaubte, in zwei sehr verschiedenen Richtungen thätig gewesen. Schon in den Anfängen seines römischen Aufenthalts hatten ihn die ungewöhnlichen handschriftlichen Schätze des Museums Borgia auf das Studium des Koptischen geführt. Um 1796, nach Abschluß des Werkes über die Obelisken, hatte er den Katalog der Sammlung wieder aufgenommen und bis 1800 langsam gefördert; galt es doch aus einzelnen Blättern und Fetzen erst Bücher und Fragmente, im ganzen etwa 400 Handschriften, mühsam zu gewinnen. Zugleich hatte er auch ein schon 1784 begonnenes Verzeichniß der Gemmen und Amulete jener Sammlung fertig gestellt. Nach seiner Rückkehr drängte nun Borgia zum Abschluß des Handschriftenkatalogs und im Jahre 1802 konnte der Druck auf Borgia's Kosten beginnen. Als er aber nach vielen Mühen und Zögerungen im Februar 1805 endlich beendigt war (Zoega's Augen hatten bei der Correctur wie bei der Untersuchung der Münzen ernstlich gelitten), war mittlerweile Borgia in Lyon gestorben (23. Nov. 1804), und über das Buch entspann sich ein Proceß mit der Propaganda, der erst nach Zoega's Tode, im September 1809, infolge der Verwendung des dänischen Geschäftsträgers in Neapel, Baron Schubart, zu Gunsten seiner Erben entschieden ward: die ganze Auflage, 465 Exemplare, ward diesen zugesprochen. Der weitere geschäftliche Betrieb war freilich so lahm, daß noch zehn Jahre später das Buch nicht im Handel war! Z. hatte wol ein Recht zu klagen: „Arbeit und Unlohn ist mein Theil" (an Esmarch 4. Jan. 1805). Die Dedication an König Friedrich VI. von Dänemark, erst nach der Freigabe des Buches hinzugefügt, entsprach Zoega's Absicht. Der Titel des 663 S. starken Folianten lautet „Catalogus codicum Copticorum manu scriptorum qui in Museo Borgiano Velitris adservantur. Auctore G. Zoega Dano (Opus posthumum.)", Rom 1810, mit 7 Tafeln Schriftproben. Zoega's Hauptinteresse war nicht sowol dem Sprachlichen, als dem für Aegypten so lehrreichen Inhalt zugewandt. Trotzdem sind die zahlreichen Auszüge so genau abgeschrieben, daß die Texte sich bei späterer Nachvergleichung als fast fehlerlos herausgestellt haben (Steindorff, kopt. Gramm. S. XI). Von den drei Dialekten, die er scharf unterschied, war der basmurische (richtiger boheirische) durch einige höchst seltene Proben, der memphitische und besonders der saitische durch zahlreiche Handschriften vertreten. Sprachliche Bemerkungen dienten zur Erläuterung. Zoega's Arbeit gewann doppelte Bedeutung, seit man im Koptischen den sichersten Schlüssel zum Verständniß des Altägyptischen erkannte. Höchst ehrenvoll und für Zoega's gedrängte und genaue Darstellung charakteristisch ist Am. Peyron's Urtheil, nur der werde sich schmeicheln dürfen den koptischen Sprachschatz zu beherrschen, der Zoega's Buch Silbe für Silbe gelesen habe, das aber erfordere mindestens zwei volle Jahre (lex. linguae Copt. S. XXVII).

Zoega's andere Arbeit galt einer historischen Durcharbeitung und Darstellung der Topographie Roms. Diese Studien beschäftigten ihn seit lange; schon in den neunziger Jahren glaubte er einmal dem Abschluß nahe zu sein. Eine französische Niederschrift von 1800 hatte mehr das Bedürfniß der Fremden im Auge;

ebenso eine ausführlichere deutsche von 1803, vermuthlich auf Anregung des hochgebildeten Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Strelitz, des Bruders der Königin Luise, entstanden, dem Zoega's Darlegungen einen tiefen Eindruck hinterließen (vgl. seinen schönen Brief vom 11. Febr. 1807 bei Welcker II, 288 f.). Beide Manuscripte liegen in Kopenhagen. Eine Uebersicht von Zoega's Ansichten gewähren die Tagebücher Frieder. Brun's und Elisa's v. d. Recke (s. u. im Quellenverzeichniß). Nach Vollendung des koptischen Werkes, April 1805, nahm nun Z. diese Studien wieder auf und begann Ende 1806, nach wiederholter Lectüre der alten Quellen, eine wissenschaftliche Bearbeitung in italienischer Sprache, von der jedoch nur der Abschnitt über das Capitol begonnen ward (deutsch in den Abhandl. S. 331 ff.). Die Arbeit rascher zu fördern hinderten ihn vor allem seine häuslichen Verhältnisse, der Tod seiner sechzehnjährigen Lieblingstochter Isidore („Isis") im J. 1805, die gleichzeitig zur Schwindsucht sich ausbildende Krankheit seiner Frau, die am 6. Januar 1807 starb, endlich Zoega's eigene Kränklichkeit. Sodann aber trat unerwarteterweise eine neue Arbeit dazwischen.

Zu Zoega's alten Lieblingswünschen gehörte ein kritisches Verzeichniß aller Antiken in Rom. Er hatte sich von allen, besonders den Reliefs, ausführliche Beschreibungen angefertigt, die durch ihre Genauigkeit, Klarheit, Uebersichtlichkeit fast eine Abbildung ersetzen konnten. Die modernen Ergänzungen wurden genau angegeben, alle Erklärung, selbst die nächstliegende, fürs erste vermieden. Wo die Reliefs zu hoch angebracht waren, hatte Z. ein Fernglas zu Hülfe genommen. Er berichtet selbst über seine Arbeitsweise in einem interessanten Brief an Suhm vom 20. Oct. 1791 (Jörgensen S. 133 f.). Die Beschreibungen erstreckten sich auch außerhalb Roms über alle Orte, wo Z. sich aufgehalten hatte (z. B. Venedig). Daß die Reliefs bevorzugt wurden, lag in der Richtung von Zoega's Studien; eine ähnliche Bearbeitung der Statuen erschien ihm als viel leichter. Ein bedeutender Theil der Arbeit fällt schon in die Zeit nach Vollendung des Münzbuches, wo Schow davon Zeuge war; dann trat das Werk über die Obelisken dazwischen. Nach dessen Beendigung ward jene Arbeit wieder aufgenommen, mit Unterstützung Uhden's, der damals als preußischer Geschäftsträger in Rom wohnte und 1794 Frau Zoega's Kammerjungfer Anna Maria Mariani, Thorvaldsen's spätere Geliebte, geheirathet hatte. Hirt, der seit 1796 in Berlin lebte und Zoega's Arbeiten von Rom her kannte, drang 1800 auf heftweise Publication, aber die Beschaffung guter Abbildungen schien unmöglich, und der Plan trat hinter den koptischen und topographischen Arbeiten ganz zurück. Da erschien plötzlich im März 1807 der Kunstverleger Pietro Piranesi, der mit seinem Musée Napoléon (Paris 1804—1806) ein glänzendes Geschäft gemacht hatte, und bot, durch Akerblad, Zoega's Schüler im Koptischen, veranlaßt, Z. an, durch den bewährten Stecher Tomm. Piroli die sämmtlichen Basreliefs Roms abbilden zu lassen und mit Zoega's Erläuterungen herauszugeben. Die einzelnen Sammlungen sollten in alphabetischer Folge vorgenommen werden, das weitaussehende Werk in monatlichen Lieferungen zu 6 Tafeln erscheinen; als Honorar für Z. ward 5 Scudi (22,50 Mk.) fürs Heft festgesetzt, wobei der Verleger solche leichte populäre Artikel im Auge hatte, wie sie der junge Schweighäuser und Petit-Radel für das Musée Napoléon geliefert hatten. Z. ging mit Feuereifer auf das Anerbieten ein. Er vergaß eigne Krankheit und häusliches Leid; „gegenwärtig träume ich nur Basreliefe" schrieb er an seinen Gönner, Baron Schubart (20. März 1807), „ich bin nun tutto bassorilievo" an Münter (26. August). Die Arbeit war dadurch überaus anstrengend, daß es galt in der heißen Jahreszeit angesichts der Monumente den Zeichner zu überwachen, der sich nur schwer an Zoega's Ansprüche an genaue Wiedergabe gewöhnte. Schon im Juni erschien

das erste Heft. Zoega's Text beschränkte sich oft auf eine genaue Beschreibung mit den nothwendigen Erklärungen und Vergleichen, nicht selten aber erweiterte er sich bei gewissen Lieblingsgegenständen, zu Piranesi's Mißvergnügen, aber zu Zoega's Erholung, zu längeren Abhandlungen (z. B. über Mithras, über die Arbeiten des Herakles), wo dann Zoega's lückenlose Gelehrsamkeit, staunenswerthe Denkmälerkenntniß und sichere Methode in glänzendes Licht traten. Nach Jahresfrist (Juni 1808) war der erste Band mit 54 Tafeln und 268 Folioseiten Text fertig, der zweite ward sofort in Angriff genommen. Aber Piranesi fand bei den unruhigen Zeitläuften (von denen Kopenhagens Ueberfall durch die Engländer Z. besonders nahe berührte) nicht den gehofften Erfolg und beschloß im December das Unternehmen mit dem zweiten Bande zu beendigen. Z. sollte selbst dies nicht erleben. Wegen Krankheit mußte er um die gleiche Zeit bei Tafel 96 die Feder aus der Hand legen. Nach einer kurzen Pause erkrankte er von neuem anfangs Februar, ein hitziges Nervenfieber raffte ihn am 10. Februar 1809 dahin. Das verwaiste Werk ward nach seinen Papieren von dem früheren Buchhändler, späteren Archäologen Fil. Aur. Visconti zu Ende geführt. Von dem ganzen Unternehmen war nur etwa der zwölfte Theil, Palast und Villa Albani umfassend, fertig gestellt, aber auch dies Bruchstück ist ein Denkmal von unvergänglichem Werth. Der Titel lautet: „Li bassirilievi di Roma incisi da T. Piroli, colle illustrazioni di G. Zoega, pubblicati in Roma da P. Piranesi". 2 Bände in Folio, mit 115 Tafeln. Rom 1808 (so).

Z. ward in der benachbarten Kirche S. Andrea delle Fratte begraben. Kein Denkmal bezeichnet sein Grab, wie die der ebendort beigesetzten Künstler Angelika Kauffmann und Rudolf Schadow. Thorvaldsen hatte eine Todtenmaske genommen, aber der Plan Zoega's Büste im Pantheon aufzustellen ist nie ausgeführt worden. Zoega's kräftige, ausdrucksvolle Züge sind nur in Thorvaldsen's Profilzeichnung aufbewahrt, die in ziemlich verschiedener Wiedergabe den zweiten Band der Bassirilievi und den ersten Band von Welcker's Lebensbeschreibung Zoega's schmückt. (Ueber sein Aeußeres und sein Gehaben vgl. Schow S. 190 [Welcker I, 243 f.]. Fr. Brun, Röm. Leben, I, 182 ff. Welcker II, 412 f.) Von den Kindern ward die älteste Tochter Laura und der Sohn bei Bekannten in Rom untergebracht; die jüngste, 1801 geborene Emilie nahm Friederike Brun, Zoega's treue Freundin und begeisterte Schülerin, die damals in Rom lebte, zu sich. Im Schreibtische fand sich ganz unerwartet eine Baarsumme von 3200 Scudi (14 400 Mk.), vermuthlich z. gr. Theil Zoega's Antheil aus seinem elterlichen Vermögen, das er still für seine Hinterbliebenen zurückgelegt hatte. Nichtsdestoweniger sorgte die dänische Regierung in höchst liberaler Weise für die Kinder. Laura heirathete später einen kleinen Beamten Salvatore in Pisa; Emilie siedelte nach Dänemark über und starb 1868 in Roeskilde, Friedrich Salvator, Thorvaldsen's Pathenkind, bei Baron Schubart erzogen, studirte Naturwissenschaften in Gießen, Göttingen und Paris, wo er sich verheirathete, versuchte vergeblich in Dänemark eine chemische Fabrik anzulegen und siedelte 1828 als Lehrer der Mathematik nach Hofwyl, sodann um 1840 nach Beauvais über, wo er bis 1868 hochgeschätzt als Lehrer der Mathematik und Physik lebte und einige Arbeiten über Geometrie veröffentlichte; er starb 1871 bei einer seiner Töchter in Belgien (Mitth. des Herrn Lhuillier in Beauvais). — Zoega's Papiere, die sein Nachbar, der preußische Gesandte W. v. Humboldt in Verwahrung nahm, wurden von dem jungen Koes geordnet und auf Münter's Gutachten hin für Kopenhagen erworben, wohin Schubart sie 1811 überbrachte. Sie bilden eine noch keineswegs ausgeschöpfte Quelle zuverlässiger Mittheilungen, die namentlich Welcker vielfach benutzt hat (dessen Abschriften auf der Bonner Bibliothek);

besonders kommen sie Robert's Sammlung der römischen Sarkophagreliefs zu Statten.

Z. gehört mit Winckelmann und E. Q. Visconti zu den Begründern der wissenschaftlichen Archäologie. Ist ihm Winckelmann in dem hohen Schwung der Begeisterung überlegen, mit der er System und Geschichte der alten Kunst gleichsam aus dem Nichts erschaffen hat, übertrifft ihn Visconti an Beweglichkeit des Geistes und anmuthiger Darstellung, so überragt dafür Z. beide an unerschöpflicher Geduld, nie versagender Gelehrsamkeit, unbestechlicher Wahrheitsliebe, strenger Methode, Tiefe der Auffassung. Er war „der größte und gewissenhafteste der damals lebenden, einer der größten und der gewissenhaftesten aller Archäologen, die je gelebt haben" (Kekulé, Leben F. G. Welcker's S. 81). In ihm vereinigten sich in seltener Weise der weiteste Blick und die umfassendsten Ziele der Forschung mit der gewissenhaftesten Prüfung und schärfsten Kritik in jeder Einzelfrage. Alles Aesthetisiren war ihm verhaßt; kantische Aesthetik, von Fernow vorgetragen, blieb ihm ein Unding; die Schönheit schien ihm eine natürliche Blume, die keine Zergliederung bedürfe oder vertrage. Bei seinem Sinn für die Form ist es doch der Inhalt der Kunstwerke, der ihn am meisten anzieht, dessen verdeckten Beziehungen und sinnbildlicher Bedeutung er nachspürt, aber mit scharfem Sinn für die ars nesciendi und mit offenem Blick auch für das Zufällige oder rein Künstlerische in den Denkmälern. Immer nüchtern, enthaltsam, sachlich, genau, immer den gesammten Stoff sicher beherrschend, prunkt er niemals mit weithergeholter Gelehrsamkeit. Vagen Vermuthungen ist er abhold; nach Achill's Vorbild (Od. 11, 489) zieht er die harte Frohn im Dienste der Wahrheit der Herrschaft im Schattenreich der Vermuthungen vor (numi Aeg. S. 321). Ebenso wie bei seinen eigenen Ausführungen dringt Z. auf Zuverlässigkeit der Abbildungen. Ein ungenauer Stich gilt ihm als Fälschung (an Schubart 1. Juni 1808), und in der That bilden Zoega's Stiche einen erfreulichen Gegensatz gegen Winckelmann's völlig unzulängliche Abbildungen und selbst gegen Visconti's bestechendere Stiche, deren Ungenauigkeiten Z. scharf hervorhob (in Welcker's Zeitschr. für alte Kunst S. 310 ff., 373 ff.). Höher aber als diese mehr formalen Vorzüge ist es zu schätzen, daß „er antike Bildung nicht bloß mit dem Verstand und Gedächtniß aufgefaßt hatte, sondern daß sie ganz in ihn übergegangen war" (Welcker II, 382). „In ihm ist die Trennung aufgehoben, in der so oft Alterthumsforscher und Geschichtsforscher, Wortgelehrter und Alterthumsgelehrter, Archäolog und Kritiker dergestalt auseinander gehen, als ob sie nicht von einem und demselben Geiste, von einer und derselben Kunst regiert werden sollten, und als ob nicht das Ganze und alle Theile verstehen und würdigen müßte, wer Einen meisterhaft bearbeiten will" (ders. 402). Hätte Z. seine volle Kraft, die unter Borgia's Einfluß auf das Aegyptische abgeleitet ward, ganz dem griechischen Alterthum in dem großen Sinne, mit dem er es zu erfassen strebte, widmen können (was er später selbst schmerzlich bedauerte nicht gethan zu haben), und hätte ein gütiges Geschick ihm mehr als 54 Lebensjahre beschert, so würde Z. alle Andern überstrahlt haben. So war es ihm gleich Winckelmann, dessen Leben nur 51 Jahre erreicht hatte, beschieden, auf der Höhe eines in Mühe und Arbeit verbrachten Lebens dahinzugehen, von seinen Fachgenossen allgemein anerkannt (die Akademien zu Berlin und München waren 1806 dem Beispiel der Kopenhagener gefolgt und hatten ihn zum Mitglied gewählt, Berlin zusammen mit Goethe!), von allen betrauert (s. Hirt's schönes Zeugniß bei Welcker II, 391 f.). Der romantische Synkretismus der Creuzer'schen Schule fühlte sich allerdings einem so nüchternen und klaren Forscher gegenüber doppelt unbehaglich, da auch er eine Vorliebe für orphische und verwandte Erscheinungen des späten Griechenthums hegte. Die neuere Archäologie dagegen, seit Welcker

und Jahn, ist Z. völlig gerecht geworden. In der That haben sich Zoega's Arbeiten in ungewöhnlichem Maße bewährt, gleich wohlbehauenen granitnen Grundsteinen der Wissenschaft. Das Buch über die alexandrinischen Kaisermünzen ist noch heute für dies Gebiet das Hauptwerk. Das Buch über die Obelisken bezeichnet den Abschluß der älteren Aegyptologie, hat aber mit einzelnen Erkenntnissen die neue Aera der Entdeckungen angebahnt; gleichwie das koptische Werk der ägyptischen Philologie vorgearbeitet hat und „ein unentbehrliches Meisterwerk bleiben wird, so lange als man überhaupt nach koptischer Litteratur fragen wird“ (Stern, kopt. Gramm. S. VIII). Das Buch über die römischen Basreliefs endlich wird immer zu den Musterwerken wissenschaftlicher Archäologie gehören; als ernsthafter Versuch eine bestimmte Denkmälerclasse zusammenhängend zu behandeln, ist es vorbildlich geworden für neuere Sammlungen von Sarkophagen, Urnen, Grabreliefs u. s. w.

Z. hat aber nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch ebenso wie Winckelmann in bedeutendem Grade als Lehrer seiner Zeitgenossen gewirkt. Im Koptischen hatte er Engelbreth und Akerblad, in der Numismatik Ramus zu Schülern; sein Einfluß auf den vielseitigen Münter war mehr allgemeiner Art. In der Archäologie wirkte er begeisternd auf Schow, Hirt, Uhden, zuletzt auf Welcker, hielt sich aber auch nicht für zu gut, reisende Damen wie El. v. d. Recke und Friederike Brun bald in die römische Topographie bald in die tieferen Bezüge sinnvoller Reliefbilder einzuweihen oder erleuchteten Männern, wie dem Erbgroßherzog von Strelitz, dem Grafen Münster, dem Grafen Reventlow-Emkendorf, dem Baron Schubart, den Geist des Alterthums zu deuten. Ernst, doch auch nicht ohne Heiterkeit (eine hübsche Scene erzählt Fr. Brun, Pros. Schr. IV, 15 ff.) führte er das Gespräch in anmuthiger und leichter Kürze, selten sich in vollerem Strom ergießend, meistens nur durch einen Wink, ein kurzes Wort den ernstlich Suchenden zu eigenem Finden anregend. Er wäre, wie Welcker bemerkt (II, 399), der geborene Leiter einer archäologischen Lehranstalt gewesen, wie sie später das Archäologische Institut in Rom geworden ist. Aehnlich wirkte er auch auf bildende Künstler, in deren Umgang er sich gern bewegte. Mit dem Maler Müller verband ihn enge Freundschaft und auch Canova stand er nahe. Von Carstens' Compositionen war er nicht ganz befriedigt. So wenig er es billigte, daß der junge Thorvaldsen ohne alle Bildung nach Rom geschickt worden war (an Münter 4. Oct. 1797), so unermüdlich stand er ihm als strenger Mahner bei, den echt griechischen Kunstgeist zu erfassen und sich vor Abwegen zu hüten; daher er denn auch in Thorvaldsen's Jason seinen eigenen Triumph mitfeierte. Auch Rauch, der dänische Maler Lund u. A. schlossen sich ihm dankbar an. Mit dem Nachbarhause v. Humboldt stand er auf dem freundschaftlichsten Fuße (er unterrichtete die älteste Tochter im Griechischen); freilich waren Humboldt's und Zoega's Anschauungsweisen und ganze Sinnesart zu verschieden, um einen regen Gedankenaustausch hervorzurufen (vgl. Humboldt's Brief an F. A. Wolf vom 5. Juli 1805, Werke V, 262). Dagegen trat der jugendliche Freund und Lehrer des Humboldt'schen Hauses, Fr. Gottl. Welcker, zu Z. in das vertrauteste Verhältniß und genoß anderthalb Jahre, Herbst 1806 bis Frühjahr 1808, seinen täglichen Umgang (Kekulé, Welcker S. 85 ff. 124). Welcker war Zoega's bedeutendster Schüler und sein wissenschaftlicher Erbe, eine Pflicht, die er sehr ernst nahm. Nach Rücksprache mit Z. selbst besorgte er eine deutsche Ausgabe der „antiken Basreliefe von Rom“, deren Druck aber durch Schuld des Verlegers beim ersten Bande (Gießen 1811) stehen blieb. Aus einem zur Einleitung dieses Buches geschriebenen Lebensabriß erwuchs dann Welcker's überaus anziehendes Buch über Zoega, das im J. 1812 fast fertig war, aber nach einem längeren Aufent-

halt in Kopenhagen (Winter 1814—15) erst im J. 1819 erschien. Zwei Jahre vorher hatte er Zoega's theils zerstreute theils ungedruckte „Abhandlungen", meistens von ihm aus dem Italienischen übersetzt, herausgegeben und mit Zusätzen begleitet (Göttingen 1817). Andere Veröffentlichungen aus Zoega's Papieren unterblieben mit dem frühen Eingehen von Welcker's Zeitschrift für alte Kunst (s. o. S. 400); ein Aufsatz steht in Böttiger's Amalthea II S. 217 ff. Die feinsinnigste Würdigung Zoega's bietet Welcker's Ausführung in „Zoega's Leben" II, 380 ff.

Gierlew in den Laerde Efterretninger 1809, S. 248 ff. (deutsch im Int.-Bl. der Leipz. L. Z. 1809, S. 525 ff.). — Arsenne Thiébaut de Berneaud im Magasin encyclop. 1809, S. 241 ff. — F. A. Visconti im Giornale di Roma 1809 und in Zoega's Bassirilievi II, S. 307 ff. — N. Schow in Danske Vidensk. Selsk. Skrivter, V (1810), II, S. 185 ff. — F. G. Welcker im N. Teutschen Merkur 1809, S. 260 ff. und „Zoega's Leben. Sammlung seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke". 2 Bände. Stuttgart und Tübingen 1819. (Hauptwerk, mit zahlreichen Briefen.) — Alle diese Arbeiten berichten aus eigener Kunde; vgl. dazu Fr. Brun, Prosaische Schriften, Bd. III. IV (aus den J. 1795 und 1796). Dieselbe, Römisches Leben, Bd. I. II (1802—3, 1807—9). — El. v. d. Recke, Tagebuch Bd. II und IV (aus den J. 1804—1806). — Torkel Baden in der „Nyeste Skilderi af Kjöbenhavn" 1825, Nr. 33 (deutsch im N. Archiv für Philol. und Pädagog. V, 1830, S. 433 ff.). — Kordes, Lexikon d. Schleswig-Holst. Schriftsteller S. 407 ff. — Lübker-Schröder, Lexikon der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftsteller II, S. 716 ff. — Guigniaut in der Biogr. univ. (Michaud) XLV, 556 ff. — M. Hertz, Zum Säculargedächtnisse an Winckelmann's Eintritt in Rom und an J. G. Zoega. Greifsw. 1856. — Nouv. biogr. génér. (Hoefer) XLVI, 1866, S. 1006 ff. — B. Stark, System u. Gesch. der Archäol. S. 245 ff. — A. D. Jörgensen, Georg Zoega. Et Mindeskrift. Kopenhagen 1881. (Viel neues Material; einseitig dänischer Standpunkt bei Beurtheilung des „Südjüten" Zoega.)

Ad. Michaelis.

Zoesius: Heinrich Z. (Zoes), geboren zu Amsterdam aus einer Patricierfamilie, † als Rector der Universität zu Löwen am 26. Februar 1627. Seine Studien machte er am Gymnasium Falconense zu Löwen, wo er 1597 als Vorstand (fiscus ac decanus) der juristischen Baccalauren erscheint, machte als Begleiter des Christoph van Elten, Herrn von Couverburg, eine Reise durch Spanien, wurde in Löwen 1603 lic. iuris, 1606 Professor der griechischen Sprache, anderthalb Jahre nachher vom Erzherzog Albrecht zum Professor der Institutionen ernannt, erwarb im J. 1610 zugleich mit A. Vallensis den juristischen Doctorgrad, 1619 die ordentliche Professur des Civilrechts als Nachfolger von Peter Gudelin. Er war ein hervorragender Lehrer, bereitete sich auf die Vorlesungen dergestalt vor, daß ihm nachgerühmt wird, er habe keine unverändert zwei Mal gehalten, sie öfters gänzlich umgearbeitet. Wir besitzen von ihm Commentare zum Lehnrechte, zu den Institutionen, Pandekten, Codex und zu den Decretalen Gregor's IX., welche sämmtlich verschiedene Auflagen erlebt haben und für die niederländische Praxis werthvoll sind. Sein Pandekten- und Decretalen-Commentar war in Oesterreich eine Zeit officielles Lehrbuch. Uebrigens ist keins seiner Werke von ihm selbst veröffentlicht, sondern alle sind veröffentlichte Collegienhefte.

Val. Andreas, Bibl. belg. p. 374 (auch vor dem Pandekten-Commentar). — Swertii Athenae belg. — Miraeus, De scriptor. s. XVII, c. 222. — Foppens, Bibl. I, 468. — Van der Aa XII, 17 fg.

v. Schulte.

Zois: Siegmund Z. Freiherr von Edelstein, Gelehrter, Schriftsteller und Mäcen, geboren zu Triest am 23. November 1747, † zu Laibach am 10. November 1819. Dem, Anfang des 18. Jahrhunderts aus Italien (Bergamo) nach der Landeshauptstadt des Herzogthums Krain, nach Laibach, eingewanderten, hier in das Großhandlungshaus des Landsmannes Peter Anton von Codelli eingetretenen armen aber thätigen Handlungscommis Michel Angelo Zois, der es jedoch bald selbst zu ansehnlichem Vermögen gebracht und von des genannten Codelli Neffen und Erben Augustin Codelli von Fahnenfeld das Eisengeschäft um 90 000 fl. käuflich übernommen hatte, 1739 von Kaiser Karl VI. „wegen Beförderung des commercij" nobilitirt und von der Kaiserin Maria Theresia dann für ein „don gratuit" von 40 000 fl. (im 7jährigen Kriege) in den Freiherrnstand erhoben worden, wurde in zweiter Ehe mit Johanna Katharina Kappus Edlen von Pichelstein am 23. November 1747 zu Triest — wo er mehrere Häuser besaß — ein Sohn Siegmund geboren (von acht Söhnen aus zweiter Ehe der drittälteste), ein Knabe von ganz besondern geistigen Anlagen. Vom Vater zur Erziehung an die modenesische Ritterakademie zu Reggio gegeben wurde Siegmund Z. nach Vollendung seiner Studien auf Reisen geschickt, auf denen er — wie sein zeitgenössischer Biograph Fr. X. Richter sich ausdrückt — „seiner socialen Erziehung die Krone aufgesetzt". Heimgekehrt ward Siegmund 1768, jetzt im 21. Lebensjahre stehend, in Anbetracht seiner guten Studien und Einsicht („in riguardo de suoi boni studi e solidi discernimenti") mit kaiserlicher Genehmigung großjährig erklärt und erhielt seinen Pflichttheil in abgerundeter Summe von 60 000 fl. in Baarem und in Liegenschaften. Mit solch ansehnlichem Vermögen ausgestattet, das später noch durch Hinzutreten der Berg- und Eisenwerke im romantischen Oberkrain, in der Wochein und an der Strecke der heutigen k. k. Staatsbahnen in Jauerburg u. s. w., sowie des aus sechs Häusern zusammengebauten großen drei Stock hohen Herrnhauses in der Landeshauptstadt Laibach bedeutend vermehrt worden, erschien der geistig hochstehende Mann vom Schicksal in die Lage versetzt, der engern Heimath ein Mäcen im wahrsten vollsten Sinne zu werden und zugleich ein ansehnlich Stück cultureller Arbeit im Geiste deutscher Bildung und Gesittung, auch voll von Anregung für die so empfänglichen bodenständigen slavischen Bewohner des Landes, zu leisten. Der Zeit seines Lebens dann unverheirathet gebliebene Cavalier gestaltete seine Appartements (17 Zimmer) in dem „am Rain" des Laibachflusses gelegenen Familienhause zu einem echten und rechten Musenhofe um und hielt hier seine reichen naturgeschichtlichen und technologischen Sammlungen, sein reichhaltiges mineralogisches Cabinet und seine trefflich ausgewählte Bibliothek allen Freunden der Wissenschaft, allen Wißbegierigen und Lerneifrigen stets zu unbeschränkter Benutzung offen. Seine eigenen Hauptstudien waren zwar die Naturwissenschaften — namentlich die Mineralogie, in der er als eine Autorität auch im Auslande gegolten —, doch hatte Z. das gleiche hohe und intensive Interesse, trieb er vertiefende Studien auf den Gebieten der Sprachwissenschaften, der Geschichte und der Ethnographie und stand mit gelehrten Zeitgenossen in regem Briefwechsel; insbesondere interessirte sich Z. für die sprachlichen Leistungen des berühmten Slavisten Kopitar, der vor seiner Anstellung an der k. k. Hofbibliothek in Wien durch acht Jahre die Stelle eines Secretärs, Mineraliencabinets- und Bibliotheksaufsehers bei Z. bekleidet und später den geistigen Verkehr zwischen letzterem und dem Böhmen Dobrowsky vermittelt hatte. Im Fache der Geschichte hatte für Z. ganz besondere Anziehung die Geschichte des denkwürdigen heimathlichen Bodens von Krain, zu deren Erforschung und Förderung der Freiherr die krainischen Historiker Linhart (s. d.) und Vodnik mit wichtigen Beiträgen aus dem großen Schatze seiner

diesbezüglichen Vorarbeiten und sonstiger weitgehender Hülfeleistung versah. Noch auf der Schule in Reggio hatte sich Z. durch Verfassung von Sonetten, Madrigalen und anderen Poesien voll italienischer Originalität als Dichter bethätigt und von seinem 80jährigen Vater zur Theilnahme in das Geschäftshaus in Laibach frühzeitig rückberufen und hier zum Staunen der ältesten Diener des Hauses und der Correspondenten desselben sich als vorzüglicher Geschäftsmann bewährend, widmete der junge Freiherr seine Muße neben den angestrengten wissenschaftlichen Studien dichterischen Erzeugnissen in italienischer aber auch in deutscher und krainisch-slavischer Sprache. Ein hoher Theaterfreund betheiligte sich Z. an der ständigen Aufrichtung einer „landschaftlichen“ (ständischen) deutschen Bühne in Laibach, indem er „verhältnißmäßig die meisten Actien nahm und den nöthigen Eisenbedarf aus seinem Magazine spendete“, wie er auch für einzelne theatrale Aufführungen der Berufsschauspieler und der Dilettantendarsteller zu Liedereinlagen die dichterischen Texte lieferte. Sein vielumfassender Geist, seine allseitige Bildung, seine Erfahrungen und Studien, sein Sammelfleiß machten ihn zum wissenschaftlichen Centrum im Lande, „zu einem Universallexikon, darin nicht leicht ein Blatt leer, darin alles, was auf das Vaterland Bezug hatte, mit seltener Umständlichkeit, Genauigkeit und Ordnung zu finden war“.

Gleichwie ihm die vaterländische Industrie, die er, gestützt auf seine gelehrten Studien in den Naturwissenschaften, auf das nachhaltigste förderte, warm am Herzen lag, so ergriff er auch stets mit edler Menschenfreundlichkeit jede Gelegenheit, dem ungekannten Talente die rauhe Bahn zu höherer Ausbildung zu ebnen (oft ungenannt und unter fremdem Namen), also daß viele ausgezeichnete Männer des engern und weitern Vaterlandes, selbst Gelehrte, nur seiner väterlichen Fürsorge ihr Glück verdankten. Wie angenehm und unvergeßlich er den Aufenthalt in seinem Hause zu gestalten wußte, anerkennt der schon genannte Kopitar in seiner Selbstbiographie, der die „beim ebenso geliebten als liebenswürdigen Siegmund Z. zugebrachten Jahre unter die angenehmsten seines Lebens zählt“.

Als das schwere Leiden des Podagra den Freiherrn seit 1797 bis zu seinem Tode (1819) — also durch zweiundzwanzig Jahre — ans Haus fesselte und abwechselnd im Bette und dann wieder in einem von ihm selbst construirten dreirädrigen Fahrsessel — mittels dessen er die Flucht seiner Zimmer durchfahren konnte — gefangen hielt, er also nicht mehr die würzige Alpenluft Oberkrains genießen, nicht mehr an dem ihm so theuer gewesenen Vergnügen der Jagd in den herrlichen Revieren seiner oberkrainischen Besitzungen theilnehmen konnte, da baute er immer fort und immer emsiger an dem freien Bau seiner geistigen Innenwelt und vervollkommnete sich in allen ihm so liebwerthen Disciplinen. „Sein Studirzimmer glich einem physikalischen Cabinet, zu welchem Jeder und zu jeder Stunde freien Zutritt hatte, der sich seines Rathes, seiner Erfahrungen und Hilfe bedienen wollte“. „Seine populäre Art, sich zu geben und mitzutheilen, schloß ihm alle Herzen auf. Er nahm an Allem theil, was auf neue Entdeckungen oder Verbesserungen führen konnte“. Und selbst als seine engere Heimath Krain das schwere Loos getroffen, daß der „Franzmann“ hier durch eine Reihe von Jahren (1809—1814) seine Fremdherrschaft über die „Illyrischen Provinzen“ in empfindlichster Weise fühlbar machte — Z. selbst litt nicht zum wenigsten unter der Last der französischen Contributionen oder, wie Kopitar in einem Schreiben an Dobrowsky Wien vor Allerheiligen 1812 Z. betreffend sagt, „an dem französischen Raubsistem“ — blieb der Zoisische Musenhof am Rain zu Laibach das Centrum des geistigen Verkehrs, in welchem neben dem heimischen Adel die übrigen Honoratioren und Capacitäten Krains

sowie die französischen Generale, an der Spitze der Generalgouverneur Marschall Marmont Herzog von Ragusa, Officiere aller Grade, Gelehrte u. a. Charles Nodier (der Bibliothekar der Laibacher öffentlichen Studienbibliothek) aus- und eingingen und sich gegenseitig verständigten, „so daß gar manche Erleichterungen in den aus der Occuption erwachsenen Schwierigkeiten auf den im Hause des weltläufigen, feingebildeten und allseits gefälligen Freiherrn von Zois gepflogenen Meinungsaustausch zurückzuführen sind“.

Siegmund Z., der 1805 bei dem schleunigen Rückzuge der österreichischen Armee aus Italien 300 Kranke, die in der Eile nicht fortgebracht werden konnten, durch fünf Wochen auf seine Kosten mit Fleisch und Wein hatte verpflegen lassen, war in Ansehung aller seiner hohen Verdienste um das Land Krain und die Landeshauptstadt Laibach (seine thätigste Mitwirkung in Angelegenheit der Morastaustrocknung, der Stadterweiterung durch Niederwerfung der Festungs-Stadtmauern, Ausfüllung der Gräben, Herstellung der sog. Zois'schen Allee [Stadtpromenade], Einrichtung eines botanischen Gartens daselbst u. s. w., u. s. w.), in Ansehung seiner Verdienste um Kunst und Wissen in und außer der Heimath von Kaiser Franz I. 1809 mit dem Comthurkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet worden, bewirkte nach dem Abzuge der Franzosen aus Illyrien und der Wiedereinsetzung der österreichischen Regierung im Lande durch seinen Einfluß die Wiederherstellung der ständischen Verfassung für Krain, die Kaiser Franz 1818 gewährte. Nicht lange aber konnte sich der hervorragende Patriot der Wiederkehr des österreichischen Regimes erfreuen, denn schon am 10. November 1819 erlosch das Lebenslicht dieses edlen Mannes, der dem Vaterlande der treueste Freund und beste Berather gewesen. Die hohe Verehrung, die alle seine Zeitgenossen ihm gezollt ward erst recht offenbar bei seiner Leichenfeier, die das großartigste gewesen, was man seit Menschengedenken in der Landeshauptstadt diesbezüglich erlebt hatte — die heranreifende studirende Jugend ließ es sich nicht wehren, dessen Leichnam zu Grabe zu tragen und trotz der vorgerückten Jahreszeit gingen nahezu alle Bewohner der Stadt als Leidtragende hinter dem Sarge her. Heute noch ist die große gußeiserne Gedenksäule an seinem Grabe die schönste Zierde des Laibacher Friedhofes. Des Freiherrn Siegmund v. Z. reichhaltige Bibliothek, vereint mit der seines Bruders Karl Frhr. v. Z., (des Botanikers) wurde 1823 durch Hofkanzlei-Verordnung in einem Bestande von 4394 Bänden, durchwegs die auserlesensten Werke (größtentheils Naturhistorie, doch aber auch Schöngeistiges, Philosophie, Geschichte, Reisewerke) in deutscher, französischer, englischer, italienischer, lateinischer und slavischer Sprache (darunter auch mehrere altslavische Werke) um den Betrag von 7000 fl. für die k. k. Lycealbibliothek (die heutige Studienbibliothek) in Laibach angekauft; von besonderem Werthe sind in diesem Zois'schen Bestande auch die in einer Reihe von Futteralen befindlichen Manuscripte, Studien und vollendete Arbeiten aus dem Nachlasse des gelehrten Z.

Siegmund Z. war seit 1782 Mitglied der Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin, mit der er fortan in stetem Verkehre und Austausche blieb, und Professor Klaproth benannte in Uebereinstimmung mit Karsten und Werner ein neues säulenförmig krystallisirtes Fossil (von der Saualpe in Kärnten) das unser Freiherr entdeckt hatte mit dem Namen Zoisit. (Zwei Pflanzen, die Campanula und Viola Zoisii tragen nach seinem Bruder Karl Z. den Namen. Seit 1793 gehörte Z. der Imperialis Leopoldino-Carolina Academia Naturae Curiosorum zu Erlangen unter dem Namen Cajus Balbillus als Mitglied an; seit 1806 war er Mitglied der Académie Celtique in Paris, seit 1807 der Jenaer herzoglich-mineralogischen Societät; die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien, deren erhabenem Beschützer, dem Erzherzog Johann, er in der Wochein

am Ursprunge der Save — beim Aufstiege zum Wasserfall — ein Denkmal gesetzt, übermachte ihm das Gesellschaftsdiplom im J. 1808, die Wetterauische Gesellschaft für Naturkunde urkundete ihn 1808 zu ihrem Mitgliede.

Sigmund Zois Freiherr von Edelstein von Professor Richter. Laibach 1820. — V. Jagić, Briefwechsel zwischen Dobrowsky und Kopitar 1808 bis 1828. Berlin 1885, und Jagić, Neue Briefe von Dobrowsky, Kopitar u. s. w. Berlin 1897. — Fr. Miklosich, Barth. Kopitar's kleinere Schriften I. Wien 1857. — P. v. Radics, Der Adel Krains und die Culturentwicklung des Landes. Wien 1897. — Alf. Müllner, Argo. Zeitschrift für krain. Landeskunde, VI. Jahrg. 1898. — G. Kosmač, Geschichte der k. k. Lycealbibliothek in Laibach (Mitth. d. histor. Ver. f. Krain 1857). — Vereinigte Laibacher Zeitung 1819, Nr. 93. P. v. Radics.

Zoll: Hermann Z., Jurist, geboren 1643 in Kassel, † am 7. Februar 1725 in Marburg. Z. begann seine Studien am Pädagogium seiner Vaterstadt, besuchte hierauf die Rechtsschulen zu Rinteln (1659), Franeker (1661), dann zu Duisburg, und ließ sich 1664 als Docent an der Universität Marburg nieder, wo er — 1666 in Rinteln Doctor beider Rechte geworden —, 1674 zum ordentlichen Professor der Institutionen, bald darauf auch zum Advocatus Fisci ernannt und 1679 noch überdies mit der Professur des canonischen Rechtes betraut wurde. 1686 rückte er zum Professor primarius und als solcher zum Professor Codicis et Feudalis vor, erhielt 1700 den Titel eines Regierungsrathes und trat 1714 als ältester Rath an die Spitze der fürstlich Rintelnschen Regierung. Er starb hochbetagt, im 82. Lebensjahre, am 7. Februar 1725. Z. schrieb zahlreiche Programme, Disputationen und außer einem Tractate „de exceptione non numeratae pecuniae“ einen zweiten: „Kauf hebt Miethe nicht auf“, wodurch er mit Professor Zaunschliffer in Marburg in eine heftige litterarische Fehde verwickelt wurde, welche in den Halleschen Beiträgen Bd. 2, S. 326 u. 529 näher besprochen ist.

Neue Zeitungen v. gel. Sachen d. J. 1726, 1. Thl., Nr. VIII, S. 71.
v. Eisenhart.

Zoller: Karl August Christoph Friedrich von Z., geboren am 21. März 1773, † am 21. September 1858, württembergischer Pädagoge, Oberinspector und Pfarrer des königl. Waisenhauses und Rector des königl. Katharinenstiftes in Stuttgart. Am 21. März 1773 wurde Z. in Deizisau bei Eßlingen als der Sohn des dort wirkenden Pfarrers Johann Friedrich Zoller geboren. In der lateinischen Schule zu Kirchheim u. T., sodann in den Klosterschulen zu Denkendorf und Maulbronn wurde der reichbegabte und wißbegierige Knabe 1782—90 ausgebildet und vorbereitet auf das Studium der Theologie, der er sich, dem väterlichen Vorbilde folgend, widmen wollte. Die Zeit, die er 1790—93 auf der Landesuniversität Tübingen zubrachte, fiel zusammen mit jener gewaltigen Gährung, die in der äußeren Geschichte durch die französische Revolution hervorgerufen wurde und auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lebens an Namen wie Kant und Fichte sich knüpft, und der lebhafte Verkehr, in dem Z. damals mit Studiengenossen, wie Schelling, Hegel und Hölderlin stand, regte den offenen Sinn des lebendigen Jünglings mächtig an; für seine Wissenschaft selbst fand er besonders in dem damaligen Professor Storr einen ehrwürdigen und fesselnden Lehrer. Schon in seinem 21. Jahre konnte er seinen kränkelnden Vater in Deizisau als Gehülfe und Stellvertreter im Pfarramte unterstützen und drei Jahre nachher, 1796, übertrug ihm das Vertrauen der Gemeinde diese Stelle definitiv, die er dann auch bis zum Jahre 1811 mit großer Pflichttreue und reichem Erfolge verwaltete. Schon damals lenkte sein ausgezeichnetes pädagogisches Talent und seine Liebe zur Jugend seine Thätigkeit

vielfach auf das Gebiet der Schule und Erziehung, und wie energisch er hiebei vorging, beweist — neben der Umbildung der eigentlichen Dorfschule — die Gründung einer Jugend-, einer Männer-, einer Soldaten- und einer Lehrerschule, wahrlich genug für das bescheidene Oertchen Deizisau. Junge Engländer, die er zur Erziehung in sein Haus aufnahm, veranlaßten ihn, sich der Erlernung der neueren Sprachen zuzuwenden: durch beispiellosen Fleiß, der ihn oft die Nacht zum Tag schlagen ließ, und durch sein ungemein leichtes Erfassen des Wissensstoffes eignete er sich mit der Zeit nicht weniger als elf derselben an. Die Jahre der Napoleonischen Kriegsstürme waren auch für Z. herb und hart; doch stand ihm hierin seine treue Lebensgefährtin, eine geborene Barrier, die er im J. 1799 heimgeführt und mit der er über 50 Jahre lang in glücklichster Ehe lebte, helfend zur Seite. Inzwischen hatte die vielseitige pädagogische Thätigkeit auch die Aufmerksamkeit der Behörde auf den unermüdlich wirkenden Pfarrer gelenkt und so wurde Z. 1811 als Schulinspector nach Stuttgart berufen. Hier eröffnete sich nun seinem rastlosen Eifer ein ungemein reiches Arbeitsfeld, hier war es ihm möglich, seine fruchtbarsten pädagogischen Ideen zu verwirklichen und in die Geschichte des Schulwesens der schwäbischen Residenz dauernd seinen Namen einzureihen. Gerade damals erlitten die Stuttgarter Volksschulen eine durchgehende Umgestaltung und hier war es nun Z., der in die Organisation der Bürgerschule, der Armenfreischule, der Katharinenschule 2c. mit fester Hand eingriff und, von Pestalozzi'schem Geiste durchweht, der überallhin damals befruchtend sich verbreitete, den niederen Bildungsanstalten Stuttgarts den Stempel aufdrücken half, den sie z. Th. heute noch haben. Daneben versäumte er nicht, auch den Privatlehranstalten sein Augenmerk zuzuwenden, wie z. B. dem Tefinger'schen Töchterinstitut; außerdem war er Geistlicher und Schulinspector am kgl. Waisenhaus und der damit verbundenen Lehrerbildungsanstalt, so daß man ihn als den Vorsteher sämmtlicher Stuttgarter Schulen, abgesehen von den Gymnasien, betrachten konnte. Diesem arbeitsvollen und umfänglichen Wirkungskreise trat nun seit dem Jahre 1818 noch ein zweiter bei, der Zoller's pädagogische Erfahrung auch dem höheren Schulwesen zu gute kommen ließ. Abgesehen davon, daß ihm damals der englische Unterricht an mehreren Classen des Stuttgarter Gymnasiums übertragen wurde, gab ihm die Königin von Württemberg, Katharina, den ehrenvollen und die beste Anerkennung für sein segensreiches Wirken bildenden Auftrag, ihr bei der Gründung einer Bildungsanstalt für die Töchter der mittleren und höheren Stände berathend an die Hand zu gehen. Z. rechtfertigte das ihm geschenkte königliche Vertrauen in vollem Maße und wurde bei der Einrichtung des neuen Institutes, das späterhin den Namen „Katharinenstift“ erhielt, die rechte Hand der hohen Stifterin. Er war es, der den vollständigen Lehrplan entwarf und den allgemeinen Unterrichtsbetrieb regelte; zum Dank für seine verdienstvolle Mühe wurde er der erste Rector dieser seitdem herrlich herangeblühten Anstalt. Das Katharinenstift war fortan seine Lieblingsschule, der er bis an sein Ende das wärmste Interesse zuwandte, und trotzdem trat er im J. 1826 daneben noch als Oberinspector an die Spitze des Stuttgarter Waisenhauses und Jahrzehnte lang führte nun der pflichtgetreue Mann diese beiden so verschiedenartigen Aemter mit liebevollster Hingabe weiter. Eine lange Frist stand nun Z. als allgemein anerkannte Autorität an der Spitze des gesammten Stuttgarter Schulwesens. Tausende von Zöglingen beiderlei Geschlechts aus allen Schichten der Bevölkerung verdankten ihm die Bildung von Geist und Gemüth. Denn seine Schüler nicht bloß zu unterrichten, sondern auch sittlich zu erziehen, war Zoller's ideales Streben und dazu befähigte ihn vor andern seine Liebe für die Jugend, seine Begeisterung für alles Edle und Gute, und seine tiefe, aufrichtige Religiosität.

— Neben dieser vielverzweigten praktischen Wirksamkeit führte Z. aber auch noch eine sehr fruchtbare Feder. Verschiedene Schulbücher, zum biblischen („Lehrbibel für Haus und Schule“, Stuttg. 1838), französischen („Hilfsbuch der franz. Sprache“, Stuttg. 1822; „Französisches Sprachbuch“, Stuttg. 1834, 2. Aufl. 1837) und ersten Leseunterricht („Fibel oder erster Unterricht im Lesen, Schreiben, Denken, Sprechen für die Schulen des Königr. Württemberg“, Stuttg. 1836, 2. Aufl. 1843; dazu Wandtafeln; „Anleitung zum Gebrauch der Wand- und Handfibel für die Schulen des Königr. Württemberg“, Stuttg. 1836, 2. Aufl. 1843; „Schul- und Bildungsbuch oder Anweisung zur methodischen Behandlung des Unterrichts der Kinder in den ersten Bildungsjahren“, 2 Theile, Stuttg. 1840) bezeugen sein vielseitiges Lehrtalent. Eine Bibliothèque française (Sér. I, Tom. I—XII. Sér. II, Tom. I—VI, Stuttg. 1850) für die Jugend gesammelt, beweist seine große Belesenheit auch in fremden Litteraturen. Daneben gaben regelmäßige Publicationen, wie die „Nachrichten vom Stuttgarter Waisenhaus“ oder die von ihm an den Feiern des Katharinenstiftes gehaltenen Festreden Zeugniß einerseits von seinem Verwaltungstalent, andrerseits von seinem klaren, gediegenen Stil. Von Schriften allgemeinen Inhalts aus Zoller's Feder seien erwähnt: „Bilder aus Schwaben“ (Stuttg. 1834); „Stuttgart und seine Umgebungen“ (Stuttg. 1841) und „Masson, die berühmten Kinder aller Jahrhunderte, bearb. von Zoller“ (Stuttg. 1844). Endlich hat Z. auch noch ein umfangreiches Memoirenwerk hinterlassen: „Das Bildungswerk in 25 Schulen“; doch ist dasselbe bis jetzt noch nicht im Druck erschienen, sondern befindet sich als Manuscript im Besitz von Zoller's Sohn, Dr. Edmund Z., Director der königl. Hofbibliothek in Stuttgart. Nur ein Theil aus dem 23. Abschnitt ist von letzterem veröffentlicht worden in der Schrift: „Das Katharinenstift. Blätter aus den Denkwürdigkeiten eines deutschen Erziehers. Festgabe zum Jubiläumstage von Dr. Edmund Zoller“ (2. Aufl. Stuttg. 1868). Das Memoirenwerk, in 25 Abschnitte zerfallend, enthält neben „des Verfassers eigenem Bildungsgang“ das vollständige pädagogische Testament Zoller's. Sämmtliche Arten von Schulen von der Kleinkinderschule an bis zum Lehrerseminar, mit Einschluß von den verschiedensten Specialschulen (Soldaten-, Waisenhaus-, Landwirthschafts-, Hausfrauenschule u. a. m.) in Stadt und Land sind berücksichtigt, und das Ganze läßt nicht nur die ungemein vielseitige organisatorische Thätigkeit Zoller's und sein lückenloses Wissen auf allen Gebieten der Pädagogik erkennen, sondern ist zugleich eine werthvolle historische Quelle für die Erforschung des württembergischen, speciell des Stuttgarter Schulwesens in der ersten Hälfte d. 19. Jahrhunderts. Cap. 13 („Waisenhausschule“) berichtet u. a. von mannichfachen Versuchen Zoller's mit den verschiedenen Methoden des Lesenlernens; auf die hiebei gemachten Erfahrungen gründet sich die Zoller'sche Fibel. — Im J. 1840 legte Z. das Rectorat am kgl. Katharinenstift nieder. Das Oberinspectorat und Pfarramt am kgl. Waisenhause dagegen gab er erst 1847, das Lehramt der englischen Sprache am Gymnasium im J. 1848 ab, um, von seinem König durch Verleihung des Kronenordens geehrt, in den wohlverdienten Ruhestand zurückzutreten, der ihm noch zehn Jahre beschieden war. Am 21. September 1858, in einem Alter von 85½ Jahren, entschlief Z., nachdem er noch bis zum letzten Tag eine seltene Geistesfrische bewahrt hatte.

„Zum Andenken Zoller's“ in „Die Volksschule“ 1858, S. 169—172. — Edmund Zoller, „Das Katharinenstift“, Blätter aus den Denkwürdigkeiten e. deutschen Erziehers, 2. Aufl., Stuttg. 1868. — Merkle, Das kgl. Katharinenstift zu Stuttgart, in: Mitthlgn. d. Ges. f. dtsch. Erziehungs- u. Schulgeschichte, Jg. IX, Heft 1, S. 1 ff. Berl. 1899. — Zoller's nachgelassenes Memoirenwerk „Das Bildungswerk in 25 Schulen“, das dem Verf. obiger

Zeilen von Zoller's Sohn, Director Edmund Zoller in Stuttgart, zur Benutzung überlassen wurde. Emil Schott.

Zoller: Franz Karl Z., Landschaftsmaler und Kupferstecher, wurde als Sohn des Historienmalers Anton Z. im J. 1748 in Klagenfurt geboren und besuchte dann, als seine Eltern nach Hall bei Innsbruck übersiedelten, die dortigen lateinischen Schulen, da er Geistlicher werden sollte. Doch zeigte er keine Neigung für diesen Beruf, sondern wandte sich im J. 1768 nach Wien, wo sich der Hofrath Baron Sperges seiner annahm und ihn dadurch in den Stand setzte, sich im Landschaftszeichnen und Kupferstechen auszubilden. Im J. 1785 kehrte er nach Tirol zurück, um das Amt eines Wegeinspectors für das Unterinnthal zu übernehmen. Später fand er eine Stellung bei der k. k. Baudirection in Innsbruck. Als im J. 1809 Tirol an Baiern fiel, wurde er Bauinspector in Brixen; in dieser Eigenschaft wurde er im J. 1810 nach München versetzt. Nach dem Rückfall Tirols an Oesterreich erhielt er das Amt eines ersten Adjuncten bei der k. k. Provinzialdirection in Innsbruck. Im J. 1816 ließ er hier die „Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck und der umliegenden Gegend von den ältesten Zeiten bis zur Erlöschung der österreich.-tirolischen Linie mit Erzherzog Sigmund Franz" erscheinen, nachdem er bereits im J. 1806 ein „alphabetisch-topographisches Verzeichniß sämmtlicher Graf- und Herrschaften, Landgerichte, Gerichte, Hofmarken, Städte, Marktflecken, Dörfer der gefürsteten Grafschaft Tirol und damit vereinigten Vorarlberger Landen" herausgegeben hatte. Er versuchte sich auch als Dichter und zwar im Dialekt seiner Heimath. Von seinen Poesien hat sich sein Spingeserlied erhalten, das die Heldenthat eines Tiroler Mädchens im Kampf bei Spinges am 2. April 1797 feiert. Seine Aufzeichnungen über seinen Lebensgang und seinen Briefwechsel bewahrt das Innsbrucker Museum auf. Er starb am 18. (nach einer anderen Angabe am 4.) November 1829.

Vgl. Nagler XXII, 315—316. (Hier auch ein Verzeichniß von Zoller's Radierungen.) — Wurzbach LX, 249—256. — Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin 1894. IV, 331. H. A. Lier.

Zoller: Friedrich Gottlieb Z., Rechtsgelehrter, geboren zu Leipzig, als Sohn des polnisch-sächsischen Hofrathes und Rathsherrn Johann Friedrich Z., am 5. December 1717, † daselbst am 22. Mai 1782. Z. begann seine Studien an der Schulpforte bei Naumburg, bezog sodann die Universität Leipzig, wo er 1737 immatriculirt wurde, und als Studierender der Philosophie die Streitschrift „de historicorum antiquorum concionibus civilibus" vertheidigte. Hier widmete er sich dem Rechtsstudium, erwarb mit der Inauguraldissertation: „de actionibus utilibus" am 28. April 1743 den Grad eines Doctors beider Rechte und hielt hierauf juristische Vorlesungen nebenbei zugleich als Parteivertreter bei den Gerichten thätig. 1749 wurde er in Leipzig zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt, welche Stelle er am 19. November antrat, und 1752 nach Dinkler's Tode zum ordentlichen Professor für sächsisches Recht. Nach dem Ableben der Professoren Rivinus und Siegel im December 1755 wurde ihm die Professur de Verb. significat. et de regulis Juris übertragen und hielt er am 24. April des folgenden Jahres seine Antrittsrede „de divisione dominii naturalis et civilis legibus incognita". Fünf Jahre später (1761) wurde er zum Professor der Institutionen, 1765 der Pandekten, endlich 1767 des Codex befördert, in welcher Stellung er bis an sein Lebensende (1782) wirkte. Z. verfaßte kein größeres Werk, wohl aber eine stattliche Anzahl von Programmen und Dissertationen, welche theilweise in Weidlich's zuverläßigen Nachrichten V, 235 u. f. aufgeführt sind.

Weidlich, Nachrichten V, S. 233 u. ff. — Fr. A. G. Wenckii oratio saecularis de viris eruditis etc. (Lipsiae 1810 p. 67 N. 19). v. Eisenhart.

Zoller: Friedrich Johann Daniel Alois Freiherr von Z., königlich bairischer Generallieutenant, wurde am 25. Mai 1762 in Baden-Baden geboren und, da sein Vater als Oberst in französischen Diensten das Régiment royal allemand des Deux-Ponts befehligte, in der Pagerie des Chefs dieses Regiments, des Herzogs Karl von Pfalz-Zweibrücken, erzogen. Am 8. April 1779 zum Sous-Lieutenant im nämlichen Regimente ernannt, nahm er mit diesem in Nordamerika am Kriege gegen England theil und war zum Premierlieutenant sowie zum Adjutantmajor aufgestiegen, als ihn, nachdem die Revolution ausgebrochen war, Maximilian, der nachmalige Kurfürst und König von Baiern zurückberief und in seinem Leibgarderegimente anstellte. Mit diesem kam er 1799, nachdem er 1793/94 im Stabe des preußischen Generals Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen am Kriege gegen Frankreich theilgenommen hatte, 1799 in kurfürstlich-bairische Dienste. Als Major im Bataillone Wrede focht er alsbald von neuem gegen die Franzosen; bei Möskirch wurde er in der Nacht vom 5./6. März 1800 so schwer verwundet, daß er ein Auge einbüßte. Bei Ausbruch des Krieges vom J. 1805 gegen Oesterreich trat er als Oberstlieutenant an die Spitze eines an der Tiroler Grenze für jenen Zweck aufgestellten Corps Gebirgsschützen und erwarb den Orden der Ehrenlegion sowie den Militär-Max-Josephs-Orden. Im Feldzuge von 1806/7 befehligte er ein leichtes Infanterieregiment gegen Preußen, 1809 im Kriege gegen Oesterreich und 1812 beim Zuge nach Rußland war er ebenfalls Oberst und Regimentscommandeur. Während des letzteren Krieges wurde er zum Generalmajor und zum Brigadier befördert. Als nach der Rückkehr von dort zu Ploczk an der Weichsel aus den Trümmern der bairischen Regimenter neue Truppenkörper gebildet wurden, erhielt Z. das Commando der 2. Infanteriebrigade, mit welcher er am 20. Januar 1814 in die Stadt Thorn einrückte und an die Spitze der Besatzung trat. Nach ehrenvoller Vertheidigung gegen die belagernden Russen übergab er die Stadt am 18. April und kehrte nach Baiern zurück, führte, nachdem dieses auf die Seite der Verbündeten getreten war, seine Brigade von neuem in das Feld, focht am 30./31. October bei Hanau, wurde zum Generallieutenant und zum Divisionscommandeur befördert und dann mit der Leitung der Belagerung der Festung Hüningen beauftragt, welch' letztere am 14. April, nachdem der Commandant den König Ludwig XVIII. anerkannt hatte, ihre Thore öffnete. Im J. 1815 führte er von neuem eine Infanteriedivision in das Feld, kam aber nicht zu erheblicher Thätigkeit. Z. starb am 25. Februar 1821 zu Regensburg.

Schrettinger, Der Militär-Max-Joseph-Orden, München 1882.

B. v. Poten.

Zoller: Karl Julian Freiherr von Z., königlich bairischer Feldzeugmeister, ein Bruder des oben genannten Generallieutenants Friedrich Freiherrn v. Z., wurde am 3. Juli 1773 zu Bitsch geboren und zuerst in der Militärschule zu Beaumont-en-Auge in der Normandie, seit 1779 aber als Cadet-gentilhomme-aspirant d'Artillerie in der gleichartigen Anstalt in Pont-à-Mousson erzogen, verließ aber am 1. März 1792 Frankreich, machte bis 1795 im Emigrantencorps des Prinzen Condé die Feldzüge am Rhein mit, trat am 1. October jenes Jahres als Unterlieutenant in die kurfürstlich bairische Artillerie und erhielt 1799, zum Premierlieutenant aufgerückt, die Erlaubniß als Volontär und Begleiter des aus französischen in russische Dienste getretenen Generals Manson beim Condé'schen Corps dem Krieg gegen Frankreich in der Schweiz beizuwohnen. Als gegen Ende des Jahres Baiern selbst zum Kriege rüstete, wurde Z. zurückgerufen; da in derselben Zeit auch Manson in des bairische Heer trat, blieb er als Generaladjutant bei ihm. Im Feldzuge des Jahres 1809 befehligte Z. die Artillerie der 2. Division, welche zuerst in Baiern, dann in Oberösterreich und in Nieder-

österreich und schließlich in Tirol Verwendung fand, that sich besonders bei Abensberg und bei Wagram, wo er 36 Geschütze befehligte, hervor; die Generale Lauriston und Wrede erkannten seine Dienste, welche durch Verleihung des Ordens der Ehrenlegion, wie des Militär-Max-Joseph-Ordens belohnt wurden, öffentlich an. Im Kriege von 1812 gegen Rußland befand er sich in der nämlichen Stellung wie im Jahre 1809, aber schon in der zweiten, am 17. und 18. October geschlagenen Schlacht bei Polozk fiel ihm als dem ältesten dienstfähigen Officier der Waffe das Commando über die gesammte bairische Artillerie zu. Zum letzten Male während des Krieges kämpfte er am 4. December, am 5. gelang es ihm noch seine Geschütze über die Wilia zu bringen, aber am 6. mußte er sie am Ponariberge stehen lassen und ohne dieselben den Rückzug fortsetzen. Bei Polozk fand er andere bairische Batterien, mit diesen gelangte er Ende December nach Plozk an der Weichsel, wo aus den geretteten Mannschaften neue Abtheilungen gebildet wurden, mit den bei letzteren nicht Verwendeten kam er in die Heimath zurück. Er ist später nicht mehr im Felde erschienen; 1818—1825 war er Bevollmächtigter der Bundes-Militärcommission, dann trat er als Commandeur des damals bestehenden einzigen Regiments zur Artillerie zurück, deren Einrichtungen nun einer gründlichen Umgestaltung unterzogen wurden. Das aus den damals getroffenen Anordnungen hervorgegangene System vom Jahre 1836 wird meist das „Zollersche System“ genannt. Seit 1824 Generalmajor, 1838 zum Generallieutenant aufgerückt trat er sodann als Artilleriecorpscommandant an die Spitze der gesammten Waffe, wurde am 31. März 1848 als Feldzeugmeister pensioniert und starb am 26. August 1849 zu München. Seinen Namen führen die Fronten III und IV der Festung Ingolstadt.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 27. Jahrgang, 2. Theil, Weimar 1851. — Schrettinger, Der Milititär-Max-Joseph-Orden, München 1882.

B. v. Poten.

Zoller: Oskar Freiherr von Z., königlich bairischer Generallieutenant, ein Sohn des Generallieutenant Friedrich Freiherrn v. Z. (s. o.), am 13. November 1809 zu Straubing geboren, im J. 1827 als Junker beim Infanterie-Leibregimente zu München in das Heer getreten, 1828 zum Officier, 1842 zum Hauptmann befördert, war alsdann Flügeladjutant König Ludwig's I., später Hofmarschall des Kronprinzen und demnächstigen Königs Maximilian Joseph II., trat 1850 als Oberstlieutenant beim 3. Infanterieregimente zu Augsburg, dessen Commandant er 1853 wurde, in den Truppendienst zurück, wurde 1855 Generalmajor und Commandant der 6. Infanteriebrigade zu Bayreuth, vertauschte diese Stellung 1859 mit der gleichen zu Schifferstadt in der Pfalz und ward 1861 zum Generallieutenant und zum Generalcommandanten des III. Generalcommandos zu Nürnberg ernannt. Bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 an die Spitze der 3. Infanteriedivision berufen, ward er am 10. Juli im Treffen von Kissingen durch eine Granate getödtet. Z. war unvermählt.

Unsere Zeit (Ergänzung zu Brockhaus' Konversationslexikon), Leipzig 1866, II, 388.

B. v. Poten.

Zollern: Die Grafen Burkard und Wezel von Z. Die erste sichere Nachricht von dem gräflichen Hause Z. verdankt man Bertold v. Reichenau, welcher in seinen gleichzeitigen Annales (Pertz, Mon. Scriptores V, 272) meldet: 1061 Burkardus et Wezil de Zolorin occiderunt. Weiterhin bezeichnet das St. Gallener Todtenbuch zum 29. August Graf Burchard und Werner als gefallen. (Mitth. zur vaterländischen Gesch. St. Gallen 1869, XI, S. 51.) Dagegen findet man weder anderweitige urkundliche oder chronikalische Nachrichten über die Abstammung dieser beiden Grafen, noch irgend welche Angaben über die Fehde, in welcher sie

ihren Tod fanden, sodaß hier Hypothesen freier Spielraum geboten war. Anknüpfend an den Taufnamen des einen dieser ältesten Z. hat zuerst der badische Archivrath Leichtlen in einer Abhandlung über die Zähringer, 1831, S. 33 behauptet, die Grafen von Z. seien die Nachkommen der Burkardinger, welche wiederum von den Markgrafen von Istrien und Rhätien abstammten. Freiherr v. Stillfried und Tr. Märcker haben hierauf in den Hohenzollern'schen Forschungen 1847, I auf die großen Schwierigkeiten, welche der Herleitung von den Burkardingern entgegenstehen, aufmerksam gemacht, wie auch Ch. Stälin in seiner Wirtembergischen Geschichte II, 1847, S. 502 ff., ohne auf diese Herleitung einzugehen, sich begnügt hat, die Stammreihe mit den 1061 gefallenen beiden Z. zu beginnen. Dagegen wird von Riedel in seiner Geschichte des preußischen Königshauses 1861 die Burkardingische Abstammung als eine allgemein geltende, aber beweislos gebliebene Vermuthung verwerthet. Noch weiter ging L. Schmid, welcher in seiner Geschichte der Grafen von Z.-Hohenberg 1862 diese Vermuthung näher begründete und in seiner ältesten Geschichte des Gesammthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern 1884—1888, sowie in den Mittheilungen des Hohenzollernschen Alterthums-Vereins den positiven Nachweis für die Abstammung der Hohenzollern vom Geschlecht der Burkardinger erbracht zu haben glaubte, wobei er davon ausging, daß die Taufnamen Adalbert und Burkard den Burkardingern und den Grafen von Z. gemeinsam seien. Ferner behauptete er, die Burkardinger haben sich im erblichen Besitz der Gaugrafenwürde im Scherragau befunden, auch, da die Grafschaft Z. sich mit dem Scherragau decke, gräfliche Rechte in letzterem Gau auf die Zollern, ihre Nachkommen vererbt. Richtig ist es, daß als Graf des Scherragaues 874, 875, 882, 885 und 889 ein Adalbert vorkommt, den L. Schmid als Burkardinger in Anspruch nimmt, ohne zu beachten, daß erstens niemals ein Burkard als Graf des Scherragaues sich nachweisen läßt und sodann der Taufname Adalbert sich nicht nur bei den Burkardingern findet, sondern auch sonst, so bei einem andern Geschlechte, den auf der Grenze Frankens und Schwabens heimischen Grafen von Calw im 18. Jahrhundert vorkommt. Es braucht also dieser Adalbert nicht durchaus ein Burkardinger gewesen zu sein. Dazu kommt, daß sämmtliche sonstige bekannte Grafen des Scherragau's so Liutold 843 und 861, Rudolf 1064 — ganz abgesehen von den von F. L. Baumann, die Gaugrafschaften im wirtemb. Schwaben 1879, S. 146 als Scherragaugrafen vermutheten Grafen Pirihtelo 770, 785 und 786 Karaman 797, 817, 820 und 834, Kerolt 838, Alboin 842 und Cozpert 864 — Taufnamen tragen, welche den Burkardingern völlig fremd sind. Man ist deshalb entschieden berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß die Burkardinger sich nie im erblichen Besitze der Grafschaft des Scherragaues befanden und folglich auch nicht auf ihre angeblichen Nachkommen, die Zollern, Grafschaftsrechte in diesem Gau vererbten. Dagegen darf man wol in dem 1113 genannten Scherragaugraf Friedrich einen Z. erblicken. Ferner berechtigt die bloße Thatsache, daß der Taufname Burkard sich sowohl bei den Z., als den Burkardingern findet, nicht zur Herleitung der ersteren von den letzteren. Denn auch der Taufname Burkard läßt sich noch bei einer Reihe anderer Geschlechter in Franken (Graf Burkhard von Kornburg 1067 und sein Stammesverwandter Graf Burkard v. Rotenburg 1078, 1096), ferner Burkard von Staufenberg, Sohn des Grafen Adalbert im Ufgau (1041—1046), Sachsen (Burkard von Querfurt 982—1035) Thüringen (Graf Burkard v. Nidgau, 892—908 und Graf Burkard, der 912 sich empörte) nachweisen. Zudem fehlt der bei den Zollern so beliebte Taufname Friedrich völlig bei den Burkardingern. Auch ist es unmöglich sowohl den Umfang des Scherragaues, als den der Grafschaft Z.-Hohenberg im 12. Jahrhundert genau festzustellen und ist somit die von L. Schmid behauptete Uebereinstimmung der Grafschaft Z. mit dem Scherragau nicht zu beweisen. Vielmehr lag erstere

in der Hattunhuntare. Da noch dazukommt, daß jeder urkundliche Nachweis fehlt und auch von L. Schmid nicht erbracht werden konnte, welchem Zweig der Burkardinger die Z. angehört haben sollen, so muß man der Burkardinger Hypothese entschieden das Prädicat einer historischen Gewißheit oder erwiesenen Thatsache absprechen. Der neuestens gemachte Versuch H. Witte's, die Z. zwar nicht mehr direct an die Burkardinger anzuknüpfen, sondern sie wegen des gemeinsamen Besitzes in Schaffhausen von den Grafen von Nellenberg und letztere wieder von den Burkardingern abzuleiten, reiht ganz willkürlich den ältesten, bekannten Grafen von Nellenberg Eberhard an Adalbert († 911), einen Burkardinger an und läßt diesen Eberhard, ohne auch nur die Spur eines Beweises zu erbringen, Scherragaugraf und als solcher Ahnherr der Z. sein. Richtig ist an der ganzen Behauptung Witte's nur, daß zwischen den Z. und Nellenburgern in den ältesten Zeiten eine Verwandtschaft, welche gemeinsamen Besitz zur Folge hatte, bestand. Ob die Verwandtschaft aber eine cognatische oder agnatische war, dafür fehlt jeder Anhaltspunkt. Beginnt somit die historisch nachweisbare Stammreihe des Hauses Z. erst mit dem Jahre 1061, so war schon beim ersten Auftreten des Geschlechts die Burg Zollern der Sitz desselben. Nun hat neuerdings K. Th. Zingeler die Behauptung aufgestellt, die Wiege der Z. sei auf der Schalksburg zu suchen und die Wandgemälde im nahen Kirchlein zu Burgfelden (württ. Oberamt Balingen) beziehen sich auf den Untergang der in dieser Kirche begrabenen Z., Burkard's und Wezil's im J. 1061. Mit Recht sieht aber Keppler in der dort abgebildeten Kampfscene eine bildliche Darstellung der Parabel vom barmherzigen Samariter. Gegen die Möglichkeit, es seien trotzdem die Gemälde eine Stiftung der Hinterbliebenen der beiden gefallenen Z., die einerseits diese geschichtliche Thatsache feststellen wollten und zugleich ein religiöses Bild schaffen ließen, spricht aber entschieden die Thatsache, daß 1061 die Kirche in Burgfelden nicht im Besitz der Grafen von Z. war, sondern seit um 1040 dem Kloster Ottmarsheim im Oberelsaß gehörte und es undenkbar ist, daß die Grafen von Z. eine in fremden Händen befindliche Kirche zu ihrer Familiengrabstelle ausgesucht haben sollten. Zudem läßt sich die Existenz der Schalksburg für das 11. Jahrhundert absolut nicht nachweisen, da sie überhaupt erst 1226 erwähnt wird. Endlich hätte Berthold v. Reichenau Burkard und Wezel, wenn diese ihren Sitz auf der Schalksburg gehabt hätten, Burkardus et Wezil de Schalksburg, nicht aber de Zolorin genannt.

Ch. F. Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 494. — R. G. Stillfried, Beschreibung und Geschichte der Burg Hohenzollern nebst Forschungen über den Urstamm der Grafen von Zollern, Berlin 1870. — P. F. Stälin, Geschichte Württembergs I, 211, 408—409. — E. Berner, Die Abstammung und älteste Genealogie der Hohenzollern in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, VI, 1893, S. 1—55. — P. Weber, Die Kirche zu Burgfelden und ihre Wandgemälde in der Schwäb. Chronik 1895, S. 321—2. — K. Th. Zingeler, die Schalksburg ebendaselbst S. 397 bis 398. — R. Schäfer, Der Ursitz der Hohenzollern in der Beilage zur allgemeinen Zeitung 1895, Nr. 247, S. 3—5. — H. Witte, Zur Geschichte der älteren Hohenzollern ebendaselbst 1896, Nr. 191, S. 2—4. — E. Naegele, Die Hohenzollernfrage und Burgfelden in den Blättern des Schwäbischen Albvereins, 8, 1896, S. 276—282, 315. — H. Witte, Die älteren Hohenzollern und ihre Beziehungen zum Elsaß, 1896. — P. Weber, Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb, 1896. — Derselbe, Die Burgfelder Wandgemälde in den württ. Vierteljahrsheften. 1896, S. 396—399. P. Keppler, Die Wandgemälde von Burgfelden im Archiv für christliche Kunst, 14, S. 72—76. — K. Th. Zingeler, Hohenzollern, 1897, S. 8, 154—159. — Mitth. d. Hohenz. Alt.-Vereins 1897/98.

Theodor Schön.

Zollern: Graf Eitel Friedrich II. von Z., geboren um 1452 als Sohn des Grafen Jos. Niclaus und der Gräfin Agnes v. Werdenberg-Heiligenberg folgte am 27. Juni 1490 seinem Vater. Durch seine am 17. Februar 1482 geschlossene Heirath mit Magdalena († 17. Juni 1496), einer Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg befestigte der Graf die schon unter seinem Vater angeknüpften Beziehungen zu seinen Vettern fränkischer Linie. Dieselben fanden ihren Ausdruck in dem im Jahre 1488 von Eitel Friedrich II und seinen Brüdern Eitel Friedrich und Friedrich errichteten Testament, darinnen sie für den Fall, daß sie alle drei ohne Leibeserben absterben sollten, die Markgrafen von Brandenburg zu Erben all ihrer Habe und Güter substituirten. Mit Kaiser Maximilian I., dessen Liebling der Graf war, theilte letzterer die Freude an ritterlichen Spielen und findet man ihn am 7. Januar 1484 auf dem Turnier zu Stuttgart, am 24. September 1486 auf dem zu Bamberg und 1503 auf dem zu Ansbach. Doch auch an den Kriegen des Kaisers nahm der Graf theil, kämpfte 1499 gegen die Schweizer und führte am 12. September 1504 im niederbairischen Erbfolgekrieg bei Schloß Schönberg den linken Flügel gegen die Böhmen an. Auch machte er mehrere Feldzüge in Spanien mit. Seine Hauptbedeutung liegt aber auf friedlichem Gebiete, indem er an den Bestrebungen des Kaisers, dem Reich den innern Frieden zu sichern, hervorragenden Antheil nahm. Schon auf dem, noch von des Kaisers Vater einberufenen Reichstag zu Frankfurt, auf welchem ein zehnjähriger Landfriede festgesetzt wurde, war der Graf zugegen. Später ernannte ihn der Kaiser 1494, als er in den Niederlanden Gericht halten ließ, zum Kammerrichter. Nachher hielt der Kaiser 1495 zu Worms unter den Augen der Reichsversammlung Gericht, wobei der Graf den Vorsitz führte. Das am 1. October 1495 von Maximilian eingesetzte Reichskammergericht hielt am 3. November zu Frankfurt auf dem Großbraunfels unter des Grafen Vorsitz seine erste Session ab. 1507 wurde letzterer bei Errichtung des Hofkammergerichts zu Worms vom Kaiser zum Präsidenten desselben ernannt und bekleidete diese Stelle mit ausgezeichneter Ehre. Inzwischen war der Graf am 13. März 1496 in die Dienste Herzog Eberhard II. von Würtemberg getreten, dessen Nachfolger Ulrich ihn am 21. Juni 1498 aufs neue zum Diener bestellte. An mehreren Reichs- und andern Tagen nahm der Graf theil. So war er im April 1505 auf dem Fürstentag zu Hagenau, im Frühjahr 1507 auf dem Reichstag in Konstanz, am Ende des Jahres 1511 auf dem Schwäbischen Bundestag in Augsburg und im April 1512 auf dem Reichstag zu Trier. Am 29. Juni 1505 auf dem Reichstag zu Köln hatte er die Mitverwaltung und Exspectanz auf das Reichserbkämmereramt erhalten, allein erst 1508 nach dem Tod Philipp's v. Weinsberg kam er in den Besitz dieses Amtes. Er vermehrte nicht unbedeutend das vom Vater überkommene Erbe. Von 1490 bis 1491 besaß er als Pfand die Grafschaft Hohenberg, deren Hauptmann er später noch war. Am 5. und 6. September 1495 erhielt er die Reichssteuer zu Lindau und Reutlingen von Maximilian, der am 6. December 1506 die letztere ihm zum rechten Mannlehen verlieh. Am 12. October 1497 tauschte er die Herrschaften Haigerloch und Wehrstein gegen Razüns in Graubünden ein. Im J. 1505 stiftete der Graf, welcher auch das Kloster Rangendingen von neuem erbaut hatte, das Chorherrnstift zu Hechingen. Am 18. Juni 1512 starb er, nachdem er Großhofmeister und Geheimerrath Maximilian's I. geworden war, auch von dessen Sohn Philipp 1501 den Orden des goldenen Vließes rhalten hatte. Sein Grabmal befindet sich im Chor der katholischen Pfarrkirche zu Hechingen.

Ch. F. Stälin, Wirtemb. Geschichte III, 494, 720, IV, 8, 67, 69, 72. — J. Reiner, Hohenzollern, 1843, S. 56—62. — Fidel Baur, Geschichte des Hohenzollern'schen Staates, 1834, S. 29—41. — Johler, Geschichte der

Fürstenthümer Hohenzollern, 1824, S. 45—46. — Cramer, Die Grafschaft Hohenzollern, 1873, S. 36—37. — Zingeler, Hohenzollern, 1897, S. 36—37, 94 und 204. — Vehse, Geschichte der deutschen Höfe, S. 49, 50—60. — Fr. Chr. Schlosser, Weltgeschichte, 1872, IX, 163. — Mittheil. des Instituts für oest. Geschichtsforschung, 1896, S. 245—248. — Manns, Geschichte von Hohenzollern, 1897. Theodor Schön.

Zollikofer: Georg Joachim Z., Theolog und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, wurde am 5. August 1730 zu St. Gallen geboren; seine Familie gehörte zu den angesehensten der Stadt. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das in Bremen besucht hatte, studirte er in Utrecht Theologie, ohne sich sonderlich gefördert zu sehen. Nach einer Reise in den Niederlanden kehrte er 23jährig in die Schweiz zurück, wurde 1754 Prediger zu Murten, bekleidete bald darauf noch zwei Stellen in der Heimath, bis er 1758 nach Leipzig als Prediger der reformirten Gemeinde berufen wurde. Der größere Wirkungskreis wie der Umgang mit Gelehrten und Schriftstellern erhöhten seine Arbeitsfreudigkeit und nöthigten zur Zusammenfassung seiner Kräfte. Zur allgemeinen Anerkennung gelangte er nicht gleich. Die ersten Predigten, sagt Garve, enthielten noch viele entlehnte, nicht selbst durchdachte Begriffe, aber Inhalt und Vortrag hoben sich von Jahr zu Jahr. Bald wurde Z. ein gefeierter Prediger: der Beifall der gebildeten Mitglieder seiner Gemeinde spornte ihn an, sich dem Ideal eines Predigers zu nähern, das für ihn darin bestand, durch seine von Spitzfindigkeiten und Streitsucht freien Vorträge auf den Verstand und durch ihn auf das Herz seiner Zuhörer zu wirken. Er war zwei Mal verheirathet; 1779 starb seine erste Frau, eine geborene Leroy, mit der er noch 1777 einen Besuch bei Lavater in Zürich gemacht hatte. Schon 1780 ging er eine zweite Ehe ein: „Jemehr ich die Gefährtin meines Lebens kennen lerne“ (sie war eine geborene Sechehay aus Leipzig) „desto glücklicher fühle ich mich“, schreibt er Garve am 18. November 1780. Seine Gesundheit war schwankend; er litt an schwachen Nerven und schwacher Brust. 1787 in die Schweiz dauernd überzusiedeln Willens, wurde er durch die Bitten seiner Gemeinde in Leipzig zu bleiben veranlaßt (Brief Garve's Frühling 1787). Schon im folgenden Jahre 1788 starb er am 22. Januar nach schmerzhaften, standhaft ertragenen Leiden. Z. wurde aufrichtig betrauert, denn allgemeine Achtung und Liebe wurden ihm zu Theil. Es will nicht viel sagen, daß er im „Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781“ gerühmt wird: „Ein erleuchteter Exeget und dabey Geschmack, Kunstkennerschaft, Beredsamkeit und ein edler, fester Charakter“; denn der Verfasser war K. F. Bahrdt. Aber auch ein Mann wie Johann Jakob Reiske hörte seine Predigten gern und wünschte, „daß alle Lehrer der Christen so menschenfreundlich gesinnt sein möchten wie Zollikofer“. In seinem Buche „über die Einsamkeit“ zeigte Zimmermann, wie er über seinen Landsmann dachte und citirte aus Zollikofer's Predigten. Bedeutende Männer, die durch Leipzig kamen, suchten ihn auf. Es ist nicht beachtet worden — auch nicht von Rosenkranz in Diderot's Leben — daß Diderot auf seiner Reise nach Petersburg durch Leipzig kam und Z. besuchte. Den Inhalt des denkwürdigen Gespräches mit dem lebhaften, gemüth- und geistvollen Franzosen, der aus seinen freigeistigen Ueberzeugungen kein Hehl machte, hat Z. in einem Briefe an Garve vom 18. September 1773 der Nachwelt erhalten. Die verschiedensten Naturen waren Z. aufrichtig zugethan. Johann August Ernesti, der Freund der kritischen Theologie, der einem Lessing Anregung zu geben wußte, stand ihm treu zur Seite. Der Dichter Chr. Felix Weiße war gleich nach Zollikofer's Ankunft in Leipzig ihm nahegetreten: Weiße nennt den „edlen“ Z. einen Mann ohne Furcht und ohne Tadel, dem wenige Menschen an Wahrheit,

Güte und Festigkeit des Charakters gleichkommen. Das Verhältniß zwischen beiden wurde durch ihren gemeinschaftlichen Freund Garve noch fester geknüpft. Als dieser, durch seine Krankheit Leipzig zu verlassen genöthigt, in Breslau lebte, fand zwischen Z. und ihm ein Briefwechsel statt, dem wir wichtige Nachrichten über Zeitgenossen und litterarische Fragen verdanken. Nach Zollikofer's Hinscheiden hat Garve des Freundes Wesen geschildert: seine Charakteristik benutze ich und suche sie zu ergänzen. Von der gedrückten, schwächlichen Art der meisten Leipziger Magister und Schriftsteller hatte der selbstbewußte Schweizer nichts. Ihm war, wie Rabener, ein Geist der Unabhängigkeit und Freiheit eigen, lebendig in ihm die Abneigung, den Großen zu schmeicheln oder ihren Umgang aus Ehrgeiz zu suchen. Er wußte als Schweizer gut Haus zu halten, seine ökonomische Lage erleichterte ihm daher die Liebe zur Unabhängigkeit. Ein solider, fester Charakter, war er zarten Empfindungen zugänglich und der Freundschaft geradezu bedürftig. Mit den Jahren wurde er immer gefälliger, angenehmer, geselliger und munterer. Ein feiner Beobachter menschlicher Handlungen und Leidenschaften, war er nie hart, sondern wohlwollend und wohlthätig im Verborgenen. Frei von aller Eitelkeit, leeren Zerstreuungen abgeneigt, liebte er das Landleben, und in Gohlis bei Leipzig fühlte er sich glücklich. Den Muth der Ueberzeugung hatte er auch in religiösen Dingen. In seiner frühen Jugend schwärmerisch fromm — er erbte gleichsam, wie er Lavater erzählte, den Gebetseifer von seinem Vater — von der Art pietistischer Andacht ergriffen, die, nach Garve's Bemerkung, für zarte Gemüther beinahe ansteckend ist, befreite er sich in männlichen Jahren von einengenden Fesseln und drang langsam zu freieren Ueberzeugungen durch. Was er nach gewissenhafter Prüfung fand, davon konnte ihn keine Autorität abbringen, keine Furcht vor den Urtheilen der Menschen konnte ihn abhalten es zu bekennen. Manchem Jüngling wurde verdacht, wenn er Z. hörte. So machte dem jungen Seume, wie er selbst erzählt, sein orthodoxer Gönner Schmidt Vorwürfe, weil er zu Z. in die Kirche gegangen. Obwol aber Z. in seinen freien Ansichten soweit ging, daß er, wie Garve erwähnt, in seinen letzten Predigten ganz deutlich sagt, daß Gott unmöglich im eigentlichen Sinne versöhnt zu werden brauche, daß der Glaube, als bloßes für wahr halten gewisser Sätze oder als Zueignung eines fremden Verdienstes verstanden, nicht der Grund der Seligkeit sein könne, blieben doch ganz anders Gesinnte seine Freunde. Bezeichnend ist das Verhältniß, in dem der gläubige, aber auch leichtgläubige Lavater zu seinem ruhigen, seiner selbst sicheren Landsmanne stand. Hier nur soviel, daß Lavater sein geheimes Tagebuch vom Januar 1769 Z. zur Herausgabe anvertraute. Es erschien mit dem Titel „Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter seiner Selbst“ Leipzig 1771. Weder Verfasser noch Herausgeber nannten sich. Als Lavater später auch die Fortsetzung des Tagebuches Z. übergab, schrieb dieser an Garve am 17. Juli 1773, er werde viel wegstreichen und manches ändern. „Ich schätze Lavater sehr hoch, . . aber in Religionsmeinungen gehen wir zu weit von einander ab . .“ „Des Tagebuches zweyter Theil“, auch mit dem Titel „Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst“ erschien 1773. In dem Briefe „an den Herausgeber“ nannte sich Lavater als Verfasser, in der Antwort spricht Z., der sich nicht nennt, seine Freude aus, daß Lavater jeder Mißdeutung durch die Erklärung vorbeuge, er gebe nicht Vorschriften, sondern Beobachtung. Seine Anmerkungen solle Lavater als Beiträge betrachten, die größere Brauchbarkeit seines Buches zu befördern. Daß Z. seine durchaus verschiedene Empfindung und Denkart an vielen Stellen freimüthig und nachdrücklich ausgesprochen hat, kann hier nicht näher gezeigt werden. Trotzdem blieb das Verhältniß zwischen Beiden ungetrübt; 1777 revidirte Z. den 3. Band von Lavater's Physiognomik

(an Garve 6. Mai 1777). Dort findet sich eine Würdigung Zollikofer's durch Lavater, die mit den Worten schließt: „Wer will, wer darf dieß Gesicht — Pharisäer, wer irreligios nennen?“

Durch Lavater wurde Zollikofer's Interesse für Goethe rege gehalten. Die arg verketzerten theologischen Recensionen der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ — Goethe schrieb damals an Kestner: Unsere Spektakels mit den Pfaffen werden täglich größer — hatten durchaus den Beifall Zollikofer's (an Garve 10. Novbr. 1772). Ueber den von Goetze verlästerten Basedow, mit dem Z. in bestem Einvernehmen war, berichtet er Garve am 26. Juli 1774, Basedow werde mit Lavater in Goethe's Hause „Conferenzen“ haben. Als Garve ihm den Werther rühmt, freut er sich zum Voraus auf die Lectüre. Und als Garve, 1781 in Weimar weilend, ihm nichts von Goethe, Herder und Wieland geschrieben, macht er dem Freunde Vorwürfe. „Und wie lange hatte ich mich darauf gefreut!“ Zwanzig Jahre nach Zollikofer's Tod rühmt ihn Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ neben Jerusalem, Spalding u. A., die durch einen guten und reinen Stil der Religion und der ihr so nah verwandten Sittenlehre auch bei Personen von einem gewissen Sinn und Geschmack Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben suchten. Damit hat Goethe die Richtung Zollikofer's und seiner Geistesverwandten treffend bezeichnet. Und was Garve einmal an ihn schreibt: „Die Moral unserer Prediger ist noch nicht vom Himmel herabgestiegen und unter die Menschen gekommen. Sie und einige andere brave Männer haben es versucht, sie darunter zu versetzen“, hat Z. in seinen reifen Jahren als seine Lebensaufgabe angesehen. Er ist gewiß ein begeisterter Freund des Christenthums und ein Verehrer des sittlichen Charakters Jesu, wie eine seiner Predigten betitelt ist, aber seine Vorträge, so sagt Seume, paßten auch für Juden, Türken und Heiden. Die christliche Lehre ist ihm wesentlich ein Mittel zur Belehrung und Besserung und damit zu innerer Beruhigung und Glückseligkeit. Die „vornehmsten Quellen des Aberglaubens“ (s. diese Predigt) findet er in der Unwissenheit der Lehren des Christenthums, die so vernünftig, tröstlich, so geschickt sind, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, „daß es einem unparteiischen Freunde der Wahrheit unmöglich ist, dieser Religion den Beifall zu versagen“. In den Vorträgen über die Reformation betont er, daß auf dem rechten Gebrauch der Vernunft und der h. Schrift ihre Rechtmäßigkeit beruht. Ohne die Verbesserung des Lebens ist die Glaubensverbesserung von keinem Werthe. Er warnt auch vor einer abergläubischen Hochachtung der Männer, „denen wir nächst Gott die Gewissensfreiheit zu danken haben“, denn „die Wahrheit ist ein allgemeines Gut, zu dessen Besitze ein jeder gelangen kann“. Z. eignet nicht der poetische Schwung, die dichterische Anschauung, nicht die tiefsinnige, dunkle, von geistvollen Blitzen durchleuchtete Sprache Herder's, er besitzt nicht die lebhafte Phantasie, den Bilderreichthum und die oft übertriebene Empfindung Lavater's: seine Stärke liegt in der Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit seiner Gedanken. Er beobachtet scharf und weiß bestimmte Verhältnisse des Lebens, einzelne Tugenden und Laster anregend zu behandeln. R. Rothe in der Geschichte der Predigt urtheilt über ihn, daß seine durch besonnene und ruhige Reflexion überzeugende Entwicklung ihm in einem Maße gelingt, wie vielleicht keinem anderen. „Er kennt“, sagt er, „keine andere Rührung, als die aus lebendiger Ueberzeugung des Verstandes hervorgehende. Auf diesem Wege allein wirkt er auch auf das Gewissen, dieses aber mit einer, so still sie auch ist, unwiderstehlich eindringenden Gewalt“. Daß seine moralischen Betrachtungen oft zu breit und redselig sind, kann uns nicht verwundern. Er ist darin ein Kind seiner Zeit, in der die Sucht zu moralisiren auch berühmtere Schriftsteller zu ermüdender Weitschweifigkeit verführte. Seine ersten Predigten erschienen 1769,

3. Auflage Leipzig 1772 und 1774, II. In Jördens' Lexikon findet man die zahlreichen Ausgaben seiner Schriften; ich führe nur folgende, selbst gesehene an: „Anreden und Gebete zum Gebrauche bey dem gemeinsamen und auch dem häuslichen Gottesdienste" (1777); „Einige Betrachtungen über das Uebel in der Welt ...." (1777, 3. Aufl. 1789); „Ueber die Würde des Menschen" (neue Auflage 1784); „Andachtsübungen und Gebete zum Privatgebrauch für nachdenkende und gutgesinnte Christen" (1785, II und 1793 IV). Unter nachdenkenden Christen versteht er solche, die die Lehren der Kirchengesellschaft, zu der sie gehören, nicht blindlings und ohne Prüfung annehmen. „Betrachtungen auf die festliche (so!) Zeiten der Christen, allermeist nach Anleitung der evangelischen Geschichte" (1787—88, II); „Warnung vor einigen herrschenden Fehlern unseres Zeitalters" (1788). Herausgeber war, nach der Vorrede, sein Freund Blankenburg. Die Vorträge „über die Erziehung der Kinder" sind noch besonders herausgegeben worden von Gerlach 1783. Seine sämmtlichen Predigten gab Blankenburg in 7 Bänden heraus 1788—1789. Im I. Band Bildniß von Graff, 1773 pinxit, Geyser sc. In 13 Bänden erschienen sie 1798 und noch öfter. Viel von sich reden machte das 1766 von ihm herausgegebene „Neue Gesangbuch oder Sammlung der besten geistlichen Lieder und Gesänge zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienste". In der Vorrede zu der ersten Ausgabe — die achte erschien 1786 — hält Z. die Gesangbücher der protestantischen Kirchen der Verbesserung und Veränderung bedürftig. „Manches Lied, das vor fünfzig oder hundert Jahren gut und erbaulich war, ist es in unseren Tagen nicht mehr". In der That hat er ganze Strophen der alten Lieder weggelassen, oder neue an ihre Stelle gesetzt, oder auch dem ganzen Liede eine andere Gestalt gegeben. Bei der Herausgabe half ihm Weiße; außer den Liedern von Gellert, Cramer, Schlegel, Klopstock, Uz, von denen manche bisher ungedruckt waren, finden sich wenige von Z. selbst. An den Liedern aus der kurz vorher veröffentlichten Sammlung von Spalding und Dietrich nahm er ebenfalls Veränderungen vor. Ueber Angriffe gegen Z. berichtet Weiße. Aus ganz anderen Gründen als die Orthodoxen erklärte sich Kästner in einem Briefe an Weiße gegen die Veränderungen alter Lieder, besonders der Luther's, zumal da die Veränderungen keine poetische Verbesserungen seien.

Auch als Uebersetzer war Z. thätig; die wichtigsten seiner Arbeiten sind folgende. Die französisch geschriebenen Abhandlungen seines Freundes Sulzer übersetzte er ins Deutsche: „Vermischte philosophische Schriften" (Berlin 1762, Leipzig 1773, 3. Aufl. 1800); „Brydone's Reise durch Sicilien und Malta in Briefen an William Beckford" übersetzte er aus dem Englischen, ohne sich zu nennen (Leipzig 1774, die 3. Aufl. 1783). Da Reinhold Forster's Uebersetzung von Riedesel's Buch ins Englische 1773 herauskam, waren diese Briefe bereits unter der Presse. Beide Werke, meinte der englische Verfasser, thun einander wenig Eintrag. Aber Z. räth dem deutschen Leser doch, das Werk seines Landsmannes zu vergleichen. „Der Deutsche ist kürzer und weniger unterhaltend, scheint aber genauer zu sein als der Engländer." Ein vielbesprochenes Buch „Les conversations d'Emilie" (von Mad. d'Epinay) übersetzte Z., ohne sich zu nennen, 1774 und nahm sich dabei „die Freiheit, einige kleine Aenderungen zu machen und den Schöpfer an die Stelle der Natur zu setzen", wie er an Garve am 23. Novbr. 1774 schreibt. Die neue, veränderte Auflage des französischen Werkes (Paris 1781) wurde ein Jahr darauf von L. F. Huber ins Deutsche übertragen.

Jördens V, 663 f. — Weissens Selbstbiogr. 1806, S. 118 f. Vgl. Minor, Weiße, 1880, S. 45 u. 51. — Garve, Ueber den Charakter Zollikofer's, 1788. — G. Geßner, Lavater's Lebensbeschr. 1802. II, 174 und 182. — Briefwechsel zw. Garve u. Zollikofer, 1804. — Lavater's Physiogn.

Fragm. III, 249—251. — Seume, Mein Leben. — Frankf. gel. Anz. Neudruck, Einl. v. W. Scherer S. XVI f. — Meine Aufsätze „Diderot in Leipzig" u. „Lavater u. Z." werden im Euphorion erscheinen. Daniel Jacoby.

Zollikofer: Kaspar Z. (gewöhnlich Zollicofer geschrieben) ist ein schweizer Theologe der pietistischen Richtung, der sich in seiner Heimath um die Verbesserung und Belebung des Kirchengesanges verdient gemacht hat. Er wurde im J. 1707 zu Altenklingen im Kanton St. Gallen geboren, wurde 1733 Prodiakonus zu Linsebühl, dann Gymnasiallehrer in St. Gallen, hierauf 1737 Diakonus zu St. Leonhard ebenda und sodann kurz vor seinem Tode, im Jahre 1778 noch Stadtpfarrer daselbst. Er starb am 12. August 1779. — Z. hat mehrere Sammlungen geistlicher Lieder mit Melodien herausgegeben; unter diesen Sammlungen ist die größte und bekannteste die im J. 1738 unter dem Titel: „Himmlischgesinnter Seelen himmeldurchschallende und unsern Gott billig hoch verherrlichende Gebetmusik u. s. f." erschienene und 1000 Lieder umfassende. Unter diesen Liedern sind einige, die von ihm selbst verfaßt sind; namentlich aber hat er eine größere Anzahl der Melodien selbst erfunden. Unter den von ihm gedichteten Liedern hat das Lied: „Gott, dessen Allmacht sonder Ende", das Diterich veränderte und ihm den Anfang gab: „Dein bin ich, Gott, dein ist mein Leben", weitere Verbreitung gefunden. Die Titel der andern von ihm herausgegebenen Gesangbücher siehe bei Zahn unten a. a. O. Meusel ist zweifelhaft, ob ihm auch einige gedruckte Predigtsammlungen zuzuschreiben seien, z. B. die im J. 1787 und 1788 (also nach Kaspar Zollikofer's Tode) bei Huber in St. Gallen erschienenen „Betrachtungen auf die festlichen Zeiten der Christen"; allein diese sind von einem Chr. (? Christoph oder Christian) Zollikofer.

Meusel 15, 458. — Richter, Allg. biogr. Lexikon geistlicher Liederdichter, S. 464. — Koch, Gesch. d. Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. 6, S. 104 f. — Zahn, Die Melodien d. deutschen evangel. Kirchenlieder, Bd. 5, S. 448; Bd. 6, S. 323 f. l. u.

Zollinger: Heinrich Z., Reisender und Naturforscher, wurde am 22. März 1818 zu Feuerthalen im Kanton Zürich als Sohn einer sehr kinderreichen Familie geboren. Er war schon als Kind von schwachem Körper, aber von außerordentlich lebhaftem Geiste. Den ersten Unterricht empfing er im väterlichen Hause. Da aber seine Angehörigen seine vorzügliche Begabung nicht zu schätzen wußten und seinen Wunsch nach höherer Geistesbildung gewaltsam zu unterdrücken suchten, entfloh er ihnen und begab sich zu einem Verwandten, der ihn auf das Züricher Kantonal-Lehrerseminar schickte. Nachdem er den Cursus dieser Anstalt mit bestem Erfolge durchlaufen hatte, legte er die Lehrerprüfung ab und begab sich dann, seinem Bildungsdrange folgend, nach Genf, um an der dortigen Universität französische Sprache und Naturwissenschaften, insbesondere Botanik und Geologie zu studiren. Sein bedeutendster Lehrer war der berühmte Botaniker Decandolle, mit dem er bis an sein Ende durch innige Freundschaft verbunden blieb. Als er nach Abschluß seiner Studien die Prüfung für das höhere Lehramt bestanden hatte, nahm er eine Schulstelle in Herzogenbuchsee im Kanton Bern an, verwaltete dieselbe aber nur ein Jahr lang, da ihn ein unwiderstehlicher Drang aus der Schulstube hinaus in die Ferne trieb. Sein Freund Decandolle, an den er sich wendete, empfahl ihn einer Gesellschaft französischer und schweizerischer Botaniker, welche Pflanzensammler nach fremden Ländern schickte. Mit ihrer Unterstützung reiste Z. 1841 nach Java, wo er anfänglich durch seinen Landsmann, den in Batavia ansässigen reichen Züricher Kaufmann Abraham Meyer alle wünschenswerthe Förderung fand. Nach dem Tode Meyer's gerieth er jedoch aus Mangel an Mitteln in große Bedrängniß, doch fand er noch rechtzeitig mit Hülfe einiger neu gewonnener Freunde, welche

ebensosehr seine reichen Kenntnisse als seine Rechtschaffenheit schätzten, eine Anstellung im Regierungsdienste. Er erhielt zunächst den Auftrag, die Inseln Sumbawa, Flores, Bima, Saleijer und einige Landschaften auf Celebes hinsichtlich ihrer botanischen und geologischen Verhältnisse zu untersuchen. Anfänglich blieb er in Java, um die Pflanzenwelt dieser Insel noch eingehender als bisher zu studiren und um die Anlage von Plantagen zu überwachen. Von Java aus führte er zahlreiche größere und kleinere Reisen nach den umliegenden Inseln aus, die aber in seinen Werken nur unvollständig beschrieben werden. 1842 durchforschte er zunächst die Umgebung der Städte Batavia und Surabaya, sowie die Landschaft Bantam und die Preanger Regentschaften, 1843 und 1844 widmete er sich hauptsächlich der Untersuchung der Vulkane des östlichen Java. Insbesondere bestieg er den Semeru und den Salakh und stellte Beobachtungen über die in der Nähe des letzteren entspringenden merkwürdigen heißen Quellen an. 1845 unternahm er als Begleiter des Regierungscommissars Major eine Expedition nach Bali, umsegelte diese Insel, nahm die Küsten auf und bestieg den Vulkan Gunung Seraja. Nach der Rückkehr von dieser Fahrt führte er gegen Ende desselben Jahres von Batavia aus eine Reise nach der damals noch wenig bekannten Landschaft Lampong an der Südküste Sumatras aus, die reiche wissenschaftliche Ausbeute brachte. 1846 beteiligte er sich an einem Kriegszuge der Holländer gegen die aufständischen Bewohner der Landschaft Buliling auf der Insel Bali, besuchte hierauf Lombok und kehrte dann nach Java zurück, 1847 begab er sich zunächst nach Celebes und untersuchte die Flora der Umgegend von Macassar und die am Westrande der Insel gelegenen Steinkohlenlager von Maros. Von hier aus fuhr er nach der damals nur ganz ungenügend durchforschten kleinen Insel Saleijer und segelte dann nach Sumbawa. Nachdem er die Küste dieser Insel aufgenommen hatte, drang er in das selten von Reisenden betretene Innere vor, bestieg als der erste Europäer den gewaltigen Vulkan Tambora, in dessen Umgebung noch deutliche Spuren des verheerenden Ausbruches vom 11. April 1815 zu sehen waren, über den er die glaubwürdigen Berichte verschiedener noch lebender Augenzeugen sammelte, durchstreifte dann unter großen Mühen, verursacht durch schlechte Wege und durch den Mangel an Führern und Trägern, die schwer zugängliche Gebirgslandschaft Dompo und besuchte das Naturvolk der Orang Dongo, die ihn für ein übermenschliches Wesen ansahen und verehrten. Hierauf fuhr er zunächst nach der weiter östlich gelegenen Insel Flores, dann wieder nach Celebes, durchforschte die Ostküste dieser Insel und kehrte endlich, reichbeladen mit werthvollen Erwerbungen für den botanischen Garten und das naturwissenschaftliche Museum in Batavia, nach Java zurück. Da sich aber hier seine ohnehin wenig befriedigenden Gesundheitsverhältnisse wesentlich verschlechterten, nahm er seine Entlassung aus dem Colonialdienste und begab sich wieder in seine Schweizer Heimath. Hier erhielt er 1849 eine Anstellung als Director des Lehrerseminars in Küsnacht bei Zürich. Als solcher betheiligte er sich lebhaft und mit gutem Erfolge an der Förderung der pädagogischen Wissenschaft und der Interessen des Lehrerstandes, doch gewährte ihm sein Amt nicht volle Befriedigung, da er mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Deshalb leistete er 1854 einem ehrenvollen Rufe einer niederländischen Colonial- und Plantagengesellschaft bereitwillig Folge und trat wieder in den hinterindischen Colonialdienst ein. Er begab sich zunächst nach Aegypten, als er aber hier das Unglück hatte, durch einen Sturz sich schwere Verletzungen, insbesondere einen Beinbruch zuzuziehen, kehrte er nach der Schweiz zurück und reiste erst nach scheinbarer Wiederherstellung seiner Gesundheit zum zweiten Male nach Java, wo er zu Rogodjampie in der Residentschaft Banjuwangi an der Ostküste in der Nähe der Balistraße eine großartige Kokosplantage anlegte. Von hier aus unter-

nahm er trotz seines sich immer mehr verschlechternden Gesundheitszustandes zu Studienzwecken wiederum eine Reihe von ergebnißreichen Reisen. Die bedeutendste fällt in den Sommer 1857. Er fuhr zunächst nach der Insel Madura, besuchte dann Bali, durchforschte die beiden auf dieser Insel gelegenen Landschaften Buliling und Djembrana und bestieg das schwer zugängliche, im Innern sich erhebende vulkanische Batorgebirge. Hierauf kehrte er nach Banjuwangi zurück, wurde aber hier von einem schweren Leberleiden befallen, dem er am 19. Mai 1859 im Alter von 41 Jahren mit Hinterlassung einer Frau und mehrerer Kinder erlag.

Z. hat sich um die Erforschung der Pflanzenwelt und der geologischen Beschaffenheit des hinterindischen Archipels, für welchen er wegen des Vorherrschens der malaischen Rasse den Namen Malesien vorschlug, große und dauernde Verdienste erworben. Eine Würdigung seiner botanischen Leistungen findet sich in dem Werke von A. Moritzi, Systematisches Verzeichniß der von Heinrich Zollinger in den Jahren 1842—1844 auf Java gesammelten Pflanzen nebst einer kurzen Beschreibung der neuen Gattungen und Arten, Solothurn und Leipzig 1845 bis 1846, sowie in den Aufsätzen von Hepp: Species lichenum javanensium novae collectionis Zollingerianae (in der Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, Deel 6, 1854, S. 141 ff.), von C. H. Schultz: Zollingeria, een nieuw geslacht der Artemisiae (ebendort Deel 10, 1856, S. 464 ff.), von G. Kunze: In filices Javae Zollingerianas observationes (Botanische Zeitung 4, 1846, S. 417, und 6, 1848, S. 97) und von A. Meisner: Hepaticae javanicae a Zollingero collectae (ebendort 2, 1844, S. 462). Verzeichnisse von Pflanzen, die von Z. entdeckt und nach ihm benannt worden sind, finden sich außer in seinem eigenen, weiter unten noch zu erwähnenden Systematischen Verzeichniß bei W. Miquel, De Flora van Nederlandsch Indië, Amsterdam und Utrecht 1855, sowie in der Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, Deel 14, 1857, S. 425 ff. und Deel 19, 1859, S. 1 ff. Einen beschreibenden Katalog der von ihm entdeckten und gesammelten Weichtiere enthält das Werk von A. Mousson: Land- und Süßwasser-Mollusken von Java, nach den Sendungen des Herrn Seminardirectors Zollinger zusammengestellt und beschrieben, Zürich 1849.

Die werthvollen naturwissenschaftlichen Sammlungen aller Art, die Z. auf seinen Reisen zusammengebracht hat, befinden sich hauptsächlich im Museum zu Batavia. Die theoretischen Ergebnisse seiner Studien hat er in einer großen Zahl von Abhandlungen niedergelegt, die meist Monographien über einzelne niederländische indische Inseln oder Landschaften mit wichtigen Bemerkungen über deren Bodengestalt, Klima, Thier- und Pflanzenwelt, über Lebensweise, Sitten, Gottesdienst und Sprache der Bevölkerung, über Plantagencultur und Handelsbewegung enthalten und die in mehreren, zum Theil wenig verbreiteten Zeitschriften gedruckt sind. Da diese Aufsätze noch nirgends zusammengestellt wurden, möge ein Verzeichniß der bedeutendsten hier folgen:

I. In den Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschapen: 1. Band 22, 1849: „Reis over de eilanden Bali en Lombok", behandelt die oben erwähnte Reise im Jahre 1846. 2. Band 23, 1850: „Verslag van eene reis naar Bima en Soembawa en naar eenige plaatsen op Celebes, Saleijer en Floris, gedurende de maanden Mei tot December 1847", enthält außer der Reisebeschreibung eine sehr ausführliche Monographie über die Insel Sumbawa nebst einer Beschreibung des Ausbruches des Vulkans Tambora im J. 1815 und einem vergleichenden Wörterverzeichniß der auf der Insel gesprochenen Mundarten.

II. In der Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, uitgegeven

door de natuurkundige vereeniging in Nederlandsch Indië: 1. Deel 10, 1856, 455—457: „Eenige opmerkingen omtrent het Broeboe-gebergte", schildert eine Besteigung dieses in der Residentschaft Surabaya auf Java gelegenen Gebirges im J. 1856. 2. Deel 13, 1857, 225—234: „Over het aantal onweder- en regendagen op Java", enthält die Ergebnisse meteorologischer Beobachtungen aus den Jahren 1841—1855. 3. Ebendort 269—272: „Jets over den Goenoeng Baloeran in Oost-Java", eine Beschreibung seiner Besteigung dieses Vulkans am 22. April 1845. 4. Ebendort 293—322: „Over het begrip en den omvang eener Flora Malesiana", eine Untersuchung über die pflanzengeographischen Regionen des hinterindischen Archipels. 5. Deel 14, 1857, 145—176: „Observationes botanicae novae", enthält Nachträge zu seinem noch zu erwähnenden „Systematischen Verzeichniß". 6. Deel 17, 1858—1859, 243—248: „Jets over de natuurlijke geschiedenis van Madoera". 7. Deel 18, 1859, 423—426: „Over eenige nieuwe land- en zoetwater-mollusken van Java." 8. Ebendort 427—435: „Meteorologische waarnemingen gedaan te Rogodjampie in Banjoewangi", enthält zahlreiche Beobachtungsreihen aus den Jahren 1857—1858. 9. Deel 21, 1860, 316—323: „Jets over de hoogte — verbreiding en het voorkomen van land en- zoetwater-mollusken op Java en de Soenda-Eilanden."

III. In Hoevell's Tijdschrift voor Nederlandsch Indië: 1. 1844, I, 2, 141—176, II, 1, 37—61: „Togt naar den Salakh", ein Bericht über seine Besteigung dieses südlich von Batavia gelegenen Vulkans im November 1843. 2. 1845, II, 1—56: „Een uitstapje naar het eiland Balie". Nachträge zu diesem Aufsatz finden sich in derselben Zeitschrift 1846, II, 235—236. Er schildert seine erste Reise nach Bali im J. 1845. 3. 1846, I, 125—190: „Bijdragen tot de kennis van de gebergte-sijstemen in het oostelijk Java", mit wichtigen Bemerkungen über Vulkantheorie und mit einem Verzeichniß von Berghöhen, die er zum großen Theile selbst gemessen hatte. 4. 1847, I, 1—38, 121—142, 249—320: „De Lampongsche districten en hun tegenwoordige toestand", stellt die wissenschaftlichen Ergebnisse seines Aufenthaltes in Sumatra im Spätjahre 1845 zusammen und giebt als Anhang ein ausführliches malaiisch-niederländisch-lampongsches Wörterbuch und mehrere Schrifttabellen. 5. 1847, II, 177—206, 301—383: „Het eiland Lombok", eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Insel in allen Verhältnissen mit einem Wörterverzeichnisse der dort einheimischen Sprache. 6. 1853, I, 125—135 „Reis naar Bima en Soembawa".

IV. Im Natuur- en Geneeskundig Archief vor Neerlandsch Indië: 1. Jahrgang 1, 1844, 51 ff.: „Observationes phytographicae praecipue genera et species nova nonnulla respicientes". 2. Ebendort 221 ff. und 347 ff.: „Togt naar den Salakh in November 1843". 3. Jahrgang 2, 1845, 588 ff.: „Opgave der planten, gezien gedurende een kort verblijf op het eiland Bali." 4. Jahrgang 3, 1846, 23 ff.: „Gedachten over plantenphysiognomie in het algemeen en over die der vegetatie van Java in het bijzonder".

V. Vier Abhandlungen im Journal of the Indian Archipelagus: 1848, II, 687; 1850, IV, 204; 1851, V, 323, 459, 528 und 1851, V, 625, 691.

VI. In den Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, Band 2, 1848: „Beiträge zur Kenntniß der Gebirgssysteme im östlichen Java".

VII. In der Vierteljahrsschrift derselben Gesellschaft: 1. Band 2, 1857: „Ueber die Verbreitung von Land- und Süßwassermollusken auf Java und den Sundainseln." 2. Band 3, 1858: „Ueber die Gewitter und andere damit verwandte meteorologische Erscheinungen im indischen Archipel" (auch als Sonderabdruck Zürich 1858 erschienen).

VIII. In der Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Band 3, 1854, 501 ff.: „Beschreibung der Insel Sumbawa."

IX. Im „Ausland“ 1865 Nr. 39 f.: „Die Besteigung der Vulkane Penangungan und Ardjuno in Ost-Java“.

X. Auch für Petermann's Mittheilungen hat er mehrere werthvolle Beiträge geliefert: 1. 1858, 56—63: „Der indische Archipel“, mit wichtigen Bemerkungen über den Bau der Vulkane, sowie mit geologischen Profilen des Tenggergebirges auf Java, des Batorgebirges auf Bali und des Rindjanigebirges auf Lombok. 2. 1864, 145—149, 261—268, 302—304: „Ein Zug nach dem Gebirge Bator auf der Insel Bali im J. 1857“, mit ausführlicher Beschreibung der geologischen Beschaffenheit, der Thier- und Pflanzenwelt, der Bewohner, der Geschichte und der Culturverhältnisse dieses merkwürdigen Eilandes.

Zollinger's Hauptwerk, das ihm einen ehrenvollen Namen in der Geschichte der Botanik sichert und das besonders durch seine farbenprächtigen Natur- und Landschaftsschilderungen anzieht, ist ein „Systematisches Verzeichnis der im indischen Archipel in den Jahren 1842—1848 gesammelten, sowie der aus Japan empfangenen Pflanzen“, Zürich 1854—1855. Als Sonderabdruck daraus erschien ein Aufsatz: „Ueber Pflanzenphysiognomik im allgemeinen und über diejenige der Insel Java insbesondere“, Zürich 1855. Außerdem veröffentlichte er noch eine größere selbständige Abhandlung: „Besteigung des Vulkans Tambora auf der Insel Sumbawa und Schilderung der Eruption desselben im J. 1815“, Winterthur 1855, mit einer werthvollen, von Z. selbst entworfenen und von dem bekannten Kartographen Melchior Ziegler ausgeführten Karte von Sumbawa im Maßstabe von 1 : 500 000. Auch gab er während seiner Wirksamkeit als Seminardirector im Verein mit H. Grunholzer die „Schweizerische Schulzeitung“ heraus, von der 1850—1854 in Zürich 5 Jahrgänge erschienen.

Rost van Tonningen, Levensberigt van Heinrich Zollinger (Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indië, Deel 23, Batavia 1861, p. 1—10).

Viktor Hantzsch.

Zollmann: Friedrich Z., sachsen-weimarischer Hofrath und Archivar, geboren am 12. Mai 1690 zu Gotha, † am 2. Februar 1762 zu Weimar. Sein Vater war der fürstlich gothaische Hofrath Joh. Georg Ludwig Z. Derselbe ließ den Knaben anfangs durch Privatlehrer unterrichten, als er aber nach einigen Jahren nach Coburg versetzt wurde, ließ er ihn das dortige Casimirianische Gymnasium besuchen. Letztere Anstalt war damals eine Art Akademie, welche auch öffentliche Disputationen abhielt und bei einer solchen trat Z. 1710 zum ersten Male auf und erwarb sich allgemeinen Beifall. Vom Mai des Jahres 1712 ab studirte er sodann in Jena Staatsrecht und Geschichte und schloß sich besonders an den Professor Struve an, unter dessen Vorsitz er auch hier disputirte. Nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer bei einem Hauptmann Oertel in Leipzig und einem Kammerherrn v. Wehlen gewesen war, fand er endlich 1724 eine Anstellung als Consistorial-Assessor in Coburg. In gleicher Eigenschaft trat er 1727 in die Dienste des Herzogs Wilhelm Ernst von Weimar. Als dieser Fürst jedoch 1728 starb, ward Z. mit einer großen Zahl anderer Beamten entlassen, jedoch bereits nach wenigen Monaten wieder angestellt und mit der Aufsicht über das Geheime Archiv und dem Lehnssecretariat betraut. In dieser Stellung blieb er bis zum Tode Herzog Ernst August's im J. 1748. Es entstand nun zwischen den herzoglichen Häusern Gotha und Coburg ein lebhafter Streit, wem die Vormundschaft über den noch minderjährigen Erbprinzen Ernst August Constantin gebühre. Für die Dauer dieses Conflicts ward eine Regierungscommission eingesetzt, der Z. als Regierungsrath angehörte. Nachdem jedoch der Streit zu Gunsten Gothas entschieden worden war, ward jene Behörde wieder aufgelöst und das Geheime Archiv versiegelt, sodaß nun Z. einige Jahre ohne amtliche Thätigkeit verbringen mußte. Mit dem Regierungsantritte des majorenn ge-

wordenen Fürsten trat jedoch auch Z. als Hofrath und geheimer Archivar wieder in seine frühere Stellung ein, die er nun bis an sein Lebensende bekleidete.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Z. ziemlich frühzeitig, denn bereits im J. 1721 erschien von ihm in Leipzig und Jena ein genealogisches Werk: „Stemma-Buzico-Saxonicum“ ꝛc. welches sich besonders mit der Abstammung des sächsischen Herrschergeschlechtes beschäftigte. Zwei Jahre später veröffentlichte er ein Buch: „Historische Untersuchung des sächsischen gesammten Hauptwappens“ und suchte darin besonders der Raute in jenem Wappen eine andere Deutung zu geben. Ferner erschienen zahlreiche Abhandlungen Zollmann's in Fritsche's Thesaur. Antiquit. Germ. und in den Misc. Lips. In seinem Nachlasse fanden sich sodann noch folgende Manuscripte: „Von der Grafschaft Thüringen beim Rhein, dem Ursprunge Thüringens u. s. w.“ „Tractatus de serie Ducum Thuringiae, usque ad Landgrafios continua.“ „Historie von Salfeld“ „Tractatus de origine Hennebergiae.“ „Sammlung zur sächsischen Geschichte, besonders der Grafen von Orlamünda.“ Leider ist nicht festzustellen, was aus jenen Arbeiten geworden ist. Das Hauptverdienst Zollmann's ist jedoch weniger auf schriftstellerischem, als auf kartographischem Gebiete zu suchen. Im Auftrage der bekannten Nürnberger Verlagsfirma Jo. Bapt. Homann bearbeitete er 1717 eine Karte des Territoriums der Stadt Erfurt, 1724 eine solche der Grafschaft Hanau und der umliegenden Länder; 1731 erschien von ihm eine Karte der kurfürstlichen und herzoglich sächsischen Länder und 1732 gab er zwei Geschichtskarten des Herzogthums Obersachsen, die eine die Zeit bis zum Jahre 1000, die andere die Zeit von 1000—1400 behandelnd, heraus. Alle diese Karten zeichneten sich durch große Genauigkeit aus und bildeten vielfach die Grundlage zu späteren kartographischen Arbeiten für die betreffenden Länderstrecken.

Vgl. Zedlers Universallexikon. — Leipz. gel. Zeitung 1762 Nr. 25. — Erlang. gel. Zeitung 1762 Beitr. Nr. 17. — Neues gelehrtes Europa Theil 18, S. 461—467. — Meusel's Schriftstellerlexikon, Band 15, S. 459—461. Berbig.

Zöllner: Andreas (eigentlich Johann Andreas Daniel) Z., der zweite Sohn eines Schlossermeisters Johann Christoph Z. zu Arnstadt, wo er am 8. December 1804 geboren wurde; † am 2. März 1862 zu Meiningen. Ein Nachbar des väterlichen Hauses, der Arnstädter Stadtmusikant, entdeckte die bedeutende musikalische Anlage des Knaben, gab ihm den ersten Unterricht auf der Geige und ließ ihn bald bei seinen Tanzmusiken mitspielen, um so lieber, da der Kleine es „ohne Gage“ that und im elften Jahre schon recht hübsche Tänze componirte. Der Vater gab der Neigung des Sohnes nach und brachte ihn nach Gotha, wo der tüchtige Violinist Bärwolf sein Lehrer wurde. Z. bewohnte ein Stübchen über dem Pferdestalle im Hause eines Oekonomen und war sehr fleißig, oft bis in die Nacht hinein. In Gotha machte er auch Bekanntschaft mit den dichterisch begabten Jünglingen Ludwig Storch und Ludwig Bechstein, besonders mit letzterem schloß er innige Freundschaft, wie er denn zu der größten Anzahl seiner späteren Liedcompositionen Texte von Bechstein gewählt hat. — Andreas Romberg war zu damaliger Zeit Capellmeister in Gotha, er lernte den talentvollen Jüngling kennen und unterrichtete ihn in der Harmonielehre; auch haben die Romberg'schen Compositionen, wie die Glocke', die Sehnsucht, die Macht des Gesanges u. a. entschiedenen Einfluß auf die Richtung gehabt, die Z. nachmals einschlug. Zur Feier des Geburtstages des Herzogs August am 23. November 1820 componirte der sechzehnjährige Tonkünstler einen Festmarsch, dem Spohr, der zur Zeit in Gotha Capellmeister war, eine ehrende Anerkennung zu theil werden ließ. Auch als Violinspieler hatte er solche Fortschritte gemacht, daß er aufgefordert wurde in einem Hofconcerte zu spielen,

worauf man ihm eine Stelle an der Hofcapelle anbot, die er aber ausschlug, weil ihn der Theaterunternehmer Gerlach in Erfurt als Musikdirector engagirte. Hier übten die Musiker G. Fischer und Dr. Stöpel auf seine Fortbildung einen entschiedenen Einfluß. Zwei Jahre hielt er „die Hundearbeit“ aus (wie er an einen Freund schrieb) „den oft musikalisch ganz ungebildeten Acteurs und Actricen die Gesänge einzupauken“, dann ging er nach Arnstadt, componirte fleißig und erfreute seine Umgebung mit seiner schönen Tenorstimme. Der Theaterunternehmer Gerlach bewog ihn mit ihm nach Hildburghausen zu gehen, wo Z. in einer Aufführung des Freischütz an der ersten Violine mitwirkte. Der dortige Herzog Friedrich bot ihm eine Stelle in seiner Capelle an, die Z. annahm. Das Gehalt war zwar gering, jedoch das Leben daselbst so anziehend, daß er gern blieb, besonders da der Herzog gegen ihn außerordentlich freundlich war. Charakteristisch für die damaligen Verhältnisse am Hildburghäuser Hof ist eine Anecdote, die Zöllner's Biograph erzählt: der Herzog sprach einmal gegen Z. sein Bedauern aus, daß er ihm keine Geldzulage geben könne, fügte indessen hinzu „Holz aber sollen Sie so viel erhalten, wie Sie wollen, und sollten es fünfzig Klaftern sein“. Erstaunt fragt Z., was er mit so viel Holz anfangen soll? „Sie können's ja verkaufen“, entgegnete der Herzog. Dazu konnte sich doch Z. nicht entschließen und es blieb beim Alten. Als das Land nach Herzog Friedrich's Tode an Meiningen fiel, erhielt Z. 1827 durch Verwendung seines Jugendfreundes Rohr, der daselbst Concertmeister war, eine Anstellung als Violinist in der Meiningenschen Hofcapelle, die er bis an sein Lebensende behielt. 1828 verheirathete er sich mit Emilie Oberländer aus Hildburghausen. Trotz des häuslichen Glückes war das Streben nach Vollendung seiner musikalischen Ausbildung so mächtig, daß er noch in demselben Jahre einen sechsmonatlichen Urlaub nahm und bei dem tüchtigen Theoretiker Umbreit in Rehstädt bei Arnstadt, einem Schüler Kittel's, der noch Seb. Bach's Unterricht genossen hatte, contrapunktische Studien machte. Zurückgekehrt gestaltete sich sein Leben in der angenehmsten Weise und es begann die Blüthezeit seiner Liedcompositionen. Im ganzen schuf er über 200 Lieder und größere Gesangsstücke, die im Druck erschienen. Der bei weitem größte Theil derselben, 190, gehört dem Männergesange an, 25 dem gemischten Chore und die übrigen sind Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Manche seiner besten Compositionen wurden fälschlich dem Leipziger Karl Zöllner zugeschrieben; sein Biograph Aug. Wilh. Müller gibt daher ein genaues Verzeichniß seiner Compositionen. Besonders sind es folgende Gesänge, die Karl Zöllner öfter zugeschrieben wurden: Das Gebet der Erde, Das Doppelständchen, Dein Wohl, mein Liebchen, Mein Stern, Streit der Wein- und Wassertrinker, Der Gerichtshof, Die Liebe und einige andere. An größeren Gesangswerken werden genannt: „Felix oder das Jawort“, eine einactige Operette, und „Der Einsiedler“, eine romantische Oper in vier Acten, beide mit Text von Bechstein. Sie wurden in Meiningen aufgeführt, fanden aber keine weitere Verbreitung, während seine Männerchöre in der ganzen civilisirten Welt gesungen werden. Am 10. Januar 1838 gründete er in Meiningen die erste dortige Liedertafel (Berlin war unter Zelter vorangegangen). Um die sich immer mehr vergrößernde Familie zu ernähren, griff er zum Privatunterricht, leitete von 1839—1843 den Gesangsunterricht in der Realschule und war als Musiklehrer im Bernhardt'schen Institute angestellt. Zahlreich waren die Ehrungen, die ihm von allen Seiten her zuflossen. Die praktischste waren zwei Fäßchen 1857er Hochheimer, welche die Gebrüder Walter in Mainz den beiden Autoren des Trinklieds „Rhein und Main“, Müller von der Werra und unserem Z., im J. 1859 übersandten. Das letzte Sängerfest, dem Z. beiwohnte, war der dritte Sängertag in Coburg am 21.—23. Juni

1860. Hier erst machte er die persönliche Bekanntschaft seines Namensbruders Karl Zöllner aus Leipzig. Beide waren während jener Tage unzertrennlich. Karl erzählte unter anderem, daß die Verwechslung am häufigsten „Das Gebet der Erde“ und „Dein Wohl, mein Liebchen!“ betroffen hätte, welche man ihm zu Ehren oft gesungen. In Zöllner's häuslichen Verhältnissen wechselten Freud und Leid. Seine älteste Tochter kehrte aus Amerika, wo sie ihren Mann, einen jungen Tonkünstler, verloren, mit zwei Kindern ins Vaterhaus zurück; die zweite war mit einem wackeren Landwirthe verlobt. Er selbst litt an der Brust, wiederkehrende Blutstürze griffen seine Gesundheit sehr an, so daß er seinem Lieblingsinstrumente, der Geige, ganz entsagen mußte. Bis acht Tage vor seinem Tode besuchte er noch regelmäßig die Nachmittagsgesellschaft im „Johannes“, wo er stets seine vertrautesten Freunde fand. Charakteristisch ist, was er in diesem Kreise nach der Bestattung eines Bekannten äußerte: „Es ist unrecht, den Grabgesängen so traurige Melodien zu geben. Ich habe mir meinen Grabgesang in ganz anderer Weise componirt. Als Grundzug klingt die Melodie durch: ‚Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht‘. Man muß die Leidtragenden erheben, trösten und erheitern“. In der That hat sich dieser Grabgesang in seinem Nachlasse vorgefunden. — Am 23. Februar 1862 warf ihn eine Lungenentzündung aufs Lager, von dem er nicht mehr erstand. Nach acht Tagen verschied er Nachts um halb 11 Uhr. Für seine unversorgte Familie erließen seine zahlreichen Freunde einen Aufruf zur Gründung eines Fonds und reichlich flossen die Gaben.

Aus des Lieder-Componisten Andreas Zöllner's Leben und Streben. Eine Skizze von Aug. Wilh. Müller, Archidiaconus zu Meiningen. Magdeburg 1862, Heinrichshofen. 8°, 64 S. mit einem Verzeichniß seiner Werke.

Rob. Eitner.

Zöllner: Johann Karl Friedrich Z. war am 8. November 1834 als Sohn eines früheren Musterzeichners, späteren Kattundruckers zu Berlin geboren. Nachdem er auf dem „Köllnischen Gymnasium“ seiner Vaterstadt das Zeugniß der Reife erworben hatte, bezog er Michaelis 1855 die Universität Berlin um Physik und Naturwissenschaften zu studiren. Nach vier Semestern wandte er sich 1857 nach Basel. Schon als Berliner Student veröffentlichte er in Poggendorff's Annalen (Band 100) „Photometrische Untersuchungen“. 1859 promovirte er in Basel mit einer auch in Poggendorff's Annalen auszugsweise abgedruckten Dissertation „Photometrische Untersuchungen, insbesondere über die Lichtentwickelung galvanisch glühender Platindrähte“. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Berlin richtete sich Z. ein kleines Privat-Observatorium auf dem Grundstücke seines Vaters, der früher Wolff'schen Kattundruckerei in Schönweide bei Köpenick ein, um hier die Vorarbeiten für seine erstere größere Arbeit „Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels“, die 1861 erschien, zu machen. Im ersten Theile dieser Schrift werden die Principien, auf denen die gesammte Photometrie beruht, sowol vom physiologischen, als auch vom physikalischen Gesichtspunkte aus einer genauen Betrachtung unterworfen und namentlich wird untersucht, in wie weit die von verschiedenen Beobachtern erhaltenen Resultate eine allgemeine Vergleichbarkeit zulassen. Der zweite Theil enthält eine ausführliche Beschreibung eines von Z. construirten Astrophotometers, das auch zugleich als Colorimeter zu verwenden ist. Durch zahlreiche Beobachtungen an künstlichen Sternen wird die Zuverlässigkeit und Bequemlichkeit des Instruments bewiesen und am Schlusse sind verschiedene Methoden angegeben, um die von Punkten und Flächen ausgesandten Lichtmengen zu vergleichen und die Helligkeit von Nebelflecken und Kometen photometrisch zu bestimmen. Es ist ferner eine Methode angegeben, nach welcher sich jeder Beobachter von der

besonderen Art und Weise, wie sein Auge gegen Licht- und Farbenunterschiede reagirt, Rechenschaft geben und die erwähnten Eigenschaften seines Auges quantitativ bestimmen kann. Der dritte Theil endlich enthält einen Katalog von 226 photometrisch und z. Th. auch colorimetrisch bestimmten Fixsternen der 1. bis 5. Größe nebst einer Copie der dazu benutzten 2212 Originalbeobachtungen, welche sich auf 43 Nächte vertheilen. Zu dieser Arbeit war Z. durch ein astronomisches Preisausschreiben der Kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien veranlaßt worden. Das hier beschriebene Photometer hat in Fachkreisen die höchste Anerkennung gefunden. Seine Brauchbarkeit beweist u. a. seine weite Verbreitung; selbst die neuesten Institute für astrophysikalische Beobachtungen wie z. B. das Observatorium in Potsdam sind mit ihm ausgerüstet. — 1862 ging Z. nach Leipzig als Hilfsarbeiter an der dortigen Sternwarte. Hier schrieb er „Photometrische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper". Das Werk enthält eine vergleichende Kritik von Lambert's und Bouguer's Principien der Photometrie, ferner eine Theorie der relativen Lichtstärken der Mondphasen und endlich die Resultate angestellter Beobachtungen. Am 13. März 1865 habilitirte sich Z. durch öffentliche Vertheidigung einer Dissertation „Theorie der relativen Lichtstärken der Mondphasen". Bereits im folgenden Jahre erhielt er eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät, und am 15. December 1866 hielt er in der Aula der Universität zu Leipzig seine akademische Antrittsvorlesung „Ueber die universelle Bedeutung der mechanischen Principien", in der er die Astrophysik und die zu ihrer Cultivirung nothwendigen physikalischen Methoden, namentlich die Photometrie und Spektralanalyse, von einem allgemeinen historischen Standpunkte aus als nothwendige Entwicklungsphasen in der fortschreitenden Erkenntniß des Universums darstellt und versucht, das Princip von der Erhaltung der Kraft als eine logische Consequenz des Causalitätsgesetzes abzuleiten. — 1869 wurde er Mitglied der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. — Zur Feier des 300jährigen Geburtstages von Kepler (27. December 1871) erschien sein berühmtes Buch: „Ueber die Natur der Cometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß". Die Tendenz dieser Schrift, die bereits 1872 eine zweite Auflage, mit einem Nachwort „Zur Abwehr" erlebte (dritte Auflage 1883), ist eine bei weitem allgemeinere, als der Titel andeutet. Die Vorrede (72 Seiten) wendet sich u. a. polemisch gegen Mißbräuche, welche aus einer Ueberwucherung populärer Vorlesungen entstanden seien, und im dritten Theil des Werkes liefert der Verfasser unter dem Titel: „John Tyndalls Cometentheorie; Studien im Gebiete der Psychologie und Erkenntnißtheorie" eine „psychologische Theorie der Eitelkeit und derjenigen Gebrechen, welche bereits in der Vorrede angedeutet waren". Der vierte Theil endlich, „Aphorismen zur Geschichte und Theorie der Erkenntniß", ist der umfangreichste und beweist u. a. durch wörtliche Citate aus Kant, Schopenhauer auf der einen, und Helmholtz, Dove, Hansen, Wallace u. a. auf der andern Seite, daß viele Resultate unserer exacten Wissenschaften fast in wörtlicher Uebereinstimmung von wirklichen Philosophen anticipirt worden sind. — Seinem Freunde W. Weber widmete er zu dessen 50jähr. Doctorjubiläum am 26. August 1876 ein größer angelegtes Werk „Principien einer elektro-dynamischen Theorie der Materie", von dem indeß nur der erste Band erschien. Es wird darin die universelle Bedeutung des von W. Weber im Jahre 1846 aufgestellten elektrodynamischen Grundgesetzes discutirt, und dieses gegen die von Helmholtz, Thomson und Tait gemachten Einwendungen vertheidigt. — Bis 1876 hatte Z. an den „Berichten der mathematisch-physikalischen Klasse der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften" und an den „Astronomischen Nachrichten", bis 1877 an „Poggendorff's Annalen" mitgearbeitet. Seitdem

aber gab er alle seine Arbeiten unter dem Titel „Wissenschaftliche Abhandlungen" (4 Bände, Leipzig 1878—1881) in Sonderheften und Bänden und auf eigene Kosten heraus, weil, wie er sagt, bei der Veröffentlichung der Arbeiten in Journalen oder akademischen Schriften die ideelle Einheit und das geistige Band, welches naturgemäß die litterarischen Erzeugnisse eines und desselben Autors verknüpfen müsse, für das Publicum sonst verloren gehen. — Seine äußerst zahlreichen Abhandlungen zeigen uns Z. immer nicht nur als Naturforscher, Astronomen, sondern stets auch als Philosophen, Erkenntnißtheoretiker. Aus dieser Veranlagung heraus erklärt sich auch sein Eintreten für den Spiritismus, zu dessen Anhänger er durch die Experimente des Amerikaners Henry Slade geworden war. Es ist bedauerlich, daß ihm hieraus so viel Gegnerschaft seitens der reinen „Naturwissenschaftler" entstand. Seine Gegner verstiegen sich schließlich sogar so weit, ihn für geisteskrank zu erklären. Daß er weit davon entfernt war, leichtgläubiger Phantast zu sein, sondern sich vielmehr nur unleugbaren Thatsachen beugte, beweisen viele Stellen aus seinen Schriften. Besonders interessant in dieser Beziehung ist eine Stelle aus der Vorrede zum dritten Bande seiner wissenschaftlichen Abhandlungen, S. XXXVI ff., auf die hier verwiesen sein mag. Bei der Abwehr der Angriffe, die ihm diese seine philosophische Ueberzeugung eintrug, mußte er, wie er sagt, „zuweilen seine wissenschaftlich reinen Glacéhandschuhe mit moralisch reinen Fausthandschuhen vertauschen". — Z., seit 1872 ordentlicher Professor der Astrophysik an der Universität Leipzig, wurde in späteren Jahren auch auswärtiges Mitglied der königl. Astronomischen Gesellschaft zu London, der kaiserl. Akademie der Naturforscher zu Moskau, Ehrenmitglied des physikalischen Vereins zu Frankfurt am Main, der Société scientifique d'Études psychologiques zu Paris und der British National Association of Spiritualists zu London. Er starb am 25. April 1882 früh 9½ Uhr zu Leipzig plötzlich infolge eines Schlagflusses an seinem Studirpult, unverehelicht. Es überlebten ihn mehrere Geschwister und seine Mutter Marie Z. — Ein ausführliches Verzeichniß seiner Werke findet sich in Poggendorff's biogr.-litterar. Handwörterbuch, auch „Neue Folge".

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. — Brockhaus' Konversationslexikon. — Leipziger Illustr. Zeitung, 1882. — Psychologische Studien, herausgegeben von Aksakow, 1882; auch 1883. — Vgl. auch eine hier nicht benutzte Schrift: Moritz Wirth, Friedrich Zöllner. Ein Vortrag mit Zöllner's Bild und Handschrift. Leipzig 1882. Robert Knott.

Zöllner: Karl (Karl Friedrich) Z., geboren am 17. März 1800 in dem weimarischen Dorfe Mittelhausen, wo sein Vater Schullehrer war, † am 25. September 1860 zu Leipzig. Den ersten Musikunterricht erhielt er von seinem Vater, doch sollte er Theologie studiren und kam durch Verwendung seines Onkels, des Dr. med. Döring, 1814 auf die Thomasschule in Leipzig. Hier wurde er ein Schüler Schicht's, der ihn auch theoretisch unterrichtete. 1820 wurde er Student an der dortigen Universität und zeichnete sich bereits als Componist aus. Er entsagte der Theologie, wurde Gesanglehrer an der Rathsfreischule und gründete 1822 mit seinem Freunde Hemleben ein Musikinstitut, in dem er sonntägliche Gesangsübungen in seiner Wohnung einrichtete, an denen sich auch die Mädchen der Rathsfreischule betheiligten. Etwa mit dem Jahre 1830 beginnt seine so erfolgreiche Thätigkeit für die Ausbreitung des Männergesanges. Das erste Heft seiner Männerquartette erschien 1833 und war zugleich Veranlassung zur Gründung des ersten Zöllnervereins. An seinem Geburtstage wurden diese Lieder in dem Hause des ihm befreundeten Dr. Schulz zum ersten Male aus den gedruckten Stimmen gesungen und dies gab die Veranlassung zu regelmäßigen wöchentlichen Versammlungen zur Pflege des Männer-

gesanges. Unabhängig von diesem entstand 1840 ein neuer Zöllner-Verein in Leipzig; 1845 gründete er dann den Gesellenverein; 1851 übernahm er auch die Leitung des Künstler-Vereins; 1848 die der zweiten Abtheilung des Kunst- und Gewerbevereins, aus dem 1854 der Zöllner'sche Mittwochs-Verein entstand. 1857 bildete sich der „Jüngste Zöllner-Verein", der nach Zöllner's Tode sich mit dem Gesellengesangvereine und dem Mittwochs-Vereine zu einem Zöllnervereine verband. Diese Wirksamkeit in einzelnen Vereinen genügte dem rastlos wirkenden Manne noch nicht; schon beim Meißner Musikfeste (1844) hatte er den Entschluß gefaßt mehrere Leipziger Gesangvereine zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen, was ihm aber erst im J. 1859 glückte, indem zum ersten Male 20 Gesangvereine unter seiner Leitung zusammenwirkten und dies gab dann Veranlassung zur Gründung des eine Reihe von Männergesangvereinen umfassenden „Zöllner-Bundes", der aber erst nach dem Tode Zöllner's ins Leben trat. Seine dankbaren Verehrer errichteten dem Verstorbenen im Rosenthal bei Leipzig ein Denkmal, welches 1868 enthüllt wurde. Von seinen überaus zahlreichen Männerchorliedern haben namentlich die „Müllerlieder" und „Die Zigeuner" die weiteste Verbreitung gefunden. Einen Gesammtüberblick über seine Leistungen zu erhalten, ist heute schon fast unmöglich. Auf öffentlichen Bibliotheken sind seine Werke sehr sparsam vertreten und selbst die Handbücher von Whistling und Hofmeister über neu erschienene Werke geben so lückenhafte Verzeichnisse, daß sich nicht einmal eine bibliographische Uebersicht erlangen läßt. Zöllner's organisatorisches Talent hat mehr gewirkt als seine Compositionen, die nicht besser und nicht schlechter sind, wie so ziemlich alle Männerquartette. Mendelssohn's Waldlied ist eine wahre Oase in der Wüste. Karl Z. stand so in der Gunst der Männergesangvereine, daß man sogar das Beste was Andreas Z. (s. o.) geschaffen hat, ihm zuschrieb.

Alfr. Dörffel, Führer durch die musikalische Welt. Leipzig 1868, ohne Autor, S. 66 ff., Mendel-Reißmann's Lexikon, zahlreiche Urtheile in der Leipziger Allg. Musikzeitung. Rob. Eitner.

Zöllner: Konrad Z. von Rothenstein, wahrscheinlich dem altadligen würzburgischen Geschlechte dieses Namens entsprossen, hatte zuerst in Deutschland und dann in Preußen mehrere Aemter im Deutschen Orden, zuletzt zehn Jahre lang das des obersten Trappiers und Komturs zu Christburg bekleidet, als er kaum drei Monate nach dem Tode des großen Meisters Winrich v. Kniprode, am 2. October 1382, in einmüthiger Wahl auf den hochmeisterlichen Stuhl erhoben wurde; er starb zu Marienburg am 20. August 1390. Die nicht eben lange Regierung dieses Hochmeisters bildet den Mittelpunkt der Glanzzeit des preußischen Ordensstaates: die ziemlich genau dreißigjährige Regierung des Vorgängers hatte denselben zu dieser höchsten Höhe emporgehoben, der Nachfolger Konrad v. Wallenrod aber hat in den nur 28 Monaten seines Hochmeisterthums bereits den Grund gelegt zu der schweren Concurrenz zwischen den beiden im Ordensstaate vorhandenen Handelsmächten, dem Orden selbst und den „großen", den Hansestädten des Landes, der sich bald in seiner wachsenden Verbitterung zu dem verhängnißvollen Gegensatze zwischen den Regierenden und allen Regierten in Preußen auswachsen sollte. Als der Schwerpunkt in der äußeren Politik Zöllner's erscheinen unverkennbar der Handel und die damit in Verbindung stehenden politischen Beziehungen, während infolge der augenblicklichen Verhältnisse und auch des eigenen Charakters des Hochmeisters die kriegerische Thätigkeit des Ordens und was damit im Zusammenhange stand weit mehr in den Hintergrund trat. — Zwar stieg mit der gesteigerten Cultur und Ertragsfähigkeit des preußischen Bodens und mit der Zunahme der Bevölkerung auch der Reichthum der Naturalabgaben, und die schnell anwachsenden Ueberschüsse

aus denselben hoben und erweiterten schnell und gewaltig den Eigenhandel des Ordens, aber Hochmeister K. Z. litt nicht, daß etwa des Ordens Handelsbeamte daheim den eigenen Unterthanen unbillige Concurrenz machten, noch daß sie, die auswärts überall die Rechte des deutschen Kaufmanns genossen, den Verpflichtungen desselben sich zu entziehen versuchten, so daß er überall, wo es galt fremder Uebermacht und fremden Uebergriffen mit der Macht und dem Ansehn des Ordens entgegenzutreten, die eigene Sache mit der seiner Unterthanen vereinigen konnte, die Preußen überall als eine einige Macht erschienen. Die Engländer versuchten um den Handel ihres Landes in die eigene Hand zu bekommen wol schon hin und wieder die unbestreitbar zu Recht bestehenden Privilegien des deutschen Kaufmanns, d. i. der deutschen Hansa zu verletzen und zu durchbrechen, doch immer noch brachten Handelsverbote der Gegenseite sie wieder zur Nachgiebigkeit, und am meisten fast fruchtete es, wenn der Hochmeister ihnen die preußischen Häfen schloß und Ausfuhrverbote gegen England erließ, denn gerade der preußischen, der polnischen und littauischen Herkünfte, der Waldwaaren (Asche, Theer, Mastbäume und Bogenholz) und vor allem des Getreides, vermochte man dort nicht zu entbehren. 1388 endlich kam so ein fester Frieden zwischen England und Preußen zu Stande, der die Verhältnisse anscheinend zur beiderseitigen Zufriedenheit ordnete und in der That zehn Jahre lang anhielt. Der König von Frankreich erließ auf Andringen des bei ihm in hohem Ansehn stehenden Hochmeisters wenigstens ein strenges Gebot an alle seine Beamten, durch welches sie angewiesen wurden die preußischen Kaufleute und Schiffer mit allen Mitteln gegen die Seeräubereien der Normänner, Bretonen und Picarden in Schutz zu nehmen. Wenn in Flandern, dessen Handel wegen der Weltstellung Brügges für den Orden und seine Unterthanen von höchster Bedeutung war, durch die unaufhörlichen Bürgerkriege und die Einwirkungen der englisch-französischen Kriege gar zu schlimme Störungen und Belästigungen hervorgerufen wurden, so mußte eine preußische Handelssperre den Herzog von Burgund und seine Städte zum Einlenken bringen. Auch die große nordische Fürstin Margarethe, die zuerst als Vormünderin ihres jungen Sohnes, dann (seit 1387) selbst als Königin Dänemark und Norwegen beherrschte und nun auch Schweden zu unterwerfen unternahm, zeigte eben deswegen, wie den Hansen überhaupt, so insbesondere den Preußen, mit deren Hochmeister sie vielfach Freundschaftsbezeugungen wechselte, vorläufig vollstes Entgegenkommen, wenn sie auch freilich außer Stande war dem durch die unzufriedenen Adeligen Dänemarks und Holsteins unterstützten wüsten Seeraub auf der Ostsee ausreichend Einhalt zu thun. Ganz wie in der Ferne, so nahm der preußische Außenhandel unter K. Z. auch in der nächsten Nähe trotz mancher Mißhelligkeiten einen fast ungestörten Verlauf und gewann wenigstens auf einer Stelle bedeutenden Aufschwung. Auf dem einen Ende der Landgrenze weigerten sich die Livländer hartnäckig, wie den Mithansen überhaupt, so auch den Preußen gleichberechtigten Antheil an dem östlichsten Hansecontor, dem St. Peterhof in Nowgorod, zu gewähren, und im äußersten Westen begannen die Polen mehr und mehr das alte Stapelrecht Thorns zu mißachten und zu umgehen; zum Ersatze dafür aber gelang es Danzig in jener Zeit durch die Einrichtung eines dem Namen nach zwar deutschen, thatsächlich aber ausschließlich Danziger Contors zu Kowno den ganzen littauischen und russischen Handel auf dem für jene Zeit überaus bequemen Wasserwege der Memel und der beiden Haffe ganz und gar an sich zu ziehen. — In das Getriebe der Weltpolitik, selbst nur in das osteuropäische, einzugreifen hat sich Hochmeister K. Z., obwol er es bei der Machtstellung seines Ordens nicht ohne Aussicht auf günstigen Erfolg hätte thun können, in ruhig abwägender Ueberlegung weislich gehütet. Darum hat er sogar die Polen ungehindert gewähren

lassen, als sie, nachdem der Anjoukönig Ludwig der Große von Polen und Ungarn ohne Söhne gestorben war, bestehende Abmachungen brechend, die Hand der Erbtochter und die Krone des polnischen Reiches dem littauischen Großfürsten Jagiello, dem Erbfeinde des Ordens, gegen die Bedingung der Annahme des Christenthums übergaben (1386). Ebenso wie früher wurden trotzdem zwar auch weiterhin meist zwei Mal im Jahre die Kriegsreisen nach Littauen, welche der Orden, wollte er die Berechtigung seines Daseins und seiner Ansprüche auf die Unterstützung des christlichen Abendlandes nicht verlieren, nicht gut einstellen durfte, zur Ausführung gebracht, gewöhnlich noch, wie es die Sitte der Zeit verlangte, unter dem Zustrom deutscher, französischer und englischer Fürsten und Ritter, selten freilich, so wie auch vorher, unter der persönlichen Theilnahme des Hochmeisters selbst. Dennoch konnte Jagiello-Wladislaw, der als christlicher Polenkönig dem Feinde seines Volkes im Grunde des Herzens nicht freundlicher gesinnt war wie zuvor als heidnischer Littauerfürst, den seit fünfzig Jahren zwischen seinem neuen Reiche und dem Ordensstaate bestehenden Frieden zu brechen noch nicht wagen, zumal Polen und Littauen selbst trotz der Personalunion noch lange nicht gleich zu einer einigen Macht zusammengewachsen waren. Auf der andern Seite wurde es dem an Mitteln reichen Orden nicht schwer sich durch gute Geldzahlungen die Hülfszusage der Pommernherzöge und einer Reihe pommerscher Adelsgeschlechter zu erkaufen. Man beobachtete sich beiderseits mißtrauisch, zum Bruche aber kam es noch lange nicht. — Aus der innern Entwicklung des Ordensstaates mag hier noch besonders hervorgehoben werden, daß man in der seit nicht viel mehr als einem Menschenalter begonnenen Besetzung des fast ganz noch mit „Wildniß“, mit undurchdringlichem Walde bestandenen Ostgebietes mit ackerbauenden Ansiedlern rüstig vorwärtsschritt, zumeist um die obere Hälfte des Pregels und bis zur Memel hin.

K. Lohmeyer.

Zöpffel: Richard Otto Z., protestantischer Theologe, † 1891. Z. wurde geboren am 14. Juni 1843 zu Arensburg in Livland, wo sein Vater praktischer Arzt war, studirte zu Dorpat und bestand daselbst am 8. Mai 1868 das theologische Candidatenexamen. Nachdem er kurze Zeit daselbst als Religionslehrer thätig gewesen war, begab er sich nach Göttingen, um im Seminar von G. Waitz historische Studien zu machen. Der Beschäftigung in diesem Seminar verdankt die Hauptarbeit Zöpffel's ihre Entstehung; sie behandelte „Die Papstwahlen vom 11. bis 14. Jahrhundert“ (Göttingen 1871). Auf Grund dieses Werkes promovirte er am 23. August 1871 zum Dr. phil. in Göttingen, nachdem er im Jahr vorher Repetent am Theologischen Stifte daselbst geworden war. Nachdem ihn die erwähnte Schrift in Fachkreisen aufs vortheilhafteste bekannt gemacht hatte, vermittelte Albrecht Ritschl, dem er sich theologisch angeschlossen hatte, eine Berufung des jungen Gelehrten als außerordentlichen Professors der Kirchengeschichte nach Straßburg, wo eben die Universität neu eingerichtet wurde. Vom 20. April 1872 an gehörte Z. ihr ununterbrochen an. Am 20. August 1877 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor und für das Amtsjahr 1887 bis 88 bekleidete er die Würde des Rectors der Universität. Seine Rectoratsrede behandelte das Thema „Joh. Sturm, der erste Rektor der Straßburger Akademie“ (1887). Mit H. Holtzmann schuf er das sehr verdienstliche „Lexikon für Theologie und Kirchenwesen“ (1. Aufl. 1882, seitdem in 2. und 3. Aufl. erschienen), das zum ersten Male u. a. über die lebenden Theologen zuverlässig Bericht erstattete. Außerdem verfaßte er zahlreiche Artikel in der 2. Auflage der Realencyklopädie f. Prot. u. Kirche von Herzog-Plitt-Hauck und in der Allg. deutschen Biographie, die sich alle durch sorgsame Quellenstudien und genaue Berichterstattung auszeichnen. Als Ge-

lehrter arbeitete er mit großer Gewissenhaftigkeit; als Mensch wird er gerühmt als ein edler Charakter von herzgewinnender Liebenswürdigkeit und wohlthuender Offenheit. Er war verheirathet mit der Tochter des Göttinger Theologen Wiesinger und hinterließ die tiefgebeugte Gattin mit vier Söhnen im Alter von 6—19 Jahren. Unerwartet schnell hatte ein infolge eines früheren Leidens eingetretener Hirnschlag seinem Leben in der Blüthe der Jahre am 7. Januar 1891 ein Ziel gesetzt.

Vgl. Holtzmann's Art. über Zöpffel in seinem Lexikon f. Theologie u. Kirchenwesen, 2. u. 3. Aufl. — Elsässisches evangelisches Sonntagsblatt, 28. Jahrg. 1891, Nr. 3 (v. 18. Jan.). — Straßburger Post vom 8., 9. u. 11. Jan. 1891. — Straßb. Neueste Nachrichten vom 8. Jan. 1891. — Evangel.-prot. Kirchenbote f. Elsaß-Lothr. 20. Jg. Nr. 2 (10. Jan. 1891), Art. v. Erichson. P. Tschackert.

Zöpfl: Heinrich Z., Staatsrechtslehrer und Germanist, geboren am 8. April 1807 zu Bamberg, † am 4. Juli 1877 zu Heidelberg. Mit hervorragenden Anlagen begabt und von großem Fleiße beseelt legte Z. die Vorstudien in seiner Vaterstadt zurück, studirte die Rechtswissenschaft an der Universität Würzburg und habilitirte sich im J. 1828 zu Heidelberg als Privatdocent der Rechte. Dieser Universität war seitdem bis zum Tode seine mit großem Erfolge verknüpfte akademische Thätigkeit gewidmet. Im J. 1839 zum außerordentlichen Professor, 1842 zum ordentlichen Professor des Staatsrechts ernannt bekleidete er öfter das Amt eines Decans der Facultät und auch das des Prorectors. Die Universität sandte ihn 1850 als ihren Vertreter in die I. Kammer der Landstände, von wo aus er auch als Mitglied des Erfurter Staatenhauses abgeordnet wurde. Seitdem hat er keine weitere nach außen auftretende unmittelbare politische Thätigkeit entfaltet. Der Schwerpunkt seiner akademischen Thätigkeit lag in der Vorlesung über Staatsrecht, welche von großem Erfolge gekrönt war. In ihr herrschte bei ihm, wie bei anderen Heidelberger Professoren jener Zeit, vielfach der Ton, wo es immer möglich war, Bemerkungen anzubringen, welche augenblicklich manches jugendliche Ohr fesseln, für die moralische Durchbildung aber nichts taugen, weil der Cynismus nicht zur Achtung, sondern nur zum Lachen lockt. Den litterarisch ersten Preis unter seinen Schriften verdienen die „Grundsätze des allgemeinen und deutschen Staatsrechts“ (Heidelberg 1839, 1841, 1844, 1846), welche in 4. Auflage „mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Zeitverhältnisse“ (1855 fg.) und in 5. Aufl. (1863) in 2 Bänden gänzlich umgearbeitet sind. Die Grundsätze geben, wie schon R. v. Mohl hervorgehoben hat (Gesch. u. Litter. d. Staatswissensch. II, 264, 267), die beste Darstellung des deutschen Bundesrechts auf Grund aller, auch der bis dahin geheim gehaltenen und der neuesten Quellen. Ebenso ist die sonstige Darstellung sachlich vortrefflich und durchaus genügend, für den, welcher das zur Zeit des alten Bundestags geltende Staatsrecht genau kennen lernen will, das beste Buch. Sein Standpunkt war im Laufe der Zeit ein wesentlich anderer geworden. In der Schrift „Constitutionelle Monarchie und Volkssouveränetät“ (Frankf. 1848) bricht er eine Lanze für ein Staatswesen, das sich von der Republik nur durch den monarchischen Träger unterscheidet, in den letzten Auflagen der „Grundsätze“ tritt er auf als begeisterter Anhänger des Bundesrechts und findet in diesem Alles gegeben, was zur Erhaltung und vollen Ausbildung des rechten Staatswesens dienlich und genügend ist. Auf diesen Wechsel in den Anschauungen hat den maßgebendsten Einfluß geübt J. J. B. v. Linde (s. A. D. B. XVIII, 665 ff.). Vor mir liegen zahlreiche Briefe Zöpfl's an Linde, welche beweisen, daß er von letzterem auch das sonst nicht zugängliche bundesrechtliche Material erhielt, in vielen Dingen um Rath gefragt und zur Abgabe von Gutachten vorgeschlagen

und veranlaßt wurde, z. B. bezüglich des Bundesgerichts und der Frage: ob es jedem Fürsten zustehe, sich durch irgend einen anderen Gesandten vertreten zu lassen. Verschiedene der anzuführenden Schriften sind Gutachten bezw. Ausführungen erstatteter Gutachten. Z. galt als der conservativste und vorzugsweise katholische Staatsrechtslehrer. Er hat auch dem letzten König von Hannover nach dessen Entthronung ein Gutachten erstattet, wie ich von ihm selbst weiß. In den kirchenpolitischen Streitigkeiten, welche nach dem Jahre 1850 in Baden entbrannten, hat Z. keinerlei nach außen auftretende Stellung eingenommen. Persönlich stand er mit seiner Anschauung nicht auf dem clerikalen oder ultramontanen Standpunkte. Als das Vaticanische Concil zu der Verkündung der päpstlichen Allgewalt und Unfehlbarkeit geführt hatte, suchte ich ihn in Marienbad, wo wir im August 1870 beisammen waren, zu bewegen, zur Conferenz in Nürnberg zu gehen, er lehnte es ab mit der drastischen seinen Standpunkt kennzeichnenden Aeußerung: „Man hat in den Sack schon so manches gesteckt, man kann auch ein neues Dogma dazu thun“. Er hat sich denn auch in keinerlei Weise gegen oder für die Neuerung betheiligt, sondern geschwiegen. — Schriften außer den genannten: „Vergleichung der römischen Tutel und Cura mit der heutigen Vormundschaft über Unmündige und Minderjährige“ (Bamberg u. Aschaffenburg 1828), Umarbeitung der lateinischen Schrift; „Die Regierungsvormundschaft im Verhältniß zur Landesvertretung“ (1830), worin mit Rücksicht auf die Zustände in Braunschweig die Frage behandelt und bejaht wird, ob der Vormund eines minderjährigen Fürsten die Landesverfassung mit Zustimmung der Landstände ändern könne; „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“ (1836, 4. Aufl. 1871 fg., 2 Bde.), ein Werk, das namentlich in einer Reihe von Einzeluntersuchungen sehr verdienstlich ist, aber besonderes Gewicht legt auf philologische und antiquarische Dinge, die vielfach nicht stichhaltig sind; „Das alte Bamberger Recht als Quelle der Carolina“ (1839); „Die peinliche Halsgerichtsordnung K. Karl's V. nebst der Bamberger und der Brandenburger Halsgerichtsordnung“ (1841, 2. Ausg. 1876, 3. 1883); „Die spanische Successionsfrage“ u. s. w. (1839); „Bundesreform, deutsch. Parl. und Bundesgericht“ (1848); „Deutsche Union und deutsches Reich. Entwurf einer allgemeinen Reichsverfassung mit Inbegriff der deutschen Union“ (Erfurt 1850), vertritt den sogen. großdeutschen, österreichisch-conservativen Standpunkt; „Die Demokratie in Deutschland. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Würdigung von G. G. Gervinus' Einl. in die Gesch. des 19. Jahrh.“ (1853); „Ueber Mißheirathen in den deutschen regierenden Fürstenhäusern überhaupt und in dem Oldenburgischen Gesammthause insbesondere“ (1853); „Ueber hohen Adel und Ebenbürtigkeit“ (1853), Z. vertritt den liberaleren Standpunkt; „Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts“ (1860 fg., 3 Bde.), behandelt die Dinghöfe als Ausgangspunkt der Landesherrlichkeit und die Wiege des deutschen Herrenstandes; „Die Bildung der ehemaligen geistlichen Fürstenthümer mit vorzugsweiser Rücksicht auf die Allodialität und Feudalität im allgemeinen und mit bes. Hinweisung auf das Hochstift Würzburg und Mainz“, „Die Rulands-Säule“ und hat neben der Behandlung von Antiquitäten den nicht offen hingestellten Zweck des Eintretens für einzelne mit geistlichem Gute entschädigte ehemalige Reichsstände gegenüber der Absicht die dem Kaiser und Reich zustehenden Lehenrechte auf diese Güter geltend zu machen; „Die neuesten Angriffe auf die staatsrechtliche Stellung der deutschen Standesherren“ (1867) tritt ein für den Hz. Friedrich von Sonderburg-Augustenburg und ist gleich der Schrift „Staatsrechtliche Bemerkungen über den Art. 1 des Württembergischen Gesetzentwurfs über die Leistung der Kriegsdienstpflicht bezw. die beabsichtigte Aufhebung der

Freiheit der Mitglieder landesherrlicher Häuser von der Militärdienstpflicht" (1867), einem „Rechtsgutachten" zu Gunsten der Wiederherstellung der Rechte der alten Landschaften in Hannover u. a. geschrieben aus Auftrag der Betheiligten. — „Die Ewa Chamovorum" (1857); Ausgabe von „Clement, Forschungen über das Recht der salischen Franken" (1876). Nach seinem Tode erschien: „Grundriß zu Vorlesungen über Rechtsphilosophie" (1878).

v. Schulte.

Zöppritz: Karl Z., Physiker und Geograph, geboren am 14. April 1838 zu Darmstadt, † am 21. März 1885 zu Königsberg i. Pr. Aus wohlhabender Familie hervorgegangen, war Z. in der Lage, sich ganz und gar, ohne Rücksicht auf die für das Leben so vieler bedeutender Männer maßgebenden äußeren Verhältnisse, der Wissenschaft zu widmen, und die längere Studienzeit, welche er, ungehemmt durch Sorgen für spätere Anstellung, ausschließlich seiner geistigen Ausbildung widmete, hat später ihre reichen Früchte getragen. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt als kaum Siebzehnjähriger absolvirt hatte, besuchte er noch die dortige höhere Gewerbeschule, aus welcher nachmals die technische Hochschule erwuchs, und welche schon damals, dank dem verdienten Külp, treffliche Gelegenheit bot, sich in den exacten Disciplinen zu vervollkommnen. Ungewöhnlich gut vorbereitet, bezog Z. im Herbst 1856 die Universität Heidelberg, wo er drei Semester verblieb, und zu Ostern 1858 wandte er sich nach Königsberg i. Pr., welche Hochschule sich unter Richelot und Franz Neumann noch immer den alten Ruhm, den sie unter Bessel und Jacobi errungen, unversehrt bewahrt hatte. Neumann nun war es, dem zu liebe Z. nicht weniger denn 6½ Jahre an der ostpreußischen Universität verweilte, denn die mathematische Physik war sein Lieblingsfach geworden, und nirgendwo sonst wäre für deren Studium eine bessere Gelegenheit geboten gewesen, als eben hier. So entstand denn auch in Königsberg seine Habilitationsschrift „Theorie der Querschwingungen eines elastischen, am einen Ende belasteten Stabes" (Tübingen 1865); Neumann hatte ihm das Thema gestellt, und Kupffer's Experimentaluntersuchungen über den bezeichneten Gegenstand lieferten ein ausgezeichnetes Material zur Erprobung der auf analytischem Wege gefundenen Sätze. Die Habilitation erfolgte im Herbst 1865 zu Tübingen, nachdem die Promotion und ein längerer Aufenthalt zur Kenntnißnahme der Fachanstalten in Paris vorausgegangen waren.

In Tübingen las Z. fünf Semester über verschiedene Gebiete der reinen Mathematik und theoretischen Physik; 1867 aber folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Gießen, wo er 25 Semester festgehalten wurde. Voll befriedigen konnte ihn die dortige Stellung nicht, denn die Anzahl der Mathematikstudirenden war nicht sehr groß, und die Vorlesungen, welche er über Optik, Wärme- und kinetische Gastheorie, Bewegung der Flüssigkeiten und galvanischen Ströme, sowie über Kugelfunctionen hielt, konnten nicht in dem Maße anregend wirken, wie dies wol anderswo möglich gewesen wäre. Speciell Geographisches findet sich in den Lectionskatalogen nicht; auch das Tübinger Colleg über physische Erdkunde scheint in Gießen nicht wiederholt worden zu sein; dafür aber gewährte einigen Ersatz der feldmesserische Kurs, welcher mit den Forststudirenden abzuhalten war und mehrfach wiederholt wurde. Von lebhafter schriftstellerischer Thätigkeit ist in dieser Periode nicht die Rede. Einem vom Wesen der Wärme handelnden Schriftchen (Tübingen 1866) folgte 1870 ein ebensolches „Ueber die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benützung" (Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung V, 102), und in Verbindung mit dem Geologen Streng veröffentliche Z. in den Berichten der Oberhessischen Naturforschenden Gesellschaft eine Beschreibung der Tertiärvulkane des Vogelsgebirges. Die wich-

tigste Arbeit aus diesem Zeitraume (Poggendorff's Annalen d. Phys. u. Chem., Neue Folge, V) beschäftigte sich theoretisch und experimentell mit der Frage, ob für das Meerwasser ein ähnliches Dichtemaximum bei verhältnißmäßig hoher Temperatur sich nachweisen lasse, wie es bekanntlich dem süßen Wasser bei + 4° C. eigen ist. Die Methoden, welche Z. zur Anwendung brachte, zeichneten sich durch besondere Genauigkeit aus; im Einverständniß mit anderen Physikern konnte er den strengen Nachweis führen, daß Salzwasser kein solch abweichendes Verhalten zeigt, und damit waren alle die Schlüsse, welche man voreilig über die Wärmevertheilung in den Tiefen der Weltmeere gezogen hatte, als unzuverläßig erkannt.

So hatte der erste Schritt, den Z. in die Physik der Erde that, gleich ein werthvolles Ergebniß zu verzeichnen. Daß er auch sonst schon gerne mit wissenschaftlicher Erdkunde zu thun hatte, erhellt aus den Titeln dreier in Gießen öffentlich gehaltener Vorträge (Ueber die bildliche Darstellung der Erdoberfläche; Ueber unterirdische Flüsse; Ueber Afrika). Vor allem aber trat er seit 1875 einem zwar unscheinbar aussehenden, in Wirklichkeit jedoch hochwichtigen Zweige der Geographie näher, in dessen Cultivirung er sich bald als voller Meister bewähren sollte. Dies war die rechnerische Herleitung gesicherter Orts- und Höhenbestimmungen aus den nicht selten der Exactheit entbehrenden Aufzeichnungen der Forschungsreisenden. Er begann mit Berechnung der von P. Schoenlein in Liberia gemachten Beobachtungen (Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, X) und ließ bald seine Bearbeitung der Reisebeschreibung De Pruyssenaere's aus den Ländern am oberen Nil folgen, welche wegen der hohen Geschicklichkeit in der Verwerthung scheinbar unwesentlicher Notizen von allen Kennern für ein kritisches Meisterwerk erklärt worden ist (Petermann's Geogr. Mittheilgn., Ergänzungshefte Nr. 50 und 51). Diese seine Leistungen fanden den allseitigsten Anklang, und viele Reisenden wandten sich an Z. mit dem Ersuchen, auch ihren Tagebüchern die gleiche sorgsame Behandlung angedeihen zu lassen. Dies ist denn auch reichlich geschehen, wie zahlreiche Artikel in Petermann's Monatsheften beweisen. Junker, Kayser, v. Wißmann, v. Mechow, v. Schenk, Flegel und Graf Zichy hatten der liebevollen Pflege, welche Z. an diese mühsame Kleinarbeit wandte, beträchtliche Verbesserungen ihrer Routiers und meteorologischen Notizen zu danken.

Gewiß also ist die längere Reihe von Jahren, die Z. in Gießen verbrachte, für ihn selbst und für die Wissenschaft in hohem Maße ersprießlich gewesen — für ihn selbst namentlich auch insofern, als er hier in der Tochter des bekannten Chemikers Will die treue Lebensgefährtin fand. Aber leicht ist zu denken, daß er dem Fache, für welches er eigentlich berufen und auch vorzüglich geeignet war, doch einigermaßen entfremdet wurde, je mehr die Geographie ihn auf neue Bahnen lenkte. Ihr hatte er auch sonst gerne seine Mußestunden zugeeignet; schon als Student hatte er, wie wir aus seinen Briefen an H. Wagner wissen, C. Ritter's „Asien“ durchgearbeitet, und die Verfolgung kriegsgeschichtlicher Ereignisse auf der Karte war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Als er noch ein jüngerer Mann war, hatte es nur erst eine spärliche akademische Vertretung der Erdkunde gegeben; wer weiß, ob er nicht gleich anfangs die Pfade eingeschlagen hätte, die er nun erst als reifer Forscher betreten sollte. Während die Gießener Zeit sich ihrem Ende zuneigte, schuf er die bedeutendste seiner Arbeiten, durch welche dem uralten Probleme der Meeresströmungen endlich der eine volle Aufklärung bringende Gesichtspunkt abgewonnen wurde (Ann. d Phys. u. Chem., Neue Folge, III und IV; von ihm selbst popularisirt in der Zeitschrift „Gaea“). Was vorher nur Einzelne geahnt, stand jetzt als unangreifbarer Lehrsatz da: Dauerwinde, wie gering auch ihre Intensität sein möge,

bringen durch Luftadhäsion die obersten Schichten einer Wassermasse in fortschreitende Bewegung, und wenn die Einwirkung nur lange genug anhält, so werden durch die innere Flüssigkeitsreibung auch die tiefsten Schichten in Mitleidenschaft gezogen. Damit waren die großen oceanischen Strömungen vollkommen zureichend erklärt.

Man konnte die Untersuchung, wie Z. selbst andeutet, ebensowol als eine physikalische wie auch als eine geographische auffassen, und angesichts ihres hohen Werthes war zu erwarten, daß der Autor bald für einen umfassenderen Wirkungskreis, sei es nun der einen oder anderen Art, in Aussicht genommen werden werde. Das Loos fiel auf die geographische Seite, denn 1880 wurde H. Wagner auf Wappäus' Lehrstuhl in Göttingen berufen, und das dadurch vacant gewordene Königsberger Ordinariat wurde Z. zugetheilt, der so zum Collegen seines alten Freundes und Meisters Neumann wurde. Leider nur fünf Jahre war ihm hier zu wirken vergönnt, aber mit wahrem Feuereifer nahm er die mancherlei Aufgaben des neuen Berufes in die Hand, und als Lehrer wie als Schriftsteller entwickelte er eine ausgebreitete Thätigkeit. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf die verschiedensten Theile der allgemeinen Erd- und speciellen Länderkunde, wie er denn auch Meteorologie und Klimatologie vortrug und selbst vor der seiner specifischen Begabung anscheinend am fernsten liegenden Disciplin, der Ethnographie, nicht zurückschreckte. Im December 1881 rief er die seitdem fröhlich gedeihende Geographische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. ins Leben, die er sehr häufig durch größere und kleinere Mittheilungen erfreute; 1884 war er eifrig bei der Begründung der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft betheiligt; 1881 und 1882 half seine Gegenwart wesentlich dazu, dem neu erstandenen Geographentage Werth und Bedeutung in den Augen der Fachgenossen zu sichern. In Berlin legte er die seitdem weiter ausgeführte Anschauung vom Inneren der Erde als einem mit „überkritischen" Gasen gefüllten Raume dar, und in Halle a. S. wandte er sich gegen die Ueberschätzung des sogenannten Baer'schen Gesetzes über den Zusammenhang zwischen Erdumdrehung und Ungleichartigkeit der Flußufer. Königsberg und seine dortige Stellung waren ihm so lieb geworden, daß er 1884 die unter sehr günstigen Bedingungen erfolgte Berufung zur Leitung der geographischen Anstalt von Perthes in Gotha ablehnte und auch für Wien, wo man nach Simony's Rücktritt stark an ihn gedacht hatte, schwerlich zu haben gewesen wäre.

Aus der Königsberger Zeit liegen, neben Recensionen und kleineren Beiträgen zu verschiedenen Journalen, hauptsächlich die kartographischen Arbeiten und die Berichte für das „Geographische Jahrbuch" vor. Der „Leitfaden der Kartenentwurfslehre" (Leipzig 1884) ist ein vortreffliches Büchlein, nicht eben gemeinverständlich im stricten Wortsinne, aber äußerst geschickt, um den, der ein gewisses Maß mathematischer Vorkenntnisse mitbringt, mit allen Grundlehren des Netzentwurfes vertraut zu machen. Insonderheit errang sich Beachtung die einfache Ableitung der allgemeinen Regeln, welche Tissot für die Beurtheilung der einzelnen Abbildungsarten aufgestellt hatte. Gesondert erörterte Z. diese neue Methodik in der „Zeitschr. f. d. Vermessungswesen", in welcher er auch die Orthographie der aus dem Arabischen in die angewandte Mathematik übergegangenen Kunstausdrücke auf eine richtige Grundlage zu stellen bestrebt war. Für H. Wagner's „Jahrbuch", früher in Verbindung mit Behm herausgegeben, lieferte Z. den afrikanischen Bericht, in dem sich eine seltene Beherrschung des Stoffes mit voller Klarheit der Darstellung verbindet, und vollständig neu schuf er die fortlaufenden Referate über die „Fortschritte der Geophysik", welch letzteres Wort er zwar nicht selber gebildet, aber als der erste in umfassenderer Gebrauchsweise angewandt hat. Diese inhaltreichen Auszüge aus der namhafteren schriftstellerischen Pro-

duction der Gegenwart sind mit Recht als „Muster positiver Kritik“ bezeichnet worden, und dem Forscher sind sie durchweg unentbehrlich. Wir erwähnen endlich der viele fruchtbare Keime physikalisch-geographischer Natur enthaltenden Abhandlung über die Schwankungen des Meeresspiegels (Ann. d. Phys. u. Chem., Neue Folge, XI) und eines sehr instructiven Aufsatzes über den soeben wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses tretenden Nicaragua-Canal (Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, XIV).

Wer Z. persönlich kannte, hätte ihm sicher ein langes Leben prognosticirt, denn sein kräftiger Körper machte den Eindruck seltener Gesundheit und Rüstigkeit. Von Jugend auf begeisterter Turner, hatte er sich später auch zu einem ausdauernden Fußwanderer ausgebildet, der in den Alpen, wie wenige, zu Hause war, wie er denn auch in den Veröffentlichungen des D.-Oest. Alpenvereines manch einschlägige Schilderung niedergelegt hat. Bis kurz vor seinem Tode waren ihm auch körperliche Leiden unbekannt geblieben. Da ergriff den noch nicht Siebenundvierzigjährigen eine tückische Infectionskrankheit, über deren wahres Wesen keine Klarheit erbracht zu werden vermochte, und in wenigen Tagen war seine irdische Laufbahn beendet, zum tiefsten Leide seiner Familie, seiner Freunde, aller Derer, welche die Eigenart dieses kernhaften Menschen zu erkennen berufen gewesen waren.

Es ist in einem Nekrologe gesagt worden, Z. sei als Afrikakenner schwer, als Kartograph und Berechner geographischer Beobachtungen schwerer, als Geophysiker aber überhaupt kaum zu ersetzen. Hieran wird festzuhalten sein, so rege auch auf den Gebieten, die er meisterhaft beherrschte, seitdem weiter gearbeitet worden sein mag. Die „Geophysik“, welche er, der Angabe eines Freundes zufolge, geplant haben soll, ist uns vorenthalten geblieben; sollte ein wenn auch nur unvollkommener Ersatz dessen, was er uns darzureichen gedachte, im Bereiche der Möglichkeit liegen, so könnte dies nur im engsten Anschlusse an die Fingerzeige geschehen, welche uns seine umfassende Geistesarbeit so mannichfaltig an die Hand zu geben im Stande ist.

G. Hirschfeld, Gedächtnisrede auf Karl Zöppritz, gehalten am 10. April 1885 vor der Geographischen Gesellschaft zu Königsberg, Königsberg i. Pr. 1885. — H. Wagner, Karl Zöppritz, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1885, Nr. 5 u. 6. — S. G., Karl Zöppritz, Beilage zur Allg. Zeitung, April 1885. Günther.

Zorg: Hendrik Martensz Z., richtiger Sorgh, genannt Rokes, wurde nach der Angabe Houbraken's im J. 1611 in Rotterdam geboren, wo er Schüler des Wilhelm Buyteweck wurde. Später gewannen Cornelius Saftleven und Adriaen Brouwer Einfluß auf ihn. Er blieb in Rotterdam ansässig und entnahm die Stoffe zu seinen Sittenbildern am liebsten dem Rotterdamer Leben oder aus der näheren Umgebung der Stadt. Außerdem aber malte er auch biblische Bilder, z. B. die Anbetung der Hirten, von der man verschiedene Wiederholungen kennt, und die Parabel von den Arbeitern im Weinberge des Herrn, die er gleichfalls mehrfach für seine Bilder verwandt hat. Besonders beliebt sind seine Marktbilder. Werke seiner Hand findet man im Rijks-Museum zu Amsterdam, im Rotterdamer Museum, in der St. Petersburger Eremitage und in den Galerien zu Braunschweig, Kassel, Karlsruhe, Dresden, Hannover, Kopenhagen und Budapest. Er starb zu Rotterdam am 16. October 1669 oder am 6. August 1670.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgem. Künstler-Lexikon XX, 319, 320. München 1852. — A. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van Schilderijen. 3. druk. Amsterdam 1887. 8°. S. 159, 160. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 839, 840. Leipzig 1888.

H. A. Lier.

Zötl: Gottlieb von Z., Forstmann, geboren am 1. September 1800 in Kitzbühl (Tirol), † am 6. Januar 1852 in Hall (bei Innsbruck), Sohn eines bürgerlichen Bergschreibers. Den ersten Unterricht erhielt er in seinem Geburtsorte; später besuchte er die Realschule und das Gymnasium in Innsbruck. Hierauf widmete er sich dem kaufmännischen Berufe, in dem er nahezu zwei Jahre thätig war. Während dieser Zeit war aber bei ihm das Streben nach einer seinen geistigen Anlagen und Fähigkeiten mehr zusagenden höheren Lebensstellung immer mehr erwacht. Vor allem zogen ihn der Wald und das forstliche Studium so mächtig an, daß er seine Stelle in der Handlung, in welcher er beschäftigt war, aufgab und als Forstlehrling bei dem Waldamte zu Kitzbühl eintrat. Schon zwei Jahre darauf (1819) konnte er seine dienstliche Laufbahn als Waldaufseher im Oberinnthal beginnen. 1821 wurde er zum Forstwart befördert und zugleich mit der Verwaltung des Reviers Stanzerthal (im Forstamtsbezirke Imst) betraut. Kurze Zeit darauf wurde er dem genannten Forstamte zur Aushülfe zugewiesen. Da ihm aber die bloß praktische Ausbildung nicht genügte, bezog er 1823 die k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn und absolvirte deren vorschriftsmäßigen Cursus bis 1825, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge. Zur Erweiterung seines Gesichtskreises unternahm er hierauf mit höherer Bewilligung noch eine Studienreise durch die Forste des Salzkammerguts &c., um alsdann die Verwaltung des ihm während seiner Abwesenheit vorbehaltenen Reviers Stanzerthal wieder anzutreten. Hier machte er es sich nun zur Aufgabe, während seiner zahlreichen Waldbegänge den Einfluß des Standorts, insbesondere der Terrainconfiguration, ferner der Winde, sowie der im Hochgebirge so häufig vorkommenden nachtheiligen Elementarereignisse, wie Erdabrutschungen, Bodenabbrüche, Steinschläge, Muhrgänge, Lawinen &c. auf die Gebirgswaldungen zu studiren, um Anhaltspunkte darüber zu gewinnen, durch welche Bewirthschaftungsmethode den in solchen Höhenlagen ganz unvermeidlichen Calamitäten am erfolgreichsten vorgebeugt werden könne. Schon damals tauchte bei ihm der Vorsatz auf, die gemachten Beobachtungen zur Ergänzung und Vervollständigung der über die Gebirgsforstwirthschaft überhaupt veröffentlichten Anleitungen (z. B. der 1804 und 1806 erschienenen Bücher von Zschokke) schriftstellerisch zu verwerthen. Seine 1827 erfolgte Ernennung zum Assistenten an der Forstlehranstalt zu Mariabrunn entzog ihn aber dem praktischen Forstdienste und nahm ihn für neue Aufgaben derart in Anspruch, daß er dieses Vorhaben nicht alsbald auszuführen vermochte. Er verlor jedoch sein Ziel nicht aus den Augen und benutzte jede freie Stunde zur Verarbeitung des von ihm gesammelten reichhaltigen Materials, so daß noch vor seinem Austritt als Assistent sein classisches Werk („Handbuch der Forstwirthschaft im Hochgebirge, für alle jene, welche das Forstwesen betreiben, oder mit demselben in Berührung stehen, als: Forst-, Berg- und Hütten-, Wasser- und Straßenbau- und politische Beamte, Gemeindevorstände, Waldbesitzer“ &c., mit 2 Steintafeln 1831) erscheinen konnte. In dieser auf zahlreichen und gründlichen Beobachtungen beruhenden Schrift werden die früher genannten schädlichen Elementarereignisse mit Bezug auf die Hochgebirgsforste in naturgetreuer Schilderung und treffender Charakteristik behandelt, sowie Vorschriften über die beste Bewirthschaftungsmethode der Höhenwaldungen mit Rücksicht auf möglichste Vorbeugung der durch jene Ereignisse drohenden Schäden ertheilt. Vorzüglich gearbeitet in diesem Handbuche ist insbesondere der Abschnitt, welcher sich über die Richtung und Wirkungsweise der Winde bezw. Stürme, sowie über den Schutz der Bestände gegen Sturmschäden durch eine wohlgeordnete, der betreffenden Gebirgsausformung angepaßte Hiebsfolge verbreitet. Noch in demselben Jahre, in welchem dieses Werk erschienen war, wurde er zum Forstmeister in Brixlegg

(Tirol) ernannt. Als solcher wurde ihm u. a. die Aufgabe zu Theil, von 1833 ab die Vorerhebungen zu leiten, welche die Grundlage für die später in Angriff genommene vollständige Befreiung der Staatswaldungen Tirols von Servituten bilden sollten. Außerdem baute er hier unter bedeutenden Schwierigkeiten die großartige, eine Wassermasse von 42 000 Kubikklaftern haltende Schwemmklause in Brandenberg, die bei ihrer Einweihung auf den Namen des Erzherzogs Johann getauft wurde. 1837 wurde ihm zunächst die Supplirung des Salzburgschen Forstreferats bei der k. k. Berg- und Salinendirection in Hall übertragen. Kurze Zeit darauf wurde er auch zum bevollmächtigten Repräsentanten des tirolischen Forstaerars bei den Katastralreclamationen im Salzburgschen Montanforstdistrict ernannt. 1841 rückte er zum wirklichen Bergrath in Hall auf, in welcher Stellung ihm das Referat über Salzburg bis 1844 oblag. Seit 1847 wirkte er zugleich als Mitglied, später als Leiter der Waldservituten-Ablösungscommission für Tirol, und zwar in so erfolgreicher Weise, daß der größte Theil der fiskalischen Forste des Ober- und Unter-Innthals vollständig purificirt wurde. Daneben fand er noch Zeit, mehrere gediegene Aufsätze über Hochgebirgsforstwirthschaft zu veröffentlichen, so z. B. eine „Anleitung zur Behandlung und Erhaltung der Baumwälder" (erschienen im 26. Heft von G. W. v. Wedekind's Neuen Jahrbüchern der Forstkunde). Der Schweizerische Forstverein sah sich veranlaßt, diesen Aufsatz wegen seines praktischen Werths für die Gebirgsforstwirthe und wegen seiner klaren Darstellungsweise in ca. tausend Exemplaren (auch in französischer und italienischer Uebersetzung) abdrucken zu lassen und in den Kantonen zu vertheilen. Z. stand nicht nur mit den hervorragendsten Fachgenossen, sondern auch mit Landwirthen ꝛc. in regem wissenschaftlichen Verkehr, sodaß ihn nicht nur Landwirthschaftsgesellschaften, sondern auch andere Vereine mit Rücksicht auf seine hervorragenden Kenntnisse und gemeinnützigen Bestrebungen zum Mitgliede und nicht selten Berichterstatter für ihre Angelegenheiten ernannten.

Z. war außerdem auch ein glühender Patriot. Selbst ein vorzüglicher Schütze und von jeher ein warmer Freund des Schützenwesens fachte er dessen Belebung und Förderung bei seinen schon an sich hierfür besonders empfänglichen Landsleuten mächtig an, wobei er namentlich die praktische Tendenz der Ausbildung als Schütze behufs größerer Sicherheit der Person und Abwehr äußerer Gefahren eindringlich betonte. Nur zu bald sollte diesen Bestrebungen eine praktische Nutzanwendung zu Theil werden, indem der 1848 in Italien ausgebrochene Krieg wenigstens einen Theil Tirols von Oesterreich loszureißen und einer fremden Herrschaft unterzuordnen drohte. Da erließ Z., nachdem das Manifest des Erzherzogs Johann erschienen war, einen von Vaterlandsliebe durchglühten Aufruf an sämmtliche Schießvereine des Ober- und Unter-Innthals, sich unverzüglich um seine Fahne zu schaaren und unter seiner Führung gegen den Feind zu ziehen. Der Erfolg dieses Aufrufs war über Erwarten groß. Es wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, das von ihm gebildete Scharfschützencorps höheren Orts amtlich als „Compagnie Zötl" bezeichnet zu sehen. Unter ihrem begeisterten und umsichtigen Führer nahm dieselbe an allen Gefahren und Strapazen des Felddienstes, namentlich auch an den Gefechten zu Malcesine und Val Arsa, sowie an dem Zuge auf den Monte Baldo, nach Madonna della neve und auf die Höhen nach Brentonico thätigen Antheil. Reichliche Anerkennung und Belobung wurde dem Corps für sein muthvolles Verhalten von Seiten des Brigadecommandeurs ꝛc. zu Theil. Sein Führer aber wurde von dem Kaiser von Oesterreich durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone ausgezeichnet, womit der Adel verbunden ist. Bald nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge zeigten sich bei Z. leider die Symptome eines organischen Ge-

hirnleidens, welches die allmähliche Abnahme seiner geistigen Functionen zur Folge hatte und später eine allgemeine körperliche Lähmung nach sich zog, welcher er zuletzt unterlag.

Monatschrift für das württembergische Forstwesen, IV. 1853, S. 56. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 614. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, V. 1, S. 21, Nr. 78. — G. von Schwarzer, Biographien, S. 28. — Privatmittheilungen. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner 2c., S. 429. R. Heß.

Zovitius: Jakob Z., neulateinischer Dramatiker aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er ward 1512 zu Drieschor bei Zierikzee auf der vor der Scheldemündung liegenden Insel Schouwen geboren und wirkte zu Hoogstraten und (1539—40) in Breda als Leiter der lateinischen Schule. Wo er seine gelehrte Bildung empfing, wissen wir nicht; er selber nennt gelegentlich seinen Lehrer Zacharus im Conventiculum Jesuanum zu Zierikzee und seinen Landsmann, den dichterisch begabten Arzt Jason a Pratis (van de Velde). Daß er am katholischen Bekenntniß festhielt, zeigt eine Bemerkung im „Didascalus" I, 2 über die dogmata Neochristianorum. Sein Todesjahr ist unbekannt. — Angeregt durch das Vorbild des Gnapheus und Macropedius schrieb Z. drei lateinische Schulkomödien, die zwar leidliche Gewandtheit im Versbau und schwerfällige Gelehrsamkeit (stylus familiaris atque elegans, sagt übertreibend Valerius Andreä), aber keinerlei dramatisches Talent zeigen. Das biblische Schauspiel „Ruth", das er als Einundzwanzigjähriger herausgab (Antverpiae 1533. Dramata sacra ex veteri testamento, Basileae 1547 1, 452), leidet unter dem Mangel an Handlung; statt Ruth und Boos uns menschlich näher zu bringen, führt er langweilige Gespräche der die Ernte vorbereitenden Knechte und zweier mit dem Stücke in keiner Verbindung stehenden Tagediebe Attabus und Numenius, sowie der Wirtin Lena vor. Selbst dem Auftritt zwischen Noemi und ihren Schwiegertöchtern (II, 4) und der Gerichtsverhandlung zwischen Boos und Misobigamus (V, 4) fehlt dramatisches Leben. Der Ausdruck ist gesucht, oft schwülstig und mit antiken Anspielungen auf die Lehren der Stoa und der platonischen Akademie, auf den Olymp, Atropos, Merkur, Theseus u. s. w. überladen, sodaß der Autor selber 1539 von seiner luxuries plus satis iuvenilis redet. — Frostig und handlungsarm ist auch die sechs Jahre später erschienene Dramatisirung der neutestamentlichen Parabel vom guten Hirten, „Ovis perdita" (Antverpiae 1539 und 1541; Coloniae 1539, 1540 und 1541; „Comoediae ac tragoediae aliquot", Basileae 1541, p. 176), die Z. durch Einfügung allegorischer Figuren zu einer Darstellung des ganzen Erlösungswerkes Christi erweitert. Der gute Hirt sendet zuerst seinen Diener Helias und geht dann selbst in das Reich des Herrn Welt und der Frau Fleisch (Cosmus und Sarx), um das verirrte und verlockte Schaf zu holen. Auf der einen Seite disputiren Gerechtigkeit und Barmherzigkeit mit einander, auf der andern Cosmus, Sarx und ihre Helfer Neid, Ungehorsam und Hoffart; aber alle Handlung liegt hinter der Scene. Weder treffen beide Parteien zu einem Wortgefecht zusammen, noch erscheint das verirrte Schaf, das doch als ein persönliches, verantwortliches Wesen aufgefaßt wird, vor den Augen des Zuschauers, während die verwandten Moralitäten uns den mißleiteten und begnadigten Menschen selber vorführen und gerade dadurch unsre Theilnahme für ihn und den Verlauf der Handlung wachrufen. Trotz dieser offenkundigen Fehler hat das Stück auf andere katholische Dramatiker, wie Hieronymus Ziegler in München (s. o. S. 173) und Jakob Schöpper in Dortmund vorbildlich eingewirkt; letzterer tadelte nur, daß der Heiland (Soter) darin persönlich auftrete. — Das dritte Stück „Didascalus" (Antverpiae 1540; Coloniae 1541) gehört zu den im Vorworte zur Ovis perdita verheißenen heiteren Schauspielen (aliquot lepidae

fabellulae quas tyrunculis literariis impartiam) und setzt sich die Aufgabe, den verachteten Schulmeisterstand (didascalo nihil miserius, seufzt der Titelheld) wider die üblen Nachreden des Pöbels glänzend zu rechtfertigen. Doch geschieht das nicht mit Hülfe eines aus dem wirklichen Leben herausgegriffenen Einzelfalles und mit dem drastischen Humor, den Macropedius (A. D. B. XX, 19) 1535 in seinem Schülerstücke „Rebelles" bewährt hatte, sondern durch eine steife Allegorie, die dazu in schleppendem Tempo vorgetragen wird. Jupiter ist der vielen Klagen überdrüssig, mit denen ihn weichherzige Mütter und übelwollende Verleumder des Didascalus bestürmen, und bescheidet durch seinen Boten Mercurius den Schulmeister und den Pöbel (Demus) vor das Gericht, das er in Breda, dem Wohnorte des Verfassers abhalten will. Nachdem in drei Acten die Ladung der beiden Parteien und ihre Vorbereitungen zur Verhandlung dargestellt sind, treten im fünften Kläger und Beklagter vor den Thron Jupiters, als dessen Beisitzer Apollo und Minerva fungieren. Glottus, der Anwalt des Demus, verließt die Anklageschrift und stellt als Zeugen die Verleumdung und den Schmeichler (Diabole und Colacoglottus). Als aber darauf Frau Wahrheit (Alithia) für den Schulmeister, der übrigens als ein ziemlich trockener und grämlicher Gesell erscheint, plaidirt hat, erfolgt die Freisprechung des Beklagten, und Demus schleicht eilig davon, um der ihm drohenden Strafe Jupiters zu entgehen. — Ueber die äußere Form dieser Schulkomödien ist noch zu bemerken, daß Chorlieder gänzlich fehlen und daß in den beiden letzten Stücken die metrische Inhaltsangabe den Titel in akrostichischer Gestalt wiederholt, was Ziegler und Schöpper nachgeahmt haben.

Goedeke, Grundriß[2] 2, 135 und van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederl. 20, 2, 65 führen noch einen sicher auf Irrthum beruhenden Antwerpener Druck des Didascalus von 1534 an, sowie Adagia latinobelgica und Colloquiorum puerilium formula lat. et gallice (Paris 1633). Vgl. noch E. Schröder, J. Schöpper von Dortmund 1889 S. 13. J. Bolte.

Zrinyi: Nicolaus Graf Z., kaiserlicher Feldoberst, geboren im J. 1518 als dritter Sohn des Grafen Nicolaus Z. und der Gräfin Johanna v. Corbavien, zeichnete sich schon 1529 als elfjähriger Knabe bei der Belagerung von Wien durch Unerschrockenheit derart aus, daß ihn Kaiser Karl V. mit einem Streitroß und einer goldenen Ehrenkette beschenkte. In dem Feldzuge des Jahres 1537 befand sich Z. an der Seite seines älteren Bruders Johann, der einen Theil der ungarischen Reiterei commandirte und entkam mit ihm der verhängnißvollen, hauptsächlich durch den Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen Katzianer herbeigeführten Niederlage von Gorjan. Von König Ferdinand vor ein Kriegsgericht gefordert, entzog sich Katzianer der Untersuchung durch die Flucht und begab sich auf das Schloß Kostanicza der beiden Brüder Z. Seine Versuche diese zu bewegen mit ihm zu den Türken überzutreten scheiterten an ihrer Festigkeit und als K. endlich drohte die Burg den Türken auszuliefern, wurde er am 27. October 1539 von dem Grafen Nic. Z., der an diesem Tage unter dem Vorwande weiterer Verhandlungen in dem Schlosse angekommen war ermordet. Während der Belagerung von Pest durch das kaiserliche Heer unter dem Oberbefehle des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, 26. Sept. bis 5. Oct. 1542, war eine glänzende Attaque croatischer Reiter unter dem Commando Zrinyi's auf türkische Ausfallstruppen die einzige hervorragende Waffenthat dieser ganzen verunglückten Unternehmung. Im folgenden Jahre gelang es Z., seit 1542 Banus von Croatien, durch das Gefecht bei Somlyó, südl. Stuhlweißenburg, den Verwüstungen der „Renner und Brenner" in der Gegend um den Plattensee Einhalt zu thun und im J. 1544 deckte er mit großem Erfolg den Rückzug nach dem unglücklichen Gefechte bei Szelnicz. Seit 1556 gewann die kleine, von dem

Flüßchen Almás umflossene Festung Szigeth für Z., der katholisch erzogen, später zum evang. Glauben übergetreten war, besonderes Interesse und an diese Festung sollte sich auch für immerwährende Zeiten die ruhmvollste That seines Lebens knüpfen. Szigeth, seit 11. Juni 1556 von den Türken belagert, von Horvath-Stancsics vertheidigt, war bereits dem Falle nahe, als Palatin Nádasdy und Banus Z. mit einem aus Ungarn, Croaten, Steirern und Oesterreichern bestehenden Heere vor Babocsa erschienen und den Platz hart bedrägten, um die Türken von Szigeth abzuziehen. Thatsächlich eilte auch das Belagerungscorps dem bedrohten Babocsa zu Hülfe, wurde jedoch am 22. Juli in der Nähe des festen Platzes geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Als es dann nach Szigeth zurückkehrte, waren die Mauern der Feste ausgebessert, die Belagerungswerke aber zerstört, und ein glücklicher Ausfall der Besatzung veranlaßte den gänzlichen Abzug der Türken. Nach dem Tode Horvath-Stancsics', 1561, wurde Z., der im J. 1557 nach Niederlegung der Würde eines Banus zum Tavernicus ernannt worden war, Commandant der Festung Szigeth und dann Oberbefehlshaber der königlichen Truppen am rechten Donauufer. Als nach dem Tode König Ferdinand I., 25. Juli 1564, sein Nachfolger Maximilian II. bemüht war die Waffenruhe mit der Pforte im Sinne des Friedens von 1562 zu erhalten, war es hauptsächlich Z., der sich für den Krieg erklärte und gegen die Weiterleistung des schimpflichen Tributes. Die Bemühungen Kaiser Maximilian's waren denn auch vergebens und schon am 1. Mai 1566 brach Sultan Soliman zu seiner sechsten und letzten ungarischen Heerfahrt auf, die eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat durch die in Lied und Wort gefeierte Vertheidigung von Szigeth durch Z. Sultan Soliman's ursprünglicher Plan war, die Donau bei Peterwardein zu überschreiten und gegen Erlau anzurücken. Als er jedoch hörte, daß Z. bei Siklós den Sandschak Mohamed von Tirhala überfallen, nebst seinem Sohne getödtet und das ganze Heergeräth sammt 17 000 Ducaten erbeutet habe, änderte er den Plan und zog gegen Szigeth, um Z. zu züchtigen. Am 1. August stand das Heer, 90 000 Mann mit 300 Geschützen vor Szigeth, am 5. kam der Sultan selbst dort an. „Die Festung bestand aus drei Theilen, der neuen und alten Stadt, die, durch tiefe Gräben geschieden, durch Brücken mit einander verbunden waren und der inneren, von dreifachen Wassergräben umgebenen Burg. Sie hatte keine mächtigen Steinmauern, sondern nur aus Erde und Holz errichtete Wälle; selbst die fünf Basteien der inneren Burg waren aus demselben Material und nur der innerste Thurm, in dem auch das Pulver aufbewahrt wurde, war aus Stein gebaut. Ihre Stärke bildeten die Sümpfe des Almásflusses, die sie umringten und ihr zugleich den Namen Szigeth „Insel" gaben". Die Besatzung bestand aus 2500 Ungarn und Croaten; zwei Fahnen deutscher Landsknechte, zur Unterstützung nach Szigeth gesandt, langten dort zu spät an und konnten nicht mehr aufgenommen werden. Z. verfügte über 69 Geschütze, auch Munition und Mundvorrath war genügend vorhanden. Beim Anrücken der Türken versammelte Z. seine Krieger und schwor „Gott dem Allmächtigen zuforderst, dann der Römisch Kaiserlichen Majestät, als meiner höchsten Oberkeit und diesem verheerten Lande, dann auch euch redlichen Männern und Kriegsleuten, wie ihr hier versammelt seid, als was mir Gott der Vater, Sohn und heiliger Geist, die heilige Dreifaltigkeit und einiger Gott helfen solle: Daß ich euch zu keiner Zeit verlassen sondern bei euch sterben und genesen und alles Gute und Böse, so zufallen möchte, neben euch leiden und gedulden will!" Einen ähnlichen Eid nahm er seinen Kriegern ab. Am 7. August begann der Angriff auf die Neustadt, die Z. nach zweitägiger Beschießung, da sie nicht mehr zu halten war, sammt den Brücken in Brand stecken ließ und sich in die Altstadt zurückzog. Sogleich schritten die Türken zur Ausfüllung der Gräben und griffen die Altstadt von drei

Seiten an. Am 19. August war sie, trotz aller Gegenanstrengungen der Belagerten erstürmt und die Besatzung in die innere Burg gedrängt. Den glänzenden Versprechungen Soliman's widerstand Z. ebenso standhaft wie den Drohungen, seinen von den türkischen Vorposten gefangenen Sohn getödtet zu sehen. Am 26. August wurde der erste Sturm auf die Burg glänzend zurückgeschlagen, wobei der Statthalter von Aegypten und der Oberbefehlshaber der Artillerie fielen und die Belagerten 2 Fahnen eroberten; am 29. wurde im Angesichte des schwerkranken Sultans der zweite Sturm zurückgewiesen. Am 5. September flog eine am 2. gelegte Mine auf, die einen Theil der äußeren Mauern der Burg zertrümmerte; zwar wurden die anstürmenden Türken abermals zurückgetrieben, aber das Feuer, von einem heftigen Winde genährt konnte nicht mehr gelöscht werden und nöthigte Z. die Burg preiszugeben und sich mit den übrig gebliebenen 500 Waffengefährten in den festen innern Thurm zu werfen. In der Nacht vom 5. auf den 6. September starb Solimann II. der „Prächtige", einer der Gewaltigsten, die je auf türkischem Throne geherrscht; „sein Wunsch sich mit dem Sohne Ferdinand's I. in offener Feldschlacht zu messen, ging nimmer in Erfüllung, eine Festung und ein Mann in des Wortes vollster Bedeutung hemmten seinen Weg". Am 7. September wurde der Thurm Szigeths von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein unausgesetzt beschossen, am 8. stand er in Flammen. Als die Türken zum letzten Sturm sich anschickten, zog Z. den Dolman an und hing sich die Mente um, mit denen er am Tage seiner Vermählung bekleidet gewesen, steckte den mit Diamanten verzierten Reiherbusch auf seinen Kalpag, umgürtete sich mit dem Säbel seines Vaters, nahm die Schlüssel der Festung und 100 ungarische Ducaten zu sich „damit derjenige, der seinen Leichnam plündern werde, nicht sagen könne, daß er nichts gefunden habe", trat dann unter seine im Hofe aufgestellten treuen Kampfgenossen und ermahnte sie mit feurigen Worten, in den Tod zu gehen. Schon stürmt der Feind heran, da öffnet sich das Thor, eine große mit Kugeln und Eisenstücken geladene Kanone schleudert Verderben in dessen dichte Reihen; Z. stürzt mit gezücktem Säbel hinaus auf die Brücke und die andern drängen ihm nach, tödtliche Streiche führend. Der Kampf war kurz; Z. sank, am Kopfe und in der Brust verwundet, nieder, neben ihm fielen bis auf wenige, die lebend übermannt wurden, die übrigen dem Tode Geweihten edler und gemeiner Abkunft, aber alle geadelt durch den Tod fürs Vaterland. Z. wurde sterbend vor den Janitscharen-Aga gebracht, auf dessen Befehl auf die Kanone Katzianer's gelegt und enthauptet." Der Kopf Zrinyi's wurde an den Grafen von Preßburg Eckard Salm gesandt mit folgendem Schreiben: „Empfange als Zeichen meiner Gunst das Haupt eures verwegensten Heerführers, den ihr künftig schwer vermissen werdet; den Rumpf habe ich begraben, denn es wäre Schmach und Schande, wenn der Leichnam eines so tapferen Mannes auf dem Felde den Vögeln des Himmels zur Speise läge." Vor solcher Pflichttreue, sagt Krones, solchem Todesmuthe, den auch der Türke in der Behandlung der sterblichen Reste Zrinyi's an den Tag legte, schwindet die Erinnerung an die Ermordung Katzianer's von Zrinyi's Hand, an das Unruhige, Habgierige im Wesen dieses croatisch-ungarischen Standherrn. Ein solcher Tod adelt das ganze Leben im Andenken der Nachwelt.

Die Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn. Leipzig 1874. — Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer. Leipzig und Grimma 1852. — Krones, Handbuch der Geschichte Oesterreichs. Berlin 1878. — Széchy, Graf Zrinyi Miklós. Budapest 1896. — Stier, Ehrengedächtniß des Grafen Niclas Zrinyi von Szigeth. Colberg 1866. — Reilly, Skizzirte Biographien der berühmtesten Feldherrn Oesterreichs. Wien 1808.

Criste.

Zschackwitz: Johann Ehrenfried Z., Rechtslehrer und Publicist, entstammt einer böhmischen Familie, die, in den Zeiten der Gegenreformation aus ihrem Vaterlande entwichen, sich in Kursachsen niedergelassen hatte. — Zschackwitz' Vater war kursächsischer Floßverwalter, zuerst in Kösen a. d. Saale, sodann in Zeitz a. d. Elster. Auf dem Floßhause zu Kösen wurde Johann Ehrenfried am 25. Juli 1669 geboren. Er besuchte das treffliche, damals unter Christoph Cellarius, einem der besten philologischen Schulmänner seiner Zeit, blühende Stiftsgymnasium zu Zeitz und trieb von 1688—91 in Leipzig, namentlich unter Adam Rechenberg, Chr. Fr. Franckenstein und Friedrich Philippi theologische, juristische, historische Studien. Nach vorübergehender Beschäftigung in der sächsischen Kriegskanzlei versah er in den Jahren 1693—97 bei dem Hause Sachsen-Gotha das Amt eines Auditeurs und Quartiermeisters, und zwar im Kürassierregiment des damaligen kaiserlichen Feldmarschalllieutenants Grafen Alexander Hermann v. Wartensleben (des späteren preußischen Generalfeldmarschalls), der in dem thatenarmen Kriege gegen Frankreich die Contingente der Herzöge von Gotha, Weimar, Eisenach am Oberrhein befehligte. Der Rijswijker Friede machte dieser Thätigkeit ein Ende. Er führte den jungen Auditeur nach Dresden, wo er als Secretär des kursächsischen Statthalters Fürsten Anton Egon zu Fürstenberg († 1716) und des kursächsischen Geheimen Raths Moriz Tham Marschall von Biberstein († 1702) zugleich bei mancherlei diplomatischen Verschickungen sich verdient machte.

Im J. 1705 erscheint Z. in Leipzig, um „auf Anrathen einiger vornehmer Freunde", wie es heißt, „der Welt durch gelehrte Schriften zu dienen". Durch Weltbildung und wissenschaftliche Kenntnisse ohne Frage dazu in Stand gesetzt, versuchte er eine gern und umfassend geübte Schriftstellerei mit praktischer Betriebsamkeit zu verbinden. Er wurde 1711 Archivsecretär in Eisenach. Seit 1713 wirkte er als Professor historiarum am Gymnasium academicum in Coburg; seit 1716 in der gleichen Eigenschaft am Gymnasium zu Hildburghausen. In dem letztgenannten Jahre kamen seine Noten zu dem ‚Examen juris publici' heraus. Da er sich in diesem Werke ziemlich unverfroren über die kaiserliche Regierung geäußert hatte, zog er sich die Ungnade der Hofburg zu, und indem er dergestalt auf seine Sicherheit Bedacht nahm, entschloß er sich, Hildburghausen zu verlassen und sich unter den Schutz der Krone Preußen zu begeben. Er wählte Halle zu seinem Aufenthalt. Mit Genehmigung der königl. Akademie erlangte er die Erlaubniß, an der Friedrichs-Universität über Geschichte und öffentliches Recht vorzutragen. Die Folge war, daß er von Friedrich Wilhelm I. im J. 1731 zum außerordentlichen, im J. 1738, leider schon recht bejahrt, zum ordentlichen Professor für Reichsgeschichte und öffentliches Recht ernannt wurde. 1744 starb er.

Z. ist der rechte Typus des Polyhistors seiner Tage. Seine Lehrwirksamkeit, die uns übrigens als die eines „fleißigen, munteren und aufgeweckten Rechtsgelehrten" geschildert wird, fiel schon in die Zeit, da die junge Friedrichs-Universität ihre erste Blüthe hinter sich hatte; da der überraschende Reichthum an Celebritäten versiegt war, und die Hochschule aufgehört hatte, in jener wunderbaren Vereinigung von Theorie und Praxis die charakteristische Richtung auf das Verständige, Nützliche und Zweckmäßige zu repräsentiren, welche während des ersten Menschenalters ihres Bestehens der Wissenschaft und der Kirche wie dem Staate so reiche Früchte geschenkt hatte. Indeß auch diese Entwicklung wies ihre nicht zu verkennende Kehrseite auf. Der allein auf das zunächst Brauchbare gerichtete und aller reinen Gelehrsamkeit abgekehrte Sinn des großen Verwaltungskönigs begann allgemach seinen Einfluß geltend zu machen. Die Facultäten wurden mit Mittelmäßigkeiten überschwemmt: wobei der Umstand

zu Hülfe kam, daß mancher in mißbräuchlicher Rücksichtnahme auf die Sparsamkeit des Monarchen sich unterfangen konnte, seine Dienste ohne Gehalt oder doch ohne nennenswerthe Besoldung anzutragen. Die Bedeutung der Juristenfacultät in den dreißiger und vierziger Jahren des Jahrhunderts ist neben Z. durch Jakob Gabriel Wolff, Schlitte, Knorre, Schmeitzel, Carrach e tutti quanti genügend gekennzeichnet. Nirgend waren die Kathederkniffe, um vor den Jünglingen im Nimbus der Allwissenheit zu glänzen, nirgend die eigentlich erniedrigenden Werbekünste (und ähnliche Mißstände herrschten in Frankfurt, vgl. Lebensbeschreibung J. J. Mosers, 4. Bd., 3. Aufl. 1777) bei starker Concurrenz, schwacher Besoldung und noch schwächerer Begabung so in Schwung wie zu Halle. Daß man den Haufen auch durch possenhafte Späße zu unterhalten wußte, davon geben N. H. Gundling's Aufsätze und ‚Ausführliche Discourse' manche erbauliche Probe. — Zschackwitz' Schriften — ein Verzeichniß in Zedler's Universallexikon (51, 105) umfaßt 60 Nummern! — betreffen einerseits alle möglichen gelehrten Controversen der Reichs- und Rechtsgeschichte (beachtenswerth der Commentarius de septem clypeis militaribus 1729, 4°), andererseits behandeln sie darstellend auch die Begebenheiten seiner eigenen Epoche, aber ohne Tiefe und Originalität. Zu den eigentlichen Geschichtschreibern wird man ihn demnach nicht zählen dürfen, wie denn auch sein Wirken in Franz v. Wegele's Geschichte der deutschen Historiographie, die uns doch mit manchen recht langweiligen Gesichtern bekannt macht, keine Stelle gefunden. Gebührende Erwähnung ward ihm natürlich in Wilh. Schrader's schöner Universitätsgeschichte von Halle I (1894), S. 283 zu theil. Als auch heute noch nicht unbrauchbar verdienen von seinen größeren Werken hervorgehoben zu werden: „Einleitung zu denen vornehmsten Rechtsansprüchen derer gekrönten hohen Häupter und anderer Souveraenen in Europa" (3 Thle., 1727 fgg.); „Vollständige Politische Geschichte der Reiche und Staaten von Europa" (2 Thle., 1738. 39); „Allerneuester Zustand von Europa" (28 Thle., Leipzig 1734—1736, beginnt mit dem Wiener Frieden von 1725). Sodann gründlich und gelehrt: „Heraldica oder Wapen-Kunst . . . nebst Nachricht von dem alten Kriegswesen . . . und dem Ceremoniell großer Herren und deren Abgesandten" (Leipzig 1735). Außerdem übersetzte Z. auch französische Flugschriften, wie die Réflexions sur l'État de l'Europe (1710), Mémoires des dernières révolutions de Pologne (1710), Soupirs de l'Europe (1713) u. a. Ferner gibt es von ihm auch Anmerkungen zu Veit Ludwig's v. Seckendorff „Fürstenstaat". Eine Uebersetzung des Severinus de Monzambano mit Anmerkungen (1715). — Einen sauber und gründlich zusammengestellten Katalog seiner umfangreichen Büchersammlung birgt die Bibliothek von St. Marien zu Halle a. d. S. unter ihren Schätzen.

Einzige Quelle für seine Lebensgeschichte bildet eine (höchst wahrscheinlich autobiographische) Mittheilung in: Gottlob August Jenichen, Unparteiische Nachrichten von dem Leben und den Schriften der jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Teutschland. Nebst Anmerkungen über J. J. Moser's Lexikon der jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Teutschland. Leipzig 1739, 8°. Aus ihr haben alle Späteren, auch v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises 2, 750, geschöpft. Reinhold Brode.

Zschiesche: August Z., gewandter, über fünfzig Jahre in seinem Berufe mit Erfolg thätiger Opernsänger, wurde am 29. März 1799 in Berlin geboren und starb ebendaselbst, wo er auch den besten Theil seiner Lebens- und Schaffenskraft verzehrt, am 7. Juli 1876. Früh regte sich in ihm das Sängertalent und am 24. November 1809 betrat er in Weigl's Singspiel „Das Waisenhaus" als Waisenmädchen zum ersten Mal die weltbedeutenden Bretter. Als seine Stimme mutirt hatte, sang er eine Zeit lang Tenor, bis nach einer Aufführung

der „Claudine von Villa Bella“ von J. Ch. Kimlin (1818), worin ihm eine besonders hoch liegende Rolle zugewiesen war, seine Stimme sich in wenigen Tagen in einen tiefen Baß verwandelt. Ein halbes Jahr nach diesem Ereigniß sang er dem Berliner Intendanten Brühl die Arie des Sarastro vor und wurde mit 12 Thalern Gehalt als Chorist bei der kgl. Oper angestellt. Aus dieser untergeordneten Stellung schied er bald, um in Pest, wo der berühmte Tenor Babnigg ihm ein bewundertes Vorbild wurde, sich nach kurzem zum hervorragenden Sänger zu entwickeln. Ende des Jahres 1826 kehrte er in die Heimath zurück und fand zunächst am Königstädtischen Theater, von 1829 ab am königlichen Opernhause ein großes Wirkungsfeld. Am 24. November 1859 feierte er hier noch in voller Rüstigkeit sein fünfzigjähriges Sängerjubiläum und trat erst im Herbst 1861 in den Ruhestand. Sein Rollenverzeichniß, das Ledebur mittheilt, deutet auf große gesangstechnische Fertigkeiten und schauspielerische Gewandtheit. Er sang Sarastro und Osmin, Comthur, Masetto und Leporello, Caspar und Lysiart. Er war der erste Berliner Czar in Lortzing's Meisteroper und die deutsche Operngeschichte hat ihn als den ersten Falstaff Nicolai's (9. März 1849) zu nennen. Trotz seiner großen Bühnenthätigkeit vermochte er auch als Oratoriensänger sich ein bedeutendes Ansehen zu schaffen und in den Annalen der Berliner Singakademie spielt sein Name drei Jahrzehnte hindurch eine große Rolle. In der Bühnenerinnerung lebt er als ein in allen Sätteln gerechter, nicht nur den Ton sondern auch das Wort vortrefflich behandelnder Sänger und von seiner erstaunlichen musikalischen Treffsicherheit werden heute in Berlin noch Geschichtchen erzählt.

Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins, S. 677 f. — Leipziger allgemeine musikalische Zeitung Jahrgang 1827 ff. — Eine Charakteristik Zschiesche's aus der ersten Zeit seines Berliner Wirkens bietet die von A. B. Marx begründete „Berliner allgemeine musikalische Zeitung“ V, S. 250 f.

Heinrich Welti.

Zschokke: Jakob Friedrich Emil Z., Pfarrer, Schriftsteller, Philanthrop, 5. Juni 1808 bis 10. März 1889. Z. war der Sohn des Schriftstellers Heinrich Z. (s. u.), der zweite von 12 Brüdern. Der Rufname Emil war eine Erinnerung an Rousseau's Emile. Den ersten Unterricht genoß er im Hause des Vaters in Aarau, größtentheils durch diesen selbst: alte Sprachen, Zeichnen, deutsche Sprache, nur nicht die französische; die müsse von selbst kommen, meinte der Vater. Die ersten bleibenden Eindrücke gewann er auf kleinen Reisen nach allen Seiten, beim Durchmarsche der Alliirten nach Frankreich, beim Bau des Hauses zur Blumenhalde (1816—1818). Mit 15 Jahren trat er in das Gymnasium der Vaterstadt ein, nicht ohne zugleich bei einem Zinngießer zur Lehre zu gehen: so wollte es der praktische Sinn des Vaters, wenn er auch gleich den Sohn zum Studium der Theologie bestimmt hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Genf, der ihm die nähere Bekanntschaft mit dem damals noch von den freisinnigsten Ideen erfüllten Konstantin Siegwart-Müller brachte, bezog er 1827 die Universität in Berlin, wo er sich dem Studium der Theologie hingab, angezogen durch Männer wie Schleiermacher, Neander, „den gemüthlichen Johannes“; auch die ersten Größen anderer Facultäten, wie Ritter, Alexander v. Humboldt, Raumer hörte er. Die Zusammenkünfte mit andern schweizerischen Studirenden gaben Anlaß zu Betrachtungen über die heimathlichen Verhältnisse und vertieften den Wunsch nach einem starken Schweizerbunde an Stelle der lose gefügten Conföderation. Das Theater mit Wolf, Devrient, Rütling, Angely wirkte auf die Phantasie, sie zur Production anregend. Nach Beendigung der Studien hielt Z. seine erste Predigt in der Heimat seines Vaters, in Magdeburg. 1830 wurde Z. Vicar in Zofingen. Die Stürme dieses Jahres regten auch im

Aargau hohe Wogen auf und der für die fortschrittliche Entwicklung dieses Kantons, wie der Schweiz aufs höchste entflammte Z. verfolgte die Vorgänge mit größter Aufmerksamkeit: eine Predigt vaterländischen Inhalts, die ihm aber von oben ungnädig vermerkt wurde, und die Novelle „der Patriot“ (1844 unter dem Pseudonym Eulogius Ernst erschienen) legen Zeugniß davon ab. Die helvetische Gesellschaft wirkte in gleichem Sinne auf ihn ein. 1832 kam Z. in die basellandschaftliche Gemeinde Lausen, erst als Vicar, von 1833 an als Pfarrer, mitten in die Wirren, welche den Kanton Basel in Stadt und Landschaft trennten. Da er für die Sache der Landschaft eifrig eintrat, hatte er unter den Anfechtungen der zur Stadt neigenden Aristokratie anfänglich sehr zu leiden. Z. nahm sich namentlich des Schulwesens an, wurde mit der Ausarbeitung von Gesetzesentwürfen für Umgestaltung und Verbesserung des Schulwesens beauftragt. Von dieser Arbeit riß ihn die Erneuerung des Kampfes beider Basel hinweg. Unbewaffnet zog er mit und leistete in dem kurzen Feldzuge, der mit dem Siege der Landschaft und einer durch die Tagsatzung sanctionirten völligen Trennung der beiden Kantone endigte, als Secretär nicht unwesentliche Dienste. Als nach Herstellung der Ruhe die Consolidirung des neuen Kantons Baselland eifrig betrieben wurde, verfaßte Z. als Mitglied der Gesetzesrevisionscommission den definitiven Schulgesetzesentwurf. Zum Mitgliede des Erziehungsrathes ernannt, dem er bis 1845 angehörte, hatte er die Aufgabe, die Bezirksschulen des Kantons zu inspiciren, Lehrer für vacante Stellen zu suchen und ward so ein thätiger Förderer des gesammten Schulwesens. Doch auch in anderer Hinsicht suchte er bildend auf das Volk einzuwirken, getreu dem Wahlspruch seines Vaters: Volksbildung ist Volksbefreiung. Er gründete einen Volksbildungsverein, veranlaßte eine landwirthschaftliche Ausstellung, die zur Gründung eines landwirthschaftlichen Vereins führte. Wenn ihm auch Enttäuschungen und Anfeindungen, so namentlich durch Rolle, nicht erspart blieben, so fand er doch auch Anerkennung; so schenkte ihm der Kantonsrath das kantonale Bürgerrecht und die Stadt Liestal berief ihn 1838 an ihre Stadtkirche.

Zwar steigerten sich die Anforderungen an seine berufliche Thätigkeit; doch behielt er stets die allgemeine Volkswohlfahrt im Auge. Er verfaßte 1842 den „Aufruf an alle Eidgenossen zur Bildung des Grütlivereins“, dessen Tendenz die Hebung des Wohles der unbegüterten Classen ist. Er hatte auch in jener Zeit schon den Gedanken einer Wiedervereinigung der beiden Basel gefaßt. Er verlieh diesem Gedanken anläßlich des eidgenössischen Schützenfestes, das 1844 in Basel stattfand, in einer Rede Ausdruck; denn er erkannte schon damals, daß die Trennung auf alle Zeiten weder im Interesse des einen, noch des andern Theiles sei.

1845 ließ er sich, um seiner Heimath und dem alternden Vater näher zu sein, als Pfarrer nach Kulm im Aargau wählen. Auch hier wendete er sich wieder der Förderung des allgemeinen Wohles zu, indem er sich der von seinem Vater gegründeten Gesellschaft für vaterländische Cultur anschloß, deren Präsident er bald wurde. Von ihm gingen mannigfache Anregungen zur Verbesserung der Landwirthschaft aus; er rief die Einrichtung der Sparsuppenanstalten ins Leben. Daneben wirkte er in den verschiedenen Schulbehörden des Bezirkes, lehnte dagegen das Inspectorat an der Kantonsschule ab, da zwei seiner Brüder Lehrer der Anstalt waren.

In diese Zeit fiel der Sonderbundskrieg, der den südlichen Thälern des Aargaus häufige Einquartirungen brachte. Große Bestürzung verursachte der Plan des Sonderbundes, einen Ausfall in den Aargau zu wagen; die Ausführung scheiterte bekanntlich und befreite die Kulmer von einer großen Sorge. Als aber der Kampf ausgefochten war, da war Z. einer der ersten, die das glückliche

Ergebniß feierten, und in zündender Rede pries er den glücklichen Erfolg des kurzen Kampfes und die bedeutsamen Umgestaltungen, die aus ihm hervorgingen. Diese Rede hatte seine Berufung zum Stadtpfarrer nach Aarau zur Folge. Von 1849—1886 hat er dem neuen Amte vorgestanden. Hier eröffnete sich ihm nun ein weites Feld für seine gemeinnützigen Bestrebungen. Auch hier war es vornehmlich die Schule, in deren Dienst er unermüdlich thätig war. Fast allen städtischen und kantonalen Schulbehörden gehörte er an, vielfach als Präsident wirkend, selbst als Lehrer der Religion an der aarg. Kantonalschule unterrichtend. 1872 half er das aarg. Lehrerinnenseminar gründen und war während einer Reihe von Jahren der Präsident der Direction. Die Fragen des öffentlichen Wohles beschäftigten ihn auch hier in hervorragender Weise. Zahlreich sind die gemeinnützigen Anstalten, die er in Verbindung mit andern, gleichgesinnten Männern ins Leben rief: als Mitglied der kantonalen Armencommission trat er namentlich für die Versorgung armer Kinder, denen ein geordnetes Familienleben fehlte, ein. Doch beschränkte sich seine Thätigkeit hauptsächlich auf den Bezirk Aarau, dessen Armenwesen er auf eine andere Bahn brachte, indem er den sog. Fünfrappenverein ins Leben rief, dessen Mitglieder sich zu wöchentlichem Beitrage von 5 Rappen verpflichteten. Aus der so gewonnenen Summe bestritt man das Kostgeld der in ländlichen Familien untergebrachten Kinder. Zur Aufnahme der verwahrlosten Jugend wurde eine Rettungsanstalt auf ähnlicher Grundlage auf Schloß Kastelen errichtet. Die Aufsicht über die aus dem Zuchthause entlassenen Sträflinge übernahm ein von Z. gegründeter Schutzverein. Eingehende Fürsorge trug er auch für die Taubstummenanstalt, deren Direction er seit 1849 ununterbrochen angehörte. Die städtische Lehrerschaft vereinigte er zu einem Pensionsverein.

Zahlreich sind seine Vorträge und Anregungen in all diesen Behörden und Vereinen, wie jene Referate über Blindenasyl und Blindenbildung im Aargau, gehalten in der Gesellschaft für vaterländische Cultur; zahlreich auch die Schriften, die er zur Aufklärung über die angestrebten Einrichtungen und Verbesserungen verfaßte. So stammt von ihm ein Aufruf an die Aargauer zur Gründung einer Irrenanstalt (1851), die auch bald darauf in Königsfelden errichtet wurde. Anziehend mochte es für ihn sein, rückwärts schauend die Entwicklung so vieler Anstalten, die er gegründet oder gefördert hatte, zu ermessen, und so entstanden nicht nur jene vielen Jahresberichte der Taubstummenanstalt, des Armenerziehungsvereins u. a. m., als deren Verfasser er nicht ausdrücklich genannt ist, sondern auch umfassendere Arbeiten, wie die Geschichte der Aarg. Culturgesellschaft, 1883. Daneben trieb ihn die Sorge, die Schriften seines Vaters in ihrer Frische zu erhalten; zu erneuern, was den Anschauungen einer fortgeschrittenen Zeit nicht mehr entsprechen mochte, zu ergänzen, was nicht mehr vollständig war. 1871 unterzog er die „Stunden der Andacht" einer genauen Durchsicht und fügte in jedem Bande neue Betrachtungen hinzu. Die einleitenden Verse rühren alle von ihm her. Des Schweizerlands Geschichte, die nur bis 1834 reichte, führte er fort bis zur Umgestaltung des Schweizerbundes im J. 1848. Durch die Arbeit angeregt schrieb er in populärem Tone die Geschichte der Entstehung des Kantons Aargau. Zeigt sich also hier, daß seine Schriften der Anregung bestimmter Gelegenheiten entsprangen, so ist das in noch erhöhtem Maße der Fall bei seinen ungezählten poetischen Producten. Kein Fest der eigenen oder befreundeten Familie, der Gemeinde, der gemeinnützigen Gesellschaften, an dem er nicht die Muse zur Freude der Theilnehmer herbeirief und seinen Gedanken in dichterischem Gewande Ausdruck verlieh. Eine Anzahl dieser Gedichte, mit andern vermischt, ist von Rob. Weber im 14. Bändchen seiner Schweizerischen Nationallitteratur (Aarau 1886 u. 1887) herausgegeben worden. Größere dramatische

Gelegenheitsdichtungen verfaßte er für eidgenössische Feste, die in Aarau stattfanden; so vor allem „Die Waisen in Stans“, welche Dichtung 1884 vor der Versammlung der schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft aufgeführt wurde. Zschokke's größtes litterarisches Werk ist „der heilige Gral“ 1868—70 verfaßt und 1872 erschienen, die Parzival- und Gralsage in freier Stanzenform vorgetragen.

Z. feierte 1880 sein 50jähriges Pfarrerjubiläum, 1883 die goldene Hochzeit und trat 1886 von seiner öffentlichen Thätigkeit zurück. Er starb am 10. März 1889 an Altersschwäche.

Zschokke's Hauptbedeutung liegt nicht auf dem Felde der engeren Berufsthätigkeit, der er allerdings mit dem größten Ernste nachging und in der er von einer nicht gewöhnlichen oratorischen Begabung gefördert wurde. Die Wahl des Berufes hatte eigentlich der Vater getroffen, dem es als Omen erschien, wie der Knabe zur Welt kam, als eben die Pfingstglocken zur Kirche läuteten. „Der Bursche muß einmal Pfarrer werden!“ hieß es da. Seinem theologischen Denken gab Schleiermacher die Richtung, den er bis ans Ende hoch verehrte. Das Leben Jesu von Strauß, das in Zschokke's erster Amtsthätigkeit erschien, erregte in ihm einen mächtigen Sturm und erst nach hartem Kampfe fand er seine Ueberzeugung wieder. Im Laufe der Jahre neigte Z. immer freieren Anschauungen zu, und wenn er auch nicht der Reformtheologie sich anschloß, so gehörte er noch viel weniger der Orthodoxie an. Ihm war die praktische Ausübung des Christenthums Hauptsache: sein natürliches tief innerliches Wohlwollen trieb ihn dazu; und was er da im Kampfe gegen die Noth Anderer geleistet hat, entzieht sich, soweit es nicht jener öffentlichen Wirksamkeit angehört, der allgemeinen Kenntniß. Dann aber vor allem war die Schule sein Gebiet. „Mein Vater hat mir Richtung und Bestimmung für mein Amt gegeben, indem er mir namentlich die Sorge für die Bildung der Jugend zur Hauptaufgabe machte“, erklärte er an seinem Jubiläum; die Treue, mit der er an dieser Aufgabe hing, die Kraft und die Einsicht, die er für sie einsetzte, drücken seinem Wesen den eigenartigen Stempel auf.

Biogr. Skizzen: Rob. Weber im 14. Bändchen der Schweiz. Nationallitteratur, Aarau 1886. — Pfr. R. Wernly: Nekrolog 1889.

Ernst Zschokke.

Zschokke: Johannes Heinrich Daniel Z. wurde am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren, und war schon nach sieben Wochen mutterlos. Der Vater war Altmeister der Tuchmacherinnung und hatte sich zumal im siebenjährigen Kriege durch Tuchlieferungen an die preußischen Heere ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Er ließ seinen Jüngsten so ziemlich ohne Aufsicht heranwachsen, beobachtete an ihm aber so ungewöhnliche Anlagen, daß er beschloß, ihn zum Gelehrten zu machen. Allein er starb schon 1779. Der Oheim Andreas, ebenfalls ein Tuchmacher, gab sich Mühe, den losen Knaben einzudämmen und allmählich einer wissenschaftlichen Laufbahn zuzuführen. Aber weder Kleist's Frühling noch Clavierunterricht erzielten die gewünschte Sammlung — und am Ende ergab es sich, daß Heinrich in der Schule zum Kloster Unserer Lieben Frauen am Schlusse des Jahres nichts gelernt hatte. Er wechselte Wohnung und Schule; eine Schwester nahm ihn zu sich und führte ihn der reformirten Schule zu. Hier lernte er die Elemente des Lateinischen. Aber seine Phantasie weidete sich an den Erzählungen eines alten Taglöhners von eigenen Seefahrten, von Robinson Crusoe, von Robert Pierrot und der Felsenburg. Leihbibliotheken vervollständigten, was dem alten Manne an Kenntnissen abging und die Begierde, auch einmal Schiffbruch zu leiden, arbeitete so stark in ihm, daß er sich segelfertig zu machen beschloß und ein besonderes Tagebuch

zu führen anfing. Auf einen so leicht erregbaren Geist konnte der Religionsunterricht nicht ohne Folgen bleiben. Freilich wenn er über die gewöhnlichen Formeln und Begriffe weg tiefer fragen wollte, fand er nur lachendes Erstaunen. Von aller Welt zurückgestoßen suchte er in seinem Innern eine befriedigende Ruhe; er schrieb seine Klagen an den Geist des Vaters nieder und so entsprangen seine ersten poetischen Versuche, welche er den Kirchenliedern oder Brockes' „Irdischem Vergnügen in Gott" nachbildete. Der Confirmationsunterricht und mystisch-religiöse Schriften hätten bald den vierzehnjährigen Knaben zu einem religiösen Schwärmer gemacht, wenn nicht mit dem Wechsel der Schule auch ein Wechsel der Wohnung eingetreten wäre. Er kam in das Gymnasium der Altstadt und fand Aufnahme beim Rector, Elias Kaspar Reichard, dem Uebersetzer lateinischer, englischer und dänischer Werke, dem Fortsetzer von Hausen's Bibliotheca magica zur Tilgung des Aberglaubens. Hier eröffnete sich ihm in der Bibliothek des Rectors eine unbegrenzte, aber auch ungeordnete Masse des Wissenswürdigen. „Heut Swedenborg, morgen Spinoza, Albertus Magnus und die flagella daemonum neben Plutarch und Plato, und Lohenstein und Broke neben Ossian, Shakespeare und Schiller." Er füllte mehrere Bände mit Auszügen aus diesen Werken und bemerkte mit Behagen, wie sogar einzelne Artikel aus seiner Hand in Reichard's Werke wörtlich abgedruckt wurden. Dieses Versenken in die ordnungslose Vielseitigkeit brachte vollends zum Durchbruche, was der Religionsunterricht angebahnt hatte. Er brach mit den positiven Religionen, philosophirte auf eigene Faust „er hatte aber des Icarus Loos, als er der Sonne zu nahe kam. Das Wachs der Fittige schmolz und er stürzte in die Meeresfluth des Zweifelns und Verzweifelns". „Ich hatte den bisherigen Frieden eines harmlosen Glaubens eingebüßt, die Gemüthseligkeit verloren, welche die Verwaistheit des Lebens erträglicher gemacht hatte. Und doch war ich fromm und reines Herzens, und wahrlich mehr denn je zuvor, von Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen entbrannt. Diese Liebe ward fortan meine innere, geheime Religion, die allen Geistern ohne Schule und Kunst geworden ist." Wie sieht es aber mit der Wirklichkeit aus gegenüber den Urbildern des Vollkommnen? Dieser Widerspruch machte den Jüngling namenlos unglücklich. „Ich war ärmer als der ärmste Bettler, hatte in der Welt keine Liebe, im Himmel keinen Gott mehr." Dazu kam noch körperliches Unbehagen, eine Folge der sitzenden Lebensart, durchwachte Nächte bei der Studirlampe in einer Zeit, wo die Natur für den Körper ungestörte Entwicklung fordert.

Ein muthwilliger Schülerstreich, der freilich nicht von Z. ausging, führte zur Drohung der Ausweisung und als diese nicht erfolgte, wollte er dem Vormunde, der Glockengießer war, begreiflich machen, daß er reif sei zum Besuche der Universität. Als dieser davon nichts wissen wollte, entschloß er sich, auf eigene Faust die Schule zu verlassen; er dachte an die Schweiz, an ein bairisches Kloster — seine Gedanken blieben endlich hangen an einem Mitschüler, Wachsmann, der in Schwerin Hofschauspieler war. Er verließ am 22. Januar 1788 seine Vaterstadt, zum ersten Male in vollem und freiem Genusse der Natur. In Schwerin hatte er bald eine Hofmeisterstelle bei dem Hofbuchdrucker Bärensprung gefunden und mit derselben auch die erste publicistische Thätigkeit; er entwarf die Herausgabe einer „Monatschrift von und für Meklenburg". Das angenehme anheimelnde Familienleben, die reizenden Ausflüge in der Umgegend begeisterten ihn zu mannichfachen poetischen und prosaischen Versuchen. Aber eben diese Kreuz- und Querzüge, die sich allmählich über das ganze Land ausdehnten, weckten wieder die Erinnerung an die Robinsonaden und der Entschluß war gefaßt, den Wanderstab zu ergreifen und in die weite Welt hinauszuschlendern. Da hielt ihn Baron v. Schlabrendorf bei einer Theatergesellschaft

fest und zog ihn mit nach Prenzlau, wo für ihn eine rastlose Schneiderarbeit begann: „ich stutzte heroischen Tragoedien die Schleppe des Talars kürzer, gab altväterischen Dramen modigern (sic) Schnitt, setzte in abgebrauchte Stücke neue Flicken, wie es eben das Bedürfniß des Theaterpersonals forderte, schrieb selber ein Paar Saus- und Grausstücke, reimte Prologen und Epilogen und wechselte mit wohllöblichen Magistraten kleiner Städte Briefe, ihnen zur Geschmacksveredlung ihrer Bürgerschaft unsere musterhaften Darstellungen zu empfehlen". Dabei fiel immer noch so viel Zeit ab, daß er die Lesesucht befriedigen konnte. Er durchstöberte allerlei Büchersammlungen und verirrte sich sogar auf das morsche, verwitterte Chor einer Kirche. Ein preußischer Officier, Boguslavsky, der an einer metrischen Uebersetzung der Oden des Horaz arbeitete, reizte Z. zu ähnlichen Versuchen. Die Gesellschaft zog im Frühling 1789 nach Landsberg a. d. Warthe, löste sich aber im nämlichen Sommer auf. Z. blieb zurück, um sich zum Besuche der Hochschule vorzubereiten und ließ sich außerdem von zwei Juden in den Mosaismus und Talmudismus einführen.

Er wählte Frankfurt a. d. Oder und begann „als vollendeter Selbstling" mit zuversichtlichem Muthe zu Ostern 1790 das Studium der Theologie; doch nicht, ohne auch juristische und philosophische Collegien zu hören. Eine Leichenrede am Grabe eines Studenten machte ihn so bekannt, daß ihm mancher Anlaß zu Gelegenheitsgedichten geboten wurde. Er schloß sich nur Wenigen an und diese hielten sich von studentischen Gelagen fern; daher hießen sie „Chokoladebrüder". Dafür aber ergötzten sie sich an geistigem Spiele; sie führten aus dem Stegreif dramatische Sprichwörter auf; sie übten sich in selbsterfundenen Erzählungen, „in welchen der Gipfel aller Kunst war, daß niemand den Ausgang des Geschichtchens voraus zu errathen im Stande sein sollte". „Als ich einst eine alte venetianische Anekdote vortrug, die ich mit poetischer Freiheit phantastisch genug ausschmückte, ward mir der Ehrenpreis. Ich mußte sie dann schriftlich abfassen, dann sogar in ein Schauspiel gestalten. Dies ward der berüchtigte, große Bandit Abellino, der, bald darauf gedruckt, mit Geräusch über die meisten Bühnen Deutschlands gieng". Der Roman erschien 1794 zu Frankfurt und Leipzig, das Trauerspiel zu Frankfurt a. d. O. 1795, in dritter Auflage 1806 und nach einer späteren Bearbeitung Aarau 1828. Die Zschokkebibliothek in Aarau besitzt ein Bühnenexemplar, in welchem Fleck und Iffland Rollen-Anmerkungen eingetragen hatten. Diesem nämlichen Kreise entsprang wahrscheinlich „Monaldeschi oder Männerbund und Weiberwuth" (Küstrin u. Berlin 1790). Schiller wohnte am 2. Januar 1791 der Aufführung des Stückes in Erfurt bei und hat vielleicht damals Anlaß genommen, sich den Stoff im Verzeichniß seiner Pläne vorzumerken (Schiller, Hempel XVI, 305); dann das Schauspiel „Die Zauberin Sidonia" (Berlin 1798), „Julius von Sassen", ein Trauerspiel (Zürich 1796 u. 1798), „Die eiserne Larve", Schauspiel (Baireuth 1804), „Charlotte Corday oder die Rebellion von Calvados", ein Trauerspiel (Stettin 1794; Schiller, Hempel XVI, 287), davon erschienen schon früher im „Literarischen Pantheon" 1794, 1. u. 2. Heft die beiden ersten Acte; „Hippolyt und Roswida", Schauspiel (Zürich 1803), „Die Prinzessin von Wolfenbüttel" (Zürich 1804, 2. Aufl. 1810). Hieher mag auch die Uebersetzung der meisten Lustspiele Molière's gehören: „Lustspiele und Possen Molières. Für die deutsche Bühne bearbeitet von H. Z." (Zürich 1805—1806).

Mitten in diesen geistreichen Zerstreuungen meldete sich wieder die alte Qual des Heimlichkranken. Die Professoren der Theologie konnten ihn nicht befriedigen. „Bloßes Glauben Gottes that mir nicht genug; mir sollte ein Wissen Gottes gehören, um mich zufrieden zu stellen mit der räthselhaften Vorhandenheit im Weltall. Ich klammerte mich zuletzt an das Nothbrett, welches

damals der Weise von Königsberg ausgeworfen hatte, es erhielt mich kaum über dem chaotischen Abgrund der Wellen." Alle Theologie, Philosophie, Jurisprudenz schuf nur Finsterniß und Ekel. Er beneidete eine Schar singender Handwerksburschen und wünschte ein Handwerker zu werden. Aus allen diesen zerreibenden Leiden riß ihn die Mahnung des Professors Hausen, die Studien rechtmäßig abzuschließen durch die Doctorpromotion und als Privatdocent Vorlesungen zu beginnen. Er bestand rasch hintereinander in Frankfurt a. d. O. das Examen in der philosophischen Facultät und zu Küstrin in den theologischen Wissenschaften, und wurde in die königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen. Gleichzeitig trat er auch in den Freimaurerorden.

Der neue Doctor und Theologe brachte das nächste halbe Jahr in seiner Vaterstadt Magdeburg zu und gewann durch seine Predigten solche Gunst, daß er — es fehlte nur eine Stimme — beinahe zum Pastor der St. Katharinenkirche ernannt worden wäre. Die Wärme, mit welcher er predigte, blieb auch auf ihn selbst nicht ohne Wirkung und es wandelte ihn sogar das Gelüste an, Herrnhuter zu werden.

Im Winter begann Z. seine Vorlesungen zu Frankfurt a. d. O. und verbreitete sich seinen vielseitigen Studien gemäß über Welt- und Kirchengeschichte, Exegese des neuen Testaments, Naturrecht, Aesthetik und Moralphilosophie. Um dieser theoretisch-akademischen Luft ein Gegengewicht zu schaffen, warf er sich auf Realwissenschaften, auf Naturkunde, Finanz-, Polizei-, Forstwesen und neueste Zeitgeschichte. Und als in Frankreich die Revolution ausbrach, erfaßte er die Größe der Umwälzung. „Meinen Idealen treu, begrüßte ich in Hymnen das Erwachen der Menschheit, eiferte ich in Flug- und Zeitschriften gegen verrostete Vorurtheile und machte ich besonders dem Wöllner'schen Religionsedict meinen Krieg. Ich hätte damals jauchzend dem Recht, der Wahrheit und der Freiheit mein Lebehoch vom Gipfel des Scheiterhaufens gerufen, wenn man mich nur des Märtyrerthums gewürdigt haben würde." Es war daher ganz natürlich, daß eine außerordentliche Professur dem jungen so „selbständigen" Menschen nicht anvertraut wurde, so sehr der Oberconsistorialrath Irwing in Berlin und die Professoren Steinbart und Hausen sich für ihn bemühten. Z. faßte Widerwillen gegen die Kathederthätigkeit und als der Frühling kam, erwachte die alte Wanderlust wieder in ihm und es zog ihn nach dem Lande seiner kindlichen Vorliebe, der Schweiz; in weiterer Ferne lagen Paris und Rom. In die Frankfurterzeit gehören: „Ideen zur psychologischen Aesthetik" (Berlin u. Frankfurt a. d. O. 1793), „Bibliothek nach der Mode" (I. Theil, Frankfurt a. d. O. 1793), „Schwärmerei und Traum, in Fragmenten und Dialogen", von Johannes von Magdeburg (pseudonym) (Stettin 1. Bd. 1791, 2. Bd. 1794), später unter dem Titel: „Kleine Schriften" (Stettin 1800, 2 Bde.). Im Litterarischen Pantheon, 1793 erschienen fünf Aufsätze. „Die schwarzen Brüder, eine abenteuerliche Geschichte von M. I. R. (mir)" (Berlin u. Frankf. a. d. O., 3 Bde. 1793—1795). „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Gerichts. Eine Kunde der Väter. Erzählt vom Verfasser der schwarzen Brüder" (1. Bd. 1795, 2. Bd. 1797, Berlin).

Z. verließ Frankfurt im Mai 1795, wanderte über Berlin, Leipzig, Baireuth, wo er durch Krankheit einige Zeit festgehalten wurde, Nürnberg, Stuttgart und mußte zu seinem eigenen Schmerze und Bedauern erfahren, wie wenig der Geschmack sich geläutert hatte; denn überall feierte man ihn als den Dichter des Abellino. Hier wurde ihm der große Abstand von Katheder und Welt klar, und als er am 3. September in Schaffhausen den Schweizerboden betrat, sollte er einen noch klaffenderen Gegensatz kennen lernen. Er sah in Einsiedeln das Gepränge der glänzenden Priesterschaft und das unheilige Treiben der

Laienwelt. Er war auf zürcherischem Boden in Stäfa Zeuge von fruchtlosen Versuchen, die als Druck empfundene Unterthanenschaft abzuschütteln und doch fand er im Wohnzimmer eines Landmannes die Schriften von Iselin, Wieland, Möser und lernte er das Landmädchen kennen, welches in Shakespeare's „Romeo und Julie“ die Julie Capulet spielte. Auch in Zürich, wo er Pestalozzi, Caspar Hirzel, J. J. Hottinger, Leonhard Meister kennen lernte, sah er ängstliches Entsetzen auf den Gesichtern, als er ihnen seine Gedanken vortrug. In Bern lernte er im „Göttinger Leist“ die Professoren Ith und Tralles, die Staatsmänner Rengger und Stapfer kennen; es blieb ihm aber nicht erspart, auch hier den unbeugsamen aristokratischen Stolz aus dem Munde eines hohen bernischen Staatshauptes zu hören.

In Zürich hatte Z. Ernst Oelsner kennen gelernt, bekannt durch seine „Briefe aus Paris“. Mit diesem trat er im Frühling 1796 die Reise nach Paris an. Der äußere Firniß der gesellschaftlichen Zwanglosigkeit unterhielt ihn wol einen Augenblick; auch lernte er Sieyes und Isnard kennen — aber Zustände und Personen wirkten nicht auf ihn ein. Vollends benahm der schlesische Graf Gustav v. Schlabrendorf ihm alle Träumereien von republikanischem Leben und Z. sehnte sich weg aus der Stadt voll glänzenden Elends und elenden Glanzes. Er hatte mit seinem philosophischen Freunde die Kunstschätze der Stadt besucht, und als er Paris verließ, waren es nur Handzeichnungen und Kupferstiche, welche seine Erinnerung an die Stätte der Täuschungen festhielten (Briefe aus Paris: Neuer deutscher Merkur 1796). Wohin? Er dachte an Rom, um Künstler zu werden, er erinnerte sich jenes Handwerksburschen am Oderdamme in Frankfurt, — und begnügte sich mit der Aussicht, Flachmaler zu werden; auch ein Dorfschulmeister sagte ihm zu, — aber in einem abgelegenen Thale des schönen Glarnerländchens. In diese Wanderzeit fallen: „Stephan Bathori, König von Polen. Ein historisch-romantisches Gemälde in zwei Büchern“ (Baireuth 1796), „Arcadien oder Gemälde nach der Natur, gesammelt auf einer Reise nach Rom“ (Baireuth 1796), „Blumen- und Fruchtlese für Knaben und Töchter auf das Jahr 1796“ (Baireuth), „Die Wallfahrt nach Paris“ (2 Bde., Zürich 1796. 1797), „Salomonische Nächte“ (1796, wahrscheinlich Zürich), „Metapolitische Ideen. Ein Bruchstück in Humaniora“ (1796).

Z. kam nun zunächst nach Bern, durchwanderte die umliegenden Gegenden und machte sich auf den Weg nach Chur, um von da aus Italien zu erreichen. In Schwyz besuchte er seinen neugewonnenen Freund Aloys Reding, der eben aus spanischen Diensten zurückgekehrt war, und lernte er den Abbé Joseph Buesinger kennen; mit beiden sollten ihn die folgenden Jahre noch enger verflechten. Ueber die Oberalp gelangte er nach Chur, in der Meinung, hier seinen Koffer anzutreffen. Dieser war aber noch nicht angelangt und so fand Z. Muße, den Dichter Salis-Seewis und den greisen Director J. P. Nesemann aus Bahrendorf bei Magdeburg und den Standespräsidenten von Graubünden, Joh. Baptista Tscharner, kennen zu lernen, und damit nimmt Zschokke's Leben eine unerwartete Wendung. Es bestand in Bünden seit 1760 eine Erziehungsanstalt in Haldenstein und hatte eine gewisse Berühmtheit durch Dr. Bahrdt erlangt. In einer zweiten Anstalt auf dem naheliegenden Schlosse zu Marschlins arbeitete man nach Basedow'schen Grundsätzen; seit dem Jahre 1771 waren beide Anstalten vereinigt. Auf seinem Schlosse zu Jenins errichtete Tscharner ein drittes Philanthropin und verlegte es später nach Reichenau. Dieses stand unter der Leitung Nesemann's. Aber alle diese Anstalten litten unter dem auflösenden Unsegen politischer Parteien. Da erschien Z. als Retter. Er übernahm das Seminarium als Eigenthümer und die zum Schlosse gehörigen Güter als

Pächter und hob so die Anstalt aus dem politischen Einflusse heraus. Sofort stieg auch die Zahl der Zöglinge im Laufe eines Jahres von 15 auf 70. Z. verkehrte mit den Vertretern beider einander verfolgenden Parteien; er ging ein und aus bei dem österreichischen Gesandten, Baron v. Kronthal, und beim Geschäftsträger der französischen Republik, P. J. Comeyras. Als dieser im Jahre 1798 als französischer Regierungscommissär nach den Jonischen Inseln abgehen sollte, wollte er Z. mitnehmen und ihm die Leitung des öffentlichen Unterrichts anvertrauen. Getragen von der Achtung der Patrioten und der Aristokraten in Graubünden konnte sich Z. ungestört dem Betriebe der Anstalt hingeben. Aber er wollte auch dem ganzen Lande dienen und dem Volke einen Spiegel vorhalten seiner Vergangenheit und einen Wegweiser bieten für seine Zukunft. Jenes that er in „Historische Skizzen der drei ewigen Bünde im hohen Rhaetien“ (Zürich 1798), wiederholt in „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhaetien“ (Zürich 1817), dieses in „Neues nützliches Schulbüchlein“ (Malans 1798), welches sofort ins Romanische übersetzt wurde und in einzelnen Thalschaften heute noch im Gebrauch sein soll. Es wurde ihm sogar eine Ehre zu Theil, welche im Laufe eines Jahrhunderts nur einem einzigen gewährt wurde. Die Räthe und Gemeinden Raetiens schenkten ihm das Staatsbürgerrecht. Und damit fühlte sich Z. so sehr an die neue Heimath gekettet, daß er einem Ruf, nach der alten Heimath zurückzukehren, kein Gehör schenkte: er schlug die außerordentliche Professur an der Universität zu Frankfurt a. d. O. aus. In die erste Schweizerzeit fallen: im Helvetischen Kalender 1796: 1. „Anekdoten und Fragmente aus meiner Schreibtafel, auf einer Herbstreise 1795 gesammelt“; 2. „Fragmente aus meiner Schreibtafel auf einer Sommerreise gesammelt“; im neuen Deutschen Mercur: 1. „Auszüge aus Briefen eines Norddeutschen an einen Freund in Z. geschrieben aus Paris 1796“; 2. „Briefe aus Paris an den Herausgeber“.

Als aber die alte Eidgenossenschaft im März 1798 zusammenbrach und Graubünden erst eingeladen, dann dringend ermahnt wurde, dem neuerrichteten Staate der helvetischen Republik beizutreten, da loderten die französischen und österreichischen Parteien wild gegeneinander auf. Die Eltern zogen ihre Söhne aus der Erziehungsanstalt zurück. Z. war arbeitslos und ließ sich zu einer Flugschrift bestimmen, welche in verständlicher und mäßiger Weise den Graubündnern den Anschluß an die neue Schweiz empfahl („Kinder verlasset die braven Schweizer nicht“, Chur 1798). Damit war er als Parteimann aufgetreten und hatte sich den Haß der österreichisch Gesinnten zugezogen. Das Volk entschied gegen den Eintritt in die helvetische Republik und nun wurden die Patrioten geächtet. Tscharner und Salis-Sewis verließen ihre Heimath. Auf Zschokke's Kopf war ein Preis gesetzt und es war ein Glück, daß er von einer botanischen Excursion unerkannt in sein Schloß zurückkehren konnte. Da entschloß er sich, auch um dem französischen Gesandten Guiot nicht Verlegenheiten zu bereiten, Graubünden zu verlassen. Am Morgen des 9. August 1798 schwamm er auf einem Floß den Rhein hinab und fand im schweizerischen Dorfe Ragaz seine Freunde. Diese hatten beschlossen, für die helvetisch gesinnten Gemeinden und Familien den Schutz der helvetischen Republik anzurufen; dazu wurden Tscharner und Z. ausersehen. Tscharner kehrte bald nach Ragatz zurück und überließ die Durchführung der diplomatischen Aufgabe Z. allein. Es ließ sich aber unter den bestehenden Verhältnissen nichts anderes erreichen als der Schutz der helvetischen Regierung für die ausgewanderten Graubündnerfamilien. Als Z. am 24. October im helvetischen gesetzgebenden Rathe den Dank der geächteten Graubündner aussprach, machte er einen so packenden Eindruck, daß der Druck der Rede beschlossen wurde. Nun hatte Z. den darauf-

folgenden Winter vollauf zu thun; die Noth der landesflüchtigen Graubünder nahm mit der Zahl zu und wo die öffentlichen Mittel nicht ausreichten, half Z. mit seinen eigenen Mitteln nach. „Ich verkaufte, was ich von meinen literarischen Arbeiten besaß, Reifes und Unreifes, Schauspiele, Uebersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst Jemand erfahren haben würde, oder nahm Vorschüsse von Buchhandlungen auf Werke, die ich noch liefern wollte. Gewiß lebte im ganzen diplomatischen Korps, selbst der Aermste der Kopisten, nicht so kärglich und eingeschränkt als ich. Aber man sah mir's ja nicht an, daß mein Abendessen ein trockenes Stück Brod, mein Frühstück ein Glas Wasser sein mußte. Ich blieb frohsinnig, dachte an Schlabrendorf, und theilte Andern mit, oder verschaffte den Fähigern Anstellungen durch mein Fürwort bei Ministern und Directoren."

Natürlich waren in dem Heimlichkranken unter diesen friedlichen und unfriedlichen Aufgaben die zerreibenden Qualen erloschen. „Und wäre das Weltall ohne seinen Gott, so will ich der Gott meines Weltalls sein und als ein vergänglicher Gott im Vergänglichen göttlich zu wirken streben."

Die Oesterreicher hatten im October 1798 Graubünden besetzt — und somit betrachtete Z. seine Aufgabe, für Bünden zu wirken, als erloschen. Da anerbot ihm der helvetische Cultusminister Stapfer eine Stelle in seinem Ministerium mit der besondern Aufgabe, den Culturzustand des neuen Staatswesens zu ermitteln und die neuen Schweizer über die Lage der Zeit aufzuklären und allmählich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen. Dies konnte durch Gründung von Vereinen geschehen. Und so entstanden denn von Luzern aus, wo die helvetische Regierung seit dem 1. October 1798 ihren Sitz hatte, über die ganze Schweiz vaterländische Gesellschaften. Das vermittelnde Band sollte ein Volksblatt sein. Ein solches war eben erst durch Pestalozzi entstanden, traf aber den gewünschten Volkston nicht. Z. nahm es ihm ab und so erschien im October 1798 die erste Nummer des „Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten". Die bald darauf eintretenden Wirren brachten einen Stillstand, und erst im J. 1804 erfolgte die ununterbrochene Fortsetzung unter Zschokke's Leitung bis zum Jahre 1832. Von da an unter anderer Führung dauerte das Blatt bis zum Jahre 1875. Eine periodische Zeitschrift „Der helvetische Genius" erschien nur in zwei Heften in Luzern und Zürich.

Das Jahr 1799 brachte unsägliches Elend in die neue Schweiz. In Graubünden waren allerdings die Franzosen wieder Meister geworden und Zschokke's Namen war wieder zu Ehren gekommen. Dagegen war Erzherzog Karl nach der Schlacht bei Stockach (25. März) in die Ostschweiz vorgedrungen und sein Erscheinen hatte die alten Kantone zum Aufruhr gereizt. Nidwalden war bei einer verfrühten und vereinzelten Erhebung schon am 9. September 1798 heldenmüthig den französischen Truppen unterlegen — und hier vor allem war es nöthig, jeder neuen Regung zu Aufständen entgegenzuwirken. Mit dieser Aufgabe wurde Z. am 14. Mai 1799 betraut. Er erschien als helvetischer Regierungscommissär in Unterwalden. In diesen gleichen Frühlingsmonaten hatte sich aber auch Schwyz erhoben und war der Habsucht französischer Truppen preisgegeben. Ohne erst von der Regierung, die nun in Bern saß, Vollmacht einzuholen, eilte Z. nach Schwyz und schützte die Einwohner vor fernern Bedrückungen. Als auch am Gotthard General Lecourbe rücksichtslos hauste, brachte ihn Z. zu maßvollem Benehmen. Als Regierungscommissär des neugebildeten Kantons Waldstätten (Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug) wandte er alles auf, um durch Geldspenden, Versorgung armer Kinder, Schulen, Errichtung industrieller Gewerke, die bitterste Noth zu lindern. Im Tessin schützte er die Bewohner vor der Gewalt der französischen Truppen, die im Frühling 1800

über den Gotthard zu Napoleon marschirten, der gleichzeitig den großen St. Bernhard überstiegen hatte — und es gelang ihm, das politisch in drei Parteien zerrissene Volk zur Besonnenheit zurückzuführen. In Baselland stillte er die aufrührerische Bewegung der Bauern und als Regierungsstatthalter befreite er die Stadt Basel von den französischen Zollplackereien. In allen diesen öffentlichen Stellungen konnte Z. doch zuweilen noch Zeit gewinnen zu stillen Studien. In den Waldstätten sammelte er mit seinem Freunde Reding Stoff, um den Untergang der Urkantone zu beschreiben; im Tessin lernte er Gibbon's Geschichte vom Verfall des Römerreiches kennen; in Basel verschlang er mit Heißhunger die neuesten Erzeugnisse deutscher und französischer Litteratur und arbeitete aus die „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des alten eidgenössischen Kantons Schwyz" (Bern und Zürich 1801). Es ist keine Frage, daß die zum Gemeingut gewordene Auffassung der Person und der Thätigkeit des Schwyzer Helden von 1798 Aloys Reding auf diese Schilderung durch seinen Freund Z. im wesentlichen zurückgeht. Auch die „Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" (Winterthur 1803—1805) wurden in dieser Zeit begonnen. In ihrem Begleite erschienen auch „Vignetten" (Basel 1801), welche den „Harmonius" und „Herrn Quint's Verlobung", „Die Schattirungen", als Fortsetzung der Vignetten (Basel 1803), welche 1. „Die isländischen Briefe", 2. „Justinchens Reiterstück", 3. „Die Köhlerin" enthielten.

Nach dem Frieden von Luneville (9. Februar 1801) bemühten sich die Unitarier, welche die gewonnene Einheit festhalten wollten, und die Föderalisten, welche zur alten Kantonsherrlichkeit zurückstrebten, die Oberhand zu erringen: am 27. October brachte ein Staatsstreich die Macht den Föderalisten; ihr Haupt wurde Reding. Mit ihm hatte sich Z. früher über die beste Staatsform besprochen und beide waren einig in der Selbstverwaltung der Kantone, welche aber zusammengehalten werden müsse durch eine einheitliche Nationalregierung. Da Z. ein gemäßigter Unitarier war, so nahm er die Entlassung von seiner amtlichen Stellung und entfremdete sich zu seinem eigenen großen Schmerze auch seinen Freund Reding. Er brachte den Winter in Bern zu, im Verkehre mit Heinrich v. Kleist und Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters; ihnen schloß sich auch an der Nationalbuchdrucker Heinrich Geßner, Wieland's Tochtermann. Hier stritt man sich um die Vorherrschaft Goethe's und Schiller's; Z. nahm sich Schiller's an. Schlegel und Tieck, die besonders gefeiert wurden, waren Z. fast ganz unbekannt. Hier erwachte wieder der spielende Dichtergeist, wie er den Frankfurter Studenten beseelt hatte. Kleist trug die „Familie Schroffenstein" vor; um einen französischen Kupferstich „la cruche cassée" (von Creuze?), der im Zimmer hing, entstand ein Wettkampf. Darüber sollte Wieland eine Satire, Kleist ein Lustspiel und Z. eine Erzählung dichten. Kleist und Z. lösten die Aufgabe im „Zerbrochenen Krug". Wieland's Leistung ist zur Stunde nicht ermittelt. Durch Zschokke's Fürsorge fand Kleist auf einer Aarinsel bei Thun vorübergehende Ruhe, aber nicht dauernde Beruhigung. Z. überschlug seine sichern Handlungen in der Verworrenheit der Ereignisse und war von dem Glauben an Gott zur Gewißheit Gottes gelangt. Kantische Sätze von der Scheidung des reinen Unendlichen und des unreinen Endlichen, sowie die spinozistische Allgöttlichkeit schwammen ineinander und gestalteten sich schließlich in eine dichterische Form, „Alamontade, der Galeerensclave" (Zürich 1802, 8. Aufl. Zürich 1852), und in dem Psalm „Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren" (Ausgewählte Schriften 15. Bd.). „Ich wollte im Alamontade meine Ansicht vom Werth des irdischen Daseins und von göttlichen Dingen

darstellen, sowie von der Macht solcher Ueberzeugungen in den Wechseln der Schicksale."

Z. richtete seine Gedanken wieder nach Reichenau — allein der noch lodernde Parteigeist schreckte ihn zurück. Oeffentliche Thätigkeit bei so verworrenen Zuständen reizte nicht; so tauchte ein ruhiges Landleben auf einem Bauernhofe wieder auf, und als im J. 1802 der Frühling kam, schwärmte er mit Kleist und Wieland im Aargau herum, um die stille Stätte zu suchen. Er miethete das Schloß Biberstein, eine Stunde unterhalb Aarau, ehemals Sitz der Johanniter, dann des bernischen Landvogtes, und nun als Staatsgut unbewohnt. „Hier wollte ich, neben Studien der Physik, Chemie, Geognosie, Botanik, des Forstwesens, und der Himmel weiß, des Wissenswürdigen allen, dichten, philosophiren, der Freieste und in sich Glücklichste der Sterblichen sein." Er sollte bald ein ergiebiges Feld für seine Arbeitslust finden.

Napoleon hatte endlich durch die Mediationsacte (Februar 1803) der zerrütteten Schweiz dauernden Frieden gegeben. Unter den neugebildeten Kantonen hatte sich der Aargau aus gar verschiedenen Theilen zusammengesetzt, aus den katholischen Gebieten der Grafschaft Baden und der freien Aemter, aus dem österreichischen Frickthal und dem protestantischen altbernischen Unterthanengebiet. Hier galt es, in volkswirthschaftlicher Hinsicht die Schätze des Bodens fruchtbar zu machen und auf politischem Gebiete die neu zusammengebundenen Aargauer an ihren neuen Organismus zu gewöhnen. Darum erschien von 1804 an der „Schweizerbote" wieder. Eine Auswahl aus den verschiedenen Jahrgängen erschien als „Spruch und Schwank des Schweizerboten" (Aarau 1825). Den Druck besorgte Heinrich Remigius Sauerländer, der von Basel nach Aarau übergesiedelt war. Die neue Regierung zog den ehemaligen helvetischen Commissär nun zu kantonalen Beamtungen heran, schenkte ihm das Staatsbürgerrecht und machte ihn zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamts. Auch die aargauische Landgemeinde Ueken, sowie die katholische Gemeine Münster im Kanton Luzern und die Stadt Aarau machten ihn zum Ehrenbürger. Hier nun konnte Z. seine vielseitigen Kenntnisse entfalten. Er hatte in den Urkantonen, in Graubünden und im Tessin den Zustand der Wälder gesehen und zur Belehrung „Die Alpenwälder, für Naturforscher und Forstmänner" (Tübingen 1804) geschrieben. Jetzt gelang es ihm, in der Bewirthschaftung des Waldes den Kanton Aargau zu einem Musterkanton zu machen („Der Gebirgsförster", Basel u. Aarau 1806). Der Ruf des forstkundigen Mannes verbreitete sich so schnell und weit, daß er für die Gemahlin des ersten Consuls Samen und Pflanzen von Alpengewächsen besorgen und daß er Vorschläge machen mußte, wie die Sandebenen und Dünen im Departement des Landes durch Bewaldung vor Ueberfluthung gesichert werden könnten. Die Leitung des Bergwesens veranlaßte Z. zu mancherlei Ausflügen in das Badische und in das Elsaß. Diese gesammte Thätigkeit war Z. so lieb, daß Karl v. Bonstetten umsonst versuchte, ihn nach Genf und in den Kreis der Frau v. Staël zu ziehen. Z. wurde nun vollends im Aargau heimisch. In der Nähe von Biberstein zu Kirchberg wohnte der Pfarrer Nüsperli; seine achtzehnjährige Tochter Nanny wurde Zschokke's Gemahin und Johann Peter Hebel begrüßte am Hochzeitstage (25. Febr. 1805) das Paar mit einem Festgedichte. Die ersten Zeiten dieser Ehe finden ihr heiliges Spiegelbild in der Novelle „Der Abend vor der Hochzeit" (XXI. Bd. der ausgew. Werke). Von nun an läuft das Leben in ungestörter friedlicher Ruhe ab. Die Familie siedelte 1807 nach Aarau über und bezog 1818 die neugebaute Blumenhalde am Hungerberge auf dem linken Ufer der Aare an einem Vorberge des Jura.

Die schriftstellerische Thätigkeit bleibt in enger Fühlung mit dem Zustande

und der Förderung er Volksbildung, mit den Begebenheiten unter den Völkern. Jenem Zwecke dienten „Des Schweizerboten Kalender", welcher vier Jahre lang erschien und „Die Stunden der Andacht". Während jener, oft noch im Kleide der rohen Bauernbelehrung über die nächsten Bedürfnisse in Haus und Feld fördernde Kenntnisse verbreitete, sollten diese eben in diesen Zeiten der Verwirrung und Verwilderung jenen Starkmuth der Seele bringen, den nur Religion gewähren kann, aber nur die, welche Christus uns gebracht hat in ihrer reinen Einfachheit, ohne die Formeln und Feierlichkeiten, mit welcher die Kirche sie umhängt hat. Der Buchhändler Remigius Sauerländer versprach den möglichst billigen Betrieb und so erschien mit Anfang des Jahres 1808 von Woche zu Woche acht Jahre lang ein Blatt von „den Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung". Als diese Blätter als ganze Bände zusammengedruckt wurden, fanden sie ihren Weg in die entferntesten Gegenden (Aarau 1809—1816), 34. Aufl., nach den Bedürfnissen der Gegenwart revidirt und geordnet von Emil Zschokke in 6 Bdn. (1871—1872). „Familien-Andachtsbuch. Aus den Stunden der Andacht zum Besten minderbemittelter Personen und Haushaltungen umgearbeitet und zusammengeordnet von dem Verfasser" (Aarau 1848, 4. Aufl. 1890). Ueber den Verfasser entstanden mannichfache Vermuthungen. Man nannte den Generalvicar v. Wessenberg in Constanz, den Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, den Pfarrer Keller in Aarau. Z. hat endlich in der Selbstschau den Schleier gelüftet und sich als Verfasser bekannt.

Schon Stapfer hatte Z. zur Gründung von Vereinen ermuntert, welche das Volk in seinem materiellen und geistigen Leben heben sollten. Z. ging von dem Freimaurerorden aus, dem er seit der Frankfurter Zeit angehörte und errichtete 1811 in Aarau die Loge „Zur Brudertreue". Er legte die Aufgabe des Ordens in einem besondern Aufsatze nieder, welcher in dem maurerischen Taschenbuch „Akazienblüthen" erschien. Eine den Bedürfnissen des Volkes näher tretende Verbindung erstand im nämlichen Jahre als „Verein für vaterländische Kultur im Aargau". Aus ihr erwuchsen Hülfsgesellschaften, Ersparnißcassen, Sonntag- und Handwerksschulen, die Taubstummenanstalt in Aarau, die naturforschende und historische Gesellschaft und die technische Abtheilung der Kantonsschule. Insbesondere belehrte „Das Goldmacherdorf" über den wirthschaftlichen Betrieb eines Bauerngutes und schreckte „Die Branntweinpest" vor dem allverzehrenden Uebel ab. („Das Goldmacherdorf. Eine anmuthige und wahrhafte Geschichte für gute Landschulen und verständige Leute", Aarau 1817, 9. Aufl. 1880. „Die Branntweinpest. Eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, Alt und Jung", Aarau 1837, 4. Aufl. 1842.) Um Männer heranzubilden, welche fähig sein sollten, die vielen Aufgaben der Volkswohlfahrt zu erfüllen, errichtete Z. in Verbindung mit Prof. Dr. Troxler 1820 den bürgerlichen Lehrverein; er bestand zehn Jahre lang in zwanglosen Formen und bot Kenntnisse in den verschiedensten Zweigen des Wissens; die Vorträge hielten unentgeltlich Männer, welche in irgend einem Fache besondere Studien machten. Auch der helvetischen Gesellschaft, welche 1761 gegründet worden war, gehörte Z. an; die Rede, welche er zu Schinznach im J. 1829 hielt, ist gedruckt Aarau 1829.

Z. hielt als Politiker die Bewegungen in der Geschichte der Völker im Auge, und zumal als nach dem Jahre 1815 Alles wieder in die alten Geleise zurückzuströmen schien, hielt er sich berufen, Europa und insbesondere die Schweiz wachzuhalten und nicht versinken zu lassen in der Stagnation der Restauration. Er schrieb in die „Isis", Monatschrift deutscher und schweizerischer Gelehrten (Zürich 1805—1807) 19 Aufsätze politischen, biographischen und naturwissen=

schaftlichen Inhalts. Er übernahm die Herausgabe einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift „Miscellen für die neueste Weltkunde" (Aarau 1807—1813), welche sich fortsetzten als „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (Aarau 1817 bis 1823), sah sich aber veranlaßt, wegen Plackereien der Censur die Leitung niederzulegen.

Besonders gedruckt aus den „Miscellen" sind: „Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund im Jahre 1809" (1810); „Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand der spanisch-portugiesischen Völker" (1813); „Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel im Sommer 1812" (1813).

Besonders gedruckt aus den „Ueberlieferungen" sind: „Von den geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters" (1817); „Darstellung der Ausbreitung des Christenthums über den Erdball" (1819); „Geist des deutschen Volkes im Anfang des XIX. Jhdts." (1820); „Umriß der gegenwärtigen Ausbreitung des gegenseitigen Unterrichtes in den Volksschulen der fünf Welttheile" (1822); „Wirren des Jahres und des Jahrhunderts" (1823); „Betrachtung einer großen Angelegenheit des eidgenössischen Vaterlandes" (1824).

Das „Schweizerische Museum", welches nur den Jahrgang 1816 umfaßte und von Troxler und Aloys Vock herausgegeben wurde, enthält vier Aufsätze, worunter „Ueber einige Mängel und Verbesserlichkeiten des eidgenössischen Heer- und Kriegswesens". Ein Aufsatz erschien im November 1831 in den „Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst" von Pölitz, Leipzig.

Es reizte Z. besonders, aus den neu entstandenen Staatengebilden Baiern zum Gegenstande historischer Studien zu machen. Johannes v. Müller, während des Aufenthaltes in Berlin, und der badische Staatsmann Joseph Albert von Ittner, hatten ihn längst aufgefordert, mit seinem Werke an die Oeffentlichkeit zu treten. Schlichtegroll, Director der Münchner Akademie, wünschte einen Abschnitt der bairischen Geschichte den Denkwürdigkeiten der Akademie einzuverleiben. Um eine möglichst sichere Grundlage zu haben, sandte Z. Abschriften des Manuscriptes an die namhaftesten Geschichtsforscher in Baiern und unternahm drei Reisen in das Land selbst. Mit dem Minister Monigelas stellte sich nach und nach ein verträgliches Verhältniß ein. Der König Max Joseph beschenkte Z. mit einer goldenen Dose, in welcher sein Namenszug durch Brillanten gebildet wurde. Dieser fügte die Königin Karoline einen Brillantring bei, der auch ihren Namenszug trug. Darauf folgte die Ernennung zu einem residirenden Mitgliede der bairischen Akademie in München, sogar mit der Vergünstigung, drei Viertheile des Jahres in der Schweiz zubringen zu dürfen. Noch vier Jahre später bezeugte der König seine Huld durch Verleihung von Orden. Z. verzichtete auf diese Auszeichnungen. Als Z. 1817 die Blumenhalde zu bauen anfing, brach er die Edelsteine aus den königlichen Geschenken aus und bestritt damit zum Theil die Baukosten. „Er verwandelte Edelsteine in Kalksteine." Es erschienen: „Der Bairischen Geschichten Erstes—Sechstes und letztes Buch" (Aarau 1813 u. 1818, 3. Aufl. 1828). Auf der dritten Reise war Z. Veranlassung, daß der Vorsteher der Glashütte in Benedictbeuren, Fraunhofer, von den Münchner Gelehrten besser gewürdigt und sodann in die Akademie aufgenommen wurde. Aber Z. hatte auch angefangen, im Schweizerboten den Schweizern die Geschichte ihrer Heimath zu entrollen „damit die vielen kleinen, lose verknüpften Staaten sich zu einem einzigen Leben aufzulösen scheinen", und zwar so, daß der erfahrungslose Aelpler wie der denkende Staatsmann von der höhern Bedeutung der Begebenheiten ergriffen werden sollten. Auf besondern Wunsch des Ulrich Hegner von Winterthur sammelte Z. die einzelnen Capitel in ein Ganzes und gab sie heraus als: „Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizer-

volk" (Aarau 1822; 9. Ausgabe mit Fortsetzung der neueren Geschichte von Emil Zschokke 1853).

Wenn Z. sich den Eingebungen der Phantasie überließ, so lag der letzte Zweck wiederum im Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit, Menschenrecht und Geistesveredlung der Zeitgenossen. „Dafür mußten selbst die dichterischen, einer leichten Unterhaltung gewidmeten Gebilde dienen, in die ich meine Erfahrungen und Absichten hüllte, wie der Arzneihändler seine Pillen in Goldschaum oder Zucker. Die meisten meiner kleinen Bildwerke erschienen nach und nach endlich in der Zeitschrift „Erheiterungen". Sie erschienen als Monatschrift für gebildete Leser von Karl Groß, J. v. Ittner, Aug. v. Kotzebue u. A. vom Jahre 1811 an bis 1827 in Aarau. Besondere Abdrücke aus den Erheiterungen sind die „Bilder aus der Schweiz" (Aarau 1824—1826); „Der Flüchtling im Jura" (1824), ruht auf den Erscheinungen der französischen Revolution; „Der Freihof von Aarau" (1824), führt in das Mittelalter zurück; „Addrich im Moos" (1826) gibt ein Bild des Bauernkrieges in der Schweiz 1653. Besonders erschienen „Hippolyt und Roswida", Schauspiel in 4 Aufzügen (Zürich 1803); „Die Prinzessin von Wolfenbüttel" (2 Bde., Zürich 1804, 2. Aufl. 1810); „Der Feuergeist" (Aarau 1813), später auch „Hermingarde" genannt. Diese poetischen Arbeiten fanden in Deutschland so freundliche Aufnahme, daß man sich überall um Zschokke's Mitarbeiterschaft bemühte. Das Rheinische Taschenbuch enthält: „Der Narr des 19. Jahrh." (1822); „Chrysaoras, der Peloponnesier" (1823); „Erzählungen im Nebel" (1831); „Der Pflanzer von Cuba" (1832); „Ein Bild aus dem häuslichen Leben" (1846); „Vorbedeutungen" (1847); „Feldblumen" (1850). In den Erholungsstunden für geistige Erheiterung erschien: „Das geheimnißvolle Nachthäubchen" (1828). Dem Jahre 1839 gehört an „Der Creole" (Aarau) und die „Genfer Novellen" nach dem Französischen von R. Töpffer (Aarau).

Einen Abschluß des innern philosophischen und religiösen Ringens bildet die Zeitschrift „Prometheus", für Licht und Recht, in zwanglosen Heften (Aarau 1832 u. 1833). Die zwei ersten Abschnitte: „Kenntniß und Erkenntniß", „Natur und Welt" in dem zweiten Theile der Selbstschau sind daraus enthoben.

Trotz der überreichen vielseitigen Thätigkeit fand Z. ausgiebige Muße, täglich mehrere Stunden der Erziehung seiner Kinder zu widmen. „Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, das zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfes hemmt oder irrt." Die Söhne mußten neben dem wissenschaftlichen Studium noch ein Handwerk lernen. Dazu kamen in der Blumenhalde unzählige Besuche, von Königen, Staatsmännern, Generälen, Gelehrten, Dichtern, Litteraten. Hier fanden sich ein die Königin Hortensia von Holland und ihr Sohn Louis Napoleon, der abgesetzte Schwedenkönig Gustav IV., der russische Staatsmann Capo d'Istrias, die französischen Generale Rapp und Dermoncourt, Professoren aus allen Ländern, dann Börne, Malten, Uhland, spanische und deutsche Flüchtlinge, welchen Z. friedliche Unterkunft verschaffte. Und schließlich sei noch erwähnt, daß Z. durch eine Menge Beamtungen ununterbrochen in Anspruch genommen war. Er war Mitglied mehrerer kantonalen, Bezirks- und städtischer Behörden. So ist es denn begreiflich, daß der Körper ermüdete und ein Schleichfieber ihn mehrere Wochen ans Bett fesselte. Er fand vollständige Heilung im nassauischen Schlangenbad und erfuhr überall, wo er durchkam, die schmeichelhaftesten Bezeugungen der Verehrung (1826).

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Mann, dessen Geist mitten in der Restauration so klar leuchtete, in bösen Ruf gerieth, zumal in romanischen

Landen. Ein junger Spanier wohnte fünf Jahre lang im Zschokke'schen Hause und wurde gut katholisch erzogen. Dafür mußte sein Vater in Barcelona mehrere Wochen lang in den Gefängnissen der Inquisition schmachten. Der Oberst Voitel von Solothurn hatte mit Andreas Schmeller auf königliche Kosten hundert Zöglinge, darunter einen Prinzen, nach Pestalozzi'scher Methode unterrichtet und selbst der Erzbischof von Tarragona nahm theil daran. Trotzdem Voitel unter den spanischen Truppen mit Auszeichnung gegen die Franzosen gefochten hatte, wurde er mitten aus der Familie herausgerissen, in einen Felsenkeller geschleppt und mußte da dreizehn Monate liegen — bloß weil Zschokke's Bildniß über seinem Schreibpulte hing. Dann kam er auf die Festung Ceuta, wurde aber durch diplomatische Vermittlung nach sechs Wochen freigelassen und in seinen Rang wieder eingesetzt. Er schrieb an Z. von Ceuta aus mit der Unterschrift „Alamontade", um damit anzudeuten, wie eben jene Schrift Zschokke's ihm Muth in seinem Leiden gegeben habe. Seine Tochter wurde die Gemahlin Alexander's, eines Sohnes Zschokke's. Auch in Rom und Berlin war Z. angeschwärzt, und der in Berlin gefangen sitzende französische Professor Cousin meldete, er sei in den Verhören besonders wegen Paul Usteri, Fellenberg und Zschokke ausgefragt worden.

Das Jahr 1830 brachte dem Sechziger das Ehrenbürgerrecht seiner Vaterstadt Magdeburg, und wenn er die Anerkennung überblickte, welche ihm die politische Thätigkeit brachte, und Zeichen von Achtung, welche gelehrte Gesellschaften ihm entgegenbrachten, und das Glück, welches in seinem Hause um ihn aufblühte, so durfte Z. sich einen glückseligen Mann nennen. Im Frühling des Jahres begleitete er einen jungen Schweizer, dessen Eltern in Cuba wohnten, nach Havre und auf der Rückfahrt sagte ihm ein deutscher Diplomat voraus, was dann im Juli in Paris wirklich eintrat.

Die Revolution in Paris brachte auch Z. wieder auf den politischen Schauplatz. Der über Europa gegangene Strom einer restaurirenden Politik hatte auch im Aargau seine Wirkung gehabt. Z. trat in die Opposition. Die Regierung unterwarf den Schweizerboten strenger Censur; Z. ließ die Censurlücken offen. Als sie sogar auf gerichtlichem Wege gegen ihn vorging, um den Einsender eines Artikels zu erfahren, legte Z. alle staatlichen Beamtungen nieder (1829). Als der Sturm in Paris losbrach, ertönte in den Schweizerkantonen der Ruf nach Verfassungsrevision. Man forderte Trennung der höchsten Gewalten, Controlle, Aufhebung der lebenslänglichen Anstellungen, Verantwortlichkeit der Regierungsbehörden, Abschaffung erblicher Vorrechte, staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Freiheit der Presse, des Handels und der Gewerbe. Der Große Rath des Aargaues sollte nach einem Zeitraume von zwölf Jahren neu bestellt werden; das Volk verweigerte die Wahlen. Der Große Rath übertrug die Umänderung der Verfassung einem Verfassungsrathe — also wollte Z. folgerichtig dem Großen Rathe jede Einmischung entziehen — und er mußte zuhören, wie die aufgeregte Mehrheit in ungebundenem Zorne über ihn herfiel. Aber das Volk brach los — es war am 30. December 1830 —, Aarau wurde besetzt, der Große Rath widerrief, das Volk zog ab — und Z. wurde Vicepräsident des Verfassungsrathes. An einem Tage, an welchem Z. den Vorsitz führte, beschloß der Rath, daß nur ein geborner Schweizer ein Staatsamt bekleiden dürfe. Z. stieg sofort von seinem Stuhle nieder und erschien nicht wieder in der Versammlung, auch dann nicht, als der Beschluß aufgehoben wurde. Die neue Verfassung fand die Billigung des Volkes; Z. ließ sich wieder in den Großen Rath wählen, blieb aber von nun an jeder Staatsbeamtung fern. In Basel hatte man die Verdienste Zschokke's um die Beruhigung des Landes nicht vergessen. Als Stadt und Land sich schieden, öffnete er den „Schweizerboten"

den Bedrängten der Landschaft, während gleichzeitig die Herren der Stadt ihn um ihren Beistand baten. Ein wohlmeinender Vermittlungsantrag fand in der Stadt kein Gehör und der Bürgerkrieg konnte nicht mehr verhindert werden. Die basellandschaftliche Gemeinde Lausen schenkte Z. das Bürgerrecht.

Als das Volk seine politischen Rechte zurückerobert hatte, begannen die Umtriebe des Clerus, die verlorene Macht wiederzugewinnen. Die Jesuiten hatten sich in Wallis, Freiburg und Schwyz festgesetzt; in den Dörfern entstanden katholische Vereine; der Papst war jeglicher friedlichen Unterhandlung unzugänglich. Die Regierungen sahen sich genöthigt, auf der Hut zu sein. Dazu gehört auch das Oberaufsichtsrecht über das Vermögen der Klöster, was um so dringender war, da die Gelder ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und zu staatsgefährlichen Zwecken verwendet wurden. Der Aargau bestellte eine Commission, welche ein Verzeichniß des Vermögensstandes in den acht Klöstern aufnehmen sollte. Z. gehörte ihr an und faßte für die Benedictinerabtei Muri eine culturelle Aufgabe ins Auge; er bemühte sich, die Mönche dafür zu gewinnen, daß eine Gewerbeschule errichtet werde für die katholische Schweiz und die angrenzenden Länder. Er berechnete den Ertrag der Güter bei richtiger Bewirthschaftung und ebenso die Kosten der zu gründenden Anstalt, er wies auf den Segen hin, der daraus dem Lande erblühen würde; er rief die Geschichte zu Hülfe — die Stimme der Vernunft verhallte und die Aufwiegelungen dauerten fort. Ein Aufstand im J. 1835 konnte noch im Keime niedergeschlagen werden. Als aber die Ultramontanen im Anfange des Jahres 1841 bei der Verfassungsrevision ihre Wünsche unerfüllt sahen, brach der Aufruhr los; die ultramontanen Scharen wurden geschlagen und die Folge war die Aufhebung der Klöster. Z. sprach und stimmte dafür im Großen Rathe — die letzte politische Kundgebung. Z. war in den Jahren 1833 und 1837 auch Vertreter des Standes Aargau bei der eidgenössischen Tagsatzung gewesen.

Mitten in diese Zeiten (1836) wilder politischer Aufregung fiel die Errichtung der Taubstummenanstalt bei Aarau. Z. hatte auf seinen Schweizerreisen die erschreckende Wahrnehmung gemacht, daß so viele geistig und körperlich verkümmerte Menschen schutz- und hülflos ihr Leben verbrachten. Auch der Aargau zählte eine große Menge solcher Unglücklichen. Auf Zschokke's Anregung beschloß die Culturgesellschaft, für die vernachlässigten Geschöpfe ein Heim zu errichten.

Als die großen politischen Stürme im kleinen Aargau ausgetobt hatten, dachte Z. an die Sammelarbeit seines Lebensabends und was er erlebt und was er gedacht, erschien als „Eine Selbstschau“ (Aarau 1842). Der erste Theil hat zur Ueberschrift „Das Schicksal und der Mensch“, der zweite Theil: „Welt- und Gottanschauung“. Da man in Magdeburg endlich im Klaren sein wollte über den Verfasser der „Stunden der Andacht“, so entschloß er sich, die Antwort eben in der Selbstschau zu geben. (7. Aufl. 1877.) In Verbindung damit steht „Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß und zur Belehrung für alle Stände. 50 religiöse Betrachtungen“ (2. Aufl. 1843, 3. Aufl. 1852). Doch ruhte die Feder nicht ganz und seine Gedanken über die Geschichte der Menschheit und über die Hebung der Stände, sowie seine Lust, in Erzählungen zu belehren, klingen aus in „Aehrenlese“ (Aarau 1844) und in „Meister Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden. Ein Feierabend-Büchlein für Lehrlinge, verständige Gesellen und Meister“ (Aarau 1845). Eine persönliche Pietät hatte Z. erfüllt, indem er die Schriften des Karl Gustav Jochmann von Pernau herausgab (Hechingen [1836—] 1838).

Auf einer Sommerreise nach Holland im J. 1843 erkältete sich Z. und

erholte sich nicht wieder; er starb am 27. Juni 1848 in einem Alter von 77 Jahren.

Heinrich Z. hatte zwölf Söhne und eine Tochter. Diese, Cölestine, war an Justizrath Dr. Sauerländer in Frankfurt verheirathet und starb 1896. Von den Söhnen werden Theodor und Emil an besonderer Stelle behandelt.

Von Alexander Z., 1811—1859, Zeichnungslehrer an der aarg. Kantonsschule sind vorhanden Bleistiftzeichnungen, Holzschnitte, Stahlstiche und Steindrucke.

Julius Z., 1816—1845, Fürsprech in Liestal (Baselland): „Geschichte der am 14. Mai 1840 in Liestal hingerichteten Giftmischerin Fr. A. Maria Buser aus der Drahtzugmühle (Baselland)" (1840).

Dr. Eugen Z., 1821—1856, Arzt in Stein bei Säckingen: „Ueber Gannels Verfahren, Menschen, vierfüßige Thiere und Vögel einzubalsamiren", in „Neue Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde" (1840); „Ueber eine bisher unbekannte Veränderung an Menschenknochen aus Peru. Eine pathologisch-anatomische Abhandlung" (Aarau 1845); „Verzeichniß der in der Umgebung von Aarau wildwachsenden, phanerogamischen Pflanzen nebst Angabe ihrer Fundorte" (Aarau 1847).

Alfred Z., 1825—1879, Architekt in Aarau, Solothurn, Basel: „Anleitung zum Pisé-Bau" (Aarau 1849).

Olivier Z., 1826—1898, Ingenieur und Politiker: „Naturhistorische Karte der Umgebungen von Aarau, bearbeitet von Theodor Zschokke, gezeichnet von Olivier Zschokke"; „Was hat der Kanton Aargau in Eisenbahnsachen zu thun?" (Aarau 1864); „Rückkauf der Betriebsübernahme der schweizerischen Eisenbahnen durch den Bund" (Aarau 1876); „Entwurf für Ueberschienung der Alpen mit Zahnradbetrieb von Ol. Z. und N. Riggenbach" (Aarau 1868); „Die Anwendung des Zahnschienensystems auf die Gotthardbahn. Zuschrift an den Bundesrath" (Aarau 1877); „Verbesserungen im schweizerischen Bahnwesen durch Vereinheitlichung des Betriebs" (Aarau 1882, ohne Nennung des Namens, in Verbindung mit S. Kaiser); eine große Anzahl von Berichten, Gutachten über technische Fragen.

Achilles Z., 1823—1897, Pfarrer in Gontenschwil: „Unsere Volksfeste und ihre wohlthätigen und schädlichen Einflüsse auf das Volk", Referat für die Jahresversammlung der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft in Aarau 1844.

Die Familie des Theodor und Emil Z. wird an zutreffender Stelle erwähnt. Söhne Alexander's sind Otto, Bankier in Zürich, und Konradin, Wasserbautechniker: „Fondations à l'air comprimé" (Paris 1879); „Betonnière pneumatique" (Paris 1879); „Vari sistemi di affondamento ad aria compressa" (Roma 1886); „Druckluft-Gründungen", Festschrift z. Ingenieurwissenschaft, Gruppe I, Heft 1 (Leipzig 1896).

Unter den Söhnen des Achilles wird genannt Erwin, Professor an der Thierarzneischule in Zürich: „Zur Vivisektion", Jahresbericht des aarg. Thierschutz-Vereins 1884.

Der Sohn Olivier's, Fritz, ist Professor der Zoologie an der Universität Basel: „Recherches sur l'organisation et la distribution zoologique des vers parasites des poissons d'eau douce" (Gand et Leipsic 1884); „Die Korallenriffe im schweizerischen Jura" (Aarau 1890).

Die Familie Zschokke hat die vollständig katalogisirte Zschokkebibliothek in die Obhut des Stadtrathes von Aarau gestellt. Sie enthält 1) Porträts, Bilder, Zeichnungen, Büsten, bildliche und andere Erinnerungen an seine Person. 2) Ehrendiplome, Auszeichnungen, Zuschriften. 3) Manuscripte, Briefwechsel. 4) Biographien, biographische und bibliographische Notizen über seine Thätigkeit

und sein Leben. 5) Litteratur über die Stunden der Andacht. 6) Schriften. Diese zerfallen in historische, culturgeschichtliche und politische Schriften, in religiöse Werke, in Novellistisches, Dramatisches, Erzählendes und Gedichte, in Forstliches und Naturwissenschaftliches, in Uebersetzungen und Nachdrucke und in Vermischtes, worunter akademische, amtliche, pädagogische Schriften sich befinden.

Unter den Schriften scheint „Lohenstein als dramatischer Dichter“ in Olle Potride 1790 die älteste zu sein. Wir begegnen einer kaum übersehbaren Menge von Gelegenheitsschriften, welche immer zum Gegenstande haben culturelle und politische Zustände und Ereignisse: Vereine, Juden, Schulen, Frankreich und Deutschland, Deutschlands Hoffnungen und Täuschungen, Europa, die Schweiz. Klios Winke (Vermischte Schriften, 3. Theil Aarau 1825) verbreiten sich in essay-artigen Gewande über alle Zeiten und Länder. Biographien von Zeitgenossen haben besondern Werth. „Ausgewählte Historische Schriften“, 16 Theile (Aarau 1825, 2. Aufl. 1830); „Vermischte Schriften“, 7 Bände, (30.—36. Theil der gesammelten Schriften); „Sämmtliche ausgewählte Schriften“, 40 Bände (Aarau 1824 — 1828); „Ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen“, 2. Auflage in 10 Bänden (Aarau 1830); 12. Stereotypausgabe in 17 Bänden (Aarau 1878; 1.—17. Theil der gesammelten Schriften), neue billige Ausgabe Aarau 1880; „Sauerländers Unterhaltungsbibliothek“, 5 Bde.; „Humoristische Novellen“ in 4 Bdn. (Aarau 1881); „Heinrich Zschokke's Schriften“, 36 Theile (2. Aufl. 1859 bis 1861). Nicht enthalten sind darin die Geschichte des bairischen Volkes und die Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien; „Schweizerische Nationalbibliothek“ (Aarau) 17. Bdchn.: Aus der Schweizergeschichte, 18. Bdchn.: Aus der Selbstschau, 19. u. 20. Bdchn.: Der todte Gast, 21. Bdchn.: Abenteuer in der Neujahrsnacht.

Einzelne Schriften sind übersetzt ins Böhmische, Englische, Französische, Holländische, Italienische, Lettische, Magyarische, Romanische, Serbische, Vlämische, Finnische. Fast in allen Sprachen findet sich das Goldmacherdorf.

Zur Lebensgeschichte: (Oscar Elsner) Ueber den Aufenthalt H. Z.s in Frankfurt a. d. O. 1790—1794. — Rheinisches Taschenbuch f. 1824, Verfasser Hufnagel in Frankfurt a. M., Konsistorialrath. — Ernst Münch, Heinrich Zschokke. Haag 1831. — Geburtstagsfeier H. Z.s in Magdeburg 1842 u. 1843. Mit kleiner Vignette: Geburtshaus Z.s in Magdeburg, Schrotdorferstraße 2 u. 3. — Edwin Bauer, H. Z. Verfasser der Stunden der Andacht. Meißen 1844. (Volksbibliothek.) — Ed. Nodnagel, Männer des Volks: H. Z. Frankfurt a. M. 1847. — Zur Erinnerung an H. Z., gesprochen bei seiner Beerdigung 30. Juni 1848 (Schweizerbote 1848, Nr. 78 u. 79). — B. Hain im N. Nekrolog d. Deutschen (Necrol. 26, 868 ff.). — J. K. Bär, H. Z., sein Leben und Wirken nach seiner Selbstschau, seinen Reden u. mündlichen Mittheilungen, 1849. (Gallerie berühmter Schweizer.) — J. W. Genthe, Erinnerungen an H. Z. Eisleben 1850. — Schweizerischer Nationalkalender für das Jahr 1850. Aarau. — H. Vater, Z. in Bildungsquellen für Alt und Jung. Kreuzlingen 1862. — Emil Zschokke, H. Z., ein biographischer Umriß. Berlin 1866, 3. Aufl. 1875. (Sammlg. d. Vorträge v. Virch.-Holtzd.) — Illustr. Chronik d. Zeit 1880, 19. Heft. — Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, I. Bd. Zürich 1882. — R. Wapf, Ein Denkmal für H. Z. Luzern 1883. — Illustr. Unterhaltungsblatt 1884, Nr. 29. (Stuttgart, Schönlein.) — O. Hunziker, H. Z. Schweizer. Schularchiv, 1884, August. Zürich. — J. J. Bäbler, H. Z., ein Lebensbild. Aarau 1884. (Sonderabdr. aus: Vom Jura zum Schwarzwald.) — Stephan Born, H. Z. Vortrag. Basel 1885. — J. J. Keller,

Beiträge z. politischen Thätigkeit H. Z.s in den Revolutionsjahren 1798 bis 1801. Aarau 1888. — Jos. Kürschner, Deutsche Nationallitteratur, enthält ein Facsimile der Handschrift von 1788. — Zu erwähnen ist noch eine reiche Menge von Briefen bekannter Persönlichkeiten und berühmter Zeitgenossen, in einer besondern Autographensammlung von Emil Zschokke vereiniget.

J. J. Bäbler.

Zschokke: Theodor Joseph Karl Z., Arzt und Naturforscher. Z. war der älteste Sohn von Heinrich Z., geboren in Aarau am 16. Januar 1806. Als „Geschenk Gottes" nahm ihn der Vater, und so nannte er ihn. Den ersten Unterricht ertheilte ihm der Vater, dessen naturwissenschaftliche Beschäftigungen zu jener Zeit um so mehr auf den Knaben Einfluß gewannen, als ihn eine feine Beobachtungsgabe von früh an in intimere Beziehung zur Natur brachte, und er überdies in hervorragendem Maße den Sammelgeist des Vaters geerbt hatte. Erst 1821 ließ ihn dieser in das aarg. Gymnasium eintreten, an dem damals Männer wie Rud. Rauchenstein, Rudolf Meyer, Franz Xaver Bronner wirkten. Nach der Lieblingsidee des Vaters, seine Söhne neben der wissenschaftlichen auch die technische Ausbildung in einem Handwerke genießen zu lassen, mußte Z. zu gleicher Zeit den Beruf eines Spenglers bis zum Gesellen erlernen. Die hier erlangten Fertigkeiten kamen ihm übrigens später sehr zu statten. Nach einjährigem Aufenthalt in Genf bezog Z. 1825 die Universität München, um Medicin zu studiren, 1826, im Herbste, ging er nach Berlin und besuchte hier die Vorlesungen eines Gräfe, eines Hufeland. Schon im Sommer 1827 promovirte er hier auf Grund einer Dissertation „de Janis" (Mißgeburt zusammengewachsener Schafköpfe) und ein Jahr später absolvirte er das Staatsexamen seines Heimathskantons. Nach vorübergehendem Aufenthalte im Frickthale, wo er sich mit Eifer der ärztlichen Praxis hingab, reiste er zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris. Doch wurden seine Studien jäh unterbrochen durch die Julirevolution, und da die Schweizergarden in den Straßenkämpfen sehr gelitten hatten und nun die Spitäler füllten, so gab es Arbeit genug für ihn. Von ihm stammte ein in den Schweizerzeitungen publicirtes Verzeichniß der in den Pariser Spitälern liegenden Schweizersoldaten und ihrer Verwundungen, für das man ihm vielen Dank wußte. Seine Thätigkeit fand auch volle Anerkennung der Pariser Behörden. Nun kehrte er in seine Vaterstadt Aarau zurück, wo er sich dauernd als Arzt niederließ. 1831 wurde er zum Garnisonsarzt, 1833 zum Bezirksarzt ernannt und war auch Mitglied der städtischen und der kantonalen Schulbehörden. 1840 übertrug ihm die Regierung die erledigte Lehrstelle für Naturgeschichte an der aargauischen Kantonsschule, und so trat nun die Wissenschaft, der seine Vorliebe gehörte, in den Vordergrund, neben der aber die ärztliche Praxis nicht aufgegeben wurde. Lange schon war er Mitglied und Leiter der naturforschenden Gesellschaft in Aarau, deren Protokolle Zeugnisse seiner rastlosen Thätigkeit sind. Während ca. 30 Jahren zeichnete er sorgfältig seine meteorologischen Beobachtungen auf, wie auch den Wasserstand der Aare und hat dadurch der heutigen Generation werthvolles Material geliefert. Seit 1828 gehörte Z. der Freimaurerloge an, von 1858 an als Meister vom Stuhl. Für sie hat er publicistisch viel gearbeitet, namentlich stammen die die Schweiz betreffenden Artikel in Lennig's Freimaurerlexikon aus seiner Feder. Im Frühjahr 1866 mußte er von seiner Lehrstelle an der aarg. Kantonsschule zurücktreten und starb nach langer Krankheit am 18. December 1866.

Schriften: „De Janis. Dissertatio anatomica physiologica" (Berolini 1827); „Moskau und Petersburg beim Ausbruch der Cholera morbus. Blätter aus dem Tagebuch eines Reisenden", mit Bemerkungen von Z. (1831); „Abhandlung

über das Heilverfahren bei der epidemischen Cholera von Joh. Perin. Aus dem Spanischen von Z." (1836); „Specielle Semiotik. Eine faßliche Darstellung der Kennzeichen der Gesundheit, sowie der Krankheiten des menschlichen Körpers, Gemüthes und Geistes", 2 Bde. 1842 (Hauptwerk); „Die Ueberschwemmungen in der Schweiz im September 1852"; „Mittheilungen über die Cholera in Aarau" (1854); „Das Grundeis auf der Aare" (1855); „Das Laurenzenbad bei Aarau" (1858); „Leitfaden zum mineralogischen Unterricht am Gymnasium und Gewerbeschule" (1864); „Der Wassermangel in einem Theil der Schweiz, besonders im Kanton Aargau im Winter 1864—65" (1866).

Biogr. von Emil Zschokke: Zur Erinnerung an Dr. med. Theodor Zschokke von Aarau (1866). E. Z.

Zuberbühler: Sebastian Z., geboren am 19. September 1809 in Trogen, Kt. Appenzell. Armer Leute Kind begann Z. in seinem 14. Altersjahre als Handwerker sein Brot zu verdienen, als ihm Gelegenheit geboten wurde an der neubegründeten Kantonsschule unter Krüsi sich für den Lehrerberuf vorzubereiten. Unter großen Entbehrungen besuchte er, nachdem er bereits in Trogen mit Erfolg eine Privatschule ins Leben gerufen, zu seiner weiteren Ausbildung das Lehrerseminar Hanhart's und die Hochschule in Basel (1827/28). Zunächst als Hauslehrer, dann in öffentlicher Stellung an den Schulen in Trogen, Liestal und Waldenburg (Baselland) arbeitete er sich nun aufs neue allseitig in die Lehrerpraxis ein, ehe er 1837 als Oberlehrer und Vicedirector an das bernische Lehrerseminar in Münchenbuchsee berufen wurde. Der politische Willküract, der 1852 den Director Grunholzer und sechs andere Lehrer dieses Seminars beseitigte, traf auch ihn; aber die gleiche Post, die ihm seine Absetzung meldete, brachte ihm den Ernennungsact zum Director des neubegründeten Lehrerseminars in Chur. Es gelang dem um viele Erfahrungen reicher gewordenen Mann durch seine rastlose Thätigkeit, sein tolerantes Wesen gegenüber den verschiedenen Parteien und Confessionen, an dieser paritätischen Anstalt, die anfangs viele Gegner zählte, die ungetheilte Achtung und das vollste Zutrauen der Behörden und des Volkes zu erwerben, der Anstalt festen Boden zu verschaffen und dem noch schwer darniederliegenden bündnerischen Schulwesen bedeutend aufzuhelfen. Die gleichen Eigenschaften und die gleichen Erfolge begleiteten ihn in einen neuen Wirkungskreis, als er 1861 den wiederholten Bitten der St. Gallischen Erziehungsbehörde nach hartem innern Kampfe nachgab, die ihn als Director an das ebenfalls neu errichtete paritätische Vertragsseminar in St. Gallen und dann 1864 an das dasselbe ablösende staatliche Seminar in Mariaberg-Rorschach wählte. Nur sieben Jahre lang war es ihm noch vergönnt, im nämlichen Sinne wie bisher in Bünden, nunmehr die Lehrerbildung im Kt. St. Gallen zu leiten. Schon die Ueberanstrengung seiner Studienzeit hatte seine Gesundheit bleibend erschüttert; zu Anfang 1867 warf ihn eine Brustkrankheit nieder; wol erholte er sich wieder soweit, daß er im Mai 1868 seine Thätigkeit aufs neue aufnehmen konnte; aber im Herbste dieses Jahres kam eine Herzbeutelwassersucht hinzu, der er am 15. October 1868 erlag.

Z. war ein vortrefflicher Schulmann, der ganz in seinem beruflichen Wirken aufging. „Sein Amtseifer und seine Leistungen müssen jeden Pädagogen erfreuen", hatte schon P. Girard über ihn geurtheilt, als er im Auftrag der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft das Seminar Münchenbuchsee einer Inspection unterzog. Und ähnlich sprach sich später Grunholzer über ihn aus: „Zuberbühler's Unterricht ist durchaus wissenschaftlich, gründlich, und dabei doch ganz der Fassungskraft seiner Zöglinge angemessen; in praktischer Hinsicht zeichnen sich seine Leistungen durch die Entwicklung einer vorzüglichen Lehrmethode und die genaue Berücksichtigung aller Bedürfnisse unserer Volksschule aus." Nicht minder hervorragende

Eigenschaften entwickelte er als Director: von aller Politik fern lebte er nur seinem Amt und seinen Zöglingen; in strenger sittlicher Selbstzucht und ernst religiösem aber mild humanem Sinn leuchtete er ihnen vor und suchte sie durch That und Wort zu der idealen Erfassung ihres Berufes zu begeistern, die ihn selbst beseelte. Dabei war er sein Lebenlang freisinnigen Anschauungen zugethan und wirkte mit Kraft für äußere Besserstellung des Lehrstandes; selbst unermüdlich an seiner eigenen Fortbildung arbeitend lag ihm auch die Belebung und Haltung der Lehrerconferenzen am Herzen und soweit es seine Gesundheit erlaubte, betheiligte er sich activ bei denselben. Er hat werthvolle Arbeiten in verschiedene schweizerische pädagogische Zeitschriften geliefert und selbst (1860—62) drei Jahrgänge „Pädagogische Beiträge“ redigirt; aus seiner Feder stammt ein „Lehrplan oder freundlicher Ratgeber für die Lehrer des Kantons Graubünden“ (1856), der auch ins Ungarische übersetzt wurde, und ein ebensolcher für die Lehrer des Kantons St. Gallen (1864); nach seinem Tode kam noch ein Bändchen „Pädagogische Reden und Abhandlungen“ von ihm heraus (1869). Aber so wenig als in jeder andern Beziehung drängte er sich als Schriftsteller hervor; in fast übergroßer Anspruchslosigkeit hat er eine Reihe vollständig ausgearbeiteter Schriften methodischen Inhalts unveröffentlicht gelassen.

Nekrolog (aus der Feder seines Sohnes) in Hunziker's Geschichte der schweizerischen Volksschule, Band III (Zürich 1882), S. 225—38.

Hunziker.

Zuccalmaglio: Anton Wilhelm Florentin von Z., Forscher, Dichter, Musiker und Kritiker, wurde am 12. April 1803 zu Waldbroel, einem rheinischen Städtchen, geboren, daher er sich später den Schriftstellernamen Wilhelm von Waldbrühl beilegte. Sein Vater war dort Advocat, verlegte aber bald nach der Geburt dieses Sohnes seinen Wohnsitz nach Opladen, woselbst er die Stellung eines Amtsadvocaten bekleidete. Von letzterem Platze zog die Familie, welche nebenbei bemerkt väterlicherseits italienischen Ursprunges ist, während die Mutter, eine geborene Deycks, aus der Familie des bekannten niederländischen Malers stammen soll, nach Verlauf einiger Jahre nach dem benachbarten Schlebusch, woselbst man ein Gut kaufte. Im Hause seines Großvaters, des Gensdarmerie-Oberstlieutenants Johann Heinrich von Z., welcher in Mülheim a. Rh. stationirt war, verlebte Anton einen großen Theil seiner Jugend und besuchte die dortige höhere Schule. Später genoß er mit seinem jüngern Bruder Vincenz den Unterricht des Karmeliter-Gymnasiums in Köln und trat nach Absolvierung desselben in die 7. Artilleriebrigade unter Oberst von Tuchsen ein, in der Absicht, sich ganz dem Militärstande zu widmen. Es scheint aber, daß ihm dieser auf die Dauer nicht behagte; denn schon nach drei Jahren, als er es bis zum Feuerwerker gebracht hatte, schied er aus und bezog Michaelis 1826 die Universität Heidelberg, um sich auf das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zu verlegen, mit dem Vorhaben, später die akademische Laufbahn einzuschlagen. Nebenbei aber beschäftigte er sich und zwar mit größerer Vorliebe mit Musik, sowie mit Zeichnen und Archäologie und erwarb in den Naturwissenschaften, der altdeutschen Sprache und deutschen Mythologie tüchtige Kenntnisse. Als Z. schon die vorbereitenden Schritte zum Eintritt in die akademische Carriere gethan hatte, wurde ihm die Stelle als Erzieher des einzigen Sohnes des Fürsten Gortschakoff in Warschau angetragen, ein Ruf, dem er um so lieber Folge leistete, als seine Familienverhältnisse sich zum schlechteren gewandt hatten. In Warschau blieb er acht Jahre in Stellung, während welcher Zeit er seinen Zögling auf vielen Reisen durch Rußland und Deutschland begleitete. Er machte auf denselben die Bekanntschaft vieler Diplomaten, Fürsten und Gelehrten, und lag eifrig und mit gutem Erfolge dem Studium der slavischen und persischen

Sprache ob. Schon in den Jahren 1829 und 1830 hatte er gemeinschaftlich mit Dr. E. Baumstark eine Sammlung von Volksliedern herausgegeben, welchen im J. 1840 zwei Bände, Melodie und Text, seiner deutschen Volkslieder folgten; eine Frucht seiner Reisen in Rußland war die Sammlung russischer und polnischer Volkslieder, welche er unter dem Titel „Slavische Balalaika“ 1843 erscheinen ließ. In das Studium der morgenländischen Dichtungen wurde er durch den persischen Gelehrten Mirza Muharem eingeführt. Auch brachte ihm sein Aufenthalt in Rußland viele Auszeichnungen ein: die Ehrenmitgliedschaft gelehrter Vereine, die Doctorwürde der Universitäten Dorpat und Moskau sowie vom russischen Zaren den Titel eines kaiserlichen Professors. In dieselbe Zeit fällt auch Zuccalmaglio's Hauptthätigkeit als Mitarbeiter an Rob. Schumann's „Neuer Zeitschrift für Musik“; seine Beiträge erfreuten sich der ungetheilten Beliebtheit aller Leser.

Im J. 1840 zog ihn die Sehnsucht nach Heimath und Mutter — sein Vater hatte bereits das Zeitliche gesegnet — an die Stätte seiner Jugend hin; er kehrte nach Schlebusch zurück und verließ nunmehr nur noch gelegentlich sein Heimathland. Er bekleidete noch nach einander in Frankfurt a. M., Elberfeld, Hagen und zuletzt zu Nachrott im Lennethale die Stelle eines Pädagogen; war ihm doch der Jugendunterricht lieb und theuer geworden. Und gerade die letztere Stätte im Hause der Familie Schmidt wurde ihm nach dem Hingange seiner Mutter, seines Oheims und so mancher seiner Freunde eine der liebsten auf der Erde, und hier sollte auch der unerbittliche Tod seinem schaffensfreudigen Dasein ein Ende setzen. Z. war im Herbste des Jahres 1867 zu seinem Bruder Vincenz nach Grevenbroich gezogen, dort ganz den Wissenschaften und dem Umgange mit Freunden lebend. Auf einem Besuche in Nachrott bei seinem Freunde Löbbecke schied er in der Fülle der Gesundheit am 23. März 1869 ganz unerwartet aus dem Leben: er war von einem Herzschlag getroffen. Seine Gebeine ruhen auf dem Friedhofe zu Altena, mitten in seiner Lieblingslandschaft.

Z. wird uns von denjenigen, welche ihn persönlich kannten, als schöner, kraftvoller Mann geschildert, der mit seiner hohen Gestalt und dem ausdrucksvollen Kopfe mehrfach seinen Düsseldorfer Malerfreunden zu Heldenbildern gesessen hat. Seinen Charakter hat er selbst, als er sich 1866 um das Mandat eines Volksvertreters für den Kreis Mülheim-Wipperfürth und Siegburg bewarb, geschildert, indem er sagt, er habe sein ganzes Leben hindurch nicht nach der Gunst der Großen gelungert, habe nicht getrachtet, eine glänzende Laufbahn zu machen, sondern sich in einfach bürgerlicher Stellung am Gemeinwohl zu bethätigen gesucht, gestrebt ein ehrlicher Mann und seinen Grundsätzen treu, d. h. unabhängig zu bleiben. Er sei in der katholischen Confession erzogen worden, er habe aber sich von jeher mit den Ansichten anderer Menschen vertragen gelernt, habe die Lehren, welche über das gegenwärtige Leben hinaus zielten, nie dadurch entheiligen wollen, daß er sie heuchlerisch zur Schaustellung benutzte, um politische Ziele zu erreichen und die Augen der Arglosen zu blenden.

Ueber seine Thätigkeit als Pädagoge urtheilt Jansen (s. u.) also: „Bei der Erziehung seiner Zöglinge war es seine Hauptaufgabe sie zu selbstthätigem Denken, zur Selbständigkeit anzuregen und in ihnen die Ehrfurcht vor dem unendlichen Wesen zu erwecken. Er unterrichtete in allen Fächern, von der Mathematik und Metrik bis herunter zum Schwimmen und Schlittschuhlaufen. Seine Lehrmethode war die sokratische; die Natur blieb der Eingang und der Ausgang. Das Stubenleben war für den Winter, im Sommer gab er in eigener Weise den Wanderlehrer ab; da gings hinaus durch die Thäler und über die Berge, und die Zöglinge gediehen hierbei nicht nur leiblich, sondern auch geistig besser“.

Zuccalmaglio's Verdienste auf litterarischem und musikalischem Gebiete sind, zumal für die Rheinlande recht beachtenswerth; es wäre zu wünschen, daß eine Gesammtausgabe seiner Werke nicht lange auf sich warten ließe. Für die Hebung der rheinischen Musikfeste war er in Wort und Schrift thätig, wie er auch die Bestrebungen der Männergesangvereine eifrigst zu fördern suchte. Für Schumann schrieb er Operndichtungen, deren Composition freilich unterblieben ist. Außer den bereits genannten Sammlungen von Volksliedern hat er die deutschen Pflanzennamen behandelt, das Leben berühmter Werkmeister, Naturforschung und Hexenglaube u. a. m. Für die Rheinlande besonders von hohem Werthe sind sein „Dombüchlein"; „Die Lurleisage"; „Die Düsseldorfer Xenien"; „Mosellieder"; „Wesen der niederrheinischen Sage"; „Lieder vom Siebengebirge"; „Rhingscher Klaaf" und noch verschiedene andere Abhandlungen und Dichtungen. Auch hat er seines Bruders Vincenz Buch „Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westfalen" in wissenschaftlicher Umarbeitung neu herausgegeben.

Franz Cramer: Dr. d'Alquen, Anton und Vincenz v. Zuccalmaglio. (Enth. i. d. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Realschule I. O. zu Mülheim a. Rh. Köln 1880, S. 7—13.) — F. Gustav Jansen: Die Davidsbündler. Leipzig 1883, S. 138—150. — Auch enthält der 1870 erschienene 1. Band der neuen Ausgabe der Vorzeit von Montanus eine Lebensbeschreibung von Anton Wilh. Florent. v. Zuccalmaglio.

Jak. Schnorrenberg.

Zuccalmaglio: Vincenz Jacob von Z., Bruder des vorhergehenden, erblickte als der zweite Sohn des Notars J. S. v. Z. in Schlebusch bei Mülheim a. Rh. am 26. Mai 1806 das Licht der Welt. Mit seinem älteren Bruder zusammen besuchte er das Karmeliter-Gymnasium in Köln und nach Absolvirung desselben in den Jahren 1826—1830 die Hochschule zu Heidelberg, um das Studium der Rechtswissenschaft zu betreiben. Musik und Litteratur zogen aber auch ihn, wie seinen Bruder, ganz gewaltig an, und zumal die deutschen Alterthümer waren es, mit denen er sich eingehend beschäftigte. Nachdem Vincenz nach Beendigung der Universitätsstudien anfänglich am Landgerichte zu Köln thätig war, wurde er 1840 zum Notar in Hückeswagen ernannt und lebte seit 1856 bis zu seinem am 21. November 1876 erfolgten Tode als sehr beschäftigter und gesuchter Notar und Justizrath in Grevenbroich. Verheirathet war er seit 1835 mit Gertrude von Caluwe. Vor seiner Hochschulzeit hatte Z. seiner Militärpflicht bei der 7. Artilleriebrigade in Köln genügt (1825—26); durch einen Unfall am Geschütz auf der Wahner Heide Invalide geworden, mußte er den Dienst aufgeben. Angesichts des Kriegsaussichten im J. 1830 trat er aber als Lieutenant wieder ein, nachdem sein Schaden wieder heil war, und blieb Landwehrofficier, bis er 1852 als Hauptmann ausschied.

Z. gehörte zu den wackersten Männern seiner Zeit, zu den treuesten Freunden des Volkes. Als Dichter und als Sagenforscher hat er sich einen ehrenvollen Namen errungen; als Freund des Volkes und des Vaterlandes stand er in der ersten Reihe derjenigen, welche für eine freie Entwicklung des deutschen Geistes und wider alle Feinde des einigen deutschen Reiches kämpften. E. M. Arndt schätzte ihn außerordentlich hoch und nannte ihn seinen „Freund und Blutsfreund in Gesinnung". Vor allem lobt er an ihm sein ungewöhnliches Talent der populären Darstellung. Und gerade auf diesem letzteren Gebiete, auf demjenigen der schriftlichen und mündlichen Volksansprachen hat Z. die bedeutendsten Erfolge errungen, während seine dichterischen Leistungen nicht ganz an diejenigen seines Bruders heranreichen. Aus der großen Fülle seiner Schriften hebe ich nur die hauptsächlichsten hervor. Nachdem im J. 1833 von ihm eine „Oertliche und ge-

schichtliche Darstellung der Mosel von Coblenz bis Trier" erschienen war, der sich im folgenden Jahre als Pfingstgeschenk für Kinder „Der Maimorgen" in Versen mit Nachbildung der Vogelstimme anreihte, gab er 1836 eine Geschichte und Beschreibung des Klosters Altenberg in Dhünthale heraus, eine Schrift, welche hauptsächlich die Wiederherstellung des bergischen Domes dortselbst, eines der großartigsten Gotteshäuser rein deutscher Bauart bezweckte. Sein umfangreichstes Werk erschien noch in demselben Jahre unter dem Titel „Die Vorzeit der Länder Cleve-Jülich-Berg von Montanus" (dem Schriftstellernamen Zuccalmaglio's), ein Werk, welches von grundlegender Bedeutung für jene Länderstriche bleiben wird. Im „tollen Jahr 1848" gab er „Die deutsche Kokarde, Politischer Katechismus" heraus, die im Verlaufe von drei Monaten vierzehn Auflagen erlebte, jede zu vielen Tausenden, die letzten zu je 10 000. „Die große Schlacht bei Remlingrade, oder der Sieg der Bergischen Bauern über die Elberfelder Allerwelts-Barrikadenhelden am 17. Mai 1849", worin diese letzteren gegeißelt wurden, brachte es im Jahre des Erscheinens, 1849, bis zu zwölf Auflagen, wie denn überhaupt seine Flugschriften politischen und socialökonomischen Inhaltes sich einer massenhaften Verbreitung erfreuten. Zu den bekanntesten seiner Werke gehört ferner noch das im J. 1870 erschienene Buch „Die Helden und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten sechs Jahren des vorigen Jahrhunderts und unter der Fremdherrschaft", in welchem er getreu nach den Berichten der Augenzeugen erzählt, wie es damals den Bürgern und Bauern seiner bergischen Heimath ergangen ist. In dem im J. 1861 erschienenen Büchlein „Die religiöspolitischen Fragen der Gegenwart" sagt er mit prophetischem Blicke die Einheit und Gründung des Deutschen Reiches voraus, „wofür ein jeder zu denken, zu beten, zu reden und zu handeln verpflichtet sei".

Z. erfreute sich der besondern Huld des Königs Friedrich Wilhelm IV., mit welchem er bereits in Altenberg in persönliche Berührung gekommen war. Die Neider und Schmäher, welche Vincenz in großer Zahl besaß, konnten ihm beim Könige nichts anhaben; dieser ließ, um ihm eine Freude zu bereiten, sein Familienwappen im bergischen Dome anbringen, für dessen Wiederherstellung er so erfolgreich gewirkt hatte. 1855 erhielt er den rothen Adlerorden IV. Classe, 1874 den Titel Justizrath und 1876 den rothen Adlerorden III. Classe mit der Schleife.

Als das Unfehlbarkeitsdogma verkündet wurde, trat Z. in die ersten Reihen derjenigen, welche den Kampf zwischen Kirche und Staat führten; er trat auf die Seite des letzteren und wie er durch die „Pflege reichstreuer Gesinnung, Bekämpfung aller staatsfeindlichen, auf Untergrabung der Vaterlandsliebe, der Achtung vor Gesetz und Obrigkeit gerichteten Umtriebe" sich einerseits viele begeisterte Anhänger erwarb, so wuchs andrerseits auch die Zahl seiner Gegner, welche ihn, den sie den „alten Fuhrmann" nannten, zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe machten. In Grevenbroich gründete Z. das „Nationale Wochenblatt", in dessen Spalten er manchen heftigen Strauß mit seinen Gegnern ausfocht. Die letzten Jahre seines Lebens sahen ihn noch in größerer agitatorischer Thätigkeit. In den verschiedensten Städten Rheinlands und Westfalens hielt er seine Wandervorträge, und er wußte diese dadurch seinen Zuhörern so interessant zu gestalten, daß er an die Stadt oder den Ort, wo er gerade sprach, anknüpfte und sich stets als ausgezeichneten Kenner, um nicht zu sagen Geschichtsschreiber des betreffenden Fleckchens Erde bewies. Auch war seine Darstellung mit volksthümlichen Rensarten, Sprichwörtern und geflügelten Worten durchsetzt, was seiner Rede behagliche Würze verlieh und ihr schnellen Eingang in die Herzen seiner Zuhörer verschaffte. In Grevenbroich, von wo aus er die regste Thätig-

keit entfaltete, und wo er seinen Lebensabend beschloß, haben ihm seine zahlreichen Freunde und Anhänger ein Denkmal gesetzt.

Adolph Kohut, Aus meiner rheinischen Studienmappe. Düsseld. 1877, S. 129—158. — Franz Cramer, Dr. d'Alquen, Anton und Vincenz v. Zuccalmaglio. (Enth. i. d. Festschrift z. Feier d. 50jähr. Bestehens d. Realschule I. O. zu Mülheim a. Rh. Köln 1880, S. 13—23). — Gegen V. v. Z. gerichtet ist die Schrift: Der alte Fuhrmann (Vincenz v. Zuccalmaglio) heimgefahren von einem rheinischen Antiquarius (Cardauns). Köln 1875.

Jak. Schnorrenberg.

Zuccarini: Franz Anton Z., Schauspieler, wurde im J. 1754 (nach einer anderen Angabe 1760) zu Mannheim geboren und schon mit seinem sechsten Jahre der Bühne zugeführt, indem er in eine Balletschule aufgenommen wurde. Als Ballettänzer wurde er auch zur Mitwirkung in französischen Operetten herangezogen. Durch Friedrich Ludwig Schröder, der ihn vermuthlich bei einem Gastspiel in München oder in Mannheim im J. 1780 kennen gelernt hatte, kam er an die Hamburger Bühne, wo er bis zum 27. März 1783 blieb und sich für alle Liebhaberrollen überaus tüchtig erwies. Er begab sich hierauf auf Gastspielreisen, trat aber unter Seyler's Direction, von Prag kommend, wieder in das Hamburger Ensemble ein und führte von Ostern 1784 bis 1785 mit Klos gemeinsam die Leitung der Geschäfte, wobei ihm der litterarische Theil zufiel. Als Brandes und Klos 1785 eine neue Theatertruppe zusammenstellten, trat Z. in sie ein, folgte aber bald darauf Schröder nach Altona, Lübeck und Hannover und blieb dann mit ihm in Hamburg, bis er im J. 1792 ein Engagement am kurfürstlichen Nationaltheater in München fand. Schröder hielt offenbar große Stücke auf Z. Da er von seinem Grundsatze, keine höhere Gage als 600 Thl. zu zahlen, nicht abgehen wollte, fand er den Ausweg, dem verdienstvollen Z. jährlich 100 Thaler zu schenken. In München verlegte sich Z. ausschließlich auf das Heldenfach. Im J. 1795 wurde er mit der artistischen Leitung des Theaters betraut. Ein Jahr darauf vermählte er sich mit Katharina Lang, einer Tochter der Franziska Lang, die sich ursprünglich dem Gesang gewidmet hatte, nach dem Verluste ihrer Stimme aber zum Schauspiel übergegangen war. Unter der Direction des Franz Marius v. Babo mußte er im J. 1799 die artistische Leitung an den Schauspieler Heinrich Beck, der von Mannheim nach München berufen wurde, abgeben. Seit dem Jahre 1801 fing er allmählich an, in das Fach der Heldenväter überzugehen. Für kurze Zeit, im J. 1811, versah er den Posten eines Regisseurs, doch mußte er von ihm wegen Kränklichkeit bereits im J. 1812 wieder zurücktreten. Als sich sein Befinden nicht wieder bessern wollte, zog er sich im J. 1816 vom Theater zurück und verlegte sich auf die Ausbildung von Schülern, von denen mehrere zur Berühmtheit gelangten. Er starb in München am 9. Februar 1823. Als seine besten Rollen werden angeführt: Marquis Posa in der Jugend, im Alter König Philipp, Czaar in den „Strelitzen" von Babo und Odoardo in Lessing's „Emilia Galotti".

Vgl F. L. W. Meyer, Friedrich Ludwig Schröder. Hamburg 1823. II, 2, S. 93, 95, 98. — Joh. Friedr. Schütze, Hamburgische Theater-Geschichte, Hamburg 1794, S. 489, 499, 514, 515, 529, 535, 543, 580, 584, 586, 589, 591, 605, 621, 626, 629, 631, 634, 639, 641, 663. — K. Herloßsohn, H. Markgraff u. A., Theater-Lexikon. Neue Ausgabe. Altenburg u. Leipzig 1846. VI, 244. — Friedr. Ludw. Schmidt, Denkwürdigkeiten. Hamburg 1875. II, 36. — F. Grandaur, Chronik des königl. Hof- und Nationaltheaters in München. München 1878. (Register.)

H. A. Lier.

Zuccarini: Joseph Gerhard Z., Botaniker, geboren zu München am 10. August 1797, † ebendaselbst am 18. Februar 1848. Zuerst durch häuslichen Unterricht, sodann auf dem Gymnasium und dem Königl. Lyceum seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog Z. 1815 die Universität Erlangen, behufs Studiums der Medicin, nachdem er bereits als Gymnasiast durch fleißige Excursionen in die Umgebung Münchens sich eine nicht gewöhnliche Kenntniß der heimathlichen Fauna und Flora angeeignet hatte. Die naturwissenschaftlichen Fächer blieben denn auch die bevorzugten Gegenstände seines Studiums, wohl zumeist infolge der Anregung, welche der vielseitig gelehrte und geistreiche Erlanger Professor Christian Nees v. Esenbeck (s. A. D. B. XXIII, 368) auf ihn ausübte. Im Herbste 1819 nach München zurückgekehrt, widmete sich Z. ausschließlich der Botanik. Unter der Leitung des greisen Franz v. Paula v. Schrank (s. A. D. B. XXXII, 450) beschäftigte er sich im botanischen Garten mit systematischen Arbeiten, durchforschte auch auf mehrfachen Wanderungen einige weniger bekannte Gegenden der bairischen Alpen. Als im December 1820 die bairischen Naturforscher Spix und v. Martius (s. A. D. B. XX, 519) aus Brasilien zurückkehrten, erhielt Z. den Auftrag, an der Bearbeitung des mitgebrachten reichen Pflanzenmaterials Antheil zu nehmen. Im J. 1823 zum Adjuncten der Akademie der Wissenschaften und zum Lehrer der Botanik am Königl. Lyceum ernannt, übernahm er bereits im folgenden Jahre nach Errichtung der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu München an dieser ein Lehramt, und als 1826 die Universität von Landshut nach München übersiedelte, die Stelle eines außerordentlichen Professors der landwirthschaftlichen und Forstbotanik. 1835 rückte er zum Ordinarius auf, erhielt 1836, nach v. Schrank's Tode, die Bestallung als zweiter Conservator des botanischen Gartens und wurde 1839 zum ordentlichen Mitgliede der bairischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Während seiner Wirksamkeit in diesen Stellungen unterbrach Z. die Arbeiten seines Berufes eigentlich niemals. Denn auch gelegentliche Ausflüge nach Tirol und in verschiedene Theile Oberbaierns, sowie einige größere Reisen in die Schweiz, nach Oberitalien, nach Berlin, Wien und den Niederlanden dienten nur zur Förderung seiner Studien. Eine unermüdliche litterarische Thätigkeit förderte eine Reihe werthvoller Arbeiten zu Tage, welchen die Anerkennung nicht versagt blieb. Sie fand ihren Ausdruck in seiner Ernennung zum Mitgliede und Ehrenmitgliede zahlreicher gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes. Ein trefflicher akademischer Lehrer, heiteren und lebhaften Temperaments, dessen tiefes Empfinden sich gelegentlich auch in poetischen Ergüssen aussprach, ein liebevoller Familienvater, wurde Z. tief betrauert, als ein Lungenleiden im 51. Jahre seines Lebens seinem Schaffen ein frühzeitiges Ziel setzte.

Zuccarini's bedeutendste litterarische Leistungen in der Botanik liegen auf dem systematischen Gebiete. Im Geiste der von Rob. Brown, Jussieu und Decandolle in die Wissenschaft eingeführten Classificationsmethode, welche sich nicht damit begnügte, die einzelnen Pflanzengestalten nach ihren habituellen Unterscheidungsmerkmalen zu beschreiben, sondern darauf ausging, in dem System zugleich auch den Ausdruck einer genetischen Entwicklungsreihe des Pflanzenreichs zu finden, betheiligte sich auch Z. durch seine Arbeiten an dem weiteren Ausbau der systematischen Botanik. Ein scharfes Beobachtungstalent, Klarheit und Unbefangenheit des Urtheils verbanden sich bei ihm mit einer frischen und plastischen Darstellungsweise, sodaß seinen Schriften ein bleibender Werth gesichert ist. Seine erste Arbeit war die Beschreibung einer Reihe von Pflanzengattungen aus den von Martius mitgebrachten Schätzen, veröffentlicht in dem ersten Bande der „Nova Genera et species plantarum Brasiliensium“ 1823. Es folgten dann einige Monographien, wie die der amerikanischen Oxalis-Arten 1825, nebst einem

Nachtrag dazu 1831, und der Cacteen, die beiden ersten als Sonderabdrücke aus den Denkschriften der Münchener Akademie (Band IX u. X), ferner eine Reihe ebendort publicirter kleinerer Abhandlungen unter dem Titel: „Plantarum novarum vel minus cognitarum, quae in horto botanico herbarioque regio Monacensi servantur“ in 4 Fascikeln 1837—40 (Bd. X, XIII, XIX u. XXII der Denkschriften), welche Pflanzen aus Brasilien, Madagaskar, Mexiko und aus der Levante behandeln. Der Organographie und Morphologie angehörig sind folgende Arbeiten Zuccarini's: „Charakteristik der deutschen Holzgewächse im blattlosen Zustande. Mit Abbildungen von Sebastian Munsinger.“ 2 Hefte, 1823—31; „Beiträge zur Morphologie der Coniferen“ (Denkschr. d. Münch. Akad. Bd. XVI); „Ueber zwei merkwürdige Pflanzenmißbildungen“ 1844 (ebenda Bd. XIX). Ein großes Verdienst erwarb sich Z. durch seine ausgezeichnete Bearbeitung der Flora Japans. Der Naturforscher Ph. Fr. v. Siebold hatte während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Japan (1824—30) eine sehr ausgedehnte und wissenschaftlich hochbedeutende Pflanzensammlung aufgebracht, welche zugleich mit zahlreichen, an Ort und Stelle aufgenommenen Notizen und vielen Zeichnungen, sowie späteren, von Siebold's Begleiter Dr. Bürger gesammelten Nachträgen, Z. als Material zur Bearbeitung überwiesen wurde. Er übernahm, unterstützt von tüchtigen Mitarbeitern, die Redaction des Ganzen mit großem Geschick und lieferte ein iconographisches Prachtwerk, das nicht nur durch die thatsächliche Bereicherung unserer Kenntnisse der Flora Japans, sondern ebenso sehr auch durch die neuen Aufschlüsse über die pflanzengeographischen Beziehungen dieser Inselwelt zu den übrigen Ländern einen großen allgemeinen Werth gewonnen hat. Die Zahl der von Z. mit Sicherheit bestimmten phanerogamischen Arten beläuft sich auf 1650, die zu 621 Gattungen uad 172 Familien gehören. Er glaubt, daß sich im ganzen wohl mehr als 2400 Blüthenpflanzen, etwa zu 700 Gattungen gehörig, nachweisen lassen werden. Das in Rede stehende Werk erschien unter dem Titel: „Flora japonica s. plantae, quas in imperio japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit Dr. Ph. Fr. de Siebold“ von 1835 an sectionsweise, der erste Band vollständig, vom zweiten Bande bis zum Jahre 1844 5 Hefte. Als Ergänzung reihen sich daran mehrere in den Denkschriften der Münchener Akademie niedergelegte Abhandlungen Zuccarini's (Bd. XVI u. XIX). Mit gleichem Eifer wandte sich Z. auch der Erforschung der vaterländischen Flora zu. Einen wesentlichen Beitrag dazu lieferte er in der „Flora der Gegend um München“, von welcher 1829 der erste Theil, die 11 ersten Classen des Linné'schen Systems umfassend, erschienen ist. Eine Fortsetzung dieser Arbeit unterblieb, weil die floristischen Werke von Reichenbach, Kittel und Koch das Bedürfniß nach einem derartigen Handbuch verringert hatten. Es war aber stets Zuccarini's Wunsch gewesen, alle Specialfloren von Deutschland mit Koch's berühmter Synopsis in Beziehung zu setzen, worüber er sich in einem Aufsatze in der Flora von 1835 gelegentlich äußerte. Er veröffentlichte selbst auch einige auf Pflanzengeographie und -Statistik bezügliche Beobachtungen in derselben Zeitschrift 1821, 1824 und 1831. In einer in der Akademie 1833 vorgetragenen Rede: „Ueber die Vegetationsgruppen in Baiern“ gab Z. ein treffendes Bild von der Vertheilung des Pflanzenreichs in seinem Vaterlande und zeigte darin, wie man wissenschaftliche Beobachtungen auch den Zwecken einer rationellen Bodencultur nutzbar machen könne. Ueberhaupt schätzte er das Wissen auch seiner praktischen Verwerthung wegen. Er hielt viel auf populäre Darstellungsweise. Davon zeugt sein: „Leichtfaßlicher Unterricht in der Pflanzenkunde für den Bürger und Landmann“ 1834, ein Buch, welches in vermehrter und verbesserter Auflage als „Naturgeschichte des Pflanzenreichs“ 1843 herauskam und den zweiten Band von J. A. Wagner's Handbuch der Naturgeschichte

bildet. In ähnlicher Weise sind mehrere kleinere Aufsätze geschrieben und an verschiedenen Orten veröffentlicht (vgl. Martius' Denkrede auf Z. S. 23), worin bald örtliche Interessen verhandelt, bald allgemein menschliche Beziehungen zum Pflanzenreiche geschildert werden. In den Münchner Gelehrten Anzeigen befinden sich seit 1835 viele, größtentheils an die Beurtheilung fremder Arbeiten angeknüpfte Aufsätze, welche jedoch soviel Eigenes enthalten, daß sie als Originalarbeiten aufzufassen sind. Der poetischen Begabung Zuccarini's ist bereits gedacht worden. Einige wenige seiner Dichtungen sind durch den Druck bekannt geworden in der Sammlung „Kleeblätter, Lieder dreier Geschwister", 1839. Eins seiner schon während seiner Erlanger Universitätszeit gedichteten Lieder („Es schlingt sich die Runde" u. s. w.) ist in den Liederschatz der deutschen akademischen Jugend aufgenommen worden.

Carl Friedr. Phil. v. Martius, Denkrede auf J. G. Zuccarini, München 1848. — Bot. Ztg. 1848. — Pritzel, thes. lit. bot. —.

E. Wunschmann.

Zuckermandel: Christoph Wilhelm Z., Mathematiker, geboren am 17. November 1767 in Nürnberg, † ebenda am 6. December 1839. Daß ein Handwerker durch eine praktische Erfindung innerhalb seines Berufes den Antrieb empfängt zur Theorie fortzuschreiten kommt wol vor. Viel seltener sind die Fälle, daß die reine Liebe zu einer theoretischen Wissenschaft einen Handwerker weiter führt. Das war bei Z. der Fall. Er begann als Schneidergeselle in Berlin, ließ sich in Nürnberg als Schneidermeister nieder, trieb aber daneben Mathematik, so daß er 1809 die Prüfung in diesem Fache bestand und von da vielbeschäftigter Privatlehrer, später auch städtischer Aichmeister war. Z. verfaßte 1827 „Aufgaben zu geometrischen Berechnungen", 1830 ein „Handbuch der Geometrie", 1838 eine „Anweisung zur Bildung sogenannter Zauberquadrate".

Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörterbuch II, 1421. Cantor.

Zukertort: Adolf Christian Z., Stenograph, geboren am 25. März 1850 in Warschau, † am 4. Januar 1895 in Arco (Tirol). Nach Durchlaufung des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Posen studirte Z. seit 1869 in Breslau, seit 1870 in Berlin Mathematik und Naturwissenschaften, gab aber diese Laufbahn auf und widmete sich ausschließlich der Stenographie, die er zuerst 1865 nach dem Gabelsberger'schen und bald darauf auch nach dem Stolze'schen System erlernt hatte. Scharfer Verstand, ausdauernder Fleiß und unermüdliche Thätigkeit in dem erwählten Berufe machten ihn zu einem der vorzüglichsten Theoretiker und der tüchtigsten Praktiker der Gabelsberger'schen Schule. Als Praktiker wirkte er nicht bloß an seinem Wohnorte Berlin im parlamentarischen Bureau der Kölnischen, dann der Magdeburger Zeitung und bei zahlreichen privaten Verhandlungen, sondern auch auswärts beim Rheinischen Provinziallandtage und insbesondere seit 1872 bis zu seinem Tode regelmäßig in Weimar zur Aufnahme der amtlichen „Stenographen-Protokolle" des dasigen Landtages. Auch bei der eilfertigsten Ausführung wiesen seine Stenogramme eine zierliche, kleine Schrift von deutlicher Klarheit auf. Seine Begabung als Theoretiker zeigte er schon 1868, indem er, damals noch Gymnasiast, anonym eine „Anleitung zur Gabelsbergerschen Stenographie" in Posen herausgab. Die zweite Auflage (Berlin 1872) änderte den Titel „Anleitung" in „Praktischer Lehrgang"; von der 11. Auflage an (Breslau 1876) trat eine Trennung des Buches in zwei Theile (I: Correspondenzschrift, II: Debattenschrift) ein und beim Tode des Verfassers lag der I. Theil schon in 67., der II. in 63. Auflage (Mittelwalde 1895) vor (jetzt 70. und 63. Auflage). Dieses Lehrmittel gehört zu den beliebtesten der Gabelsberger'schen Schule; es vereinigt Vollständigkeit

mit knapper Fassung und leistet in dieser Hinsicht alles, was bei der Regellosigkeit und den Spitzfindigkeiten der Gabelsberger'schen Stenographie möglich ist. Die Kenntniß des strafferen Regelwerks und der festeren Bestimmungen des Stolze'schen Systems war bei Z. nicht erfolglos geblieben, er hatte die genannten Hauptschwächen der Gabelsberger'schen Schrift mit scharfem Blick erfaßt und suchte durch die Einrichtung seines Lehrbuchs um die Schwierigkeiten nach Möglichkeit herumzukommen. Aber er vertrat auch mit Nachdruck die Forderung, daß das Gabelsberger'sche System durch organische Reformen von der Willkür befreit und wesentlich leichter erlernbar gemacht werden müsse. In diesem Sinne ging er 1876 mit der äußerlichen Trennung des Systems in Correspondenz- und Debattenschrift vor und bahnte dadurch u. a. die Wege für die von F. Schrey 1877 aufgestellten „Solinger Thesen", die ebenfalls auf Vereinfachung und Erleichterung der Gabelsberger'schen Lehre hinzielten und darum von Z. in Wort und Schrift entschieden vertheidigt wurden. In gleichem Sinne war er fortwährend auf Systemverbesserungen bedacht, arbeitete Aenderungsanträge aus und legte sie den zuständigen Ausschüssen der Gabelsberger'schen Schule vor. Die Mehrheit der Schule war indessen eingreifenden Umgestaltungen des Systems abgeneigt und so drang Z. mit seinen Ideen nicht durch, doch sind die kleinen Verbesserungen und Fortschritte des Gabelsberger'schen Systems von 1876 bis 1895 zum großen Theil den Anregungen Zukertort's zu verdanken. Bei dieser ablehnenden Haltung seiner Systemgenossen faßte Z. auch den Plan, ein ganz neues Stenographiesystem auf Gabelsberger'scher Grundlage auszuarbeiten. Der Entwurf dazu war bereits 1884 vollendet, aber die Bande, durch die Z. mit der Gabelsberger'schen Schule zusammenhing, waren zu stark, als daß er es über sich vermocht hätte, durch Veröffentlichung des Entwurfs einen Bruch herbeizuführen und sich zu isoliren. Im Sommer und Herbst 1876 wirkte er im Auftrage des Deutschen Gabelsberger-Stenographenbundes als Wanderlehrer für die Gabelsberger'sche Stenographie in der Schweiz, wo das Stolze'sche System fast die Alleinherrschaft besaß. Entsprach der Erfolg dieser Mission auch nicht den Anstrengungen und Aufwendungen, so gelang es Z. doch, an mehreren Orten der Schweiz feste Pflegestätten der Gabelsberger'schen Lehre zu schaffen, sodaß diese seitdem dort ein Gewicht mit in die Wagschale werfen kann. Litterarisch war Z. nicht allein durch die Herausgabe seines Lehrganges thätig, sondern er gründete auch 1877 die „Deutschen Blätter für Stenographie" und veröffentlichte in ihnen eine große Menge fachwissenschaftlicher Aufsätze, besonders zur Theorie und Kritik des Gabelsberger'schen Systems. Die Last der übrigen Arbeiten ließ ihm freilich zu den Redactionsgeschäften nicht regelmäßig Zeit, und so ward denn das Erscheinen der Zeitschrift immer unpünktlicher, bis sie 1885 ganz einging. Erst nach langer Pause trat sie mit dem veränderten Titel „Deutsche Blätter für Schnellschrift" 1894 unter Zukertort's Leitung wieder ins Leben. Außer verschiedenen Sonderabdrücken aus diesen Blättern erschien von Z. noch eine Denkschrift: „Die Einführung des Stenographie-Unterrichts in die höheren Lehranstalten des preußischen Staates" (Berlin 1884), die zur Unterstützung dahin gerichteter Petitionen verfaßt war. Im stenographischen Vereinsleben Berlins spielte Z. eine hervorragende Rolle und hat sich dort die Förderung der Gabelsberger'schen Sache sehr angelegen sein lassen. Auf den Stenographentagen und in Ausschüssen war er regelmäßig als Vertreter von Körperschaften zu finden. Der großen Menge aufreibender Obliegenheiten war auch seine starke Natur nicht gewachsen. Im Frühjahr 1894 mußte Z. seine Arbeiten größtentheils aufgeben, da sich Anzeichen eines schweren Lungenleidens einstellten. In Tirol, wo er Heilung suchte, erlag er am 4. Januar 1895 diesem Uebel.

Deutsche Blätter f. Schnellschrift 1895, Nr. 2. — Oesterr. Blätter f. Stenogr. 1895, Nr. 1 u. 2. — Die Wacht. Zeitschr. f. vereinfachte Stenogr. 1895, Nr. 5. — Stenogr. Nachr. a. d. Schweiz 1895, Nr. 3. — Trachbrodts Illustr. Ztg. 1880, S. 102. — Magazin f. Stenogr. 1895, Nr. 2. Mitzschke.

Zukrigl: Jakob Z., katholischer Theologe, geboren am 26. Juli 1807 zu Grossolkowitz in Mähren, † am 9. Juni 1876 zu Tübingen. Z. empfing am 16. Juli 1831 die Priesterweihe und war dann während einer Reihe von Jahren in der Seelsorge thätig, zuerst als Caplan in Laa bei Hainburg, seit 1840 in Wien. Im J. 1847 versah er provisorisch als Supplent die Professur der christlichen Religionsphilosophie an der philosophischen Facultät der Wiener Universität, wurde dann aber trotz seiner erfolgreichen Thätigkeit bei der definitiven Besetzung dieses Lehramtes übergangen. (Näheres darüber berichtet Sebastian Brunner, Woher? Wohin? Neue Folge I, 3. Aufl. 1890, S. 63 bis 67; und Denkpfennige, 1886, S. 195 ff.) Am 1. April 1848 wurde er nach Tübingen berufen als Professor der Apologetik, theologischen Encyklopädie und Philosophie, an Stelle Drey's. Noch in demselben Jahre erhielt er in Tübingen einen Ruf auf den Lehrstuhl der Dogmatik nach Graz, lehnte aber ab und blieb in Tübingen. (Vgl. darüber Knoodt, Ant. Günther, 1881, II, S. 35.) Ostern 1874 wurde er, nachdem er schon mehrere Semester beurlaubt gewesen war, in den Ruhestand versetzt. — Die gelehrte Thätigkeit Zukrigl's trägt einen vorwiegend philosophischen Charakter. Als eifriger Schüler und Anhänger des Philosophen Anton Günther vertrat er dessen Speculation an der Universität Tübingen und in einer Reihe von Schriften und Aufsätzen. Sein erstes und Hauptwerk, das ihm den Ruf nach Tübingen eintrug, ist die „Wissenschaftliche Rechtfertigung der christlichen Trinitätslehre gegen die Einwendungen ihrer neuesten Gegner, mit besonderer Rücksicht auf die Glaubenslehre des Dr. D. Fr. Strauß" (Wien 1846), eigentlich eine Darstellung der ganzen Güntherischen Metaphysik. Gegen Einwendungen, die mehrfach von katholischen Gelehrten gegen die von ihm in diesem Buche vertretene Speculation erhoben wurden, vertheidigte er dasselbe in den Aufsätzen: „Kritik der Oischinger'schen ‚Principien der speculativen Trinitätslehre mit Rücksicht auf Zukrigl'" (Theologische Quartalschrift 1849, S. 489—533; 1850, S. 70—111); und: „Lösung der gegen die dualistische speculative Reconstruction der christlichen Trinitätslehre erhobenen neuesten Bedenken" (Theol. Quartalschrift 1852, S. 66—107; Vertheidigung gegen Schwetz und Sorg). Seine weiteren Schriften sind: „Die Nothwendigkeit der christlichen Offenbarungsmoral und ihr philosophischer Standpunkt" (Tübingen 1850; der erste Theil dieser Schrift war unter dem Titel: „Die Nothwendigkeit einer Offenbarungsmoral" schon 1849 als Universitätsprogramm zuerst gedruckt); „Kritische Untersuchung über das Wesen der vernünftigen Geistseele und der physischen Leiblichkeit des Menschen" (Regensburg 1854). (Eine bei Reher und Wurzbach ohne Angabe von Druckort und Jahr angeführte Schrift „Zur Signatur der modernsten theologischen Unionsbestrebungen" kenne ich nicht.) In der Theologischen Quartalschrift erschienen von Z., außer den bereits angeführten, noch die folgenden Abhandlungen: „Die Wichtigkeit des Standpunktes der Idee für die christliche Apologetik" (1849, S. 3—22; weitere Ausführung der im Sommersemester 1848 in Tübingen gehaltenen Antrittsrede); „Ueber die Einwürfe von Dr. D. F. Strauß gegen die Nothwendigkeit der positiven christlichen Offenbarung" (1852, S. 525—553); „Zur Lehre von der Unsterblichkeit des Geistes" (1856, S. 181—240). Weiter umfaßt seine litterarische Thätigkeit noch den Artikel „Locke" in der 1. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte, Bd. VI (1851), S. 564—574, und einige Recensionen in den Jahrgängen 1867 und 1869 des Theologischen Litteraturblattes von Reusch.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 60. Th. (1891), S. 302—304. — St. J. Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg (3. Aufl. 1894), S. 44 f. Lauchert.

Zuleger: Wenzeslaus Z., kurpfälzischer Kirchenrath und Diplomat, geboren zu Joachimsthal 1530, entstammte einer bescheidenen lutherischen Bürgerfamilie und war nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters genöthigt, als Schreiber, erst bei der Stadt Worms, dann am Reichskammergericht sein Unterkommen zu suchen. Als Feldschreiber im Heer Karl's V. vor Metz (1552) legte er den Grund zu seinem nachmals stattlichen Vermögen. Zunächst ergänzte er seine wissenschaftliche Ausbildung, indem er erst als Erzieher junger deutscher Edelleute nach Frankreich ging und nachher als Studirender der Rechte und der Theologie an französischen Universitäten und in Genf weilte. Als Licentiat der Rechte zurückgekehrt trat er als Rath in die Dienste zuerst des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken in Neuburg, dann des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz (1559: Sendung nach Aachen und an Jülich wegen der dortigen Evangelischen). Trotz seiner Jugend zum Präsidenten des Heidelberger Kirchenraths (1560) ernannt, wirkte er, eng verbunden mit Olevianus, seinem früheren Studiengenossen, in streng calvinistischem Sinne für die Umgestaltung des pfälzischen Kirchenwesens. Z. führte den Vorsitz, als im September 1562 eine Conferenz evangelisch Gesinnter zu Fulda eine Recusationsschrift ihrer Herren gegen das Tridentiner Concil beschloß; im Februar 1563 überreichte er dem römischen König Maximilian den Heidelberger Katechismus. Bei dem Streit über die Einführung der Kirchenzucht (1569) finden wir ihn auf der Seite der Vielen unwillkommenen Neuerung. Damals hatte bereits die kurpfälzische Politik jene Richtung auf bewaffneten Schutz der außerdeutschen Glaubensgenossen eingeschlagen, als deren eifrigen Vertreter wir Z. Ende 1567 mit einer Sendung an den französischen Hof und an den Prinzen von Condé betraut sehen. Seither tritt vor seiner kirchenpolitischen Thätigkeit (Vorsitz im Religionsgespräch mit den pfälzischen Wiedertäufern zu Frankenthal 1571) die diplomatische mehr und mehr in den Vordergrund. Wenn er, wie ein Begleiter Heinrich's von Anjou auf seiner Reise durch Deutschland 1573 klagt, Tag und Nacht die Angelegenheiten der Hugenotten im Kopf und im Mund hatte, so beschäftigte ihn, den Hauptvermittler zwischen Kurpfalz und den westdeutschen evangelischen Grafen und Herren, vielleicht noch mehr eine engere Verbindung mit Oranien und den Niederlanden. Bei dem Unternehmen des jungen Pfalzgrafen Christoph, der (1574) auf der Moocker Haide fiel, scheint Z. die Hand mit im Spiel gehabt zu haben. Zweifellos aber war er einer der Hauptbeförderer jener Vermählung Oraniens mit Charlotte von Bourbon (1575), die den ohnehin auf Pfalz verbitterten Kurfürsten von Sachsen bis aufs äußerste reizte, wie Z. auch in Sachen der Reichspolitik damals auf der äußersten Linken und gegen die Wahl des habsburgischen Nachfolgers am Reich stand. Er hatte sich enger als der mit ihm verschwägerte Kanzler Ehem den Vorkämpfern einer pfälzischen Großmachtspolitik wie Weyer und Beutterich angeschlossen und war mit letzterem bei den Werbungen schweizerischer Truppen thätig, die dem neuen französischen Feldzug des Pfalzgrafen Johann Casimir galten. Vorher (Frühjahr 1575) hatte er der kurfürstlichen Commission angehört, die den Widerstand der oberpfälzischen Lutheraner brechen sollte, aber unverrichteter Dinge heimkehren mußte. Der eifrig lutherische Kurprinz Ludwig, damals Statthalter in Amberg, verlangte nach dem Tod des Vaters als Kurfürst von seinem Bruder Zuleger's Entlassung, die aber verweigert wurde, da Z. in Sachen des französischen Zugs unentbehrlich sei. Johann Casimir ernannte vielmehr Z. zum Vicedom in Neustadt, wo er sich um die Versorgung der aus der Kurpfalz vertriebenen Reformirten

und um die Errichtung des Casimirianums verdient machte. Während des niederländischen Feldzugs von 1578 vertrat er die Sache seines Herrn bei Oranien, den Staaten und dem englischen Gesandten in Antwerpen, fiel aber in Ungnade, als er die Forderungen Johann Casimir's nicht durchzusetzen vermochte und der gefährlichen Abenteurerpolitik seines bisherigen Freundes Beuterich entgegenzutreten wagte. Damit schloß seine öffentliche Laufbahn ab; er lebte seither zuerst in Neustadt, dann auf einem von ihm angekauften Landsitz zu Heidenheim. Noch einmal berief ihn Johann Casimir während des kölnischen Kriegs (1583) zu sich, um durch seine und Witgenstein's Vermittlung wieder mit Oranien anzuknüpfen, aber die Sache zerschlug sich und Z. verfiel seinerseits nach dem kläglichen Ausgang des casimirischen Feldzuges auf den abenteuerlichen Gedanken, den lutherischen Pfalzgrafen Georg Hans von Veldenz für die Sache des verlassenen Gebhard Truchseß und für eine Verbindung mit Oranien zu gewinnen, was ebenfalls mißlang. Alt und kränklich geworden zog Z. nach Heidelberg, dann nach dem Tod seiner (aus einer Augsburger Patricierfamilie stammenden) Frau 1594 nach Frankenthal, wo er im Februar 1596 starb. Z. war ein aufrichtiger und leidenschaftlicher Kämpfer für den reformirten Glauben; in seinem Feuereifer hatte er selbst eine Schwenkung der pfälzischen Politik mit herbeigeführt, mit der er zerfallen mußte, als sein leitender politischer Gedanke, die Verbindung mit Oranien, völlig gescheitert war.

Melch. Adam, Vitae Germanorum Jureconsultorum (Frankf. 1705, nach Aufzeichnungen von Zuleger's Sohn, aber vielfach unzuverlässig); einzelne Briefe Zuleger's bei Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau. — Kluckhohn, Briefe Friedrich's d. Frommen. — Bezold, Briefe d. Pf. Johann Casimir. — Seine Relation von 1568 bei Ebeling, Archival. Beiträge zur Gesch. Frankreichs (1872) und in den Abhandlungen der Münchener Akademie, histor. Cl., Bd. XI (Kluckhohn). Vgl. Kluckhohn, Friedrich der Fromme (1879). — Heppe, Gesch. d. deutschen Protestantismus (1852 ff.). — Haagen, Gesch. Aachens II (1874). — Lossen, Der köln. Krieg (1882/97). — Moritz, Die Wahl Rudolf's II. (1895). Bezold.

Zumbach: Lothar Z. von Koesfeld, Astronom, geboren am 27. August 1661 zu Trier, † am 29. Juli 1727 zu Kassel. Als Sohn eines höheren Officiers sollte Z. eine sorgfältige Erziehung genießen und besuchte deshalb die von den Jesuiten geleiteten Lehranstalten in Trier und Luxemburg bis zum Jahre 1678, konnte sich aber nicht zu dem ihm sehr nahe gelegten Eintritte in den Orden selbst entschließen, obwol er ein überzeugter Katholik war und dies auch blieb, als sein Geschick ihn in eine vollkommen protestantische Umgebung verschlagen hatte. Der ihm gebotene Unterricht befriedigte ihn nicht vollständig; er suchte sich deshalb privatim durch das Studium der Werke von Gassendi und Cartesius fortzubilden und wandte sich dann an der Universität Köln der Medicin zu. Da er nebenher auch eifrig Musik betrieb, so zog er die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Landesherrn auf sich und wurde schon 1685 zum kurfürstlichen „Mathematicus und Musicus“ ernannt. Theologische Anfeindung machte ihm den Aufenthalt in Köln unerquicklich, und so gab er seine Stellung auf und übersiedelte nach Leiden, wo er 1692 zum Doctor der Heilkunde creirt wurde. Er hielt dann medicinische und astronomische Vorlesungen, folgte jedoch 1708 einem Rufe als Professor der Mathematik an das Collegium Karolinum zu Kassel, welches Landgraf Karl gegründet hatte. Die Berliner Gesellschaft der Wissenschaften nahm ihn als auswärtiges Mitglied auf. Er verblieb auch in Kassel bis zu seinem Tode, der infolge der Wassersucht eintrat. Aus erster Ehe hatte er einen Sohn Konrad, der nachmals ebenfalls

Professor der Mathematik in Leiden wurde und ein nachgelassenes Werk des Vaters zum Drucke beförderte.

Zumbach's litterarische Thätigkeit war eine vielseitige. Die ersten Publicationen („Florae Lugduno-Batavae flores", Leiden 1695; „De sudore et sudoriferio", ebd. 1690) schlagen ins medicinische Gebiet ein, aber später handelt es sich nurmehr um astronomische und verwandte Gegenstände. Aus der niederländischen Periode stammt eine sehr brauchbare „Anweisung zum Globusgebrauche" (Amsterdam 1700; 2. Aufl. 1711), während in Kassel mehrere kleinere Schriften erschienen („Ueber den Regenbogen", 1712; „Vom wahren Weltsysteme", 1713; „Vindiciae mathematum", 1719). Am bekanntesten jedoch wurde Z. durch seine Bemühungen, Apparate zu ersinnen, mittelst deren die Bewegungen der Himmelskörper im Kleinen mit möglichster Treue nachgebildet werden sollten; die Schrift über das Planetolabium kam 1696 in Leiden (2. Aufl. Amsterdam 1700), diejenige über das Jovilabium 1716 in Amsterdam, diejenige über das Saturnilabium 1726 ebendort heraus. In seinen späteren Jahren beschäftigte sich Z. hauptsächlich mit dem viel umstrittenen Probleme der Meereslänge („Instrumentum novum seu horologium autobarum ad longitudines inveniendas inventum, ed. Conr. Zumbach", Leiden 1749).

Programma Collegii Carolini in obitum Zumbachi de Koesfeld, Kassel 1727. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Bd., Leipzig 1863, Sp. 1421 ff.

Günther.

Zumbroock: Ferdinand Z., einer der bekanntesten münsterländischen Dialektdichter, war am 18. Juni 1816 in Münster als Sohn des Oberlandesgerichtsraths Joseph Z. geboren. Nachdem er die Volksschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, widmete er sich auf einem Gute des Freiherrn v. Romberg der Landwirthschaft, gab aber bald diesen ihm wenig zusagenden Beruf auf und siedelte wieder nach Münster über, wo er bis zu seinem Tode — er starb am 17. Januar 1890 an einer Herzlähmung — als Privatmann lebte und sich ganz seinen litterarischen Neigungen hingab. Seine 5 Bändchen „Poetische Versuche", deren erstes 1847 erschien und bis 1883 zehn Auflagen erlebte, wurden, da sie sich durch ungekünstelten Humor und eine frische, lebendige Darstellung auszeichnen und in der Behandlung des heimischen Idioms eine nicht gewöhnliche Vollendung und Sicherheit erkennen lassen, rasch populär und auch von berufener Seite anerkannt. „Der Verfasser — schreibt z. B. 1872 H. Kurz — ist ein Mann des Volkes im wahren Sinne des Wortes; er liebt es, und weil er es liebt, dringt er in dessen verborgenste Eigenthümlichkeiten und schildert es nach allen Seiten seines Charakters und Gemüths. Er hebt dessen Vorzüge hervor, ohne seine Schwächen zu verheimlichen; er zeigt es in seinen Sitten und Gebräuchen, besonders glücklich in der Darstellung seines Humors und Witzes". Außer seinen Gedichten und Liedern, denen er vielfach selbst die Melodie hinzufügte, legen noch zahlreiche Artikel im Münsterischen Anzeiger, den er 1852 mit begründen half, Zeugniß ab von Zumbroock's Arbeitslust und Schaffenskraft.

P. Bahlmann.

Zumkley: Kaspar Z. war am 20. October 1732 zu Münster i. W. geboren, erhielt daselbst auch den ersten wissenschaftlichen Unterricht und trat nach vollendetem philosophischen Cursus am 20. October 1749 in den Jesuitenorden. Der Minister v. Fürstenberg, der 1763 die Landesverwaltung übernommen, erkannte bald Zumkley's außergewöhnliche Fähigkeiten und scheint ihn auch bei Abfassung seiner bekannten Schulordnung vom Jahre 1776 zu Rathe gezogen zu haben, da sich ein 1770 von ihm niedergeschriebener, freilich sehr dürftiger Entwurf noch im Gymnasialarchiv befindet. Fürstenberg hielt vor

allem den mathematischen Unterricht und vielfache mathematische Uebungen für höchst geeignet, die Schüler von den unteren Classen an für ein gründliches Denken zu üben und vorzubereiten. Da diese Wissenschaft aber von den Jesuiten, unter deren Leitung das Münsterische Gymnasium seit 1588 stand, nur in der philosophischen Classe, und selbst hier nur in sehr geringem Maße betrieben wurde, hielt es schwer, geeignete Lehrer derselben zu finden, so daß sich der vielbeschäftigte Staatsmann selbst mit ihrer Heranbildung befassen mußte; des talentvollen Z. nahm er sich besonders an und brachte ihn auch mit den berühmtesten Lehrern, zumal mit Kästner in Göttingen, in Verbindung. Schon nach einigen Jahren konnten Lehrer und Schüler die Rollen wechseln, nämlich Fürstenberg sich von Z. in verschiedenen Zweigen der mathematischen Wissenschaften unterweisen lassen. Letzterer übernahm mit Hülfe Fürstenberg's die Vertheilung der mathematischen Disciplinen auf die einzelnen Classen und bot seinen Schülern seit 1772 verschiedene mathematische Lehrbücher und Aufgabensammlungen, die das Nothwendigste klar und bündig zusammenstellten. Nach Aufhebung des Ordens (1773) von seinem Gönner, der ihm auch den mathematischen Unterricht an der von ihm errichteten Militärakademie übertragen, zum Director des Gymnasiums ernannt, wußte er die Uebelstände, die bei der Einführung eines ganz neuen Lehrplanes unausbleiblich waren, mit weiser Mäßigung, die auch in der noch ungedruckten Hausordnung und den Dienstanweisungen für die Lehrer zu Tage tritt, zu beseitigen und den neuen Anordnungen zum Heile der Anstalt rasch Geltung zu verschaffen. Obgleich die Mathematik bis zum letzten Athemzuge Zumkley's liebstes Studium geblieben, hat er doch auch die Behandlungsweise der Sprachen im Geiste der neuen Schulordnung durch die Herausgabe zweier lateinischen Grammatiken (1772 und 1773) und mehrerer deutschen und lateinischen Chrestomathien (1773—1777) erleichtert, welche seine große Litteraturkenntniß und gründliche Sprachgelehrsamkeit, wie seine reife Beurtheilungskraft und seinen geläuterten Geschmack bekunden. Das einzige poetische Erzeugniß, das von ihm selbst herrührt, ist eine lateinische Ode, die dem Kurfürsten Maximilian Friedrich 1774 im Namen des Gymnasiums überreicht wurde. Im Gebrauch seiner Muttersprache war Z., der ein vortreffliches Latein schrieb, gleich so vielen seiner gelehrten Zeitgenossen, wenig bewandert; seine Gedanken konnte er in freiem Vortrag nicht von sich geben und liebte es daher, vorgelegte Fragen schriftlich zu erörtern. Dagegen besaß er ein außerordentliches Gedächtniß: ganze Seiten, die er nur einmal gelesen, vermochte er noch nach Jahren Wort für Wort zu wiederholen. In einem im Deutschen Museum (1779, II, S. 479) erschienenen Briefe vom 13. October 1778 über die münsterischen Schulen wird ihm folgendes Lob gezollt: „Den ersten Platz unter den Lehrern hat und verdient ohne Zweifel der Director Zumkley, ein Mann, der mit einem ächten philosophisch-mathematischen Originalgenie den edelsten Charakter, ungemeine Tugend und Aufopferung des bloß eigenen Ruhms zum Besten der Allgemeinheit verbindet. Man sieht hier schwerlich einen aufgeklärten Mann zwischen 20 und 30 Jahren, der nicht seine erste Richtung diesem Manne und ursprünglich Fürstenbergen verdankte“. Trotzdem hat keine einzige Litteraturzeitung seiner gedacht, als der Tod am 17. November 1794 seiner Thätigkeit am Gymnasium und an der Universität, der er seit ihrer Gründung als ordentlicher Professor und Bibliothekar angehörte, ein Ende machte. Die von ihm hinterlassene Sammlung von Gelegenheitsgedichten, plattdeutschen Volksliedern, Todten- und Schauspielzetteln, drolligen Anekdoten, Schwänken, Schnurren und witzigen Einfällen, der er manche heitere Stunde verdankte, ist leider verloren gegangen.

Vgl. J. Ch. Schlüter im Magazin f. Westfalen, Jahrg. 1798, S. 156 bis 163. — B. Sökeland, Umgestaltung des münsterschen Gymnasiums, Münster 1828, S. 39 ff. und 81—85. — E. Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, Münster 1866, S. 386 f. — C. Sommervogel, Bibliothèque de la Comp. de Jésus, Tom. 8, Bruxelles 1898, Sp. 1536—38.

P. Bahlmann.

Zumpt: Karl Gottlob (Timotheus) Z. Einer der trefflichsten Gelehrten Deutschlands ist Karl Gottlob Z., der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Philologie sich um Schule und Wissenschaft gleichmäßig verdient gemacht hat. Vor allem aber hat er durch seine im Jahre 1818 erschienene lateinische Grammatik ebenso wie sein Lehrer Philipp Buttmann für die Hebung des griechischen Unterrichts auf den Gymnasien, für den Betrieb der lateinischen Studien große Bedeutung gewonnen, einen Umschwung in der Behandlung des grammatischen Unterrichts auf Gymnasien herbeigeführt. Bildete doch die in vielen Auflagen veröffentlichte, auf gründlicher Bekanntschaft mit der Litteratur der Römer, besonders des Cicero beruhende und in viele fremde Sprachen übersetzte lateinische Grammatik Zumpt's einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber dem großen und kleinen Broeder, die damals die Schulen beherrschten. Lehrer und Schüler freuten sich an dem in neuen Auflagen immer reichhaltiger und brauchbarer werdenden Schulbuche. Wie es einen großen und kleinen Broeder gab, so wurde viele Jahre hindurch der kleine Z. in den unteren, der große in den oberen Klassen gebraucht. Weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus fanden die zweckmäßigen Lehrbücher die verdiente Anerkennung und haben so für die Hebung des lateinischen Unterrichts außerordentlich günstig gewirkt. Heute sind auch diese einst so viel gebrauchten Lehrbücher durch Madvig's, Putsche's Seyffert's, Weißenborn's, Ziemer's, Stolze's und anderer Gelehrten Schulgrammatiken in den Hintergrund gedrängt worden. Dr. Friedrichsdorf hat in einer neuen Bearbeitung die Zumpt'sche Grammatik den neuesten Lehrplänen entsprechend umzuformen gesucht. An die Grammatik schlossen sich die seiner Zeit auch viel gebrauchten Aufgaben zum Uebersetzen aus dem deutschen ins lateinische, aus den besten neueren lateinischen Schriftstellern gezogen von Dr. Karl Gottlob Z. Berlin 1829, 5., umgearbeitete Auflage 1844. Aus den Vorreden des Buches erkennt man, daß der Verfasser ein geschickter Lehrer des Lateinischen gewesen sein muß. Auf dem Gebiete der lateinischen Litteratur hat Z. durch Fertigstellung der Ausgabe des V. Bandes des Spalding'schen Quintilianus (1829) sich vortheilhaft bekannt gemacht. Auch die jetzt in der dritten Auflage vorliegenden „Annales veterum regnorum et populorum imprimis Romanorum confecti a Carolo Timotheo Zumptio, tertium editi ab Augusto Wilhelmo Zumptio" 1862, die zuerst 1819 erschienen waren, fanden reiche Anerkennung. Die Bearbeitung des Q. Curtius Rufus de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri, qui supersunt octo, Brunsvigae 1849, wurde beifällig aufgenommen. Die Ausgabe der Verrinischen Reden des Cicero, Berlin 1831, war allen erwünscht, die sich mit der Lectüre der Ciceronischen Schriften beschäftigten. Auch die für Schulzwecke eingerichtete Bearbeitung der Bücher de officiis Ciceronis, Brunsvigae 1837, und Cicero de officiis rec. I. F. Heusinger ed. Zumpt 1838 wurden viel gebraucht. Z. schätzte den Cicero sehr hoch, da kein anderer Schriftsteller in der That eine reichere Fundgrube für Sprache, stilistische Eleganz, geschichtliche Kenntnisse jeder Art über die Vergangenheit sowie über sein eigenes so wichtiges Zeitalter darbieten konnte. Außerdem veröffentlichte der überaus fleißige Gelehrte eine Anzahl von werthvollen Abhandlungen, die sich auf das römische Alterthum bezogen. Die zweite, von Wüstemann besorgte Ausgabe der Satiren des Horatius (1843) enthält eine geschätzte Abhandlung über das Leben des Horaz und die

Zeitfolge seiner Gedichte namentlich der Satiren. An der Universität in Berlin, an welcher er seit 1827 als außerordentlicher und seit 1836 als ordentlicher Professor der römischen Litteratur thätig war, erklärte er die Schriften des Tacitus, Horatius, Juvenalis, Persius, las über römische Alterthümer, über lateinischen Stil. Mit der Geschichte der Philologie war er sehr vertraut, wie die in Ad. Schmidt's historischer Zeitschrift veröffentlichte Arbeit über Laurentius Valla's Leben und Verdienste beweist (Berlin 1845 Bd. IV, S. 431). So hat sich der treffliche Gelehrte sowohl als Schulmann als auch als akademischer Lehrer sehr verdient gemacht. Der Lebensgang dieses kenntnißreichen Mannes ist folgender:

Z. wurde am 1. April 1792 in Berlin, wo sein Vater ein ziemlich wohlhabender Wagnermeister war, geboren, besuchte zuerst das von Gedike geleitete graue Kloster, ging später auf das Joachimsthal'sche Gymnasium über, weil er bei der öffentlichen Prämienvertheilung eine Auszeichnung nicht erhalten hatte. Hier wurde durch Philipp Buttmann, Georg Spalding und Ludwig Heindorf sein philologisches Streben mächtig gefördert. Im J. 1809 bestand Z. unter dem Vorsitze Fr. Aug. Wolf's mit Auszeichnung sein Abiturientenexamen. Obwohl ihn der große Philolog in Berlin, wo die neue Hochschule bald eröffnet werden sollte zurückhalten wollte, so ging er doch nach Heidelberg. Hier übten damals der geistvolle Creuzer und der jugendlich aufstrebende geniale August Böckh auf die akademische Jugend einen großen Einfluß aus, auch Joh. Heinrich Voß und seine Söhne Heinrich und Abraham Voß zogen strebsame Jünglinge an. In sehr lehrreicher Weise hat Aug. Wilh. Z. die Schul- und Universitätsjahre seines Oheims geschildert in der Schrift de Caroli Timothei Zumptii vita et studiis narratio Aug. Wilh. Zumptii Berolini 1851 p. 6 fg. Nachdem Z. ein Jahr in Heidelberg zugebracht und sich neben seinen energischen Studien auch an der herrlichen Umgebung der ehrwürdigen Ruperto-Carolina erfreut hatte, kehrte er nach Berlin zurück, um hier besonders unter den Anregungen Friedr. Aug. Wolf's seine akademischen Studien zu beendigen. Noch war Z. zweifelhaft, ob er sich der Schule oder der Universität als Lehrer zuwenden sollte, da geschah es, daß er bei einem Besuche Wolf's den Director des Friedrich Werder'schen Gymnasiums, den Consistorialrath Dr. Aug. Friedr. Bernhardi, antraf, der gerade bei dem großen Philologen sich nach einem Candidaten, der für sein Gymnasium brauchbar wäre, erkundigte. Wolf empfahl den anwesenden Z. als einen seiner tüchtigsten Schüler. So wurde Z. Lehrer des Friedrich Werder'schen Gymnasiums, an dem er bis zum Jahre 1821 segensreich wirkte. Es ist nicht ohne Interesse in der Lebensbeschreibung Zumpt's zu lesen, mit welcher Gewissenhaftigkeit sich der junge Lehrer auf seine Unterrichtsstunden nach allen Richtungen hin vorbereitete (vgl. narratio de C. T. Zumptii vita et studiis p. 36 fg.). Im J. 1825 übernahm Z. eine Professur an dem Joachimsthal'schen Gymnasium in der Hoffnung, daß, wenn der schon älter gewordene Director Snethlage sein Amt niederlege, ihm die Leitung der Anstalt anvertraut werde. Die Aussichten in Kiel, später in Breslau ein akademisches Lehramt zu erlangen, hatten sich zerschlagen. An der Militärakademie trug Z. (seit 1826) Geschichte vor, seine Stelle an dem Joachimsthal'schen Gymnasium hatte er aufgegeben, weil ihm für seine Studien zu wenig Zeit blieb. Im Jahre 1827 wurde er außerordentlicher und 1838 ordentlicher Professor der römischen Litteratur. Es war natürlich, daß ein so vielseitiger Gelehrter auch Mitglied der K. Akademie wurde. Ganz seinen Studien lebend, mit vielen Gelehrten befreundet und wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen hochgeschätzt, spann er seinen Lebensfaden in der von ihm geliebten Vaterstadt weiter, bis ihn am 25. Juni 1849 in Karlsbad der Tod ereilte und aus einer segensreichen unermüdeten Thätigkeit heraushob.

Außer der von A. W. Zumpt angeführten Schrift über das Leben und die Studien K. T. Zumpt's vgl. Konrad Bursian, Gesch. der klassischen Philologie Bd. I, S. 654 u. Bd. II, S. 783. Vgl. Karl v. Raumer, Gesch. der Päd. Bd. V, S. 320 fg.

August Wilhelm Z., der Neffe des Akademikers Karl Gottlob Z., der Sohn des Bauraths Heinrich Wilhelm Zumpt in Königsberg in Preußen, wurde am 4. December 1815 geboren, besuchte zuerst das Gymnasium zu Elbing, dann, als sein Vater nach Frankfurt a./O. versetzt war, das damals unter der trefflichen Leitung des berühmten Herausgebers des Thucydides E. F. Poppo (s. A. D. B. XXVIII, 846) stehende Friedrichs-Gymnasium in Frankfurt. Sehr gut für akademische Studien vorbereitet bezog Z. 1832 die Universität Berlin, wo er gerade für den Beruf, dem er sich zu widmen gedachte die vorzüglichsten Lehrer Boeckh, Lachmann und an seinem Oheim K. G. Zumpt einen fachkundigen Berather vorfand. Im J. 1836 erlangte er durch eine Abhandlung über das Gedicht des Rutilius Numantianus de reditu suo die philosophische Doctorwürde. (Aus dem Jahre 416 n. Chr. stammt das Gedicht, in dem der Verfasser seine Heimfahrt aus Rom nach Gallien mit zahlreichen Excursen persönlichen und sachlichen Inhaltes beschrieben hat. Die neueste Bearbeitung des Gedichts hat Luc. Müller [1870] geliefert.) Bald darauf empfing er in der Staatsprüfung die unbedingte facultas docendi für alle Classen. Z. war sodann von Michaelis 1836 bis Ostern 1837 als Probecandidat am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium thätig, von wo er als Adjunctus an das Joachimsthal'sche Gymnasium überging. Schon Ostern 1838 wurde er ordentlicher Lehrer am Friedrich Werder'schen Gymnasium, an dem er bis 1851 arbeitete. Aus der, der Erzählung des Lebens seines Oheims und Schwiegervaters gewidmeten Schrift, in welche viele pädagogische Bemerkungen verflochten sind, erkennt man leicht, daß A. W. Z. neben umfassender Gelehrsamkeit auch ein treuer, gewissenhafter und geschickter Lehrer gewesen sein muß. Die Schule war ihm nicht nur eine Lehr-, sondern auch eine Bildungs- und Erziehungsanstalt. Die humanistischen Studien sollten nach seiner Auffassung nicht bloß den Verstand schärfen, sondern auch den Charakter veredeln. Eine neue an Erfahrungen reiche Periode seines Lebens begann mit dem im J. 1851 erfolgten Uebertritt an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium, das damals unter der Leitung K. Ferd. Ranke's stand. Ranke, auch ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, der sich als Director der Gymnasien in Quedlinburg und Göttingen bewährt hatte, war eine von Z. ganz verschiedene Natur, die wenig sympathisirte mit dem doch wol etwas selbstgenügsamen Professor Z., der durch manche Veröffentlichung auf dem Gebiete der römischen Litteratur sich vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Zu seiner Verstimmung über die ihm nicht ganz und voll zu Theil werdende Anerkennung in seiner praktischen Thätigkeit trat noch häusliches Leid — er verlor zwei hoffnungsvolle Söhne. Erholung von seiner angestrengten wissenschaftlichen und pädagogischen Thätigkeit fand er in den von ihm zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen. In den Jahren 1845 und 1860 war er in England und 1851, 1857, 1864 in Italien und in den Jahren 1871—72 besuchte er Griechenland, Aegypten, Palästina und Kleinasien. So kam es, daß er auch die modernen Sprachen beherrschte und genaue Bekanntschaft gemacht hatte mit den Ländern, die für jeden Alterthumsforscher, ja für jeden gebildeten Menschen das größte Interesse bieten. Bald nach dieser Reise fühlte Z. eine Abnahme seiner Körperkräfte, aber trotzdem blieb die Arbeitsfreudigkeit dieselbe, namentlich beschäftigte ihn eine Geschichte des Kaisers Augustus; es sollte dieses Werk die Grundlage zu weiteren Forschungen über die damals zu sehr vernachlässigte Kaiserzeit werden. Im Monat März 1876 starb Director Ranke. Z. hatte wol darauf

gerechnet die Leitung der Schule, mit der er über zwei Jahrzehnte eng verbunden war, zu erhalten. Er hatte sich getäuscht, Nachfolger Ranke's wurde der durch seine Pädagogik bekannte Hermann Kern. Z. erbat sich nach dieser Zurücksetzung einen längeren Urlaub und später nach dessen Ablauf seinen Abschied. Nicht lange erfreute sich der unablässig thätige Gelehrte seines Ruhestandes. Die Krankheit wurde ernstlicher und am 22. April 1877 ereilte ihn der Tod. So schloß sich ein arbeitsreiches Leben, das der Erforschung des römischen Alterthums gewidmet war. Von seinen zahlreichen von dem Schwiegersohn Guido Padelletti in der Schrift Zur Erinnerung an A. W. Zumpt (Jahrbücher für classische Philologie herausgegeben von Alfred Fleckeisen. 10. Supplementband 1878—79, S. 167—205) S. 203—205 aufgezählten Schriften hebe ich außer den „Commentationes epigraphicae“ (2 Bde., Berl. 1850—54) und den in vielen Zeitschriften erschienenen Recensionen noch hervor: „Das Kriminalrecht der römischen Republik“ (2 Theile in 4 Bänden Berlin 1865—69) und „Der Kriminalproceß der römischen Republik“ (Leipzig 1871). Z. besorgte nach dem Tode des Oheims die neuen Auflagen der lat. Grammatik K. G. Zumpt's (von 1859 an 11. Aufl., bis 1873 13. Aufl.) und die zweite Auflage der Schulausgabe des Quintus Curtius Rufus. Im J. 1859 veröffentlichte Z. die Bearbeitung der Rede pro Murena mit lat. Anmerkungen, 1861 erschienen „M. Tullii Ciceronis orationes tres de lege agraria. Recensuit et explicavit Aug. W. Zumptius“. Auch als Uebersetzer der Bücher Cicero's von den Pflichten und von den Gesetzen (in Ciceros sämmtliche Werke in deutschen Uebertragungen unter Mitwirkung von F. H. von Strombeck, F. Jacobs, J. G. Droysen, A. Westermann, A. W. Zumpt u. A. herausgegeben von Reinhold Klotz, Lpz. 1840 und 41) hat Z. sich vortheilhaft bekannt gemacht. Die epigraphischen Arbeiten verwickelten Z., in dessen Händen mehrere Jahre hindurch die Vorarbeiten zu der von der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin in Aussicht genommenen Zusammenstellung der lateinischen Inschriften waren, mit dem auf diesem Gebiete ganz einzigen Kenner Th. Mommsen in lebhafte Kämpfe. Daß Z. diese für die Alterthumswissenschaft so wichtige Arbeit entzogen und dem sachkundigern Th. Mommsen anvertraut wurde, gab weitere Veranlassung zu der Verstimmung Zumpt's. Zumpt's Gattin war, wie schon angedeutet, die Tochter seines Oheims Gottlob Z., eine Frau von ungewöhnlich umfassender Bildung des Geistes und trefflichem Charakter. Er selbst war jedenfalls ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, besonders auf dem Gebiete der römischen Litteratur.

K. v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik V, 318 flg. Lothholz.

Zumsteeg: Johann Rudolf Z., geboren am 10. Januar 1760 zu Sachsenflur im Odenwald, † am 27. Januar 1802 in Stuttgart. Sein Vater, ein ehemaliger Kammerdiener des Herzogs von Württemberg, erlangte vom Herzoge Karl die Vergünstigung, daß sein Sohn in die Karlsschule aufgenommen wurde, die er nun im J. 1770 bezog. Anfänglich hatte ihn der Herzog zum Bildhauer bestimmt — es ist bekannt, daß sich der Herzog sehr eingehend um jeden Schüler seiner Pflanzschule bekümmerte und ihm den Lebenslauf vorschrieb —, da Z. aber unverkennbare Anlagen zur Musik zeigte, bestimmte ihn der Herzog zum Musiker und ließ ihn von seinem Capellmeister Poli unterrichten. Im September 1781 verließ er die Schule und wurde als Violoncellist und Hofmusikus in das herzogliche Orchester eingereiht. Mit Schiller, der drei Jahre später Karlsschüler geworden, eng befreundet, war er selbstverständlich ein Stammgast im „Ochsen“ in der Hauptstädterstraße und gehörte zu jener tollen Tafelrunde, in der der junge Schiller so oft seine Begeisterung reden und seinen Weltgrimm austoben ließ, wie Sittard sagt. Welch freier Ton damals in jenem Kreise herrschte, davon gibt uns mancher Brief Kunde. So schreibt Z. aus Stuttgart am 15. Januar 1785 an Schiller unter anderem:

„Will Dir auch etwas von meinem Schicksal schreiben! Ich bin verheurathet! — verheurathet, sag' ich Dir — denk nur! verheurathet! — an eine Andraein, die älteste Tochter des verstorbenen D. Andreae. Du kennst sie ja schon, Bruder! S'ist ein herrliches Weib! Den 29. November 1783 hat ein Handlanger des Allmächtigen mich mit ihr verknüpft. Zwar war ich schon vorher so nahe mit ihr bekannt, daß all die Schwierigkeiten, welche ihre Verwandten mir in den Weg legten, gehoben werden mußten. Du weißt, wenn man etwas hinausführen will, braucht man auch . . . ., ich wandte mich also an den Herzog von Würtemberg — und siehe da, es ging. Doch, wie's gemeiniglich geht, auch ihm wußt' ich einige Federn auszurupfen. Ich ließ ihm nicht eher Ruhe, biß er mir meine lausige Besoldung von 200 lumpigen Gulden vermehrte. Diß geschah also, aber, hol mich der Teufel! ich hätt's gemacht wie weiland Schiller (entre nous soit dit) alle Anstalten waren gemacht und das auf eine (ohne mich zu loben) gescheutere Art, als mein Hofcapellan Baumann". (Siehe Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, Stuttg., S. 36.) Z. war ein praktisch und theoretisch tüchtig gebildeter Musiker und zeichnete sich durch zahlreiche Compositionen aus, von denen manche sich die allgemeinste Anerkennung erwarben. Leider fehlt uns jegliche Nachricht über die chronologische Reihenfolge seiner Compositionen; selbst die gedruckten fallen in jene Zeit, in der man die Jahreszahl verheimlichte, doch läßt sich sicher annehmen, daß einige seiner sieben Opern schon vor 1793 in Stuttgart aufgeführt wurden (nur von „Das tartarische Gesetz" wird die Jahreszahl 1790 verzeichnet), so daß der Herzog mit Genugthuung auf seinen einstigen Zögling sah und ihn, als der Capellmeister Poli seinen Abschied nahm, am 1. Juni 1793 zu dem verantwortlichen Posten erhob und sein Gehalt auf 2300 Gulden festsetzte. Damit war die höchste Stufe eines Tonkünstlers erreicht und Z. hat die Zeit seines Lebens reichlich benützt um sich der Welt nützlich zu machen und fand beim Publicum die genugthuende Anerkennung, daß sich seine Lieder und Balladen noch weit über seinen Tod hinaus auf dem Repertoire aller Sänger und Sängerinnen befanden. Zahlreich sind die Compositionen, die er für Gesang schuf: Lieder, Balladen, Monologe, melodramatische Arbeiten, Elegien, Romanzen, Cantaten, geistliche Gesänge und Einiges für Instrumente, besonders für Violoncell, sein Hauptinstrument. Er ist der Erste, der sich in Deutschland mit Balladencomposition beschäftigte. England besaß sie längst und bildete dafür eine bevorzugte Musikform, in der sich fast jeder Componist im 18. Jahrhundert bewegte. Daß Z. davon Kunde hatte ist kaum anzunehmen, weit eher mögen ihn Schiller's Balladen zur Composition angeregt haben. Hin und wieder trifft er wol den erzählenden epischen Ton der Ballade, doch war seine Erfindungskraft zu gering, um dem musikalischen Ausdrucke die fesselnde Stimmung zu verleihen. Denselben Mangel an Erfindungskraft findet man auch in seinen übrigen Werken und nur die bescheidenen Ansprüche des unverwöhnten Publicums in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts lassen es begreiflich erscheinen, daß sie so lange ihr Leben gefristet haben. Sein Nachfolger im Balladenfache, Karl Löwe, ist glücklicher gewesen, zwar schreckten die Sänger seiner Zeit vor der Schwierigkeit des Vortrages zurück, doch die spätere Zeit, freilich erst nach dem Tode des Componisten, holte nach, was die Vorgänger versäumt hatten und heute stehen Löwe's Balladen als Musterwerke da. Zumsteeg's Tochter, Emilie, geboren am 9. December 1796 zu Stuttgart und † am 1. August 1857 ebendort, zeichnete sich als vortreffliche Clavierspielerin und Liedercomponistin aus.

Eine Biographie erschien in J. F. Arnold's Gallerie, Erfurt 1816 bei J. K. Müller in 8°. Genauere Daten bringt Josef Sittard in seiner: Zur

Geschichte der Musik am Württembergischen Hofe II, 168 ff. Zahlreiche Urtheile findet man in der alten Leipziger Allgemeinen Musikztg. von Bd. 1 ab, dort auch Beil. 9 der Abdruck eines Duetts aus der Oper „Die Geisterinsel“. Eine Beurtheilung seiner Balladen in Mendel-Reißmann's Lexikon.

Rob. Eitner.

Zündt: Ernst Anton Joseph Z. (-Kenzingen), deutsch-amerikanischer Lyriker und Dramatiker, wurde am 12. Januar 1819 auf dem St. Georgenberge bei Mindelheim im bair. Kreise Schwaben geboren, aus der im bairischen Staatsdienste seit langer Zeit verdienten Familie der Zündt Freiherrn von Ken(t)zingen. Den Vater Max Wilh. Alexander (1791—1831), Gutsbesitzer und Landwehrofficier in den Feldzügen des bairischen Heeres unter Napoleon, verlor er früh und kam in das Seminar des sog. „holländischen Instituts“ in München, wo er eine vortreffliche Gymnasialbildung und Erziehung genoß und seine drei ersten Preise aus der Hand des damals erst 11jährigen Prinzen Luitpold, des jetzigen Prinzregenten, erhielt. Er studirte darauf die Rechte und Philosophie an der Universität München, huldigte aber neben den Pandekten anscheinend mehr der Muse. Sein litterarisches Debüt ist jedenfalls: „Lukretia. Trauerspiel in fünf Akten von Ponsard [eben vorher in Paris französisch herausgegeben und von der Académie française mit dem Preise für die beste Tragödie von 40 000 Frcs. gekrönt]. Uebersetzt von Ernst Freiherrn von Zündt“, 1843 zu München als Manuscript gedruckt, im iambischen Fünffüßler abgefaßt und von dem hämischen Splitterrichter Wolfgang Menzel in seinem „Literaturblatt“ rühmlichst erwähnt; nicht gerade bescheiden fügte er dem Werkchen den Geleitsatz bei: „Möge wie Brutus Rom die Freiheit gab, auch dieses Werk jener wahnwitzigen Aftermuse den Todesstoß versetzen“. Es folgten unmittelbar: „Einsame Stunden von Ernst Zündt Freiherrn von Kenzingen“, 1844 (nicht, wie wol überall angegeben ist, 1842) zu München erschienen und „dem Dichter Uhland verehrungsvollst gewidmet“; es heißt, von diesen Jugendgedichten blieb Z. kein Exemplar, kaum die Erinnerung übrig, und so setzte er denn später seltsamerweise als Erscheinungsjahr selbst falsch 1842 an. Nach vollendeten akademischen Studien hielt sich Z. zeitweise bei begüterten Verwandten auf dem Lande auf und führte dann am 8. Mai 1849 Johanna Ammann heim, jedenfalls eine treue alte Liebe, denn schon in der Gedichtsammlung von 1844 sind zahlreiche Nummern an „Johanna“ gerichtet. Sie hat fürder mit ihm alle seine Schicksale getheilt und noch trauernd an seinem Sarge gestanden. Hat sich Z. damals in den Strudel der Tagespolitik gemischt? Als Flugblatt ist zu Beginn der Revolutionsbewegung, unterzeichnet „Ernst Zündt von Kenzingen“ (man beachte, der „Freiherr“ ist verschwunden), hinausgeflattert: „Sieges-Lust. München, den 6. März 1848“, ein Gedicht von vier Strophen (Münchener Hof- und Staatsbibl. Bavar. 1180n5), „Bayerns Ludwig“ zujubelnd, welcher „vorantrete“. Mit Hermann Lingg, dem bekannten Lyriker und Epiker gleichen Alters und Ursprungs, stand er, Familienmittheilungen zufolge, in geistigem Zusammenhange und danach in stetem Verkehre und die gleichen Ideale verfolgten sie in der Jugend. Daher ist ein Hinneigen Zündt's zu radicaler Gesinnung nicht eben wahrscheinlich. Jedoch mag dies Hervortreten oder seine schöngeistige Berufslosigkeit oder endlich die bürgerliche Heirath der wohlhabenden adligen Verwandtschaft nicht standesgemäß erschienen sein, sie zogen jedenfalls bald die Hand von ihm ab. Was Z. in jenen Jahren eigentlich getrieben hat, läßt sich nicht feststellen. Im J. 1855 wurde „den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt“ und zwar noch in München „Die Gambsenjaga. Alpenscene mit Gesang und Tanz in zwei Akten. Nach einer Gebirgssage von Ernst Zündt-Kenzingen [nun auch ohne Adelspartikel!]. Das Stück spielt in den

nächsten Umgebungen Hohenschwangau's" (Münchener Hof- und Staatsbibl. P. o. germ. 1675 s). Dies in, für einen Schwaben gut beherrschter oberbairischer Mundart geschriebene kleine Volksstück, das aber ebensowenig „Gemsenjäger" wie „Die Gemsjäger" auf dem Titel trägt, ist nett, durchweg harmlos, in Prosa mit Arien-, Duett- und Choreinlagen; die hochdeutsche „Widmung" in drei Sonetten bekundet patriotische, im besten Sinne conservative Anschauung.

Die Verhältnisse ließen sich mittlerweile immer ungünstiger für ihn, der immer nur idealen Zwecken nachhing, an, und so entschloß er sich denn, eines jahrelangen bittern Kampfes überdrüssig, 1857 mit der Gattin und den zwei Knaben in der Neuen Welt das Heil zu suchen. Nach kurzem Aufenthalte in New-York reiste die Familie nach dem mehr als halb deutschen Milwaukee, wo Z., ausgenommen die sehr bald aufgenommene zehnmonatige Thätigkeit an der von ihm begründeten „Greenbay Post" zu Green Bay in Wisconsin, seitdem bis 1864 wirkte, während einer Wintersaison als Regisseur am Stadttheater; ferner redigirte Z. daselbst dreiviertel Jahre, vielleicht nach Otto Ruppius' (s. d.) Weggange (1861), den „Gradaus", arbeitete einige Zeit am „Herold" und „Banner", und war danach nach vorangegangenem Privatunterricht drei Jahre Lehrer der öffentlichen Schulen und zwar der erste deutsche. Jedoch all diese Beschäftigung sicherte ihm und den Seinigen die Existenz nicht, und so übersiedelte Z. 1864 nach der nordamerikanische Großstadt, die stets den höchsten Procentsatz Deutsche aufweist, St. Louis. Hier trat er bei der seit 1857 bestehenden großen „Westlichen Post" als Feuilletonist und Uebersetzer ein, und folgte 1868 einem Rufe nach Jefferson City, der Hauptstadt des Staates Missouri, um deutsche Sprache an den öffentlichen Schulen zu lehren. 1876 gab Z., nachdem in Jefferson City die Lehrergehälter beträchtlich heruntergesetzt wurden, diesen Wohnsitz und den Beruf überhaupt auf und kehrte nach St. Louis zurück. Ein Jahr war er dort als städtischer Uebersetzer thätig, nach Verlust dieses Postens sechs bei der communalen Steuerbehörde. Es war das für Z. eine Periode harter Heimsuchungen: zu dem gedrückten Dasein, das seiner Herkunft und Bildungsstufe durchaus unebenbürtig war, gesellten sich Krankheiten und anderes Unglück, und schließlich verlor er infolge politischer Umwälzung gar noch seine geringfügige Beamtenfunction. Nach arger Bedrängniß kam der allgemach bejahrte Mann als Redacteur beim „Herold" in Minneapolis an, welche Stellung er aber wegen der finanziellen Schwierigkeiten der Herausgeber noch vor Jahresfrist einbüßte. Bald darauf, 1886—88, gehörte er der dortigen „Freien Presse" als Redacteur an. 1890 zog er sich wieder und diesmal endgültig nach Jefferson City zurück, der Bitte seines Sohnes folgend, um, von neun blühenden Enkeln umgeben, den Abend seines wenig freudigen, allezeit sorgenvollen Lebens in beschaulicher Muße zu verbringen. Am 2. Mai 1897 ist er so, fast 78½ Jahre alt, gestorben. Das Heimath- und das Vaterland sollte er während der vierzig Jahre nicht wieder sehen, deren neue Geschicke er in Gedanke und Gedicht so begeistert begleitet hat.

Im J. 1865 trug Zündt, der sich seit der Ankunft in den Ver. Staaten nur mehr mit diesem Namen bezeichnet hat, für sein „Lied eines Deutsch-Amerikaners" unter zweihundert Bewerbern den Preis davon: sechs neunzeilige Strophen, anhebend „Es stürmet und braust das unendliche Meer" und von Z. selbst ins Englische übertragen. Außerdem schuf er eine Menge deutschnationaler Gedichte und Lieder vom besonderen Standpunkte der deutschsprachlichen Staatsbürger der weiten Republik und errang mit diesen volltönenden sinnigen und edel empfundenen, großentheils auch rasch musikbeschwingten Poesien außerordentliche Popularität, zumal sein Talent ihm die Anwartschaft verlieh, mit an der Spitze der deutsch-amerikanischen Dichterbarden zu marschiren. Was er auf diesem

unangewiesenen Posten geleistet hat, ist vollsten Beifalls würdig: man erwäge nämlich, daß die Tendenz des gemäßigt demokratischen Z. stets auf die Anlehnung mit Herz und Verstand an die Mutter Germania hinauslief. Um so erfreulicher berührt also die Kunde, daß durch die deutschen Turner von St. Louis und Jefferson City auf Zündt's Grab im Friedhofe bei letzterer Stadt, am Sonntag den 8. Mai 1898 in Anwesenheit von Tausenden, darunter von Behörden beider Städte, der vielen deutschen Turnvereine und der verschiedensten Volksgenossen von nah und fern, ein Denkmal enthüllt worden ist. Die öffentlichen Ansprachen bei dieser Gelegenheit feierten die vorbildlichen Tugenden des Dichters E. A. Zündt in beredtesten Worten: Deutschthum, Freiheit, echten Bürgersinn, edle Menschenwürde, diese Ideale habe den Deutschamerikanern seine Poesie eingepflanzt; auch der bescheidene, ehrenwerthe persönliche Charakter des für alles Schöne entflammten Verblichenen fand geziemendste Anerkennung.

Zündt's hauptsächliche poetische Werke liegen in zwei weit getrennten Sammlungen vor. Jener Band Jugendversuche von 1844, „Einsame Stunden", enthält lauter Lyrik auf den 312 Seiten: S. 1—96 Lieder, S. 99—108 Sonette, S. 111—208 Episteln, S. 211—219 Glossen, S. 223—237 „In Stammbücher", S. 241—265 Romanzen und Balladen, S. 269—303 Verschiedenes, von S. 307 an Uebersetzungen (Hor. od. I 5 u. III 9 und „Gang der Dinge" nach Lafontaine). Die „Lieder" sind noch sehr schwach, der Gedanke trivial, die Form alltäglich, oft wie von Gelegenheits- oder Stegreifdichtern. Außer dem nur sechs Nummern umfassenden Abschnitte „Romanzen und Balladen" ist die ganze Sammlung noch sehr unreif, und der Meister Ludwig Uhland dürfte kaum Freude daran gehabt haben. In den vielen Gelegenheitsgedichten wörtlichsten Begriffs überwiegt die abgeblaßte Convention, die Familien- und Jahresfeste nicht unangedichtet verstreichen lassen zu dürfen wähnt. Thurmhoch darüber ragt nun der 703 Seiten starke Band „Lyrische und dramatische Dichtungen von E. A. Zündt", der 1871 in St. Louis zusammengestellt und herausgegeben worden ist. Drei Siebentel davon entfällt auf die Lyrik und es scheint kaum möglich, daß der Vater dieser schwungvollen, erhebenden und ideenreichen Verse mit 25 Jahren noch eine so niedrige Sprosse dichterischer Ausdrucksfähigkeit eingenommen haben soll wie soeben dargelegt. Freiheits-, deutsch-volksthümliche und Turnerlieder stellen die Hauptmasse, und viele davon sind trefflich geeignet, auch bei uns vaterländischer Stimmung zu dienen. Daneben stehen „Jugurtha. Trauerspiel in 5 Acten", ein kräftiges, doch zu wenig zugespitztes Stück, schon mitten im Getriebe des nordamerikanischen Staatswesens ausgeführt mit einem Seitenblicke auf „manche Aehnlichkeiten" desselben mit der altrömischen Republik. „Rienzi, der letzte Tribun. Trauerspiel in 5 Acten. Nach dem Englischen der Miß Mitford [London 1855, nach Bulwer's Novelle] frei für die deutsche Bühne bearbeitet" und „Galilei. Schauspiel in 3 Acten von François Ponsard. Deutsch in metrischer Uebertragung", 1868 nach dem 1867 erschienenen sensationellen Schwanengesange des berühmten französischen Dramatikers besorgt, zeigen Z. als gewandten Nachdichter, dessen bedeutende Uebersetzerbegabung leider Jahre lang der Familie hat Brot herbeischaffen müssen. Außer diesen beiden typischen Veröffentlichungen Zündt's sind noch zu nennen: einzeln das Gedicht „Amerika" (1876), sodann die 1879 gesammelten dramatischen und lyrischen Dichtungen („Lyrische Gedichte"; das Bühnenspiel „Dornröschen" v. 1878, das dramatische Feenmärchen „Aschenbrödel", das Lustspiel „Im Olymp" v. 1874, „Die Eis-Fee, oder: Die gefrorne Hand", eine Zauberposse), die in der Lyrik keine neuen Bahnen einschlagen, im Drama Z. sich in Kleinkram verzettelnd zeigen. Ausgewählte

lyrische Dichtungen und das Jugurtha-Drama erschienen dann noch 1895 als Jubiläumsausgabe. — In dem unten angeführten biographischen Artikel des Bettelheim'schen Nekrologs ist vielleicht aus einer deutsch-amerikanischen Zeitung über Z. als Dichter in folgender Weise geurtheilt: „Sein bestes Können tritt uns in seinen episch-didaktischen Dichtungen entgegen, die alle in großem Style abgefaßt sind. Viele seiner Gedichte sind politischen Inhalts. Sonst erinnern seine lyrischen Gedichte vielfach an Brentano und Heine; dieselbe Ironie und Gracie auf der einen, und der volksthümliche Ton, sowie der geheimnißvolle Hauch auf der anderen Seite". Wir können diesem Urtheil nur sehr theilweise zustimmen und halten die aus unserer Darstellung hervorgehende Charakteristik für die treffendere.

Biographie und Bibliographie bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhs.[4] IV, 429 f. sowie ders. in Bettelheim's Biogr. Jahrb. u. dtsch. Nekrolog II, 102 f. (gestützt auf G. A. Zimmermann, Deutsch in Amerika. Beiträge z. Gesch. d. dtsch.-amerikan. Litteratur[2], 1894, S. 121, und die „Dtsch. Ztg." zu New-Orleans v. 10. Mai 1897); authentische, aber keineswegs stichhaltige Bibliographie in Kürschner's Litteraturkalender XIX, 1521, wo Z. sich wie alle die neunziger Jahre hindurch als „Sprachlehrer" bezeichnet. Der eingehende Bericht der New-Yorker Staatszeitung vom 2. Mai 1897 ging in die Voss. Ztg. v. 14. Mai Nr. 225, Abendausg. sowie die Frankf. Ztg. v. 16. Mai, 1. Mgbl., kl. Feuilleton, wörtlich, in die Augsb. Postztg. v. 23. Mai, S. 9 verkürzt über. Kurzer Artikel in Bornmüller's Biogr. Schriftsteller-Lex. d. Gegenwart, S. 789, wonach der Zündt zugefallene Preis vom New-Yorker Sängerbund stammte. — Die Personalien (vgl. das Gothaer Freiherrl. Taschenbuch s. v. Z. v. K.) wurden mir durch kgl. Postzahlmeister Max Zündt Freih. v. Kenzingen in München, des Dichters Neffen, durch Vermittlung des Hrn. k. Bibliothekar Dr. Aug. Hartmann, sowie durch Frau Major Marie v. Rebay, Zündt's Schwester, näher gebracht, welch letztere auch die in Europa sonst wol schwer erlangbaren, in St. Louis von F. B. Meißner verlegten Dichtungen sammt der Nummer der dortigen „Westlichen Post" vom 9. Mai 1898 mit dem „dem Andenken Zündt's" geweihten langen Aufsatze über die Enthüllungsfeier zugänglich machte.

Ludwig Fränkel.

Zunggo: Johann Anton Z., regulirter Chorherr, geboren am 11. November 1686 zu Warasdin in Kroatien, † am 11. Juli 1771 in dem dem Chorherrenstift Vorau in Steiermark gehörigen Schlosse Klaffenau. Z. ward am 8. September 1704 Profeß des Stiftes Vorau, feierte daselbst am 4. October 1711 seine Primiz, war dann zuerst als Hülfspriester an der Stiftspfarre Wenigzell thätig, wurde nach Jahresfrist als Regens des Stiftschores in das Stift zurückberufen, bei dem Mangel an Seelsorgskräften aber bald wieder für längere Jahre in der Seelsorge verwendet, als Pfarrvicar in Ungarn, in Irdning, zuletzt an der Stiftspfründe Dechantskirchen. Von dort wurde er endlich im J. 1733 dauernd in das Stift zurückberufen und in das Amt des Bibliothekars eingesetzt. Später erhielt er auch die Ehrentitel eines Notarius publicus und apostolischen Pönitentiars. Die Zeit seines Amtsantrittes als Bibliothekar wird als die glücklichste und glänzendste Epoche in der Geschichte des Stifts bezeichnet, eine Zeit regen Schaffens auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete, besonders unter dem Prälaten Lorenz Joseph Leitner seit 1737. Unter solchen Verhältnissen wurde auch der begabte und strebsame Geist Zunggo's zu eifriger Thätigkeit angeregt. Seine nächste Sorge war der Bibliothek gewidmet, die er nach einem neuen Aufstellungsplan ordnete. Er verschaffte sich auch eine Hand-

presse, auf der er zwei Kataloge des Stiftes als Festschriften druckte. Dabei war er ununterbrochen mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, zunächst mit Studien zur Geschichte des Ordens der Augustiner-Chorherren, als deren Frucht er das Werk veröffentlichte: „Historiae generalis et specialis de Ordine Canonicorum Regularium S. Augustini Prodomus, in quo praemissa eorum, quae ad pleniorem hujus notitiam conferunt, summaria exegesi omnium in Germania Ecclesiarum, Abbatiarum, Praepositurarum, Prioratuum, tam abolitorum, quam translatorum, tam actu existentium, et sub hoc instituto florentium, ortus, progressus, aliaque eorum fata breviter enarrantur“ (2 Bände in Folio, Ratisbonae 1742 u. 1745). Der 1. Band enthält die allgemeinen Prolegomena über die Institution der Regular-Cleriker überhaupt und zur Geschichte der Regular-Kanoniker nach der Regel des hl. Augustinus im allgemeinen; der 2. Band eine kurzgefaßte Geschichte der einzelnen Häuser des Ordens in Deutschland, nach der Kreiseintheilung geographisch geordnet. Beigegeben ist dem Werke eine von Z. selber sehr sorgfältig gezeichnete Karte aller Chorherrenstifte in Deutschland. Das ganze Werk sollte nach der Angabe des Titels und der Absicht des Verfassers nur der Vorläufer eines umfangreicheren Werkes sein, dessen Plan in der Vorrede des 1. Bandes dargelegt wird. Darnach beabsichtigte Z., eine ausführliche Geschichte aller früher oder noch existirenden Chorherrenstifte in Europa in einer Reihe von Bänden zu bearbeiten, für welches Werk er bei Gelegenheit der Veröffentlichung des „Prodromus“ als eines „specimen futuri operis“ die an die verschiedenen Ordenshäuser schon früher gerichtete Bitte um Mittheilung urkundlichen Materials erneuert. Diesem großen Werke wollte er auch nicht nur für jedes Land eine Uebersichtskarte nach dem Muster seiner im „Prodromus“ gegebenen Karte für Deutschland beigeben, sondern auch noch Specialkarten über kleinere Theile der verschiedenen Länder. Leider ist der groß angelegte Plan auch nicht einmal zum Theil mehr ausgeführt worden, da er wol an den äußeren Schwierigkeiten scheiterte. Im Druck veröffentlichte Z. außerdem eine historisch-kritische Broschüre „Apocrisis“ (1750) zur Geschichte der Gründung des Stiftes Pöllau in Steiermark, und eine „Vita venerabilis Thomae a Kempis“ (Venedig 1762). Z. besaß auch eine hervorragende Begabung für Musik und Malerei. Eine von ihm gemalte Abbildung des Stiftes ist noch vorhanden. Als das letzte Werk seines Fleißes, die Frucht zwölfjähriger Arbeit, das er als Achtzigjähriger vollendete, besitzt die Bibliothek des Stifts ein von seiner Hand kunstvoll auf Pergament geschriebenes, mit Miniaturen geziertes Chorbuch in 3 Bänden, von welchem in dem unten angeführten Aufsatze des Chorherrn Otto Kernstock eine ausführliche Beschreibung gegeben ist; Band I mit dem Titel: „Liber chori Voraviensis conscriptus sub R. R. D. D. Laurentio Josepho 1754; Band II: „Antiphonarium in collegio Voraviensi pro ejusdem choro conscriptum . . . a. 1764; Band III: „Hymnarium pro choro Voraviensi . . . conscriptum“ (1766).

Ottokar Kernstock, Die älteren Chorbücher des Stiftes Vorau, in: Der Kirchenschmuck. Blätter des christlichen Kunstvereines der Diöcese Seckau, VII. Jahrg. 1876 (speciell über Zunggo Nr. 5, S. 54—56). — Briefliche Mittheilgn. d. Hrn. Stiftsbibliothekars Chorherrn Theodorich Lampel in Vorau.

Lauchert.

Zunz: Leopold Z., der Schöpfer und Meister der Wissenschaft des Judenthums, ist am 10. August 1794 zu Detmold geboren. Der von dem Städtchen am Rhein hergenommene Name seines Geschlechtes, das besonders in Frankfurt am Main ausgebreitet war und in lückenloser Abfolge durch mehr als drei Jahrhunderte zurück urkundlich verfolgt werden kann, ist durch eine

Anzahl berühmter Träger in der Geschichte des Rabbinates und der jüdischen Litteratur vertreten. Aber es war nur ein innerliches, geistiges Erbe, das dem Knaben mit dieser Abstammung verliehen war. Dürftiger und schwächlicher Eltern Kind, kam er scheinbar leblos und mit einer Zwillingsschwester zur Welt, die bereits nach einem Jahre verstarb. Nur ebensoweit brachte es eine andere Schwester, ein Bruder vollends nur zu sechs Monaten, so daß von fünf Geschwistern nur zwei groß wurden. Als Z. ein Jahr alt war, verließen die Eltern Detmold, um nach Hamburg zu übersiedeln. Bald aber zwang auch ein Lungenleiden den sehr unterrichteten Vater die Lehrerstelle, die er an einem Lehrhause (Bethha=Midrasch) übernommen hatte, aufzugeben und einem kleinen Specereihandel sich zuzuwenden. Der Vater war sein erster Lehrer in hebräischer Grammatik, Pentateuch und Jüdisch=Schreiben. Fünf Jahre alt, begann er, Talmud zu lernen. Z. erinnerte sich noch an seine ersten Kindheitsjahre, an 1798 und mit heller Deutlichkeit an 1799, wie es ihm vorkam, daß ein Mann vom Monde herabstieg, als Bonaparte nach Aegypten ging. Zu den ältesten Melodieen, die sich dem Kinde einprägten, gehört die der Marseillaise. Die ersten Bildnisse, die in seinem Gedächtnisse haften blieben, waren die in der Wohnung seiner Eltern hängenden von Bonaparte, Nelson und Suworow. An einem Sonnabend Nachmittag, am 3. Juli 1802, der Knabe spielte gerade mit den Kindern im Hause Mose Fränkel's, starb der Vater, kaum 43 Jahre alt. Damit war auch der spärliche Lichtschimmer von Kinderglück, der Z. gegönnt war, für immer erloschen. Es mußte der Mutter noch ein Trost sein, daß die am 4. Juni 1786 von Philipp Samson errichtete Lehranstalt zu Wolfenbüttel, die Samson'sche Freischule, den Knaben aufnahm. Am 1. Juli 1803 verließ er Hamburg und die Mutter, die er in diesem Leben nicht wieder sehen sollte. Von seinem Onkel Salomon Berends begleitet, kam er am 3. Juni nach fünfstündiger Fußwanderung von Braunschweig nach dem Orte seiner Bestimmung. Früh geweckt und die reichsten Anlagen verrathend, wurde er doch erst 1807, als am 31. März S. M. Ehrenberg, der väterliche Freund und Leitstern, der seiner Jugend geleuchtet, die Führung und Reorganisation der Schule übernahm, methodisch unterrichtet. 1805 hatte er bereits ein selbständiges Buch, die Auflösungen zu Hemeling's kleinem Rechenbuch unternommen, 1806 die scharfe Satire, die ihm eigen war, in einer hebräischen Schrift verrathen, die Lehrer und Schüler durchhechelte und zur Strafe ins Feuer wandern mußte. Die Wandlung, die mit dem Eintritte Ehrenberg's sich in dem Knaben vollzog, war so mächtig, daß Ehrenberg in einem Verzeichniß der Zöglinge für J. H. Samson sagen konnte: „L. Z., ein in allen Fächern des Wissens sich auszeichnender Kopf oder vielmehr ein Genie. Vorzügliches aber leistet er in der hebr. Sprache und in der Mathematik. Bis zu 1807 war er ausgelassen, wild und unordentlich; in seinem Temperament war das sanguinisch=cholerische vorherrschend, er hatte sich aber so in seiner Gewalt, daß er von 1807 an ordentlich und dem äußern nach gesitteter wurde, und daß man ihn späterhin sogar für höchst phlegmatisch hielt". Ehrenberg wurde in Religion, Französisch, Geschichte, Geographie und deutschen Uebungen sein Lehrer. Z. warf sich jetzt mit Feuereifer auf deutsche Lectüre; die 12 Bände von Felix Weiße's Kinderfreund las er in den Jahren 1807—8 drei Mal durch. Am 1. April 1809 konnte er in die Prima der hohen Schule zu Wolfenbüttel aufgenommen werden, der erste Jude, der diese Anstalt besuchte. Von jener Zeit, er war noch nicht 15 Jahre alt, beginnt auch seine selbständige Erhaltung. Da er als Freischüler sonst die Schule 1809 hätte verlassen müssen, begann er an ihr Unterricht zu ertheilen, um weiter darin zu verbleiben. Am 9. November 1809 starb ihm in Hamburg die Mutter, 36 Jahre alt. Als am 17. Juli 1810 in Seesen der Tempel ein=

geweiht wurde, konnte Ehrenberg, der dorthin reiste, bereits ruhig die Oberaufsicht der Schule Z. anvertrauen. Neben den Arbeiten für die hohe Schule, an der ihn Algebra und Optik besonders fesselten, beschäftigten ihn unter Ehrenberg's Leitung geschichtliche, ästhetische und naturwissenschaftliche Uebersetzungen ins Hebräische, die wir ihn bis 1849 aufbewahren sehen, wo er diese Hefte bis auf zwei vernichtete. Im Sommer 1811 sah er zuerst J. Chr. Wolf's Bibliotheca Hebraea, aus deren mächtigen vier Quartbänden, bestimmungsvoll für sein ganzes Leben, er sich Excerpte machte. Ein Buch in Briefen, das Anacharsis' Reisen in Palästina und Griechenland umfassen sollte, fällt noch in die Schulzeit. Theile daraus wurden in Prima verlesen. October 1811 verließ er die hohe Schule. Seine Ausbildung im Zeichnen, im Englischen und in Musik füllt neben dem Unterricht an der Schule seine Zeit aus. Dankbar gedachte er nachmals der Gespräche mit der Leihbibliotheksinhaberin Mad. Albrecht, die von förderndem Einflusse auf seine ästhetische Bildung waren. Sein Verkehr mit Menschen außer der Anstalt begann erst 1814. Die Absicht, die Universität zu beziehen, die ihn 1813 und 1814 vergeblich ausfüllte, konnte er erst 1815 verwirklichen. Am 24. September schrieb Ehrenberg an Jost, Zunzens einstigen Mitschüler, daß er Z. „mit nassem Blicke nachsehe". Am 25. September verließ Z., von Ehrenberg bis Braunschweig begleitet, Wolfenbüttel: Donnerstag, den 12. October 1815 sehen wir ihn in Berlin eintreffen. Sein erster Besuch galt dem ihm verwandten Ruben Samuel Gumpertz, in dessen angesehenem Hause er sorglos hätte leben können, wenn sein unabhängiger Sinn es nicht vorgezogen haben würde, sein Brot durch Unterricht im Hause Herz selbständig zu verdienen. Rector der Universität war Schleiermacher. Im Wintersemester 1815/6 hörte er Logik bei Solger, Geschichte bei Rühs, Platon's Republik bei Boeckh, griechische Alterthümer bei Fr. A. Wolf und Kegelschnitte bei Gruson. Während er Solger, der ihn langweilt, und Rühs, weil er gegen die Juden schreibt, verläßt, fühlt er von Boeckh sich belehrt, von Wolf sich vollends angezogen. Damals bildeten Tönnies und Heyse seinen Umgang. Im April und Mai 1816 hörte er philologische Encyklopädie bei Boeckh, naturhistorische bei Link, Daniel bei de Wette, privatim Syrisch treibend. Im Winter 1816/17 läßt er sich von Wolf in die griechische Litteratur, von Boeckh in die Geschichte der griechischen Philosophie und von de Wette's Einleitung in das A. T. einführen. De Wette trat er damals auch bei häufigen Besuchen persönlich näher. Das Sommersemester 1817 gehört der Einleitung in die Institutionen des römischen Rechts bei Savigny, den römischen Alterthümern bei Wolf, der Wahrscheinlichkeitsrechnung bei Tralles und dem Arabischen bei Wilken. Am 26. Juli 1817 erscheint sein erster Aufsatz in Gubitz' Gesellschafter. Neben schöngeistigen und poetischen Bestrebungen, von denen zahlreiche Proben erscheinen, treibt er Samaritanisch und Polnisch und copirt die hebräische Handschrift von Schemtob Ibn Falaquera's „Buche der Stufen". Im August d. J. schreibt er die erste Predigt. Unmerklich war er über philologischen und mathematischen Studien, wie von einem Daimonion getrieben, zur jüdischen Litteratur zurückgekehrt, auf die er jetzt, wie mit neuerwecktem Geiste und geschärftem Blicke voll feuriger Gier sich warf. Am 30. November hatte ihm David b. Aron aus Polen, wie um seine Gluth zu schüren, Handschriften aus Constantinopel, Adrianopel, Saloniki und Safed gezeigt. Der December 1817 gehörte der Ausarbeitung der Schrift, die wie ein Heroldsruf die Entdeckung seines neuen Arbeitsfeldes, die Erweckung der jüdischen Wissenschaft verkünden sollte: „Etwas über die rabbinische Litteratur", die 1818 in der Maurer'schen Buchhandlung in Berlin erschien. Der Entdecker des neuen Gebietes, der hier mit so viel entschlossenem Muthe und frühwachem Geiste seine Grenzen absteckte, verräth bereits alle Eigen-

schaften, die ihn dereinst zu dessen Beherrscher und berufenstem Pfleger weihen werden. Gleichwol sehen wir ihn im Wintersemester 1817/18 unentwegt seine Studien an der Universität fortsetzen, Encyklopädie der Alterthumswissenschaft bei Wolf und Astronomie bei Bode hören. Am 28. März 1818 verläßt er die Stelle bei Mad. Herz, um auf einer größeren Reise die Stätten seiner Heimath und Kindheit wiederzusehn. Am 14. April kam er nach Seesen. In Göttingen besuchte er Eichhorn und Gauß. Am 14. Mai sah er Detmold und damit zum ersten Male seinen Geburtsort. Die Predigerstelle am Hamburger Tempel, um die er auf das Drängen einiger Freunde sich bewarb, sollte ihm nicht zu Theil werden; er war von der Concurrenz aus Freundschaft für Büschenthal sofort zurückgetreten. Im Juni kehrte er zum Kampfe um das tägliche Brot nach Berlin zurück, wo er in Latein, Deutsch und Mathematik wieder Privatunterricht ertheilte, bei Boeckh Tacitus hörte und sich mit Chronologie und Differentialrechnung beschäftigte. Im Winter 1818/19 hörte er bei F. A. Wolf Einleitung in Herodot, in den ersten Sommermonaten 1819 Herodot bei Wolf, Arabisch bei Wilken, daneben viel mit deutschen Sprachstudien und mit dem Holländischen sich befassend. Obzwar er bereits 1819 seine philosophischen Studien in Berlin „aufs Rühmlichste" beendet hatte, wurde er doch erst am 2. Januar 1821 von der philosophischen Facultät Halle zum Doctor promovirt. Aber längst vor diesem äußeren Abschlusse seiner akademischen Laufbahn war sowol in seinem engeren Freundeskreise als weithin in der Oeffentlichkeit sein Name und sein Ansehen fest begründet. Als am 7. November 1819 dank einer Anregung von Eduard Gans in der Wohnung von J. A. List der Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums gegründet wurde, war Z. alsbald sein eigentlicher Mittelpunkt, dem man später auch die Redaction der Zeitschrift anvertraute. Auf das Betreiben seines Gönners R. S. Gumpertz durfte er am 20. Mai 1820 im Beer'schen Tempel, seit 1815 der neuen Synagoge von Berlin, seine erste Predigt halten, der er bald weitere unbesoldete und um so prophetischer glühende Versuche folgen ließ, die er nur durch Gastpredigten während der Leipziger Messe vom 27. September bis zum 7. October unterbrach. Seine feste Anstellung am Berliner Tempel erfolgte aber doch erst geraume Zeit später, so daß er erst am 16. October mit Adelheid Beermann, die ihm seit dem 21. Mai versprochen war, sich öffentlich zu verloben wagte. Aber schon am 13. September 1822 sehen wir ihn nach schweren Enttäuschungen und Kränkungen ein Amt niederlegen, das mit seiner Begeisterung und Religiosität wie mit seinem Geradsinn und Mannesmuthe ihm unerträglich schien. Obschon seit dem 9. Mai verheirathet und bei seiner Mittellosigkeit durch die Gründung eines Hausstandes scheinbar in Abhängigkeit gerathen, scheute er sich keinen Augenblick, ein Opfer zu bringen, das seine Ueberzeugung von ihm forderte, der Zustimmung der ihm an Geist und Charakter ebenbürtigen Lebensgefährtin von vornherein sicher. Sein Trost und sein Wirkungsfeld blieb der Verein, der nachmals noch Heinrich Heine anzog und fesselte. In der Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums, die es freilich nur zu einem Bande brachte, erschien eine ausgereifte Frucht seiner Concentration nach der anderen, wie die über die in den hebräisch-jüdischen Schriften vorkommenden hispanischen (und provençalischen) Ortsnamen, die bahnbrechende Lebensbeschreibung Salomon b. Isak gen. Raschi's und die selbst heute noch richtunggebenden Grundlinien zu einer künftigen Statistik der Juden. Im April 1823 erschienen die Predigten, gehalten in der neuen israelit. Synagoge zu Berlin, ein classisches Denkmal der Vollendung, mit der die jüdische Kanzelberedsamkeit mit der deutschen Sprache und Bildung sich erfüllt hatte, das jedoch damals in keiner Zeitung angezeigt werden durfte. Folgte doch am 3. März 1824 das preußische Decret, das den

Juden jede Neuerung in Cultusangelegenheiten untersagte und Mannheimer veranlaßte, am 15. März von Berlin abzureisen. Vor Noth war Z. dadurch bewahrt, daß ihn Spener am 22. December 1823 zum Redacteur der Haude und Spener'schen Zeitung ernannte. Die Nachmittagsstunden blieben weiter dem Privatunterricht gewidmet. Erst am 3. Januar 1826, als Z. die feierliche Eröffnung und die Direction der Gemeindeschule übernahm, schien seine Lage sich definitiv zu bessern. Aber nach kaum vier Jahre langer Leitung sah er wiederum ohne jede Rücksicht auf seine persönliche Einbuße, durch Mißstände, deren Heilung nicht in seiner Hand lag, sich gezwungen, dem Vorstande zu kündigen. Wol verlieh man ihm eine Stelle im neuen Curatorium der Gemeindeschule Thalmud-Thora, wie sie fortan heißen sollte, aber die schweren Nahrungssorgen, die jetzt wieder auf ihn drückten, vermochte kein Titel zu erleichtern. Dazu kam noch die Unzufriedenheit mit seiner Stellung bei der Spener'schen Zeitung, bei der er täglich die Durchsicht von 11 französischen, 2 englischen, 2 römischen und 12 deutschen Zeitungen zu bewältigen hatte. Unverdrossen würde er aber auch dieses Geschäft fortgesetzt haben, wenn die Richtung des Blattes ihn nicht Ende Juni 1831, also nach kaum achtjähriger Verbindung mit dem Blatte, gezwungen hätte, seine Stelle als Redacteur niederzulegen. Damals hatten nämlich bereits die freiheitlich begeisterten Zusammenkünfte und politischen Redeübungen mit Jos. Lehmann, Heydemann I, M. Veit, Poley, Matthias, Ag. Benary, M. Moser und Lebrecht begonnen. Aber wie immer ein Niedergang in seiner materiellen Lage mit einer Erhebung und Protuberanz seiner geistigen Macht zusammenfiel, so sollte das Jahr 1831, in dem all seine Brotstützen zusammenbrachen, den Gipfel seines Ruhmes durch die Herausgabe der „Gottesdienstlichen Vorträge" bezeichnen, die er am 15. October begann', um sie am 21. Juli 1832 erscheinen zu lassen. Die mageren Jahre seiner Mittel- und oft selbst Subsistenzlosigkeit waren von einer geistigen Sammlung, Vorbereitung und Reise erfüllt, die eine Frucht von der höchsten Vollkommenheit zeitigen mußten. Schon 1825 hatte er den Entwurf zu einem aus vier Abtheilungen bestehenden Buche über die Wissenschaft des Judenthums fertiggestellt. Montag am 25. August 1828 war ihm das Glück des ersten Besuches der damals noch in Hamburg befindlichen Oppenheimer'schen Bibliothek zu Theil geworden, zu der er nachmals nach Oxford pilgern sollte. 1829 hatte er die Absicht, eine Einleitung in die Wissenschaft des Judenthums zu schreiben. Damals war er zum Behufe einer Unterhandlung über dieses Buch von H. Heine, mit dem er schon 1825 nach Göttingen correspondirte, bei Cotta eingeführt worden. Aber erst jetzt war mit den Gottesdienstlichen Vorträgen ein Plan in ihm zur Reife gekommen, der eine litterarische und eine geschichtliche That, eine schulende und eine erziehliche Wirksamkeit zu vereinigen, die Wissenschaft zu fördern und dem Leben zu dienen zugleich berufen war. Was er da als eine historische Institution des Judenthums seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in seinen litterarischen Denkmälern und Einflüssen, in seinen Formen und Einrichtungen nachzuweisen unternahm, das hatte die Synagoge sich entwinden lassen, so daß man es allgemein als eine spätere nicht jüdische Errungenschaft anzusehen sich gewöhnt hatte. Es war ein Ereigniß, das diesmal der Büchermarkt brachte. Für die Hauptsache, in der kritischen Feststellung für die Entstehungszeit der wichtigsten Quellen und Denkmäler der jüdischen Predigt, der Midraschim, ohne Vorarbeit, überall auf die eigene Scharfsicht und Witterung angewiesen, hatte Z. in einem unglaublich kurzen Zeitraume eine Litteratur gemustert und durchleuchtet, nach Zeiten, Entstehungsorten und Richtungen geschieden, die weit über zwei Jahrtausende sich erstreckte und ein unüberwindlich mächtiges Material umfaßte. Mit Einem Schlage hatte die noch kaum er-

standene jüdische Wissenschaft ein Meisterwerk aufzuweisen, das sie gleichberechtigt in den Kreis der Wissenschaften einführte. Bahnbrechend in der Methode, zuverlässig in den Ergebnissen, in der Form glänzend, klar und nüchtern, dabei erwärmend und hinreißend im Vortrag, war hier ein Buch zu Tage getreten, das Schule stiftete und eine Gemeinde um sich scharte, die von hier ihre geistigen Antriebe und das richtunggebende Beispiel empfing. In der frischen Begeisterung über diese glanzvolle Leistung hat Gfrörer das Wort geäußert, daß seit den Tagen Spinoza's keine größere von einem Juden ausgegangen sei. An den äußeren Verhältnissen des Verfassers sollte aber das staunenswerthe Werk, das nachmals auf mehr als das Zehnfache seines ursprünglichen Preises stieg, freilich wenig verändern. Eine Reise, auf der er im September in Hamburg die wissenschaftlich so fruchtbare Verbindung mit dem Besitzer und Kenner reicher Handschriftenschätze H. J. Michael anknüpfte, war der einzige Lohn, den er nach der seit dem August 1829 ihn ganz in Athem haltenden Arbeit sich gönnte. Allein Sorgen, wie er sie nie gekannt hatte, empfingen ihn bei der Rückkunft in Berlin. Eine Aussicht auf das Directorat des Ephraimstiftes, die ihm von Eberty und Dr. Rubo eröffnet wurde, war geschwunden. Der Verfasser der Gottesdienstlichen Vorträge suchte eine Buchhalterstelle, aber vergebens. Am 3. Januar 1833 sehen wir ihn Prof. Gans eine Anzeige fürs schwarze Brett bringen, in der er sich zum Privatunterricht im Hebräischen, Chaldäischen, Rabbinischen und in der Mathematik anbot. Einige Lehrstunden wöchentlich, die er vom 4. Febr. an in der Bodenstube des Ephraim-Stiftes ertheilen durfte, waren von kurzer Dauer. Vergebens auch hatte der unabhängige Mann es lernen wollen, sich zu demüthigen, und auf das Drängen der Freunde um das Rabbinat von Darmstadt sich beworben, zu dem ihm Ahron Chorin die Autorisation verlieh, vergebens hatte ihn Gabriel Riesser in seiner Empfehlung vom 9. October 1833 als einen Mann gepriesen, „welcher sich nach dem Urtheile der Sachkenner als der Erste seiner Zeit im Fache der jüdischen Litteratur und der Kenntniß des Judenthums bewährt hat"; Kränkung und Zurückweisung waren die einzige Frucht seiner Bewerbung. Tief verstimmt und verletzt, war er 1834 nicht mehr dazu zu bewegen, um die Rabbinerstelle in Kassel sich zu bewerben. „Lieber will ich fortfahren, schrieb er am 20. Nov. 1834, ärmlich und nebenbei nützlich für die Wissenschaft zu leben, als meine Muße und Ruhe so nutzlos vergeuden". Nur der Gumpertz'sche Kreis — seit dem 26. Januar 1833 versammelten regelmäßig die Gumpertz-Sabbate die Freunde um Z. wie um ihren Mittelpunkt — blieb nach wie vor ihm Halt und Stütze. Vorlesungen über die Psalmen, die er 1835 ankündigte, zeigten ihm in der Zahl, Bedeutung und Ausdauer seiner Hörer, zu denen Männer wie Prof. Gans, der 80jährige Bellermann, M. Sachs, Zedner, Moser und Gumpertz gehörten, daß eine Gemeinde erlesener Freunde bereits treu und begeistert auf seiner Seite stand. Dem moralischen Erfolge schien jetzt sogar der materielle sich anschließen zu wollen. Eine ehrenvolle Berufung nach Prag als Prediger des Vereins des verbesserten Gottesdienstes verhieß Anfangs 1835 endlich eine feste und sorgenfreie würdige Lebensstellung. Aber die schwerste Enttäuschung zertrümmerte gleich bei seinem Eintritte in Prag am 16. September die Hoffnungen, um derentwillen er den schweren Entschluß, Berlin und die Freunde zu verlassen, sich abgerungen hatte. Es war nur ein kleiner Kreis, der ihm Verständniß und glühende Begeisterung entgegenbrachte, die Mehrzahl war zu stumpf oder zu unwissend, um ihn zu begreifen. Er vermißte hier „Wissenschaft, Menschen, Bücher, Zeitungen und Freiheit". Es muthete ihn hier Alles so chinesisch versteinert und zurückgeblieben an, daß schon nach 50 Tagen als einzige Rettung die Rückkehr ihm übrig schien. Fremd und unverstanden, verkannt und enttäuscht, sehnte er sich hinweg, durch die

eigene Unzufriedenheit die der Umgebung weckend und mehrend. Seine Eigenschaften galten als Eigenheiten, sein fester und eigener Sinn für Eigensinn, eine Versöhnung der Gegensätze war auch von der Zeit nicht zu erhoffen. So kündigte er denn bereits am 1. Januar 1836 seine Stelle, glücklich, am 8. Juli wieder Berlin zu betreten und die Episode von Prag wie einen bösen Traum vergessen zu dürfen. Schon am 5. August winkte ihm neuer Trost von seiner Wissenschaft her. Eine königliche Cabinetsordre hatte den Juden die Führung sog. christlicher Namen untersagt. In dieser Noth erinnerte sich der Vorstand der jüdischen Gemeinde in Berlin des größten Kenners der jüdischen Alterthümer in seiner Mitte; Z. sollte in einem Gutachten die Geschichte der Namen unter den Juden beleuchten. Schon am 7. December erschien das Büchlein: „Die Namen der Juden", wiederum ein Stück Leben, eine praktische That, nicht ein Triumph des Wissens, ein antiquarisches Glanzstück allein. Was man den Juden hatte bestreiten wollen, war hier als ihr uralter eigenster Besitz erwiesen; was wie eine Neuerung von gestern verhöhnt und gemaßregelt worden war, lag als Erbe der Jahrhunderte klar zu Tage. Man empfand da greiflich die Macht und Wohlthat der Wissenschaft. Des Rühmens war kein Ende; Varnhagen, der, wie seine Tagebücher berichten, mit Z. in so regem und innigem Verkehre stand, und Alexander v. Humboldt, den Z. am 13. Februar 1837 auch besuchte, stimmten brieflich in die allgemeine Bewunderung ein. Die Beziehung zur Gemeinde sollte auch von nützlichen Folgen für Z. begleitet sein. Schon am 31. Juli 1837 wurde ihm die Mittheilung gemacht, daß man ihm die Directorstelle des neu zu errichtenden Lehrerseminars zugedacht habe. Wol währte es bis zum 18. November 1840, ehe es zur feierlichen Eröffnung der neuen Anstalt kam, aber diesmal wurde wenigstens die Zusage eingehalten; Z. übernahm die Leitung des Lehrerseminars. Seine Muße beschäftigten bis dahin weitausgreifende wissenschaftliche Pläne, 1838 ganz besonders die Herausgabe der deutschen Uebersetzung der 24 Bücher der h. Schrift, mit deren Leitung er betraut war und zu der er selbständig die Uebertragung der Chronik beisteuerte. Beiträge in Zeitschriften und zu den Werken Anderer zeugten dafür, daß sein Ruf und Ansehen bereits in weite Kreise und entfernte Länder gedrungen war. Die feste Stellung sicherte ihm jetzt die Sammlung für umfassendere Arbeiten. Mit den aufregenden und zersplitternden Bewerbungen war es nun für immer vorbei, Anträge und Aufforderungen sich zu Stellen empfehlen zu lassen, hatte er, wie er in sein Tagebuch eintrug, zwischen 1818 und 1837 erhalten von Bielefeld, Frankfurt a/M., Darmstadt, Kassel, Hamburg (1820), Krefeld (1835), Pest, Brüssel, Gothenburg. Metz (1836, 24. Oct.) und Newyork (1833). Jetzt war er dauernd an sein Berlin geknüpft; ein Jahrzehnt der Ruhe und Sicherheit brach für ihn an. Das erste Zeugniß von der Ausdehnung und der Tiefe der Studien, denen er unentwegt in all den Jahren seiner Unrast wie seiner Sammlung sich hingegeben hatte, brachte 1845 das Werk, das den bezeichnenden Titel trug: „Zur Geschichte und Litteratur". Es war die noch nicht für universitätsfähig erklärte, von der alma mater der Forschung noch stiefmütterlich ferngehaltene jüdische Wissenschaft, die hier ihre Berechtigung zum Eintritt in den Kreis der Wissenschaften nachwies und ihre Aufnahme forderte. Die Litteraturgeschichte und die Bibliographie, die Ethik und Cultur der Juden im Mittelalter erfuhren hier eine neue und überraschende Beleuchtung. Ganze Capitel in der Geschichte, die bisher der Bearbeitung völlig entbehrt hatten, waren in erschöpfender und glänzender Behandlung zur Darstellung gelangt. Gebiete, von denen man keine Ahnung, geschweige eine Kenntniß hatte, traten ins Licht, eine Saat voll Frucht und Ertrag war aus einem Boden aufgestiegen, den die Wissenschaft noch niemals als ihren Acker betrachtet oder gar bebaut

hatte. „Bei Sachkundigen, schrieb mit Recht das Serapeum 1846, S. 45, gilt Z. für den Boeckh, Grimm und Schaffarik seines Gebietes; wer wie Z. nicht nur die ersten Grundsteine zu einer Wissenschaft gelegt, sondern auch die Kelle in der einen, das Schwert in der anderen Hand, unermüdet daran fortbaut, kann des Diploms der Akademieen und des Lehrstuhls der Universitäten entrathen.“ Schulend und bahnbrechend zugleich, lehrte dieses Buch von neuem, wie die scheinbar auseinanderfallenden Einzelnheiten der gelehrten Forschungsergebnisse unter der Meisterhand eines großen Bearbeiters zu einem organischen und lebendigen Ganzen sich zusammenfügen. Das waren nicht Notizen, die der Fleiß allein zusammengetragen, sondern ein tiefdringendes Auge als Züge eines Bildes der Vergangenheit erkannt hatte. Nie hat mehr als von diesem Buche das Wort gegolten, das Lehrs (Populäre Aufsätze 2, 486) von Lobeck gegen diejenigen äußert, die von ihm nur zu sagen wußten, „er sei ein gewissenhafter, möglichst vollständiger Darsteller des weit zerstreuten Stoffes“: „Denn fürs Erste läßt sich der Stoff in keiner wissenschaftlichen Frage vollständig sammeln, ohne den genialen Tact, welcher für sein Thema da bedeutende, ja die bedeutendsten Belege. da das bedeutendste Material entdeckt, wo der gewissenhafte Sammler noch gar keine Beziehung ahndet und mit sogenannten ‚classischen Stellen‘ zu Werke geht: leider noch immer gewöhnlich genug und lächerlich mehr als genug; sodann, weil ohne die Gabe, welche den Menschen selten, den Gelehrten seltener vergönnt ist, die Kritik, d. h. nämlich Gabe des Urtheils und Kunst des Urtheilens, jene gewissenhafte Anhäufung immer nur eine Anhäufung bleibt, der gegenüber es nur eine Gewissenhaftigkeit giebt, sie ja nicht zu benutzen.“ In diesem Buche war infolge der Vielseitigkeit, die es bekundete, mehr noch als durch die Gottesdienstlichen Vorträge der Beweis erbracht, daß Z. auf allen Gebieten der jüdischen Litteraturgeschichte zum Meister herangereift war, was auch die Vorlesungen, die er 1842 vor einem ausgewählten Kreise darüber hielt, glänzend bekundeten. Allein die Vielseitigkeit des Mannes sollte bald an ungeahnten Aufgaben, auf andern Schauplätzen sich bethätigen. Der Traum der nach Freiheit dürstenden Seelen schien sich zu verwirklichen. In den Frühlingsstürmen von 1848 vernahm man das Brausen einer neuen Zeit, die Heilsbotschaft alles Völkerglücks. Die Rede, in der Z. die Märzgefallenen von Berlin in feurigen Dithyramben verherrlichte, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Der stille, weltvergessene Gelehrte war aus seiner Klause herausgetreten und stand auf einmal im Vordergrunde der politischen Kämpfe Berlins. Am 1. Mai ward er bereits vom 110. Wahlbezirk zum Wahlmann sowol für die preußische als für die deutsche Nationalversammlung gewählt. Eine seltene Fertigkeit im Gebrauche des freien Wortes, das die Vorzüge seines Geistes, Klarheit und Schärfe, vereinigte, Sicherheit und Schnelligkeit in der Beantwortung aller in den Versammlungen auftauchenden Fragen, Witz und Unerschrockenheit machten Z. bald zu einer bekannten und beliebten Gestalt in der Bewegung jener Tage. Reden in den Wahlmännerversammlungen, Vorträge in Vereinen, Theilnahme an politischen Besprechungen nahmen ihn damals völlig in Anspruch. Am 9. August 1849 wurde er im 8. Berliner Volksverein zum Stellvertreter des Präsidenten, am 4. October zum Vorsitzenden gewählt. Am 6. November ward ihm die Gedächtnißrede auf Robert Blum übertragen. Obzwar seine Weigerung zur Uebernahme einer Führerrolle bekannt war, hatte am 27. Februar 1850 dennoch wenig gefehlt, um Z. zum Vorsteher der Berliner Volkspartei gewählt aus der Urne hervorgehen zu lassen. Eine gleich eifrige Thätigkeit sehen wir ihn zur selben Zeit im Schooße der jüdischen Gemeinde entfalten, für deren geregelte Verwaltung er in Wort und Schrift eintrat. Es

war die Zeit, in der auch für die Juden Preußens der Morgen der Gleichberechtigung anzubrechen schien. Besprechungen mit Brüggemann, mit dem Prinzen von Schönaich-Carolath, mit dem Fürsten Lichnowski und anderen führenden Persönlichkeiten, die schon 1847 seine Aufklärungen für den Gesetzentwurf über die jüdischen Verhältnisse suchten, waren nur ein neuer Beweis dafür, daß man innen und außen sein geistiges Uebergewicht voll erkannt hatte. Er war längst über seine Stellung hinausgewachsen und mit dem Gedanken versöhnt, da ihm ein seinen Kräften entsprechender Wirkungskreis versagt blieb, ohne Amt rein seinem inneren Berufe zu leben. Am 25. Februar 1850 beschloß er den Unterricht am Lehrerseminar. Ein kleines Ehrengehalt der Gemeinde Berlin war das Einzige, was ihn an seine frühere Beziehung zum Vorstande erinnerte. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, die Lebensaufgabe, die er bereits 1837 in klaren Umrissen erkannt und sich gestellt hatte, mit ungehemmtem Feuereifer zur Ausführung zu bringen. Für die Hebung und Läuterung des jüdischen Cultus begeistert, war er zum Studium der Geschichte seiner Institutionen fortgerissen worden. Die erschöpfende Darstellung, die er 1832 von der Entwicklung der Gottesdienstlichen Vorträge geliefert hatte, war nur ein Theil des Planes, der sein Herz und seine Seele ergriffen hatte. Es blieb noch der größere Theil der Aufgabe zu lösen, die Geschichte der Gebete, der Hymnen wie der Bußlieder nach den Gestaltungen des Gottesdienstes, nach den so abwechslungsreichen Riten der verschiedenen Länder. Zerstreut und vielseitig wie die Erscheinung waren ihre litterarischen Quellen. Ueber die öffentlichen und privaten Bibliotheken in zahllosen Handschriften verbreitet, scheint schon der Stoff in seiner Mächtigkeit und Unzugänglichkeit ein unüberwindliches Hinderniß dem Forscher entgegenzustellen. Aber auch das gedruckte Material ist nicht minder abschreckend und von fast unübersteiglichen Schwierigkeiten umlagert. Hier war jeder Schritt zu erkämpfen, jeder Fußbreit des Gebietes zu erobern. Nur Verbindungen mit den verschiedensten Ländern, die Organisirung eines völligen buchhändlerischen Dienstes, Correspondenzen, Käufe und Reisen konnten hier zum Ziele führen. Am 13. Mai 1830 hatte er das erste Bußritual ed. London erworben. Seither bildete die Erwerbung der Gebetslitteratur, die nur Stück um Stück mit entsagender, auf den Zufall lauernder Geduld zusammengebracht werden konnte, den Gegenstand seiner unablässigen Aufmerksamkeit und bei aller Enge seiner Verhältnisse freudigen Opferfähigkeit. Eine Reise zu den Handschriftenschätzen von Paris und Oxford hatte ihm schon 1834 als unerreichbare Sehnsucht vorgeschwebt. Im September 1846 war ihm die erste Wallfahrt zu den Quellen des Britischen Museums vergönnt gewesen. Immer klarer traten die Umrisse des Werkes in seinem Geiste hervor, das die ganze Hymnologie, alle Gebiete der synagogalen Poesie mit ihren Gestaltungen in den verschiedenen Riten umspannen sollte, immer reifer wurde die Ueberzeugung, daß der unermeßliche Stoff nicht in Einem Buche zu bewältigen sein würde. So entschloß sich denn Z. zu einer Scheidung der Aufgaben. Die Geschichte der Dichtungen sollte der der Dichter vorangehen. Am 2. März 1855 erschien die „Synagogale Poesie des Mittelalters“. Die Entwicklungsgeschichte der Dichtungsarten und ihrer innern und äußern Form, die Schilderung ihrer Bedingungen und des Bodens ihrer Entstehung, ein erschütterndes Bild der Leiden, die all die thränenreichen Klagen hervorgetrieben haben, die Betrachtung des Nachlebens, der Fortbildung der in diesem Schriftthum vertretenen hebräischen Sprache bilden in diesem Buche die Gegenstände einer ebenso anziehenden als belehrenden Ausführung. Ausgewählte Uebersetzungsproben aus den Dichtungen selber färben und beleben die Darstellung. Während draußen die Bestrebungen für Kürzung und Entlastung des Gottesdienstes einer ganzen großen Litteratur, den eigent-

lichsten Kundgebungen der jüdischen Geschichte, den Jubel- wie den Schmerzensausbrüchen ihrer Muse, das Todesurtheil zu sprechen nahe daran waren, hatte hier die Treue und Hingebung, Herz und Geist Eines Mannes für alle Zeiten diesem Schriftthum ein Ruhmesdenkmal gestiftet und ein bleibendes Andenken aufgerichtet. Aber immer unabweislicher hatte im Laufe der Arbeit die Ueberzeugung sich ihm aufgedrängt, daß ohne Kenntniß der wichtigsten Handschriften der synagogalen Poesie die Geschichte ihrer Riten und Dichter sich nicht werde in Angriff nehmen lassen. Darum sehen wir ihn gleich nach dem Erscheinen dieses Buches den Plan zu einer großen wissenschaftlichen Reise fassen. 12 Tage im Britischen Museum, 20 Tage in der Bodlejana in Oxford, 3 Tage in Paris genügten seiner Spürkraft, um aus 280 Manuscripten und 100 seltenen Drucken das Material zu schöpfen, das ihn in den Stand setzte, sein Werk zu vollenden. Vom 25. April bis zum 4. Juli 1855 hatte die Reise gewährt, die ihn am 26. und 28. Juni auch noch zu Heinrich Heine führen sollte. Vom 18. Juni bis zum 27. Juli 1856 setzte Z. diese handschriftlichen Studien in Hamburg fort, wo er 80 hebräische Manuscripte excerpirte. 1859, wo er auch wieder öffentliche Vorlesungen über jüdische Litteratur hielt und das Schriftchen über die Eidesleistung der Juden erscheinen ließ, folgte als zweite Abtheilung der synagogalen Poesie das in seiner Concision und Inhaltsfülle unübertroffene Buch: „Die Ritus des synagogalen Gottesdienstes, geschichtlich entwickelt". Wieder war es Z. gelungen, ohne Vorarbeit, ganz auf sich selbst gestellt, ein Chaos zu ordnen und aus dem Nebel, der ein Schriftthum von mehr als zwei Jahrtausenden bedeckte, scharfe nach Ländern gruppirte Gestaltungen, feste Gebetsordnungen hervortreten zu lassen und das Anwachsen der Gebetlitteratur von den ersten Anfängen bis zu ihren größten cyklischen Sammlungen und den Ritus durch seine ganze Entwicklung hindurch zu verfolgen. Das Werk kann in seiner wortsparenden Knappheit und der fast unabsehbaren Fülle neuer aus den Quellen geschöpfter Ergebnisse als eines der höchsten Muster wissenschaftlicher Commentation und Kritik bezeichnet werden. Ein über den Einzelheiten nie das Ganze aus den Augen verlierender Blick, eine neben dem Zug ins Große und Volle auch dem Kleinen und Besonderen zugewandte Gründlichkeit haben hier ein Buch geschaffen, das ein Eckstein seiner Wissenschaft bleiben wird, ergänzt, aber nie beseitigt werden kann. Weiter dem bürgerlichen und politischen Leben thätig angehörend, durch öffentliche Reden und durch Vorträge in Vereinen sich erfrischend und mit der Gesellschaft in Fühlung, verlor Z. doch die Krönung seines Werkes, den Abschluß der Synogogalen Poesie keinen Moment aus dem Auge. 1862 war er in der Vorversammlung des 242. Bezirkes am 25. April zum Vorsitzenden gewählt worden. Aber seine innerste Kraft gehörte der Wissenschaft und ihrem Dienste. Er hatte das Gefühl, sein Werk nicht vollenden zu können, ohne die Handschriftenschätze Italiens für seine Zwecke benutzt zu haben. So ging er denn am 20. Mai 1863, an der Schwelle des Greisenalters, über die Schweiz, wo der alte Freiheitsmann in Genf am 10. Juni bei Karl Vogt eingeladen wird, nach Italien. Ueber 120 Codices sehen wir ihn in der Derossiana zu Parma allein mustern. Von dem Besuche Roms und der Vaticana durch die damals noch mächtige Unduldsamkeit abgehalten, ließ er 1864 die Frucht der italienischen Reise, die Schrift erscheinen, die unter dem Titel: „Die hebräischen Handschriften in Italien, ein Mahnruf des Rechts und der Wissenschaft", wie ein Seherruf in dem Wunsch nach dem Untergange des Kirchenstaates ausklingt: 500 Manuscripte waren von ihm durchgesehen worden, gelehrte Freunde in den verschiedensten Ländern hatten sich Jahre hindurch freudig in seinen Dienst gestellt, anderthalb Tausend synagogale Dichter harrten der Entdeckung, Tausende von Hymnen und Bußliedern der Verzeichnung und Be-

schreibung. Die Zeit zum Abschlusse war gekommen. Am 26. September 1865 vollendete Z. das Vorwort zur Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie, mit der er die stille Gemeinde seiner Verehrer beschenkte, die zum 70. Geburtstage am 10. August 1864 Dank der Liebe und Verehrung des Sanitätsrathes Dr. S. Neumann für Z. zur Aufrichtung einer Zunzstiftung sich vereinigt hatten. Was die vereinte Forschung der eifrigsten über weite Ländergebiete zerstreuten Gelehrten nicht zu leisten vermocht hatte, die erschöpfende Lebensbeschreibung aller jemals der synagogalen Dichtung sich weihenden, d. h. also der besten und bedeutendsten Geister des jüdischen Volkes, das war hier durch die Geisteskraft eines Einzigen, wie aus dem Haupte gesprungen der Wissenschaft in den Schooß gefallen. Nicht nur für die Hymnologie, sondern auch für die allgemeine Litteraturgeschichte des Judenthums war hier ein Beitrag geleistet, der über Zeiten und Länder, von denen es in der Forschung bislang still gewesen war, eine Fülle von Licht und Leben verbreitete. Das Geistesleben der Juden vornehmlich in Deutschland und Frankreich, in Spanien und Italien, aber auch in anderen Gebieten hatte hier ein Quellenwerk erhalten, das den bisherigen Darstellungen der jüdischen Geschichte unschätzbare Bereicherung und Berichtigung zuführte. Die wirre, gewissermaßen geschichtslose Masse des liturgischen Stoffes war hier, wie von einem Schöpferruf getroffen, nach Orten und Zeiten plötzlich geschieden, gegliedert und geordnet, ein wahres Auferstehungswerk auseinandergefallener Glieder, eines großen zertrümmerten Organismus. Nur der Meister fühlte, daß der Stoff unerschöpflich, die Arbeit unabsehbar und ohne Abschluß vor ihm lag. Wirklich sehen wir ihn bereits im Juli 1867 in einem Nachtrag zur Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie aus dem nachdrängenden Stoffe mehr als 500 neue Stücke verzeichnen und über 80 neue Dichter Licht verbreiten. Sein Interesse am öffentlichen Leben hatte er sich inmitten der hingebendsten Forscherarbeit zu erhalten gewußt. Noch am 9. November 1870 sehen wir ihn im 382. Bezirke in Berlin zum Wahlmanne gewählt. Besuche hervorragender Fremder, die Berlin berührten, und Reisen zu Verwandten nach Dresden und anderen deutschen Städten brachten Frische und Abwechslung in sein stilles Leben. Die große Erhebung Deutschlands regt ihn 1872 zu einem Aufruf für die Reinheit der deutschen Muttersprache an; die „deutschen Briefe“ sind in der Geschichte der Kämpfe gegen die Sprachverderberei zeitlich obenan zu nennen. Mit epigrammatischer Schärfe und schneidendem Witze geißelt er neben den Sprachschändern auch noch andere Sünden der Zeit, als deren umfassenden und eindringenden Beobachter er sich erweist. 1872 bringt auch noch die „Monatstage des Kalenderjahres“, ein Andenken an Dahingeschiedene. Die Männer, deren Sterbetage er ermittelt, charakterisirt er hier zuweilen mit der Kunst und Schärfe eines Miniaturisten, in der Pietät gegen Freunde, in der Würdigung fremder Verdienste, diesen Grundzügen seines Wesens, liebreich und gerecht. In diesem Schriftchen erfuhr „die Muse der jüdischen Geschichte“ seine letzte selbständige Huldigung. Wol beging er den 80. Geburtstag noch in voller Geistesfrische und Gesundheit, aber die schwere Erkrankung seiner Lebensgefährtin, der Begleiterin seiner Pläne wie seiner Reisen, die jetzt sein sorgenloses Alter hätte theilen sollen, warf bereits einen schweren Schatten auf den Tag, den das Curatorium der Zunzstiftung durch den Beschluß, die gesammelten Schriften des Jubilars herauszugeben, denkwürdig feierte. Schon acht Tage darauf, am 18. August 1874 starb Adelheid Zunz und mit ihr das Lebensglück, die Freude und Arbeitslust des vereinsamt und trauernd zurückbleibenden Gatten. Die Herausgabe der gesammelten Schriften in drei Bänden, zu der er die Materialien wie seine Verbesserungen zur Verfügung stellte, hielt ihn noch in den Jahren 1875 und 1876 mit seiner wissenschaftlichen Vergangenheit in Fühlung und

Zusammenhang. Noch einmal zogen da erwärmend und aufrichtend seine so vielseitigen Leistungen in Wort und Schrift, die kleineren Publicationen, die Reden und Kritiken, die Beiträge in Zeitschriften und Werken Anderer, an seinem Auge vorüber, über das die Nacht einer unstillbaren Trauer sich immer dichter zu breiten angefangen hatte. Mit dem Abschluß der Durchsicht dieser Sammlung entsank die Feder seiner Hand. Der Geist war hell, das Wort noch sprudelnd und unermüdlich, der Witz noch schlagend und funkelnd wie vordem, aber die Schaffenslust war gebrochen und gelähmt, die innere Theilnahme an dem, was einst seine ganze Seele ausgefüllt hatte, im Schwinden. Klagen über das noch immer nicht fliehende Leben füllten seine Tage aus, nur von Blitzesfunken witziger Selbstironie und schneidender Kritik unterbrochen. Selbst die Jubelfeier seines neunzigsten Geburtstages am 10. August 1884 vermochte die Trauer seiner Seele nicht zu verscheuchen. Vergebens waren Zeichen der Verehrung und Huldigung aus allen Ländern eingelaufen, Anerkennung und Dankbarkeit in seinem stillen Heim in der Auguststraße 60 in lautem und begeistertem Ausdruck in sein Ohr gedrungen. Seine Schöpfung selber, die reich erblühte Wissenschaft des Judenthums, war durch die vom Curatorium der Zunz-Stiftung Dank Dr. S. Neumann herausgegebene Jubelschrift huldigend vor ihn hingetreten, Vertreter dieser Disciplin aus den verschiedensten Ländern hatten sich hier mit ihren Beiträgen zu einem Zoll der Verehrung und Bewunderung zusammengefunden, das Gemüth des Stifters war verdüstert und keiner Erweckung und Erhebung auf die Dauer mehr zugänglich. Der Besucher mußte allerdings noch immer über das ungebrochene Geistesleben erstaunen, das in dem einst so schwachen und im Greisenalter fast unzerstörbar scheinenden Leibe wohnte, das Auge war noch hell, die Stimme kraftvoll, aber es war nur wie ein Aufflackern aus verdunkelter Tiefe, Blitze, auf die immer nur um so tiefere Verfinsterung folgte. Am 18. März 1886 verschied er infolge eines Falles im Zimmer, trotz seiner fast 92 Jahre ungebrochen und unerschöpft.

Nach mündlichen Mittheilungen von Zunz und nach seinen Aufzeichnungen, überschrieben: Das Buch Zunz künftigen ehrlichen Leuten gewidmet, im Besitze des Archivs der Zunzstiftung in Berlin. — Vgl. auch Ad. Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke I, D. Kaufmann in Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums 38 (1894), 481—93, 500—504 und S. Maybaum, Aus dem Leben von Leopold Zunz. Berlin 1894.

David Kaufmann.

Zupitza: Julius Z., Germanist und Anglist, wurde am 4. Januar 1844 zu Kerpen bei Ober-Glogau als Sohn eines Landwirths katholischer Confession geboren, besuchte seit 1854 das Gymnasium zu Oppeln und bezog im Herbst 1862 als Student der Philologie die Universität Breslau, die er nach drei Semestern mit Berlin vertauschte. Im December 1865 hat er dort promovirt, im Februar 1866 die Staatsprüfung abgelegt. Sein Studium hatte die classische und deutsche Philologie umfaßt, daneben Sanskrit und die neueren Sprachen, soweit sie ihm auf der Universität zugänglich wurden. Den größten Einfluß gewann auf ihn K. Müllenhoff, dem er sich mit Liebe und Bewunderung anschloß und dem er zeitlebens mit der Treue anhing, die der Kern seines grundtüchtigen Wesens war. Nachdem er sein Probejahr am Oppelner Gymnasium absolvirt und demnächst drei Semester als Hülfslehrer am katholischen Matthiasgymnasium zu Breslau gewirkt hatte (bis Michaelis 1868), habilitirte er sich zu Ostern 1869 an der Viadrina und dehnte den Kreis seiner Vorlesungen bald über das Gebiet der deutschen Philologie hinaus auf Englisch, Altfranzösisch und Provenzalisch aus. Ostern 1872 erhielt er eine Berufung als außerordentlicher Professor für „nordgermanische Sprachen“ an die Universität Wien, wo er

vor allem den Grund zum wissenschaftlichen Betrieb des Englischen legen sollte. Er begann seine Vorlesungen dort im October 1872, nachdem er durch einen halbjährigen Aufenthalt in England sein Rüstzeug für die neue Aufgabe completirt hatte. 1874 ward er Ordinarius und 1876 traf ihn, den 32jährigen, die Berufung auf den neugegründeten Lehrstuhl der englischen Philologie zu Berlin. Hier hat er alsbald und durch mehr als 19 Jahre hindurch eine fruchtbare Lehrthätigkeit entfaltet, von der zahlreiche tüchtige Dissertationen, Ausgaben und Monographien seiner Schüler Zeugniß ablegen. Den strebsamen Studenten trat er rasch persönlich nahe und mit vielen blieb er über die Universitätsjahre hinaus verbunden; als Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen war er in freier wissenschaftlicher Aussprache wie in zwanglos heiterer Geselligkeit Haupt und Mittelpunkt eines stattlichen Kreises älterer und jüngerer Freunde. Die Ferien widmete er gerne dem Besuch der englischen Bibliotheken, aus denen er einen reichen Schatz von Abschriften und Collationen heimbrachte. Aus voller Schaffensfreudigkeit, aus einem glücklichen Familienleben ward er in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1895 durch einen tödlichen Gehirnschlag abberufen.

Z. gehörte in seinen wissenschaftlichen Anfängen der Gruppe junger Germanisten an, die Müllenhoff zur Herausgabe seines „Deutschen Heldenbuchs“ erzog und anleitete: seine Dissertation „Prolegomena ad Alberti de Kemenaten Eckium“ (1865) und seine Habilitationsschrift „Verbesserungen zu den Drachenkämpfen“ (1869) stellen Vorarbeiten für die Editionsleistung dar: der ganze 5. Band „Dietrich's Abenteuer“ ist von ihm bearbeitet: Virginal, Goldemar, Sigenot, Eckenlied, was alles Z. noch dem Albrecht von Kemenaten zuschrieb. Er bewährte dabei die in Haupt's und Müllenhoff's Schule erlernte Technik, wenn er sich auch für die schwierigen litterarhistorischen Fragen noch nicht ausreichend gerüstet erwies. — In einer kleinen Schrift widerlegte er (1867) „Franz Pfeiffer's Versuch, den Kürenberger als den Dichter der Nibelungen zu erweisen“, sein pädagogisches Geschick trat zuerst hervor in der „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten“ (1868), die es bis zu einer 5. Auflage gebracht hat. Von Zupitza's Beschäftigung mit der Liederedda gab ein textkritischer Aufsatz in der Zeitschr. f. dtsche. Philologie Bd. 4 (1873), S. 445—451 die letzte Kunde, während ein lange geplantes Specialglossar auf Zetteln liegen blieb.

Seit dem Jahre 1872 beherrschte die englische Philologie Zupitza's ganze, sehr rege Production, deren Ausbreitung man in chronologischer Reihenfolge bei Kölbing, Engl. Studien 21, 456 ff., in stofflichen Gruppen bei Napier in Herrig's Archiv 95, 248 ff. überblicken kann. Sie umspannt das ganze Gebiet der Anglistik, bevorzugt aber doch entschieden die alt- und mittelenglische Periode, und hier leistet sie das beste in der Kritik und sprachlichen Commentirung der Texte und in allen jenen Vorarbeiten über Ueberlieferung und Filiation, Alter, Heimath und Quellenverhältniß der Denkmäler, deren der Litterarhistoriker bedarf, ehe er zur Darstellung schreiten kann. Die Darstellung selbst war nicht Zupitza's Sache, aber auch niemals das Ziel seines Ehrgeizes. Er griff zu, wo Arbeit Noth that, und wie er sich frohgemuth schwierige und weitaussehende Aufgaben stellte, erledigte er auch mit leichter Hand eine Masse von Nebenwerk, wie es ihm die Lectüre und die Bibliotheken darboten. Diese Vielgeschäftigkeit, die seit 1889 durch die Redaction des ehemals Herrig'schen „Archivs für das Studium der neueren Sprachen“ (Bd. 84—94) noch gesteigert wurde, und Zupitza's früher Tod sind daran Schuld gewesen, daß gerade die größern Unternehmungen dieses rastlosen Gelehrten unvollendet geblieben sind: so entbehrt die kritische Ausgabe von „Aelfrics Grammatik und Glossar“ (1881)

in gleicher Weise der Einleitung wie die Facsimile-Edition des Beowulf (1882), und von der umfassenden Publication aller Fassungen des mittelenglischen Romans von „Guy von Warwick", der er sich auf eine Anregung Müllenhoff's hin gleich zu Beginn seiner anglistischen Wirksamkeit zuwandte (vergl. „Zur Litteraturgeschichte des Guy von Warwick", 1873) ist nur der erste Band (The Romance of Guy of Warwick. The second or 15th century version, London 1875, 76) mit reichhaltigen — und vielbenutzten — Anmerkungen ausgestattet, während die 1883. 88. 91 erschienenen Fassungen der Auchinleck-Hs. und der Hs. des Cajus Collega jeder Beigaben ermangeln.

Zupitza's Bedeutung für die englische Philologie ist in erster Linie eine erzieherische. Diese schlichte, arbeitsfrohe Persönlichkeit, dieser Gelehrte von guter methodischer Bildung und regem philologischem Gewissen war ein rechtes Glück für die junge Wissenschaft, der er vortreffliche Lehrmittel bot, wie das wiederholt aufgelegte „Alt- und mittelenglische Uebungsbuch" (zuerst 1874), „Cynewulf's Elene" (zuerst 1877), den Prolog der Canterbury Tales (1882), der er aber auch Muster philologischer Arbeit lieferte und eine Reihe wackerer Mitarbeiter heranzog. Durch die klare und, wo es Noth that, rücksichtslose kritische Beleuchtung oberflächlicher und unehrlicher Leistungen säuberte er das kaum urbar gewordene Feld vom rasch aufschießenden Unkraut, und indem er sich für keinerlei Aufgabe zu gut dünkte, hob er sozusagen das Niveau der wissenschaftlichen Tagesarbeit, zu der der hochstrebende und geistig vornehmere ten Brink nur selten herabstieg.

Die Collegien Zupitza's hatten beim Verzicht auf jeden Reiz der Form und des Vortrags ihren besondern Werth durch die Fülle der Mittheilungen aus eigenstem Erwerb. Statt Litteraturgeschichte gab Z. eine rubricirte Uebersicht des litterarischen Materials, das er freilich bis in die Winkel der Manuscriptenschränke kannte; seine umfänglichen grammatischen Vorlesungen strotzten wahrhaft von Thatsächlichem. Anziehend war von vorn herein keines dieser Collegien, und doch haben sie kaum weniger als die litterarischen Arbeiten dazu beigetragen, Zupitza's Ruf bei uns wie in England und Amerika zu festigen: der imponirenden Gelehrsamkeit ging ein ehrliches, prunkloses Wesen und eine rege Freude am Wissenserwerb zur Seite, und gerade den reiferen Zuhörern ward hier am meisten geboten. —

Zahlreiche Nekrologe, aus denen ich hervorhebe: Napier und Rödiger im Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen Bd. 95, S. 241—258 (mit Porträt); Kölbing in den Englischen Studien Bd. 21, S. 452—471 (mit vollständ. Biogr.). — G. Tanger im Shakespeare-Jahrb. Bd. 32, S. 296 bis 301. — A. Brandl, Deutsche Rundschau Bd. 85, S. 302—305.

Edward Schröder.

Zürcher: Geraldus Z., Benedictiner in St. Gallen und c. 1750 daselbst Professor der Theologie in der Lehranstalt des Klosters, veröffentlichte nach Vollendung des dreijährigen theologischen Curses die Schrift: „Historia poenitentiae publicae notis et animadversionibus illustrata, cum gemina dissertatione, unâ praeviâ de eruditionis praestantia ad Neo-Theologos; alterâ ad calcem de Satisfactione contra Novatores" (St. Gallen 1752).

Ziegelbauer, Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti (1754), T. III, p. 662.

Lauchert.

Zürcher: Jakob Z., Maler, wurde am 15. August 1834 in Sumiswald in der Schweiz als Sohn eines Bauunternehmers geboren. Da er eine gute Begabung an den Tag legte, durfte er sich dem Ingenieurfache widmen. Während er bei dem Bezirksingenieur Kilian in Thun arbeitete, fand er Zeit, sich in seinen Mußestunden durch den Miniatur- und Aquarellmaler Suter im

Zeichnen und Aquarelliren unterrichten zu lassen. Durch Suter wurde er auf die Bestrebungen der deutsch-römischen Malerschule aufmerksam gemacht. Er wandte sich daher im J. 1857 nach Rom, wo er sich durch den Besuch einer Privatakademie und durch das Copiren von Gemälden alter Meister weiterbildete. Den Sommer benutzte er zu Studien nach der Natur und nach dem italienischen Volksleben. Im J. 1863 reiste er mit seinem Freunde, dem Schweizer Maler Weckesser, nach Neapel und Palermo. Später durchstreifte er fast den ganzen Kirchenstaat. Im J. 1868 finden wir ihn in Florenz, Genua und Venedig, überall damit beschäftigt, in den verschiedenen Galerien bestellte Bilder in Aquarellen, mitunter auch in Miniaturen zu copiren. Unter Zürcher's eigenen Compositionen wird die figurenreiche „Kinderpredigt in der Kirche Araceli in Rom" als die gelungenste bezeichnet. Er starb in Rom am 28. Mai 1884.

Vgl. Sammlung Bernischer Biographien. Herausgegeben von d. Historischen Verein des Kantons Bern. Bern 1886. 6. Heft. S. 480.

H. A. Lier.

Zurflüe: Johann Z., katholischer Geistlicher und Verfasser eines Bruderklausenspiels, ist geboren am 6. Januar 1566 höchst wahrscheinlich zu Stans in dem schweizerischen Kanton Nidwalden. Schon 1572 kam er jedoch nach Luzern, wo er noch vier Jahre zusammen mit seinen Eltern lebte. Nach deren Tode wurde er 1576 in das Spital — „Xenodochium" —, wie er sagt, aufgenommen und verblieb dort sieben Jahre. Am 27. September 1582 bezog er das von S. Carlo Borromeo und Cardinal-Bischof Marcus Sitticus von Constanz gestiftete Collegium helveticum in Mailand, wo er bis zu seiner Priesterweihe verbleiben sollte. Im Juli 1583 figurirt sein Name unter Denjenigen, die sich über mangelhafte Unterstützung und Verpflegung beklagen. 1589 richtete er kurz nach einander zwei Briefe an die Luzerner Behörden, in deren erstem er um Geld zum Ankauf der Werke des hl. Thomas von Aquino und um ein Alterszeugniß für die Priesterweihe ersucht, in dem zweiten (vom 4. November) seine Bitte um das letztere wiederholt. Mit dem zurückgelegten fünfundzwanzigsten Altersjahre muß er in Mailand die Priesterweihe empfangen haben; denn im Juli 1591 finden wir ihn wieder im Luzerner Spital. Aus jener Zeit stammt das merkwürdige Actenstück, in welchem er niederlegt, was ihm, „Priester Johanni Zurflüe, wonende in dem Spittal zů Lucern", der Waldbruder Peter Cunert über die Witterung der kommenden Monate prophezeit hat. Als am 24. Oct. desselben Jahres Pfarrer Pfau in Sempach wegen Concubinats seiner Pfründe enthoben wurde, wurde Z. von dem Stift „im Hof" zu Luzern an seine Stelle als Leutpriester gewählt. In dieser Eigenschaft errichtete er 1592 in dem benachbarten Hildisrieden eine Bruderschaft. Doch schon am 27. Juli 1593 wurde er wieder amovirt und als Caplan bei S. Afra nach Beromünster versetzt. Am Mittwoch nach Mariä Heimsuchung 1594, sagt das Luzerner Rathsprotokoll, sei „Hans Zurflüe, der vor etwas zit in ungnad gefallen", vom Rathe begnadigt und zum Helfer des Stadtpfarrers von Luzern ernannt worden. In Sempach muß er sich ein Sittlichkeitsvergehen haben zu Schulden kommen lassen; denn es liegt von Seiten einer Vagantin, Namens Edelmann, ein Begnadigungsgesuch vor, in dem diese behauptet, eines ihrer fünf unehelichen Kinder von Z. bekommen zu haben. Vom 5. März 1595 bis 1603 finden wir Z. als Pfarrer in Sarnen, 1603 bis 1611 in Arth und 1611 bis 1615 wieder in Sarnen. Von da an verlieren wir seine Spur gänzlich. Das letzte uns bekannt gewordene Ereigniß in seinem Leben ist der Widerruf, den er gegenüber Heini Koli zu leisten hatte, weil er diesen aus Zorn oder infolge falscher Angaben von der Kanzel aus in den Bann gethan.

Das einzige uns überlieferte litterarische Product Zurflüe's ist sein Spiel

von Bruder Klaus (Niklaus von der Flüe), das er während seines ersten Aufenthaltes in Sarnen geschrieben und am 16. und 17. September 1601 daselbst von über 100 Personen hat aufführen lassen. (Hs. im Obwaldener Staatsarchiv zu Sarnen; gleichzeitige (?) fragmentar. Abschrift im Besitz von Pfarrhelfer A. Küchler). Z. widmete das Stück, dessen Titel und Inhalt Bächtold S. 112 der Anmerkungen und S. 389 des Textes mittheilt, der Regierung, wofür ihm diese eine Gratification von 100 Gulden zukommen ließ. Die Aufführung leitete Z. selbst; doch wurde ihm vom Rathe der Bannermeister beigegeben, der „soll Vatter sein, vnd wen einer nit gehorsam ist, den soll er in den Thurm schicken". Ueber ein anderes Klausenspiel von 1590, das Z. sich vielleicht als Vorbild genommen, s. Küchler S. 336. Abgesehen von dem bereits erwähnten Sittlichkeitsvergehen und dem voreiligen Bannspruch scheint Z. auch sonst keinen ganz tadellosen Lebenswandel geführt zu haben; denn am 28. September 1602 wird von einer ihm auferlegten Buße gesprochen, und ebenso hatten gewisse „excessus" bei einem Priesterexamen 1614 eine Geldstrafe zur Folge. Als Wappen führt Z. ein halbes Rad auf einem Dreiberg.

J. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz (1892). — A. Küchler, Chronik von Sarnen (1895), S. 10, 335. — Geschichtsfreund XV, 26 ff.; XVII, 131; XXIII, 232 ff. — Archivalien (gefl. Mittheilungen der HH. v. Liebenau, Küchler, Durrer). E. Hoffmann-Krayer.

Zurgeist: Hermann Z. (zur Geist), geboren 1580, trat 1603 in das Benedictinerkloster Liesborn, woselbst er 1604 die Gelübde ablegte und 1605 zum Priester geweiht wurde. Noch nicht lange als Beichtvater in Vinnenberg thätig, wurde er 1620 auf den Liesborner Abtsstuhl erhoben und am 18. October von dem Paderborner Weihbischof Johann Pelking im Auftrage des Bischofs Ferdinand von Münster geweiht. Die Wahl hatte lange zwischen ihm und dem nicht minder tüchtigen Kellner Joh. Embsmann aus Rheda geschwankt, war aber endlich durch die Bemühungen des in höherem Auftrage handelnden Abtes Hermann von Marienmünster zu seinen Gunsten entschieden. Die Hoffnungen, die man für das an den Wehen der Wiedertäuferei, der spanisch-holländischen Kriege und an einer elenden Oekonomie kränkelnde Kloster auf ihn gesetzt, erfüllte er in hohem Grade: alle Zweige des klösterlichen Lebens erwachten durch ihn trotz der Stürme des dreißigjährigen Krieges zu neuer Blüthe. Die Segnungen des Friedens aber sollte er nicht lange genießen; bereits am 29. März 1651 ereilte ihn auf einer Visitationsreise im Osnabrücker Kloster Gertrudenberg der Tod, und in der Kirche dieses Klosters wurde seine Leiche auch trotz des Widerspruchs der Liesborner Mönche, die ihren großen Abt nicht in der Ferne bestattet sehen wollten, feierlich eingesenkt. Seine kurze, aber werthvolle Schrift über die Klostermühlen hat Georg Fuisting († 1668) den „Memorabilia Liesbornensia" (Mscr. des Alterth.-Vereins zu Münster) einverleibt.

Vgl. J. B. Nordhoff, Die Chronisten des Klosters Liesborn. (Sep.-Abdr.) Münster 1866, S. 89—93. P. Bahlmann.

Zürichsee: Cornelius v. Z. (Zyrickzee), Kölner Drucker aus dem Ende des XV. und Anfange des XVI. Jahrhunderts, stammte aus der holländischen Stadt Zyricksee in Seeland. Der erste datirte Druck von ihm trägt die Jahreszahl 1489; seine Druckerthätigkeit reicht bis 1517. Er hatte seine Officin in der Stolkgasse. In den Unterschriften seiner Drucke variirt er vielfach; bald nennt er sich ganz einfach Cornelius de Zyricksee, bald mit dem Zusatze apud Praedicatores; dann heißt es ohne Namensangabe juxta Conventum Praedicatorum, und manchmal fügt er dieser Ortsbezeichnung noch seinen Namen bei. Auch heißt es schon apud magistrum Cornelium de Zyricksee, ferner ganz einfach apud Praedicaores mit und ohne die nähere Bezeichnung „in der Stolkgasse". Angaben

über seine Lebensumstände mangeln fast ganz. Seine Presse gehörte indessen nicht zu den ganz unbedeutenden, und es werden wol 30—40 Drucke aus ihr hervorgegangen sein; davon sind einige mit Holzschnitten geziert.

Büllingen, Materialien zu e. Buchdruckergesch. Kölns. (Handschrift in d. Kölner Stadtbibl.) — Ennen, Katalog d. Inkunabeln in der Stadtbibl. zu Köln. I. Abth. Köln (1869), S. XVIII u. 137—39. — Heitz u. Zaretzky, D. Kölner Büchermarken bis Anf. d. 17. Jahrh. Straßb. 1898, S. XIX u. Nr. 12. Jak. Schnorrenberg.

Zurlauben: die bedeutendste Familie der Stadt Zug im 16.—18. Jahrhundert. Als das älteste daselbst urkundlich nachweisbare Familienglied hat der im J. 1488 als Bürger angenommene Stadtziegler Anton Z. zu gelten, dessen verwandtschaftliche Beziehungen zu dem elf Jahre vorher ins Zürcher Bürgerrecht aufgenommenen Anthony Zer Loben von Wallis von der Matt leider nicht genauer festgestellt werden können. Sicher bleibt nur, daß schon vor der Mitte des 17. Jahrhunderts diese beiden Anton Z. identificirt wurden und daß die Herkunft des Zürcher Bürgers Anthony Zer Loben aus dem Wallis dazu benützt wurde, der Familie Z. in den Walliser Freiherren von Thurn und Gestelenburg (Sires de la Tour, seigneurs de Chatillon) eine reiche und glänzende Ahnenreihe voranzustellen. Schon im J. 1625 hatte eine Familiengenealogie zum ersten Male der Abstammung der Z. von den Thurn und Gestelenburg Erwähnung gethan und schon 1641 hatte eine Fälschung im Jahrzeitbuche von Seedorf (Uri) die angebliche Verbindung beider Familien hergestellt, welche 1649 in einer französischen Urkunde anerkannt wurde. Halten die von den verschiedensten Familienmitgliedern bearbeiteten und durch Herbeiziehung möglichst vieler historischer Materialien gestützten Genealogien vor der kritischen Forschung nicht Stand, so waren dieselben dem bürgerlichen Geschlechte insbesondere in der Befestigung seiner Beziehungen zur französischen Krone von wesentlichem Nutzen.

Die Mehrzahl der Z. leistete dem engern und weitern Vaterlande als Diener des Staates (Ammänner, Statthalter, Landschreiber, Sekelmeister, Obervögte, Rathsherren, Stadtschreiber der Stadt und des Amtes Zug, Landvögte und Landschreiber in den freien Aemtern, im Thurgau und Rheinthal; als Gesandte bei den eidgenössischen Tagsatzungen sowie bei Bundesabschlüssen und Verhandlungen an auswärtigen Höfen) die wichtigsten Dienste. Ein starker militärischer Zug geht durch die ganze Familie; daher haben fast alle politisch bethätigten Z. sich gleichzeitig auch der militärischen Laufbahn im In- und Auslande (Savoyen, Venedig, Toscana, Spanien) ganz besonders in Frankreich gewidmet. Dem geistlichen Stande, insbesondere dem Benedictiner- und Cistercienserorden weihte sich eine nicht unerhebliche Zahl der Familienangehörigen beiderlei Geschlechtes. Unter ihnen sind die beiden Rheinauer Aebte Gerold I. (1547—1607) und Gerold II. (1649—1735) sowie Placidus I., der erste Fürstabt von Muri (s. u.) deswegen hervorzuheben, weil sie ihre Benedictinerklöster dadurch zu den ersten der Schweiz zu erheben wußten, daß sie ein bedeutendes Gewicht auf die Pflege der Wissenschaften in ihren Stiften legten. Wie sehr die letztere den Zurlauben am Herzen lag, zeigt die bald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgte Gründung einer hauptsächlich aus Werken zur schweizerischen und französischen Geschichte bestehenden Familienbibliothek, die im Vereine mit dem Familienarchive den Grundstock zu der berühmten Bibliothek Beat Fidel's Z. (s. u.) bildete.

Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts unter Ammann Beat Jacob I. († 1690) erreichte die Familie nicht nur inbezug auf die außergewöhnliche Anzahl ihrer Glieder, sondern auch wegen ihres bedeutenden Einflusses den Höhepunkt ihres Glanzes. Allein das Uebergewicht, welches der Familie mit dem

Rechte der Austheilung der französischen Pensionen und Gnadengelder zuertheilt worden war, führte bald den Sturz des Geschlechtes herbei; als die Zuger unter Ammann Schumacher mit Erfolg gegen den Einfluß Frankreichs ankämpften, verlor die Familie Z. schon Ende des dritten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts ihre politische Bedeutung für immer.

Vgl. Keiser-Muos, Das Geschlecht der Zurlauben ... in Zug 1488 bis 1799 im Geschichtsfreund, Bd. 29, S. 140—165.

Folgende Männer verdienen unter den Zurlauben besonders hervorgehoben zu werden:

Beat Z., geboren in Zug am 18. April 1597, † daselbst am 2. Mai 1663. Seine Ausbildung erhielt er im Kloster Rheinau, bei den Jesuiten in Freiburg i. Uechtlande und Lyon, in Bourges und in Paris. Nach kurzem Verweilen in französischen Diensten übernahm er 1617 die Stelle eines Landschreibers der freien Aemter in Bremgarten (Aargau), von wo er 1629 nach dem Ableben seines Vaters, des Ammanns Konrad Z., in den Rath seiner Vaterstadt Zug berufen wurde. Nach Aufgabe seiner Stellung in Bremgarten und nach neuer Dienstleistung im französischen Heere, in welchem ihm vom König Ludwig XIII. eine Compagnie zugetheilt worden war, siedelte er nun nach Zug über, wo ihn das Vertrauen seiner Mitbürger schon im nächsten Jahre 1632 und nochmals 1641 an die Spitze des Staates berief. Den letzteren vertrat er an den gemeineidgenössischen Tagsatzungen sowie an den Tagungen der V katholischen Orte im ganzen mehr als 150 Male und die intime Kenntniß der Verhältnisse und Personen, die er sich in diesen Verhandlungen erwarb, befähigte ihn hauptsächlich zum Unterhändler und Vermittler in besonders schwierigen politischen und religiösen Fragen. Die strenge und zähe Wahrung seines katholischen Standpunktes gegenüber den evangelischen Miteidgenossen trug ihm den Beinamen einer „Säule des (kathol.) Vaterlandes“ ein. 1634 sandten ihn die katholischen Orte mit zwei andern Gesandten zu Ludwig XIII. nach Paris, um denselben zu einer Einmischung in die Grenzverletzung durch die Schweden bei der Belagerung von Constanz sowie zur Wahrung ihrer katholischen Interessen gegenüber den evangelischen Städten zu veranlassen. Im Luzernischen Bauernkriege (1653) fand Beat Z. neuerdings Gelegenheit als Vermittler zwischen den aufrührerischen Bauern und dem Rathe der Stadt Luzern in so erfolgreicher Weise aufzutreten, daß er zum Danke sammt seinen Nachkommen in das Bürgerrecht Luzerns aufgenommen wurde. Beat Z. hatte die Gewohnheit sich über die Verhältnisse, die ihn interessirten, ausführliche schriftliche Rechenschaft zu geben. Die Familienbibliothek bewahrt eine große Anzahl zum Theil umfangreicher Arbeiten zur Geschichte des 17. Jahrhunderts von seiner Hand, welche zeigen, daß er auch eine gewandte Feder führte. Ueber seine Gesandtschaft zu Ludwig XIII. hinterließ er ein ausführliches Tagebuch.

Vgl. David Herrliberger, Schweitzer-Ehrentempel. 4°, Basel 1748. — J. J. Leu, Allgem. Helvet. Lexicon 11, 401—402 in 4°, Zürich 1756. — Keiser-Muos a. a. O. Hans Herzog.

Zurlauben: Beat Fidel Z., geboren in Zug am 3. August 1720 (der 4. August ist der Tauftag), † daselbst am 13. März 1799 (Großneffe des Abtes Placidus Z., s. u.). Den ersten Unterricht im Lateinischen empfing der Knabe in seiner Vaterstadt und besuchte sodann die Schule in Radolfzell am Untersee. Nach dem frühen Tode seiner Eltern (Beat Ludwig Z. und Anna Burz von Seethal) wurde er im März 1730 von seinem Onkel, dem damaligen Hauptmann in französischen Diensten Franz Placidus Z., nach Mantes, westlich von Paris verbracht, von wo aus er im folgenden Jahre als der erste und in der Folge auch als der einzige Schweizer in das vom Cardinal Mazarin ge-

stiftete Collège Mazarin oder Collège des quatre nations in Paris eintreten durfte. In dieser trefflich geleiteten Erziehungsanstalt verblieb Z. noch zwei volle Jahre nach seinem am 7. December 1735 erfolgten Eintritt in die in französischen Diensten stehende Generalcompagnie der Schweizer, deren Commandant Eugen Peter v. Surbeck von Solothurn ihn hauptsächlich für die antike Münzen- und Medaillenkunde zu interessiren verstand. Der als Lehrer der classischen Sprachen wie als Geschichtschreiber des Alterthums gleich berühmte Charles Rollin wußte Z. zum Studium und zur Darstellung der Schweizergeschichte anzuspornen, deren Pflege sich Beat Fidel zur Lebensaufgabe machte. Schon im April 1740 konnte er seinem Lehrer seine erste größere Arbeit, den „Abrégé de l'histoire générale des Suisses et de leurs alliés“ zur Prüfung unterbreiten, welcher Abriß in den nächsten Jahren zu einer eigentlichen „Histoire Helvetique des Suisses et leurs alliez“ ausgearbeitet wurde. Aus diesen ungedruckt gebliebenen, ungemein fleißigen Arbeiten schöpfte Z. schon 1740 die Anregung, eine Geschichte der Schweizertruppen in Frankreich zu verfassen. Derselben widmete er seine ganze ihm neben dem praktischen Militärdienste zur Verfügung stehende freie Zeit, in welchem er damals seine Truppen von Paris aus vier Mal nach Flandern (1742, 1745, 1746 und 1748) und ein Mal an den Rhein (1743) zu führen hatte. Die 1751—1753 in acht Octavbänden erschienene „Histoire militaire des Suisses“ war für den so jugendlichen Verfasser eine um so anerkennenswerthere Leistung, als er insbesondere auf Seite seines höchsten ihm vorgesetzten Generalobersten der Schweizer, des Prinzen de Dombes, eine Reihe von Schwierigkeiten in der Benützung und Verwerthung von Archivalien zu überwinden hatte. Ist auch das auf umfangreichem Quellenstudium beruhende Werk von einzelnen Fehlern und Ungleichheiten nicht frei, so ist es doch durch spätere Bearbeitungen desselben Gegenstandes in keiner Weise ersetzt worden und hat es auch heute noch als Quelle Bedeutung. Als eine Ergänzung zur Histoire militaire veröffentlichte Z. den „Code militaire des Suisses“ in vier Bänden (1755—1764) und die „Bibliothèque militaire, politique et historique“ in drei Bänden (1760), welche auch speciell historische Arbeiten des Herausgebers enthält, die der infolge glücklicher Lösung einer numismatischen Preisaufgabe 1749 aufgenommene Associé étranger honoraire in der von ihm mit einer Reihe von Vorträgen bedachten Akademie der Inschriften vorgelesen hatte. Z. gedachte dem Hauptwerke seiner Jugend eine weitere Ergänzung durch ein auf breitester urkundlicher Grundlage aufgebautes Adelslexikon der Schweiz („Nobiliaire Suisse“) anzuschließen, in welchem vorzüglich diejenigen Familien, welche in französischen Diensten gestanden hatten oder noch standen, in einzelnen Monographien mit ausführlichen Stammbäumen und Urkundenbeigaben behandelt werden sollten. Vom schweizerischen Adel und von den ihm persönlich nahestehenden militärischen und geistlichen Kreisen auf das wirksamste mit Beiträgen von Urkunden und Genealogien unterstützt, brachte Z. in wenigen Jahren die umfangreichste schweizerische Sammlung von Urkundencopien des 18. Jahrhunderts zusammen, die er in liberalster Weise seinen Correspondenten und den sich dafür interessirenden gelehrten und geistlichen Körperschaften zur Verfügung stellte. Die kaum übersehbare Fülle des ihm zugeflossenen urkundlichen Materiales sowie eine neue längere Inanspruchnahme durch Kriegsdienst in der Pfalz und Hessen (1760) und in Westfalen und Hessen (1762) schoben die Ausarbeitung des geplanten Werkes immer weiter hinaus, so daß dasselbe schließlich als Ganzes überhaupt nicht vollendet, sondern nur in einzelnen kleinern und größern historischen und genealogischen Arbeiten, in eigenen und fremden Schriften veröffentlicht wurde. Auch die Hoffnung, wenigstens die wichtigsten der von ihm gesammelten schweizerischen Urkunden in einem mit aller Sorgfalt bearbeiteten Diplomatar zu ver-

einigen, erwies sich als eine trügerische; in der Folge fanden die einzelnen Stücke dieser einheitlich behandelten Urkundensammlung Unterkunft in den Werken J. Daniel Schöpflin's, Martin Gerbert's, Mauritius Hochenbaum van der Meer's, Trudpert Neugart's, Ph. André Grandidier's und Georg Wilh. Zapf's. Ist somit diese Hauptarbeit Zurlauben's, welche zweifellos die hervorragendste aller Arbeiten geworden wäre, nicht unter die Presse gekommen, so konnte doch wenigstens ein Theil der gesammelten Materialien für das letzte Werk in großem Stile, die „Tableaux topographiques de la Suisse“ (3 Bde. fol. 1780—1786; 12 Bde. in 4°) verwendet werden. Das Erscheinen dieser vom Generalpächter La Borde herausgegebenen reich illustrirten topographischen Gemälde traf mit Zurlauben's Abschied aus der französischen Armee mit dem Range eines Generallieutenants und seiner Uebersiedlung nach Zug (1780) zusammen. In dem genannten Prachtwerke versuchte Z. insbesondere die eigene persönliche Anschauung der Schweiz, welche er von Paris aus im Urlaub so oft als möglich bereist hatte, zu verwerthen und seine Schilderung mit den ihm zur Verfügung stehenden reichen historischen Notizen zu durchweben. In seinem litterarischen Werthe reicht dieses letzte große Werk Zurlauben's nicht an das heute noch nicht ersetzte Jugendwerk heran, wie denn überhaupt Zurlauben's Bedeutung in der zweiten Hälfte seines Lebens nicht auf seine litterarische Thätigkeit, sondern vielmehr auf die kaum im einzelnen zu verfolgende allseitige persönliche Anregung und Unterstützung historischer und litterarischer Arbeiten des In- und Auslandes gegründet ist. Wie er früher die französischen Benedictiner bei ihren Sammlungen für die „Gallia christiana“ unterstützt hatte, so wandte sich nun sein ganzes Interesse dem von den ihm befreundeten St. Blasianer Benedictinern an die Hand genommenen großen Sammelwerke der „Germania sacra“ zu, welchem er seine eigenen handschriftlichen Sammlungen zur völlig freien Verfügung stellte und der er auch eine Reihe von Mitarbeitern zuführte (u. a. Ph. André Grandidier, L. G. de Bréquigny, Steph. Alex. Würdtwein, Gottlieb Eman. Haller, Felix Ant. Balthasar). An der Fortführung und Vollendung der beiden Monumentalwerke der schweizergeschichtlichen Studien des 18. Jahrhunderts, des Lexicons J. J. Leu's und des dazugehörigen, von J. J. Holzhalb herausgegebenen Supplementes, sowie an Gottlieb Emanuel Haller's Bibliothek der Schweizer-Geschichte hatte Z. von jeher den lebhaftesten Antheil genommen. Seine minutiöse Kenntniß der schweizerischen Geschichte und seine unbestrittene Autorität in genealogischen und heraldischen Fragen machten Zurlauben's Namen völlig populär und für eine Reihe schweizerischer und französischer Familien stellte er Genealogien und größere biographische Familiengeschichten zusammen. Leider darf seine Schwäche, die ihn einerseits zu sehr gewagten genealogischen Hypothesen und anderseits zu directen Fälschungen von einzelnen Urkunden und Chroniken führte, nicht verschwiegen werden. Hatte er überhaupt eine etwas starke Neigung seine Mitmenschen hinter das Licht zu führen und sich auf ihre Kosten zu belustigen, so blieben ihm dafür schwere Erfahrungen in seinem Liebes- und Eheleben nicht erspart. Auch in der Sucht sich in seiner Heimath und in der Urschweiz eine politische Rolle im Dienste Frankreichs erzwingen zu wollen, ist der überaus gelehrte aber als Privatmann unpraktische und linkische Historiker nur von Niederlage zu Niederlage geschritten. In den Stürmen der Revolution büßte Z. einen großen Theil seines Vermögens ein; dennoch blieb sein gastliches und stattliches Haus vor der Stadt Zug ein Zielpunkt aller einheimischen und fremden Gelehrten, welche die Schweiz bereisten und ein Sammelpunkt für eine bunte Reihe französischer Emigranten. Die Noth drängte Z. seine prächtige, insbesondere in schweizerischer und französischer Geschichte und Litteratur reich ausgestattete Bibliothek und Handschriftensammlung 1795 an

das Kloster St. Blasien auf die Zeit seines Ablebens zu verkaufen. Nach dem vier Jahre später erfolgten Tode des Besitzers, mit welchem das Geschlecht der Zurlauben erlosch, kaufte die helvetische Regierung die Bibliothek Zurlauben's nach langen Unterhandlungen vom Kloster St. Blasien 1802 an, um sie dann schon im nächsten Jahre an den neugegründeten Kanton Aargau abzutreten, für dessen Kantonsbibliothek sie den Grundstock und Ausgangspunkt gebildet hat.

Vgl. Heinrich Kurz im Katalog der Aargauischen Kantonsbibliothek (8°, Aarau 1857), Bd. I, Vorwort S. 5—20, wo S. 13—19 ein Verzeichniß der wichtigern gedruckten und ungedruckten Arbeiten B. F. Z.'s aufgeführt ist.

Hans Herzog.

Zurlauben: Placidus Z., Abt und Fürstabt von Muri, geboren in Bremgarten am 13. August 1646 (getauft auf den Namen Franz Dominik) und gestorben auf Schloß Sandegg im Thurgau am 14. September 1723. Ein Enkel Beat Zurlauben's (s. o. S. 507) erhielt Placidus seine Ausbildung in der Schule des Klosters Muri, in dessen Verband er am 18. August 1663 aufgenommen wurde. Als vorzüglicher Lehrer und Prediger an seinem Stifte wirkend und als Secretär der schweizerischen Benedictinercongregation seiner weiteren Ordensgemeinschaft dienend, wurde Z. am 14. März 1684 zum Abte von Muri gewählt. Mit ungemeiner Thatkraft und Energie nahm er die durchgreifende Ordnung der finanziellen Verhältnisse des Klosters an die Hand, die er als ein kaufmännisches Genie ganz wesentlich zu verbessern verstand. Die günstige Finanzlage des Stiftes verschaffte ihm die nöthigen Mittel, um das Ansehen des Klosters nach außen in verschiedenen Beziehungen zu heben. Auf der einen Seite vermehrte er den Grundbesitz Muris durch den Ankauf einer Reihe schweizerischer und deutscher Herrschaften und auf der anderen gestaltete er als prachtliebender Bauherr das eigene Kloster durch Aus- und Umbau zu einem der imposantesten Gebäude der Schweiz aus; der letzteren schenkte er mit dem Neubau der Kirche durch den Luganesen Giovanni Betini den schönsten Barockbau. Im November 1701 verlieh Kaiser Leopold I. dem thatkräftigen und gelehrten Abte und dessen Nachfolgern die Würde eines Fürsten des heiligen Römischen Reiches, deren Anerkennung bei den eidgenössischen Ständen allerdings Schwierigkeiten begegnete. Unter den Verbindungen mit den Gelehrten seiner Zeit verdient diejenige mit Jean Mabillon deswegen Erwähnung, weil sie Z. veranlaßte für Muri die Errichtung einer höhern Bildungsanstalt für die schweizerischen Benedictiner nach dem Muster der Akademie von St. Germain-des-Prés ins Auge zu fassen; sein Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes.

Vgl. Martin Kiem, Gesch. d. Benedictiner-Abtei Muri-Gries (8°, Stans 1891), Bd. II, S. 138—177.

Hans Herzog.

Zurmühlen: Christoph Bernard, mit Klosternamen Wolfgang Z., wurde am 7. Juni 1701 zu Münster geboren. Er trat am 13. September 1721 in das Benedictinerkloster zu Liesborn und legte am 29. September 1722 die Gelübde ab. Am 22. Mai 1728 in Saffenberg zum Priester geweiht, verwaltete er in Liesborn die Aemter eines Sacristan, Caplans und Kornschreibers (granarius), und zwar das letztere Amt vom 11. Mai 1740 bis zu seinem am 19. Juni 1774 erfolgten Tod. Die zahlreichen Arbeiten, durch die sich Z. um die Geschichte seines Klosters die größten Verdienste erworben, enthalten weniger selbständige Untersuchungen als Abschriften älterer Aufzeichnungen, deren Originale vielfach verloren sind. Er hat hinterlassen: 1) Rerum memorabilium, quae sub regimine Domini Gregorii Abbatis [i. e. Waltmann, s. A. D. B. XLI, 126] in Liesborn contingerunt, compendiosa series . . . 1739 (verloren, aber wol in der folgenden Schrift benutzt); 2) Waltmann's Biographie in den

1700 angelegten „Annales Monasterii Liesbornensis“, welche später bis zum Jahre 1798 fortgeführt sind (s. unten s. v. Zurstraßen); 3) Descriptiones Abbatiarum Liesborn, Marienfeldt, Ueberwasser, Sanct-Ilien, Vinnenberg et Wittmarschen. Ex communicatis mihi manuscriptis in hunc libellum translatae Anno 1732 (Alterth.-Verein Münster Mscr. 152, mit Zusätzen von Tyrell und v. Hatzfeld); 4) Memorabilia Liesbornensia de brachio S. Symeonis Liesbornae asservato miraculis claro et De abbatia ac abbatibus Liesbornensibus ex variis authoribus collecta (Alterth.-Ver. Münster). Der der Abtei Liesborn gewidmete Theil, in welchem u. a. die von Fuisting begonnenen und von Waltmann fortgesetzten Memorabilien benutzt sind, reicht bis zum Jahre 1698; 5) Lipsanographia sive thesaurus sacrarum reliquiarum ecclesiae Liesbornensis (Pfarrarchiv zu Liesborn); 6) Intentiones primariae et secundariae pro summo, primo et sacro in sacello abbatiali, quas ex autographo descriptas Xenii loco praesentabat . . . Florentio Ringenberg M. L. p. t. Cellerario. Anno 1731 (Pfarrarchiv Liesborn), ein nach Monaten und Tagen geordnetes Memorienverzeichniß; 7) Series Episcoporum Mimigardensium nunc Monasteriensium ex celebrioribus annalistis ac manuscriptis congesta anno . . . 1740 et continuata anno . . . 1763 (Alterth.-Ver. Münster), mit vielen Zeichnungen von Wappen, Siegeln und Grabsteinen. Auch eine Abschrift Zurmühlen's von des P. Hermann Bergmann († 1679) verschollener „Descriptio hostilitatis inter Electorem Brandenburgicum Fridericum Gulielmum et Christophorum Bernardum a Galen, Principem Monasteriensem, monasterio Liesbornensi admodum fatalis“ befindet sich in der Bibliothek des Alterthumsvereins zu Münster.

Vgl. J. B. Nordhoff, Die Chronisten des Klosters Liesborn (Sep.-Abdr.), Münster 1866, S. 71, 76 bis 84 u. 90. — E. Raßmann, Nachrichten von . . . Münsterl. Schriftstellern, Münster 1866, S. 387 f.

P. Bahlmann.

Zürner: Adam Friedrich Z., namhafter Kartograph und Beförderer des Postwesens, stammte aus einer alten Theologenfamilie, die seit der Reformationszeit der sächsischen Landeskirche eine stattliche Reihe von Predigern geliefert hat. Er wurde 1680 in Marieney bei Oelsnitz im sächsischen Voigtlande als Sohn des dortigen Pfarrers Adam Z. geboren. Den ersten Unterricht erhielt er durch seinen Vater und einen Studenten der Theologie. Nach Absolvirung der Lateinschule zu Plauen bezog er die Universität Leipzig. Auf Wunsch des Vaters studirte er Theologie, doch beschäftigte er sich lieber mit darstellender Geometrie und Feldmeßkunst. Nachdem er die Magisterwürde erworben und sich einige Zeit zu seiner weiteren Ausbildung in Hamburg aufgehalten, sowie das Amt eines Katecheten zu Paunsdorf bei Leipzig bekleidet hatte, wurde er 1705 zum Pfarrer von Skassa bei Großenhain gewählt. Die reichliche Muße, die ihm diese Stellung gewährte, benutzte er zu gründlicher Beschäftigung mit den mathematischen Schriften des Euklid, Cartesius, Leibniz und Christian Wolf. Diese Studien entfremdeten ihn allmählich der Theologie, so daß er anfing, sein geistliches Amt zu vernachlässigen. Anstatt sich der Seelsorge zu widmen, reiste er im Lande umher und maß mit Hülfe des Triangulationsverfahrens die Entfernungen der Ortschaften aus. Als er die Ergebnisse seiner Vermessungen mit den damals vorhandenen Karten von Sachsen verglich, erkannte er die außerordentliche Unzuverlässigkeit und Fehlerhaftigkeit der letzteren und beschloß deshalb, auf eigene Hand ein neues kartographisches Bild Sachsens in möglichst großem Maßstabe herzustellen. Zunächst begann er die nähere, dann die weitere Umgegend seines Wohnortes Skassa aufzunehmen. Als Früchte seines Fleißes veröffentlichte er eine Uebersichtskarte des kursächsischen Amtes Großenhain, sowie einen Plan von Dresden und Umgebung. Beide Werke

empfahlen sich durch Genauigkeit und Sauberkeit der Zeichnung und erregten nicht nur in Sachsen, sondern auch in den Nachbarstaaten berechtigtes Aufsehen. Da aber die sächsische Regierung befürchtete, daß Zürner's Karten in Kriegszeiten den etwa eindringenden feindlichen Heeren von wesentlichem Nutzen sein würden, verbot sie ihm weitere Veröffentlichungen auf diesem Gebiete. Er begab sich deshalb nach Böhmen, zeichnete Karten des Egerkreises, sowie der Landschaften um Karlsbad und Teplitz und verkaufte sie an die Badegäste. Inzwischen hatte er durch seine kartographischen Leistungen die Aufmerksamkeit August's des Starken, seines Landesherrn, erregt. Dieser ging schon längst mit dem Plane um, eine vollständige Vermessung Sachsens vornehmen und an Stelle der vorhandenen ganz veralteten und deshalb wenig brauchbaren Karten der einzelnen Landestheile neue zuverlässige zeichnen zu lassen. Den rechten Mann zur Ausführung seiner Absichten glaubte er in Z. gefunden zu haben. Dieser war sehr gern bereit, in den Dienst des Königs zu treten. Er erhielt den Titel eines Kurfürstlich Sächsischen und Königlich Polnischen Geographen, sowie den eines Land- und Grenzcommissarius und wurde beauftragt, unverzüglich mit einer allgemeinen Vermessung des Landes, namentlich der Poststraßen zu beginnen. Mit der ihm eigenen Geschicklichkeit in mechanischen Künsten erbaute er sich zunächst einen bequemen Reisewagen, der ein Uhrwerk enthielt, mittels dessen man auf einem Zifferblatte die Länge des zurückgelegten Weges ablesen konnte. Mit diesem „geometrischen Wagen“ vermaß Z. in den Jahren 1712 bis 1732 alle Straßen Sachsens, sodaß er während dieser Zeit eine Strecke von 18 000 Meilen zurücklegte und sich rühmen konnte, mehr als drei Mal um die Erde gefahren zu sein. Da er auf diesen Reisen die Mißstände der sächsischen Landstraßen gründlich zu kennen Gelegenheit fand, war er in der Lage, dem Kurfürsten allerlei brauchbare Vorschläge zu ihrer Verbesserung zu unterbreiten. Insbesondere setzte er es durch, daß seit 1722 an allen Poststraßen steinerne Meilen-, Stunden- und Halbstundensäulen aufgestellt, sowie Bäume angepflanzt wurden.

Neben dieser zeitraubenden Thätigkeit, die ihn zwang, oft wochenlang seinem Wohnorte Skassa fernzubleiben, hatte Z. sein Pfarramt beibehalten, verwaltete dasselbe aber so nachlässig, daß die entrüstete Kirchgemeinde sich mehrfach in den schärfsten Ausdrücken beim Oberconsistorium über ihn beschwerte. Z. wandte sich deshalb 1717 an die theologische Facultät zu Leipzig mit der Anfrage, ob die Beschäftigung mit der Geographie mit dem geistlichen Amte vereinbar sei. Die Facultät beschied ihn, daß er sich zwar ohne Beschwerung seines Gewissens mit geographischen Studien befassen könne, daß er aber doch, um in Zukunft jedes Aergerniß zu vermeiden, sein Amt niederlegen möge, um Gott und dem Vaterlande in einem anderen Berufe mit den ihm verliehenen Talenten besser zu dienen und mehr Nutzen zu schaffen. Z. kam diesem Rathe vorläufig nicht nach. Erst 1722 verließ er den geistlichen Stand und widmete sich ganz der Geographie. Bereits drei Jahre früher hatte er eine bedeutsame Probe seiner kartographischen Leistungen, eine große Poststraßenkarte von Sachsen in 16 Blättern, veröffentlicht. Um die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses Werk zu lenken, verfaßte er 1719 eine kleine Schrift „Kurtzer Entwurff vom Gebrauche, Nutzen und Preise der neuen chursächsischen Post-Charte“. Die Karte selbst, von Moritz Bodenehr vortrefflich in Kupfer gestochen, umfaßte ganz Kursachsen und große Theile der angrenzenden Länder nebst einem Ortsregister. Da sie in keinem Theile auf veralteten Grundlagen, sondern durchgängig auf eigenen, für jene Zeit sehr genauen Messungen Zürner's beruht und Tausende von Fehlern der früheren Karten verbessert, darf sie als epochemachend in ihrer Art bezeichnet werden. Fehlerhaft sind fast nur die astronomischen Ortsbestim-

mungen, doch rühren dieselben nicht von Z., sondern von seinem Landsmanne Tobias Beutel her. Die Karte erlebte wegen ihrer Vorzüglichkeit zahlreiche vermehrte und verbesserte Auflagen und blieb zwei Menschenalter hindurch unübertroffen. Wichtiger noch als die Postkarte, war ein anderes, großartig angelegtes Werk Zürner's, das leider nie vollständig veröffentlicht worden ist: sein großer Atlas von Sachsen, der sogenannte Atlas Augusteus, den er für seinen Landesherrn gezeichnet hatte. Derselbe enthielt 40 Generalkarten, welche die natürlichen, wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse des Landes in einer bis dahin ungeahnten Vollständigkeit und Ausführlichkeit darstellten, sowie 40 Specialkarten der einzelnen sächsischen Aemter und Herrschaften, ferner eine Beschreibung des Verfahrens bei topographischen Vermessungen und Aufnahmen, eine Beschreibung und Abbildung des geometrischen Wagens, eine Abhandlung vom Nutzen der Specialkarten, zahlreiche statistische Tabellen, ein Ortsverzeichniß und mehrere Wappentafeln. Z. hätte das große Werk gerne herausgegeben, doch fand er weder einen Verleger, der das Wagniß unternehmen wollte, noch erhielt er die Erlaubniß der Regierung zur Drucklegung. Nur einige Karten erschienen in sehr schlechtem Stich bei dem Buchhändler Peter Schenk dem Jüngeren in Amsterdam. Als 1733 August der Starke starb, besserten sich die Aussichten Zürner's. Der neue Kurfürst schien der Veröffentlichung der Karten weniger abgeneigt zu sein, doch ehe er eine bestimmte Erlaubniß ertheilte, starb Z. im December 1742 in Dresden. Sein großer Atlas ging in den Besitz des berüchtigten Ministers Hennicke, eines ehemaligen Bedienten, über, der ihn durch seine Leute ohne Vorwissen des Kurfürsten großentheils an Peter Schenk verkaufte. Dieser ließ gegen 50 Karten stechen und gab sie in den Jahren 1745 bis 1760 ohne Zürner's Namen als „Neuer sächsischer Atlas“ heraus. Viele einzelne Karten desselben wurden von verschiedenen holländischen, französischen und deutschen Unternehmern, namentlich von Homann's Erben in Nürnberg, sowie von Seutter, Lotter und Probst in Augsburg nachgestochen und fanden starke Verbreitung.

Außer diesen kartographischen Darstellungen Sachsens hat Z. noch eine große Anzahl anderer Karten meist kleineren Formats gezeichnet. Sie sind nirgends vollständig gesammelt, sondern in den verschiedensten Werken geographischen, geschichtlichen und theologischen Inhalts zerstreut. Erwähnenswerth sind namentlich 37 Specialkarten in dem wiederholt aufgelegten Atlas portatilis des Nürnberger Buchhändlers Weigel, ferner ein „Atlas von ganz Deutschland nach den 10 Kreisen“ (zuletzt Nürnberg 1780), sowie ein „Atlas von der ganzen Welt für Schulen“ (zuletzt Nürnberg 1786). Im ganzen beträgt die Zahl der Zürner'schen Karten 902.

Außerdem verfaßte er aber auch noch mehrere geographische Werke anderer Art. Infolge der vielfachen politischen und wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Kursachsen und Polen hatte sich das Bedürfniß eines Reiseführers für die Strecke Dresden—Warschau herausgestellt. Da Z. diesen Weg wiederholt mit Hülfe seines geometrischen Wagens vermessen hatte und in jeder Hinsicht genau kannte, gab er 1738 eine „Kurze Anleitung zur gewöhnlichen Reise von Dresden nach Warschau“ mit einer Reisekarte, sowie mit einer Specialkarte von Warschau und Umgegend heraus. Kurz nach Ausbruch des 1. Schles. Krieges 1741 ließ er eine „Kurze Nachricht von Schlesien“, 1742 eine „Kurze geographische Nachricht von dem Markgrafenthum Mähren u. dißfalligen Müllerischen Charten“, bald darauf einen „Kurzen Extrakt einer geographischen Nachricht von Böhmen“ erscheinen. Alle drei Schriften, die noch 1770 in Leipzig neu aufgelegt wurden, waren von Karten begleitet und sollten den Zeitungslesern ermöglichen, den Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze genau zu verfolgen. Schließlich sind noch als Werke Zürner's zu erwähnen eine „Kurze Anweisung zum nützlichen Ge-

brauche einer großen Landkarte von Palästina“ (Leipzig 1740, zuletzt 1770), sowie ein „Register über die in Bayern, Oberpfalz und Salzburg liegenden Städte, Flecken ꝛc.“ mit 2 Karten (Leipzig 1770). Mehrere von ihm gezeichnete handschriftliche Karten, u. a. eine Specialkarte des Meißner Kreises, besitzt die Dresdner Bibliothek.

Rathlef, Geschichte jetztleb. Gelehrten 3, 245. — Zedler. UL. 63, 1536. — Dietmann, Kursächsische Priesterschaft 1, 659. — Adelung, Verzeichniß d. Landkarten v. Obersachsen. Meißen 1796. — Merkel, Erdbeschreibung von Kursachsen, 3. Aufl. 6, 66—68. — Hauber, Zusätze z. Historie d. Landkarten S. 11 ff. — Schumann, Ortslex. v. Sachsen 11, 173. — Sachsens Kirchengalerie 7, 172. — Zschoke, Kurfürstl. Sächs. Geograph Mag. A. Fr. Zürner (Arch. f. Post u. Telegr. 1892, Heft 5—6). Viktor Hantzsch.

Zurstraßen: Ludger Z., vorletzter Abt des Benedictinerklosters Liesborn, war am 24. November 1731 zu Warendorf geboren und am 8. December 1748 in das Kloster Liesborn getreten. Nachdem er dort gerade ein Jahr später die Ordensgelübde abgelegt und am 18. October 1756 die Priesterweihe empfangen hatte, lehrte er seit dem 18. November 1760 die Theologie in dem Kloster, zu dessen Abt er am 14. December 1767 gewählt wurde. Nach einer langen Regierung, während welcher er das Heil seines Klosters, seiner Gemeinde und der ihm untergebenen Frauenstifte nach Kräften anstrebte, starb er am 3. April 1798. Ihm verdanken wir die Biographien seiner beiden unmittelbaren Vorgänger, der Aebte Heinrich Hahn und Ambrosius Rappart (1739—1767), mit denen er die unter Gregor Waltmann (s. A. D. B. XLI, 126) im J. 1700 angelegten Annales Monasterii Liesbornensis (Pfarrarchiv Liesborn) fortsetzte. Diese Annalen beschließt Zurstraßen's eigene Lebensbeschreibung, welche der letzte Abt Karl v. Kerssenbrock (1798—1803, † 1829) anfertigte.

Vgl. J. B. Nordhoff, Die Chronisten des Klosters Liesborn. (Sep.-Abdr.) Münster 1866, S. 72. P. Bahlmann.

Zusner: Vincenz Z., deutschösterreichischer Dichter, wurde am 18. Januar 1803 zu Bischoflaak (Krain) geboren, zeigte schon frühzeitig besondere Begabung und war von seinen Eltern für das Studium bestimmt. Da sich die Vermögensverhältnisse derselben jedoch ungünstig gestalteten, so wurde er Lehrling in einem Handelsgeschäfte. Hier schon beschäftigte sich der Jüngling mit verschiedenen chemischen Versuchen, namentlich versuchte er die Zusammensetzung einiger chemischer Handelsartikel und arbeitete daran, deren Verbesserung zu begründen. Es gelang ihm dies auch später in hervorragendem Maße. Vorläufig verließ er allerdings das für ihn wenig Spielraum zur Bethätigung seines Strebens bietende Geschäft und übernahm eine Amtsschreiberstelle auf einer Herrschaft bei Graz. Seine chemischen Versuche jedoch setzte Z. fort und da er seine Artikel bald absatzfähig gestaltete, gelang es ihm, durch deren Herstellung und Versendung zunächst in Steiermark ein kleines Capital zu ersparen, das ihm gestattete im J. 1825 nach Graz überzusiedeln und sich daselbst ansässig zu machen. Er richtete einen fabrikartigen Betrieb ein, durch welchen er, da man auf seine Erfindung aufmerksam geworden war, in die Lage versetzt wurde, Versendungen weit über die Grenzen seiner engern Heimath zu machen, ja sogar in fernen Ländern Absatz fand. Er betrieb das Geschäft gegen zwanzig Jahre mit reichem Gewinn, worauf er im J. 1844 dasselbe verkaufte und zurückgezogen seiner poetischen Thätigkeit lebte. Man wurde erst spät auf das bedeutende poetische Talent Zusner's aufmerksam, namentlich der Geschichtschreiber J. B. Weiß in Graz, mit dem Z. verkehrte, war es, der den Dichter in weitere außerösterreichische Kreise einführte und ihm möglichste Förderung auf litterarischem Felde angedeihen ließ. Auch mit den übrigen Schriftstellern und Poeten seines Heimath-

landes stand der Dichter bald in geistigem Verkehr. Er starb über 70 Jahre alt am 12. Juni 1874 in Graz und hat in seinem Testamente noch einen Liederpreis von dem 6200 Gulden betragenden Capitale für die besten Compositionen eines seiner Gedichte ausgesetzt.

Zusner's erste Dichtungen wurden verstreut in Zeitschriften, Almanachen und Taschenbüchern veröffentlicht, namentlich enthält das Wiener Taschenbuch „Orpheus" verschiedene dieser ersten Publicationen sowie auch das Grazer belletristische Blatt „Der Aufmerksame". Gesammelt erschienen seine „Gedichte" zuerst 1842, es folgten „Neue Gedichte" (1853) und die Naturbilder „Im Walde" (1863). Eine umgearbeitete Gesammtausgabe wurde 1871 herausgegeben. Zusner's Poesie ist, was das Gebiet betrifft, welche es umfaßt, eng begrenzt. Er hat hauptsächlich kleine Stimmungs- und insbesondere zarte Naturbilder in Versen vorgeführt, die aber zu den besten gehören, welche auf deutsch-österreichischem Gebiete erschienen sind. Liebenswürdig und bescheiden wendet sich der Dichter in kurzen Liedern dem Preise der Schönheit der Natur in Baum und Blume, im Rauschen des Baches und in der Schönheit des Gewitters zu, bietet manches Gedicht, welches von der genauen Kenntniß des Menschenherzens zeugt und manches herzliche Liebeslied. Der Grundzug des Poeten ist ein lyrischer, doch finden sich auch einige gelungene erzählende Stücke. Ueberall vereint er Kürze, edle Einfachheit und Tiefe des Gemüths und versteht auch die Form gut zu beherrschen.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. 60. — Kehrein, Biogr. Lexikon d. kath. deutschen Dichter ... im 19. Jahrh. (Zürich 1871), Bd. II. — Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dchtr. u. Prof. d. 19. Jahrh. 4. Aufl. (Leipz. 1895), Bd. 4.

A. Schlossar.

Zuylen: Willem van Z. van Nyevelt, veröffentlichte 1540 in Antwerpen „Souter Liedekens", eine Uebersetzung der Psalmen in edler, einfacher Sprache, auf weltliche Melodien zu singen. Von ihrer raschen Verbreitung zeugen die sechs Auflagen des ersten Jahres. Für die häusliche Erbauung besonders der Jugend bestimmt, dienten sie anfänglich auch beim protestantischen Gottesdienst, bis sie 1566 durch die Psalmen von Jan Wtenhoven verdrängt wurden und vor denen von Petrus Dathenus völlig aus dem Gebrauch verschwanden.

Jonckbloet, Geschiedenis d. nl. Lk. 2, 524. Martin.

Zwehl: Johann von Z., kurfürstlich mainzischer und fürstlich würzburgischer Geheimrath, erster Landschreiber auf dem Eichsfeld, Stadtschultheiß und Oberlandesgerichtsassessor zu Heiligenstadt, geboren 1580, † am 14. September 1652 zu Heiligenstadt. Der Geburtsort Zwehl's ist schwer zu bestimmen, er soll aus Livland oder Schweden Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach Deutschland gekommen sein, um auf der Universität Erfurt Rechtswissenschaft zu studiren. Auf Veranlassung des eichsfeldschen Oberamtmanns, späteren Reichsvicekanzlers Leopold v. Stralendorf, trat Z. in kurmainzische Dienste und wurde zunächst als Oberamtsschreiber beim Oberamt zu Heiligenstadt angestellt, bis im December des Jahres 1612 seine Ernennung zum Stadt- und Stifts-Schultheißen sowie Beisitzer beim Oberlandesgericht in Heiligenstadt erfolgte. Nachdem am 13. Januar 1618 der sogenannte (Steuer-) Reformator und Schultheiß zu Udra, Andreas Reuter, wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt auf dem Jakobskirchhof zu Heiligenstadt hingerichtet war, ernannte der Kurfürst Johann Schweikard von Mainz Z. unter dem Titel eines Landschreibers und kurfürstlichen Raths zum ersten Cameralbeamten des Eichsfeldes, mit der besonderen Aufgabe, eine Reorganisation des stark in Unordnung gerathenen Finanzwesens herbeizuführen. Z. bewies in dieser Stellung, unter den äußerst schwierigen Verhältnissen des

dreißigjährigen Krieges sein glänzendes Administrationstalent, sodaß ihm der Geschichtschreiber des Eichsfeldes, Joh. Wolf, in seiner Geschichte der Stadt Heiligenstadt das Zeugniß ausstellt, daß er „alle seine Aemter während des dreißigjährigen Krieges mit vielem Ruhme, zum Besten des Landes versehen habe“. Im J. 1621 erbaute Z. die noch vorhandene Papiermühle zu Heiligenstadt, die für eine der ersten und bedeutendsten in Mitteldeutschland galt. Der Kurfürst Johann Schweikard von Mainz verlieh Z. für diese Mühle große Privilegien. Als im folgenden Jahre der Herzog Christian von Braunschweig mit seinem Heer aus Westfalen über das Eichsfeld zog, schloß Heiligenstadt durch Vermittlung Zwehl's einen Vertrag mit dem Herzog dahin gehend, daß die Stadt gegen Hinterlegung von 2825 Thalern, die Z. größtentheils vorgeschossen hatte, von jeder Einquartierung freiblieb. Im Februar des Jahres 1632 bemächtigte sich der Herzog Wilhelm von Weimar des Eichsfeldes, das ihm für seine Unterstützung der Schweden zugesichert war, nahm den kurfürstlichen Statthalter Friedrich v. Westphal gefangen und ließ ihn auf die Cyriaxburg nach Erfurt bringen. Z. organisirte jetzt, da der Kurfürst, ohne eigenes Heer, selbst machtlos, Hülfe nicht leisten konnte, als erster kurfürstlicher Beamter, im Vertrauen auf die Nähe des Pappenheim'schen Heeres im geheimen einen Aufstand der eichsfeldschen Bauern. Im Mai desselben Jahres schlug er mit Hülfe des Pappenheim'schen Obersten Maximilian v. Golz, der Einbeck besetzt hielt, los und hob zunächst die weimarsche Besatzung in Heiligenstadt auf, die bei dieser Gelegenheit größtentheils niedergemacht wurde. Dann vertheidigte er Heiligenstadt zwei Mal gegen eine schwedisch-weimarsche Heeresabtheilung unter dem General v. Löwenstein, mußte aber nach Einnahme der Stadt fliehen, nachdem der schwedische General im Auftrage des Herzogs 1000 Reichsthaler auf seinen Kopf gesetzt hatte. Er entkam glücklich zu dem Pappenheim'schen Heer, in welchem er eine Rittmeisterstelle erhielt. Hier zeichnete er sich ebenfalls verschiedentlich aus und wurde am 5. Juni 1633 vom Kaiser Ferdinand II. wegen seiner mannichfachen Verdienste in den Reichsadelstand erhoben. Im August desselben Jahres erhielt er das Indigenat zum freien Ankauf adeliger Güter vom Ritter- und Herrenstande in den österreichischen Erblanden, eine Gnade, um die er gebeten hatte, da er es wegen der weimarschen Herrschaft für ausgeschlossen hielt, jemals in das Eichsfeld wieder zurückkehren zu können. Als jedoch nach dem Prager Frieden dem Kurfürsten von Mainz das Eichsfeld zurückgegeben wurde, setzte man auch Z. in alle seine Aemter wieder ein. Bis zum Friedensschluß hatte Z. noch mancherlei Drangsale seitens der kriegführenden Heere zu bestehen. Unter anderem wurde er mit seiner Familie 1½ Jahre zu Göttingen in Haft gehalten. Z. verstand es durch seine Thatkraft und Geschicklichkeit manches schwere Ungemach vom Eichsfeld abzuwenden, sein Name ist daher auch dort unvergessen. Nach dem Friedensschluß ernannte der Kurfürst Z. zum Geheimrath und schenkte ihm den halben Zehnten im Dorf Groß-Lengde bei Göttingen. Z. war ein sehr vermögender Mann, der 11 Güter und 16 Mühlen auf dem Eichsfeld, 3 adelige Freihäuser in Heiligenstadt und außerdem den ganzen Zehnten in und vor dem Dorfe Rohrberg besaß. Im dreißigjährigen Kriege scheint er einer der Wenigen gewesen zu sein, die über große Baarmittel verfügten, wie zahlreiche, noch vorhandene Schuldverschreibungen der Stadt Heiligenstadt, des Klosters Reifenstein, des Martinsstiftes und vieler adeliger Geschlechter des Eichsfeldes beweisen. Z. ist der Stammvater der in Preußen und Baiern verbreiteten Familie gleichen Namens.

J. Wolf, Eichsfeldisches Urkundenbuch, Göttingen 1819; Politische Geschichte des Eichsfeldes, Göttingen 1792; Geschichte der Stadt Heiligenstadt, Göttingen 1800. — K. J. v. Zwehl, Urkundenbuch der Familie von Zwehl,

Bremen 1898. — Halbmonatsschrift Niedersachsen: Der Vierzehnnothhelferaltar in der Aegidikirche zu Heiligenstadt, Bremen 1898.

von Müller.

Zwehl: Karl Herwig von Z., Director des kurmainzischen Hofkriegsraths, Geheimer Cabinetssecretär und Reichsarchivar, geboren am 2. Juli 1737 zu Heiligenstadt, † am 22. Juni 1816 zu Vallendar. Z. wurde bei seinem Oheim, dem Scholastiker und Kanonikus Herwig v. Z. zu Erfurt erzogen und empfing den ersten Unterricht in der Domschule daselbst. Siebzehn Jahre alt, trat er in das Benedictinerkloster auf dem Petersberge in Erfurt ein, um Mönch zu werden, verließ dieses jedoch nach abgelegtem Noviziat wieder und ging nach Jena und Göttingen, um Rechtswissenschaft zu studiren. Im J. 1763 erhielt er die Justitiarstelle beim adelig Westernhagen'schen Gericht im Eichsfelde. Im folgenden Jahre wurde Z. nach bestandenem Examen „Oberlandgerichtsassessorreferendarius" beim Oberlandgericht zu Heiligenstadt. 1773 gab er das erste Heiligenstädter Wochenblatt heraus und wurde dadurch mit dem späteren Fürstprimas, Karl Freiherrn v. Dalberg, der als Statthalter zu Erfurt lebte, bekannt. Dieser hob am 9. September 1773 gemeinschaftlich mit Z. das Jesuitencollegium zu Heiligenstadt auf. Die von den Jesuiten bis dahin geleiteten Schulen wurden geschlossen und erst nach vier Monaten, am 3. Januar 1774, durch Dalberg und Z., der inzwischen zum Schulcommissar ernannt war, feierlichst wieder eröffnet. Z. hielt hierbei eine lateinische Rede über die einzuführende neue Lehrart, die später zu Göttingen im Druck erschien. Im selben Jahre kam der Geheime Staatsrath v. Strauß auf das Eichsfeld, um die Landesverfassung zu revidiren und zu verbessern. Hierbei lernte er Z. als höchst brauchbaren, intelligenten Menschen kennen und veranlaßte, daß dieser im November 1775, nach dem Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph, als geheimer Cabinetssecretär in das kurfürstliche Cabinet berufen wurde. In dieser sehr einflußreichen Stellung, die Z. ununterbrochen in unmittelbare Berührung mit dem Kurfürsten brachte, hat er lange Jahre segensreich gewirkt und namentlich die Interessen des Eichsfeldes mit seiner armen Bevölkerung stets wahrgenommen. Im J. 1776 wurde Z. das Directorium über den neuerrichteten Kriegsrath und die Landesarchive übertragen und er zugleich zum Rath bei der Landesregierung ernannt. Nach dem Tode des Kurfürsten Emmerich Joseph war Z. in die neu eingerichtete Schulcommission, welche die Schulangelegenheiten im ganzen Erzstift zu leiten hatte, berufen. Er gab in dieser Stellung Anregung zu zahlreichen Verbesserungen im Schulwesen. Den Kurfürsten Friedrich Karl Joseph begleitete er auf dessen mannichfachen Reisen nach Erfurt, Worms, Aschaffenburg und auf das Eichsfeld. Dies gab Veranlassung, daß Z. auch zum Director der jetzt eingegangenen Porzellanfabrik zu Höchst ernannt wurde. Nach der Abreise des Staatsraths v. Strauß auf den Directorialgesandtschaftsposten in Regensburg trat Z. von der Stellung als Geheimer Cabinetssecretär zurück. Indessen bewog ihn der, als Nachfolger des Staatsraths v. Keller zum Cabinetsminister ernannte Kanzler v. Albini, nachdem er von Zwehl's Arbeiten, namentlich von seiner erfolgreichen Thätigkeit bei dem Aufstand der Handwerksburschen in Mainz Kenntniß erhalten hatte, wiederum die Geschäfte als Geheimer Cabinetssecretär zu übernehmen.

Die wichtigste Thätigkeit Zwehl's fällt in das Jahr 1792. Er widersetzte sich zunächst in seiner Eigenschaft als Director des Hofkriegsraths der Entsendung der Mainzer Garnison nach Speyer, sodann versuchte er auf alle Weise die Uebergabe der Festung Mainz an die Franzosen unter dem General Custine zu verhindern. Als die Stadt dennoch fiel, rettete er gegen den Willen des Hofkanzlers v. Albini die Landesarchive, das Hof-Silber und verschiedene

herrschaftliche Cassen, mehr als eine Million Gulden werth, auf 15 Rheinschiffen den Rhein hinunter nach Holland. Es war dies fast das Einzige, das den Franzosen nicht in die Hände fiel. Z. hat über diese, dem Kurfürstenthum Mainz so verhängnißvollen Ereignisse ein interessantes Promemoria hinterlassen. Nach seiner Rückkehr aus Holland weigerte sich Z. ferner unter dem Hofkanzler v. Albini zu arbeiten. Auch äußerte er sich sehr freimüthig über die corrumpirten Mainzer Zustände, die neuen Einrichtungen des Mainzer Militäretats, den mangelhaft organisirten Landsturm und die unzweckmäßige Volksbewaffnung. Man legte ihm diese Aeußerungen als Anhänglichkeit an die sogenannten „Klubisten“ aus und zog ihn in eine Untersuchung, in der er sich jedoch glänzend rechtfertigen konnte. Im J. 1805 leitete Z. als Archivdirector die Vertheilung und Uebergabe der umfangreichen, ehemals kurerzkanzlerischen und kurfürstlichen Archive. Nach dem Zusammenbruch des alten Kurstaates wurde Z. fürstlich Primatischer Hof- und Regierungsrath und starb als solcher im J. 1816 zu Vallendar.

J. Wolf, Polit. Geschichte des Eichsfeldes, Göttingen 1792, und Geschichte der Stadt Heiligenstadt, Göttingen 1800. — Selbstbiographie des K. H. v. Zwehl. — Promemoria über den Verlust der Festung Mainz im Jahre 1792 von K. H. v. Z., veröffentlicht im Archiv d. Histor. Vereins f. d. Großherzogth. Hessen durch Premier-Lieutenant K. J. v. Z. 1899. — Urkundenbuch der Familie v. Zwehl, zusammengestellt von K. J. v. Zwehl. Bremen 1898. von Müller.

Zwehl: Theodor von Z., bairischer Staatsmann, wurde geboren am 7. Februar 1800 zu Vallendar bei Koblenz als Sohn des kurfürstl. mainzischen Hof- und Regierungsraths und Oberarchivars Karl v. Z. Nachdem er 1818 das Gymnasium in Würzburg absolvirt hatte, bezog er die dortige Hochschule, um sich dem juristischen Studium zu widmen. Wegen Theilnahme an der verbotenen Burschenschaft 1824 in Untersuchung gezogen, weigerte er sich, seine Genossen namhaft zu machen. „Würde ich den Namen Mensch verdienen“, schrieb er in seinem Begnadigungsgesuch vom 23. August 1824, „wenn mein Herz nicht erbebt hätte bey dem Gedanken, daß ich das Werkzeug zum Unglück meiner Jugendfreunde werden solle?“ Er wurde zur Strafe aus Würzburg ausgewiesen und von allen bairischen Hochschulen ausgeschlossen, doch schon im nächsten Jahre begnadigt. 1826 bestand er die juristische Prüfung, 1831 erhielt er die erste Anstellung als Hülfsarbeiter im Ministerium des Innern. Dank seinem Talent für Verwaltung, hervorragender Arbeitskraft und einer ihn besonders auszeichnenden vornehmen Urbanität stieg er in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Stufen des Staatsdienstes empor. 1847 wurde ihm an Braunmühl's Stelle das wichtige Amt eines Ministerialcommissärs an der Universität München, 1848 das Präsidium der Regierung von Oberbaiern übertragen, am 9. Juni 1849, also in schwierigen Zeitläuften, übernahm er das Ministerium des Innern. „Also doch Minister, Gott sei mit Dir“, schrieb damals an ihn sein Freund v. Thon-Dittmer, „möglich, daß es Deiner edlen und aufrichtigen deutschen Haltung gelingt, wie ein Spartaner zwischen blinkenden Schwertern zu tanzen und die Reizungen der Hofatmosphäre ebensowohl als die Gelüste nach Volksgunst gleichmäßig zu überwinden!“ Durch sein zugleich mildes und mannhaftes Auftreten erwarb Z. in der That das Vertrauen und die Zuneigung aller Volkskreise; er war Aristokrat, ohne die Camarilla zu begünstigen, Katholik, ohne zu den Ultras zu gehören, immer ruhig und in sicherer Ueberlegenheit, wenn auch mehr empfänglich und zu Anerkennung fremder Verdienste bereit, als von selbständiger schöpferischer Kraft. In noch verantwortlichere Stellung trat er ein, als ihm am 30. Novbr. 1852 die Leitung des Ministeriums des Innern für Kirchen-

und Schulangelegenheiten übertragen wurde. Ohne Zweifel liegt die eigentliche Bedeutung der Regierung König Maximilian's II. in seinem Einfluß auf die geistige Entwicklung Baierns, und auch Z. hat rühmlichen Antheil an diesem Aufschwung zu beanspruchen. Mit dem sicheren Tact ausgestattet, den nur eigene Reinheit und Selbstlosigkeit verleiht, trotz bitterer Erfahrungen nicht wankend im Glauben an den Adel menschlicher Natur und deshalb, nicht aus Schwäche, ein Freund des vermittelnden Standpunktes in politischen und kirchlichen Fragen, war er vorzugsweise dazu geeignet, in einer Uebergangsperiode, wie es die Regierungszeit Maximilian's II. für Baiern war, eine leitende Stellung einzunehmen. Braunwart richtet in einem im allgemeinen mit warmer Liebe geschriebenen Nekrolog gegen die ministerielle Thätigkeit Zwehl's den Vorwurf, er habe zu wenig Energie und zu viel Sorglosigkeit inbezug auf das Staatsinteresse an den Tag gelegt. Auch sonst wol ist an ihm getadelt worden, daß er durch zuviel Rücksichtnahme und Duldung die clerikale Begehrlichkeit großgezogen und damit die späteren schweren Conflicte zwischen Staatsgewalt und Kirchenthum heraufbeschworen habe. Doch die Ueberhebung ultramontaner Mächte war nicht eine auf Baiern beschränkte Erscheinung, sondern erwuchs überall aus der reactionären Politik der Cabinette in den fünfziger Jahren. Auch war Z. an den Willen des Monarchen gebunden, der trotz Bluntschli und Doenniges den engen Bund zwischen Thron und Altar keineswegs aufgeben wollte. Aus Zwehl's Verwaltungsperiode stammt das in der Geschichte des bairischen Unterrichtswesens epochemachende Schulgesetz vom 10. November 1861, wodurch vor allem das Verhältniß zwischen Lehrern und Gemeinden zum ersten Mal fest geregelt wurde. Den Anstoß gab ein Handbillet vom 4. Juni 1855, worin der König dem Minister die Frage vorlegte, ob nicht die Schüler mit zu viel Wissenskram, insbesondere zu viel Memorirstoff beladen seien. Die Folge war, daß durch einen neuen Schulplan das ganze Lehrgebäude auf einfacheren Grundsätzen aufgebaut wurde. Auch den Gymnasien wurde regerer Eifer zugewendet; die glänzendsten Erfolge aber wurden auf dem Gebiete des Hochschulwesens erzielt; insbesondere die Universität München erfuhr eine Neubelebung und Neugestaltung von glücklichster Bedeutung. Ohne auf politisches und kirchliches Bekenntniß der Lehrer zu achten, wurden damals Liebig, Siebold, Sybel, Cornelius, Pfeufer, Brinz, Bischoff, Jolly, Riehl, Giesebrecht, Windscheid und andere hervorragende Gelehrte ersten Ranges nach München berufen. Allerdings ist der Gewinn so vieler hervorragender Lehrkräfte nicht in erster Reihe das Verdienst des Ministers; immerhin unterstützte Z., der selbst für alle wissenschaftlichen und litterarischen Erscheinungen reges Interesse zeigte, den königlichen Mäcen mit Verständniß und redlichem Bemühen — es sei nur an die nach Riehl's Berufung zwischen König Max, Riehl und Z. gepflogenen eifrigen Verhandlungen über Organisirung der staatswissenschaftlichen Studien in Baiern erinnert. Auch an der Gründung der historischen Commission hatte Z. bedeutsamen Antheil, und was ihm das Nationalmuseum zu danken hatte, wurde von Aretin und Hefner-Alteneck rühmend anerkannt. Wie ihm die öffentliche Meinung manches in die Schuhe schob, woran er keine Schuld trug, so wurden von Andern manche Ehren eingeheimst, die den gewissenhaften, gründlichen Vorbereitungen und Vorarbeiten des Ministers gebührt hätten. Vor allem trachtete er nach Erhaltung des confessionellen Friedens im Lande; nur dadurch, daß diese Bemühungen trotz der Massenberufung von norddeutschen Protestanten zu den wichtigsten und angesehensten Stellen überraschend lange Zeit erfolgreich blieben, war die ruhig fortschreitende Entwicklung Baierns auf allen geistigen Gebieten ermöglicht. Als sich die politischen und kirchlichen Gegensätze schärfer zuzuspitzen begannen, war ein Minister, der sich von activer Theilnahme an

solchen Fragen so viel wie möglich fernhielt, der sich nur als Fachminister und als Vollstrecker der Befehle seines Herrn betrachtete, der in der Kammer nicht als Redner glänzte, die Benützung der Presse ablehnte und auf Angriffe grundsätzlich nicht reagirte, nicht mehr am Platze. Dies fühlte Z. selbst am besten. Als er deshalb bald nach dem Regierungsantritt Ludwig's II. — aus Anlaß einer ultramontanen Kabale — seine Entlassung nahm und ein liberales Organ dazu bemerkte, der Abschied werde von keiner Partei bedauert, war er selbst mit diesem Urtheil ganz zufrieden: „Es enthält für mich nur ein Lob, denn ich habe eben zu keiner Partei gehören und keiner Partei dienen wollen!" Am 29. Juli 1864 wurde er der Leitung des Cultusministeriums enthoben, am 10. August zum Präsidenten der Regierung von Oberfranken ernannt. Die Besetzung des Districtes durch preußische Truppen im Sommer 1866 bot dem leitenden Verwaltungsbeamten Gelegenheit, Proben seiner bekannten weltmännischen Erfahrenheit und einer Viele überraschenden Entschlossenheit abzulegen; er war eben nur scheu und zurückhaltend, wenn es sich um politisches oder bureaukratisches Gezänk handelte, dagegen willensstark in Fällen außerordentlicher Natur, wo die Persönlichkeit mehr bedeutete als die wohlconditionirte Amtsgewalt. 1868 wurde Z. als Regierungspräsident nach Augsburg, 1870 in gleicher Eigenschaft nach München versetzt. Bis in das höchste Alter blieb er der warmblütige Gemüthsmensch, der die Pflichten seines Berufs ebenso mit dem Herzen, wie mit dem Kopfe zu erfüllen trachtete, ein loyaler Staatsbürger, ein treuer Freund, der zärtlichste Gatte und Vater. Dreißig Jahre lang verbrachte Z. mit seiner zahlreichen Familie in jedem Herbste ein paar Wochen in dem freundlichen Flecken Miesbach, für Bürger und Landmann ein immer willkommener Gast. Im Herbst 1875 zog er sich durch eine für den Hochbetagten allzu anstrengende Bergbesteigung eine Krankheit zu, von welcher er sich nicht mehr erholen sollte. Wenige Tage vor seinem Tode richtete er an den in München versammelten Landrath rührende Abschiedsworte; die Mitglieder gaben in einer Adresse den Gefühlen treuer Ergebenheit und Verehrung Ausdruck; dieser Dank war die letzte Freude, die dem edlen Manne zu Theil wurde; am 17. December 1875 verschied er.

(Ludwig von Braunwart) Nekrolog in der Beilage zur Allg. Zeitung, Jahrg. 1876, Nr. 41. — Bayr. Kurier, Jahrg. 1876, Nr. 55—56. — Briefe aus dem Nachlaß Th. v. Zwehl's und Mittheilungen der Familie.

Heigel.

Zweibrücken: Graf Eberhard von Z., Herr zu Bitsch, † 1321, war der zweite Sohn des Grafen Heinrich II., des Streitbaren, von Zweibrücken und regierte nach dem Tode seines Vaters 1282 die väterlichen Erblande zunächst gemeinsam mit seinem Bruder Walram I., während der ältere Bruder Simon die von der Mutter ererbten rechtsrheinischen Eberſteinischen Gebiete erhielt und der Stifter der mit seinen Söhnen wieder erloschenen Linie der Grafen von Zweibrücken-Eberstein wurde. Seinen Wohnsitz hatte er meist in Mörsberg (Marimont) in Lothringen, in dessen Nähe er ansehnliche von ihm selbständig verwaltete Besitzungen hatte. Nachdem früher schon eine Theilung des größten Theils des väterlichen Erbes zwischen Eberhard und Walram stattgefunden hatte und 1295 auch das Amt Lemberg unter ihnen getheilt worden war, vertauschte Eberhard 1297 seine lothringischen Güter mit Herzog Friedrich III. von Lothringen gegen die Burg und Herrschaft Bitsch und wurde dadurch zum Gründer der Zweibrücken-Bitscher Linie seines Hauses, welche 1570 mit dem Grafen Jakob von Zweibrücken-Bitsch und Ochsenstein ausstarb. Er war mit Agnes, Gräfin von Saarbrücken, vermählt und hinterließ zwei Söhne,

Simon I. († 1355), welcher den Stamm fortpflanzte, und Eberhard, welcher 1347 kinderlos starb.

J. G. Lehmann, Gesch. der Grafen von Zweibrücken-Bitsch in dessen Urkundl. Gesch. der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Mannheim 1863. Bd. II, S. 179 ff. — Vgl. J. G. Lehmann, Gesch. des gräflich-zweibrückischen Hauses in den Abhandl. der k. bayer. Akad. der Wiss. III. Cl. Bd. X, Abth. III, S. 501 ff. — Molitor, Gesch. einer deutschen Fürstenstadt. Zweibr. 1885, S. 53 ff. Ney.

Zweibrücken: Graf Eberhard von Z., Herr zu Zweibrücken, † im December 1394, übernahm nach dem Tode seines Vaters Walram II. 1366 die Regierung mit einer ziemlichen Schuldenlast, von der ihn auch fortgesetzte Veräußerungen und Verpfändungen nicht zu befreien vermochten. Da er in kinderloser Ehe lebte, scheint ihm auch wenig an der Erhaltung seines Erbes gelegen gewesen zu sein. Nachdem er vorher schon eine Reihe von kleineren Besitzungen verschleudert hatte, verpfändete er 1378 noch die Hälfte der Herrschaft Stauf an den Grafen von Spanheim-Tannenfels und trat 1385 gar die Grafschaft Zweibrücken selbst mit Bergzabern an die Kurpfalz ab, indem er sie dem Kurfürsten Ruprecht I. um 25 000 Goldgulden zur Hälfte verkaufte, zur Hälfte als Eigenthum übertrug und als Mannlehen von ihm wieder empfing. So war er in den letzten Jahren seines Lebens fast ohne jeden selbständigen Besitz. Mit ihm starb die Zweibrücker Linie seines alten Geschlechtes aus. Seine Gemahlin Lise von Veldenz, die bei allen diesen Veräußerungen mitgewirkt hatte, überlebte ihn um fünf Jahre.

Lehmann, Gesch. des gräfl. zweibr. Hauses, S. 71—90. Vgl. Molitor, a. a. O. S. 72 ff. und Maurer, Gesch. der Stadt Bergzabern, S. 14 f. Ney.

Zweibrücken: Graf Heinrich I. von Z., † um 1234, war der zweite Sohn des um 1180 verstorbenen Grafen Simon I. von Saarbrücken und erhielt bei der Theilung des väterlichen Erbes die Grafschaft Zweibrücken nebst der Herrschaft Lemberg und verschiedenen Besitzungen in Lothringen und bei Worms, während seinem älteren Bruder Simon II. die Saarbrücker Stammlande zufielen. Aus welchem Hause seine Gemahlin Hedwig stammte, ist unbekannt. Heinrich wurde der Ahnherr des Geschlechtes der Grafen von Zweibrücken, welches sich später in eine Zweibrücker, eine Zweibrücken-Ebersteiner und eine Zweibrücken-Bitscher Linie theilte und in dem letztgenannten Zweige bis 1570 blühte. Heinrich scheint auch der Gründer der bei der älteren gleichnamigen Burg gelegenen Stadt Zweibrücken gewesen zu sein.

Lehmann, Gesch. des gräfl. zweibr. Hauses, S. 4 ff. — Molitor a. a. O. S. 32 ff. Ney.

Zweibrücken: Graf Heinrich II. von Z., der Streitbare (bellicosus), † 1284, Sohn und Nachfolger des Vorgenannten, verdankt seinen Beinamen den zahlreichen Fehden, an welchen er in jener unruhigen Zeit mit Auszeichnung theilnahm. Die bedeutendste derselben war der sogenannte Lothringer Krieg. Es handelte sich dabei um die Grafschaft Blieskastel, welche Rainald, Graf von Lothringen und Herr zu Bitsch, als Gatte der ältesten Tochter des 1237 verstorbenen Grafen Heinrich von Blieskastel in Besitz genommen und bis zu seinem Tode 1274 behauptet hatte, auf das aber dann auch die übrigen Schwiegersöhne und ihre Erben ihre Ansprüche erhoben. Das führte zu einer dreijährigen Fehde zwischen dem Herzoge Friedrich von Lothringen und diesen, besonders dem Grafen Heinrich von Salm, für welchen Heinrich der Streitbare kräftigst eintrat. Letzterer wurde 1276 von dem Herzoge bei Zweibrücken überfallen, besiegte ihn aber in einem blutigen Treffen auf der Wattweiler Höhe. In den folgenden

Jahren erneuerte Herzog Friedrich seinen Angriff, wurde aber von Heinrich dem Streitbaren von neuem geschlagen und dadurch im August 1278 genöthigt, Frieden zu schließen und die Herrschaft Blieskastel dem Grafen von Salm zu überlassen. Nachdem Heinrich schon vorher durch Erwerb der halben Herrschaft Landeck seinen Besitz wesentlich vergrößert hatte, fiel ihm 1263 nach dem Tode des Grafen Eberhard von Eberstein, mit dessen Erbtochter Agnes er vermählt war, noch die Herrschaft Stauf zu, während die rechts des Rheins gelegenen Ebersteinschen Gebiete unmittelbar an Heinrich's ältesten Sohn Simon, den Gründer der Ebersteiner Linie des Zweibrücker Hauses, übergingen. Heinrich hinterließ außer vier Töchtern und Simon noch drei Söhne, von denen der jüngste, Heinrich, Geistlicher war, während die beiden anderen, Eberhard und Walram I., ihrem Vater in der Regierung folgten.

Lehmann, Gesch. des gräfl.=zweibr. Hauses, S. 11—27. Vgl. Derselbe, Burgen der Pfalz V, 255 ff. — Crollius, orig. Bipont. und Molitor a. a. O. S. 39 ff. **Rey.**

Zweibrücken: Graf Walram I. von und zu Z., † bald nach dem 13. December 1308, dritter Sohn Heinrich's des Streitbaren, führte die Regierung zuerst gemeinsam mit seinem Bruder Eberhard. Bei der 1297 erfolgten Theilung unter den Brüdern erhielt Walram die Grafschaft Zweibrücken, welche er bisher schon verwaltet hatte, und pflanzte dann die jüngere Linie seines Hauses, die Grafen zu Zweibrücken, fort. Während der gemeinschaftlichen Regierung der beiden Brüder verlieh Kaiser Rudolf, der sich ihnen auch sonst wohlgeneigt zeigte, auf ihre Bitte am 21. April 1286 ihrem Dorfe Bergzabern die Rechte der Stadt Hagenau. Sie vergalten das später bei den Kämpfen Albrecht's von Oesterreich mit Adolf von Nassau, indem sie 1298 ihre Waffen für Albrecht erhoben. Walram war vermählt mit Agnes, Gräfin v. Vaudemont und hatte zwei Söhne, von denen der ältere, Simon, sein Nachfolger wurde, aber schon wenige Jahre nach Walram's Tode, vor Juli 1312, starb. Der jüngere, Heinrich, war Archidiakon in Straßburg und dem Vater im Tode vorausgegangen. Walram wurde in der Klosterkirche zu Wadgassen beigesetzt. Obwol zahlreiche Schenkungen Walram's an Kirchen und Klöster für dessen gut kirchliche Gesinnung zeugen, erklärte doch das Metzer Domcapitel nach seinem Tode, es habe vom römischen Stuhle Vollmacht, Walram als Bedränger der Metzer Kirche zu excommuniciren, und befahl dem Wadgasser Abte, dessen Leichnam bei Strafe des Bannes wieder auszugraben. Auf die hiegegen von dem Abte eingelegte Berufung übertrug Papst Clemens V. die Untersuchung der Sache einem Schiedsgerichte, dessen Entscheidung jedoch unbekannt ist.

Lehmann, Gesch. des gräfl. zweibr. Hauses, S. 27 ff. Vgl. Crollius und Molitor a. a. O. **Rey.**

Zweibrücken: Graf Walram II. von und zu Z., † 1366, Enkel Walram's I. und Sohn des Grafen Simon, war bei dem frühen Tode seines Vaters noch unmündig, weshalb er bis 1327 unter Vormundschaft seiner Mutter Agnes, einer geborenen Gräfin von Saarbrücken, stand. Da die Zweibrücker Grafen immer noch verschiedene Güter und Burgen mit den Grafen von Bitsch gemeinsam besaßen, beschlossen Walram und die Grafen Simon I. und Eberhard von Zweibrücken=Bitsch, diese unter sich endgültig zu theilen, und schlossen deshalb am 13. September 1333 einen Vertrag, nach welchem Walram außer der eigentlichen Grafschaft Zweibrücken nebst den Städten Bergzabern und Hornbach noch die Herrschaft Stauf erhielt. Wie sein Urgroßvater Heinrich der Streitbare war auch W. ein kriegstüchtiger Mann, der an zahlreichen Fehden, theilweise infolge von Dienstverträgen mit verschiedenen Fürsten, theilnahm. So erbot er sich 1330 dem Könige Johann von Böhmen, Grafen von Luxemburg, dann

1337 dem Bischofe Balduin von Metz, für den er 1338 die Burg Blieskastel eroberte, 1340 dem Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz und endlich 1349 durch Bischof Balduin dem römischen Könige Karl IV. durch förmlichen Vertrag zu Kriegsdiensten. In einer späteren Fehde mit den Grafen Friedrich dem Alten und dem Jungen von Leiningen nahm Walram 1359 beide gefangen und gelangte dadurch in den Besitz der Hälfte der Burg und Stadt Landstuhl, welche ihm Graf Johannes von Spanheim auf Veranlassung der Leininger Grafen 1362 überließ. Ueberhaupt gelang ihm noch eine Reihe vortheilhafter Erwerbungen, durch welche er das ererbte Gebiet nicht unbeträchtlich vergrößerte. Daneben sah er sich aber auch gegen Ende seiner Regierung zur Aufnahme von Schulden genöthigt, welche vielleicht zu dem finanziellen Rückgange seines Sohnes den Grund legten. Vermählt war Walram mit Renata, Tochter des Grafen Peter von Bar, und hinterließ einen Sohn, Eberhard, mit welchem sein Geschlecht 1394 erlosch (s. o. S. 521).

Lehmann, Gesch. des gräfl. zweibr. Hauses, S. 46—71. Vgl. Molitor a. a. O. Ney.

Zweifel: Josua Z., Entdecker der Nigerquellen, ist am 10. September 1854 zu Glarus in der Schweiz geboren. Er erlernte die Kaufmannschaft, begab sich nach Frankreich und trat in den Dienst der Firma C. A. Verminck in Marseille, die Handel mit Colonialproducten betrieb und zu diesem Zwecke Factoreien in Westafrika unterhielt. Nachdem er sich einige Zeit lang in Marseille aufgehalten hatte, wurde er als Handelsagent nach den britischen Besitzungen an der Sierra Leone-Küste gesandt. Er acclimatisirte sich hier rasch, erlernte die Mundarten der umwohnenden Negerstämme und gewann durch eingehendes Studium der Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen bald große Geschicklichkeit im persönlichen Verkehr mit ihnen. Nachdem er sich mehrere Jahre in dem Küstenorte Rotombo aufgehalten hatte, erhielt er im Frühjahr 1879 von dem Chef der Firma die Aufforderung, gemeinsam mit seinem Collegen Marius Moustier ebenso zu wissenschaftlichen wie zu handelspolitischen Zwecken das Hinterland der Colonie Sierra Leone, insbesondere den Oberlauf des Niger und womöglich die Quellen dieses Flusses zu erforschen und damit das seit einem Jahrhundert auf der Tagesordnung der Afrikaforschung stehende Nigerproblem, an dessen Aufklärung sich bereits zahlreiche berühmte Reisende, unter ihnen G. Laing 1822, R. Caillié 1827, W. C. Thomson 1848, H. Hecquard 1851, W. Lambert 1860, Mage und Quentin in demselben Jahre, B. Anderson 1868, W. Reade 1869, E. W. Blyden 1872 und Soleillet 1879 vergeblich versucht hatten, endgültig zu lösen. Z. hatte schon während seiner Thätigkeit als Handelsagent in Rotombo zahlreiche Erkundigungen über die landeinwärts gelegenen Gebiete eingezogen und während einer Reihe von kleineren Expeditionen freundschaftliche Beziehungen mit verschiedenen einflußreichen Häuptlingen angeknüpft. Am 11. Juli 1879 brach er, trotzdem bereits die Regenzeit begonnen hatte, mit seinem Gefährten Moustier, sowie begleitet von Führern, Dolmetschern und mehr als 50 Trägern zur Beförderung der Vorräthe, Tauschwaaren, Geschenke, Karten und wissenschaftlichen Beobachtungsinstrumente von Rotombo auf. Die beiden Reisenden zogen zunächst auf altbekannten Wegen nach dem im Hinterlande von Sierra Leone gelegenen Handelsplatze Port Loko, dann immer wenige Kilometer vom linken Ufer des Flusses Scarcies entfernt in nordöstlicher Richtung durch die schon von früheren Forschern durchwanderten Landschaften Loko, Limba und Sulima. In Falaba, dem Hauptorte der letztgenannten Landschaft, hielten sie sich einige Zeit auf und unternahmen mehrere Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung. Dann wandten sie sich nach Südosten, überschritten den Tamincono und den Falico, zwei der Quellflüsse des unter dem Namen

Djoliba bekannten oberen Niger und erreichten endlich bei dem wichtigen Handelsplatze Socora den dritten und bedeutendsten Quellfluß, den Tembi, dessen Ursprung als die eigentliche Nigerquelle zu betrachten ist. Leider vermochten sie diese Quelle, die sich an dem Hügel Tembi-Cundu, einem Vorberge des 1340 m hohen, aus einer fruchtbaren Ebene steil aufsteigenden Berges Daro in 8° 36′ n. Br. und 12° 53′ w. L. von Paris befindet, nicht völlig zu erreichen, da die Umwohner eine Verunreinigung oder Ableitung des von ihnen für heilig gehaltenen Gewässers durch die Fremden befürchteten und diese daher nur bis zu dem 6 km entfernt gelegenen Dorfe Kulakoya herankommen ließen. Z. beabsichtigte nun, den Niger hinab bis zur Mündung zu fahren und dann zur See nach Europa zurückzukehren, doch wurde dieser Plan durch kriegerische Bewegungen unter den Eingebornen verhindert, so daß er schleunigst über Falaba nach Rotombo zurückeilen mußte, wo er bereits am 10. November 1879 glücklich, wenn auch sehr geschwächt und vom Fieber geplagt wieder eintraf. Während dieser außerordentlich mühseligen und kostspieligen Reise hatte er an den Chef der Firma Verminck fünf Briefe geschrieben (am 25. Juli aus Big Bumba in der Landschaft Limba, am 20. August aus Falaba, am 12. September aus Socora, am 3. October aus Kulakoya nahe der Tembiquelle, am 10. November wieder aus Rotombo), in denen er den Verlauf der Expedition und namentlich die von ihm ausgestandenen fast unerträglichen Beschwerden, hervorgerufen durch die Ungangbarkeit der Wege, die Ungesundheit des Klimas und die Habsucht der Negerhäuptlinge, eingehend schilderte. Diese Briefe wurden noch in demselben Jahre im Bulletin der Marseiller Geographischen Gesellschaft zum Abdruck gebracht. Einen Auszug gab kurz darauf Elisée Reclus in der République française. 1880 erschien gleichfalls in Marseille der von der Firma Verminck bearbeitete officielle Bericht der beiden Reisenden mit einer von Z. entworfenen Routenkarte.

Z. kehrte nach einem Erholungsaufenthalte in Europa wieder nach Westafrika zurück. Er trat später in den Dienst der englischen Royal Niger Company und war zuletzt Inspector der im Besitze dieser Gesellschaft befindlichen Factoreien und Plantagen mit dem Sitze in Akassa, doch hat er über seine zahlreichen Reisen, welche ihn nur noch in bekannte Gegenden führten, keinerlei wissenschaftliche Berichte mehr veröffentlicht. Am 16. September 1895 fand er während einer Dampferfahrt auf dem Niger durch einen Unfall seinen Tod.

Expédition C. A. Verminck: Voyage aux sources du Niger par M. J. Zweifel et M. Moustier 1879. Marseille 1880, mit Karte. — Bull. Soc. Géogr. Marseille 1879, 8—11. 1897, 21. 101. — Bull. Soc. Géogr. Paris 1880, II, 529. 1881, I, 97 mit Karte im Maßstab von 1 : 1 600 000. — Globus 1879, Bd. 36, S. 351. 1880, Bd. 37, S. 64. — Petermanns Mittheilungen 1880, 72. 119. 469. — Bainier, Die Entdeckung der Nigerquellen (Petermanns Mittheilungen 1880, 255—260, mit einer Karte im Maßstabe von 1 : 2 000 000 von B. Hassenstein).

Viktor Hantzsch.

Zwengauer: Anton Z., Landschaftsmaler, geboren am 11. October 1810 zu München, kam frühzeitig auf die Akademie, mühte sich im Antikensaal, zeichnete Acte und schöne Draperien, quälte sich mit wohldurchdachten historischen Compositionen, bis er eines Tages alles liegen und stehen ließ und mit andern jugendlichen Genossen in das von den damals zu München hausenden norddeutschen Malern frisch entdeckte bairische Hochland wanderte. Sie brachten davon nicht allein Almenrausch und Edelweiß, Schnaderhüpfeln und echte Volkslieder nach der Stadt zurück, sondern auch frischgemalte Studien, welche sich, mit charakteristischen Gestalten und Thieren staffirt, zu leicht verkäuflichen Bil-

dern verwerthen ließen. Im J. 1833 brachte Z. in den Kunstverein eine „Gebirgsgegend“, dann folgten 1834 eine „Landschaft“, eine Erinnerung „Aus dem Fichtelgebirg“ und eine „Flache Gegend nach Sonnenuntergang“, womit der Maler schon damals jenes Thema berührte, welches später fast ausschließlich seine Domäne bildete. Von da kamen 1835 eine „Abendlandschaft“, eine „Gebirgsgegend nach Sonnenuntergang“; 1836 ein „Abend“, eine „Sennhütte“, 1837 der „Ostersee bei Iffeldorf“ und eine „Parthie am Kochelsee“ und viele andere ähnliche Bilder. Als dann der damals als Kunstmäcen bekannte russische Oberst v. Barischnikow Zwengauer's „Mittag auf der Alm“ 1841 kaufte, war der Name des Künstlers, welchen auch schon Graf Raszynski in seiner „Geschichte der neueren Kunst“ (1840. II, 388) in achtungsvollster Weise verzeichnete, fest und bleibend begründet: Einfachheit und Ruhe, wahre Farbengebung und zarte, wohlthuende Stimmung kennzeichnen seine Werke. Insbesondere berühmt wurde Z. durch das übrigens unzählige Male wiederholte Motiv eines „Sonnenuntergang“: Eine feierliche Ruhe ist über die Fläche verbreitet, während die hinabgesunkene Sonne rückstrahlend den Horizont vergoldet. Der vom weißen Roth in warmes Gelb übergehende und im kalten Blau, in welchem die ersten Sterne durchschimmern, ausklingende, von keinem Wölkchen getrübte Himmel spiegelt sich in dem von leichterem Schilf und dünnem Gebüsch umschlossenen, den Vordergrund bildenden klaren Wasser und See, in welchem ein in scharfer Silhouette sich abhebendes Reh oder ein stolzer Hirsch seinen Durst stillt. Der Typus dieser Bilder wurde geradezu sprüchwörtlich; jeder klare Abend heißt heute noch ein „echter Zwengauer“. Ein Paar Musterbilder dieser Art besitzt die Neue Pinakothek: das erste eine ebene Landschaft mit einem Weiher bei Sonnenuntergang und wolkenlosem Horizonte — im Vordergrund ein äsender Hirsch! Das andere schildert die Benedictenwand im Abendlichte mit der Fernsicht auf den Staffel- und Riegsee. Z., welchen man deshalb auch den „Claude Lorrain der oberbairischen Dorfmoore“ nannte, bildet hierin den Gegensatz zu den nordischen Nebel- und Mondschein-Nächten des Norwegers Knud Baade (1808, † 1879), welcher mit gleicher Bravour seine Specialität entfaltete — jeder in seiner Weise ein wahres Phänomen. Während Baade immer in seinem Ringe blieb, hatte Z. auch ein Auge für die erfrischende Morgenkühle und den lastenden Mittag, ja er machte sich 1858 sogar an die vier „Tageszeiten“ (eine Serie, welche Hr. Swertrup in Christiania erwarb) und wiederholte ein ähnliches Thema mehrmals 1862. Die kauflustige Welt wollte freilich nur „Abenddämmerungen“ von Z. und der liebenswürdige Künstler bot alles auf, bei dem engbegrenzten, Ermüdung drohenden Repertoire frisch und neu zu bleiben. Dazu benützte er mit Vorliebe die trotz aller Einförmigkeit doch einen großen, mannichfaltigen Wechsel bildende Umgebung von Schleißheim, woselbst Z. von 1853 bis 1869 das Amt eines Conservators an der dortigen Galerie bekleidete, worauf er zum Conservator der kgl. Centralgemäldegalerie nach München vorrückte. Die Erzeugnisse seines Fleißes gingen in alle größeren Galerien und Sammlungen, nach Prag, Antwerpen, Braunschweig, Hannover, Berlin, Bremen, Warschau, Leipzig, insbesondere nach England und Amerika. Z. „verlangt nicht nach den mächtigen Wolkenmassen, wie sie Eduard Schleich über der weiten Ebene aufbaut, sein Herz fühlt sich ergriffen von dem Glanze, den die scheidende Sonne über den wolkenlosen Aether gießt, und wenn Nicolaus Poussin seine heroischen Landschaften mit Frauen und Nymphen bevölkert und vom Berggipfel den großen Pan die weite Welt überschauen läßt, so genügen für Z. ein paar Hirsche am Teiche, in dem sich der nahe Wald und schwankes Schilf spiegeln. Und so einfach in den Linien seine Bilder sind, so zart und wahr ist ihr Colorit. Kein anderer Künstler versteht mit so wenigen Mitteln jene feierliche Ruhe

wiederzugeben, welche dem Augenblicke folgt, in welchem die Sonnenscheibe hinter dem Horizont hinabgesunken ist, keiner jene merkwürdige Klarheit des Himmels auf die Leinwand zu zaubern, die ganz aus Licht gewoben scheint". Den Zauber von Zwengauer's Stimmung vermochte freilich weder die Radirung von Schulz und Wölfle's Lithographie wiederzugeben; am wenigsten die Technik der damaligen Photographie, welche das isochromatische Verfahren noch nicht kannte. Z. starb nach langen, schweren Leiden am 13. Juni 1884 zu München. Sein gleichnamiger, auch als Landschaftsmaler gleichfalls wohlbekannter Sohn stiftete eine aus fünfzig Skizzen, Aquarellen und Zeichnungen bestehende Sammlung aus dem Nachlasse seines Vaters in das königl. Kupferstich- und Handzeichnungscabinet.

Vgl. Nagler 1852. XXII, 357. — Beil. 204 d. Allg. Ztg. v. 24. Juli 1884. — Lützow 1884. XIX, 627. — Kunstvereinsbericht f. 1884, S. 75.

Hyac. Holland.

Zwenger: Konstantin Z., Pharmaceut, wurde am 12. December 1814 in Fulda geboren. Er promovirte 1841 in Gießen zum Dr. phil., wurde später außerordentlicher Professor an der medicinischen Facultät und Leiter des pharmaceutischen Instituts zu Marburg, 1852 ordentlicher Professor der pharmaceutischen Chemie und starb am 15. März 1885 daselbst. Von seinen Veröffentlichungen seien genannt: „Nonnulla de catechino" (4°, Giessae 1841); „Chemische Untersuchung der Soole von Nauheim" (Liebig's Annalen XIX. 1836); „Ueber das Elaterin" (ib. XLIII); „Ueber die Wermuthsäure" (ib. XLVIII); „Ueber die Kobaltidcyanwasserstoffsäure" (ib. LXII); „Chemische Constitution des Cholesterins" (ib. LXVI); „Verhalten des Cholesterins zur Phosphorsäure" (ib. LXIX); „Ueber das Aesculin" (ib. XC); „Krystallisirtes mangansaures Kali" (ib. XCI); „Ueber das Solanin" (ib. CIX); „Ueber die Chelidoninsäure" (ib. CXIV); „Ueber das Daphnin" (ib. CXV); „Gewinn der Chinasäure aus dem Heidelbeerkraut" (ib.); „Ueber das Solanin und dessen Spaltungsproducte mit Kies" (ib. CXVIII); „Ueber Robinin und dessen Zusammenhang mit Quercitrin" (mit Dronke ib. Suppl.-Bd. I, 1861); „Ueber das Vorkommen der Chinasäure in den Kaffeebohnen" (mit Siebert ib.); „Ueber Rutin" (mit Dronke ib. S. 123); „Coumarin aus Melilotus officinalis" (ib. S. 126); „Chinasäure, Ericion und Arbutin" (mit Himmelmann ib. S. 129); „Melilotsäure und deren künstliche Darstellung aus Cumarin" (Suppl.-Bd. V, 1867); „Gallussäureäther" (mit F. Ernst ib. S. 159); „Cumarsäure, Hydrocumarin und Hydrocumarinsäure" (Suppl.-Bd. VIII, 1872).

Oppenheimer.

Zwentibold, König von Lothringen 895—900. — Z., der älteste Sohn Arnolf's, des späteren Königs, damaligen Herzogs von Kärnten, wurde ihm von einer Kebsfrau geboren, deren Name unbekannt ist, und empfing seinen eigenen ungewöhnlichen Namen, auch Zwentepulch geschrieben, von dem Herzog Suatopluk von Mähren, der bei seiner Taufe Gevatter stand. Hieraus ergibt sich, daß er 870/71 geboren wurde, weil nur damals kurze Zeit Freundschaft der ostfränkischen Karolinger mit Suatopluk bestand.

Als Arnolf trotz seiner eigenen unehelichen Herkunft im November 887 durch eine unblutige Umwälzung auf den Thron seines Oheims Karl's III. gelangt war, ließ er bereits im Mai 889 auf dem Reichstage zu Forchheim seinen Söhnen Zwentibold und Ratolf die Nachfolge eidlich zusichern, jedoch geschah dies nur unter dem Vorbehalt, wenn er von seiner Gemahlin Ota keinen ehelichen Sohn mehr gewänne. Sobald ihm im Herbst 893 Ludwig (das Kind) geboren wurde, verschwand daher für die Bastarde diese Aussicht. Nachdem inzwischen der mächtige lothringische Graf Megingaud am 28. August 892 er-

mordet worden war, übertrug Arnolf dessen Lehen z. Th. auf seinen Sohn Z. Im J. 893 schickte er diesen mit alemannischen Streitkräften nach Italien zur Unterstützung für den König Berengar I. gegen Wido und ließ ihn an einer erfolglosen Belagerung von Pavia theilnehmen, ebenso 894 mit nicht günstigerem Erfolge gleichfalls mit Alemannen gegen den König Rudolf von Hochburgund, der ihm in seinen Bergen unzugänglich blieb.

Da die Thronfolge Zwentibold's durch die Geburt des kleinen Halbbruders vereitelt war, so bemühte sich der zärtliche Vater ihn durch ein besonderes Königreich sicher zu stellen und zu entschädigen, er ersah dazu Lothringen, welches am spätesten mit den übrigen deutschen Stämmen verbunden, am leichtesten wieder abgelöst werden zu können schien. Der erste Versuch, den er im Juni 894 zu Worms in dieser Richtung unternahm, scheiterte jedoch an dem Widerspruch der lothringischen Großen und erst ein Jahr später im Mai 895 ebenfalls zu Worms wurde diese Erhebung durchgesetzt. In Gegenwart des Königs Odo, den Arnolf für das westfränkische Reich anerkannte, ging unter allgemeiner Zustimmung die Einsetzung vor sich über Lothringen und Burgund in dem Umfange, in welchem (bis 869) Lothar II. darüber geboten hatte, zweifelhaft bleibt nur das Verhältniß Frieslands. Eine Krönung, wie sie sonst bei den ostfränkischen Karolingern nicht üblich war, besiegelte den feierlichen Act, der etwa zwischen den 25. und 30. Mai fällt. Der Erzbischof Ratbod von Trier bekleidete die Würde des Erzkanzlers. Von einer Oberhoheit des ostfränkischen Reiches über das lothringische ist keine Rede, Arnolf griff nur kraft väterlichen Ansehens öfter in die Angelegenheiten des Sohnes ein.

Einen Versuch in selbständiger Politik machte dieser, von dem Triebe zur Vergrößerung seines Reiches geleitet, gleich darauf, indem er sich von Karl dem Einfältigen, dem andern von seinem Vater aufgegebenen französischen Thronbewerber durch Versprechungen gewinnen ließ und demselben alsbald mit einem großen Heere bei der Belagerung des festen Laon zu Hülfe kam. Indem er aber hier mehrere von Karl's Vasallen ganz auf seine Seite zog, den Grafen Balduin II. von Flandern, dessen Bruder, den Grafen Rodulf, und Reginar, wurde er diesem so verdächtig, daß man ihm sogar einen Anschlag auf Karl's Leben zutraute und so zog dieser es vor, lieber seinem Gegner Odo eine Theilung des Reiches anzubieten, als sich länger einem so zweifelhaften Bundesgenossen anzuvertrauen. Inzwischen hatte Z. nach Abschluß eines Waffenstillstandes mit dem Bischof Dido Laon schon verlassen; die Annäherung eines feindlichen Heeres Odo's scheuchte ihn vollends zurück. Etwas später im J. 896 nahm dennoch Karl, als sogar sein ältester Anhänger, der Erzbischof Fulko von Reims sich seinem Gegner zugewandt hatte, abermals seine Zuflucht zu Z., der wahrscheinlich aus diesem Anlaß die lothringischen Güter der Reimser Kirche überfiel und vertheilte.

Im Spätherbst 896 überwarf sich Z. mit einigen der bis dahin mächtigsten Großen seines Reiches, mit den Grafen Stephan, Odakar, Gerhard und Matfrid, von denen die letzteren beiden Brüder waren. Ihrer aller Lehen wurden eingezogen. Man hat es hiemit in Zusammenhang gebracht, daß der Erzbischof Ratbod, der sich vorher der größten Gunst erfreut hatte, im Novbr. 896 seines Erzkanzleramtes enthoben wurde, welches zunächst bis 898 Erzbischof Heriman von Köln übernahm, doch bleibt dies eine unbegründete Vermuthung. Zu Anfang des Jahres 897 zog der junge König mit einem Heere nach Trier und vertheilte die eingezogenen Lehen an andre seiner Anhänger, für sich aber behielt er das Kloster Oeren und St. Peter in Metz. Gleich darauf freite er nach dem von ihm eingeholten Rathe seines Vaters um Oda, die Tochter des

Grafen Otto, wahrscheinlich des mächtigen Liudolfingers, die er nach Ostern heirathete.

Schwerlich war sein Vater mit dem raschen Vorgehen Zwentibold's gegen jene Grafen einverstanden: unter seiner Vermittlung söhnte er sich vielmehr auf einer Reichsversammlung im Mai zu Worms mit Stephan, Gerhard, Matfrid und dessen Sohne wieder aus, und gab ihnen ihre Lehen zurück. Odakar aber blieb nach wie vor feindlich. Auf den ersten nur theilweise beigelegten Zwist Zwentibold's mit seinen Großen folgte bald ein zweiter und schlimmerer: im Februar 898 überwarf er sich mit dem Grafen Reginhar, von späteren Schriftstellern Langhals genannt, der bis dahin sein vertrautester und einziger Rathgeber gewesen war. Er zog nicht nur seine Lehen, zu denen die Abtei Echternach gehörte, sondern sogar auch seine Erbgüter ein und befahl, daß er innerhalb vierzehn Tagen sein Reich verlassen solle. Die nachfolgende Zurückgabe der Mastrichter Servatiusabtei (S. Servaes) an Trier steht hiemit im Zusammenhange, nachdem Reginhar dieselbe zwei Jahre zuvor zum Nießbrauch erpreßt hatte.

Der Bruch mit einem so mächtigen, zugleich entschlossenen und verschlagenen, Manne wie Reginhar, der vermuthlich durch seine Mutter ein Enkel Lothar's I. war und sicherlich großen Anhang im Lande hatte, sollte sich bald genug an dem übel berathenen Könige rächen. Zunächst gelang es Z. nicht ihn unschädlich zu machen, als jener sich mit dem abgesetzten Grafen Odakar und andern Anhängern sowie mit seiner Familie in die Feste Durfos oder Durofostum (von zweifelhafter Lage) geworfen hatte, die durch die sie umgebenden Sümpfe der Maas unzugänglich war. Vergeblich wurde sie daher von dem Könige belagert. Aber die Empörer gewannen auch noch einen Bundesgenossen an dem jungen, seit dem Tode Odo's († am 1. Januar 898) im Westreiche allein herrschenden Könige Karl, der auf ihr Betreiben durch einen feindlichen Einfall im Sommer 898 den völlig überraschten Z. in die Flucht schlug und ohne Gegenwehr bis Achen und Nimwegen vordrang. Erst Bischof Franko von Lüttich, dem Dodilo von Cambrai folgte, gab ihm durch seinen Anschluß und seine Mannen einige Kraft des Widerstandes zurück und noch mehr der Adel aus der Gegend von Flörchingen (bei Diedenhofen), der sich um ihn schaarte. So rückte er Karl, der bis nach Prüm gekommen war, Anfang October muthig entgegen, ein Waffenstillstand aber oder ein vorläufiger Friede hemmte im Angesicht der Heere weitere Kämpfe und Karl kehrte ohne Erfolg in sein Reich zurück. Ein Zug gegen die Normannen, die wieder bis zur Maas schweiften, im Spätherbst, blieb fruchtlos.

Durch Gesandte Arnolf's, der die Vermittlung übernahm, und Karl's wurde 899 zu St. Goar der Friede des letzteren endgültig abgeschlossen, doch sollte diese Zusammenkunft für den Lothringerkönig von verhängnißvoller Bedeutung werden, weil die Gesandten, Bischof Aschirich von Paris und Graf Odakar einerseits, Erzbischof Hatto von Mainz und die fränkischen Grafen Konrad und Gebehard andrerseits, hinter seinem Rücken Verabredungen trafen, die seinen späteren Sturz vorbereiteten. Es folgte eine nochmalige vergebliche Belagerung der Feste Durofostum: die Forderung Zwentibold's an die Bischöfe, seine Gegner mit dem Kirchenbanne zu belegen, wurde zurückgewiesen und veranlaßte ihn zu Drohungen und Schimpfreden: gegen den Erzbischof Ratbod soll er sich sogar thätlich durch einen Stockhieb auf den Kopf vergangen haben.

Die Frucht war jedenfalls reif, durch die Entzweiung mit der früher anhänglichen Geistlichkeit wurde dem schwachen Königthum der letzte Halt entzogen, auch starb nach langem Siechthum Zwentibold's einzige Zuflucht in der Noth, der Kaiser Arnolf, am 8. December 899. So zeitigte das Jahr 900 einen all-

gemeinen Abfall, wobei vorzüglich die weltlichen Großen die Waffen gegen Z. ergriffen, indem sie ihm vorwarfen, daß er die Vornehmen unterdrückt und mit Weibern und Leuten niederer Herkunft die Reichsgeschäfte geführt habe. Nachdem inzwischen sein Halbbruder Ludwig am 4. Februar 900 zum König erhoben worden war, fiel diesem alles zu und huldigte ihm, als er, von den Lothringern herbeigerufen, im März zu Diedenhofen erschien und hernach auch Achen besuchte. Nach seinem Abzuge setzte Z. den hoffnungsvollen Kampf mit zusammengerafften Mannschaften unter Verwüstungen und Brandschatzungen noch eine Zeitlang fort, bis er in einem Treffen an der Maas am 13. August gegen die Grafen Stephan, Gerhard und Matfrid erschlagen wurde. Seine Ruhestätte fand er in dem zu Prüm gehörigen Nonnenkloster Süsteren, dem seine Töchter Cäcilia und Benedicta nach einander als Aebtissinnen vorstanden. Seine Wittwe Oda betrauerte ihn so wenig, daß sie sich noch in demselben Jahre mit dem Grafen Gerhard, seinem siegreichen Widersacher, vermählte.

An Muth und Thatkraft hatte es dem jungen Könige vielleicht nicht gefehlt, aber Unbesonnenheit, Mangel an Selbstbeherrschung und leidenschaftliche Aufwallungen verdarben alles und beraubten ihn zuletzt jeder Stütze. So blieb es ihm versagt, seine eigene Herrschaft, geschweige denn eine Dynastie, zu begründen. Unruhe und Verwirrung sowie eine zunehmende Schwächung der königlichen Gewalt durch eine zügellose und gewaltthätige Aristokratie war das einzige Ergebniß dieser letzten Wiederherstellung eines selbständigen Königreichs Lothringen. Der zuverlässigste Geschichtschreiber, der uns über die Regierung Zwentibold's berichtet, Abt Regino von Prüm (seit 892), einer der hervorragendsten Geister dieser trüben Zeit, wurde selbst ein Opfer der inneren Wirren, welche sein Vaterland damals zerrissen. Die Grafen Gerhard und Matfrid verdrängten ihn 899 gewaltsam aus seinem Kloster, um dasselbe ihrem Bruder Richar zu übertragen.

Die Geschichte Lothringens unter den Karolingern ist im Zusammenhange von mir behandelt im 3. Bande (2. Aufl.) meiner Geschichte des Ostfränkischen Reiches, Leipzig 1888, noch eingehender und in kritischem Geiste neuerdings von Robert Parisot: Le royaume de Lorraine sous les Carolingiens (843—923), Paris 1899. Für die Urkunden und als Uebersicht der Quellen: Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern (= Böhmer, Regesta imperii I), Innsbruck 1889 (2. Aufl. bevorstehend), endlich Mor. Müller, Die Kanzlei Zwentibolds, Königs von Lothringen, Bonn 1892.

E. Dümmler.

Zwerger: Johannes Bapt. Z., Fürstbischof von Seckau, geboren am 23. Juni 1824 in dem Dorfe Altrei in Südtirol, † am 14. August 1893 in Graz. Als Sohn armer aber sehr frommer Eltern besuchte er bis in sein 16. Lebensjahr, bis Ostern 1840, die Volksschule in seinem Heimathorte, nach Beendigung der Schuljahre als Schulgehülfe seines Lehrers, des Pfarrers Michael Ploner, der die Schule selbst hielt. Erst um diese Zeit entschied er sich für das Studium und trat, von dem Pfarrer während des Sommers vorbereitet, im Herbst des Jahres in das Gymnasium der Franciscaner in Bozen ein, wo er mit Auszeichnung die drei ersten Gymnasialclassen absolvirte; sodann die drei letzten Gymnasialclassen in Innsbruck bei den Jesuiten. 1846—48 absolvirte er die zwei philosophischen Curse an der Universität Innsbruck. Vom Herbst 1848 bis Sommer 1852 studirte er die Theologie, die zwei ersten Jahre im Seminar zu Brixen, wo damals Vincenz Gasser, Joseph Feßler und Alois Meßmer als Professoren wirkten; die zwei letzten Jahre im Seminar zu Trient, wo der Professor der Pastoral, P. Peter Paul Rigler, besonderen Einfluß auf

ihn gewann, ein ascetischer Mann, der auch die Exercitien für die Studirenden hielt, und mit dem Z. auch in späteren Jahren bis zu dessen Tode (1873) eng verbunden blieb. Am 14. December 1851 empfing Z. durch den Fürstbischof von Trient, Joh. Nep. v. Tschiderer, die Priesterweihe und feierte am 23. December seine Primiz in seinem Geburtsorte. Darauf wurde er, obwol die praktische Seelsorge seinen Neigungen mehr entsprochen hätte, dazu bestimmt, weiter zu studiren und sich auf das theologische Lehramt vorzubereiten. Zu diesem Zwecke blieb er zunächst noch bis Januar 1853 im Seminar zu Trient. Vorübergehend wurde er dann wegen Priestermangels als Cooperator nach Kaltern gesandt, im September 1853 aber nach Wien, um dort in dem höheren Priester-Bildungsinstitut zu St. Augustin (Frintaneum), an welchem damals Joh. Schwetz Dogmatik, Moral und Pastoral, und Feßler Kirchengeschichte und Kirchenrecht docirte, die höheren Studien fortzusetzen. Schon am 13. December 1853 bestand er hier das Rigorosum aus der Dogmatik, am 14. März 1854 das aus Moral und Pastoral. Neben den Studien her gingen auch fortwährende Uebungen in der praktischen Seelsorge. Während der weiteren Vorbereitung auf das Rigorosum aus der Kirchengeschichte und dem Kirchenrecht traf ihn der Ruf seines Bischofs, nach Trient zurückzukehren, um im Seminar an Stelle des wegen Krankheit vom Lehramte zurücktretenden Professors Rigler die Professur der Pastoral zu übernehmen. Er hielt hier am 9. October 1854 seine erste Vorlesung. Am 5. April 1857 wurde er definitiv als Professor angestellt, nachdem er bis dahin sein Lehramt als Supplent verwaltet und im September 1856 den Pastoralconcurs gemacht hatte. Während der Zeit dieser Lehrthätigkeit hielt er auch die geistlichen Exercitien für die deutschen Alumnen des Seminars. Am 5. December 1857 wurde er zum k. k. Hofcaplan und Spiritual-Director am höheren Priester-Bildungsinstitut zu St. Augustin in Wien ernannt, welches Amt er bis Ende 1862 verwaltete. Am 27. December 1862 wurde er vom Kaiser, dem Wunsche des Fürstbischofs Benedict von Riccabona entsprechend, zum Kanonikus in Trient ernannt, am 13. Februar 1863 ihm auch das Amt eines Schul-Oberaufsehers für die Diöcese Trient übertragen. Der Fürstbischof verlieh ihm den Titel eines fürstbischöflichen Consistorialrathes und Prosynodal-Examinators und nahm ihn in der Diöcesanverwaltung als Berather für die wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Diöcesan-Antheils in Anspruch. Am 13. Februar 1865 wurde er zum Dompropst ernannt und am 8. März als solcher installirt. Die theologische Facultät der Universität Wien verlieh ihm im J. 1864 bei Gelegenheit der 500jährigen Gründungsfeier der Universität die theologische Doctorwürde. Am 14. August 1867 wurde er von dem Fürsterzbischof Tarnoczy von Salzburg zum Fürstbischof von Seckau ernannt; am 12. October fand im Dom zu Salzburg seine feierliche Confirmation, am 13. October seine Consecration statt; am 10. November die feierliche Inthronisation in der Domkirche zu Graz. Mit dem gleichen Eifer, den er in seiner früheren einflußreichen Stellung in Trient gezeigt hatte, nahm Z. nun die schwierige Verwaltung der großen Diöcese (dieselbe zählte bei seinem Amtsantritt 712 000 Seelen, in seinen späteren Jahren über 800 000) in die Hand. Zum Vaticanischen Concil reiste er zum ersten Mal nach Rom, wo er am 3. December 1869 ankam. Er gehörte hier von Anfang an zu den entschiedenen Anhängern der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes. An den Arbeiten des Concils war er besonders als Mitglied der Commission de Disciplina und als Sprecher derselben in den Generalcongregationen betheiligt. Durch Erkrankung am Fieber wurde er genöthigt, Rom vorzeitig am 11. Juli zu verlassen, und kam krank am 14. Juli in Graz wieder an. Nach seiner Heimkehr verfaßte er eine in drei Auflagen verbreitete Broschüre: „Was lehrt das allgemeine Vati-

canische Concilium über die Unfehlbarkeit des Papstes?" (Graz 1870). In den folgenden Jahren war Z. gegenüber der culturkämpferischen Gesetzgebung (besonders in Sachen der confessionslosen Schule und der Ehegesetze) einer der eifrigsten und entschiedensten Vertreter des kirchlichen Standpunktes unter dem österreichischen Episcopat. Besonders bemühte er sich auch für das Zustandekommen von Conferenzen der österreichischen Bischöfe zum Zweck der gemeinsamen Berathung. Für die Pflege des religiösen und kirchlichen Lebens in der Diöcese war er mit unermüdlichem Eifer thätig. Seiner bischöflichen Amtspflicht kam er nach in anstrengenden Visitations- und Firmungsreisen bis in die letzten Monate seines Lebens, als schon seine Todeskrankheit, ein schmerzliches Unterleibsleiden, zum Ausbruch gekommen war. Besondere Fürsorge widmete er dem klösterlichen Leben in der Diöcese.

Weiter ließ er sich die Förderung der katholisch-conservativen Presse angelegen sein und begünstigte die Gründung eines Preßvereins zur Verbreitung christlicher Schriften. Was er von seinem Einkommen erübrigte, widmete er kirchlichen und wohlthätigen Zwecken; ebenso hatte er dafür die ihm im Jahre 1889 mit dieser Bestimmung zufallende Erbschaft des Barons Leopold v. Lilienthal im Betrage von ca. 2 860 000 Gulden zu verwenden. Eine Frucht seiner Bemühungen ist auch die Erbauung der gothischen Herz-Jesu-Kirche in Graz in den Jahren 1881—91, in welcher er begraben ist. Seit dem Concil reiste Z. jährlich jeweils nach Ostern, in einigen Jahren auch zwei Mal, nach Rom, bei welcher Gelegenheit er persönlich dem Papste den in der Diöcese gesammelten Peterspfennig zu übergeben pflegte; im ganzen war er 27 Mal in Rom, zuletzt noch im April 1893. — Zur Belehrung des Volkes verfaßte Z. neben seinen zahlreichen Hirtenbriefen (deren er im ganzen 60 ausgehen ließ, neben den gewöhnlichen Fastenhirtenbriefen auch solche aus besonderen Anlässen), auch eine Anzahl von größeren Schriften und von Broschüren religiösen und kirchlich-politischen Inhalts, die alle in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurden. Es sind dies, außer der schon erwähnten Broschüre über die Unfehlbarkeit des Papstes, die folgenden Schriften: „Die Nothwendigkeit, die weltliche Herrschaft des Papstes wieder herzustellen" (Graz 1870); „Die Lage der heiligen Kirche in den gegenwärtigen Bedrängnissen und die Pflichten der Katholiken" (Graz 1870); „Die Volksschule in ihren Beziehungen zu Familie, Kirche und Staat" (Wien 1871); „Die Reise in die Ewigkeit" (Graz 1872; 2. Aufl. 1876; 3. Aufl. 1879; 5. Aufl. 1893); „Die gegenwärtige Empörung der Welt gegen Gott und unser Verhalten dabei" (Graz 1873); „Die confessionellen Gesetzentwürfe" (Graz 1874); „Die Schätze des römisch-katholischen Christen" (Graz 1874; 2. Aufl. 1879; 3. Aufl. 1892); „Ablaß und Jubiläum" (Graz 1875; 1879; 1881; 1886); „Die schönste Tugend und das häßlichste Laster" (Graz 1876; 4. Aufl. 1891); „Der Glaube als göttliche Tugend oder die Pflicht zu glauben in ihrer Begründung, Erfüllung und Uebertretung" (Graz 1877; 2. Aufl. 1888); „Die wahre Kirche Jesu Christi in ihrer Wesenheit und in ihren Beziehungen zur Menschheit" (Graz 1880); nach Zwerger's Tode gab v. Oer heraus: „Apis ascetica. Eine Blumenlese aus ascetischen Werken" (Graz 1894).

Ant. Dworschak, Johannes Zwerger, Fürstbischof von Seckau; Deutschlands Episcopat in Lebensbildern, III. Bd., 3. Heft, Würzburg 1874. (Mit Porträt.) — Franz Freiherr von Oer, Fürstbischof Johannes Bapt. Zwerger von Seckau, Graz 1897. (Mit 2 Porträts.) Lauchert.

Zwerger: Johann Nepomuk Z., Bildhauer, geboren am 28. April 1796 in dem damals fürstenbergischen, jetzt badischen Städtchen Donaueschingen, † am 26. Juni 1868 zu Cannstatt, war der Sohn eines Regierungskanzlisten. Wir finden ihn zuerst als Lehrling in dem Atelier von Dannecker zu Stuttgart.

Im Württ. Jahrbuch hsg. von Memminger (Jahrg. 3/4, 1821, S. 106) und in Thiele, Thorwaldsen's Leben, deutsch von Helms (Bd. 2, S. 7 f.) wird — beide Male ohne Nennung seines Namens — erzählt, wie er im J. 1819 auf die Nachricht, daß Thorwaldsen nach Stuttgart komme, von einer Fußreise heimeilte und auf der letzten Poststation vor Stuttgart bei Waldenbuch von dem dänischen Meister und seinem Gefährten, dem Maler Lund, in den Wagen hereingenommen wurde, als er den Postillon um einen Sitz auf dem Bock anging. Sobald er den Zweck seiner Heimkehr verrieth, gab sich Thorwaldsen zu erkennen und Z. genoß das Glück, in Dannecker's Werkstätte die Ankunft des großen Kunstgenossen ankündigen zu dürfen.

Im J. 1823 nach Rom gekommen wurde Z. von Thorwaldsen freundlichst aufgenommen; er erhielt von ihm den Auftrag, nach dessen Skizze eine Marmorstatue des Evangelisten Marcus für die Grabcapelle der Königin Katharina auf dem Rothen Berge bei Cannstatt auszuführen; auch ließ der Meister von ihm seine Aurora in Marmor copiren. Auf der Karlsruher Ausstellung von 1825 waren die Büsten des Fürsten und der Fürstin von Fürstenberg von Z. zu sehen. Andere Marmorarbeiten brachte er aus Rom ums Jahr 1830 nach Deutschland mit und stellte sie im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. aus, daneben auch eine Gipsbüste von Joh. Heinr. Voß, die sich (s. Kunstblatt 1830, S. 94) großer Anerkennung bei dessen Wittwe und Freunden erfreute. Die Beziehungen zu diesem Institut zogen ihn von Stuttgart, wo er anfangs seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte, immer mehr nach Frankfurt hinüber. Er fand noch in demselben Jahre an der dazu gehörigen Kunstschule eine bleibende Anstellung als Lehrer für Modelliren und Bildhauen, später mit dem Titel eines Professors und gründete sich einen glücklichen Hausstand mit einer Tochter des Stuttgarter Münzmedailleurs J. L. Wagner, der Schwester seines Mitschülers bei Dannecker, Th. Wagner (A. D. B. XL, 578). Die ersprießliche Thätigkeit des liebenswürdigen Collegen und gewissenhaften Lehrers wurde im J. 1854 durch eine Jubelfeier seines Frankfurter Aufenthaltes anerkannt. Eine dabei ausgegebene Lithographie nach einer Zeichnung des Malers J. E. Steinle zeigt sein Bildniß in ganzer Figur; ein Genius setzt ihm einen Lorbeerkranz auf; in einem unteren Felde ist die erwähnte Begegnung mit Thorwaldsen dargestellt. Z. wirkte in dieser Stellung bis zum Frühjahr 1866, wo er altershalber zurücktrat. Für eine Abschiedsfeier zeichnete Albert Hendschl einen im Städel'schen Institut aufbewahrten Carton mit nahezu lebensgroßen Figuren zur Symbolisirung seiner Künstlerlaufbahn und seiner speciellen Thätigkeit in Frankfurt.

Neben der Lehrthätigkeit erprobte sich der fleißige Künstler hauptsächlich in Porträtbüsten, welche in treuer Naturauffassung und pünktlicher Durchbildung die gute Schule Dannecker's nicht verleugnen, so z. B. die Büste des Bürgermeisters Dr. Thomas (1839) und des bekannten Reisenden Dr. Rüppell (1850), beide auf der Frankfurter Stadtbibliothek, des Silberwaarenfabrikanten P. Bruckmann auf dem alten Kirchhofe in Heilbronn (um 1850), des Kunstgeschichtschreibers J. D. Passavant im Städel'schen Institut, des Freiherrn v. Wiesenhütten, der Freifrau Karl v. Rothschild und vieler anderen. Von Werken sonstiger Art seien hervorgehoben: die Statuetten eines Jägers und einer Schnitterin in der fürstlichen Galerie zu Donaueschingen, ein colossales Steincrucifix mit Maria und Johannes auf dem Friedhof in Frankfurt (1840), die Sandsteinfiguren der Europa, Asia und Amerika für die Frankfurter Börse (1843), das Rotteck-Denkmal mit Bronzebüste für Freiburg i. Br. (1846), ein lebensgroßer Christus am Kreuze in Marmor für die Grabcapelle, die der Kurfürst Wilhelm II. von Hessen auf dem neuen Frankfurter Friedhof seiner Gemahlin, der Gräfin Reichenbach errichten ließ. A. Wintterlin.

Zwick: Johann Z., protestantischer Theologe und Liederdichter, † 1542. Z. war geboren zu Constanz am Bodensee etwa um 1496; er studirte in Basel und Freiburg die Rechte und promovirte als Dr. iur. in Italien. Nachher aber legte er sich auf die Theologie und predigte als ordinirter Pfarrer zu Rüdlingen lutherisch. Als er darin durch die Päpstlichen gehindert wurde, begab er sich nach seiner Vaterstadt, wo er 1525 Prediger wurde. Von hier aus betheiligte er sich 1536 am Convente zu Wittenberg. Er starb am 23. October 1542 als evangelischer Pfarrer von Constanz zu Bischofszell, wohin er sich begeben, um der dortigen verwaisten Gemeinde während der Pestnoth zu dienen.

Von ihm: Todes-Bereitungen; De coniugio; ein Brief an die Rüdlinger, dessen Simler in Epit. Bibl. Gesn. p. 428 gedenkt (Zedler, s. u.); eine Edition des Neuen Testaments 1535, 8°; ein Himmelfahrtslied „Auf diesen Tag bedenken wir“. Dieses Lied ist das einzige, welches Fischer (s. u.) ihm als echt zuschreibt. Bei Zedler (s. u.) werden ihm noch weiter zugesprochen die Lieder „Der von dem Gesetz befreiet ward“; „Gelobet sei der Herre Gott, ein Vater“; „Herr Gott, dein Treu mit Gnaden leist“; „Ich glaub an Gott den Vater mein“; „Jetzund so bitten wir Dich Herr“; „Nun wolle Gott, daß unser Gesang“; „O liebes Kind, o süßes Kind, sei tausendmal gegrüßet“.

Vgl. Wetzel, Historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter Th. III, S. 474 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon s. v. — Zedler, Universallexikon 64. Theil, S. 1459 f. — A. F. W. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon. Gotha 1878, S. 486 u. 49 (über das Himmelfahrtslied „Auf diesen Tag“ usw.).

P. Tschackert.

Zwicker: Daniel Z., Socinianer, † 1678. Z. wurde zu Danzig am 22. Januar 1612 geboren; in seinen Studien auf der Universität Königsberg legte er sich auf Medicin und promovirte auch als Dr. dieser Wissenschaft. Seine religiöse Denkweise führte ihn von den Lutheranern und von den Reformirten zu den Socinianern, nachdem er schon auf der Universität Königsberg durch Florian Crusius für den Unitarismus gewonnen war; doch stimmte er theilweise auch den „Mährischen Brüdern“ zu, deren Grundsätze der Gütergemeinschaft und Mißbilligung aller Kriege ihm gefielen. Ein dogmatischer Eklektiker, nahm er das Gute von jeder Religionsgesellschaft, das er bei ihr antraf, wie besonders seine erste Streitschrift gegen Comenius (Amst. 1662) zeigt (s. u.). Fock, der Historiker des Socinianismus, findet in Zwicker's Denkweise, welche die verschiedenen christlichen Bekenntnisse als integrirende Bestandtheile der christlichen Gesammtkirche ansah, eine für jene Zeit ungewöhnliche und großartige Auffassung der kirchlichen Differenzen, während die Mehrzahl der Zeitgenossen Zwicker's sie als religiösen Indifferentismus deutete. Jedenfalls war und blieb er Gegner der Trinitätslehre. Vergebens hatte sich sein Bruder Friedrich, der lutherischer Geistlicher in Danzig war, im Verein mit andern Geistlichen bemüht, ihn zur reinen Lehre zurückzubringen; da Z. bei seinen Ansichten verharrte, mußte er 1643 seine Vaterstadt verlassen. Wir finden ihn in der nächstfolgenden Zeit theils in dem nahen Straszin, theils in Polen und Mähren, wo er mit den mährischen Brüdern in ein enges Verhältniß trat. Seit 1657 hielt er sich in den Niederlanden auf. Er starb zu Amsterdam im Exil am 10. November 1678, im 66. Jahre seines Alters.

Schriften von Z. erschienen zahlreich, in lateinischer, deutscher und holländischer Sprache: „Irenicum Irenicorum, sive Reconciliatoris christianorum hodiernorum norma triplex, sana ratio, scriptura sacra et traditiones, exemplo doctrinae de Christo ob oculos posita“ (Amst. 1658, 8°, anonym). Der Verfasser will darin alle Glaubensstreitigkeiten vom socinianischen Standpunkte aus schlichten. Dagegen schrieb Amos Comenius: De Irenico Irenicorum, hoc

est conditionibus pacis a Socini secta reliquo christiano orbi oblatis, ad omnes christianos facta admonitio (Amsterdam 1660). Gegen Comenius schrieb Z. „Irenico-Mastix perpetuo convictus et constrictus seu nova confirmatio infallibilitatis Irenici Irenicorum per ostensam futilitatem criminosae Comenianae Refutationis“ (ebd. 1662, 8°). In dieser Schrift erstattet er gewissermaßen Bericht über seinen dogmatischen und ethischen Entwicklungsgang. Er bekannte sich darin zu keiner der damals bestehenden christlichen Kirchen oder Gemeinschaften, weil er bei jeder derselben, soweit er sie kennen gelernt, etwas gutes gefunden und durch sie alle gebessert worden sei. Von den Böhmischen Brüdern und den Lutheranern hätte er den Anfang der Reformation und der christlichen Freiheit empfangen; von den Reformirten den ersten Gebrauch der Vernunft in der Theologie; von den Remonstranten den Fortgang der Gewissensfreiheit; von den Griechen die überbliebene alte Wahrheit nebst der Bibel und den Kirchenvätern; von den Römisch-Katholischen die Nothwendigkeit der guten Werke mit etlichen lateinischen Vätern; von den Socinianern die Dexterität im Urtheilen; von den Mennoniten das Leben Christi, das sie etwas besser als Andere erklärten und darstellten. Auf eine Gegenantwort des A. Comenius veröffentlichte Z. eine zweite Streitschrift gegen ihn unter dem Titel: „Irenico-Mastix posterior, iterato victus et constrictus imo obmutescens seu novum et memorabile exemplum infelicissimae pugnae Dn. Jo. Am. Comenii contra Irenici-Irenicorum autorem“ (Amst. 1667, 8°). Auf eine neue Gegenschrift des A. Comenius folgte Zwicker's Schrift: „Irenico-Mastigis pars specialis seu finalis confutatio Comenii, Hornbeckii et aliorum“. Außerdem schrieb er (anonym): „Animadversiones chronologicae“ (gegen Samuel Maresius: Johanna Papissa restituta); sodann „Revelatio Catholicismi veri“; „Demonstratio verae methodi disputandi“; „Frage, ob ein Christ noch allezeit etwas anzuhören und zu untersuchen schuldig sei“ (1649); „Kurtze und richtige Anleitung, in welchen Fällen und Örtern die Schrift eigentlich oder figürlich müsse ausgelegt und verstanden werden“ (auch ins Holl. übers. 1650, 4°); „Regeln und Bekenntniß der eifrigen Christen“ (1650, 8°); „Specimina infelicis pugnae D. Calovii contra Crellium“ (1650, 4°); „Judicium de Johanna Papissa, contra Maresium“ (in Steph. Curcelläus: Quaternio dissertationum theol. adv. Maresium); „Adhuc stans et triumphans visibilis ecclesia Christi“ u. s. (Amst. 1660, 4°, niederl.); „Vereinigungsschrift der Christen“ (niederl. 1661 in 4°, 1662 lat. als Henoticum Christianorum); „Compelle intrare seu de contradictione ecclesiis ostensa easque reformatura“ (1666); „Lib. contra Joach. Stegmanni iun. tr. de magistratu, bello et privata defensione“; „Ecclesia antiqua inermis post tot sequiora saecula, iure tandem iterum asserta“ (1666, 4°; niederl. 1668, 4°); „Demonstratio, quod I. Cor. 14 perverse explicatum“ (Amst. 1668, niederl. 1680); „Evanescens non Apostolicus libertatis in ecclesia loquendi propugnator“ (1666); „Argumentum contra animarum praeexistentiam antemundanam (in Christoph Sandius, Tr. de origine animae); „Revelatio daemonolatriae inter Christianos seu victoria Protestantium“ (1672, 4°); „Revelatio hostium crucis Christi“ (in 2 Theilen, Amst. 1672 in 4° u. 1675 in 4°, niederl. u. lat.); „Epistolae ad Mart. Ruarum de Fratribus Moravis deque cum iis concordia et quid illi desiderent“, in Ruari Epistolarum Centur. I; „Epistolae tres ad Joh. Cruyk cum huius responsor.“ (Amst. 1678, 4°); „XXI Regulae fundamentales secundum quas tota scriptura debet explicari et intelligi“ (Amst. 1678, 4°); „Novi Foederis Josias“ (niederl. u. lat. Amst. 1670, 4°). Außerdem viele ungedruckte Arbeiten, deren Titel bei Zedler s. u.

Vgl. Hartknoch, Preuß. Kirchenhistorie 1686. — Christ. Chr. Sandius, Bibliotheca Anti-Trinitariorum p. 151 ff. — Bentham, Holl. Kirchen- und

Schulenstaat. — Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie. — Mart. Ruari Epist. Cent. I. — Witte, Diarium Biogr., T. I. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon s. v. — (Zedler,) Universallexikon, 64. Theil, Sp. 1604 ff. — Otto Fock, Der Socinianismus u. s. w., I. Abthlg. Kiel 1847, S. 249 f.

P. Tschackert.

Zwicker: Petrus Z., aus Wormditten in Preußen, Inquisitor, begegnet zuerst als Schulrector in dem damals böhmischen Zittau, tritt 1381 in das benachbarte Cölestinerkloster auf dem Oybin ein und bekleidet seit 1395 gleichzeitig das Priorat dieses Klosters und das Amt eines Provinzials der deutschen Cölestinerprovinz. Um 1390 übernimmt er, vermuthlich auf einen vom päpstlichen Stuhle und von König Wenzel ausgegangenen Auftrag hin, zusammen mit dem Priester Martin von Prag die Verfolgung der deutschen Waldenser, der er sich lange Jahre hindurch in ebenso energischer wie erfolgreicher Weise widmete. In Böhmen, Oesterreich, Ungarn, Steiermark, Pommern, Brandenburg, Thüringen hat er den waldensischen Gemeinden nachgespürt, Tausende von Anhängern der Secte vor sein Gericht gezogen und theils zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen, theils dem Scheiterhaufen überliefert. Wesentlich seiner Thätigkeit ist es zuzuschreiben, daß das Waldenserthum, das am Ende des 14. Jahrhunderts in einzelnen deutschen Landschaften die katholische Kirche geradezu zu überflügeln drohte, durch die Verfolgungen der Jahre 1390—1410 seiner Organisation und seiner Führer beraubt, und daß damit auf lange hinaus weiteren Fortschritten der waldensischen Propaganda ein Damm entgegengesetzt worden ist. Aus Zwicker's Inquisitionsarchiv hat sich eine Reihe von Actenstücken (Untersuchungsprotocolle, Urtheilssprüche, Verzeichnisse und Widerlegungen von waldensischen Glaubensartikeln u. A. m.) erhalten, die von Gretser, Preger, Wattenbach, Döllinger und dem Unterzeichneten bekannt gemacht worden sind. Besonders bemerkenswerth ist darunter ein zu Ende des Jahres 1395 erlassenes Manifest, worin Z., der damals die Rache der durch zahlreiche Hinrichtungen erbitterten oberösterreichischen Waldenser zu fürchten hatte, dem Papst, dem gesammten Clerus, den weltlichen Fürsten und speciell den österreichischen Herzogen die von Seite des Waldenserthums drohenden Gefahren schilderte und zur energischen Unterdrückung der Ketzerei aufforderte. Die Mahnung blieb nicht erfolglos, und gelang es Z. in den folgenden Jahren unter ausgiebiger Unterstützung der österreichischen Herzoge und durch massenhafte Hinrichtungen der überzeugungstreuen Ketzer den Widerstand der Waldenser niederzuwerfen. Bis zu seinem zwischen 1405 bis 1415 erfolgten Tode blieb Z. auf seinem Posten; im Kloster Garsten bei Steyer, seinem langjährigen Standquartier bei Verfolgung der österreichischen Waldenser, fand er seine letzte Ruhestätte.

H. Haupt, Waldenserthum und Inquisition im südöstlichen Deutschland (1890) S. 57 ff., 82 ff. und die dort angeführten Quellen.

Herman Haupt.

Zwierlein: Freiherr Johann Jacob von Z., 1699—1772. Die noch jetzt blühende freiherrliche Familie v. Zwierlein soll, wie Kneschke, Adelslexikon; Stramberg im Rhein. Antiquarius II, 10 u. A. angeben, die Fortsetzung eines alten polnischen Adelsgeschlechts sein und der Name ursprünglich Zwirle gelautet haben. Ob ersterer Angabe vielleicht eine hinreichend beweiskräftige Familienüberlieferung zu Grunde liegt, muß dahingestellt bleiben; eine urkundliche Bestätigung ist bisher nicht bekannt geworden. Es ist auch an dieser Stelle nicht die Aufgabe, urkundliche Nachrichten über dieses Geschlecht, welche über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinausgehen, vorzulegen; es mag daher die Feststellung genügen, daß um diese Zeit ein Hans Friedrich Zwirlein Schul- und

Rechenmeister zu Lauf (entweder bei Nürnberg oder, was wahrscheinlicher ist, bei Bamberg) war. Von diesem kennen wir drei Söhne: 1) Georg Friedrich Zwierlein, der am 23. December 1686 infolge seiner Heirath mit der Wittwe eines Bürgers zu Frankfurt a. M. daselbst Bürger wurde und deren Spezereigeschäft betrieb. Seine Nachkommen gelangten daselbst zu Ansehen. 2) Johann Zwirle, der am 19. Mai 1687 in gleicher Weise wie sein vorgenannter Bruder durch Heirath mit der Wittwe eines Bürgers auch Bürger zu Frankfurt a. M. wurde. Verbindungen mit Mitgliedern des Raths der Stadt Worms, welche im J. 1689 vor den Franzosen nach Frankfurt geflüchtet waren, werden ihn veranlaßt haben, bei Beginn des Neubaues der Stadt Worms dorthin überzusiedeln. Hier erscheint er 1699 als Mitglied des Dreizehner-Raths, aber nur für kurze Zeit, da er bereits 1702 die Stelle eines kurpfälzischen Raths bekleidete. Um diese Zeit hatte er sich — zum zweiten Male — mit Anna Maria, Tochter des kurpfälzischen Landobersten Johann Heinrich Krähe verheirathet. Mit diesem Johann war vermuthlich 3) ein weiterer Bruder Johann Friedrich Zwirlein, auch Zwirle genannt, von Frankfurt nach Worms gewandert, wo er sich als Krämer und Handelsmann niederließ und das Bürgerrecht erhielt. Den Handel gab er jedoch schon bald auf, um das Gewerbe als Barbier, Bader und Chirurgus zu betreiben. Dieser Johann Friedrich Zwirlein oder Zwirle ist der Stammvater der Juristenfamilie dieses Namens. Bald nach seiner Niederlassung in Worms hatte er am 10. Mai 1698 Anna Maria, die Tochter des verstorbenen Rathsmitgliedes und alten Bürgermeisters Baltasar Schöff oder Scheven geheirathet; als erstes Kind dieser Ehe wurde Johann Jacob am 9. Februar 1699, wie das Taufbuch ausweist, zu Worms geboren, nicht also im December j. J., wie sich öfter findet, oder gar im November 1697, wie die bezügliche, mehrfach benutzte Angabe Zedler's besagt. Pathen des Kindes, dem bis zum Jahre 1711 fünf weitere folgten, waren dessen Oheim, der Rathsherr Johann Jacob Zwirlein, und dessen Vetter Johann Jacob, der am 9. August 1692 zu Frankfurt a. M. geborene Sohn von Georg Friedrich Zwierlein. Daß Johann Jacob seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt durch Mehl, den Senior der Wormser Geistlichkeit, dann durch Koch, Strom und Wilde empfing, berichtet Zedler. Nach Beendigung der Gymnasialstudien bezog Z. im J. 1717 die Universität Jena, wo er Vorlesungen, namentlich über Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Geschichte und geschichtliche Hülfswissenschaften hörte. Von Jena ging er nach Halle, um Böhmer, Gundling, Ludewig und Gräf zu hören, besuchte hierauf wiederum Jena, dann Wittenberg und endlich nochmals Jena, woselbst er am 5. September 1721 zum Licentiaten und kurz darauf zum Dr. J. U. promovirte. Als Berufsthätigkeit wählte er die Anwaltschaft bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar. Hier zählte er bald zu den bedeutendsten Vertretern seines Standes. Zu Wetzlar wurde er am 19. Februar 1723 als Advocat, alsdann am 27. Juli 1730 als Procurator des Reichskammergerichts vereidigt. (Zedler gibt an, er sei außerdem im J. 1727 in Frankfurt unter die Rathsherrn der dritten Bank aufgenommen und bis zu deren Obersten aufgerückt. Die Angabe ist irrig und beruht auf einer Verwechslung dieses Johann Jacob mit dem schon genannten gleichnamigen Frankfurter Vetter, dem am 9. August 1692 geborenen Sohne von Georg Friedrich, der am 23. Mai 1721 als Bürgersohn Bürger zu Frankfurt wurde, 1728 bis 1770 dem Rathe angehörte und am 7. Februar 1771 daselbst starb.) Aus seiner Thätigkeit in Wetzlar ist folgendes hervorzuheben. Unter dem 12. August 1735 erhielt er von Kurhannover die Ernennung zum Rath und zweiten Agenten sowie die Vollmacht zur Führung sämmtlicher Staatsprocesse; nach dem Absterben des ersten Agenten rückte er am 5. April 1763 in dessen Stelle ein.

Für das fürstliche Haus Nassau-Dillenburg hatte er die Bestallung zum Procurator im März 1744 erhalten und war als solcher, unter Ernennung zum Hofrath 1755, bis zum Jahre 1765 thätig. Seinem Sohne Christian Jacob war auf des Vaters Antrag unter dem 23. Juli 1762 die Anwartschaft auf diese Stelle ertheilt worden. Von dem Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen erhielt er die Erhebung zum kaiserlichen Pfalzgrafen, von dem Fürsten von Anhalt-Bernburg die Ernennung zum wirklichen Geheimen Rath(?). Auch die Standeserhöhung blieb nicht aus; unter dem 24. Februar 1752 erfolgte durch den Kaiser die Erhebung in den erblichen Adelstand, über welche er sich von mehreren Reichsfürsten, so unter dem 4. Juli 1754 von Kurhannover, eine besondere Anerkennung geben ließ. Außerdem war er durch seine äußerst einträgliche Thätigkeit zu ansehnlichem Reichthum gelangt, er besaß die Rittergüter Winnerod und Bubenrod bei Gießen, zu welchen die Familie später die Güter Lengsdorf und Buseck in der Wetterau, und Unter-Rixingen in Schwaben, — letzteres aus dem Nachlasse des 1787 verstorbenen Geheimen Raths Freiherrn v. Hopfer, Schwiegervaters des Reichsfreiherrn Christian Jacob v. Zwierlein — erwarb.

Wol in Rücksicht auf sein vorschreitendes Alter scheint Johann Jacob Z. etwa vom Jahre 1760 seine juristische Thätigkeit eingeschränkt zu haben. Seine dienstlichen Arbeiten für Kurhannover stellte er jedoch erst im J. 1768 ein, nachdem er bereits im J. 1761 vergebens versucht hatte, die Uebertragung der von ihm bekleideten Anwaltsstelle auf seinen ältesten Sohn Christian Jacob zu erwirken. Diesen Versuch erneuerte er angesichts seines Todes, am 16. Juni 1772. Wenige Tage später, am 21. Juni 1772, verschied er zu Wetzlar mit Hinterlassung der drei Söhne Christian Jacob, Johann Gottfried und Valentin Friedrich. Seine Gattin Dorothea Friederike Elisabeth v. Wahl, genannt Hubin von Gülchen, die ihn überlebte und mit ihren Kindern 1790 in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde, war eine Anverwandte, vielleicht Tochter des aus dem Kurfürstenthum Trier stammenden Philipp Friedrich Hubin von Gülchen, der seit 1726 in Wetzlar als Reichskammergerichtsprocurator im Amte war. Von Zwierlein's Schriften nennt Zedler 1) die Dissertation „De favore ultimarum voluntatum“ (Jena 1721); 2) die Ausgabe von G. M. von Ludolf: „De iure camerali commentatio systematica“ (Wetzlar 1741); 3) „Concept der auf kaiserlichen und Reichsbefehl im Jahre 1613 verbesserten Kammergerichtsordnung, auf das Sorgfältigste übersehen und mit seinem als auch mit denen besonders beigedruckten Ludolff'schen Anmerkungen vermehrt“ (anscheinend mehrfach aufgelegt, so Frankfurt a. M. 1753). Zwierlein's Andenken ist durch eine größere silberne Medaille verewigt, welche auf der Vorderseite sein Brustbild, auf der Rückseite sein Wappen mit dem Wahlspruch: „Durant virtute parata“ zeigt.

Zedler. — Stramberg, Rhein. Antiquarius II, 10, 683. — Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. und Worms; Staatsarchive zu Wetzlar und Wiesbaden.

W. Sauer.

Zwierlein: Christian Jacob Reichsfreiherr von Z., 1737—1793, ältester Sohn des Freiherrn Johann Jacob v. Z. (s. o.) und der Dorothea Friederike Elisabeth v. Wahl genannt Hubin von Gülchen, geboren zu Wetzlar am 4. December 1737. Nach beendeten Gymnasialstudien besuchte er in den Jahren 1753 bis 1755 die Universität zu Gießen, dann bis zum Jahre 1758 die zu Göttingen, wo er am 9. April 1755 immatriculirt wurde und um Ostern 1757 in der juristischen Facultät unter Böhmer promovirte. Nach dem Vorgange seines Vaters und unter dessen Leitung wandte sich der junge Z., welcher frühzeitig den Ruf eines hervorragenden und gelehrten Juristen erwarb, der Anwaltschaft

am Reichskammergericht zu. Hier wurde er am 31. Mai 1758 zur Advocatur, am 7. Juni 1762 zur Procuratur zugelassen und am 1. Juli 1762 als Procurator vereidigt. Aufstrebend wie der Vater war er sorgsam bemüht, sich die von jenem erworbenen Mandate zu sichern, namentlich solche reichsfürstlicher Häuser, und deren sowie ihrer Regierungen Proceßvollmachten für seine Anwaltspraxis zu erhalten. Mit Unterstützung von Seiten seines Vaters gelang es ihm, am 23. Juli 1762 von der Nassau-Dillenburgischen Regierung die Anwartschaft auf die von seinem Vater bekleidete Procuratorstelle zu erhalten. Am 22. Juni 1772 — am Tage nach dem Ableben seines Vaters — bat er um die Uebertragung dieser Stelle, welche unter dem 13. Juli d. J. erfolgte. Dieses Amt, auf welches er seinem Sohn Hans Jacob unter dem 29. März 1790 die Anwartschaft sicherstellen konnte, verblieb ihm bis zu seinem Ableben. Nachdem er inzwischen zum Anwalt mehrerer kleinerer Fürstenhäuser ernannt war, suchte er gleichfalls gegen das Jahr 1762 die Substitution in die von seinem Vater verwaltete Procuratur für Hannover zu erlangen, aber bei der kleinlichen Stellenjägerei, die in Wetzlar in ausgedehntem Maße betrieben wurde, anfänglich ohne Erfolg. Im October 1769 erneuerte er diese Bemühungen, doch erst nach dem Tode seines Vaters, im J. 1772 gelang es ihm, die Stelle des ersten Substituten zu erlangen, deren bisheriger Inhaber Rulandt in die Stelle seines Vaters einrückte. Ebenso erhielt er am 1. März 1773 die bisher von seinem Vater bekleidete Procuratur für Anh.-Bernburg. Nach dem Tode Rulandt's wurde Z. endlich am 15. Sept. 1775 zum wirklichen (ersten) kurhannoverischen Kammergerichtsagenten mit dem Charakter als Hofrath ernannt. Somit vertrat er jetzt bei dem Reichskammergerichte außer Kurhannover den Fürstbischof von Lüttich (anscheinend seit 1776), Braunschweig-Wolfenbüttel, mehrere sächsische Häuser, Anhalt-Bernburg, Nassau-Oranien (dieses zugleich für Spiegelberg), Schaumburg-Lippe, die Fürstabtei Quedlinburg, die Städte Bremen, Hildesheim u. a. Vom Jahre 1780 ab stellte er jedoch für längere Zeit seine Thätigkeit am Reichskammergerichte, auch für Hannover, ein, um sich ausschließlich der Führung der Processe des Fürstbischofs von Lüttich, von welchem er auch für anderweitige Geschäfte und diplomatische Sendungen verwendet worden zu sein scheint, zu widmen. Seine hierauf bezügliche Dienstcorrespondenz mit dem Staatssecretär des Fürstbischofs umfaßt die Zeit vom 5. Dec. 1779 bis zum 27. Sept. 1791. Zu seinem Substituten bei dem Reichskammergericht ernannte der Fürstbischof unter dem 22. Juni 1785 Zwierlein's jüngeren Bruder Johann Gottfried, dann am 20. December 1792 dessen Sohn Hans Karl.

Christian Jacob Z. wurde noch gegen das Ende seines Lebens, unter dem 27. September 1790, zugleich mit seiner Mutter und seinen beiden Brüdern in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er war vermählt mit Christiane Friederike, einer der fünf Töchter des am 7. April 1787 verstorbenen Geheimen Raths Freiherrn Friedrich v. Hopfer zu Geisenheim und Unter-Rixingen und starb zu Wetzlar am 10. August 1793. Seine zahlreichen Schriften sind bei Meusel IV, 289 und Nachtrag S. 5 verzeichnet.

Staatsarchive zu Lüttich, Wetzlar, Wiesbaden, Zerbst. W. Sauer.

Zwierlein: Hans Karl Reichsfreiherr von Z., 1768—1850, Sohn des Reichsfreiherrn Christian Jacob v. Z. (s. o.) und seiner Gattin, der Freiin Christiane Friederike v. Hopfer, geboren zu Wetzlar am 3. Januar 1768, wandte sich nach Abschluß seiner Gymnasial- und Universitätsstudien sowie erlangter Promotion als Dr. J. U. wie seine Vorfahren der Anwaltschaft am Reichskammergerichte zu. Zunächst arbeitete er von 1787 ab auf der Schreibstube seines Vaters, wurde dann als Advocat am 9. November 1789, als Procurator am 28. August 1793 vereidigt. In gleicher Weise wie sein Vater richtete auch

er sein nächstes Streben dahin, die Mandate und Anwaltschaften, welche dieser und zum Theil schon der Großvater innegehabt, für sich zu erwerben und zu sichern, keine leichte Aufgabe bei dem eifersüchtigen Wettbewerbe seiner zahlreichen nach Sporteln gierigen Amtsgenossen am Reichskammergerichte. Bei der Bewerbung um die Anwartschaft auf die Procuratur für Nassau-Dillenburg unterstützte ihn sein Vater in einem Gesuche vom 29. März 1790 mit dem empfehlenden Hinweis darauf, daß „er in dem Lütticher Processe gute Relationen gemacht habe". Er erhielt die Anwartschaft am 26. Juli 1790, dann nach dem Tode seines Vaters die Stelle selbst am 28. Mai 1794; ebenso wurde ihm die Mehrzahl der sonstigen Anwaltschaften seines Vaters zu Theil, die er bis zum Jahre 1798 führte, wo seine Thätigkeit für den Fürstbischof von Lüttich eine Unterbrechung seiner Anwaltspraxis zur Folge hatte. In den Dienst dieses Fürsten war er zunächst als Agent bei dem Reichskammergerichte getreten und hatte als solcher — wol gegen Ende des Jahres 1789 — die „Kurze Uebersicht des Lütticher Aufruhrs" geschrieben, auf welche Dohm mit seiner bekannten Schrift „Die Lütticher Revolution 1789 und das Benehmen des Königs von Preußen bei derselben, Februar 1790" replicirte. Die Ernennung zum kurhannoverschen Rath und Agenten bei dem Reichskammergericht erhielt er unter dem 17. September 1793. Unter dem 20. December 1792 ernannte ihn der Fürstbischof zum Substituten seines Vaters Christian Jacob bei dem Reichskammergerichte; die Stelle des Anwalts selbst wird ihm nach dessen am 10. August 1793 erfolgten Tode wol nicht mehr zu Theil geworden sein, hingegen wurde er 1794 zum Geheimen Kriegsrath ernannt. In den folgenden Jahren kann seine Thätigkeit für den Lütticher Fürstbischof nicht mehr von Erheblichkeit gewesen sein, so daß er seine Praxis am Reichskammergerichte wieder aufnehmen konnte. In dem letzten Kalender des Reichskammergerichts, dem des Jahres 1806, wird er in dem Verzeichnisse der Advocaten als der achtundzwanzigste aufgeführt; sodann als anhalt-bernburgischer Wirklicher Geheimer Rath und Procurator, als Procurator für Anhalt-Köthen, als zweiter Agent für Kur-Baden und Pfalz-Baiern, Rath und Anwalt für Kurhannover und das Herzogthum Bremen, Anwalt für Braunschweig-Wolfenbüttel, Rath und dritter Agent für Kur-Württemberg, Anwalt für Nassau-Diez, Dillenburg, Oranien, Siegen, Nassau-Usingen, für kleinere reichsfürstliche Häuser, wie Isenburg und Thurn und Taxis, für die Stadt Bremen, sowie eine Anzahl weiterer Proceßparteien, wie den Reichsgrafen von Metternich-Winneburg u. A.

Als die politischen Umgestaltungen in Deutschland dem Reichskammergericht ein Ende gemacht, verließ auch Z. die bisherige Heimath und gründete neuen Wohnsitz an den Ufern des Rheins. Aus der Erbschaft seiner Mutter, einer der fünf Töchter des im J. 1787 verstorbenen Geheimen Raths Frhrn. v. Hopfer, fiel ihm ein Fünftel des diesem gehörigen großen, ehemals v. Vorster'schen Weingutes zu Geisenheim zu; ein zweites Fünftel erwarb er 1801 durch Kauf von dem Erben, dem Lieutenant v. Stolterfoth, dem Vater der Dichterin Adelheid v. Stolterfoth und brachte sodann in kurzer Zeit auch die übrigen Antheile durch Kauf an sich. Durch Ausbau des stattlichen Gutshauses und Schöpfung einer herrlichen Gartenanlage gestaltetete er den Hof zu einem prächtigen Herrensitze, wie es deren in dem damals geschaffenen Herzogthum Nassau, dessen Unterthan er mit dem vormals kurmainzischen Rheingau geworden war, nur wenige gab. Seinen Grundbesitz im Rheingau vergrößerte er durch Ankauf weiterer Güter, unter denen mehrere aufgehobene Klöster, deren Kirchen zu seinen noch zu besprechenden Sammlungen beizusteuern hatten. Seine gesellschaftliche Stellung und hervorragenden geistigen Eigenschaften machten ihn bald zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten des neuen Herzogthums, vornehmlich berufen zur

thätigen Mitwirkung bei der Ordnung der inneren Verhältnisse des Landes, als die Regierung diese nach Feststellung des territorialen Bestandes des Staates durch die bezüglichen Staatsverträge der Jahre 1815 und 1816 sich zur dringenden Aufgabe stellen mußte. An der Bereitwilligkeit und dem guten Willen, sich und seine ganze Kraft der Regierung bei der seit 1815 in Angriff genommenen Organisirung der Landesverwaltung zur Verfügung zu stellen, hat es Z. an und für sich offenbar nicht gefehlt. Nicht hieran lag es, daß seine Mitwirkung bei der Schöpfung der nassauischen Verfassungsurkunde, bei dem Entwurf und der Feststellung neuer Verwaltungsformen nicht die zu erwartende Ausdehnung erhielt; es waren vielmehr die Grundsätze absoluter Regierungsform, nach welchen damals der Minister v. Marschall mit dem Präsidenten Ibell nach Ueberwindung einer kurzen freiheitlichen Phase die Regierung des Herzogthums zu führen begann, welche ihn, den an Freiheit und Selbständigkeit gewöhnten Bürger einer Reichsstadt, ebensowenig wie seine Standesgenossen, die adligen Grundbesitzer des Landes, geneigt machten, die Regierung des Fürsten, dessen Hoheit seine Besitzungen am Rhein unterstanden, zu unterstützen. Hiernach richtete sich namentlich die Haltung, welche er im Landtage des Herzogthums einnahm. Mit der weitaus größten Zahl der Mitglieder der Herrenbank (ersten Kammer), welcher er als gewähltes Mitglied seit dem ersten Zusammentritt des Landtages im Frühjahr 1818 angehörte, stand er in den wichtigsten Landesangelegenheiten auf dem oppositionellen Standpunkte, der seine Grundlagen wesentlich in den tiefgehenden Beschwerden hatte, welche der durch den Minister v. Marschall aus dem Landtage gedrängte Freiherr vom Stein gegen ersteren erhob. Im Landtage, namentlich in den Commissionen, war der durch sein umfassendes juristisches Wissen seinen Genossen vielfach überlegene Mann sehr erfolgreich thätig. Die Protocolle der nassauischen Ständeversammlung enthalten von ihm als Berichterstatter zahlreiche sehr eingehende und wichtige Rechtsgutachten und Commissionsberichte über die verhandelten, das Land damals mächtig aufregenden Streitfragen, wie die Trennung der Domanialcasse von der Staatscasse und die Domänenfrage. Bei der letzteren, dem bekannten Domänenstreit, betrachtete er es ganz besonders als seine Aufgabe, dem Staate die aus den Besitzungen der aufgehobenen geistlichen Stifter und Klöster herstammenden reichen Domänen des Rheingaues zu erhalten und die Einnahmen aus denselben für die Staatscasse zu retten. Doch mit manchen seiner Genossen von der Herrenbank neigte er sich in Conflicten mit der Regierung gern einer milderen und versöhnlichen Behandlungsweise der einzelnen Streitfälle zu, ohne jedoch grundsätzlich seinen oppositionellen Standpunkt aufzugeben oder bei besonderer Veranlassung es an schärferem Vorgehen fehlen zu lassen.

In dem reizvollen Landsitze zu Geisenheim hatte Z. für Kunst und Wissenschaft ein Heim geschaffen; alle Zweige des Wissens fanden dort eine Pflegstätte. Kein Gebiet blieb ihm fremd; bis auf die Hebung der Ackerwirthschaft und des Weinbaues — er selbst zählte zu den größten Weingutsbesitzern — erstreckte sich seine emsige Thätigkeit. Gelehrte, Dichter und Schriftsteller fanden herzliche Gastfreundschaft in Geisenheim. Im Mai 1827 hielt Mathisson sich dort mehrere Tage auf. Der im Sommer auf seiner Burg Rheinstein weilende Prinz Friedrich von Preußen unterhielt mit seinem Hofe freundschaftliche Beziehungen mit dem Geisenheimer Gutsherrn. Für die Rheinlande erwarb Z. sich Bedeutung durch seine kunstgeschichtlichen Sammlungen, namentlich von älteren Glasgemälden, für die er besondere Neigung hatte. Bei dem Bestreben, Gegenstände kirchlicher Kunst zu sammeln und zu retten, scheint seine erste Gemahlin ihn unterstützt zu haben. Den Grund zu seinen Sammlungen legte er im Jahre 1820 durch Ankäufe aus der Sammlung des Optikers Düssel zu Köln; in den

folgenden Jahren wurde dieselbe durch Erwerbungen aus den gleichfalls Kölner Sammlungen von Geerling und Hirn vergrößert. Werthvolle Beiträge zu seiner Sammlung von Glasgemälden hatten auch die Kirchen- und Klostergebäude des Rheingaues, wie die zu Lorch, Aßmannshausen, Mariahausen u. m. geliefert. Nicht minder barg auch die Sammlung kostbare Gemälde, Möbel, Porzellan u. a., bis diese weithin bekannten Schätze im J. 1887 durch öffentlichen Verkauf in alle Welt zerstreut wurden. Wahrscheinlich von ihm verfaßt ist die Schrift „Vom großen Einfluß der Waldungen auf Kultur und Beglückung der Staaten" (Würzburg 1806).

Hans Karl v. Z. war zwei Mal vermählt 1) mit Maria Magdalena von Gülich (Tochter des Reichskammergerichtsprocurators v. G., der 1787 auf dem Platze bei Wetzlar, auf welchem Tile Kolup hingerichtet sein soll, ein Denkmal errichten ließ), † zu Geisenheim am 5. Januar 1843; 2) mit seiner Nichte, der Dichterin Adelheid v. Stolterfoth, am 14. Februar 1844 (s. A. D. B. XXXVI, 414).

Archivalien. — Roth, Adelheid von Stolterfoth. — Die Zwierlein'sche Sammlung, in den Bonner Jahrbüchern 1895. W. Sauer.

Zwinger: Gustav Philipp Z., Maler, wurde am 3. Januar 1779 zu Nürnberg geboren. Da sein Vater, der Maler Christoph Josef Sigismund Z. (1744—1813) Director der Nürnberger Zeichenschule war, erlernte er die Anfangsgründe seines künftigen Berufes bei diesem. Dann wandte er sich nach Wien und bildete sich hier unter Füger's Leitung zum Maler aus. In seine Vaterstadt Nürnberg zurückgekehrt, wurde er Professor an der dortigen Zeichenschule, deren Leitung er nach dem Tode seines Vaters übernahm. Er starb in dieser Stellung in Nürnberg am 15. Januar 1819. Seine kunstbegabte Frau, eine geborene Pehnert, führte die Leitung der Anstalt bis an ihr Ende im Jahre 1843 fort. Z. selbst galt zu seiner Zeit als ein tüchtiger Künstler. Er malte in Aquarell und Gouache und entwarf Federzeichnungen und war sozusagen in allen Sätteln zu Hause, da er sowol heilige und historische Gemälde als Ansichten und Landschaften anfertigte. Auch als Radirer und Lithograph hat er sich versucht.

Vgl. Nagler, Neues allg. Künstler-Lexikon XX, 360. München 1852. — Andresen, Die deutschen Maler-Radirer des 19. Jahrh. IV, 292—299. Leipzig 1870. H. A. Lier.

Zwinger: Johannes Z. (26. August 1634 — 26. Februar 1696), Dr. und Professor der Theologie zu Basel 1664—1696, einziger Sohn von Antistes Theodor Z. (s. u. S. 544), ist in Basel geboren am 26. Aug. 1634 und wurde schon 1654 als Candidat ins Ministerium aufgenommen. Er begab sich sodann nach Genf und war dort eine Zeit lang Pfarrer der deutschen Gemeinde. Nach einer Studienreise mit Aufenthalten in Heidelberg, Utrecht, Amsterdam, Leyden, Gröningen, Bremen und Marburg kehrte er am 3. October 1656 nach Basel heim und wurde hier „in der Stunde seiner Ankunft einhellig zu einem Professor der griechischen Sprache erwehlet". Sein Schwager, Lukas Gernler, war kurz vorher Antistes geworden nach dem Tode des Vaters Theodor Z. Durch seine Mutter, eine Tochter von Prof. Joh. Buxtorf II, stand Z. auch diesem letzteren nahe. Und so finden wir ihn auch neben jenen beiden als Gegner des Schotten Duräus und seines Unionsprojectes (s. den Artikel Theodor Z.), als derselbe 1662 wieder in die Schweiz kam und 1666 nach Basel. Die Vermuthung liegt nicht ferne, daß die ablehnende Haltung des Genannten gegenüber Duräus z. Th. damit zusammenhing, daß der von ihnen verfaßte orthodox-reformirte „Syllabus Controversiarum" eben 1662 erschien, und darum eine „Capitulation mit der lutherischen Kirche" von ihnen wollte

vermieden werden. 1664 wurde Z. Prof. Controv. et Loc. Comm. sowie Dr. theol. (Febr. 1665) und 1675 Prof. Vet. Testamenti. Eben sollte die von Heidegger (Zürich), Turretin (Genf) und Gernler (Basel) ausgearbeitete „Formula Consensus Helvetica“ mit ihrer scharfen Ausprägung der Dordrechter Lehre und der Vocalinspirationstheorie, nachdem der theologische Convent sie schon im November 1671 gebilligt hatte, dem Rathe vorgelegt werden, als Lukas Gernler starb (9. Febr. 1675). Bevor ein Nachfolger desselben im Antistitium gewählt war, erschien statt eines solchen Prof. Johannes Z. am 6. März an der Spitze einer Abordnung der Geistlichkeit vor dem Rath, um diesem „nomine totius ministerii“ diese Consensformel zur Annahme zu empfehlen, und zwar in dem Sinne, daß sie „gleiches Ansehen mit den Confessionen bekomme und ebensowohl verbindlich sei“, ja, daß die Weigerung, sie zu unterschreiben, vom Kirchen- und Schuldienste ausschließen sollte. Auffallend schnell willfahrte der Rath, und wurde die Formel auch in Zürich, Bern, Schaffhausen und Genf als verpflichtend, als „beständiges Gesetz“ angenommen. Es mag kaum nach Zwinger's Sinn gewesen sein, daß Basel zuerst ihre Verbindlichkeit wieder aufhob. Im J. 1685 war Z. Prof. Novi Testamenti geworden. Und schon 1686 willigte Antistes Werenfels, auf Vorstellung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg an den Baseler Rath hin, gerne ein, in Zukunft auf die Unterzeichnung der Consensformel zu verzichten, wodurch diese in Basel thatsächlich aufgehoben ward; formell geschah es erst 1723, während Zürich und Bern sich auch jetzt noch dawider sträubten, trotz der Vorstellungen von England, Preußen und dem Corpus Evangelicorum zu Regensburg 1722. (Vgl. Hagenbach, Gesch. d. Basl. Conf., S. 167—182.)

In Dogmaticis erscheint Z. überhaupt starrsinnig orthodox, namentlich auch gegenüber den „Fanaticis Copernicanis“, zu welchen der Basler Mathematiker Peter Megerlin gezählt wurde. Ein diesbezüglicher Streit dauerte von 1675 bis 1681. Seine Polemik gegen die römische Kirche, insbesondere gegen deren Fronleichnamsfest, trug ihm die Bezeichnung ein „durum Pontificiorum Flagellum“ (vgl. Athen. Raur. und Hagenbach, Theol. Schule Basels, S. 33 f.). Seine philosophischen und theologischen Schriften, Disputationen u. s. w. finden sich aufgezählt bei Leu, Lex., S. 569 ff. Großes und bleibendes Verdienst um die Vaterstadt erwarb sich Z. durch seine Bemühungen um deren Universitätsbibliothek. Als Bibliothekar leitete er 1671 den Umzug der erweiterten Bibliothek aus den Räumlichkeiten beim Münster und aus dem „oberen Collegium“ in das Haus „zur Mücke“, ordnete dieselbe und verfertigte eigenhändig bis 1678 einen ausführlichen Katalog, in 5 Bänden der Manuscripte, in 12 Bänden der Druckwerke (s. Andr. Heusler, Gesch. d. öffentl. Bibl. d. Univ. Basel; Progr. zur Rectoratsfeier 1896). Z. starb am 26. Februar 1696, mitten in einer theologischen Vorlesung vom Schlage gerührt. Von seinen vier Söhnen wurden drei Mediciner oder Apotheker, einer, Johann Rudolf, Theologe und s. Z. Antistes der Basler Kirche (s. u.). A. v. Salis.

Zwinger: Johann Rudolf Z. (12. Sept. 1660 — 18. Nov. 1708), Antistes zu Basel 1703—1708, Sohn des Prof. Johann Z. und Enkel des Antistes Theodor Z. (s. diese), ist geboren am 12. September 1660; wurde 1676 Magister philos., 1684 (nach Iselin 1680) Cand. theol., hielt sich dann kürzere Zeit in Zürich auf, ebenso in Genf, und predigte hier öfters in der deutschen Gemeinde, wie s. Z. schon sein Vater gethan hatte. Unter seinen Zuhörern war Fürst Karl Friedrich von Anhalt-Bernburg, der ihm auf Verlangen gerne eine Pfarrstelle in seinen Landen verliehen hätte. Doch rieth der Vater davon ab, und zog Z. 1686 die Feldpredigerstelle vor bei dem in königl. französischen Diensten stehenden Regiment Stuppa, welches im Hennegau lag.

Nach zwei Jahren kehrte er, 1688, durch Brabant und Holland, über Brüssel und Lüttich, durch Deutschland heim. Er versah nun vorerst ein Vicariat zu St. Alban in Basel, wurde 1690 Leutpriester und Pfarrer von Liestal in der Landschaft Basels; 1700 Pfarrer bei St. Elisabeth in der Stadt, und 1703, nach dem Tode des Antistes Peter Werenfels, Oberster Pfarrer am Münster, Antistes und Archidiakonus, zugleich Dr. theol. (1704), Prof. Loc. Comm. et Controv. Theol. an der Hochschule. Als solcher schrieb er, außer einer hübschen akademischen Gedächtnißrede auf seinen Amtsvorgänger Werenfels, einige lateinische Dissertationen und ein deutsches Buch „Der Trost Israels“ (1706), betr. die zu hoffende Bekehrung der Juden, sowie eine Anzahl Predigten und Leichenreden (s. bei Leu, Lex., S. 579—581). Er war auch Mitglied der königlich Engelländischen Gesellschaft zur Fortpflanzung des Glaubens und der Religion, vielleicht dank seiner Schrift über „Die große Veränderung in Engelland, aus dem Französischen übersetzt“ (1690). Er starb am 18. November 1708. Sein einziger Sohn, Andreas, wurde später ebenfalls Theologe und Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.

Biogr. Quellen sind ungefähr dieselben wie für Theodor Zwinger.

A. v. Salis.

Zwinger: Theodor Z. wurde geboren am 2. August 1533. Seinen Vater, einen Kürschner von Beruf, verlor er schon als fünfjähriger Knabe, worauf sich seine Mutter Christiane Herbster, die Schwester des Buchdruckers Oporin (s. A. D. B. XXIV, 381) mit dem Professor an der Artistenfacultät Konrad Lycosthenes (XIX, 727) vermählte. Es hängt doch wol mit diesem Wechsel der erzieherischen Einflüsse zusammen, daß der geistig und körperlich ausgezeichnete Knabe nicht Handwerker, sondern Gelehrter wurde. Nachdem er die Schule des originellen Thomas Platter durchgemacht hatte, kam er 1548 an die Universität, unterbrach aber, und zwar allem Anscheine nach ohne Wissen und Willen seiner Angehörigen das regelmäßige Studium durch eine von ihm selbst später bitter bereute Wanderung in die Fremde. Er wandte sich zunächst nach Lyon, wo er, von daheim nicht unterstützt, als Buchhändlergeselle seinen Unterhalt sich verschaffen mußte, dann nach Paris, wo er vornehmlich zu Peter Ramus in Beziehung trat und ausgedehnte linguistische Studien (Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch) trieb. 1553 nach der Heimath zurückgekehrt ließ er die Absicht „Prädicant“ zu werden, fallen und beschloß Medicin zu studiren. Nach kurzem Aufenthalt daheim zog er vom Buchhändler Peter Perna unterstützt nach Padua, wo damals eine vortreffliche, mit Montpellier rivalisirende medicinische Schule bestand. 1559 promovirte er dort und wurde nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt noch im December desselben Jahres in das Aerztecollegium und die medicinische Facultät aufgenommen. Doch erhielt er, nachdem er von 1565—71 über Griechisch, hernach über Ethik Vorlesungen gehalten hatte, die Professur für theoretische Medicin erst 1580, in welcher Stellung er schon am 10. März 1588, aufrichtig betrauert von seinen Mitbürgern, besonders den Armen unter ihnen, und seinen Freunden, namentlich Basilius Amerbach, starb. Amerbach und Felix Platter hatten seine Heirath mit der Tochter des wohlhabenden Zunftmeisters Jakob Rüdin, Valeria, der Wittwe des Lucas Iselin, vermittelt, die ihm acht Kinder gebar. Die ihm durch diese sorgenfreie Existenz gewährte Muße hat Z. — in dieser Hinsicht der richtige Typus des damals möglichen universalen Gelehrtenthums — zum Verdruß seiner Freunde auch noch zu theologischen Studien verwendet, die sogar litterarische Früchte zeitigten. Von seinen übrigen Schriften hat das seiner Zeit viel bewunderte „Theatrum vitae humanae“, eine Art Universalencyklopädie, einen wol nurmehr bibliographischen, dagegen seine „Methodus apodemica“

einen besonders localgeschichtlich bedeutenden Werth. Die von seinem Sohne Jakob 1610 herausgegebene „Physiologia medica“ verdient wegen der in ihr enthaltenen Vertheidigung mancher Lehrsätze des damals verfemten Paracelsus Beachtung. Daß gerade Z. Anlaß genommen hat sich mit Paracelsus zu befassen, erklärt sich wol leicht aus den allerdings nicht ganz ungetrübten Beziehungen seines Oheims Oporin zu dem großen Reformator der Medicin. Für das Ansehen, das Z. unter seinen Collegen genoß, spricht der Umstand, daß er mit der Sammlung und Sichtung der Verordnungen der medicinischen Facultät betraut wurde, die dann bis in die neueste Zeit Geltung behielt, und daß er die Errichtung eines Fiscus dieser Facultät, sowie zur Belebung der etwas in Abgang gekommenen Disputationen die Einführung eines Festmahles mit Erfolg durchsetzte.

Athenae Rauricae. Basiliae 1778, p. 208—211 mit Verzeichniß seiner Schriften. — R. Thommen, Geschichte der Universität Basel. Basel 1889, passim, bes. S. 241—246. R. Thommen.

Zwinger: Theodor Z. (20. Nov. 1597 — 27. Dec. 1654), Antistes zu Basel 1630—1654. Aus Bischofzell im Thurgau wanderte Anfangs des XVI. Jahrhunderts der Kürschner Leonhard Zwinger (— der ursprüngliche Familienname war Speiser, und Zwinger scheint nur ein Zuname gewesen zu sein —) in Basel ein, erwarb sich daselbst a. 1526 das Bürgerrecht, heirathete Christine Herbster, die Schwester des bekannten Buchdruckers und Professors Johannes Herbster gen. Oporinus, und begründete als Stammvater das bedeutende Mediciner- und Theologengeschlecht der Zwinger. Schon sein Sohn Theodor (1533—1588, s. o.), der Schüler und Freund des berühmten Franzosen Petrus Ramus, hatte sich auf verschiedenen akademischen Lehrstühlen in Basel ausgezeichnet, durch theologische Schriften nicht minder, als durch seine medicinischen Kenntnisse und Leistungen. Und sein Sohn Jakob (1569—1610), dem Petrus Ramus noch Pathe gestanden, war u. a. ein naher Freund des Guilelmus Arragosius, dieses Leibarztes von Kaiser Maximilian II. und von drei Königen Frankreichs, gewesen und hatte dessen reiche Bibliothek geerbt. Als Spitalarzt, ohne Gehalt seiner Vaterstadt dienend, starb er sammt seiner Ehefrau an der Pest am 11. September 1610.

Dieses Jakob Sohn war der spätere Dr. und Prof. theol. und Antistes der Basler Kirche, Theodor Z. Geboren am 20. November 1597, wurde er von seinem Vater für das Studium der Theologie bestimmt, und erlangte, bald nach dessen Tode, schon im November 1613 die Magisterwürde. Die reiche medicinische Bibliothek seines Vaters und seines Großvaters, welche ihm als Eigenthum zugefallen war sammt den „vielen chymischen Instrumenten und Materialien“, lockte ihn nun zum Studium der Medicin. Eine tödtliche Krankheit aber zog ihn von diesem ab und leitete ihn wieder zu den theologischen Studien hinüber. (Pet. Ochs, a. a. O. VI, 749 sagt: Er genas und wurde ein Erzcalvinist.) 1617 wurde er Candidat des Predigtamtes. Nach einer Studienreise und längerem Aufenthalt in Heidelberg, Leyden, England, Paris und Genf kehrte er im November 1619 nach Basel zurück und wurde hier städtischer Gemeinhelfer, schon 1620 Oberstheler, Archidiakonus, 1627 Pfarrer bei St. Theodor, und schon im Juni 1630 mit erst 33 Jahren, nachdem eine in Basel wüthende Pest gleichzeitig die Pfarrer am Münster, bei St. Peter und St. Leonhard hinweggerafft hatte, oberster Pfarrer am Münster, Antistes Eccl. Basil., Dr. theol. und Prof. theol. Veteris Testamenti an der Hochschule; 1636 und 1642 war er Rector Magnificus, 1654 sollte er Prof. Novi Testamenti werden, starb aber, bevor er dieses neue Lehramt antreten konnte, am 27. December 1654.

Schon frühe hatte Z. mit besonderem Eifer nächst der heil. Schrift Calvin's Institutionen gründlich durchgearbeitet und persönlich eine entschieden reformirte Ueberzeugung und Stellung angenommen. Mit Vorliebe behandelte er in seinen Schriften Themata, welche ihm Gelegenheit boten, das Recht der reformirten Lehre darzuthun, auch gegenüber von Uebertreibungen derselben, welche den Gegnern willkommen sein mußten. Schon seine Inauguralrede beantwortete die Frage nach dem Schicksal der im papistischen Aberglauben Verstorbenen dahin, daß die Protestanten keineswegs lehrten, ihre Vorfahren seien deswegen schlechthin verdammt. Er sagt u. a.: „Zu keinen Zeiten haben wir uns angemaßt, dem Richteramt Gottes vorzugreifen oder seiner Allmacht Schranken zu setzen. Selbst den Heiden schließen wir die Thüre des Himmels nicht zu. Wie viele unserer Vorfahren, die unter dem Papstthum gelebt haben, haben entweder aus Unwissenheit die Irrthümer desselben getheilt, oder sie haben, wie das von Vielen geschehen ist, sich schon damals diesen Irrthümern widersetzt! — Nolo proscribere omnes, nolo absolvere omnes. Damno qui ore Dei damnantur, qui fiduciam nullam posuerunt in Christo". — Auf die Einwendung aber, dann dürfte man füglich im Papstthum bleiben, wenn man auch in diesem selig werden könne, antwortete Z.: „Im Papstthum konnte man wohl selig werden; aber nicht durch das Papstthum. Grund genug, demselben den Rücken zu kehren und den sicheren Weg zur Seligkeit durch den Glauben an das Evangelium zu betreten!" —

Auch hinsichtlich der Lehre von der Prädestination betonte Z. von jeher den reformirten Standpunkt, gegenüber den Lutheranern, welche die göttliche Erwählung durch das göttliche Vorherwissen des Glaubens (ex fide praevisa) bedingt sein ließen. Ein größeres dogmatisches Werk von seiner Hand liegt nicht vor; dagegen hat er in zahlreichen Dissertationen und Predigten, in einem Commentar über den Brief an die Römer, und in einer Erklärung (Analysis) von Calvin's Institutionen seine Ansichten auch schriftlich niedergelegt — Neuerungen, wie sie damals in der Schule zu Saumur aufzutauchen begannen, widersetzte er sich standhaft als Schirmer calvinischer Orthodoxie.

Kurz vor seinem Tode arbeitete er eine Schrift aus über das heil. Abendmahl, die von seiner Wittwe, einer geborenen Buxtorf, und seinen Söhnen 1655 im Druck herausgegeben wurde. („Erklärung und Rettung der reinen Lehre vom heil. Abendmahl unseres Herrn Jesu Christi.") Die Widmung oder Zuschrift derselben an den Rath bedauert das Auseinandergehen der Reformatoren auf diesem Punkt der Lehre infolge von Mißverständnissen, zu deren Hebung Zwinger's Abhandlung mithelfen möchte. Doch machte er dabei nicht etwa synkretistische Concessionen gegenüber dem Lutherthum, sondern betont entschieden die geistliche Gegenwart Christi im Abendmahl und den geistlichen Genuß seines Leibes durch den Glauben, und weist die Behauptung ab, daß auch ungläubige Communicanten den Leib des Herrn empfangen. Ueber die lutheranisirenden Bestrebungen des 1585 verstorbenen Antistes Sulzer äußerte sich Z. sehr ärgerlich und abweisend, indem er ebenso eifrig für die Basler Confession von 1534 eintrat. Und um die Verschiedenheit der reformirten Kirche von der lutherischen in Beziehung auf das Abendmahl auch im Ritus herauszuheben und äußerlich bemerkbar zu machen, führte er, nach dem Vorgange der französischen Kirchen, auch in der deutschen Kirche Basels, statt des bisherigen Gebrauches der Hostien, den Gebrauch und das Brechen des gewöhnlichen Hausbrotes ein, in der Stadt am 2. October, auf der Landschaft um Weihnachten 1642. Um dieselbe Zeit gaben, unter Zwinger's Antistitium, auch die Basler bereitwilligst ihre Unterschrift zu der neuen Auflage der Helvetischen Confession (1644), um damit die

letzte Spur des seit Sulzer's Tagen bestehenden Verdachtes zu tilgen, als ob Basel sich dem Lutherthum zuneigen könnte.

Um so begreiflicher ist die kühle Zurückhaltung, mit welcher der Schotte Joh. Duräus (Dury) auch in Basel aufgenommen wurde mit seinen Versuchen einer Einigung der beiden protestantischen Confessionen und Kirchen. Unterstützt vom Protector Oliver Cromwell, reichlich versehen mit gewichtigen Empfehlungen der britischen Universitäten, hatte er halb Europa durchreist und durch Verbreitung von Druckschriften, in zahllosen Briefen, auf eigens dazu einberufenen Synoden, für seine unionistische Idee Propaganda zu machen gesucht. So kam er 1654 auch nach der Schweiz, nach Zürich, Bern und im September nach Basel. Er wurde zwar freundlich aufgenommen und geehrt, auch im Convent der Geistlichen. Aber weitere Folgen hatte sein Auftreten nicht, Antistes Z. hatte ihm schon vorher in einem Briefe das Schwierige seines Unternehmens vorgestellt, und äußerte sich nun in gleichem Sinne in seinem Namens der Theologen der Regierung eingereichten Gutachten. Man finde, heißt es da, den Zweck des Herrn Duräus „trefflich, herrlich und gut, als welchen er bei sich selbst gefaßt habe aus einem friedfertigen und liebreichen Herzen. Belangend aber die Mittel, finde man auch sie an sich selbsten zwar gut und bedächtlich, aber von ziemlicher Weitläufigkeit. Es sey auch jetzt noch zu früh, dieselben zu erwägen. Wiewohl übrigens wenig Hoffnung des Gelingens zu fassen sei, so solle man doch die Hand nicht vom Pflug zurückziehen. Das Beste sey wohl, wenn die Reformirten erst unter sich selbst eins würden, dann erst könnte man allmählich und staffelweis auch mit den Lutheranern handeln. Wie in politischen Fehden dem eigentlichen Frieden ein Waffenstillstand vorangehe, so möge es auch hier gehalten werden; denn das erste Erforderniß sei, daß man die Feindseligkeiten und Schmähsucht einstelle. Weitere Schritte aber wären jetzt noch verfrüht und vergeblich". — Duräus verließ nun zeitweise Basel und die Schweiz und ging nach Deutschland. Auf Anregen von Antistes Ulrich in Zürich sollten alle reformirten Stände gemeinsam vorgehen. Es wurde vorgeschlagen ein „Judicium ecclesiarum et academiarum Helvetiae reformatarum de studio pacificatorio Venerandi et clarissimi D. Duraei" und eine „Declaratio Amplissimorum Helvetiae reformatae Magistratuum" etc. Ueber den Verhandlungen in dieser Angelegenheit starb Antistes Theodor Z.; während des nun folgenden einjährigen Interregnums führte den Vorsitz im Kirchenrath Prof. Joh. Buxtorf II, und dieser, eigensinniger als Z., trachtete und brachte es dahin, daß Basel ablehnte, an jenen vorgeschlagenen allgemein schweizerischen Erlassen sich zu betheiligen. Ueber das schließliche Scheitern der Bemühungen des Duräus vgl. bes. Hagenbach, Gesch. d. Basler Confession S. 166 ff. und Ochs VII, 44—52.

Dem Antistes Theodor Z. verdankt, nächst seinem gleichnamigen Großvater, die der sogen. „Frey-Grynäischen Bibliothek" in Basel 1759 überlassene und 1785 einverleibte wichtige „Zwinger'sche Briefsammlung" den an Umfang und Inhalt bedeutendsten Theil ihres Bestandes, insbesondere hinsichtlich der Geschichte der reformirten Kirche, ihrer Lehrstreitigkeiten und ihres Verhältnisses zum Lutherthum. Diese Sammlung, von den späteren Gliedern der Familie fortgesetzt, umfaßt 70 Bände, mit Briefen aus den ersten Jahrzehnten des XVI. bis ins XVIII. Jahrhundert — vgl. hierüber Rud. Stähelin, Briefe aus der Reform.-Zeit ꝛc. Programm zur Rectoratsfeier der Univ. Basel, 1887. — Die Schriften Zwinger's zählt am vollständigsten auf Leu, Allgem. Helvet. Lexikon, 1764, S. 557—568.

Im übrigen vgl. bes. Athenae Rauricae 1778. — J. Chr. Iselin, Hist. Lexikon 1728. — K. R. Hagenbach, Die theol. Schule Basels ꝛc. 1860,

S. 24 ff.; — ders., Krit. Gesch. d. ersten Basler Conf., 1857, S. 95 ff., 157 ff. — Pet. Ochs, Gesch. d. Stadt u. Landschaft Basel Bd. 6 u. 7.

A. v. Salis.

Zwinger: Theodor Z., zum Unterschied von seinem berühmteren gleichnamigen Großvater „der Jüngere“ zubenannt, wurde am 26. August 1658 in Basel geboren, studirte und erlangte daselbst mit der „De paedotrophia“ betitelten Inauguralabhandlung die Doctorwürde, brachte dann zwei Jahre lang in Frankreich mit längerem Aufenthalt in Paris und Straßburg zu, erhielt nach seiner Rückkehr die Professur der Rhetorik in seiner Vaterstadt, die er drei Jahre später mit dem Lehrstuhl der Physik vertauschte. 1703 übernahm er die Professur der Anatomie und Botanik, 1711 den Lehrstuhl der theoretischen und praktischen Medicin. Z., der am 22. April 1724 starb, war ein sehr gelehrter und besonders naturwissenschaftlich durchgebildeter Arzt. Um den Unterricht in der Physik hat er sich dadurch verdient gemacht, daß er auf eigene Kosten ein physicalisches Cabinet herrichtete und zum ersten Male auch während des Unterrichts Experimente vorführte. Außer einem sehr beliebten, populär-medicinischen Büchelchen, betitelt: „Sichrer und geschwinder Arzt“ (Basel 1684 und bis 1748 in fünf weiteren Auflagen) hat Z. noch eine Reihe von akademischen Programmen, Dissertationen und sonstigen Gelegenheitsschriften (lat.) verfaßt, deren Titel in Biogr. méd. VII und Dict. hist. IV verzeichnet sind.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 385. Pagel.

Zwingli: Ulrich (Huldreich) Z. I. Die Heimath Zwingli's ist das Toggenburg. Gern setzt er und setzen auch Freunde neben seinen Namen die Bezeichnung nach der Heimath: der Toggenburger. Die helle, frohe und tapfere Art dieses Volksschlages ist ihm durch das ganze Wirken nachgegangen; zugleich der Zug nach Freiheit, wie er seit dem 15. Jahrhundert in den dortigen Bergen gegen das geistliche Regiment, des Abts von St. Gallen, erwacht war. Die nachherige Schärfe Zwingli's gegen die Abtherrschaft ist heimathliches Erbe. — Noch steht das Geburtshaus, eine der braunen Holzbauten mit steinbeschwertem Schindeldach, wie sie weithin über die Matten des oberen Toggenburg zerstreut sind. Es gehört mit der nächsten Häusergruppe Lisighaus zur Gemeinde Wildhaus. Diese ist die höchstgelegene des Landes, auf der Wasserscheide des Thur- und Rheinthales, hinter dem Sentis und angesichts der sieben Kurfürsten.

Die Familie Zwingli war im 15. Jahrhundert wohlhabend; darauf läßt schon das Haus schließen, das damals erbaut worden ist. Entsprechend war sie auch unter den Aelplern angesehen: 1475 ist Heini Z. einer der Gesandten des Landes nach Schwyz und Glarus; nachher handelt wiederholt urkundlich Ulrich Z., des Reformators Vater, als Ammann „von Wildhaus und St. Johannerthal“; dessen Bruder Bartholomäus wartete eine Anzahl Jahre des geistlichen Amts der Gemeinde. Des Ammanns Frau hieß Margaretha Meili; „andere nannten sie Bruggmann nach ihrem Geschlecht“. Ein Vetter war der Abt von Fischingen im Thurgau, Johannes Meili. Der Ammann hatte acht Söhne. Von diesen schlug der dritte, dem Vater gleichnamige Ulrich, die geistliche Laufbahn ein. Später folgten auch die zwei jüngsten auf diesem Wege, gefördert vom Bruder: Andreas, der 1520 der Pest erlag, und Jacob, der in das nahe St. Johann eintrat, als Mönch Profeß that und 1512 die Universität Wien bezog, dort aber schon 1517 im Schottenkloster starb.

Ulrich, oder wie er sich schrieb, Huldrych, ist am Neujahrstag 1484 geboren. Drei Jahre später kam der Oheim Bartholomäus nach dem Städtchen Wesen am Walensee als Pfarrer, zugleich als Decan des Capitels Landquart. Er nahm den Neffen zu sich und bestimmte dann dessen Studiengang: über Basel, Bern, Wien und wieder Basel. Das erste feste Datum in Zwingli's

Leben gibt die Wiener Hauptmatrikel: zum Sommersemester 1500 ist er eingetragen mit Johannes Forrer, einem Landsmann.

In der ersten Basler Zeit war Z. Schüler des Gregor Bünzli an der Schule bei St. Theodor. Schon jetzt zeigte er schöne Gaben in der Musik und im Disputiren. Zu Bern bekam er als Lehrer den Heinrich Wölflin (Lupulus), der die erste humanistische Schule in der Schweiz eröffnet hatte. Umsonst suchten hier die Dominicaner den fähigen Knaben für den Orden zu gewinnen. Als nun die Wiener Universität im Sinne des Humanismus umgestaltet wurde, unter Konrad Celtes, zog Z. dorthin. Der Abschluß der Studien, und zugleich die ersten praktischen Versuche im Lehramt, fallen in den zweiten Basler Aufenthalt. Immatriculirt zum Sommer 1502 promovirte er an der Artisten- oder philosophischen Facultät als Baccalaureus 1504 und als Magister 1506. Daneben unterrichtete er an der Schule bei St. Martin; noch nach langen Jahren gedenkt seiner anerkennend ein Schüler, der Landschreiber Schmid von Uri. In diese Jahre fällt die gründlichere Einführung in die Scholastik und die erste reformatorische Anregung. Z., und sein elsässischer Commilitone Leo Jud, vergaßen es nie, wie nachhaltig der kurze Unterricht des Thomas Wyttenbach von Biel auf sie gewirkt: er habe sie auf die heilige Schrift gewiesen, und auf den Glauben an den Gekreuzigten, der allein selig mache; auch habe er bereits die Zeit verkündigt, da eine Erneuerung über die Kirche kommen werde.

Noch im J. 1506 hebt Zwingli's geistliches Wirken an. In Wesen war sein Basler Lehrer Bünzli dem Decan im Pfarramt nachgefolgt. Jetzt wählte der nahe Flecken Glarus den jungen Z. zum Pfarrer. Daß ihn, den erst 23jährigen, der Hauptort eines eidgenössischen Standes berief, zeugt für die Erwartungen, die man auf ihn setzte. Neben den Amtspflichten einer weitläufigen Gemeinde lag er hier weiter dem Unterricht junger Leute ob; sie sind noch von den Hochschulen aus mit dem verehrten Lehrer im Briefwechsel geblieben. Zugleich arbeitete er mit eisernem Fleiß und vielseitigstem Interesse an der eignen Fortbildung und stand mit auswärtigen Humanisten in regem Verkehr. Am meisten hielt ihn über die Vorgänge in der litterarischen Welt ein Landsmann auf dem Laufenden, Heinrich Loriti, später als Glarean von bedeutendem Namen unter den Humanisten. Durch ihn hat Z. die persönliche Bekanntschaft des Erasmus gemacht, zu Basel im Frühjahr 1515. An Erasmus hielt sich der Glarner Pfarrer nun Jahre lang; ihm verdankte er die mannichfachsten Anregungen, wissenschaftliche und religiöse. Schon 1513 begann er, um das Neue Testament in der Ursprache zu verstehen, das Griechische zu erlernen. Ohne Lehrer rang er sich durch, entschlossen, sich durch nichts mehr davon abbringen zu lassen. Noch bezeugt das Lexikon die Freude seines Besitzers über das mühsam Errungene, durch die Aufschrift: „Ich bin des Zwingli und werde meinen Herrn nicht verändern bis zum Tod". Z. galt bald als einer der ersten Humanisten der Schweiz.

Die spätere Glarnerzeit hat Z. in die Politik hineingezogen. Die Eidgenossen standen auf der Höhe ihres Kriegsruhms und ihrer Macht. Mit dem Glarner Landespanner zog nach schweizerischem Brauch der Pfarrer des Hauptortes aus; wiederholt hat Z. an den Mailänder Feldzügen theilgenommen, wahrscheinlich schon 1512 und 1513, sicher 1515. Wenige Tage vor der blutigen Niederlage zu Marignano hat er zu Monza, auf offner Gasse vor dem Kaufhaus, vor einem großen Volk gepredigt. Als Cleriker hielt er zum Papst. Noch sind von ihm aus der Zeit um 1510, als die Eidgenossen das päpstliche Bündniß eingingen, zwei Satiren erhalten, gerichtet gegen die Anhänger anderer fremder Herren. Es zeichnet ganz ihn selbst, wenn es in der einen heißt:

„Wolhin, dem frischen hilft das glück — Will es dann nit und zeigt sin tück — Ist es doch gnuog in großer tat — Daß einer fliß gebruchet hat — Wann erlich nieman hinnen ruckt — Dann der in tapfrer tat verzuckt". Meisterhaft, überaus lebensvoll, ist dann eine Schilderung des Pavierzugs von 1512, leider verloren eine Rede von 1515: „Daß man den Tod nicht fürchten soll". Jetzt, mit Marignano, kam die Wendung in der eidgenössischen Politik. In Glarus siegte die französische Partei, und damit war die Stellung des eifrigen Pfarrers erschüttert. Z. verließ die Gemeinde, doch ohne noch das Pfarramt aufzugeben; er stellte vorerst einen Vicar.

Vom Nachsommer 1515 bis Ende 1518 versah Z. die Leutpriesterei des Wallfahrtsortes Maria-Einsiedeln. Bedenkt man die Erlebnisse, die im J. 1515 für ihn zusammentrafen, seit Frühjahr die engere Verbindung mit Erasmus, im Sommer der Mailänder Zug, im Herbst zufolge von Marignano der Uebergang in den neuen Wirkungskreis, dieser Wechsel verknüpft mit der herben Lehre, daß die Politik am Geistlichen sich straft, so versteht man, daß Z. eben in diese Zeit seine reformatorischen Anfänge verlegt. Alles zusammen war wohl im Stande, sein Gemüth zu ergreifen und auf neue Ziele zu richten. Bereits war seine religiöse Anlage erwacht. Sie ist es, die schon dem energischen Studium der neutestamentlichen Sprache zu Grunde liegt. Sie bezeugte sich in einem Gewissen, das sich von Anfang an Gott für seine Amtsführung verantwortlich fühlte. Ohnehin erschien ihm dieses Amt mehr als Lehramt denn als Priesteramt und führte ihn auf Bibel und Predigt. Das ist der Weg, auf dem Z. zur evangelischen Verkündigung gekommen ist. Er bezeichnet es selbst als deren Anfang, daß er seit 1516 in Einsiedeln jedes Mal die kirchlich vorgeschriebenen Perikopen von der Kanzel schriftgemäß erklärt habe. Als jetzt das Neue Testament des Erasmus erschien, war es für Z. ein Ereigniß; sorgfältig hat er damals, anfangs 1517, die paulinischen Briefe sich abgeschrieben und den griechischen Wortlaut seinem Gedächtniß eingeprägt. Daneben studirte er eifrig die Kirchenväter, nicht ohne jetzt schon zu gewahren, daß sie, die lateinischen zumal, die reine Quelle verlassen haben, zu der es immer entschiedener zurückzukehren gelte. Der alleinige Heilsweg, äußert er später, sei der Glaube, der da anfange, wo der Mensch an sich zu verzweifeln und sein Vertrauen auf Gott zu setzen beginne. In diesen Anfängen stand er jetzt selbst. Auch andere fühlten aus seinem Auftreten ein Erstarken des christlichen Geistes heraus, und mit der Zeit ist die Entschiedenheit, für das Heil Göttliches und Menschliches zu unterscheiden, ein Grundzug der zwinglischen Theologie geworden.

Nicht daß Z. schon in Einsiedeln seinen Bruch mit der Kirche vorausgesehen hätte. Die Reformgedanken, die in ihm erwachten, waren auch hohen Prälaten nicht fremd, so dem mächtigen Cardinal Schinner, mit dem er zu dieser Zeit verkehrte. Noch ist es ein Schwanken: jetzt die Ahnung, daß das Papstthum einen schlechten Grund habe, dann wieder die Annahme päpstlicher Gunstbeweise, eines Jahrgeldes zum Ankauf von Büchern, der Würde eines Akoluthencaplans, noch am 24. August 1518. Zur Scheidung trieb erst die fernere Entwicklung der Dinge, vor allem was nun gleich eintrat: der Uebergang in den Wirkungskreis, der ihm für sein Lebenswerk bestimmt war. Am 11. December 1518, nicht zum wenigsten auf das Betreiben seines Freundes Oswald Myconius, des Lehrers am Stift, wurde der Einsiedler Leutpriester in die gleiche Stellung am Großmünster in Zürich gewählt.

Mit dem Neujahrstag 1519 trat er das Amt an. Dieses Datum bezeichnet den Anfang der schweizerischen Reformationsgeschichte.

II. Zürich war damals der Vorort der Eidgenossenschaft (diese ungefähr der jetzigen deutschen Schweiz entsprechend). Der religiöse und kirchliche Zustand

glich dem anderer Städte: eine hoch gesteigerte, durch die politischen Beziehungen zu Rom noch besonders zum guten Ton gewordene Werkheiligkeit und durch sie bedingt Aberglauben und Sittenverfall, von einem religiösen Erwachen wenig zu spüren. Es ist die judaistische und paganistische Verderbniß, welcher die Religion im späteren Mittelalter überall verfallen war. Von dieser Seite war somit die Reformation bloß negativ vorbereitet. — Anders stand es im weltlich-politischen Leben. Eben hatte die alte Schweiz ihre Glanzzeit durchlebt. Unter schweren Kämpfen und durch hohen politischen Aufschwung war die Eidgenossenschaft zum nationalen Abschluß gelangt und in die Reihe der modernen Staaten eingetreten. Diese Entwicklung hatte den Geist der Bürgerschaft, zumal im Vorort, mächtig angeregt. Die Realität des Lebens, Thatkraft, Selbstbewußtsein, die natürliche Persönlichkeit, erscheinen hoch ausgebildet. Von da aus erwachte dann eine doppelte Opposition gegen das alte Wesen: der gesunde Sinn beginnt sich aufzulehnen gegen die Unnatur und den Sittenverfall. — Eben diese im Zürcher Volk vorhandenen reformbereitenden Momente hat Z. aufgenommen. Es entsprach auch ganz seinem angebornen hellen und verständigen Geist und seiner humanistischen Bildung. Daher charakterisirt es sein Reformationswerk gegenüber dem Luther's, daß er sich vorzugsweise von der verständigen und ethischen Seite her gegen die Verderbniß aufgelehnt hat; Luther that das mehr vom unmittelbar religiösen Interesse aus. Während Luther's Protest vorzugsweise antijudaistisch ist, so der Zwingli's antipaganistisch. Aber der Grund, von dem derselbe ausgeht, ist bei beiden Reformatoren die religiöse Persönlichkeit. Anders hätte auch Z. den Impuls zur Reformation nicht geben können (Weiteres hierüber in m. Abhandlung: Zürich am Vorabend der Reformation, Zürcher Taschenbuch 1896).

Zwingli's Antritt auf der Kanzel des Großmünsters ist epochemachend. Dessen war er sich selbst bewußt (inauditum Germanis hominibus opus VII, 53); das fühlten auch die Gegner und das Volk. Gleich bei der Vorstellung vor dem Stiftscapitel kündigt er eine neue Art Predigt an: man habe nun lange genug den bloßen Namen Christi getragen und seine Heilsmacht zum Schaden der Ehre Gottes und der Seelen im Versteck gehalten; er werde das Evangelium Matthäi von vorn an auslegen ohne allen menschlichen Tand, durch den er sich weder irren noch bestreiten lasse. Diese Erklärung bezeichnet die Verderbniß in der alten Kirche und die Aufgabe des Reformators so zutreffend, und sie klang so entschieden, daß aus dem Schooße des Stiftscapitels sofort Verwahrung eingelegt wurde. Chorherr Hofmann, obwol er soeben noch Z. seine Stimme gegeben, erhob beim Propst schriftliche Einsprache: er sehe voraus, „daß die neue Predigt dem Volk Ursache zu Schwankung und Zweifel in heilsamen Lehren und Anlaß zu großem und verderblichem Aergerniß geben werde, das kaum zu bessern sei“. Aber Z. ließ sich nicht beirren. Er begann vor der Gemeinde Christus aus den Quellen zu verkündigen und erklärte, er werde die kirchlich vorgeschriebenen Perikopen verlassen und ganze biblische Bücher im Zusammenhange auslegen. Jetzt ahnte auch der gemeine Mann den Anbruch einer neuen Zeit: „Das ist ein rechter Prediger der Wahrheit; der wird sagen, wie die Sachen stehen“ (vgl. Hofmann's Eingabe, in meiner Actensammlung Nr. 213).

Ueberblickt man den Gang der Zürcher Reformation bis Anfang 1526, so ist mit der ersten Disputation am 29. Januar 1523 ein Einschnitt zu machen. Bis dahin steht die Person Zwingli's als des Impulsgebers im Vordergrund; von da ab erfolgt die Durchführung der Reformation durch den Staat.

Zwingli's Entwicklung zum Reformator ist, entsprechend seinem verständigen Wesen, nach und nach, ruhig und stetig erfolgt. Sie ist erst in Zürich zum Abschluß gekommen. Im Briefwechsel der ersten Zürcher Jahre tritt noch das

humanistische Interesse stark hervor; in einem Kränzchen von Freunden trieb man griechische Litteratur. Gleichwol ist es unrichtig, sich das anfängliche Wirken Zwingli's mit Mörikofer (I, 54) „still und ereignißlos" vorzustellen. Die neue Predigt von Christus, begleitet von überaus scharfer Polemik gegen den Unverstand der scholastischen Theologie und unerbittlichem Strafernst gegen die sittlichen Schäden, rief allgemeiner Gährung in der Bürgerschaft. Der Prediger selbst wuchs zusehends zum geläuterten religiös-sittlichen Charakter heran, durch weitere, energische Vertiefung in die heilige Schrift. Diese Entwicklung ist wesentlich selbständig vor sich gegangen. Sie beruht nicht bloß auf einem Erkennen, sondern auf einem Erleben Gottes in der Schrift (vgl. Zwingli's schönen Ausdruck: „ich han sin empfunden"). Nur so erklärt es sich, daß Z. sich gegen wichtige Kirchenlehren früher, entschiedener und nachhaltiger aufgelehnt hat als Luther. Auch in die Erfahrung des Evangeliums von der göttlichen Gnade ist er auf eignen Wegen eingeführt worden; das beweisen die religiös tief empfundenen Lieder nach überstandener Pest, Spätjahr 1519. Was er eben jetzt von Luther darüber zu lesen bekam, konnte ihm nicht mehr neu sein; es konnte nur noch zu seiner Läuterung und Vertiefung beitragen. Mit diesem Wachsthum am inwendigen Menschen Hand in Hand ging die Abkehr von Rom. Nach 1519 hat Z. das päpstliche Jahrgeld nicht mehr angenommen. (Vgl. über das Verhältniß zu Luther Stähelin I, 173 ff. Dazu E. Nagel, Zwingli's Stellung zur Schrift, 1896.)

Jetzt begannen sich auch die ersten größeren Erfolge der neuen Predigt zu zeigen. Sie haben hinwiederum auf den Prediger selbst zurückgewirkt, ihn seiner Berufung gewiß und über seine Aufgabe klarer gemacht. Schon zu Ende des ersten Jahres freut er sich, einen großen Theil der Stadt auf seiner Seite zu haben. Es ist auch großartig, wie die Bürgerschaft das Evangelium angenommen hat. Bereits erfolgt zu Anfang 1520 das Gebot der Obrigkeit an die Priester zu Stadt und Land, nach Maßgabe der Schriften alten und neuen Testaments zu predigen, anderer, zufälliger Neuerungen und Satzungen aber zu „geschweigen". Der Rath selbst hebt später hervor, es sei das geschehen, ehe man von Luther gewußt habe. Z. persönlich stieg so hoch im Ansehen, daß er aus dem Diener des Stiftscapitels zum gleichberechtigten Mitglied, zum Chorherr, ernannt wurde, 29. April 1521, um die Zeit, da Luther von Kaiser und Reich geächtet ward. In diesen Tagen geschah auch der erste große Schritt auf dem Wege zur Freiheit. Auf Grund von Anfragen aller Zünfte und Landgemeinden beschloß der Rath die Ablehnung des französischen Bündnisses. Er that das im Gegensatz zur gesammten übrigen Eidgenossenschaft. Zürich entzog sich damit dem sittenverderbenden Einfluß des Auslandes. Längst hatten die Eidgenossen das Reislaufen als das Krebsübel ihres Gemeinwesens erkannt; aber jetzt zum ersten Mal folgte der Einsicht auch der Ernst der That. Bald brach Zürich auch den traditionellen Zusammenhang mit der päpstlichen Politik ab und verbot grundsätzlich alle fremden Dienste und Pensionen, 11. Januar 1522. Man kann nicht groß genug von diesem Entschlusse denken; ein bisanhin so kriegslustiges Volk verleugnet sich selbst und achtet weder des empfindlichsten Ausfalls seiner Einkünfte, noch der schwierigsten Folgen für seine Stellung im Schweizerbund. Schon die Zeitgenossen konnten sich das nur erklären im Zusammenhang mit Zwingli's Einfluß: „es ist die Frucht des Evangeliums an denen von Zürich, ein groß Wunderzeichen, von Gott durch den Zwingli gewirkt, aus solchen wüthenden Löwen so geduldige Schäflein zu ziehen" (Keßler, Sabbata I, 170).

Jetzt war der Boden zubereitet. Die kirchlich reformatorische Umgestaltung konnte beginnen. Mit ihr heben Zwingli's reformatorische Schriften zu erscheinen an. Das Jahr 1522 ist bereits ein mächtig bewegtes. Es ist ein

glänzendes Zeugniß für Zwingli's Liebe zur Bibel, daß er mitten in diesen Kämpfen die hebräische Sprache erlernte.

Allerdings hatte der Rath schon vor zwei Jahren die schriftgemäße Predigt geboten, aber gewiß noch unbefangen, ohne die Tragweite abzusehen, welche erst die weitere religiöse Erweckung herausstellen konnte. Ob der Rath auch fest dazu stand, mußte sich erst zeigen. Gegenüber der Predigt von Gott als dem alleinigen Heil erhob jetzt die Kirche den Anspruch, daß sie, ihr Organismus in Lehre und Leben, das Heil sei. Der Kampf mit den kirchlichen Autoritäten hob an.

Den Anlaß gab ein Vorkommniß, das unter anderen Umständen wenig beachtet worden wäre: der Buchdrucker Froschauer brach mit seinen Gesellen die kirchliche Fastensatzung. Aber jetzt kam der Stein ins Rollen. Z. trat von der Kanzel für die christliche Freiheit ein, und aus dieser Predigt entstand seine erste reformatorische Druckschrift „Von Erkiesen und Fryheit der Spysen", 16. April 1522. Der Bischof von Constanz durfte die Bewegung nicht mehr übersehen; er ließ durch eine Gesandtschaft den Rath zur Treue an der Kirche ermahnen. Dieser wahrte zwar den kirchlichen Schein, trat aber in der Sache, auf Grund eines Gutachtens des Stiftscapitels, für Z. ein und verlangte dringend und schleunig einen Entscheid durch die höchsten Autoritäten, Papst und Concil. Statt dessen langte nur eine neue Abmahnung ein, vom Bischof „als für sich selbst", 25. Mai. Z. nahm von dem Handel Anlaß zu einer grundsätzlichen Vertheidigung der Bibel als der alleinigen Autorität und zu scharfen Ausfällen gegen den römischen Primat, wie zu freudigen Zeugnissen für das Evangelium. Er nennt diese Schrift ein erstes und letztes Wort, Archeteles. Sie erschien am 22. August, nachdem kurz vorher bereits das Capitel Zürich, d. i. die gesammte Geistlichkeit vom Glarnerland bis hinab zur Limmatmündung sich einhellig für die schriftgemäße Predigt ausgesprochen hatte. Das Aufsehen war allgemein; Erasmus erschrak über die Kühnheit der Sprache, die sich der Leutpriester von Zürich erlaube.

Mittlerweile war ein neuer Handel an den Rath gewachsen. Die Mönche der Stadt vertheidigten den Heiligendienst. Es kam zu einer Verhandlung zwischen den Lesemeistern der Bettelorden und den drei städtischen Leutpriestern sammt dem Johannitercomthur Konrad Schmid von Küsnach. Dabei trat Z. so entschieden auf, daß die anwesende Rathscommission entschied, die Mönche haben sich an die Bibel zu halten und „ihren Thomas und Scotus ruhen zu lassen", 21. Juli. Nun entzog man auch die Frauenklöster der Seelsorge der Ordensmänner und eröffnete ihre Kirchen der Predigt Zwingli's. In diesen Zusammenhang gehört dessen wichtige Predigt „Von Klarheit und Gewißheit des Wortes Gottes", erschienen kurz nach dem Archeteles, am 6. September: die h. Schrift beseligt und erneuert wie keine andere Offenbarung, ist die Bürgschaft der göttlichen Verheißung und erschließt sich Jedem, „der Gott allein selber den Schulmeister sein läßt". Dieser Predigt folgte sofort, am 17. September, eine andere über Marienverehrung; sie führt aus, was der Reformator unlängst an der Engelweihe zu Einsiedeln gepredigt hatte, und ist so recht auf die volksthümliche Verehrung, und auf die Klosterfrauen zumal, berechnet: bei aller Würde hat Maria doch keinen Anspruch auf die Mittlerschaft; wir ehren sie am besten in ihrem Sohne. Schon begehrten manche Nonnen den Austritt aus dem Kloster. Der Rath wies sie zwar noch ab, nahm aber Anlaß zu neuen Beschlüssen im Sinne Zwingli's. Länger als bis Pfingsten, erklärte man, werde nun nicht mehr auf den Entscheid der kirchlichen Autoritäten gewartet, und die Klosterprediger wies man an, nur das zu predigen, „was sie mit dem heiligen Mund Gottes und Evangelio beschirmen mögen", am 1. December 1522. Was

einst die Rathscommission beschlossen hatte, das erhob hiemit der gesammte Rath zu seiner Schlußnahme. Alles ließ sich günstig für Z. an. Es war jetzt nur noch zu wünschen, daß der Entscheid endgültig für Stadt und Land gefällt und dem aufregenden ungleichen Predigen überall ein Ende gesetzt werde.

Dabei war Z. noch besonders an der Ausbreitung seiner Lehre in der Eidgenossenschaft gelegen. Er hat von Anfang an sein Reformwerk als ein patriotisches aufgefaßt und seine Propaganda auf die innere Schweiz ausgedehnt. Hier gab es für ihn keine Kantonsgrenzen. So hatte er im Mai 1522 einen günstigen Augenblick benutzt, die Landsgemeinde von Schwyz zur zürcherischen Politik des Verzichts auf fremde Dienste herüberzuziehen; voll Vaterlandsliebe und mit prophetischem Feuer hatte er seine „Ermahnung an die ältesten Eidgenossen von Schwyz" geschrieben, nicht ohne Erfolg. Allein der gute Vorsatz hielt nicht nach; wenige Monate später gewann in Schwyz die Reisläuferpartei wieder die Oberhand. Dann war unter seiner Führung im Juli ein Kreis zürcherischer und innerschweizerischer Geistlicher zu Einsiedeln zusammengetreten und hatte in beweglichen Zuschriften den Diöcesanbischof und die eidgenössische Tagsatzung gebeten, daß sie die Priesterehe und die freie Verkündigung des Evangeliums gestatten. Aber auch jetzt wurde nichts erreicht; die Eidgenossen liehen im Gegentheil dem Bischof den weltlichen Arm, das neue Wesen zu unterdrücken. Sollte das begonnene Werk bei den Eidgenossen nicht verkümmern, so war ein kräftiges Zeugniß des Vorortes für das Evangelium gerade jetzt dringend nöthig.

So kam es auf Zwingli's Anregung zur ersten Disputation, am 29. Januar 1523. Der Rath beschloß sie, „nach vielfältiger Erwägung des schweren Handels". Er selbst, die weltliche Behörde, behielt sich den Entscheid über die theologische Frage vor, ob die Schrift die alleinige Autorität in Glaubenssachen sein soll oder nicht, wie er auch von vornherein nur die Schrift als beweiskräftig bei der Disputation anerkannte. Der Reformator rüstete sich zur Rechenschaft und Vertheidigung. In 67 Schlußreden oder Thesen faßte er seine bisherige Lehre zusammen. Voraus begründet er den evangelischen Glauben: Christus ist der einzige Weg zum Heil, die Kirche als sein Leib nur lebendig und der Einzelne nur selig durch ihn (1—16). Von da aus kritisirt er die alte Kirche: es fallen Papstthum, Meßopfer, Fürbitte der Heiligen, jede an aparte Personen, Orte und Zeiten geknüpfte Heiligkeit, jede aparte Sittlichkeit im Mönchthum und Cölibat, auch die geistlichen Stiftungen (17—33). Er schließt mit kritischen und positiven Folgerungen hinsichtlich weltlicher und geistlicher Gewalt, Cultus, Bußdisciplin, Fegfeuer, Priesterstand und anderem, sammt dem Anerbieten, auch über weitere Fragen, wegen der Zinse und Zehnten, der Kindertaufe und Firmung, Rede und Antwort zu geben, doch einzig auf Grund der Schrift (34—67). Die Schlußreden sind somit ein förmliches Programm der Reformation, das erste, das man überhaupt kennt, dabei eine durchaus originale Arbeit Zwingli's. Schon in der Ausschreibung der Disputation durch den Rath lag soviel wie der Sieg. Die Discussion war nicht sehr erheblich, die Meinungen gemacht. Der Rath befahl Z. und allen Geistlichen zu Stadt und Land, gemäß der Schrift zu predigen. Der Entscheid war nach Zwingli's Wunsch gefallen; laut dankte er Gott für den Sieg.

So war aus dem Humanisten der Reformator erstanden; der evangelischen Verkündigung war der Ernst der That für alles Volk gefolgt. Hier fand Z. den Beifall des Erasmus nicht mehr. Es kam bald zum offenen Bruch zwischen ihnen. Nicht daß Z. seine humanistische Vergangenheit verleugnet hätte; barg er doch edelmüthig den sterbenden Hutten auf der Ufenau vor seinen Feinden, im Sommer 1523. Gerade dieser Freundesdienst ist dann der Anlaß geworden,

die erkaltende Freundschaft mit Erasmus für immer zu lösen. Nie hat aber Z. vergessen, wie Großes er diesem zu danken hatte.

III. Z. hat in den vier ersten Zürcher Jahren den religiösen Impuls gegeben, die Gemüther zu Christus zurückgeführt. Diesen Impuls hatte soeben das Gemeinwesen aufgenommen. Von Staatswegen, durch den Beschluß der Obrigkeit zufolge der ersten Disputation, wurde der Grund gelegt, auf dem die neue Kirche erbaut werden konnte. Das war ein überaus kühner Schritt; der Obrigkeit hatte Z. diesen großen Erfolg zu verdanken. Durch sie ist auch die Reformation durchgeführt worden.

An eine Trennung des kirchlichen vom politischen Leben war damals nicht zu denken. Die alte Kirche in ihrer Ohnmacht hatte den Staat längst genöthigt, sich der geistlichen Dinge anzunehmen; insofern ist in der Zwinglischen Landeskirche nur eine jahrzehnte lange Entwicklung zum Abschluß gekommen. (Näheres in meiner Abhandlung „Die zürcherische Kirchenpolitik von Waldmann bis Zwingli", Jahrb. f. Schweiz. Gesch. 1896.) Die politische Gemeinde war eo ipso die Kirchgemeinde. Ein anderes Verhältniß hätte eine Aenderung der Stadtverfassung erfordert. Diese, der „geschworne Brief", verkündet das absolute Recht der Mehrheit, und so hat der Bürger auch in geistlichen Dingen „dem gehorsam zu sein, was die Kirchgemeinde zu Zürich für göttlich und christlich angenommen hat". Damit war in der aristokratischen Republik das Regiment der Obrigkeit über die Kirche gesetzt. Eine aparte Kirche erwies sich, wie die Täufer erfuhren, als ein Ding der Unmöglichkeit. Z. überließ denn auch das Kirchenregiment der Obrigkeit; nur forderte er, daß diese eine christliche sei und dem Wort der Schrift die Ehre gebe, womit der Einfluß ihrer Verkündiger gewahrt blieb.

Die obrigkeitliche Leitung, überdies in den entscheidenden Momenten durch Anfragen der Zünfte und Landgemeinden gedeckt, gibt dem Gang der Zürcher Reformation etwas Imposantes. Wie ein Gesetz wickelt sie sich ab, planmäßig, fest, ohne Ueberstürzung und Tumult. Aber auch ohne Rücksicht auf die widerstrebenden Gewalten, aus sich selbst heraus. Kaiser und Reich, die Eidgenossen, die Curien von Constanz und Rom haben es zu hindern gesucht; aber alle Autoritäten der Welt blieben ohnmächtig gegenüber der elementaren Macht der Volksbewegung, und auf die Vorstellungen aus Rom antwortet der Rath: secus agere non licet propter vulgus. Dieser ganze Verlauf der Reformen ist auch ohne fremdes Vorbild, eigenartig und selbständig.

Dabei kommt in Betracht, daß Z. von Haus aus viel energischer auf das Leben gerichtet ist als Luther. Luther lebte Gott und dem Himmel; er vertraute darauf, daß die Gestaltung des kirchlichen Lebens sich unmittelbar geben werde, als Frucht des gepredigten Gotteswortes. Dieses Vertrauen ist groß, aber einseitig. Z. ist praktisch geschickt und thatkräftig; bei allem Gottvertrauen unterschätzt er die zeitlichen Factoren und Aufgaben nicht. Ihm erscheinen die neuen Ordnungen als wesentliches Mittel zum Zweck; sie helfen mit, das erweckte religiöse Leben wach zu halten und zu sichern. Hand in Hand mit der Obrigkeit geht er von Anfang an zielbewußt, sicher und durchgreifend vor. Das ist auch groß, wenn es ohne Vorurtheil und mit Verständniß für schweizerische Art und Geschichte gewürdigt wird. Die Zürcher Reformation trägt ganz das Gepräge von Zwingli's klarem und tapferem Geist.

Praktische Reformen folgten der ersten Disputation zunächst noch nicht. Hatte man ja beschlossen, bis Pfingsten in jedem Fall auf Abhülfe durch die höchsten Autoritäten der Kirche zu warten. Diese Pause konnte Z. nur dienen. Er arbeitete jetzt seine Schlußreden weiter aus in eine „Auslegung und Begründung", die rasch entworfene Skizze des neuen Baues zum Grundriß. Noch

lange hat man diese Schrift als die maßgebende Zusammenfassung der neuen Ziele angerufen. Aber auch nach Pfingsten entschloß sich der Rath zu keinen Aenderungen im kirchlichen Leben, obwol jetzt Z. darauf zu dringen begann. Er schrieb eine Kritik des Meßkanons und veranlaßte eine zweite Disputation über Bilder und Messe, in der Hoffnung, durch sie einen Entscheid über diese Hauptstücke des Cultus zu provociren. Aber die Ergebnisse blieben praktisch noch unbedeutend oder liefen auf mittelbare Fortschritte hinaus. Man kann es als den Hauptgewinn des Jahres 1523 bezeichnen, daß es den Grundgedanken der ersten Disputation verwirklicht, die schriftgemäße Predigt gefördert und das ihr dienende Pfarramt angebahnt hat.

Dahin gehört gleich die Ernennung einer Rathscommission, welche das „ungleiche“ Predigen überwachen und ahnden sollte; es war die Ausführung dessen, was man im Grundsatz beschlossen hatte. Z. selbst faßte bereits die Heranbildung eines neuen Predigerstandes ins Auge. Im Hinblick darauf schrieb er sein „Lehrbüchlein“, eine ansprechende Ausführung der Gedanken, die ihm über Erziehung und Schule vorschwebten (vgl. meine Jubiläumsausgabe 1884). Bereits brachte er auch das Stiftscapitel zu einer Reform des Stifts, welche im Zusammenhang mit einer bedeutenden Reduction herkömmlicher Mißbräuche den ersten Grund zu der gelehrten Schule legte. In ähnlicher Richtung laufen die Hauptbeschlüsse zufolge der zweiten Disputation. Erst jetzt traten nämlich die Bildungsmängel der alten Geistlichkeit recht zu Tage. Z. ergriff die Gelegenheit, um den versammelten Geistlichen des Landes das neue Berufsideal von der Kanzel vorzuhalten (seine Predigt „der Hirt“), und nach den Verhandlungen erhielt er vom Rath den Auftrag, für die Geistlichkeit eine Anleitung zur evangelischen Verkündigung zu verfassen; sie ist unter dem Titel „Christliche Inleitung“ und unter ausdrücklicher Genehmigung des Rathes ausgegangen. Um gleich das Muster der wahren Predigt zu geben, ordnete die Obrigkeit an, daß Z., Comthur Schmid von Küsnach und Abt Wolfgang Joner von Kappel persönlich die Landschaft bereisen und in den Kirchen predigen sollen. Erst jetzt gelang es auch, die Stadtkirchen vollständig im evangelischen Sinn zu versehen: an den St. Peter kam Leo Jud, Zwingli's Studienfreund und sein Nachfolger in Einsiedeln, und am Fraumünster begann Myconius, der eine Zeit lang auswärts gelehrt hatte, nach seiner Rückkehr biblische Vorträge zu halten. Auf der Landschaft that man das Mögliche, um ähnliche Wünsche der Gemeinden zu erfüllen. Den vollen Ernst läßt endlich der Beschluß des Großen Rathes vom Anfang 1524 ersehen, von nun an alle Verhandlungen über unrichtiges Predigen zu Stadt und Land vom Kleinen Rath unmittelbar an sich zu ziehen. Bald, drei Mal im J. 1524, erschienen zu Zürich Nachdrucke des Luther'schen Neuen Testaments; auch in dieser Art ward dem Verlangen nach Gottes Wort Genüge gethan.

Schon in der Einsiedler Eingabe an Bischof und Tagsatzung von 1522 wird mit der freien Verkündigung des Evangeliums die Priesterehe gefordert. Seitdem jene im Gebiete von Zürich zum Siege gelangt war, und je mehr der priesterliche Charakter des Geistlichen vor dem eines Dieners am Wort zurücktrat, begannen die Pfarrer sich allgemein vom Cölibat abzuwenden, 1523 und 1524. Auch Z. trat in den Ehestand, mit Anna Reinhard, der Wittwe eines Junkers Meyer von Knonau; er bestätigte die Ehe durch den Kirchgang am 2. April 1524. Gleichzeitig mehrten sich die Austritte aus den Klöstern; der Glaube an eine aparte Sittlichkeit schwand immer mehr, und das führte zur Aufhebung aller Klöster. Es waren ihrer etwa zwanzig zu Stadt und Land, darunter die Fraumünsterabtei, eine Stiftung Ludwig's des Deutschen vom Jahre 853; aus freien Stücken übergab die Aebtissin ihr Stift dem Rath, am

30. November 1524, nachdem es 671 Jahre bestanden. Mächtig richtete sich die Bewegung gegen den ganzen hergebrachten Cultus. Seit der zweiten Disputation unterließ Z. nicht mehr, den Rath zu spornen, damit er treulich und unerschrocken dem Gotteswort folge; denn „so Gott auf unserer Seite ist, wer will wider uns sein?" Schließlich war der öffentlichen Meinung kein Widerstand mehr gewachsen. Seit Ostern 1524 fielen die Abläße, Wallfahrten und Processionen. Im Juli räumte man die Bilder aus allen Kirchen der Stadt. Man beseitigte die Reliquien, die Ampeln, die Altäre. Orgelspiel, Todten- und Wetterläuten verstummte; die Benedictionen, die Ornate, die letzte Oelung, die Feier von Allerheiligen und Allerseelen kamen außer Gebrauch. Gegen Ende des Jahres schloß man das Grab Christi, das man vor wenigen Jahren noch kostbar zugerichtet hatte, und stellte den Taufstein vorn in die Kirche. Vom ganzen alten Cultus bestand nur noch die Messe zu Recht.

So ist das Jahr 1524 eine Zeit des rücksichtslosen Niederreißens, schmerzlich für altgesinnte Gemüther. Aber man hielt darauf, daß alles in Ordnung geschah, in der Stadt auf Anweisung der Obrigkeit, auf dem Land gemäß den Mehrheitsbeschlüssen der Gemeinden. Auch wurden die überkommenen Gottesdienste nicht etwa bloß abgeschafft; man sorgte so viel als möglich für Ersatz. Aller Cultus ward jetzt Predigtgottesdienst — der Gemeindegesang ist erst viel später herangezogen worden — immer auf Grund von Zwingli's Anschauung, daß der wahre Gottesdienst das Thun des göttlichen Willens sei. Man kann der Obrigkeit das Zeugniß nicht versagen, daß sie dem stürmischen Begehren so viel als möglich entgegentrat. Es ist durchaus richtig, wenn sie den Papst versichert, sie vermöge das Volk nicht mehr zurückzuhalten. Trotz aller Neuerungen ist sie sich nicht bewußt, daß sie nicht gut katholisch sei; sie richte sich, sagt sie dem heiligen Vater, einzig nach dem reinen Wort Gottes alten und neuen Testamentes und verwahre sich gegen den Verdacht, als halte sie zur lutherischen Secte!

Mit dem Jahr 1525 kam die Zürcher Reformation im wesentlichen zum Abschluß. Eine Reihe neuer Ordnungen traten ins Leben, die Armenordnung, Ehesatzungen, Gesetze und Institutionen zur Pflanzung von Zucht und Sitte, Reformen zum Besten des Spitals und der Pflege von Kranken. In diesem Zusammenhang erfolgte auch, obwol noch mit schweren Bedenken, die Abschaffung der Messe. Das letzte Bollwerk der alten Kirche fiel, und an Stelle der Messe wurde, nach Zwingli's Vorschlag und im Sinne der ursprünglichen Einsetzung Christi, das Abendmahl eingeführt, als jährlich vier Mal zu begehende religiöse Gemeinschaftsfeier, auf Ostern 1525. Auch die gelehrte Schule zur Erziehung eines neuen Predigerstandes konnte jetzt ins Werk gesetzt werden. Z. wurde Schulherr und übernahm selbst die Hauptarbeit an der theologischen Lehranstalt, die er über den Gymnasien aufbaute. Es ist das die im Hinblick auf Paulus (1. Corinther 14) so genannte Prophezei, tägliche öffentliche Auslegungen der Bibel in den Grundsprachen, an Stelle der bisher im Chor des Großmünsters gesungenen Horen. Z. versah die Professur für Septuaginta. In der Wahl der Gehülfen bewies er einen glücklichen Blick. So gewann er den jungen Ceporin, dessen Pindarausgabe er mit einem Vorwort eingeführt hat, kurz nachher Pellican, den namhaften Hebraisten. Einer der ersten Schüler, Theodor Buchmann (Bibliander) ist nach Zwingli's Tod sein Nachfolger in der Professur geworden.

Seit 1524 war der Kampf mit den Gegnern der Kindertaufe ausgebrochen. Diese stellten sich jetzt in vollen Gegensatz zu Z. und der öffentlichen Kirche, indem sie die Wiedertaufe einführten. Sie erstrebten eine vom Staat unabhängige Gemeinschaft der wahrhaft Heiligen. Dieser Sonderkirche gegenüber

hat Z. die Volkskirche vertheidigt, wie sie sich unter obrigkeitlicher Leitung gebildet hatte; er hat sie mit Recht als diejenige Organisation betrachtet, welche allein die Gewähr biete, die Errungenschaften der Reformation gegenüber der Papstkirche sicher zu stellen. Ohnehin galt es, gegenüber einem nothfesten, beschränkten Dringen auf den Buchstaben den freieren, biblisch erzogenen Geist dem Volk zu erhalten. Der Kampf war überaus hart; Z. bezeichnet ihn selbst als härter denn den Kampf mit Rom. Er hat sich noch lange hingezogen; aber im J. 1525 sind die Entscheidungen gefallen (vgl. meine Zürcher Wiedertäufer 1878). Zum Theil mit der Täuferei verbunden erhob sich eine Bewegung aus der erregten Bauernschaft. Es gelang, im Unterschied zum Reich, sie ohne Blutvergießen zu überwinden. Das ist hauptsächlich Zwingli's Einfluß zu verdanken. Die Obrigkeit bewies die vom Geist des Evangeliums getragene Weisheit und hob auf Grund des biblischen Gebotes der Nächstenliebe die Leibeigenschaft mit ihren Lasten auf.

So ist die Reformation in Stadt und Landschaft Zürich durchgeführt worden, als sie ringsum erst in den Anfängen stand. Die Beziehungen zu Rom, bisher wegen der Soldguthaben noch immer nicht ganz abgebrochen, hören auf. Es kam zu einer letzten Auseinandersetzung Ende 1525, und von da ab vernimmt man lange nichts mehr von den früher so zahlreichen päpstlichen Breven. Noch einmal, auf der Badener Disputation im Frühjahr 1526, jetzt aber zum letzten Mal einmüthig, stellte sich die officielle Schweiz dem neuen Wesen entgegen. Den eidgenössischen Verwicklungen, wie sie mit dem Umschwung in Zürich Hand in Hand gingen, und den Sorgen für das Werk der Reformation im weiteren Umkreis haben wir jetzt nachzugehen.

IV. Die erste Disputation hatte die Gegensätze in der Eidgenossenschaft bedeutend verschärft. In den Städten, St. Gallen, Schaffhausen, auch Basel, gewannen die Führer der neuen Bewegung an Einfluß, Vadian, Hofmeister, Oecolampad und Andere, während in der inneren Schweiz, deren Haupt Luzern war, die Erbitterung stieg. Auf der Tagsatzung überwog die feindselige Stimmung, zumal jetzt die Unterthanengebiete in der Ostschweiz sich dem neuen Wesen zuwandten und Zürich auch politisch in diesen Gebieten immer einflußreicher wurde. Die Eidgenossen beschlossen auf die Klagen des Bischofs von Constanz hin, Z. womöglich gefangen zu nehmen und alle Anhänger der neuen Lehre in ihren Gebieten zu strafen. Unter diesen Umständen kam doppelt viel auf das mächtige Bern an. Zwar wirkten dort mit Berchtold Haller mehrere namhafte Männer in Zwingli's Geist; aber der in der Stadt herrschende Adel war der Reformation meistentheils abgeneigt, weil es den Anschein gewann, daß sie das Regiment schwäche und die bürgerliche Rechtsordnung gefährde. Diesen Vorurtheilen suchte Z. durch die dem vornehmen Propst Wattenwyl gewidmete Schrift „Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“ entgegenzuwirken (Juli 1523). Er legte dar, wie im Gegentheil beides durch das Evangelium gestützt werde. Dabei zeichnet er vom Gesichtspunkt des göttlichen Wortes aus, ähnlich wie schon in den Schlußreden und ihrer Auslegung, die Stellung der Obrigkeit zur Kirche. Aehnliche Arbeit verursachte der Gang der Dinge nach anderen Seiten; von überall her, auch aus Schwaben und Elsaß, wandte man sich um Rath und Hülfe an den Zürcher Reformator, der damit immer mehr als das Haupt der Bewegung in der ganzen Eidgenossenschaft und über ihre Grenzen hinaus erscheint.

Zur bedrohlichen Spannung gedieh der Gegensatz im Laufe des Jahres 1524. Von Rom aufgestachelt ergriffen die Eidgenossen eine Reihe scharfer Maßregeln wider das neue Wesen. Was gegenüber Zürich zu thun sei, fiel ihnen zu beschließen immerhin nicht leicht. Sie einigten sich zu einer gemein-

samen Botschaft dahin. Diese sollte den Rath auffordern, sich wieder mit den Eidgenossen „gleichförmig" zu machen, Ende Februar. Dabei wurde von den Gesandten klug unterschieden zwischen der Obrigkeit und Z., jene mit Rücksicht behandelt, dieser als der Verführer und Urheber aller Verwirrung hingestellt. Aber eine Entfremdung zwischen ihnen gelang nicht. Zürich und sein Reformator sind eins geblieben, und das gab ihrer Haltung eine schöne Festigkeit. Es konnte auch nicht anders als einigend auf Zürich zurückwirken, daß gleich hernach, am 9. März, das erste Märtyrerblut, wenn auch nicht ohne Verschuldung, floß: die Eidgenossen ließen den Zürcher Nicolaus Hottinger enthaupten. So antwortete der Rath von Zürich am 21. März auf die Vorstellungen der Botschaft mit einem entschiedenen Bekenntniß im Sinne seiner bisherigen Haltung; er stellte zugleich den Bischof und den Eidgenossen das Pfingstfest als Termin, ihn über Bilder und Messe eines besseren zu belehren. Z., offenbar an dieser Antwort betheiligt, gab überdies zu seiner persönlichen Rechtfertigung mit einem tapferen Vorwort jene Predigt „der Hirt" heraus, worin er an der zweiten Disputation das Berufsideal des Predigers gezeichnet hatte, am 26. März. Nach unbenutztem Ablauf des gestellten Termins kam es dann, auf Grund eines von Z. verfaßten Gutachtens, zur Abschaffung der Bilder als eines „Mißbrauchs", während die Entscheidung über die Messe als eine Sache, „die den Glauben betreffe", noch verschoben wurde. Indem man die Bilder beseitigte, setzte man sich kurzer Hand über eine „Unterrichtung" hinweg, die der Bischof noch eingelegt hatte; erst nachträglich hat sie Z. in amtlichem Auftrag beantwortet („Christliche Antwort Burgermeisters und Rats" u. s. w.), am 18. August.

Das feste Vorgehen Zürichs hatte eine Scheidung innerhalb des gegnerischen Lagers zur Folge. Hatten sich die Eidgenossen schon zu jener Botschaft vom Februar nur mit Mühe einigen können, so trennten sich jetzt die V Orte der Innerschweiz unter Führung Luzerns von den gemäßigten Ständen. Es entstand ein Sonderbund zur gewaltsamen Unterdrückung der Reformation. Angesichts der bedrohten Lage versicherte sich der Zürcher Rath der Zustimmung seiner Zünfte und Landgemeinden, die auch einmüthig erfolgte. Tapfer lehnte man die Zumuthungen einer neuen eidgenössischen Botschaft ab; die Art, wie diese Zwingli's Heirath und seine Freude an der Musik als weltliche Ueppigkeit auszubeuten suchte, erregte nur Anstoß, 16. Juli. Auch die Einmischung Roms wies man zurück, am 19. August, am Tag nach der „Christlichen Antwort" an den Bischof. Damit war Zürich soweit gegangen, daß an ein Zurückweichen nicht mehr zu denken war. Inzwischen waren auch bereits Ereignisse eingetreten, die den Landsfrieden gefährdeten.

Im Zorn über den eidgenössischen Landvogt im Thurgau, der rechtswidrig einen Prädicanten gefangen nahm, hatte eine Menge thurgauischer und zürcherischer Unterthanen am 18. Juli das ihnen verhaßte Kloster Ittingen in Brand gesteckt. Die Eidgenossen drangen auf strengste Ahndung. Bei den complicirten Rechtsverhältnissen an der Grenze kam es, diesmal entgegen Zwingli's Warnung, dazu, daß Zürich etliche angesehene Männer dem eidgenössischen Gericht auslieferte, gegen die Zusage, es werde nur auf Brandstiftung und nicht auf den Glauben inquirirt werden. Diese Zusage wurde gebrochen, drei der Männer, obwol sie sich von jener Anklage reinigen konnten, wegen ihres evangelischen Bekenntnisses enthauptet, am 28. September. Dieser Wortbruch, zusammen mit dem ergreifenden Martyrium der Drei, regte die Gemüther tief auf. Anderes kam um eben diese Zeit hinzu, die Schärfe, mit der jetzt die Eidgenossen, im Geiste des Regensburger Convents, nach allen Seiten die Reaction einleiteten, die Verbindung der innerschweizerischen Orte mit Oesterreich, während Zürich

von den gemeinsamen Tagen ausgeschlossen wurde, das Anerbieten Eck's, mit Z. zu disputiren und die Art, wie die Eidgenossen diese Disputation betrieben, der Zulauf zürcherischer Freischaaren nach Waldshut zum Schutz des durch Oesterreich bedrängten Evangeliums. Das alles verschärfte die Spannung in dem Grade, daß der Krieg unvermeidlich schien. Zürich rüstete sich zur Vertheidigung, und der Rath suchte wiederum den Rückhalt der Gemeinden. Diese erklärten abermals, sie werden entschlossen zur Obrigkeit und zu Z. stehen, Ende November 1524. Dadurch ermuthigt, wagte der Rath die Aufhebung der Klöster und bei den Eidgenossen beschwerte er sich in prächtiger Zuversicht auf seine gute Sache über den Ausschluß von der Tagsatzung. In diese Tage wird ein überaus merkwürdiger Kriegsplan Zwingli's gehören, worin bereits der kühne Politiker hervortritt, als welcher der Reformator später erscheint. Zum Kriege kam es indeß doch nicht. Bern und andere Orte weigerten sich entschieden, und bald kühlte die Niederlage der Schweizer bei Pavia die Kriegslust ab; Z. versäumte nicht, aufs neue gegen den Solddienst und die geldgierigen Magnaten zu eifern.

Die gefahrvollen Wochen gegen Ende 1524 hatten Z. bestimmt, mit allen Mitteln die Sicherung seines Werkes und die Ausbreitung des Evangeliums zu betreiben. Er schrieb an die Toggenburger und die drei Bünde von Rätien, verhandelte mit Herzog Ulrich von Württemberg und wirkte nachher mannichfach auf die oberdeutschen Städte ein. Die Eidgenossen suchte er durch neue Schriften zu belehren und umzustimmen (Gutachten im Ittinger Handel; Wer Ursach gebe zu Aufruhr; Ueber die Gevatterschaft — alle drei vom December 1524 und Januar 1525). Da er vernahm, daß in den höchsten Kreisen Frankreichs viel Zuneigung zum Evangelium sei, wandte er sich auch dahin. Er widmete eine seiner bedeutendsten Schriften, an der er seit mehr als einem Vierteljahr angestrengt gearbeitet hatte, dem König Franz I. von Frankreich. Sie ist betitelt „Commentarius de vera et falsa religione“ und erschien im März 1525. Was er einst in der Auslegung der Schlußreden ausgeführt hatte, das will er hier principiell begründen. Die evangelische Lehre wird, wie es bisher niemand versucht hatte, in den allgemeinen religiös-philosophischen Zusammenhang gerückt und aus den Begriffen Religion, Gott und Mensch heraus deducirt. „Männlicher, gesunder, einfacher hat kein Mensch des Reformationszeitalters das Christenthum aufgefaßt“ (Dilthey, Preuß. Jahrb. 1894). Fast gleichzeitig beantwortete Z. ausführlich die Schrift eines würdigen Gegners, des Urner Landschreibers Valentin Compar, die durch die Verlesung vor der Landsgemeinde einen officiellen Charakter trug; die Antwort, besonders eingehend über die Bilderverehrung, ist der Landsgemeinde von Uri gewidmet, 17. April. Der durch eine starke Täuferbewegung gefährdeten Kirche St. Gallen stand der Reformator durch die Schrift „Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf“ bei, worin alle zu Zürich verhandelten Gesichtspunkte der Parteien zusammengefaßt waren, und half dort der Reformationskirche zum bleibenden Sieg (vgl. meine St. Galler Täufer, 1887).

Die Ereignisse des Jahres 1525, besonders der Fall der Messe in Zürich und die Annäherung der V Orte an Oesterreich, steigerten die Spannung in der Eidgenossenschaft aufs neue. Die vermittelnden Orte, und dann Bern für sich, versuchten es noch einmal, Zürich zurückzubringen. Allein der Rath, wiederum durch die Gemeinden gedeckt, blieb so standhaft wie je, und Z. knüpfte wieder wie früher Verhandlungen über ein Schutzbündniß mit Glaubensverwandten an, diesmal mit Straßburg, im Herbst 1525. Da die gewaltsame Unterdrückung der Reformation nicht durchführbar war und das neue Wesen sich besonders in der Ostschweiz und in den Städten immer mehr festsetzte, kamen die Eidgenossen auf den schon einmal lebhaft betriebenen Gedanken eines Religionsgesprächs

zurück. Durch dieses wollte man den Gegner überwinden. Eck bot sich abermals an, und so kam es zur Disputation in Baden, Frühjahr 1526. Allein Z. nahm nicht theil. Der entscheidende Grund war Zürichs isolirte Lage. Die Motive der Ablehnung waren durchaus berechtigt; aber daß es nicht leicht fiel, die Zeitgenossen, selbst Freunde, davon zu überzeugen, das zeigen die wiederholten Schriften Zwingli's in der Sache, auch ein abermaliger „Vortrag" des Zürcher Rathes an die Gemeinden. Soweit es der briefliche Verkehr mit dem nahen Baden zuließ, hat Z. immerhin auf das Gespräch Einfluß geübt. Die Eidgenossen schrieben Eck den Sieg zu, erreichten aber mit der Disputation nicht, was sie gehofft hatten. Z. verfehlte nicht, seine Kritik darüber abzugeben (zwei Schriften gegen Faber; Tröstliche Epistel an die Gläubigen zu Eßlingen); namentlich aber schadeten die Katholischen ihrer Sache selber, besonders durch ihren Uebermuth. Das Wichtigste war, daß sie Bern empfindlich verletzten und es Zürich zutrieben: Berna firmior facta est post disputationem quam antea fuerit. Jetzt suchte Z. zu zeigen, wie der Bestand des eidgenössischen Bundes mit der Freiheit des Glaubens in den einzelnen Territorien vereinbar sei, dies im Gegensatz zu der Anschauung der V Orte, daß der Bund nur bei voller Einheit der Glieder im alten Glauben bestehen könne (Februar 1527). Bei der nächsten Rathswahl erfolgte dann zu Bern der entscheidende Umschwung zu Gunsten der Reformation (Ostern 1527). Die Folge war, daß die V Orte ihrerseits sich neuerdings Oesterreich annäherten, und die vermehrte Spannung veranlaßte hinwiederum Z., sein Auge abermals auf die süddeutschen Städte zu richten. Seiner Energie gelang es, das erste Schutzbündniß abzuschließen, mit Constanz, 25. December 1527. Inzwischen war Z., zumal während erneuerter Kämpfe mit den Wiedertäufern (in diesen Zusammenhang gehört seine Schrift „In Catabaptistarum strophas elenchus"), für die evangelischen Städte immer mehr der unentbehrliche Mann geworden. In Bern kam es zum endgültigen Entscheid durch die Disputation vom Januar 1528. Zwingli's persönliches Erscheinen und seine alle Genossen überragende Gewandtheit im Disputiren trugen das beste zum Gelingen bei. Bern stellte seine Reformation unter Zwingli's Leitung und trat ebenfalls dem Burgrecht mit Constanz bei, Ende Januar.

So hatte Z. endlich das erste große Ziel auf eidgenössischem Boden erreicht. Das Zusammengehen der beiden mächtigsten Stände, Zürich und Bern, gab die Gewähr, daß die Reformation nicht mehr unterdrückt werden konnte. Aber nicht nur das; es eröffnete sich die Aussicht auf den weiteren Sieg in der Eidgenossenschaft. Die Reformation, bisher nur von Zürich getragen und in dieser territorialen Entwicklung vom Gesammtstaat schwer bedrängt, trat in das Stadium nationaler Entfaltung ein. Mächtig entflammte der Berner Erfolg den Muth der Evangelischen im ganzen Schweizerland. Vorab kommen dabei die Unterthanengebiete oder gemeinen Vogteien in Betracht. Um hier den Evangelischen Luft zu machen, vereinbarten sich Zürich und Bern, auf Grund der Zwingli'schen Theorie, daß die eidgenössischen Bünde sich nur auf die weltlichen Interessen des Rechtsschutzes und der Vertheidigung, nicht aber auf den Glauben beziehen, zu dem Vertrage, den Gemeinden der Vogteien einzeln die Abstimmung über den Glauben zu gestatten; sie sollten hierin nicht mehr von dem Gebot der regierenden Stände abhangen, sondern durch Mehrheitsbeschluß selber bestimmen dürfen, ob sie zum alten oder neuen Wesen halten wollen (25. Juni 1528). Diesfalls war der nächste wichtige Erfolg der, daß Bremgarten und Mellingen, die beiden „Päſſe" an der Reuß, der Reformation beitraten; denn die bisher durch diesen katholischen Landstrich geschiedenen Gebiete von Zürich und Bern wuchsen damit gleichsam zur Einheit zusammen. Aber die neue

Sachlage brachte noch weiteren Gewinn. Sie kam auch der Bündnißpolitik Zwingli's zu statten; noch im gleichen Jahr 1528 traten die Städte St. Gallen, Biel und Mülhausen dem christlichen Burgrecht bei. Und nicht minder gefördert wurde die evangelische Partei in denjenigen eidgenössischen Ständen, die bisher schon an der Seite Berns vermittelnd aufgetreten waren; seit Anfang 1529 erfolgte der Umschwung zu Gunsten der Reformation in Basel, Glarus, Schaffhausen und Appenzell. Damit wurde die reformirte Partei an Gebiet und Volkszahl mächtiger als die katholische; nur die zur politischen Mehrheit und damit zur Herrschaft im Bunde nöthige Anzahl der Stände war noch nicht erreicht. In Bundessachen hatten die kleinsten Kantone so viel Recht wie die größten.

Eben an diesem Bundesrecht lag es nun, daß die von Zürich und Bern beschlossene Reformation der gemeinen Vogteien sich nicht so schnell durchführen ließ, wie Z. wünschte. Der Widerstand der kleinen Kantone hemmte alles. Immer mehr erschien daher Z. das Verhältniß von Größe, Volkszahl und Leistung zur politischen Berechtigung der Stände als ungerecht. Seit dieser Zeit begann er die Umgestaltung der Eidgenossenschaft zu erwägen, im Sinne eines größeren Einflusses von Zürich und Bern, als der „zwei Ochsen, die den Karren ziehen“. Er hat später eine Art Memorial darüber ausgearbeitet (Was Zürich und Bern not sei zu betrachten in dem fünfortischen Handel). Es ist erst dem 19. Jahrhundert gelungen, die Grundgedanken dieses Zwinglischen Schweizerbundes zu verwirklichen. Begreiflich, daß sich die V Orte für ihr historisches Recht wehrten, und zwar verzweifelt; denn verzweifelt muß es, im Hinblick auf die Vergangenheit der Schweiz, erscheinen, daß sie sich mit dem alten Erbfeind Oesterreich verbündeten, zur Abstellung der neuen Lehre. Das ist der Waldshuter Bund vom 22. April 1529. Damit stellten die V Orte dem Burgrecht der Städte, einer Verbindung defensiven Charakters, einen Sonderbund mit offensivem Zweck gegenüber, wobei sie sich überdies für den Kriegsfall des Beistandes von Wallis und Freiburg versicherten. Eben um diese Zeit griff Z., der jetzt persönlich an den Sitzungen des Geheimen Rathes von Zürich theilnahm und bereits die Seele der zürcherischen Politik geworden war, mit voller Schärfe in den Kampf um die Unterthanengebiete ein. Er setzte es durch, daß das Kloster St. Gallen säcularisirt und die geistliche Herrschaft über ein großes Gebiet der Ostschweiz, auch über seine toggenburgische Heimath, mit Waffengewalt abgethan wurde. Damit fielen diese Landstriche der Reformation zu, und die getreue Stadt St. Gallen gelangte zu einer viel freieren Stellung in der Ostschweiz. Politisch war zunächst nichts anderes denkbar, als daß Zürich mit seiner starken Hand das Regiment verwaltete.

So häufte sich der Zündstoff von beiden Seiten her gefahrvoll an. Ein Handel mit Unterwalden gab den Anlaß zum Bruch. Z. drang darauf, daß der Oligarchie in den V Orten „der Nerv durchschnitten werde“. Er entwarf selbst einen Kriegsplan und zog mit ins Feld. Mit dreifacher Uebermacht rückten die Reformirten auf. Ohne Schwertstreich wurden die Gegner gezwungen, den Bundesbrief mit Oesterreich, von dem sie schmählich im Stich gelassen worden waren, herauszugeben und in den Vogteien die Mehrheitsabstimmungen zuzulassen. Das ist der sogenannte erste Cappelerkrieg und Friede, Sommer 1529. Ein großer Erfolg war erreicht, aber in Zwingli's Augen doch nur ein halber, weil man nicht auch darauf bestanden hatte, daß die V Orte in ihrem eigenen Gebiet das Pensionenwesen abstellen und die freie Predigt des Evangeliums zulassen sollten. Nach seiner Meinung hätte man den günstigen Augenblick besser ausnutzen und mit der Uebermacht einen entscheidenden Schlag führen

sollen; die Friedensvermittler trügen die schwere Verantwortung dafür, daß man auf halbem Wege stehen geblieben sei.

Gleichzeitig mit diesen Ereignissen in der Schweiz entwickelte sich die Lage der deutschen Protestanten in einer Art, die Z. unmittelbar berühren und ihn von dem engern schweizerischen auf den weiteren allgemeinen Schauplatz hinausführen mußte. Zwingli's Einfluß reichte längst über die Schweizergrenzen hinaus; weithin durch Oberdeutschland, besonders in mächtigen Städten, hielt man sich zu ihm und seiner Lehre. Erst noch, in den kriegerischen Tagen, hatte er den Städten seinen Jesajah-Commentar zugeeignet und darin ihre Freiheit gefeiert und ihre Solidarität betont. Aber über die Lehre, speciell über die vom Abendmahl, waren Luther und Z. uneins geworden. Dies wurde jetzt verhängnißvoll, weil die deutschen Protestanten vom Kaiser und den katholischen Reichsständen schwer bedroht wurden und ihr Zusammenschluß zu einem großen Bunde als das einzige Rettungsmittel erschien. Alles kam darauf an, den Lehrgegensatz auszugleichen. Worin bestand dieser Gegensatz, und wie verlief der Einigungsversuch?

V. Luther und Z. stehen neben einander als die beiden primären Impulsgeber der Reformation. Gleich entschieden haben sie sich gegen die Verderbniß der Religion in der Kirche des Mittelalters aufgelehnt und ihre Persönlichkeit eingesetzt, um Christus wieder zur Herrschaft zu bringen (für Z. sei hier nochmals an seine Erklärung vor dem Stiftscapitel verwiesen, schon Ende 1518). Das ist das Gemeinsame. Aber daneben sind sie die typischen Urheber des Gegensatzes innerhalb des Protestantismus selber; auf sie geht die Spaltung in eine lutherische und eine reformirte Kirche zurück. Dieser Gegensatz ist begründet in der Verschiedenheit des religiösen Interesses und daneben in dem politischen und nationalen Boden, dem sie angehören. Die Auflehnung gegen die Verderbniß erfolgt also von zwei verschiedenen Seiten aus.

Luther hat vorzugsweise direct vom religiösen Gefühl aus protestirt. Bei seiner tief religiösen Anlage empfand er die Verderbniß vor allem als judaistische: sein inniges Bedürfniß nach Versöhnung und Frieden mit Gott fühlte sich gehemmt, sein Gewissen geängstigt durch die Scheidewand menschlicher Satzungen, welche die Kirche zwischen Christus und den Gläubigen aufgerichtet hatte. Er verkündet die göttliche Gnade statt des Verdienstes der eigenen Werke als unsere Gerechtigkeit. Z. steht auf dem gleichen religiösen Grunde; aber sein nächstes Interesse ist das intellectuelle und sittliche, darum sein Protest vorwiegend gerichtet gegen den heidnischen Rückfall in der Kirche, dagegen, daß man Menschlichem göttliche Wirkung beimaß. Diese Vermengung empfindet er direct als Aergerniß; der Aberglaube beleidigt den Verstand, die Sittenlosigkeit knechtet den Willen. Er will darum vor allem Göttliches und Kreatürliches auseinander halten, einstehen für Gottes Ehre. Luther, als Mönch tief verstrickt in die alte Kirche, muß sich in schwerem Kampf von ihr losringen; Z., als Leutpriester mit dem Leben der Gemeinde verwachsen, nimmt von Anfang eine freiere Stellung der Kirche gegenüber ein, zumal bei seiner verständigen Anlage und humanistischen Bildung. — Verschieden war auch der politische und nationale Boden, dem die beiden Reformatoren angehörten. Dort niederdeutsches, hier oberdeutsches Wesen, dort Kaiser und Reich, hier die Republik, soeben durch ruhmreiche Freiheitskämpfe in die Reihe der modernen Nationen eingetreten. Dort der Schwerpunkt der reformatorischen Entwicklung in den Anfangsjahren, sofern sie da noch gemeinsame Angelegenheit des ganzen Reiches ist, während sie seit 1526 zur Sache der einzelnen Territorien wird; hier umgekehrt im Anfang Beschränkung auf das Einzelgebiet von Zürich und bei allem sieghaften Verlauf innerhalb desselben ein schweres Ringen mit dem Gesammtstaat der Eidgenossen,

später dagegen viel verheißender Anlauf zu nationaler Entwicklung. Daher dort bereits Defensive, hier Offensive, dort die Stimmung zurückhaltender, hier zuversichtlich.

Dieser Gegensatz hat sich in der Lehre von den Sacramenten zugespitzt. Nicht daß dies eine centrale Lehre wäre; sie ist secundär. Aber als Cultushandlungen stellen die Sacramente das Wesen der Sache heraus und machen es gleichsam faßbar. Darum sind Tauf- und Abendmahlsstreitigkeiten in der Kirchengeschichte von Anfang an so bedeutsam. Gerade im Abendmahl aber mußte der Gegensatz der Reformatoren sich offenbaren, weil ihr verschiedener religiöser Standpunkt auf die Vorstellung von Christus zurückwirkte, also auf die Fassung des Gegenstandes, dessen Sinnbild das Abendmahl ist. Dazu kommt, daß sich für Luther und Z. Sinn und Bild, Sache und Zeichen zu einander verschieden verhalten. Für Luther sind die Sacramente die göttlich geordneten Organe, welche die Gnade Gottes in Christo direct mit dem Zeichen effectiv darbieten, während Z. in ihnen menschliche Cultushandlungen erblickt, welche die Gnade dem Glauben darstellen und vermitteln. Dort sind Sache und Zeichen schon in den Elementen verbunden; hier verbinden sie sich erst in der Handlung, im Act des gläubigen Genusses. Bei diesen Unterschieden war es für eine Ausgleichung doppelt erschwerend, daß Carlstadt mit einer ähnlichen Abendmahlslehre wie Z. aufgetreten war, und daß Luther nun, ohne die ganz andere Begründung Zwingli's genügend zu würdigen, diesem mit Vorurtheil entgegentrat; auch hat Luther überhaupt Zwingli's selbständige Bedeutung neben ihm unterschätzt und den primären Impuls zur Reformation sich allein zugeschrieben.

Schon seit Ende 1524 begann der Streit. In einem Schreiben an Matthäus Alber zu Reutlingen, dann im Zusammenhang mit seinem ganzen System im Commentarius von 1525, legte Z. seine von Luther abweichende Abendmahlslehre dar. Bald secundirte ihm Oecolampad aus den Kirchenvätern; indeß blieb Z. der bedeutendste aller Gegner Luther's. Direct geriethen die beiden Helden erst 1527 an einander; von den vielen Streitschriften sei hier nur Zwingli's „Amica Exegesis“ aus diesem Jahre erwähnt. Diese Fehde, so hitzig sie von beiden Seiten geführt wurde, war ungefährlich, so lange sie eine litterarische blieb. Aber sie mischte sich verhängnißvoll in die protestantische Politik ein. Der zweite Speirer Reichstag von 1529 nöthigte die deutschen Protestanten durch seine drohenden Beschlüsse zum Zusammenhalten; aber da die Oberdeutschen zwinglisch waren, warf Luther seine religiösen Bedenken dazwischen: mit Leuten, die wider Gott und das Sacrament streben, gehe man nach Leib und Seele der Verdammniß entgegen. Es galt also Ausgleichung der beiden Reformatoren um jeden Preis, wenn das Bündniß nicht scheitern sollte. Um eine solche bemühte sich lebhaft der rührige Landgraf Philipp von Hessen. Er veranlaßte das Marburger Gespräch vom Herbst 1529.

Widerwillig kam Luther, voller Freude Z. Luther erklärte im voraus, die Zusammenkunft werde nichts nützen; an der Werra wollte er nicht weiter reisen, ohne den hessischen Geleitsbrief in aller Form entgegengenommen zu haben. Z. hoffte nichts Geringeres als den Sieg seiner Lehre in der ganzen Welt; in Marburg schien der erste große Erfolg zu winken. Heimlich reiste er von Zürich ab, um nicht zurückgehalten zu werden; selbst seiner Frau ließ er erst von Basel aus das Ziel seiner Reise wissen, und einen Geleitsbrief wartete er vollends nicht ab.

Schon im Vorgespräch am 1. October, wobei der Landgraf den beiden „heftigen und hitzigen“ Männern je den ruhigeren Secundanten der Gegenpartei gegenüberstellte, Luther den Oecolampad, Z. den Melanchthon, verlief ungünstig. Vollends das Gespräch selbst. Z. suchte mit der Stelle Ev. Johannes 6, wonach der

Geist lebendig macht und das Fleisch nichts nützt, den leiblichen Genuß als unnöthig zu erweisen; Luther blieb beim Buchstaben „das ist mein Leib", den er auf den Tisch geschrieben hatte: „da kann der tüfel nit für". Dann wollte Z. den leiblichen Genuß als unmöglich erweisen, da Christi Leib im Himmel sei, also nicht im Brot sein könne. Aber die Verhandlung lief in einen „häderigen Zank" aus, wie es Z. bezeichnet. Jede Partei blieb auf ihrer Meinung.

Luther's Verhalten erschien hartnäckig. Doch ist es nicht bloß das. Er konnte sich die Vereinigung mit Gott, die sein innigstes Anliegen war, nicht denken, ohne Christus ganz zu genießen, und zur Person Christi gehörte ihm der Leib. Wie ohne den Wein, nach dem Brauch der Messe, nicht die volle Gestalt, so hatte für ihn das Sacrament ohne den leiblichen Genuß nicht den vollen Gehalt. Ganz anders Z. Er findet die Gegenwart des Leibes im Brot abergläubisch, unvernünftig. Luther, dünkte ihn, verharre wesentlich bei der katholischen Lehre, die der Creatur Antheil am Heil zuschreibe und darum Gottes Ehre schmähe. Ueberhaupt ist Z. über das mystische Gemüthsbedürfniß hinaus, das der Mitwirkung eines sinnlichen Factors bedarf; er ist rationell und modern; ihm genügt das Geistige an der That Christi. Diese geistige Freiheit machte ihn weitherzig. Er vermag über die nebensächliche Differenz wegzusehen, dem Gegner im Gedanken an die große Sache, die auf dem Spiele steht, mit Thränen im Auge die Bruderhand zu reichen und auf die Einigkeit in der Hauptsache hin zu erklären: „Es sind auf Erden keine Leute, mit denen ich lieber wollte eins sein als mit den Wittenbergern". Luther steht auf dem engeren, ängstlicheren Glaubensstandpunkt, der sich allezeit Bedenken macht, ein Opfer zu bringen; er weist die Bruderhand zurück und bezeichnet zutreffend Zwingli's modernes Wesen: „Ihr habt einen anderen Geist als wir".

So war die theologische Einigung gescheitert. Man setzte wohl die 15 Marburger Artikel auf, in denen die Einigkeit in allen Hauptlehren und selbst in der Abendmahlslehre bis auf den verhängnißvollen Punkt vom leiblichen Genuß ausgesprochen ist. Aber Luther hatte keine Ruhe, den Gegensatz immer neu geltend zu machen, wodurch die politischen Vereinbarungen geschädigt wurden. Z. bestand auch zu einseitig auf seinem Sieg: die Wahrheit habe so offenbar überwunden, daß wenn je jemand besiegt worden sei, so sei es der hartnäckige Luther. Wol werde jetzt das Wort Gottes statt in Kraft des Geistes „in Gwalt der Sachsen" geführt; aber, so hatte er Luther schon früher zugerufen, das kommende Jahrhundert werde nach unverfälschterem Gericht zwischen ihnen das Urtheil sprechen. (Vgl. die weitere Ausführung dieses Abschnittes in m. Aufsatz: Luther und Zwingli in Marburg, in Meili's Theol. Zeitschrift a. d. Schweiz I, 1884.)

Mit Marburg ist Z. auf den allgemein reformationsgeschichtlichen Schauplatz hinausgetreten, zum Besten der Einigung des gesammten Protestantismus zu einer geschlossenen Macht. Das zunächst auf theologischem Gebiete; aber die Einigung zerschlug sich, und der confessionelle Gegensatz hat sich nur verfestigt. Ob sich auf politischem Gebiete der Erfolg doch erreichen ließ? Wirklich sehen wir Z. um so eifriger sich nach dieser Seite wenden. Indem wir ihm auch hier folgen, lernen wir seine Größe in einer neuen Hinsicht kennen; aber es offenbart sich hier auch sein Verhängniß und seine Schranke.

VI. Zwingli's Politik ist in letzter Linie durch zwei Factoren bestimmt. Der eine ist die Stellung Oesterreichs und des Kaisers zur Reformation, der andere Luther's Verhalten ihm selbst gegenüber zu Marburg.

Wiederholt, soeben noch am Waldshuter Bund, hatte Z. Oesterreichs Gefährlichkeit für die schweizerische Reformation kennen gelernt. Jedes Mal sahen

wir ihn der Gefahr von dieser Seite dadurch entgegenwirken, daß er seine Bündnißpolitik mit den süddeutschen Städten aufnahm. Bei dieser Stimmung machte auf ihn erschreckenden Eindruck, was er auf der Marburger Reise in Straßburg vernahm. Aus directester Quelle, wie er überzeugt war, erfuhr er, daß Oesterreich darauf ausgehe, das Evangelium von Grund aus zu vernichten, und zwar in der Schweiz wie im Reich. Der Anschlag gehe dahin, zuerst die Schweizer und die süddeutschen Städte zu bezwingen, auf denen die Stärke der Reformation beruhe, und dann die Fürsten einen um den andern zu unterwerfen. Zu diesem Zweck habe sich der Kaiser überdies mit Frankreich verständigt. Nie vorher war Z. die Gefahr in dieser Größe und zudem als eine zuvörderst sein eignes Reformationswerk bedrohende vor Augen getreten. Gegen Habsburg-Oesterreich hatte sich also die Spitze eines protestantischen Bündnisses zu richten.

Unter diesen frischen Eindrücken wurden die Bündnißverhandlungen zu Marburg aufgenommen. Welches sollte aber die Grundlage des Bundes sein? Diesfalls wurde maßgebend, was Z. soeben in Marburg selbst erfahren hatte. Er hatte Luther zu genau kennen gelernt, um eine Verständigung auf Grund einer gemeinsamen Abendmahlsformel noch für möglich zu halten. Anderseits erschien ihm die Abendmahlslehre als eine verhältnißmäßig nebensächliche; er hielt es für ausreichend, daß man in den entscheidenden Grundfragen des Glaubens einig sei, und forderte fortan mit unverbrüchlicher Consequenz gerade die gegenseitige Anerkennung bei Freiheit der Abendmahlslehre. Es ist immer wieder dieselbe Bruderhand, die er schon im Gespräch Luther angeboten hat. Von diesem Standpunkt aus kam er zu einer neuen, umfassenderen Politik. Hatte man bisher an eine Verständigung unter engeren Glaubensverwandten gedacht, so wandte man sich jetzt größeren Entwürfen zu. Es wurde ein Bund aller antihabsburgischen Interessen, unter Voraussetzung jener allgemeinen Uebereinstimmung im Glauben, geplant, wahre europäische Politik getrieben. Der Plan eines Bundes zwischen Hessen, Straßburg und den Schweizern bildete jetzt nur noch die Basis; das ganze evangelische Deutschland, auch die lutherischen Gebiete, sollten beigezogen, die österreichische Macht, die sich wie ein Keil zwischen Norden und Süden einschob, durch Eroberung Württembergs zurückgedrängt, und sogar Dänemark, Frankreich und Venedig gewonnen werden: „Es wär dann alles Ein Sach, Ein Hilf, Ein Wille vom Meer herauf bis in unser Land“.

Dieser großartige Entwurf, sichtlich das Ergebniß jener doppelten Erfahrung, mit Oesterreich und mit Luther, ist zunächst Z. selber zuzutrauen, der als Schweizer ohnehin in Kaiser und Reich eine mittelalterliche, freiheitsfeindliche Macht sah und sich insofern zu Frankreich als deren Gegner hingezogen fühlte. Aber auch Landgraf Philipp von Hessen mußte von seinen Interessen aus auf ähnliche Ergebnisse kommen, und es wird der Antheil der Beiden, des Reformators und des Fürsten, am ganzen Project im Einzelnen schwer zu bestimmen sein. Sicher ist, daß sich die richtigen Männer gefunden hatten, und daß Z. auch persönlich dem Fürsten überaus sympathisch war „durch seinen Mutterwitz und eidgenössische Tapferkeit“. Auch nachher, im Briefwechsel, schlagen beide einen ungewöhnlich vertraulichen Ton an.

Allein der weitaussehende Plan verwirklichte sich nur zum kleinen Theil. Die deutschen Fürsten lehnten das Bündniß ab, weil sie mit Luther bei der Forderung voller Uebereinstimmung im Glauben beharrten. Dadurch wurden die Reichsstädte entmuthigt, womit hinwiederum die Eroberung Württembergs vereitelt war. Von Frankreich und Venedig, an die sich Z. wandte, war schon deshalb keine Zustimmung erhältlich, weil die vorausgesetzte religiöse Uebereinstimmung

stimmung auch gar zu sehr mangelte. Selbst der Bund mit Hessen stieß bei den Schweizerstädten auf Schwierigkeiten. Vorläufig blieb das einzige Ergebniß der Beitritt Straßburgs zum christlichen Burgrecht, Januar 1530.

Vollends lähmend wirkte der Augsburger Reichstag auf die Bündnißsache zurück. Die deutschen Protestanten ließen sich durch das persönliche Erscheinen des Kaisers in ungeahntem Grade imponiren, die Lutheraner unter ihnen, durch Furcht und Hoffnung bestimmt, sich ganz nach dem Wunsch der Papisten von den Zwinglianern trennen; sie sagten sich von diesen los und näherten sich weitgehend der alten Kirche an. So waren die Zwinglianer die bestgehaßten unter den Protestanten. Z. durchschaute die Gefahr in ihrer ganzen Größe. Kam es doch sogar dahin, daß auch die süddeutschen Städte schwach wurden, ohne ihn vorgingen und in der Tetrapolitana ein die Wahrheit verhüllendes Bekenntniß vorlegten. Z. war genöthigt, rein persönlich eine Schrift zu seiner Rechtfertigung einzureichen (Ad Carolum imperatorem fidei ratio). Entschieden, ob auch maßvoll, hat er darin seine Lehre bekannt und dadurch schweren Anstoß bei Katholiken und Lutheranern erregt. Eck's leidenschaftlicher Kritik dieser Eingabe widmete er noch eine besondere Vertheidigung zu Handen der protestantischen Fürsten, mit der freimüthigen Warnung, die Gegner wollen den Reichstag zu einem Concil machen, das kurzweg den Papst wieder in seine Gewalt einsetze. So war Z. der Einzige, der angesichts der Mächtigen dieser Welt fest zu seiner Sache stand. In prächtigen Briefen suchte er immer neu seine deutschen Freunde zur Standhaftigkeit aufzurichten, voran den Landgrafen von Hessen, der ihm noch am treusten geblieben war: „halt an, frommer Ackermann, halt an; es geht nur wohl!“ Den Städten rief er zu, wenn sie sich mit den Schweizern nicht verbünden wollen, so sollen sie es doch unter sich selber thun. Zürich möge ihnen das Vorbild sein, wie Standhaftigkeit selbst dem Papst und Kaiser gegenüber zum Siege führe. „Euere Liebe zum römischen Reich ist allzugroß; was hat Deutschland mit Rom zu thun? Aber diese Erkenntniß wird sich erst in späterer Zeit Anerkennung verschaffen.“

Schließlich sahen doch die deutschen Protestanten ein, daß sie mit allem Nachgeben die Anerkennung des Reiches nicht erlangen werden. Jetzt, in ihrer Bedrängniß, traten sie dem Gedanken eines Bündnisses wieder näher. Es war eine Genugthuung für Z., daß jetzt Sachsen von sich aus bei den Schweizern um ein solches warb, November 1530. Aber daran war die Zustimmung zu einer von Butzer verfaßten vermittelnden Abendmahlsformel geknüpft, die zweideutig erscheinen konnte. Z. war unbestechlich genug, sie abzulehnen. Seinem Marburger Standpunkt gemäß bestand er darauf: entweder gegenseitige Anerkennung auf Grund der Hauptstücke des Glaubens bei Freiheit der Abendmahlslehre, oder dann gar kein Bündniß, das doch nur trügerisch wäre (Stabilior amicitia in Domino, quae libero spiritu nititur, quam quae quantivis ingenii humani cancellis continetur, 4. September 1530; auch bei abweichender Lehre könnten wir Freundschaft und Einigkeit haben, da wir in der Summe des Glaubens einig sind, 20. November 1530). Für diesen Verzicht auf Sachsen bot eben jetzt die Aufnahme Hessens in das Burgrecht mit den Schweizerstädten (ausgenommen Bern) etwelche Entschädigung. Nochmals, bald nachher Anfangs 1531, erklärte sich Sachsen zum Bündniß bereit; wenn die Schweizer nur die Tetrapolitana anerkennen würden, sollten sie in den schmalkaldischen Bund aufgenommen werden. Aber wiederum lehnte Z. ab, und sowol Zürich als Bern stimmten ihm nachdrücklich zu, weil die Abendmahlslehre nicht verdunkelt werden dürfe. Wenn Zürich (wie ähnlich Z. selbst) dabei erklärt, es sei wohl zu bedenken, daß man nicht nur sich selbst lebe, sondern auch den nachkommenden Zeiten und Menschen, so hat die spätere Entwicklung diesem Bedenken völlig

Recht gegeben; die Tetrapolitana ist überall, wo man sie angenommen hat, für spätere Geschlechter die Brücke zurück ins Lutherthum geworden (Stähelin 2, S. 454 f.).

So lag es an Z., daß schließlich, so nahe man sich gekommen war, das allgemeine Bündniß der Protestanten scheiterte. Der von ihm selbst früher so lebhaft erstrebte, in verlockende Nähe gerückte Erfolg erschien seinem gesunden Urtheil unter der gestellten Bedingung als eine sein Werk gefährdende Versuchung; er folgte seinem Gewissen und gab gegenüber einem Frieden um jeden Preis die Ehre der Wahrhaftigkeit. Diese Haltung gehört mit zur Größe Zwingli's; sie stellt sein grundsätzliches, allem Markten fremdes Wesen in helles Licht. Die Nachfolger, sogar ein Bullinger, wiegten sich immer wieder in dem Wahn, doch noch eine völlige Concordie in Glaubenssachen zu Stande zu bringen, und sie haben schwere Arbeit daran gesetzt. Aber das Scheitern ihrer Bemühungen hat Z. Recht gegeben. Von den maßgebenden Männern der zweiten Generation hat sich keiner mehr zu seinem freien Blick erhoben, keiner sich auf die Höhe seiner Auffassung von der Einheit im Wesentlichen bei Freiheit im Nebensächlichen zu stellen vermocht; ihnen allen erschien eben auch das Nebensächliche wesentlich. Dadurch unterscheidet sich der Reformator von den Epigonen.

Als Ausläufer der Bündnißbestrebungen können zwei Schriften Zwingli's aus seinen beiden letzten Lebensjahren betrachtet werden, De providentia Dei, eine Marburger Predigt, jetzt für den Landgrafen auf seinen Wunsch weiter ausgeführt, und Christianae fidei expositio an König Franz I. von Frankreich (diese Schrift, im Mscr. nach Paris übersandt, ist erst nach des Verfassers Tod gedruckt erschienen). Von einem Bündniß ist hier allerdings nicht die Rede; aber wir gewahren doch, daß Z. nie darauf verzichtet hat, auch in der Ferne verwandte Elemente bei seiner Sache festzuhalten oder für sie zu gewinnen. Beide Schriften sind, von verschiedenen Gesichtspunkten aus, Zusammenfassungen seiner Lehre und namentlich die erstere philosophisch bedeutend als das Bild seiner von einer höchsten Idee aus einheitlich sich entfaltenden Weltanschauung. Auch das haben sie gemein, daß der Verfasser wieder mehr als in den letzten Jahren seine humanistische Betrachtungsweise hervortreten läßt. Dadurch, namentlich in der Anschauung, daß auch die Frommen des Alterthums vom Heil nicht ausgeschlossen seien, hat er eine Seite hervorgekehrt, an der Luther schweren Anstoß nahm. Insofern manifestirt sich auch hier die confessionelle Sonderung und der Verzicht auf die Bündnißpolitik; denn durch dieses Beides fühlte sich Z. der Rücksichten entbunden, die er vorher dem Gegner getragen hatte; er tritt uns wieder ganz in seiner originellen Eigenart entgegen.

Eben diese letztere werden wir nun erst in ihrem ganzen Umfang kennen lernen, wenn wir uns noch einmal auf den schweizerischen Boden zurückwenden und Z. bei der abschließenden Wirksamkeit im Umkreis seiner eigensten Schöpfung folgen. (Die Hauptschriften über Zwingli's Politik sind: Lenz, Zwingli und Landgraf Philipp, in der Zeitschr. f. Kirchengeschichte III, 1879, und Hermann Escher, Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft, 1882.)

VII. Nachdem wir eingangs Zwingli's Entwicklung bis Zürich und hierauf seinen reformatorischen Impuls in Zürich geschildert hatten, ließen wir die Durchführung der Reformation daselbst folgen. Wir sahen, daß das Werk im Frühjahr 1526 wesentlich abgeschlossen war. Dann wandten wir uns der nationalen und universalgeschichtlichen Entwicklung zu, indem wir jener bis 1529, dieser bis 1531 folgten. Erst so können wir den weiteren Fortgang, in Zürich seit 1526 und in der Eidgenossenschaft seit 1529, richtig würdigen. Wir nehmen also die abgebrochenen Fäden wieder auf.

In ihrem grundlegenden Verlauf bis 1526 kann die Zürcher Reformation als das gemeinsame Werk des Reformators und des ganzen Volkes zu Stadt und Land betrachtet werden, sofern die Obrigkeit, dem schweren Druck von außen gegenüber, in den entscheidenden Momenten die Zustimmung der Zünfte und Gemeinden eingeholt und auch jedesmal erlangt hat. Mit 1526 hören diese Volksanfragen auf. Die eidgenössische Opposition verlor ihren compacten Charakter, und die Obrigkeit konnte an Zwingli's Seite das Werk allein ausbauen.

Mit dieser Wendung hängt zunächst zusammen, daß das Kirchenregiment seit 1526 vollends den staatskirchlichen Charakter erhält. Wol hatte einst die Obrigkeit den ersten Beschluß, die schriftgemäße Predigt, auf Grund der ersten Disputation von sich aus gefaßt; aber weiterhin, bei den cultischen Reformen, hatte man es dann den Landgemeinden überlassen, mit Mehrheit zu beschließen, ob und wann sie sich dem Vorgang der Stadt anschließen wollen, und so das Recht der „Kirchhöre“ oder Gemeinde anerkannt. Jetzt war das überall und überraschend einhellig geschehen. Der Rath verfuhr also kürzer, ergänzte und revidirte ganz von sich aus und trieb die noch Zurückgebliebenen an, „sich ihm gleichförmig zu machen“, „seines Gefallens zu leben“, „ihm gehorsam zu sein“. Das Bezeichnendste ist, daß man die Priester, die noch immer nicht geheirathet hatten, dazu verhielt, binnen vierzehn Tagen ihre Haushälterinnen ehelich zu nehmen. Immer kehrt die Forderung auf „Gleichförmigkeit“ wieder, und zusehends befestigt sich die autoritative Stellung der Obrigkeit in Kirchensachen.

Aber nicht bloß das. Auch im Glauben selbst mußte auf Uebereinstimmung gedrungen werden. Die Reactionsversuche nach der Badener Disputation wirkten auf Zürich zurück. Es gab hier noch immer altgesinnte Elemente, und diese regten sich wieder. Hier ist es nun Z. selbst, der eifersüchtig wacht, daß am Sitz der Reformation kein Rückfall möglich sei. Gerade weil er sagen kann, im Gebiet von Zürich herrsche „wunderbare Uebereinstimmung“ im Evangelium, ist er nicht gewillt, in der Stadt eine geheime Opposition zu dulden; übrigens hatten die Landgemeinden ausdrücklich auf diese hingewiesen und ihre Abstellung gefordert. Es traf die gesammten Reactionsgelüste, in Sachen des Pensionenwesens wie des Glaubens, als Z. durch die Enthauptung des Rathsherrn Jacob Grebel ein Exempel statuiren ließ, October 1526. Aehnlichen Motiven entsprang später die Zurücksetzung der Constafel- oder Adelszunft auf die Berechtigung der gewöhnlichen Zünfte, März 1530. Auch der Täuferei wurde man satt. Damit man „in Zukunft wisse, wer getauft sei und nicht“, regte Z. die Führung von Ephemeriden oder Kirchenbüchern an (1526); einige der hartnäckigsten Täufer wurden ertränkt (seit 1527). Als die Schützen nach Straßburg fuhren, wurde ihnen eingeschärft, zur Predigt zu gehen und keine Messe zu hören (1527), und wie einen letzten Termin für alle „Widerspenstigen“ betrachtete man die Berner Disputation; man will ihnen „nicht mehr soviel zulassen“ und fordert sie auf, abzustehen oder in Bern ihre Sache zu „erobern“. Es wird also die Losung: „nach innen fest“ consequent befolgt. Einheit, „Gleichform des Glaubens“, ist das ständige Ziel.

Eng mit dem Glauben ist bei Z. die Sittenzucht verbunden. Das Thun des göttlichen Willens ist ihm der wahre Gottesdienst. Wie daher von Anfang an „nach Anleitung des göttlichen Wortes alles unordentliche Wesen verboten“ worden war, so sah man nach dieser Seite immer schärfer auf. Wittwen und Waisen werden geschützt, die Sonntagsfeier geboten, die Satzungen gegen die Pensionen verschärft, Ehebruch und Kuppelei verfolgt, Spiel und alle andere „Ueppigkeit“ abgethan. Immer dasselbe Bestreben, „in christliche Einigkeit zu kommen“.

Diese ganze Richtung spiegelt sich in dem Institut, das seit 1526 die einzige wesentlich neue Einrichtung der zürcher Kirche geblieben ist, in der Synode. Die Geistlichkeit in erster Linie sollte nach der erkannten Norm gestaltet und danach jährlich zwei Mal bereinigt werden, wobei die Gemeinden ihre Klagen über die Pfarrer durch Abgeordnete geltend zu machen haben. Gleich der erste Beschluß (September 1527) verkündet, die Synode habe die Einhelligkeit im Glauben und die Ehrbarkeit des Wandels unter den Geistlichen zu fördern, und als dann mit Frühjahr 1528 die Synoden ins Leben traten, fügte Z. die Pflege der Sittenzucht in den Gemeinden und den Kampf gegen die Reste der Täuferei als weitere Aufgaben bei; auch nahm er in den Synodaleid die bezeichnende Bestimmung auf, es dürfe der einzelne Geistliche keine neuen Dogmen oder Lehren vortragen ohne vorherige Genehmigung der „gemeinen ordentlichen Versammlung der Prädicanten“.

Lehre und Zucht sind Z. die wichtigsten Anliegen geblieben bis ans Ende. In ersterer Hinsicht war und blieb die Prophezei oder tägliche gelehrte Schriftauslegung im Großmünster der anregende und wegleitende Mittelpunkt, sowol für Geistliche, die in Amt und Würden standen und zeitweise nach Zürich kamen oder befohlen wurden, als für Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses. Z. hat diesem Institut unermüdet seine beste Kraft gewidmet; erst nach seinem Tode wurde diese Professur (der Septuaginta) vom Pfarramt abgelöst und als eigner Lehrauftrag Theodor Bibliander übertragen. Aus der Prophezei ist auch, zugleich im Zusammenhang mit der confessionellen Sonderung, die Zürcher Bibel von 1531 hervorgegangen; zum Theil an Luther anlehnend, ist sie gerade in den schwierigeren Partien eigne Arbeit der Zürcher und die erste vollständige deutsche Bibel der Reformation überhaupt. Was die Sittenzucht betrifft, so ist sie in Zwingli's letzten Jahren noch besonders scharf gehandhabt worden. Wie Zwingli's Geist immer mehr den ernsten Schwung des Prophetischen annimmt, so verlangt alles Volk mit Vorliebe nach den prophetischen Schriften des Alten Testaments, die ihm sein Prediger „impetu sancti spiritus“ auszulegen anhebt. So ist der ethische Ernst, der die reformirte Kirche des 16. Jahrhunderts kennzeichnet, parallel dem confessionellen Abschluß zur intensiven Geltung gelangt. Wunderbar erschien den Zeitgenossen, wie nachher unter Gustav Adolf und Cromwell, die Mannszucht des reformirten Heeres im ersten Cappelerkrieg, im Gegensatz zu den indisciplinirten alten Söldnerscharen. Die Sittenmandate aller Art wurden immer zahlreicher und strenger; statt aller anderen lese man nur die „Christenlich Ansehung des gemeinen Kilchgangs“ vom März 1530 mit ihren scharfen Bestimmungen über Predigtbesuch, Ehewesen, Wirthshäuser, Spiel u. A. Zwar unterscheidet sich diese Sittenzucht noch wesentlich von der durch Calvin eingeführten; aber es legt sich uns doch die Frage nahe, ob Z., wenn er länger gelebt hätte, nicht auf ähnliche Wege wie Calvin gekommen wäre; so stramm erscheint schon unter ihm die Sittenzucht „zur Ehre Gottes“, und so deutlich weist die reformirte Art auch in diesem Stück auf ihn als ihren Begründer zurück.

Ist es Z. gelungen, in Zürich die Erneuerung ganz nach seinen Intentionen durchzuführen, so hat er sein schweizerisches Ziel nicht ganz erreicht. Die nationale Reformation ist ein Torso geblieben. Wie das gekommen ist, bleibt noch zu zeigen; wir müssen dazu auf den ersten Cappelerfrieden zurückgreifen.

Dieser Friede war, wie wir wissen, ein Compromiß, einerseits dem Evangelium günstig, andrerseits den vollen Sieg unterbindend. Beides tritt dann zu Tage, zuerst der Erfolg, so daß das Jahr 1530 eine weitere und starke Aus-

breitung der Reformation bringt, dann aber auch die verhängnißvolle Seite, sichtbar an dem Rückschlag und der Krisis von 1531.

Im Friedensschluß hatte man vor allem die Unterthanengebiete der Reformation eröffnet. Es ging jetzt auch mächtig vorwärts, namentlich in der Ostschweiz, wobei Zürich kräftig, zuweilen, wie gegenüber dem Kloster St. Gallen, gewaltthätig nachhalf. Auch andere Gebiete traten nun entschieden bei, so Glarus, oder ließen das beste hoffen, so sogar Solothurn. Als die Berner im Herbst 1530 Genf befreiten, sorgte Z. auch da für die Begründung des neuen Wesens; andere welsche Gebiete hatte unter bernischem Schutz Farel bereits gewonnen. Z. stand in der Schweiz sehr mächtig da, wie „der Bischof des ganzen Vaterlandes und das Auge des Herrn", und von neuem wurde er auch durch Süddeutschland der maßgebende Mann. Eine reiche Wirksamkeit hatte er jetzt nach allen Seiten zu entfalten. In den neu gewonnenen Gebieten galt es zu organisiren; zu Frauenfeld, St. Gallen, Lichtensteig hat Z. Synoden begründet und geleitet. Weiter war er darauf bedacht, die schweizerischen Kirchen aller Gebiete unter sich in engeren Zusammenhang zu bringen. Dabei ist es von Interesse, wie er einerseits jenen Grundsatz der Glaubenseinheit weniger dehnbar faßt als in den deutschen Bündnißbestrebungen; er will, wie es die Verhandlungen über das Abendmahl, die Täuferei und den Bann im J. 1530 zeigen, in der engeren Sphäre seines Einflusses die innere Einheit strammer wahren. Anderseits schont er doch wieder weise die Eigenart der verschiedenen Kirchen in Hinsicht auf Organisation und „Cerimonien". In dieser Zeit sind eine Reihe wichtiger Reformationsgesetze Zürichs auch in anderen Gebieten der Schweiz theils kurzweg eingeführt, theils zum Vorbild für eigne Statuten genommen worden.

Dieser Siegeslauf des Evangeliums, dem die späteren Bündnißverhandlungen zur Seite traten, regte die Spannung in der Eidgenossenschaft aufs neue an und rief der Gegenwirkung der V Orte. Es kam diesen jetzt die Halbheit des Cappelerfriedens zu statten; dieser Friede hat alle ferneren Verwicklungen, wie Z. gleich vorausgesagt hatte, in seinem Schoß getragen. Die Sieger hatten zugelassen, daß die Reformation an den Grenzen der V Orte Halt machen mußte, und auf die Unterdrückung der Pensionen und die freie Predigt in jenen Gebieten verzichtet. Es läßt sich freilich fragen, ob die Hoffnungen Zwingli's auf das Volk der Innerschweiz überhaupt begründet waren; auch kann man darauf hinweisen, daß ja Zürich im eignen Gebiet auch ausschließlich verfuhr, oder finden, es wäre weise gewesen, sich mit dem ersten Cappelerfrieden zu begnügen. Aber für Z. stand die Ehre Gottes und seines Wortes, zusammen mit der Regeneration des ganzen Vaterlandes, über allem; es erschien ihm kurzweg als Christenpflicht, den „gefangenen Gewissen" in der ganzen Eidgenossenschaft die Erlösung zu bringen. Von da aus kam er zu immer neuen Versuchen, das Ziel doch noch zu erreichen. Anderseits knüpften die V Orte wieder mit Oesterreich an. So kam es, daß der Krieg bald wieder unvermeidlich schien, im Mai 1531. Aber jetzt kam Bern dazwischen. Sein Verhalten hat den ganzen weiteren Verlauf der Ereignisse wesentlich bestimmt.

Berns Geschichte trägt von Anfang an einen ausgeprägt politischen Charakter. Auch in der Reformationszeit hat die Stadt nie wie Zürich die politischen Interessen den religiösen untergeordnet, oder genauer gesprochen: für Bern fielen die beiderlei Interessen nicht so glücklich wie für Zürich zusammen. So kam es trotz des Zusammengehens auf Grund der Reformation doch zu verschiedenen Standpunkten. Sowie Zürich seine Propaganda in der Ostschweiz für seine politischen Zwecke benutzte, erwachten in Bern Bedenken und Eifersucht. Bern hat sich darum nie herbeigelassen, den dort durch Zürich geschaffenen Ver-

hältnissen die bundesrechtliche Anerkennung zu gewähren. Der verhängnißvolle Cappelerfriede ist gewissermaßen Berns Werk, sofern es den Entscheid durch die Waffen deswegen vereitelte, weil er voraussichtlich eine neue politische Stärkung Zürichs bedingt hätte. Dazu kommt die Ablenkung der Bernischen Interessen nach Westen, auf Erweiterung der Herrschaft nach dem Genfersee, und die Rückwirkung dieser Politik auf Berns eidgenössische Stellung. Ohnehin hatte die Obrigkeit von Bern ihre Unterthanen für die religiös-kirchlichen Ziele lange nicht so entschieden hinter sich wie die von Zürich die ihrigen. So beruhte der Bund von Zürich und Bern auf zu verschiedenen Zuständen und Interessen, als daß ein freudiges gemeinsames Handeln möglich war. Zwar in der Theorie wollte Bern bis kurz vor der Cappelerschlacht mit Zürich eins sein; aber immer kamen halbe Maßregeln heraus, und die Zürcher Gesandten klagen gelegentlich, „die Tapferkeit der Herren von Bern stimme nicht zu ihren süßen Tönen“. Sogar auf der Zürcher Landschaft empfand man die Störung: „wir haben die Berner nicht an der Hand, als wir meinen“. Dieser lähmende Einfluß theilte sich den andern Städten des christlichen Burgrechts mit, und selbstverständlich wirkte er auch auf die Entschlüsse Zürichs selbst zurück.

Unter jenen halben Maßregeln war die unglückseligste eine Proviantsperre gegen die V Orte. Dieses Mittel hatte man schon einmal mit Erfolg angewandt, als es galt, die Kriegskosten von den V Orten zu erzwingen. Aber was in Geldsachen den Dienst gethan, war in Glaubenssachen das verfehlteste Mittel. Die Sperre war recht dazu angethan, den Krieg, den sie vermeiden sollte, erst recht zu bringen. Z. verurtheilte die gehässige Maßregel aufs schärfste. Sie treffe die Unschuldigen, Weiber und Kinder, und statt den Feind zu schlagen, richte man es so ein, daß man von ihm geschlagen werde. Z. konnte das mit Grund prophezeien; denn Bern hatte an seine Hülfe im Kriegsfall die Bedingung geknüpft, daß Zürich der angegriffene Theil sei. Damit war Zürich zur Defensive verurtheilt. Während Z. in einem offensiven Vorstoß allen Erfolg sah, mußte man nun den V Orten „den Vorstreich lassen“. Daraus folgte dann das militärisch verfehlte Cordonsystem, die Zersplitterung der Streitkräfte an den Grenzen. Zu allem kam in Zürich selber eine seltsame Vertrauensseligkeit und Mangel an Ernst, sofern man an eine Kriegserklärung der Gegner doch nicht glaubte. So erfolgte diese wider Erwarten. Bern kam zu spät, und die Zürcher, ungenügend vorbereitet, handelten überstürzt und kopflos. Von ihren Bundesgenossen isolirt und selbst erst zum kleineren Theil gesammelt, wurden sie von vierfacher Uebermacht zu Cappel geschlagen, am 11. October 1531. Der „Vorstreich“ ist den V Orten geglückt.

In diesem Treffen ist Z. gefallen. Sein tragischer Ausgang, von ihm selbst geahnt und voraus verkündet, verdient eine besondere Darstellung, sowol aus persönlichen als aus historischen Gründen.

VIII. Selten wird ein so wichtiger kriegerischer Entscheid durch so wenig Volk ausgefochten worden sein wie zu Cappel. Die äußeren Vorgänge der Schlacht sind nebensächlich, der ganze Verlauf auf zürcherischer Seite ein schlagender Beweis, wie im Krieg die ersten Fehler alle folgenden erzeugen und durch keine Tapferkeit mehr wett zu machen sind. Z., nach altem Brauch, und weil er beim Volk in besonderem Ansehen stand, zum Panner ausgenommen, stand während des Kampfes im dritten Glied. Das letzte, was wir von ihm vernehmen, ist der Zuspruch an die Seinen: „Sind mannlich und frölich, lieben Zürcher, müssend wir schon hie einen schweiß lyden, so werden wir doch vor Gott gesigen (oder: mit Gott blyben)“; Myconius gibt den ähnlichen Gedanken in der biblischen Fassung: den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele. Durch Stich und Wurf verwundet, blieb er unter den Todten liegen. Als ihn

die Feinde fanden, sah er staunend gen Himmel. Sie forderten ihn auf, zu beichten oder doch Maria und die Heiligen anzurufen; zu beidem schüttelte er verneinend das Haupt. Ein Unterwaldner versetzte ihm zornig den Todesstreich. Am andern Morgen war ein wundergroß Zulaufen; jedermann wollte den Z. sehen. Unbeschreiblich war es, mit was für Schmachworten er von Vielen überschüttet wurde. Meister Hans Schönbrunner aber, der Pfarrer von Zug, konnte sich Weinens nicht enthalten und sprach: „Wie du auch Glaubens halber warest, so weiß ich, daß du ein redlicher Eidgenosse gewesen bist; Gott verzeihe dir deine Sünde". Der rohe Haufe verlangte ein Kriegsgericht über den Leichnam: als Verräther der Eidgenossenschaft wird der todte Z. verviertheilt und als Ketzer zu Asche verbrannt.

So ist Z. gestorben als ein Held, tapfer wie im ganzen Leben. Wenn man es im Alterthum als eine Gunst der Götter ansah, auf der Höhe des Lebens eines ruhmwürdigen Todes zu sterben, so hat auch für Zwingli's Andenken diese Treue im Tode, weil sie zum Herzen spricht, wol nachhaltiger gewirkt als ein weiteres Leben. Sie wird ihm unvergessen bleiben, so lange es eine reformirte Kirche, ja ein Gefühl für geschichtliche Größe gibt. Selbst das so viel längere und sehr bedeutende Wirken eines Bullinger konnte Zwingli's Stellung als des primären Trägers der schweizerischen Reformation nie mehr verdunkeln.

Man hat schon bestritten, daß Zwingli's Tod die entscheidende Bedeutung der Katastrophe seines Reformationswerks zukomme, und hat diese in seinem „Urlaubsgesuch" vom 26. Juli vorher gefunden. Damals schon sei sein Einfluß zusammengebrochen und er von da an ein politisch todter Mann gewesen. Beides ist gleich schief. Sein damaliges Auftreten vor dem Zürcher Rath ist kein Zeugniß der Schwäche, sondern, sammt dem Anerbieten seines Rücktritts, ein Act großer Energie, wodurch er die Seinen noch einmal aufgeweckt und zu neuer Entschiedenheit um sich gesammelt hat, und seine fernere Leitung Zürichs bis zur Krisis ist so gut bezeugt als nur möglich. Wol hat, wie begreiflich, die vermittelnde Politik der Burgrechtsstädte lähmend und verwirrend auch auf Zürich zurückgewirkt; aber zum Abfall von Z., zu einer zürcherischen Politik neben oder im Gegensatz zur seinen ist es nicht gekommen. Die Versuchung dazu war wol eine Zeitlang vorhanden; aber Z., der den klaren Blick nie verlor, hat sie zur rechten Zeit beschworen und ist der Steuermann geblieben bis zuletzt.

Die Schlacht von Cappel war für die Sache der Reformation ein schwerer Schlag. Beide Parteien haben ihren Empfindungen selbst in Liedern Ausdruck verliehen (v. Liliencron, Die histor. Volkslieder d. Deutschen, Nr. 427—33). Ferdinand von Oesterreich schrieb an den Kaiser, dies sei der erste große Erfolg, den alten Glauben wieder zu beleben. Immerhin blieb in Zürich selbst das Werk Zwingli's intact. Der junge Heinrich Bullinger, an den schon Z. selbst für seine Nachfolge dachte, hat die Kirche durch die Erschütterung zu bleibendem Bestand, ja zu neuer schöner Blüthe hindurchgeführt. Das beste Zeugniß für Z. als religiösen Reformator ist es, daß bald nach der Schlacht und mitten unter Vorwürfen über die kriegerische Politik die Landschaft fest erklärte, es sei niemand des Gemüths, vom Gotteswort zu weichen.

Anders kam es in der übrigen Schweiz. Zwar auch hier blieben die Städte und die starke Mehrzahl der Bevölkerung reformirt; aber in den Vogteien erzwangen die V Orte doch vielfach die Rückkehr zum alten Glauben, das um so leichter, als die Freundschaft von Zürich und Bern auf Jahre hinaus gestört blieb. Dadurch erreichten sie namentlich das, daß Zürich sich wieder von katholischen Gebieten umgeben sah und die Hegemonie über eine beinahe ganz refor-

mirte Ostschweiz verlor. Noch wichtiger war es, daß das alte Bundesrecht mit seiner Herrschaft der Länder gerettet und die gesunde nationale Entwicklung für drei Jahrhunderte zurückgeworfen war; erst der Sonderbundskrieg von 1848 hat dem gerechteren Schweizerbund in Zwingli's Sinn zum Sieg verholfen.

Den schwersten Schlag erlitt Zürichs Einfluß auf Süddeutschland. Zwar kam es doch noch zu jener von Z. geplanten Eroberung Württembergs, und es ist unter Bullinger eine wahre reformirte Mission mit schönen Erfolgen vom Elsaß bis nach Augsburg betrieben worden; aber auf die Länge hielten diese Beziehungen nicht nach, das Gewitter des Interims verdarb die keimende Saat, und schließlich stellte es sich doch heraus, daß der Entscheid von Cappel zu tief eingeschnitten hatte. Süddeutschland fiel dem Lutherthum anheim, und der Rhein bildete zwischen den beiden Reformationsgebieten wie politisch die Grenze. Nur in der Ferne, im westlichen Deutschland und am Rhein, blieben dem reformirten Wesen einzelne Gebiete erhalten, und seit Calvin's Wirken traten neue bei. Zunächst war der Hauptgewinn England, um dessen Reformation sich Bullinger und Zürich ein großes Verdienst erworben haben, und mit England eröffnet sich der Ausblick in bedeutsame moderne Entwicklungen des religiös-kirchlichen Lebens.

Z. ist, dem Dogmatiker Calvin gegenüber, lange Zeit zurückgesetzt worden. Heute ist seine Bedeutung wieder mehr zur Geltung gelangt, als des andern primären Impulsgebers der Reformation neben Luther. Luther's Größe bleibt deswegen unberührt. Seine Genialität vermissen wir bei Z. Aber auch seine Einseitigkeit: Z. vereinigt mit dem Religiösen das Humane, mit philosophischer und politischer Begabung gewaltige Thatkraft und praktisches Geschick in schöner Harmonie.

Es sind Z. die politischen Bestrebungen zum Vorwurf gemacht worden, sowol die Bündnißpolitik im Reich als die Kriegspolitik in der Schweiz. Aber Bündnisse haben seit Marburg Reformirte und Lutheraner gesucht und geschlossen; der Unterschied ist, wie ich nochmals erinnere, nur der, daß Zwingli's Gesichtspunkt dabei ähnlich wie in Glaubenssachen der freiere und modernere, der Luther's der ängstlichere und engere, darum aber nicht auch der religiösere, ist. Und was die Schweiz betrifft, so hat Z. allerdings den Krieg dem faulen Frieden vorgezogen. Sein Grundgedanke, bedingt durch die ihm eigene Vereinigung des religiösen und des vaterländischen Gefühls, ging dahin, daß die reformatorische Erneuerung wie keine andere eine nationale Sache, ihre Durchführung also im gesammten Vaterlande eine heilige Gewissenspflicht sei. Damit darf sich Z. vor dem Richterstuhl des historischen Urtheils sehen lassen trotz des tragischen Verhängnisses, das sich für seine Person an jenen Grundgedanken geknüpft hat. Es ist wahr, sein Einstehen für das Evangelium ist bis zum äußersten gegangen, bis zur Gefährdung des damaligen Schweizerbundes. Aber wenn er erklärt, das müsse er darum thun, weil ein Rückfall unter die Papstherrschaft für das Volk das größere Uebel wäre als selbst der Verlust der zeitlichen Freiheit, so bekennt er damit nur, daß es für ihn höhere Güter gab als selbst diese, die ihm so theuer war. Z. bleibt eine so hervorragende geschichtliche Erscheinung, daß man sein Urtheil über ihn wohl bedenken muß. Nicht zuletzt kommt in Betracht das Zeugniß eines so weisen Zeitgenossen wie Bullinger. Kurz nach der Schlacht, und mitten unter den Schatten, wie sie einen tragischen Ausgang stets begleiten, hat er eine feierliche Gedächtnißrede auf den Gefallenen gehalten und dabei seinen Eindruck in dem schlichten Urtheil zusammengefaßt: „Alles an diesem Manne war groß". (Dieser Abschnitt beruht auf m. Schriften: Die Schlacht von Cappel, 1873, und Zwingli's Tod nach seiner Bedeutung für Kirche und Vaterland, 1893.)

Nach dem historischen sei noch das persönliche Bild Zwingli's in den Hauptzügen gezeichnet.

Seine äußere Erscheinung kennen wir nicht so genau, als wir es wünschen möchten. Es ist nicht zu beweisen, daß sein Porträt bei seinen Lebzeiten festgehalten worden wäre; doch besitzt man eine Medaille des zeitgenössischen geschickten Medailleurs Jacob Stampfer von Zürich, welche das Profilbrustbild des Reformators mehr oder weniger authentisch wiedergibt, und auf welches zwei Holzschnitte und ein Oelgemälde des Zürcher Malers Hans Asper, vor der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden, zurückgehen werden (vgl. m. Aufsatz über Zwingli's Bild, mit Lichtdruck der Medaille, in den Zwingliana 1897, Nr. 1). Beiläufige spärliche Aeußerungen von Zeitgenossen melden, Z. sei ein stattlicher Mann von starkem und gesundem Körperbau gewesen, „nach Leibesform ein' schöne, tapfere Person, ziemlicher Länge, sein Antlitz freundlich und rothfarb".

Geistig erscheint Z. allseitig reich begabt. Alle Seelenkräfte verbinden sich bei ihm zu schöner Harmonie. Die Freunde rühmen seinen klaren Verstand, seine Gelehrsamkeit, seine Gewandtheit im Disputiren. In geistigen und weltlichen Händeln war er klug, fürsichtig und rathschlägig, im Gespräch schlagfertig und witzig. Seine Willenskraft erfüllt sein ganzes Wirken. Die Glarner rühmten seine Tapferkeit an den Schlachten mit Rath und That; Bullinger lobt seine Selbstbeherrschung in Essen und Trinken, seinen ausdauernden Fleiß im Studium bei wohl geordneter Eintheilung der Zeit; Keßler erzählt von seinem Brauch, des Winters in ungeheizter Stube zu studiren, um sich den Schlaf fern zu halten; Butzer preist seine treue und bescheidene Art, seinen Ernst und seine Standhaftigkeit. Von allen Seiten wird seines freien und fröhlichen Gemüthes gedacht. Von angeborner Freundlichkeit war er leutselig und gesellig, füraus barmherzig und gegen Arme oft nur zu freigebig, ein Vater der Vertriebenen, deren er keinen ungetröstet von sich ließ. Sanguinischen Temperaments konnte er leicht aufbrausen; aber er trug nichts lange nach, „neidig und hässig" war er nicht. Auch Rührung bis zu Thränen übernahm ihn etwa, im häuslichen Kreise und in großen Momenten seines öffentlichen Wirkens. Seine Erholung war die Musik; vieler Instrumente kundig, war er auf der Laute ein „verrühmter Meister" und besaß ein bedeutendes Talent im Componiren. Poetische Begabung zeigen seine Lieder, die Pestlieder vor, in und nach der Krankheit, das Kappelerlied, einst weit und breit auch an Fürstenhöfen gesungen und geblasen. Alle diese Gaben entfalteten sich am schönsten in der Predigt. Durch und durch voll Leben, dabei einfach, ohne Wortgepränge und gut zu merken, im Strafen ernst und doch väterlich, im Trösten anmuthig und lieblich, wurde Z. von Jedermann gern gehört und seine Predigt in Zürich jeder andern vorgezogen. Alles in allem zeigt sich uns das Bild einer überaus tüchtigen und gewinnenden Persönlichkeit, und das Ebenmaß der Kräfte, das sein öffentliches Wirken verräth, spiegelt sich in den zerstreuten kleinen Zügen wieder, welche die Freunde aus dem täglichen Umgang überliefern. —

Hauptquellen: Zwingli's Werke, Ausgabe von Schuler und Schultheß, die vita Zwinglii von Myconius und Bullinger's Reformationsgeschichte. Dazu das amtliche Material, für Zürich in meiner Actensammlung zur Zürcher Reformationsgeschichte, für die Eidgenossenschaft in den Abschieden und der Actensammlung zur schweizerischen Reformationsgeschichte, diese beiden Werke bearbeitet von Johannes Strickler. — Erste umfassende Biographie von Mörikofer (2 Bände 1867 ff.). Dazu Baur, Zwingli's Theologie (1885 ff.). Hauptwerk ist jetzt Stähelin, Zwingli (2 Bände 1895/97); hier und bei Finsler, Zwingli-Bibliographie (1897), die ganze weitere reiche

Litteratur. — Eine Neuausgabe der Werke Zwingli's ist zu Zürich in Aussicht genommen. Im Anschluß an das hier entstandene Zwinglimuseum erscheinen zwei Mal jährlich die Zwingliana, Mittheilungen zur Geschichte Zwingli's und der Reformation, redigirt vom Unterzeichneten.

Emil Egli.

Zwyer: Sebastian Bilgerin Z. (von Evibach), schweizerischer Kriegsmann und Politiker, geboren 1589, † nach dem 28. October 1660. Der Angehörige eines Urner Geschlechtes, das seit 1294 urkundlich erscheint — dann etwa 1300 im Gefällerodel der Fraumünsterabtei in Zürich für Abgaben der Gotteshausleute in Silinen: hier fließt auch von der rechten Thalseite der Evibach, von dem schon 1317 ein Heinrich als „Zwyer von Evibach" vorkommt —, war Z. der Sohn des spanischen Hauptmanns Andreas, der als Rath des Bischofs von Constanz dessen Obervogt in den aargauischen Herrschaften Kaiserstuhl und Klingnau war, und der Helma von Beroldingen aus einem angesehenen Urner Hause, das seit 1427 im Landammänneramt für Uri hervortritt. Z. muß, da er der lateinischen, italienischen und französischen Sprache mächtig war, eine gute Jugendbildung genossen haben, und auch sonst muß er in seinem Wesen empfohlen gewesen sein, da er 1619, wie er noch später mit Genugthuung hervorhob, ohne irgend eine Recommandation in Ferdinand's II. Dienst als Hauptmann aufgenommen wurde. Als Obristwachtmeister focht er in der Schlacht bei Prag, wurde 1624 Oberstlieutenant und kämpfte unter Wallenstein im niedersächsisch-dänischen Krieg, wobei er vor Glückstadt verwundet wurde. 1630 nahm er am mantuanischen Erbfolgekriege tapferen Antheil, sodaß er 1631 das Commando über ein deutsches Infanterieregiment erhielt. Mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes und Kämmerers versehen kam er auch zu diplomatischer Verwendung in einer Sendung nach der Schweiz 1632, wo er, zugleich in seiner Eigenschaft als Hofmeister des Bisthums Constanz, auf Conferenzen der katholischen Orte sich an die Eidgenossen behufs Schirmung der schwäbischen Nachbargebiete vor Schädigungen durch die Schweden zu wenden hatte. 1634 dagegen war Z. in einer Sendung nach Mailand, an den Cardinal-Infanten Don Ferdinand, an den die Erzherzogin Claudia den kaiserlichen Boten besonders empfohlen hatte, um gegen die in Oberdeutschland stehende schwedische Armee spanische Hülfe aus Italien herbeizuholen, und die Leitung dieser Ausschlag gebenden Verstärkung auf das Feld der Entscheidung, bei Nördlingen, lag nach dem Wortlaute des 25. Juli aus dem Feldlager vor Regensburg gegebenen Decrets zumeist in Zwyer's Hand. Ebenso ging Z. 1634 und 1635 wieder mit diplomatischen Aufträgen in die Schweiz. Dann stieg er 1635 zum Generalmajor empor und wurde in den höchsten Kriegsrath befördert, in welcher Stellung er 1636 und 1637 an wichtigen Reorganisationsarbeiten der kaiserlichen Armee stark sich betheiligte. 1638 aber nahm Z., ohne den kaiserlichen Dienst zu verlassen, die Bildung eines schweizerischen Regimentes als Generalmajor und Oberst im spanischen Dienst im Mailändischen über sich. Doch Unregelmäßigkeiten in der Soldzahlung, Zumuthungen, das Regiment entgegen der Capitulation außerhalb des mailändischen Gebietes zu gebrauchen, führten zu für Z. sehr peinlichen Verhandlungen der katholischen Orte mit der Krone Spanien, wobei auf ihn selbst Anklagen geworfen wurden, wegen deren er sich zwar im April 1641 rechtfertigte, und noch im gleichen Jahre wurde das Regiment verabschiedet, womit freilich eine Ordnung der Soldrückstände keineswegs schon verbunden war. 1641 trat Z. völlig in den kaiserlichen Dienst zurück und wurde 1642 zum Feldmarschalllieutenannt ernannt. Zugleich erlas ihn die kaiserliche Regierung wieder zu „Negociationen und Handlungen" in der Eidgenossenschaft, und der kaiserliche Resident in Luzern, Marx Jakob von Schönau, war gleich

schon 1641 angewiesen, mit Z. gute Correspondenz zu halten. Gleich von Anfang an, aber vollends seit Schönau's Tode 1643, war nun Z., der in der Eidgenossenschaft oder in Constanz wohnte, aber häufig nach Innsbruck, Wien oder Mailand reiste, der eigentliche Träger der kaiserlichen Interessen, und er war unermüdet, den französischen Einfluß in der Schweiz zu beobachten, darüber zu berichten, wo möglich diese Einwirkungen zurückzudämmen. Daneben jedoch stieg er seit 1645, als Statthalter von Uri, vollends seit 1647 als Landammann seines Heimathlandes, auch in der Schweiz selbst, auf den Tagsatzungen, zu einer immer wichtigeren Stellung empor, so daß sich der französische Gesandte de Caumartin gleich 1646 bemühte, Z., der ein „kaiserlicher Agent“ sei, „aus den eidgenössischen Geschäften und Tagsatzungen zu eifern“. Allein der Sieg, den dabei Z. durch sein sogleich an alle Orte geschicktes Schreiben erfocht, indem er Caumartin's Verlangen als einen Angriff auf das Selbstbestimmungsrecht abwehrte, trug nur dazu bei, die kaiserliche Sache gegenüber der französischen zu stärken. Ganz besonders stellte sich dann die Wichtigkeit der Position, die Z. inne hatte, wieder in das Licht, als es sich beim Abschluß des dreißigjährigen Kriegs um die Frage der Besendung des Congresses zu Münster durch die reformirten Städte der Eidgenossenschaft handelte. Z. war anfangs, da er den katholischen Standpunkt vertrat, entschiedener Gegner des Planes, und er suchte es durch seine Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe zu erzielen, daß Ferdinand III. durch kräftiges Eintreten den Beschwerden Basels und der anderen Städte wegen der Eingriffe des Reichskammergerichtes abhelfe und so eine Abordnung an den Congreß als unnütz erscheinen lasse. Aber er begann sich mit der Sache mehr zu befreunden, als er erkannte, daß Frankreich unfreundlicher zur Absendung der Botschaft sich zu stellen anfange; dazu kam, daß Z. mit dem beauftragten Bürgermeister Wettstein von Basel (s. A. D. B. XLII, 240) in einem näheren Contacte ohnehin schon stand. An der Botschaft nach Wien im Winter 1650 auf 1651, die den Zweck hatte, die durch Wettstein's Gewandtheit im westfälischen Friedensschlusse gewonnenen Vortheile vollends zu sichern, nahm dann neben Wettstein Z. selbst, als Vertreter der gesammten Tagsatzung, Antheil.

Auch nachher setzte Z. seine hervorragende Thätigkeit in eidgenössischen Dingen und als Vertreter der kaiserlichen Politik fort. Freilich vergalt der französische Gesandte de la Barde das durch doppelte Anstrengungen zur Anfeindung des Urner Staatsmannes, zumal da es sich darum handelte, das 1651 ablaufende eidgenössisch-französische Bündniß zu erneuern. So sehr de la Barde nicht umhin konnte, Zwyer's persönliche Eigenschaften, seine Talente anzuerkennen, so feierte er es doch als einen Triumph Frankreichs, daß 1653 seine Wahl als Landammann hintertrieben wurde und so auch sein Zutritt zu den Tagsatzungen erschwert werden konnte. Dagegen hatte er in diesem gleichen Jahre einen sehr wesentlichen Antheil an der Bekämpfung und Niederwerfung der gegen das aristokratische Regiment der Städte, voran Bern und Luzern, sich richtenden Bewegung der Bauern. Zuerst als urnerischer Abgeordneter zu einer Conferenz behufs Beilegung des Zwistes schon Ende Februar, dann als neben dem Zürcher Werdmüller, dem Berner Erlach (s. A. D. B. XLI, 771; VI, 223) durch die Tagsatzung ernannter Oberbefehlshaber der aufgebotenen Truppen besonders zum Schutze Luzerns und zur Wiederunterwerfung des Entlebuch thätig, zeigte Z. auch hier wieder neben der Strenge die geschickte Handhabung der Unterhandlung. Doch blieb er daneben im kaiserlichen Dienste, und als er gleich nach Beendigung dieser Aufgabe wieder an den kaiserlichen Hof sich begab, um auch ein Ausweisungsdecret gegenüber flüchtig gewordenen Rädelsführern zu erzielen, gab ihm der Rath von Luzern ein Geleitschreiben an Ferdinand III. mit, in dem

dieser gebeten wurde, Z. noch besser zu belohnen, als sie selbst das vermocht hätten.

Z. hatte in den vorangegangenen Jahren, so als 1651 aus einer localen Streitigkeit in der gemeinen Landvogtei Thurgau ein confessioneller Hader zwischen den eidgenössischen Orten zu erwachsen drohte, ähnlich wie Wettstein, zu den Politikern gehört, die für Erhaltung des Friedens sich bemühten. So suchte er auch 1656, als der Krieg zwischen Zürich und Bern und den katholischen Orten der Urschweiz wirklich zum Ausbruche kam (s. A. D. B. XLI, 218 u. 219), möglichst der Ergreifung der Waffen entgegenzuwirken. Dann aber mußte er als Landeshauptmann der Urner zur Vertheidigung der Stadt Rapperswil, die der Zürcher General Joh. Rudolf Werdmüller (s. A. D. B. XLI, 771) belagerte, mithelfen. Aber ein durch Z. selbst angerathener Ueberfall des zürcherischen Lagers mißlang, am 19. Januar; weitere Maßnahmen noch während der Dauer des Krieges wurden die Ursache, daß Z. des Verrathes und der Untreue angeschuldigt wurde, und so erwuchs zwischen den katholischen Orten selbst die große Angelegenheit des sogenannten „Z.-Handels“, die infolge der Verringerung von Einfluß und Ehre für den Vertreter der kaiserlichen Interessen am meisten dem französischen Hofe zum Vortheile gereichte. Schon von 1653 her, wo Z. mit dem Verhalten schwyzerischer Angehöriger während des Bauernkrieges unzufrieden gewesen war, wo aber auch ein unfreundliches Verhältniß der Schwyzer zu Z. bemerkbar wurde, gestaltete sich die Haltung dieses nächsten Nachbarlandes gegenüber Z. ungünstig. Jetzt wurde vollends Schwyz, wo Z. ganz besonders auch als Urheber des Scheiterns einer Operation am 11. Februar, „des Anschlags uff der Bellen“ — einer Schanze an der Grenze des Zürcher Gebiets gegen Schwyz hin — angesehen wurde, das Hauptlager für die gegen Z. verübten Angriffe; gerade daß Z. mit Politikern der reformirten Orte auf gutem Fuß stand, vermehrte den fanatischen Haß der kriegerisch gesinnten Partei zu Schwyz. Allerdings mag Zwyer's zu weit getriebene Vielgeschäftigkeit, wenn er der Vertreter aller europäischen Höfe, der erste Staatsmann der Schweiz sein wollte, dazu beigetragen haben, ihn in ein schiefes Licht zu setzen. Aber wenigstens seine Urner hielten treu bei ihm aus, und ebenso war er am Hofe Leopold's I. sehr geehrt. Während die anderen katholischen Orte Z. für vogelfrei erklärten, wurde er in Uri freigesprochen, in den Jahren 1657, 1658 als Landammann erwählt. Erst sein Tod hob den Streit zwischen Uri und Schwyz, wenn auch nicht sogleich, auf.

Vgl. die Monographie von K. C. Amrein: S. P. Zwyer von Evibach (St. Gallen 1880), woneben Th. v. Liebenau, im Anzeiger für schweizerische Geschichte, Band IV, S. 465—470 (1885). Meyer von Knonau.

Zymbrecht: Mathias Z. (Zimbrecht, Simbrecht), Maler, geboren zu München 1636, † in Prag 1680. — Die Auskunft über den Bildungsweg dieses für seine Zeit bedeutenden Künstlers ist beschränkt auf die zeitgenössische Mittheilung, daß er sich in Italien ausbildete, dann in Prag niederließ, wo er 1667 in der Neustadt das Bürgerrecht erlangte, später Mitglied und Vorstand der Maler-Confraternität wurde. — In seinen Werken wird ein verständiges Studium Rafael's erkennbar; sowohl in der Art der Composition wie der formellen Schönheit der Köpfe und Leiber, ingleichen der geschmackvoll angeordneten Gewandungen. Nach den reichlich für Prag geschaffenen, meist großen Kirchengemälden, läßt sich auch auf die Beliebtheit des Künstlers schließen.

Als noch vorhanden vermochte ich sicher zu stellen: In der „Carmeliterkirche“, St. Maria de Victoria (Prager Kleinseite) das zweite Altarbild links: Christus umgeben von Engeln, zu ihm aufschwebend St. Johann vom Kreuze,

begleitet von Engeln; unten knieen Carmelitermönche. Es trägt den Namen Zymbrecht's und die Jahreszahl 1669. An der Kanzel sind noch die Halbfiguren von St. Johann vom Kreuze und St. Theresia vorfindlich. — Die St. Stephanskirche in der Neustadt besitzt am Hochaltare die Steinigung St. Stephan's, im Giebel die hl. Dreifaltigkeit; in der sogen. Cornel'schen Seitencapelle die Kreuzabnahme, St. Veronica im Altargiebel. — In der Kirche bei St. Heinrich befindet sich in der Barbara-Kapelle das diese Heilige vorstellende Bild. — Ein für die vormalige St. Nikolaikirche — auf der Altstadt — von Z. gemaltes „jüngstes Gericht" ist — unbekannt wohin — abhanden gekommen; ebenso das St. Joseph-Bild in der ehemaligen Magdalenenkirche (jetzt Gensdarmerie-Kaserne); Christus am Kreuze, in der aufgehobenen Kreuzkirche; ferner: Mutter Gottes, Heimsuchung Mariae und hl. Familie, in der einstigen Hibernerklosterkirche. Gleich erfolglos blieb die Forschung nach den in der Prager Galerie, bis zu der vom Akademiedirector Ruben 1844 veranlaßten „Ausscheidung", befindlichen drei Gemälden von Z. Das alte Verzeichniß vom Jahre 1835 führt sie unter folgenden Titeln an: „Elisabeth begrüßt die sie besuchende Jungfrau Maria"; „Eine heilige Familie"; „Die Jungfrau Maria wird von ihren Eltern im Lesen unterrichtet." — Zwei davon führt Dlabacz als der Hibernerkirche entnommen an (vergl. oben). Außerdem verzeichnete Dlabacz noch einen „St. Daniel" in der St. Kastuluskirche; St. Thaddäus in der Domkirche; auch „ein hohes Altarbild in der Decanalkirche zu Kolin", welches ein Raub der Flammen geworden; schließlich mehrere unbenannte Gemälde für den Grafen Wenzel v. Michna; „Jesus als Knabe unter den Schriftgelehrten" und „Jesus, wie er die Verkäufer aus dem Tempel trieb", für den Prager Weihbischof, Grafen Rudolf v. Spork.

Dlabacz, Künstler-Lexikon für Böhmen. — Nagler, Künstler-Lexikon. — v. Waagen, Gesch. d. deutsch. u. niederländ. Malerschulen. — Müller-Klunzinger, Künstler aller Zeiten &c. — Eigene Forschungen.

Rudolf Müller.

Zymmer: Zacharias Z., aus Erfurt, brachte 1577 einen Dialog des Erasmus „Uxor mempsigamos sive coniugium" nach der deutschen Bearbeitung, die er im „Ehbüchlin" des Erasmus Alberus (1539) gefunden hatte, in Reime unter dem Titel: „Ein sehr schönes vnd gar lustiges Gesprech, zwischen zweyen Weybern, den Ehestand betreffende, Da die ein jhren Mann auffs aller ergeste schilt vnd schendet, Die Ander aber den jhrigen auffs best lobet vnnd preyset Vnd das böß Weyb vmb jhre Boßheit strafft" (Erffurdt, 24 Bl. 8°). Er nennt die beiden Frauen, die in seiner Vorlage Agatha und Barbara heißen, Elisabeth und Marta, folgt aber im Uebrigen dem Alberus treulich, indem er nur den Ausdruck etwas erweitert, die Scheltworte der Keiserin Marta vergröbert und biblische Citate einflicht. So hat er es auf mehr als 1000 Verse gebracht. Er schließt in Hans Sachsens Weise:

Den Christgleubgen Eheleuten immer
Wünscht glück vnd heyl Zachrias Zymmer.

Vgl. Goedeke, Grundriß² 2, 368 (unter den Dramatikern). — Schnorr v. Carolsfeld, Erasmus Alberus, 1893, S. 31 und 224.

J. Bolte.

Zype: Franz van den Z. (Zypaeus), geboren zu Mecheln im J. 1580, † zu Antwerpen am 4. November 1650. Er wurde zur Taufe nach Antwerpen gebracht, weil in seiner Geburtsstadt infolge des Aufstandes die kirchlichen Functionen eingestellt worden waren. Seine Studien machte er in Löwen, erhielt 1599 den Grad des magister artium und die Vorstandschaft des Juristencollegs. Bald darauf wurde er Secretär des Bischofs von Antwerpen, Jean le

Mire (Miraeus) und Domherr, im J. 1604 in Löwen Dr. iur. utr., blieb aber in der kirchlichen Verwaltung zu Antwerpen, erhielt den Titel eines Protonotarius apostolicus und die Aemter des Officials, dann bischöflichen Generalvicars und die Präbende des Archidiakonus an der Kathedrale. Er hat eine Reihe civilistischer und mehrere kirchenrechtliche Schriften veröffentlicht, welche sämmtlich praktische Materien behandeln, brauchbar sind und von scharfem Verstande zeugen. Sein kirchenrechtlicher Standpunkt ist der streng curiale; er tritt schroff entgegen den gallicanischen Grundsätzen auf dem innerkirchlichen wie auf staatskirchlichem Gebiete, bildet dadurch einen Gegensatz zu den meisten niederländischen Juristen jener Zeit, ist aber durch seine Schriften besonders in Rom zu Ansehen gelangt und eine Stütze des Ultramontanismus geworden.

Swertii Annales belg. p. 259 sq. — Foppens, Bibl. belg. I. 317, wo die Schriften angeführt sind. v. Schulte.

Zyrl: Christian Z. (Zierle), elsässischer Dramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts. In den Jahren 1572—1592, während deren er als „teutscher" Schulmeister in der Reichsstadt Weißenburg am Rhein lebte, veröffentlichte er drei biblische Dramen, die er zuvor mit seinen Schülern oder jungen Bürgern aufgeführt hatte: 1) „Rebecca. Ein schöne Hochzeit Comedia, Von der vermählung des lieben Isaacs vnnd Rebeccae, aus dem 24. Cap. des 1. buchs Mosi, Sehr lustig vnd lieblich zu lesen vnnd zu hören." Straßburg, Thiebolt Berger 1572. 4⁷/₈ Bogen, 8⁰ (Widmung vom 12. Juni 1571). 2) „Die gantze Historia vom Joseph in ein schöne Christliche Comediam gefasset." Straßburg, Berger 1572. 12⁷/₈ Bogen, 8⁰ (Widmung vom 5. Februar 1572). 3) „Vrteil Salomons, Ein new Schön vnd liebliche Comedia, In welcher die Weißheyt Salomonis mit Neun Vrteiln, sampt einem Herrlichen Gespräch so der König Salomon mit der Königin auß Reich Arabia helt, erweitert vnd gezieret würdt, gantz lustig vnd lieblich zu lesen vnd zu spielen." Straßburg, Jost Martin 1592. 8⁷/₈ Bogen, 8⁰ (gespielt am 15. August 1587. Widmung vom 25. August 1591). — Es sind dies achtungswerthe Leistungen eines an guten Mustern gebildeten Geschmackes. An die Schweizer Dramatiker gemahnt der große Umfang des zwölfactigen Joseph, dessen Aufführung zwei Tage und ein Personal von funfzig Spielern erfordert, und des siebenactigen Salomo, der gleichfalls in zwei Tagewerke zerfällt und 42 Personen zählt. Außer Hans Sachs, den Z. in der Vorrede zum Joseph als „berümpten teutschen Poeten" feiert, hat er nachweislich Schauspiele seines Landsmannes Gart, des Kölners Jordan, des Augsburgers Betulius und der Sachsen Rebhun, Tirolff, Baumgart gelesen und sich dadurch anregen lassen. Aber er wahrt im Einzelnen seine Selbständigkeit und darf seinerseits mit vollem Rechte 1591 den Heidelberger Steinmetzen Thomas Schmid, der 1579 Zyrl's Joseph als sein eignes Werk hatte abdrucken lassen, wie er ein Jahr zuvor Wickram's Tobias überarbeitet hatte, einen „faulen Bossen" und dreisten „Comedien-Rapper" schelten. Zyrl's Rebecca gewinnt sehr durch eine Vergleichung mit Tirolff's älterem Schauspiele (1539), das Z. gekannt haben wird, wenn er auch im Vorworte behauptet, diese Historie sei bisher „Comediens weiß nicht verhanden". Von liebevoller Beobachtung des täglichen Lebens und Begabung zu charakteristischer Kleinmalerei zeugt die Familienberathung in Bethuel's Haus über die Werbung Eleezer's (im 3. Acte) und die folgende, zwischen Scherz und Ernst wechselnde Unterhaltung der Gäste beim Mahle. Alles geht sittsam in den Formen der guten bürgerlichen Gesellschaft des 16. Jahrhunderts zu. Die Kinder des Hauses decken den Tisch; der Tölpel Laban, der dem Fremden zuwinkt statt ihn höflich zu laden, wird vom Vater zurechtgewiesen, der auch den Gast gegen Neckereien beim Essen in Schutz nimmt. Ebenso ent-

schuldigt die Hausfrau die eilige Zubereitung des Mahles und läßt durch den Sohn die Fremden zu Bett geleiten und ihnen „all Gelegenheyt“ zeigen. Züchtig dankt Rebecca dem Freiwerber für die überreichten Gaben jedesmal mit Handdruck und Verneigung und nimmt am andern Morgen vom Schwesterlein zärtlichen Abschied. Hübsch ist der Schluß: als Rebecca von Isaac empfangen und von Abraham begrüßt worden ist, setzen sich alle fröhlich zu Tisch, und dann erbittet Isaac vom Vater die Erlaubniß zu einem Tänzlein mit seiner lieben Braut. Dagegen wirkt die eingeschaltete Intrigue der Teufel Satan und Belial, die Isaac durch ein altes Weib Eisenbarbel von seiner Werbung abzubringen suchen und die Vettel im Schubkarren zur Hölle führen, bei ihrer von vornherein sichtbaren Nutzlosigkeit matt; dies Motiv stammt wohl nicht aus Petrus Prätorius' (s. d.) Rebeccaspiel (1559), sondern aus Rebhun's Hochzeit von Cana (1546). — Eine größere Aufgabe stellte sich unser Dichter im Joseph, für den er Gart's und Jordan's Stücke in Einzelheiten nutzte. Hier begegnen wir namentlich im ersten Teile, der bis zur Erhöhung des Helden zum ägyptischen Minister reicht, derselben Detailmalerei wie in der Rebecca. Geschickt und lebendig veranschaulicht Z. Joseph's Einmischung in die Händel zwischen seinen gewaltthätigen Brüdern und dem rechtlichen Nachbar Joab und das Anwachsen des Hasses gegen ihn; passend erfindet er einen Anlaß zum Ankaufe Joseph's durch Potiphar, dessen Gattin zufällig von seiner Schönheit hört, ihn betrachtet und heimlich zwanzig Gulden zum Kaufpreise zuschießt. Den in der Bibel gegebenen Gegensatz zwischen Juda und Simeon führt er weiter aus und legt den älteren Personen Sprichwörterweisheit in den Mund. Planmäßig erweitert er die Handlung mit Hülfe einer apokryphen Quelle, der zu Anfang des 2. Jahrhunderts entstandenen Testamenta duodecim patriarcharum (Migne, Patrologia Graeca 2, 1025. Deutsch: Straßburg 1539 und 1596, Augsburg 1544, Frankfurt 1569). Besser als in der Rebecca bereiten die Intermezzi der Teufel Satan und Belial auf kommendes Unheil vor. Allein wo man den bewegten Ausdruck der Leidenschaft verlangt, kommt Z. nicht über eine lahme Nachahmung der Gart'schen Sophora hinaus (Anaphora auf Bl. E 6 a, H 8 a, N 7 a); und im zweiten Teile, der überhaupt viel trockener und nüchterner ausgefallen ist, findet er für die Rührung bei der Wiedererkennung der Brüder und beim Wiedersehen Jakob's und Joseph's nur schwächliche Ausdrücke. — Im „Vrteil Salomon's“ hat Z. ein älteres Stück „von newem zugerichtet“, vermuthlich ein um 1570 zu Straßburg ohne Verfassernamen gedrucktes Drama (Goedeke[2] 2, 390), das mir ebenso wenig zugänglich ist wie die deutschen Behandlungen dieses Stoffes durch C. Berthold (1572) und einen Straßburger Anonymus (1605) oder die lateinischen Comödien von B. Evrardus (1568), L. Houthem (1581) und G. Jansen (1600). Es läßt sich daher nicht entscheiden, ob die Uebereinstimmungen Zyrl's mit der von H. Bayer verdeutschten Sapientia Salomonis von Betulius (1547; eine Ueberarbeitung des lateinischen Textes im Londoner Addit. Mscr. 20061, s. Jahrbuch d. Shakespeare-Ges. 34, 224) und mit J. Baumgart's „Gericht Salomonis“ (1561) ihm oder seiner Vorlage zur Last fallen. Die Composition ist locker, da der Streit der beiden Mütter Bilcha und Fura nur den zweiten Act füllt. (Bei Betulius und in der Einschaltung des handschriftlichen Zürcher Auferstehungsspiels heißen sie Tecnophila und Tecnophone, bei Hans Sachs (1551) Thamar und Cleopatra, bei Baumgart Havabena und Bendebera, im lateinischen Iudicium Salomonis des J. Molanus [Hdschr. in Leiden] Raab und Bela, in einer anonymen deutschen Comoedia de iudicio Salomonis (Hdschr. in Wolfenbüttel) Glycerium und Bachis, bei Pondo (1601) Thais und Misis.) Vorausgestellt hat Z. als erste Regierungsmaßregel des jungen Königs die strenge Abrechnung mit Abiathar, Joab und

Semei und das Gebet Salomo's zu Gibeon; die Antwort Gottes jedoch läßt er später (IV, 1) durch den Kämmerer erzählen, um ebenso wie Betulius und Sachs die Erscheinung Gottes zu vermeiden. Im vierten Acte folgt der Besuch der Königin von Saba, die dem weisen Herrscher unter andern Räthseln auch das der Sphinx vorlegt und von ihm Belehrung über das ptolemäische Weltsystem und über Erbsünde, Rechtfertigung und das Sühnopfer empfängt. Dagegen verzichtet Z. darauf, wie seine Vorgänger den prächtigen Hofhalt, den Tempelbau, den Streit zwischen Hofleuten und Propheten oder die in dem verbreiteten Volksbuche beschriebenen Narrenstreiche des Markolfus vorzuführen, die Hans Sachs und frühere Fastnachtdichter (Keller 2, 529) ohne Scheu mit dem salomonischen Urtheile verbunden hatten; absichtlich vermeidet er sogar seinem Hofnarren diesen berühmten Namen beizulegen, wie es Betulius unbedenklich gethan. Bei solcher Zurückhaltung muß uns der krasse Realismus auffallen, mit dem die Tödtung Joab's im 1. und die Steinigung Doeg's im 3. Acte durch rohe Söldner vor den Augen der Zuschauer vollzogen wird, umsomehr als im Joseph die Hinrichtung des ägyptischen Bäckers geflissentlich hinter die Scene verlegt war. Die eigenartigste Erweiterung aber des biblischen Stoffes bieten die schon im Titel angekündigten weiteren acht Urtheile, die Salomo im 3. und 5.—7. Acte fällt; augenscheinlich stammt die Anregung dazu von Baumgart her, der die Weisheit des königlichen Richters durch drei Contrastscenen, ein übelbestelltes Raths-, Schöffen- und Hofgericht, zu heben suchte. Die Stoffe sind aus verschiedenen weltlichen Erzählungen von scharfsinnigen Entscheidungen geschöpft: 1) Hans Sachsens Urtheil des Herzogs von Burgund (Folio-Ausgabe 1, 189, 2, 3, 21. Kirchhof, Wendunmut 6, 243); 2) Baumzeuge (Kirchhof 1, 179); 3) Ertrinkender mit Verlust des Auges gerettet (nach einem Flugblatte M. Lindener's; vgl. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 638); 4) Mutter küssen (Brutus bei Livius 1, 56); 5) Ehrlicher Finder und unehrlicher Verlierer (Pauli, Schimpf und Ernst Cap. 115); 6) Drei Prinzen sollen nach der Leiche des Vaters schießen (Hans Sachs 1, 174. Gesta Romanorum c. 45); 7) Fleischpfand (Frankfurter Liederbuch 1582 Nr. 138. Gesta Rom. c. 195); 8) Eid mit Gold im Stabe (H. Sachs, hsg. von Goedeke 1, 297. R. Köhler, Kleinere Schriften 1, 115).

Auch die metrische Form verräth Sorgfalt und Streben nach Abwechselung. Z. hält auf Reinheit des Reims und „leichte und linde Aussprechung der Silben" (Vorrede zum Joseph); falsche Betonung begegnet bei ihm selten. Nach Rebhun's Vorbild (Höpfner, Reformbestrebungen 1866 S. 11. Weilen, Joseph S. 71) variirt er das Metrum nach dem Charakter der Sprechenden. Alte Leute, wie Abraham und Mahal in der Rebecca und Jakob und Joab im Joseph, reden in Zehnsilblern, die „lind und langsam" vorgetragen werden sollen, die Teufel in Sechssilblern, die andern in gewöhnlichen achtsilbigen Reimpaaren. Im Salomo setzt er statt der letzteren „in mittelmässigem Gezänck sechs, in ernstlichem Hader vnd Zancken vier, ja auch ettwa zwo Syllaben," so daß z. B. Fura auf ihre Gegnerin so eindringt: „Wolher geschwind! Wir wollens theyln Mit Püff vnd Beuln. Da ligts auffm Platz; Wer gwint, der hats, Sei dir ein Tratz, Gleich wie ein Katz Ich dich zerkratz, Du lose Zatz." Aus den Bühnenanweisungen, die sich auch auf die Rede selbst beziehen („pausando"; „schweigt ein weil"), lernen wir, daß auf verschiedenen Stellen des mit „Hütten" oder scenae (im Joseph erscheinen sieben solche Zelte) bestandenen Schauplatzes agirt wurde. — Eine Nachwirkung scheint nur das Josephdrama, das außer von Schmid auch 1592 von A. Puschmann und 1593 von J. Schlayß benutzt wurde, ausgeübt zu haben.

Die benutzten Exemplare der drei Comödien liegen in Straßburg, Darm-

stadt und Bern. Ueber den Joseph vgl. A. v. Weilen, Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrh. 1887 S. 103; über den Salomo Odinga, Vierteljahrsschr. f. Littgesch. 2, 234; auch W. Kawerau ebd. 6, 26.

J. Bolte.

Wallenstein *): Albrecht Wenzel Eusebius v. W., der tragische Held des dreißigjährigen Krieges, ist dem Zweige eines alten böhmischen Herrengeschlechtes entsprossen, welcher seinen Namen von der — längst in Trümmern liegenden — Bergfeste Waldstein im Bunzlauer Kreise ableitete, jedoch trotz dieses deutschen Namens nach seiner ganzen Ueberlieferung tschechisch wie das übrige Geschlecht war. Die Eltern, denen er am 24. September 1583 geboren wurde, gehörten der böhmischen Brüdergemeinde an. In ihrem Glauben wuchs er auf: erst auf dem väterlichen Gute Heřmanice, nach ihrem frühen Tode aber, unter der Vormundschaft seines Oheims Heinrich v. Slavata, eines der eifrigsten Mitglieder jener Gemeinde, zu Koschumberg und zu Goldberg in Schlesien, wo er — seit 1597 — die Lateinschule besuchte. Kaum sechzehnjährig, vertauschte er diese mit einer lutherischen Hochschule, der nürnbergischen Akademie Altdorf. Am 29. August 1599 dort als Student immatriculirt, zeigte der Freiherr Albrecht v. Waldstein, wie er sich nannte, doch nur zu bald, daß er, noch völlig unreif und ohne Lust zum Studiren, die akademische Freiheit in wilder Ausgelassenheit mißbrauchte. Die Excesse, an denen er theilnahm oder die er selbständig beging, zogen ihm die Ungnade der Behörden zu; und bloß aus Rücksicht auf seinen vornehmen Stand unterließ es der Rath von Nürnberg, eine strengere Bestrafung anzuordnen. Immerhin sah W. in dem gegen ihn gefaßten Rathsbeschluß eine „tacitam relegationem“, welche seinem „ganzen löblichen Geschlechte zu einem großen Despect“ gereichen würde. Und das consilium abeundi, das ihm, wenn auch in schonender Form ertheilt ward, bestimmte ihn offenbar, Altdorf bereits im Februar oder März 1600 zu verlassen. Eine längere Auslandreise, die er darauf, den Gewohnheiten seines Standes entsprechend, antrat, gab seinem Geiste aber eine neue Richtung. Ernster und strebsamer geworden, soll er, nachdem er über Deutschland und Frankreich nach Italien gelangt war, auf der Universität zu Padua Liebe zur Wissenschaft gewonnen, hier allerdings auch schon der Astrologie sich hingegeben haben. Die Nachrichten darüber sind nicht eben authentisch; fest steht indeß, daß der Mathematiker und Astronom Virdung aus Franken, ein Freund des berühmter Kepler, auf dieser wol nahe an zwei Jahre dauernden Reise und zumal in Italien der treue Begleiter Wallenstein's gewesen ist. Gewiß ist ferner, daß der Letztere von da ab eine ganz besondere Vorliebe für Sprache und Kunst, für Bildung und Lebensart dieses Landes hegte, die er nachher auch unter seinen böhmischen Standesgenossen zu verbreiten bestrebt war. Für den Hofdienst bestimmt, soll er seine eigentliche

*) Zu Bd. XL, S. 735, vergl. die dortige Anmerkung. Als „Nachfolger“ des ersten Bearbeiters war zunächst der jetzige Bearbeiter Herr Professor Wittich ins Auge gefaßt; er sah sich aber damals wegen Erkrankung genöthigt abzulehnen. Es entschloß sich dann Stieve diese Biographie zu übernehmen; er ward aber 1898 mitten unter der Arbeit uns und der Wissenschaft entrissen. Dann erst unterzog sich, inzwischen in erfreulicher Weise genesen, Professor Wittich endlich doch der durch so viel Mißgeschick verzögerten Arbeit, deren Druck aber, da inzwischen auch das Ende des W. überschritten war, bis hieher verschoben bleiben mußte. Die Redaction.

Laufbahn beim Markgrafen Karl v. Burgau, einem Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und der Philippine Welser, zu Innsbruck begonnen haben. Während aber Näheres auch darüber nicht bekannt ist und sich nicht einmal die Zeit dieses „Pagendienstes“ bestimmen läßt, ist die einst oft wiederholte Erzählung von seinem Unfall am Innsbrucker Hofe und seinem dadurch bewirkten Uebertritt zum Katholicismus wol als bloße Sage anzusehen. Nicht weniger unbegründet erscheint nach der neuesten Forschung eine Erzählung der Jesuiten, wonach er in ihrem Convict zu Olmütz erzogen und dort in frühester Jugend schon katholisch geworden sei. Er war dies, nach seinem Umgang mit einem so entschiedenen Protestanten wie Virdung zu schließen, auch wol in Italien noch nicht. Erst in der folgenden Zeit und, wie man vermuthet, nicht vor dem Herbst 1606 dürfte W., von dem Jesuiten P. Pachta gewonnen, in dem Olmützer Colleg den Glauben seiner Väter abgeschworen haben. Erst von dieser Zeit an sprechen bestimmte Indicien für seine Convertirung. In lebhafter Weise äußerte er fortan auch den Wunsch, Kriegsdienste bei den Spaniern in den Niederlanden, unter dem streng katholischen Erzherzog Albrecht, zu nehmen. Der Sinn für das Soldatenwesen, den er, wie es heißt, von Kindesbeinen gezeigt, hatte ihn vorübergehend schon im Sommer 1604 zur Theilnahme an dem ungarischen Feldzug gegen die Türken bewogen. Darauf (1606) von den böhmischen Ständen sogar schon zum Obersten eines ihrer Regimenter erwählt, fand er hier doch die Gelegenheit nicht, die sein militärischer Ehrgeiz von dem niederländischen Krieg erwartete. Und wol möglich, daß der Wunsch, den Spaniern zu dienen, auch auf seinen Entschluß, katholisch zu werden, eingewirkt hat. Jedenfalls nur auf Grund eines solchen Glaubenswechsels konnte er Reichthum und Ansehen und die Bedingungen seiner zukünftigen Machtstellung gewinnen. Den Bemühungen seines protestantischen Schwagers Karl v. Zierotin glückte es indeß, ihn 1607 am Hofe des keineswegs bigotten Erzherzogs Matthias als Kämmerer unterzubringen. W. trat nicht in Albrecht's Dienste; und auf friedlicherem Wege, dennoch den Jesuiten bereits dauernd folgend, legte er gleichsam den Grundstein zu seiner glänzenden Laufbahn, indem er sich im Mai 1609 mit der reichen und bejahrten Wittwe Lucretia v. Vičkov aus dem mährischen Geschlechte der Nekesch v. Landeck vermählte. Ein Beichtkind P. Pachta's, der denn auch als der Vermittler dieser Heirath gilt, setzte sie W. zu ihrem Universalerben ein und entzog dadurch ihr großes Vermögen ketzerischen Erbansprüchen. W. nun verstand es, mit seinem Pfunde zu wuchern, während er stets engere Beziehungen zu den Jesuiten knüpfte. Ihnen zum Dank und mit ihrer Hülfe war er bestrebt, seine ausgebreiteten Herrschaften durch Güte oder Gewalt wieder ganz katholisch zu machen; reich dotirte Jesuitenmissionen legte er in der Folge an und baute ihnen prächtige Residenzen. Damit zugleich aber schrieb er sich selber seine Richtung nach außen hin vor.

Von entscheidender Bedeutung ward seine Verbindung mit dem katholischsten aller Erzherzoge, dem unbedingten Jesuitenfreunde Ferdinand von Steiermark. Lange bevor derselbe zum römischen Kaiser erwählt war, und auch noch vor seiner Wahl zum König von Böhmen entschloß sich W., als hätte er seine Herrscherstellung vorausgesehen, aus freien Stücken sich ihm anzuschließen. Im Frühjahr 1617 eilte er, Ferdinand, der damals in einen Krieg mit der Republik Venedig verwickelt war und Hülfe bei den Adligen suchte, mit einer kleinen, aber auserlesenen Truppenschar auf eigene Kosten „aufzuwarten“. Eben als Erbe seiner 1614 bereits verstorbenen Gemahlin war er dazu im Stande. Und nicht vergessen hat Ferdinand ihm diesen Reiterdienst, der vor Gradisca, seiner von den Venetianern belagerten Festung in Friaul, eine rühmenswerthe Verwendung fand. Noch mehr zu Dank verpflichtete sich W. diesen Fürsten, als 1618 der

große Krieg in Böhmen entbrannte, als mit dem Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus sich zugleich der zwischen ständischer Freiheit und landesfürstlicher Gewalt erneuerte. Obwol mit den Häuptern der ständischen Erhebung in Böhmen wie in Mähren nahe verwandt, obwol seit 1615 auch zum Obersten von den mährischen Ständen berufen, schwankte er wol keinen Augenblick in Bezug auf die von ihm zu ergreifende Partei. Seinen Vettern im Heere der böhmischen Aufständischen ließ er den höhnischen Gruß entbieten, daß er sie mit Prügeln und Ruthen tractiren wolle. Wenngleich seiner eigenen Truppen bald kaum mehr mächtig, trug er kein Bedenken, zu Anfang Mai 1619 die ständische Landescasse Mährens aus Olmütz gewaltthätig wegzuführen und dem König Ferdinand nach Wien zu überbringen. Gab auch dieser sie mit dem Anschein officieller Mißbilligung wieder heraus, so konnte ihm Wallenstein's Handlung, die von den Ständen als Verrath gebrandmarkt wurde, doch als Ausfluß seiner Treue und Hingebung gegen ihn selber gelten. Eins kam zu dem Andern. Tausend Kürassiere, die W., im October 1618 auch schon zum kaiserlichen Obersten ernannt, mit Erlaubniß des Erzherzogs Albrecht in Belgien hatte werben lassen, trugen nicht unerheblich dazu bei, daß der königliche Feldherr Boucquoy am 10. Juni 1619 die Böhmen unter Mansfeld bei Netolitz und Tein besiegte. Und als der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen, vereint mit den Aufständischen Böhmens und Mährens unter Graf Thurn, im October Wien bedrohte, soll W. zu Horn, im Gegensatz zu den österreichischen Ständen, sehr nachdrücklich für die königliche Autorität gesprochen haben. Namhaft aufgeführt wird er unter den kaiserlichen Obersten, die unmittelbar darauf der Uebermacht dieser Feinde an der Wiener Brücke heroisch wehrten. In der Entscheidungsschlacht am Weißen Berge bei Prag, die ein Jahr später stattfand, kämpften seine — aufs neue und in größerer Anzahl geworbenen — Kürassiere jedoch ohne ihn. Erst vor kurzem genesen von einer, wie er schreibt, lebensgefährlichen Erkrankung, die er sich vermuthlich „mit Trinken causirt", sah er sich gerade damals wol auf die minder glänzende Aufgabe beschränkt, Proviant für das kaiserliche Heer zu beschaffen. Wieder aber war er bei der Unterwerfung Böhmens, der die Prager Katastrophe die Bahn geöffnet hatte, mit regstem Eifer thätig. Dem hohen Verbündeten des nunmehrigen Kaisers Ferdinand II., dem Herzog Maximilian von Baiern subdelegirt, besetzte der Oberst und „kaiserliche Kriegsrath" v. W. einen größeren Theil Nordböhmens, entwaffnete hier und dort die Bürger, nöthigte Städte und Ritterschaften, Ferdinand einen neuen Huldigungseid zu leisten. Die Geldcontributionen, die er schonungslos erhob, dienten ihm zur Veranstaltung von Werbungen, damit zu desto wirksamerer Besetzung der Städte. Kriegerische Lorbeeren waren freilich hierbei kaum zu gewinnen.

Eine selbständigere Thätigkeit wenigstens durfte er im folgenden Jahre 1621 entfalten, als er beauftragt wurde, mit seinen Truppen Mähren gegen den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf und gegen neue Angriffe Bethlen Gabor's zu vertheidigen. Da aber dies Land bereits fast ganz ausgeplündert war, ihm auch von Böhmen aus keine Contribution nachgeschickt wurde, fürchtete er bald, sein Volk nicht mehr im Zaum halten zu können, und sah sich überhaupt in mißlicher Lage. Doch gelang es ihm, als er kaiserliche Verstärkung aus Ungarn erhielt, im September und October Vortheile über die, Mähren durchstreifenden Heerhaufen Bethlen Gabor's und des Jägerndorfers zu erfechten. Ein größerer Sieg bei Kremsier ist ihm — ob mit Recht oder mit Unrecht — zugeschrieben worden. Sicher, daß Bethlen Gabor Mähren wieder räumen ließ und zu Neujahr 1622 den Frieden von Nikolsburg einging. W. bekam dadurch freie Hand und vermochte, nach Böhmen zurückgekehrt, nun dort nicht weniger

seine eigenen Interessen, als die des Kaisers wahrzunehmen. Dem ihm damals noch eng verbundenen Fürsten von Liechtenstein, dem Statthalter Böhmens, hatte er es zu verdanken, daß er zum Obersten von Prag und zum Gubernator (Oberstquartiermeister) dieses Königreichs ernannt, vom Kaiser als solcher bestätigt wurde. Noch führte, angesichts der zerrütteten Zustände des Landes, die Militärgewalt das entscheidende Wort. W. aber war bestrebt, sich auch noch in anderer Weise geltend zu machen, sich über seine Standesgenossen erhebend als der reichste und ansehnlichste Magnat im Königreiche besondere Freiheiten und Vorrechte, ja eine ganz exceptionelle Stellung zu gewinnen.

Wenn die Heirath mit jener Lucretia Nekesch Wallenstein's Glück begründet hatte, so mußte ihm der böhmische Krieg zur Erlangung neuer Vortheile dienen. Wie kein Zweiter zog er — auch abgesehen von seinen wahrscheinlichen Bereicherungen durch Beute und Brandschatzung — Gewinn aus dem Elend und der Noth, die dieser Krieg gebracht hatte. Dem Kaiser selber waren aus demselben von vornherein die schwersten finanziellen Ungelegenheiten erwachsen. Nicht im Stande, die militärischen Unkosten zu bestreiten, hatte er doch schon früh einen immer bereiten Geldgeber an W. gefunden, als dessen Schuldner er, bei wiederholten und immer beträchtlicheren Vorschüssen, in eine gewisse Abhängigkeit von ihm gerieth. Denn W. unterließ nicht, sich seine Darlehen gut zu versichern und dem Monarchen seine Rechnung zu machen. Die Mittel zu seiner Befriedigung boten ihm aber die confiscirten Rebellengüter. Solche wurden ihm bereits im Sommer 1621 pfandweise eingeräumt und bald darauf von ihm, auch in scrupelloser Anrechnung seiner allerdings großartigen Auslagen für seine Regimenter und seiner eigenen „Kriegsschäden“, unter den günstigsten Bedingungen erkauft. Lag für die kaiserliche Kammer ein Anreiz in ihrer Finanznoth, die Confiscationen soweit als möglich auszudehnen und die ihr als verfallen geltenden Güter zu verkaufen, so war es für W. ein noch größerer Reiz, diese Gelegenheit zu massenhaften Ankäufen zu benutzen. Die Güterpreise sanken der Art, daß der Verkauf gar bald einer Verschleuderung gleich kam. Die große Münzconfusion, unter welcher damals nicht allein Böhmen litt, kam ihm hierbei noch besonders zu statten; mit der gangbaren schlechten Münze bezahlte er 1622, 1623 die von ihm erworbenen Güter. Und so erscheint es begreiflich, wenn ihm der Statthalter von Böhmen schon am 13. Januar 1623 über den Empfang von vierthalb Millionen Gulden (nominal) im Namen des Fiscus quittirte; von diesem hatte W. bloß in dem einen Jahr 1622 nicht weniger als 49 confiscirte land- und lehentäfliche Besitzungen in Nordböhmen erkauft. Uebrigens verkaufte er nachher selbst wieder, mit großem Profit, einen Theil der von ihm billigst erstandenen Güter. Als Mitglied aber des zur Prägung leichten Geldes von Kaiser Ferdinand privilegirten Consortiums ist er später sogar direct der Münzfälschung geziehen worden. Wol ohne genügenden Beweis; ein kaum zu beschönigender Makel haftet indeß auf seinen Manipulationen gegen seine nächsten Verwandten, einem aus List und Gewalt zusammengesetzten Verfahren, wodurch er die Familie seiner Mutter, das vornehme Geschlecht der Smiřickýs, um ihren reichen Güterbesitz brachte. Und rettete er den auch angeblich vor der umfassenden Confiscation, von der sie wegen der Theilnahme ihrer protestantischen Mitglieder am böhmischen Aufstande bedroht war, so kam diese „Rettung“ doch eigentlich nur ihm selber zu Gute. Durch besondere Abmachungen mit dem Fiscus erhielt er aus der Smiřický'schen Erbschaft einen grandiosen Gütercomplex — zur Erweiterung und gleichsam zum Fundament eines Majorats, das er sich inzwischen bereits in der Herrschaft Friedland geschaffen hatte. Dem als Rebellen verurtheilten Christoph v. Redern abgesprochen, war auch diese letztere Herrschaft, Friedland nebst

Reichenberg, W. erst pfandweise und sodann eigenthümlich eingeräumt, für den Spottpreis von 150 000 Gulden war er im Juni 1622 mit ihr vom Kaiser belehnt worden. Damit also verband er jetzt die ihm für ähnliche Preise überlassenen Smiřicky'schen Güter, insbesondere die Herrschaft Gitschin. Die Stadt dieses Namens ersah er zum Mittelpunkt, zur Hauptstadt seines von Jahr zu Jahr mehr anwachsenden Patrimonialgebiets, welches durch einen kaiserlichen Act vom 12. März 1624 zum Fürstenthum Friedland erhoben wurde. Außerordentliche Privilegien hatte der dankbare Ferdinand ihm aber auch schon früher verliehen. Schon vom 15. September 1622 datirt ein kaiserliches Diplom, durch das er unter Anderm die Würde eines Comes Palatinus, das Recht, in den Adelstand zu erheben, Wappen zu ertheilen, und weitere Hoheitsrechte erlangte. Durch ein Diplom vom 7. September 1623 ward er selber bereits in den Reichsfürstenstand erhoben und ihm die Auszeichnung zu Theil, vom Kaiser mit dem Titel „Oheim" angeredet zu werden. Am 9. Juni des nämlichen Jahres hatte er sich mit der anmuthigen Isabella Katharina v. Harrach, der Tochter eines der einflußreichsten kaiserlichen Räthe, vermählt; und diese zweite Vermählung, der eine innigere Herzensneigung doch nicht abgesprochen werden darf, gab ihm Aussicht auf fernere Vermehrung seines Reichthums, wie sie vor allem auch sein Ansehen bei Hofe noch mehr befestigte.

Seinen so umfassenden Erwerbungen widmete er als Verwalter und Organisator sofort die größte Sorgfalt. Sein Fürstenthum Friedland erhielt eine neue Rechtsverfassung und verbesserte Gerichtspflege, eine Neuordnung der cameralistischen Angelegenheiten, die seinen weiten praktischen Blick und, in Verbindung mit seinen noch folgenden Verordnungen, seine hervorragenden Bemühungen um Hebung der Landescultur bekunden. Und doch blieb seine Aufmerksamkeit zwischen diesen friedlichen Beschäftigungen und neuen kriegerischen Aufgaben immer getheilt. Noch 1623 hatte Bethlen Gabor den Krieg mit türkischer Hülfe erneuert; und W., angeblich früh im Juni zum Oberstfeldwachtmeister über das gesammte kaiserliche Fußvolk ernannt, mußte von seiner jungen Frau sich trennen, um den Feldzug wider den lästigen Gegner vorzubereiten. Noch einmal zog er nach Mähren, wurde aber am Einfall in Ungarn verhindert; und zwar um so mehr, als es Bethlen gelang, mit sehr überlegenen Truppen ihn in Göding (October und November) einzuschließen. Indeß bewahrte W. seine Kaltblütigkeit, hielt mit aller Mühe den Widerstand aufrecht und verlor auch Böhmen, wo eine Erneuerung des Aufstandes gefürchtet werden mußte, nicht aus den Augen. Eine geheime Correspondenz, die er von Göding aus mit seinem Schwiegervater zu unterhalten verstand, zeigt, daß er damals am meisten für die Sicherheit seiner Gemahlin besorgt war und ihre Flucht aus Böhmen wünschte. Zu seinem Glück sah jedoch Bethlen sich noch im November zum Abschluß eines neuen Waffenstillstandes und demnach eines neuen Friedens genöthigt, der W. aus seiner schwierigen Lage befreite. Heimgekehrt, schien er im J. 1624, außer durch sein Amt als „Gubernator" des Königreichs, vollauf durch sein neues Fürstenthum Friedland in Anspruch genommen. Zum Behuf größerer Selbständigkeit auch der kirchlichen Administration Friedlands dachte er sogar schon daran, ein eigenes Bisthum zu Gitschin zu errichten. Es kam nicht hierzu, da schnell wieder andere Sorgen seinen unruhigen Geist und seinen Ehrgeiz stachelten. Jedenfalls noch im nämlichen Jahre faßte er den Plan, zur Bekämpfung weit größerer Gefahren als der bisherigen sich dem Monarchen aus freien Stücken als Führer und Feldherr anzubieten. Durch die rücksichtslose Ausnutzung seines böhmischen Sieges über Böhmen hinaus hatte Ferdinand im Bunde mit der katholischen Liga das evangelische Europa schwer gereizt und wie Dänemark auch Frankreich mit Besorgniß vor einem Uebergewicht des Kaiserthums

in Deutschland erfüllt. Die auf allen Seiten wieder erwachte Eifersucht gegen das Haus Habsburg bewirkte im Verein mit dem Bestreben, die deutschen Protestanten vor der immer stärker drohenden Gegenreformation zu bewahren, eine Coalition der verschiedensten Elemente, eine gewaltige Opposition der europäischen Hauptmächte wider Oesterreich-Spanien. Denn dem Kaiser aufs engste alliirt, hatten auch die Spanier im Beginn des dreißigjährigen Krieges ihren Vortheil wahrgenommen und festeren Fuß am Rhein, in der Pfalz gefaßt. Ihnen aber war W. von früher her kaum minder als diesem Ferdinand zugethan. Eine große Interessengemeinschaft fand er zwischen ihm und ihnen; und wie er in Böhmen und Mähren mit der ständischen Erhebung zugleich das evangelische Bekenntniß als revolutionär bekämpfte, schien er entschlossen, nunmehr auch nach außen hin aufzutreten als Vertheidiger und Vorkämpfer des katholischen Princips, so wie die beiden habsburgischen Linien es repräsentirten. Politischer und militärischer Ehrgeiz trieb ihn dazu an.

Verschiedene Indicien sprechen für eine längere Vorbereitung auf seine neue Laufbahn. Als solches darf wol auch das Horoskop gelten, das er sich damals stellen ließ. In einem von phantastischem Aberglauben erfüllten Zeitalter war W. bekanntlich einer der Abergläubischsten; und nicht bloß seine Geschicke, auch die von Freunden und Feinden wollte er aus dem Lauf der Gestirne berechnen. Bereits 1608 oder 1609 hatte er, ein noch Unbekannter, sich nach dem Beispiel Kaiser Rudolf's II. von Kepler, dem hervorragenden Astronomen und Hofastrologen, seine Nativität auslegen lassen. Und jetzt, gegen Ende des Jahres 1624, ließ er den Nämlichen durch seinen friedländischen Landeshauptmann v. Taxis auffordern, sie „latius et particularius zu diffundiren". Nur sehr ungern unterzog sich Kepler dieser Aufgabe; ja, er bezeichnete es ihm offen als einen Wahn, „die Particularia aus dem Himmel vorauszusagen". Nur unter großen Vorbehalten kam er in seiner Geldbedürftigkeit der Aufforderung nach. Bezeichnend aber sind die Fragen, die W. von ihm beantwortet zu wissen wünschte; z. B. ob er „extra Patriam" sterben, ob er „auch extra Patriam Officia und Güter erlangen", wie lange und in welchen Landen er dem Kriegswesen obliegen werde, ob er Glück oder Unglück davon zu erwarten habe u. s. w. Kepler's Antwort vom 21. Januar 1625 war, obwol in astrologischer Form, absichtlich doch „generaliter" gehalten; bedingungsweise verhieß sie W. Erhöhung seiner Autorität und Macht an Geld und Gütern, woraus ihm aber auch Feindschaft und Widerstand erwachsen würde. Sie verhehlte ihm nicht, daß zwischen ihm und dem Kaiser „wol allerhand laesiones zu erwarten sein würden", und merkwürdiger Weise brach sie mit 1634, dem Jahr seiner Katastrophe, unter mysteriösen Warnungen ab. — Es ist eine unbegründete Sage, daß W. angesichts der großen Wendung, vor der er nun — neun Jahre früher — stand, sich gegen Ferdinand erboten habe, nicht weniger als 50000 Mann ins Feld zu stellen und ohne Kosten des kaiserlichen Kriegsherrn durch Requisitionen zu erhalten. Nach den authentischen Acten dachte er zunächst doch nicht mehr als 20000 Mann aufzubringen und, indem er diese eben sowol dem Kaiser als dem König von Spanien anbot, sie dorthin zu führen, wo es nöthig sein würde. Für jene Zeit war das immer schon eine recht ansehnliche Armee; und er war reich genug, sie durch seine Vorschüsse aufzustellen. Ein Contributionssystem aber, wie er es in Böhmen und Mähren eingerichtet, hielt er für unvermeidlich, um sie dauernd zu unterhalten. Zwei Parteien standen sich am Kaiserhofe gegenüber, die eine für, die andere gegen seine Anträge, die letztere nicht ohne Argwohn vor seinem immer weiter strebenden Ehrgeiz und auch sonst voller Bedenken. Indeß siegte die erstere unter Hinweis auf die Nothwendigkeit, dem Kaiser eine Kriegsmacht zu verschaffen, die den bevorstehenden Gefahren gewachsen sei. Die vorhandene

Armee war das keineswegs; im Reiche war Ferdinand noch ganz auf die Hülfe der katholischen Liga und auf die der Spanier angewiesen. Während die Spanier eben damals aber durch den Kampf mit den Holländern vollauf in Anspruch genommen waren, fürchtete auch die Liga unter Maximilian von Baiern, daß ohne starke Werbungen von Seiten des Kaisers den neuen Feinden, Dänemark an der Spitze, nicht zu widerstehen sein werde. Nach längeren Verhandlungen erfolgte denn die Ernennung Wallenstein's zum „Capo über alles kaiserliche Volk im H. Röm. Reich und Niederland", auf Grund eines kaiserlichen Documents vom 7. April 1625. Am 12. Mai theilte Ferdinand der Infantin-Regentin zu Brüssel seinen Entschluß mit: wegen der von Frankreich, von Dänemark und Schweden, von Bethlen Gabor und den Türken drohenden Feindseligkeiten, zur Errettung des H. R. Reiches wie auch seiner Erbkönigreiche seine bisherige Armee zu verstärken, besonders aber unter dem Commando Wallenstein's, seines Oheims, des Reichsfürsten und Fürsten zu Friedland, noch neue Werbungen, und zwar von 21 000 Mann vorzunehmen. Unter dem 27. Juni ließ er demselben eine ausführliche Instruction für sein neues Amt zugehen, in welcher ausdrücklich noch die von dem „proscribirten Mansfelder" zu befürchtende Kriegsgefahr hervorgehoben, zugleich aber das volle Vertrauen zu Wallenstein's Person im Hinblick auf seine früheren Kriegsdienste ausgesprochen wurde. Dies mit der Erwartung, daß er auch „die fast verfallene Kriegsdisciplin" wieder herstellen werde. Die neue Armee sollte nun „in Allem" auf die Höhe von 24 000 Mann gebracht werden. Vom 25. Juli datirt sein eigentliches Generals-Patent. Merkwürdig ist, daß er in diesen verschiedenen kaiserlichen Acten abwechselnd Wallstein und Wallenstein genannt wird. Die richtige ursprüngliche Form „Waldstein" war von den Tschechen der bequemeren Aussprache wegen in „Wallstein", dieses Wort deutscherseits in „Wallenstein" verwandelt worden. Und wie schnell sollte nun die letztere Form im deutschen Volksmunde die gebräuchliche werden!

Der glänzende Erfolg seiner Werbungen zeigte alsbald, daß ein außerordentlicher Mann auf der Bühne der Welt erschien. „Wie mit einem Schlage schuf er ein ganzes Heer." Vornehme Obersten spanischen und wallonischen, italienischen und kroatischen Namens, und unter den deutschen solche aus den regierenden Fürstengeschlechtern, empfingen von ihm die Patente zur Werbung der neuen Regimenter. Den größten Eifer verwandte er auf die Ausrüstung. Für die neuen wie für die alten vervollständigten, soweit diese mit ins Feld ziehen sollten, bestimmte er die Gegend von Eger zum Sammelplatz. Die Zahl von 24 000 Mann, die er selber zunächst nicht überschreiten wollte, soll angeblich schon im Juli erreicht worden sein. König Philipp IV. von Spanien, der Wallenstein's Anerbieten von vornherein freudig begrüßt hatte, sah hierin das beste Mittel, sich seiner Eroberungen in der Pfalz gegen Mansfeld dauernd zu versichern. Nicht aber um diese handelte es sich damals, sondern in Niedersachsen, wo die Wahl des Dänenkönigs Christian IV. zum Kreisobersten als feindliche Demonstration gegen den Kaiser, ja nach der Auffassung in Wien und München als förmliche Kriegserklärung der Kreisstände wie des Königs erschien, galt es, der weitaussehenden Coalition der protestantischen Mächte entgegenzutreten. Und zwar gleichzeitig mit den Waffen des Kaisers unter W. und der Liga unter Tilly. Zur Erhöhung seines Ansehens war Ersterer schon im Beginn seiner Rüstungen, am 13. Juni, mit der erblichen Würde eines Herzogs von Friedland bekleidet worden — worauf er denn sogleich eine Successionsordnung für dieses „Herzogthum", das ihn auch in seiner Abwesenheit lebhaft beschäftigte, ausstellen ließ. Insbesondere war und blieb er bestrebt, mit Hülfe der katholischen Kirche die Tendenzen der ständischen Erhebung bis auf den letzten Rest zu vertilgen. Beschenkte er neben den Jesuiten doch auch die alten Mönchs-

orden als Förderer der inneren Mission, zumal die Augustiner, daselbst reichlich mit frommen Stiftungen, in der Erwartung, durch diese wie jene vornehmlich auf die Jugend und damit auf die Zukunft einzuwirken. Der gefürchteten Rückkehr des früheren rebellischen Besitzers von Friedland, die hinter seinem Rücken zu einem nachträglichen Aufstande des Landvolks hätte führen können, wußte er durch strenge Mandate vorzubeugen. Als höheres Ziel aber stand ihm jetzt vor Augen, die unbotmäßigen Stände Deutschlands zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückzuführen, die sinkende Macht desselben wiederum zu heben. Sein Heer ließ er abtheilungsweise durch Franken, Thüringen, Hessen vorausziehen; mit den letzten Truppentheilen, auch mit einer eigenen Leibgarde und umgeben von einem förmlichen Hofstaate, verließ er selbst am 2. September Eger, um „gleich“ in den niedersächsischen Kreis einzurücken. Immerhin war Tilly dort schon geraume Zeit vor ihm erschienen, und mit dem zunächst hatte W. nothwendige Verabredungen zu treffen. Wol war ihm von Kaiser Ferdinand anempfohlen worden, den guten Rath dieses um vieles älteren, durch seine Feldzüge und Siege auch ungleich berühmteren bairisch-liguistischen Generallieutenants zu gebrauchen und sich ihm möglichst zu „accommodiren“, nur daß er dem kaiserlichen Vorrang und Respect nichts vergeben sollte. Während aber W. gerade hierüber, sowie über seinen persönlichen herzoglichen Vorrang auf das eifersüchtigste wachte, war er von vornherein auch schwerlich gewillt, trotz aller Achtung vor Tilly's „tapferen Thaten“ sich Raths von ihm zu erholen. Er wünschte bei ihren Operationen, wenn nöthig, gegenseitige Unterstützung, dachte aber so wenig von ihm wie von irgend einem Anderen sich im Kriegswesen etwas vorschreiben zu lassen. Es entging ihm ohnehin wol nicht, daß Tilly's oberstem Kriegsherrn, dem Kurfürsten von Baiern, zwar eine starke kaiserliche Hülfsmacht genehm war, schwerlich aber ein selbständiges Heer von der Größe und Ueberlegenheit, wie er, W., es soeben ins Feld führte. Im voraus scheint er so hinwieder auf dessen Eifersucht gefaßt gewesen zu sein. Die Welt sollte freilich von den früh aufkeimenden Differenzen so bald noch nichts erfahren. Mit Tilly gemeinsam erließ er von Hemmendorf aus am 13. October ein Manifest an die Directoren des niedersächsischen Kreises, worin ihnen auf sehr unbestimmte Nachrichten hin vorgeworfen wurde, es lieber mit dem geächteten Mansfelder als mit dem Kaiser zu halten. Beide Feldherrn begründeten damit ihren Einmarsch in den Kreis als unumgänglich und wiesen die Schuld an allem Unheil und Blutvergießen, das hieraus entstehen würde, von sich.

Wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit war aber W. für jetzt auf nichts mehr bedacht als auf die Wahl seiner Winterquartiere und damit zugleich auf eine schnelle, doch sichere Occupation der besten und mit der wichtigsten Lande in diesem Kreise: nämlich auf die des Erz- und Primatstiftes Magdeburg und des gewissermaßen als zugehörig geltenden Stiftes Halberstadt. Da Tilly im Namen der Liga sein Auge ebenfalls schon auf beide Stifter geworfen hatte, so suchte W. ihn diplomatisch zum Verzicht zu bewegen, was in der That auch gelang. Und es war ein Gelingen von glücklichster Vorbedeutung, da große und mannichfache Interessen für W. und den Kaiser hier zusammentrafen. Vom militärischen Standpunkt aus war der Besitz dieser Gebiete von außerordentlichem Belang. W. gewann mit ihnen eine feste Basis an der Elbe; er gewann hier die fruchtbarsten Kornlande, von denen, bei einem noch erträglichen Contributionssystem, sich wol auf ausreichende Mittel zum Unterhalt seiner Armee rechnen ließ. Für deren Besoldung und für andere nothwendige Bedürfnisse, wie für die Munition beanspruchte er außerdem aber mit aller Bestimmtheit die Beihülfe des Kaisers, unter dauernder Heranziehung der böhmischen, der österreichischen Finanzen. Vom kirchlich-politischen Standpunkt aus bezeichnete die schnelle Ein-

nahme so hervorragender und seit Beginn der Gegenreformation so umstrittener Stiftslande ein allgemein katholisches und für Kaiser Ferdinand überdies ein ausgesprochenes dynastisches Interesse. Hier vor allem galt es aber auch, dem Dänenkönig zuvorzukommen, als dessen Verbündeter sich der protestantische Administrator beider Stifter, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, rückhaltlos erklärt hatte. Am Kaiserhofe wurde Letzterer als vornehmster Schürer der feindlichen Herausforderungen im niedersächsischen Kreise angesehen. Um ihn zu beseitigen, hatten der päpstliche Nuntius Carafa in Wien und Ferdinand's Beichtvater, der Jesuit Lamormaini, bereits bei Wallenstein's Abmarsch aus Böhmen eine kaiserliche Vorschrift ausgewirkt, wonach derselbe insgeheim die Domcapitel beider Stifter mit guten Worten und mit Drohungen im katholischen Sinne bearbeiten sollte — zu keinem geringeren Zweck, als daß sie den, freilich erst elfjährigen Kaisersohn Leopold Wilhelm zu ihrem Erzbischof und Bischof wählten. Die Abneigung dieser friedliebenden Capitel gegen die kriegerische Haltung ihres lutherischen Herrn war bekannt; hauptsächlich durch ihr Veto waren die von Christian Wilhelm geplanten Kriegsrüstungen vereitelt worden. Und so kam es, daß, während Christian IV., durch Tilly zunächst an der Weser in Schach gehalten, dem Administrator keine Hülfe leisten konnte, dessen beide Länder der Invasion der Wallensteiner gegenüber ohne Wehr und Schutz dalagen. Diese brauchten nur zuzugreifen — es war eine strategisch ebenso leichte als politisch bedeutsame Occupation, die der General zum größten Theil noch im October und November ausführen ließ.

Soviel nur möglich aber, hielt er auf strenge Kriegszucht; der Vormarsch und die Einlagerung seiner Soldatesca vollzogen sich ohne eigentliche Greuelscenen. Allein in ihrer bunten Zusammensetzung aus den verschiedensten, theilweise halbbarbarischen Nationen — die Deutschen waren vermuthlich noch in der Minderheit — hatte diese Armee vorläufig ein sehr zigeunerhaftes Aussehen. Und in Hoffnung auf Gewinn, auf Genuß zusammengebracht, ließ sie sich doch auch durch Beispiele unnachsichtiger Bestrafung — bisweilen wurden sechs Delinquenten auf einmal gehenkt — von Gewaltthätigkeiten, von Raub und Plünderung in den ihr preisgegebenen Landschaften und Städten nicht abschrecken. Daher denn die frühen Klagen der unglücklichen Einwohner beider Stifter, die an sich schon die Last der befohlenen Einquartierung als überaus drückend empfanden. Und zu der festgesetzten Naturalverpflegung kam doch auch bald die Forderung hoher Geldbeträge: in erster Linie für die Tafel des Generals selber, der, in Halberstadt und dann in Aschersleben seine Residenz nehmend, mit mehr als dem gewöhnlichen fürstlichen Pomp auftrat. Hierzu kam ferner eine stets wachsende Begehrlichkeit seiner höheren Officiere, die Habgier der Isolano, Cerboni, Colloredo, ihre Eigenmächtigkeit im Erheben übermäßiger Contributionen, die ihnen selbst zu unwürdigen Geldgeschäften dienen mußten, wie es scheint mit Wallenstein's Connivenz. Gleichwol war es nichts weniger als seine Absicht, der Stiftsbevölkerung als Feind entgegenzutreten. In seiner Instruction war ihm aufgetragen worden, „durch sanfte politische Mittel“ auf die Gemüther zu wirken, um sie von der Gegenpartei zu trennen und auf die Seite des Kaisers zu bringen, weshalb auch der „Prätext der Religion“, als Hauptmotiv der rebellischen Anschläge, ihnen möglichst ausgeredet werden sollte. Dazu schien W. allerdings nun der rechte Mann zu sein. Scrupellos und von vornherein ein Meister des Mysticirens, versicherte er vor Capiteln und Städten, daß seine Einquartierung nur eine ganze vorübergehende sein werde, während in Wirklichkeit seine Absicht, die beiden Stifter zu behaupten, bereits fest stand. Jener Plan, daß des Kaisers Sohn Erzbischof von Magdeburg werden sollte, war gerüchtweise schon bekannt geworden; W. scheute sich nicht, ihnen denselben förmlich als Verleumdung zu

bezeichnen. Scheinbar billigte er sogar durchaus die von den Magdeburger Domherren geplante Wahl des lutherischen Prinzen August von Sachsen zu ihrem Erzbischof, dies aber besonders, um seinen kurfürstlichen Vater Johann Georg und damit den mächtigsten der protestantischen Reichsstände ködernd hinzuhalten, solange der Ausgang der Dinge noch zweifelhaft war. Ueberhaupt doch hütete sich W. ungleich mehr als Ferdinand II., diesen gewaltigen Krieg, in den er soeben eintrat, als Religionskrieg erscheinen zu lassen. Anders und bei weitem schwieriger als in Böhmen lagen die Verhältnisse in Deutschland. Und hier nun wenigstens von jeder directen Religionsverfolgung absehend, suchte er vielmehr durch die Anstellung zahlreicher protestantischer Obersten in seinem Heere erst recht den Schein zu verbreiten, als sähe er seine Aufgabe ausschließlich darin, die kaiserliche Autorität im Reiche wieder herzustellen. Indirect freilich täuschte er damit, soweit sie noch ein religiöses Gewissen hatten, diese protestantischen Obersten selber. Am meisten getäuscht ward aber der kurzsichtige Kurfürst von Sachsen. Auch die Friedensverhandlungen, die unter dessen Vermittlung im Winter 1625/26 noch einmal auf einem Congreß der beiden Parteien zu Braunschweig stattfanden, dienten dem kaiserlichen Feldherrn in der Hauptsache nur dazu, für neue Rüstungen Zeit zu gewinnen. Die Nutzlosigkeit dieses Congresses, auf dem die großen Gegensätze bloß schärfer noch hervortraten, sah er voraus. Und allerdings durften er und Tilly den förmlichen Anspruch der niedersächsischen Kreisstände auf die religiöse Autonomie, im Hinblick namentlich auf die Bisthümer, noch weniger als den Anspruch auf politische Autonomie gewähren. So nahm denn der Krieg seinen Fortgang.

Von der einen Partei längst gehaßt und gefürchtet, von der anderen nie geliebt, aber längst erwartet, hatte der allbekannte Söldnerhäuptling Graf Ernst von Mansfeld, nachdem er einige Zeit für die Generalstaaten gegen die Spanier gekämpft, auf den Ruf des Dänenkönigs Christian seine durch englisch-französische Subsidien aufrecht erhaltenen und verstärkten Scharen nach Deutschland zurückgeführt. Schon im December hatte er sie bis an die Elbe vorgeschoben; von seinem Hauptquartier in Lauenburg aus war es ihm ein Leichtes, weiter zu gehen und auch die Pässe an der Havel einzunehmen. Zeitig genug hörte W. durch seine Kundschafter, er wolle von Brandenburg aus nach Böhmen ziehen oder in Schlesien eindringen. Dem zu begegnen, besetzte er zu Neujahr 1626 mit treffendem strategischem Blick den Elbpaß an der Dessauer Brücke und ließ diese durch Schanzen auf beiden Ufern befestigen. Eine Position von großer Bedeutung; dem Mansfelder war sie ein Dorn im Auge. Mit Verdruß sah er, wie unter ihrem Schutz der „Friedländer" dem Administrator Christian Wilhelm am 6. Januar bei Jüterbok und am 16. Februar bei Burg eine Anzahl frisch geworbenen Volkes, auf das er für sich selbst gerechnet hatte, aufschlagen ließ. Er beschloß, diesem Feinde die Brücke zu entreißen, ihn über die Elbe zurückzuwerfen. Ein Beschluß, der ihm aber, da W. rechtzeitig darauf vorbereitet war, sehr übel bekam. Mansfeld's unausbleibliche Niederlage hier vor Dessau am 25. April, die durch die Panik seiner Reiterei noch verschärft wurde, war Wallenstein's erster großer Triumph im Felde. Taktisch und durch persönliche Tapferkeit hat er sich ausgezeichnet in diesem Treffen, das ihm das Uebergewicht an der Elbe verschaffte. Um so mehr aber trafen ihn nach diesem Ruhmestage gehäufte Vorwürfe von kaiserlicher, bairischer und auch von spanischer Seite, daß er von der Verfolgung jenes Gegners schnell wieder abgelassen, sein meistes Volk über die Elbbrücke aus freien Stücken auf das linke Ufer zurückgeführt habe, daß er Mansfeld in der Mark Brandenburg schalten und walten ließe und ihm auch noch einen außerordentlichen Vorsprung nach Schlesien gewährte. Gewiß ist, daß W. den Mansfelder nach der Schlacht ebenso unterschätzte, als er ihn vor-

her wol überschätzt hatte. Vorher hatte er hauptsächlich seinetwegen für nöthig erachtet, die Armee auf 50 000 Mann Feldtruppen und mehr zu erhöhen; er hatte für diese weitere Ausrüstung Forderungen von „über 5 Millionen Reichsthaler“ an den Kaiserhof gestellt. Er war nicht müde geworden, auf die für Schlesien und Böhmen drohenden Gefahren aufmerksam zu machen und auf schleunige umfassende Vertheidigungsmaßregeln zu dringen. Aeußerst verstimmt, weil diese Mahnungen in Wien nicht beherzigt wurden, sowie auch weil er von dort ohne Geld zur Besoldung seiner Truppen und ohne Munition gelassen wurde, hatte er wiederholt schon mit seinem Abschied gedroht. Die von ihm besetzten Stiftslande mußten ihm freilich jenen Mangel entgelten; und unter nichtigen Vorwänden einen stets schärferen Ton fingirter Ungnade gegen Capitel und Städte, besonders gegen Halle, die zweite erzstiftische Hauptstadt anschlagend, zog er die Steuerschraube stets rücksichtsloser an. Die beiden protestantischen Stifter mußten seine Truppen wol zum weitaus größten Theil unterhalten. Seine Anordnungen zur Bestellung der Aecker und zur Wiederbebauung des Landes machten wenig Eindruck. Man sah sich feindlich behandelt und würde nach dem Treffen an der Dessauer Brücke Wallenstein's Abmarsch zur Verfolgung Mansfeld's aller Orten mit Freuden begrüßt haben. Allein er blieb in seiner ganzen bisherigen Stärke nicht bloß in seinen alten Quartieren liegen, sondern er wollte diese jetzt sogar noch durch Truppen aus Schlesien und Böhmen verstärken. Er wähnte, wie sich aus seinen Briefen an seinen Schwiegervater Karl v. Harrach ergibt, daß Mansfeld den früheren Plan aufgegeben habe, daß er, von Fußvolk entblößt, „auf ewig“ abgethan sein werde, sobald er noch die Reste seiner Reiterei verlieren würde. Durch Verhandlungen suchte W. die letzteren an sich zu ziehen und hoffte, die märkische Ritterschaft werde mit ihrem Kurfürsten auf Grund einiger kaiserlicher Patente willig und an sich stark genug sein, jenen unbequemen Gast aus ihrem Lande zu vertreiben. Hingegen hielt er es nach den nämlichen Briefen bereits für seine Aufgabe, sich direct gegen König Christian und dessen Armee in der Altmark zu wenden und, indem er auch diesen Feind unterschätzte, mit Tilly vereint ihn die Elbe hinunter „bis in Dänemark zu jagen“. Immer häufiger sprach er in den nächsten Monaten davon, nach Holstein marschieren zu wollen „und der Sache aufs eheste als möglich ein Ende zu machen“. Er unterschätzte bei alledem auch Tilly's anderweitige Operationen, die Aufgaben, die seinen liguistischen Collegen damals noch fern an der Weser festhielten. Er sah in ihnen nur unnöthige Verhinderungen des Hauptwerkes und darin, daß Tilly ihm nicht ohne weiteres zu Willen war, mit wachsendem Unmuth die Wirkungen von Intriguen und einer selbstsüchtigen Abneigung der Liga oder mindestens des Kurfürsten von Baiern gegen ihn. Tilly sei der bairischen Commissarien Sklave, müsse wider seine Vernunft handeln, werde aber — wie er sarkastisch hinzufügte — wegen der Geduld, die er mit diesen „Hundsföttern“ habe, bei Gott die Märtyrerkrone erlangen. Auch eine nochmalige Zusammenkunft beider Feldherren, in Duderstadt zu Anfang Juli, brachte den gewünschten Erfolg nicht. Und dazu eben fand sich W. von seinem kaiserlichen Herrn selbst im Stich gelassen. „Wer ein Narr will sein und eine Armee in vierzehn Tagen ruiniren“, der möge sie unter solchen Umständen — ohne Geld, ohne Munition und Fourage — ins Feld führen. Erhielte er nicht sofort 100 000 Reichsthaler, so werde diese Armee wie Butter an der Sonne zergehen. Ein Heer, wie der Kaiser nie gehabt — klagte er Mitte Juli noch in Aschersleben —, habe er ihm aufgebracht und dafür noch keinen Heller von ihm empfangen. Mit vollstem Selbstgefühl schrieb er an seinen Schwiegervater: hätte er so viel an seiner Seele Seligkeit als an des Kaisers Dienst gedacht, so käme er gewiß in kein Fegefeuer und viel weniger in die

Hölle. Mehr aber noch als mit Undank belohnt glaubte er sich bereits verleumdet bei Hofe und begann, auch diesem Ferdinand II. zu grollen. „Mir ist nicht möglich zu bleiben, dieweil ich mich übel tractirt sehe.“

Da jedoch trafen ihn in seinem Aschersleben Hauptquartier bedrohliche Nachrichten in Bezug auf Schlesien. Nicht allein Mansfeld hatte, unter der Hand und unvermerkt, rastlos von neuem in der Mark geworben. W. vernahm, daß außer Mansfeld auch der Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar, ja daß der Schwedenkönig Gustav Adolf längs der Oder nach Schlesien vorrücken wolle, und mehr noch, daß auch Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, sich nochmals erheben, sich mit diesen Feinden vereinigen werde. Da war es ein Gebot militärischer Ehre für ihn, beim Kaiser auszuharren und die bedrohten Erbländer, wo er außerdem den Ausbruch neuer Aufstände befürchtete, zu retten. Sofort ließ er den Obersten Pechmann mit 5000 Mann in Eilmärschen nach Schlesien abgehen und beschloß, ihm mit dem Gros der Armee zu folgen, zumal da er hörte, daß Bethlen mit einer großen Menge Türken und Tataren im Felde erscheinen werde. „Er wird — besorgte W. — wie ein Platzregen kommen.“ Wie bei der Brücke vor Dessau hoffte er den Mansfelder jedoch auch in Schlesien zu schlagen, und mit ihm den von Weimar, um so beide noch bei Zeiten von dem Siebenbürger abschneiden zu können. Seinem Entschluß, dem Ersteren nun deßhalb schleunigst nachzusetzen, traten aber, als er schon unterwegs und bis Zerbst gelangt war, ernste Bedenken entgegen: sein Abzug möchte den Verlust seiner Occupationen in Deutschland nach sich ziehen, den der ihm unentbehrlich gewordenen Stiftslande, obwol er sie dem Commando Aldringen's, eines seiner tüchtigsten Obersten, unterstellt, in vielen Städten Besatzungen und zur Verstärkung Tilly's noch 8000 Mann unter dem Herzog Georg von Lüneburg zurückgelassen hatte. Das war namentlich geschehen, um seine Posten an der Elbe zu behaupten; indeß fand er bei Tilly nach wie vor nur geringe Neigung, sich dorthin zu begeben. Er tadelte ihn scharf, daß er sich in eine, wie es schien, unabsehbare Belagerung von Göttingen eingelassen habe und dadurch an der ungleich wichtigeren Aufgabe, die Elbe gegen die Dänen zu halten, behindert werde. Er selber sah sich eben dadurch in seinem Marsch nach Schlesien gehemmt. Kurzum, dieses „bösen Göttingens“ wegen ging wieder eine kostbare Zeit verloren. Als es am 11. August capitulirte, hatte Mansfeld in der That einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung gewonnen; eiligst zog er weiter nach Ungarn, um seine Vereinigung mit Bethlen dort ungestört zu vollziehen. „Ich muß mich nun gefaßt machen, mit beiden zugleich zu raufen“, sagte, endlich ihm nachsetzend, der kaiserliche General, noch in der Hoffnung, mit beiden fertig zu werden. Der Sorge wegen einer schwedischen Invasion vorläufig enthoben, drängte er auf seinem Marsch nach Ungarn, das er zu Anfang September betrat, beim Kaiser doch auf die Werbung von einigen tausend Polen. Mit deren Hülfe und an der Hand eines älteren Planes, Bethlen durch einen angesehenen siebenbürgischen Rivalen zu stürzen, fühlte er sich unterwegs schon als Sieger. Mit Bethlen, Mansfeld und den Türken zugleich wollte er, wenn nöthig, jetzt es aufnehmen. „Es graust mir vor ihnen Allen nicht.“ Laut hatte er bei seinem Ausbruch vor sich her getragen, daß er mit 50 000 Mann anmarschirt komme. Seinen Vertrauten gestand er jedoch, daß er, mit Einschluß der Truppen Pechmann's, nicht über 20 000 Mann effectiv habe. Alles Uebrige hatte er, wol aus freier Verfügung, dennoch der Nothwendigkeit gehorchend, im Reich zurückgelassen. Und dorthin, wie zu einer höheren Aufgabe, wünschte er sobald als möglich zurückzukehren. Inzwischen konnte er mit Genugthuung die Nachricht vernehmen, daß zu dem großen Siege Tilly's über den Dänenkönig bei Lutter a. B. (27. August) seine eigenen Truppen erheblich beigetragen hatten.

Sein ungarischer Feldzug brachte ihm aber keineswegs die erwarteten Lorbeeren. Es verstimmte ihn förmlich, daß die Türken ihre Belagerung von Novigrad — die doch bloß ein Scheinmanöver war — bei seinem Anmarsch (Ende September) aufhoben und ihm damit „eine schöne Victorie" entging. Es ärgerte ihn noch mehr, daß Bethlen, dem er am 30. schlagfertig am Granfluß gegenüberstand, ihm unter allerhand Finten zur Nachtzeit entschlüpfte, wie er sagte: „schändlicher Weise feldflüchtig wurde", statt sich am nächsten Morgen von ihm in die Flucht schlagen zu lassen. Schlechte Witterung und Mangel an Lebensmitteln nöthigten ihn, von der Verfolgung desselben abzustehen und sich nach Neuhäusel zurückzuziehen. Die überaus elenden Quartiere, die er hier vorfand, veranlaßten ihn aber schon im October zur Fortsetzung seines Rückzuges über die Waag nach Tyrnau. So ungünstig war seine Lage, daß er selber dem Kaiser nachdrücklich rathen ließ, auf Friedensanerbietungen, die Bethlen Gabor machte, einzugehen. Sobald als möglich wollte er dies „Schelmenland" verlassen, um demnächst in Schlesien die von den Mansfeldischen und Weimarischen Truppen dort auf dem Durchmarsch eingenommenen Plätze zurückzuerobern. Jetzt kämpfte er mit Hunger und Krankheit; seine Armee schmolz täglich mehr zusammen. Er fürchtete Meutereien, während, wie er vorausgesehen, sein ungarisches Hülfscorps sich als ganz unzuverlässig erwies. Die Polen, auf die er gerechnet, blieben aus. In einen Hinterhalt gelockt, geriethen einige seiner namhaftesten Officiere in feindliche Gefangenschaft. Ein Schlag kam zu dem anderen, worüber sich am Kaiserhof immer tiefere Mißstimmung kundgab. Wallenstein's Gegner im Hofkriegsrath wünschten offen seine Abberufung. Nur mit großer Anstrengung gelang es seinen Freunden, das Mißtrauen des Monarchen gegen den „Obersten Feldhauptmann" zu überwinden — mit kaum geringerer Anstrengung ihn selbst, der sich aufs äußerste gereizt fand, zu beschwichtigen und seinen Rückzug abzuwenden. Von seinem Schwiegervater vorbereitet, erfolgte zwischen ihm und dem leitenden Minister des Kaisers, dem ihm vor Anderen wohlgesinnten Fürsten von Eggenberg, am 25./26. November eine Unterredung zu Bruck an der Leitha. Es war eine Aussprache von weittragender Bedeutung, über die wir leider noch zu wenig sicher unterrichtet sind, die jedenfalls aber zweierlei zur Folge hatte: die officielle Zustimmung von oben zu den Grundsätzen der Kriegführung Wallenstein's, welche dieser völlig zu rechtfertigen wußte, und die Befestigung seiner Befehlshaberstellung, vermuthlich sogar unter wesentlicher Erweiterung seiner Machtbefugnisse. Eine großartige Vermehrung der kaiserlichen Streitkräfte hatte er für unerläßlich erklärt, und sie wurde ihm bewilligt, wie man anzunehmen Grund hat, mit dem Rechte, selbständig und ohne Unterschrift des Kaisers Bestallungs- und Werbepatente auszustellen. Selbständig, beanspruchte er auch, für die Dauer des Krieges Anweisungen auf die böhmische Contribution oder Landsteuer, eine der kaiserlichen Haupt-Einnahmequellen, zu ertheilen, während er fortfuhr, auf die Reichscontributionen so bestimmt wie auf eine starke Einlagerung der kaiserlichen Streitkräfte im Reiche sich Rechnung zu machen. Sah er doch in der Fortsetzung seines Krieges daselbst wider Dänemark eben seine wichtigste Aufgabe und in dem Gegenbestreben der Feinde, den Schwerpunkt des Krieges — „sedem belli" — in die kaiserlichen Erbländer zu verlegen, eine militärisch und politisch gleich erhebliche Gefahr. Nur um so mehr drängte er deßhalb zum Abschluß des Friedens mit Bethlen. Am 28. December kam derselbe in Preßburg zu Stande, nachdem der treulose Siebenbürger seinen Bundesgenossen Mansfeld längst so gut wie preisgegeben, dessen Heer sich hatte verlaufen lassen, ohne daß der kaiserliche General mit Letzterem noch einmal zusammengetroffen. Und noch vor dem Friedensschluß war dieser einst am meisten gefürchtete Mansfelder in Bosnien elend zu Grunde gegangen. Von der kaiserlichen Armee selbst aber

soll infolge der erlittenen Strapazen in Ungarn nicht weniger als die Hälfte umgekommen sein. Sie war, bekannte W., „so destruirt, daß es nicht zu sagen". Und da half es nun nichts: zu ihrer Erholung mußten ihr die nöthigen Winterquartiere gerade in den kaiserlichen, in den deutsch-böhmischen Erblanden angewiesen werden. Er kümmerte sich nicht um den Unwillen, mit welchem namentlich die hohe Geistlichkeit sie hier eintreffen sah. Von Prag aus betrieb er im neuen Jahr (1627) die Reconstruction dieser Armee oder richtiger die Aufbringung einer neuen im größten Maßstabe. Als seinen Zweck bezeichnete er die Rettung des H. R. Reichs und die Herstellung des Friedens. In staunenerregender Ausdehnung ließ er seine Werbungen und Musterungen durch die von ihm ausgesandten Officiere ins Werk setzen; so am Rhein und von da bis zur Eifel und bis Saarbrücken, in der Wetterau, in Schwaben, zumal auch im fränkischen Kreise, am Harz, in der Mark Brandenburg u. s. w. Nicht im Stande, für alle dies die nöthigen Mittel anzuweisen, soll er seinen Werbern allerdings nun den Rath, wenigstens mündlich, ertheilt haben, das Geld zu nehmen, wo sie es bekommen könnten. Er hatte ja vom Kaiser die Ermächtigung zu außerordentlichen Werbungen erhalten — was indeß nicht verhinderte, daß sein Verhältniß zum Hofe ein gespanntes blieb. Ueber dessen Lässigkeit, über Schwierigkeiten, die ihm von dort gemacht wurden, sprach er sich noch häufig in gereiztem Tone aus. Ebenso wie über die angeblichen Intriguen, deren er den Kurfürsten von Baiern bezichtigte.

Hinlänglichen Grund zu Beschwerden gab aber nicht allein diesem, sondern auch den anderen liguistischen Fürsten und allen sonst betroffenen Ständen, sowie ihren Unterthanen die Rücksichtslosigkeit, mit der der General und seine Werkzeuge hinfort im Reiche vorgingen. Eine brutale Säbelherrschaft drohte selbst solchen Territorien, die, wie der fränkische, wie der kurrheinische Kreis, noch weitab vom Kriegsschauplatz lagen. Als Haupt der Liga hegte jener eifersüchtige Kurfürst den Argwohn, daß W. mit dem übermächtigen Anschwellen des kaiserlichen Heeres es auf Schmälerung und Schädigung der liguistischen Gebiete abgesehen habe. Und nicht weniger als die fortgesetzte Anstellung zahlreicher unkatholischer Obersten durch W. verstimmte es ihn, daß sich auch viele katholische durch Aussichten auf reicheren Lohn und andere glänzende Verheißungen von seiner Seite anlocken ließen und von Tilly zu ihm übertraten. Heftige Klagen über Bedrückungen aller Art durch die neu geworbenen Wallensteiner erhoben die geistlichen Fürsten. Und so erschien am 9. Mai eine Gesandtschaft der Liga beim Kaiser mit dem Gesuch um Abstellung ihrer Beschwerden. W. selber, von Ferdinand nach Wien gerufen, hörte sie an; wol die Mißbräuche, nicht aber die Werbungen, wie sie es wünschte, versprach er abzustellen. Der Hartnäckigkeit ihres Wunsches setzte er seinen ganzen Trotz entgegen; sollte denn, fragte er, der Kaiser bloß „eine Statua" sein? Die Gesandten erwiderten ihm: nicht das Reich nur habe dem Kaiser, sondern der Kaiser auch dem Reiche geschworen. Ein principieller Gegensatz zwischen den Forderungen kaiserlicher Prärogative und reichsfürstlichen Ansprüchen ward hiermit angedeutet: nicht von Ferdinand selber, der seinen Obersten Feldhauptmann schalten und walten ließ, aber eben von diesem, der sich ganz als Dictator fühlte, der sich auch vom Hofe nicht gebieten lassen wollte, weil er am besten wisse, was zur Herstellung der kaiserlichen Autorität gehöre. Seine Majestät — erklärte er damals einem kurbrandenburgischen Gesandten — müsse eine große Macht haben gegen so viele und große Feinde, wie Dänemark, Schweden, Holland, Frankreich, England, Venedig, die Türken und Bethlen Gabor, sowie gegen alle die Widersacher im Reiche. Von inniger Hingebung an die Person des unzulänglichen und militärisch unfähigen Monarchen dabei weit entfernt, diente er ihm nur der Sache halber und

aus Ehrgeiz, von ihm, für den er „Gut und Blut spendire“, immer neuen Dank verlangend. Seine Stellung zur Liga aber kennzeichnet der Rath, den er ihm noch während der Anwesenheit ihrer Gesandtschaft in Wien ertheilte: er möge ihr Satisfaction durch die Erklärung geben, daß fortan keine Einquartierung auf der Liguisten Gebiet mehr geschehen solle, hingegen sollten sie jedoch ihr Volk im Reiche nicht ausbreiten dürfen; der Kaiser möge sich als Kaiser erzeigen und sich unbillige Sachen nicht zumuthen lassen. Die Hülfe der Liga betrachtete W. als einen demselben schuldigen Tribut. Entschlossen, sie in gehörige Schranken zu verweisen, schritt er rastlos auf der von ihm eingeschlagenen Bahn vorwärts.

Noch im Monat Mai hieß es, daß er für den schlesischen Feldzug — seine nächste Aufgabe also auf dem Wege nach dem Reiche — bereits wieder 30, ja 40, wenn nicht gar 50 000 Mann zur Verfügung habe. War Letzteres auch übertrieben, so freute er sich doch im voraus der Uebermacht, mit der er dem „Unwesen in Schlesien“ ein baldiges Ende bereiten werde. Und daneben konnte er auch noch dem König Sigismund von Polen eine Truppenabtheilung zusenden, um dem in Preußen eingedrungenen Schwedenkönig zu widerstehen, ihn am Vordringen nach den Erblanden zu verhindern. „Denn wir hätten nachher an dem Schweden viel einen ärgern Feind, als am Türken“ — wie richtig sah W. die von Gustav Adolf drohende Gefahr vorher! Auch seinetwegen schien es dringend nöthig, Schlesien vom Feinde zu säubern. Den von dem Mansfelder und dem ebenfalls schon verstorbenen Herzog Johann Ernst von Weimar dort zurückgelassenen und ihren überdies dorthin aus Ungarn zurückgeführten Truppen leisteten die protestantischen Schlesier Vorschub und directe Hülfe, so daß sie unter der tüchtigen Leitung des dänischen Kriegscommissars Mitzlaf wol gegen 8000 Mann ausmachten und sich getrauten, mit der Unterstützung Bethlen Gabor's die occupirten festen Plätze zu halten. Allein ihr Vertrauen auf diese Unterstützung war ein verhängnißvoller Irrthum. Da sie ausblieb, mußten sie schnell nach einander Leobschütz, Jägerndorf, Kosel, ihren wichtigsten Posten, den mächtig andringenden Kaiserlichen trotz ihrer muthigen Gegenwehr übergeben und schließlich, nach einer zweiwöchentlichen Belagerung, auch Troppau, das für seinen hartnäckigen Widerstand schwerer als die anderen Städte durch eine unbarmherzige Brandschatzung bestraft wurde. Der Rest von Mitzlaf's Truppen wurde auf der Flucht aufgerieben; nur Wenige entkamen mit ihm selber nach Pommern. Um aber Schlesien von der Verbindung mit der Stellung der Dänen an der unteren Elbe und der Weser abzuschneiden, hatte W. schon bei Zeiten seine in der Altmark unter Georg von Lüneburg verbliebenen Truppen an und über die Havel vorrücken lassen, hatte er, gestützt auf seine neuen Werbungen, umfassendere Einlagerungen im Brandenburgischen unter Besetzung der dortigen Pässe und schon auch die Besetzung Frankfurts a. O. angeordnet. Der machtlose Kurfürst Georg Wilhelm mußte ihm zu Willen sein, zumal als nun, früh im August, der schlesische Feldzug beendigt war. Voller Energie und Umsicht hatte W. dies erreicht; den größten Theil seiner Mühe hätte er sich gleichwohl ersparen können, wenn er nicht ein Jahr zuvor den geschlagenen Mansfelder neue Kräfte in der Mark hätte gewinnen lassen. Jetzt aber stand ihm nichts mehr im Wege, nach Niedersachsen zurückzukehren und sich unmittelbar gegen den König von Dänemark zu wenden. In Eilmärschen geschah das und, die Mark passirend, hielt er sich nirgends auf. An der unteren Elbe, in Lauenburg traf er mit Tilly am 1. September zusammen, um aufs neue mit ihm nothwendige Verabredungen für das bevorstehende größere Unternehmen zu treffen. Allerdings aber war er auch darum so geeilt, um dem liguistischen Oberfeldherrn noch recht-

zeitig die Siegespalme streitig zu machen, um zu verhindern, daß durch Tilly der Kurfürst von Baiern „dominus dominantium“ im Reiche werde.

Der arglose liguistische Feldherr hatte Wallenstein's Rückkunft dagegen herbeigesehnt, um mit ihm vereint diesen Krieg desto eher zu einem glücklichen Ende zu bringen. Denn so große militärische und politische Erfolge er selbst auch während der langen Abwesenheit Wallenstein's im niedersächsischen Kreise erkämpft hatte: noch war der Muth König Christian's IV. nicht gebrochen, noch war derselbe entschlossen, ein weites und bis dahin intactes Gebiet gegen seine Feinde zu vertheidigen. Auch er freilich setzte trügerische Hoffnungen auf Bethlen Gabor und auf andere auswärtige Verbündete. Wie wollte er im Ernst einem Tilly, einem Wallenstein in ihrer vereinigten Uebermacht widerstehen! Im Bewußtsein dieser Uebermacht stellten die beiden katholischen Generale dem König alsbald von Lauenburg aus sogenannte Friedensbedingungen, die ihres schroffen Tones und mehr noch ihres Inhalts wegen unannehmbar waren. Sollte er doch unter Anderm sogar auf sein Herzogthum Holstein Verzicht leisten. Sie aber gedachten ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Schon am 6. rückten sie gemeinsam an der Spitze ihrer Heerscharen ins Feld, auf Holstein los, nachdem W. in aller Stille für die Besetzung Mecklenburgs durch kaiserliche Truppen vorgesorgt hatte. Dieser Feldzug gegen den König war aber mehr eine militärische Promenade als ein Krieg zu nennen. Denn auf eine solche Feindesmacht nicht gefaßt, wichen die Dänen in Bestürzung und Verwirrung von Altona bis auf Rendsburg zurück; ihre Angreifer folgten ihnen unmittelbar nach. Nur zwei belangreichere Actionen hielten diese für nöthig unterwegs auszuführen. Die festen Schlösser Pinneberg und Breitenburg mußten mit Gewalt genommen werden. Das Vorgehen gegen Pinneberg ward nun indeß von einem unerwarteten und folgenschweren Fall begleitet. Einen Tag vor der Uebergabe, am 11. September wurde nämlich Tilly vom Wall aus durch einen Schuß verwundet, der ihn für geraume Zeit kampfunfähig machte und dem Kriegsschauplatz entzog. Dem Friedländer erwuchs hieraus die willkommene Gelegenheit, allein die Oberleitung in die Hand zu nehmen und die Mehrzahl der liguistischen Truppen dort an sich zu ziehen. Von vornherein war er „prächtig und anmaßend“, als kaiserlicher General die erste Rolle beanspruchend, aufgetreten. Jetzt schlug er den unglücklichen Rivalen, der seine Operationen erst später im Bremischen wieder aufnahm, gewissermaßen aus dem Felde.

Schon am 24. September schrieb er frohlockend: „Unsere Sachen Gott Lob stehen wohl; ich hab Mecklenburg und das meiste Theil von Holstein inne; verhoffe noch dies Jahr Schleswig und Jütland auch zu bekommen, und alsdann rathe ich zum Frieden.“ Denn der Gegner werde sich diesen demnach leichter dictiren lassen. An eine dauernde Eroberung der cimbrischen Halbinsel dachte W. noch nicht; er erklärte eine solche sogar für unmöglich, während er bereits eine neue großartige Unternehmung, einen Eroberungszug gegen die Türken ins Auge faßte. Vorläufig aber zog er weiter auf Rendsburg. Eine drohende Demonstration ließ hier die wenig muthige Besatzung nach kurzer Bedenkzeit am 16. October capituliren. Noch im Lager davor, am 12. hatte er seinen „treulichen“ Rath zum Frieden nach Wien hin wiederholt. Allein schon die nächsten Tage brachten eine vollkommene Aenderung seiner Ansichten und Pläne. Mit seinen reißenden Erfolgen oder richtiger mit denen seines unermüdlichen Feldmarschalls, des Grafen Schlick, der, vom Kriegsglück ganz besonders begünstigt, schon nach Schleswig und Jütland vorgedrungen war, wuchs doch auch dem Oberbefehlshaber das Begehren. Ein neuer glücklicher Schlag des Feldmarschalls bei Aalborg (18. October) machte ihn über Erwarten schnell zum Herrn der eben genannten Länder und damit des gesammten dänischen Fest-

landes. Der König flüchtete nach Fünen; es hieß, daß seine Unterthanen rebellirten. Und schon am 30. erklärte W., im nächsten Sommer ihn selbst auf seinen Inseln aufsuchen zu wollen — mit Schiffen, um deren Herbeischaffung er sich von nun ab eifrig bemühte. Wir müssen, sagte er spöttisch, ihm seine Visite erwiedern. Und mehr noch, bei zunehmendem Frost, im November, faßte er den Plan, sich der Inseln Fünen und Alsen mitten im Winter zu bemächtigen. Je mehr Land man dem Könige wegnehme, um so eher würde er Frieden machen; und wenn er nicht wolle, so könne der Kaiser, im Besitz dieser Inseln, den Rest ihm im nächsten Jahre desto leichter nehmen. Doch auch damit noch nicht genug. Als im December die irrigen Gerüchte von einem Abfall der Dänen, von dem Entschluß der Stände, sich einen andern König zu wählen, bei W. nur zu leicht Glauben fanden, kam ihm allen Ernstes der Gedanke, keinen Geringern als den Kaiser ihnen zu dieser Wahl vorschlagen zu lassen. Er wollte sich dann für die Aufrechterhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten verbürgen. Sonst, wenn sie mit Gewalt bezwungen würden, „so sind sie unser Leibeigen". Es waren allzu kühne Voraussetzungen und Erwartungen, charakteristisch aber für seine gehobene Stimmung. Die an sich geringeren Erfolge, die gleichzeitig und in gehöriger Entfernung von ihm die liguistische Heerführung davon trug, konnte er neidlos mit ansehen; über den nämlichen Feind gewonnen, kamen sie ihm indirect gleichfalls zu Gute. Und so schrieb er damals einem militärischen Vertrauten: „Wenn wir Kurbaiern recht auf unserer Seite haben, so sind wir Patroni nicht allein von Deutschland, sondern von ganz Europa". Dennoch war der Ton der Liga, mit Baiern voran, gegen ihn selber bereits mehr als herb geworden. Erst vor Kurzem, auf dem Kurfürstentage zu Mühlhausen im October, hatte sie über den unerträglichen Druck seiner Militärdictatur im Reiche, die ihr als Verletzung der Reichsverfassung galt, bittere Beschwerde geführt. W. schien diese nicht zu beachten; jedoch war er klug genug, den Bogen nicht noch straffer zu spannen. Als wollte er den aufgebrachten Fürsten wenigstens zeigen, daß es ihm mit einer strengen Heeresdisciplin Ernst sei, erließ er gerade damals, unter Androhung harter Strafen, eine Reihe neuer Befehle an seine Officiere und Soldaten zur Erhaltung von Zucht und Ordnung in den verschiedenen Quartieren, zur Einstellung ihrer „Insolentien" gegen die unschuldigen Einwohner. Schärfer vielleicht als seit lange bestrafte er die Missethäter, ließ geflissentlich auch solchen von höherem Range unnachsichtig den Proceß machen. Den Obersten v. Görzenich, der einer der schlimmsten gewesen, ließ er, als er noch vor Rendsburg lag, auf freiem Felde enthaupten.

Und im Bestreben, den Bruch mit der Liga zu vermeiden, nahm er nun auch, von der früher ausgesprochenen Maxime abgehend, auf die von Tilly sehr gewünschte Erweiterung der liguistischen Quartiere Bedacht. Er selber empfahl ihm im December, die Grafschaften Oldenburg und Ostfriesland zu besetzen. Andererseits freilich hatte er nun auch hierbei die bestimmte Absicht, den liguistischen Feldherrn von seiner eigenen Macht- und Interessensphäre, sowol an der Ostsee als in Franken, möglichst fern zu halten; und außerdem die, seinen Freunden, den Spaniern gefällig zu sein, da dieselben insbesondere auch von Ostfriesland aus die holländischen „Rebellen" im Zaum gehalten zu sehen wünschten. Aber einen noch viel weiteren Plan faßte er damit ins Auge: den einer systematischen Occupation der gesammten deutschen Küste und aller ihrer Häfen durch die beiden katholischen Heere — vorläufig bloß von Emden, das die Holländer fest besetzt hielten, abgesehen. Wie er diese Aufgabe in Bezug auf Pommern und Mecklenburg für die seinige hielt, wie er die militärische Behauptung dieser Ostseeländer eben sich und seinen kaiserlichen Truppen ausschließlich vorbehielt, so wies er mit der

Genehmigung oder, wie es officiell hieß, auf Befehl des Kaisers die Länder an der Nordsee dem liguistischen Collegen an. In dessen Händen befand sich ohnehin schon ein größerer Theil des Bremer Landes; und Wallenstein's Initiative folgend, dehnte Tilly nun wirklich seine Quartiere über Oldenburg und Ostfriesland aus. Eine wachsende Fülle von Interessen und Aufgaben trat hervor. Um beide Meere mit einander zu verbinden, wollte der Friedländer von Kiel aus einen Canal im nächsten Sommer graben lassen; ein freilich noch sehr unreifer Plan. Wenn aber dadurch die Berührung des Sundes überflüssig gemacht werden sollte, so bedeutete sein Plan einer Flottengründung einen noch schwereren Schlag gegen Dänemark. „Ich will", sagte er, „aufs Jahr (1628) stark auf der See mich befinden." Mit Hülfe der Spanier wie der Hansestädte, die ihm je 24 Schiffe liefern sollen, beabsichtigt er, sich und dem Kaiser so schnell als möglich eine Marine zu schaffen — eine Ostsee- und eine Nordsee-Armada, die, durch jenen Canal sich näher verbunden, ganz unter seinem Commando ständen. Mit dem Titel: „General des Kaisers", d. i. als Reichsadmiral über eine Seemacht von 48 Schiffen, plant er so eine Herrschaft auf beiden Meeren, ohne dabei der Liga zu gedenken, wol aber im Anschluß an die spanische Kriegsflotte zu Dünkirchen. Alles dies bespricht er eingehend mit dem spanischen Staatsmann Graf Sforza, der, von der Regentin der Niederlande aus Brüssel gesandt, ihn auf seinem Siegeszuge durch Holstein begleitete. Um die Spanier für seine hochstrebenden Pläne zu gewinnen, kam er wieder einigen ihrer Wünsche entgegen, nur allerdings nicht ihrem Hauptwunsch, der den offenen Bruch von Kaiser und Reich mit den Holländern betraf. In Bezug auf diesen höchst gefährlichen Punkt hielt er die Infantin Isabella ausweichend hin, indem er sich hinter die Abneigung der Liga gegen einen solchen Bruch verschanzte. Dagegen verhieß er ihr, den Holländern unter der Hand allen nur möglichen Abbruch thun zu wollen; und so ließ er sich auch das gerade damals von Madrid und Brüssel aus emsig betriebene Project eines Handelsbündnisses, einer „Compagnie" zwischen Spanien und der Hanse wohl gefallen. Besondere Hoffnung setzte er auf den spanisch gesinnten Grafen Schwarzenberg, der als kaiserlicher Gesandter seit dem Herbst 1627 dies Project den Hansestädten annehmbar machen, in unmittelbarer Verbindung damit aber auch die Erwerbung und Ausrüstung von Schiffen nach dem Willen Wallenstein's bei ihnen erwirken sollte. Zurückgekehrt nach Brüssel, rühmte Sforza: es habe niemals in Deutschland einen dem Dienste des Königs von Spanien so ergebenen General, als den Herzog von Friedland gegeben. Das leitende Motiv zu dessen maritimer Politik war aber doch der feindliche Gegensatz gegen die beiden nordischen Königreiche, gegen Schweden ebensowohl als gegen Dänemark. Nichts fürchtete W. damals mehr als eine Verbindung Christian's IV. mit Gustav Adolf wider den Kaiser. Um die zu hintertreiben, suchte er indeß selber mit letzterem König damals eigenartige Verhandlungen anzuknüpfen. Denn andererseits hoffte er doch auch, daß sich die frühere Feindschaft zwischen den beiden nordischen Monarchen erneuern und der Schwede durch ködernde Anträge, die er ihm machen wollte, sich noch einmal zum Bruch mit dem Dänen bewegen lassen werde. Vorübergehend glaubte er sogar, eine Conföderation des Kaisers mit Schweden zu Stande bringen zu können, so wenig er dabei auch auf natürliche Zuneigungen rechnete. „Wird's uns nichts nützen, so wird's uns nicht schaden können." Zum mindesten sollte man „den Schweden mit Hoffnung unterhalten, auf daß er sich nicht mit dem Dänen conjungiren thäte". Demungeachtet gab er gleichzeitig dringende Befehle, die schwedischen wie die dänischen Kriegsschiffe, wo man sie antreffen würde, in Brand zu stecken. Er kennzeichnete damit in gleichem Maaße die Unnatur jenes Verhältnisses wie die Unaufrichtigkeit seines Verfahrens. Hinhalten aber wollte er die Schweden noch

aus einem anderen Grunde: indem er mit der Occupation zugleich aufs allereifrigste die Fortification der Ostseehäfen betrieb, galt es ihm, ihren Angriffen auf einen persönlichen Machtbesitz zuvorzukommen, den er durch die Erwerbung Mecklenburgs erstrebte.

Seit wie lange schon mochte er sich im Geiste als Herzog dieses Landes erblickt haben! Sicher, daß er mit strenger Consequenz dies Ziel bereits im Jahr 1627 verfolgte. Noch bevor er den Kaiser zum König von Dänemark machen wollte, hatte sein ehrgeiziger Wunsch festere Gestalt gewonnen. Während er aber für unerläßlich hielt, die dänischen Stände einem Ferdinand II. gegenüber vornehmlich ihrer Religionsfreiheit zu versichern, konnte er nicht umhin, demselben Fürsten die Einführung der katholischen Religion in Mecklenburg zugleich mit der der Jesuiten zu versprechen, um dadurch den Widerstand gegen diesen Wunsch am Kaiserhofe zu überwinden. Den Widerstand von Seiten der Liga meinte er durch die Fernhaltung Tilly's schon hinreichend gelähmt zu haben. Rund abgeschlagen hatte er, nach seinen wiederholten Mittheilungen an Vertraute, die von Kurfürst Maximilian begehrte Einquartierung der Tillyschen in Mecklenburg. Und zweifellos bildete nun die Ausführung seines dynastischen Strebens einen Hauptzweck seiner Winterreise nach Böhmen, während er für die Aufgaben seines dänischen Krieges eine Armee von nicht weniger als 60 000 Mann zurückließ. Dort in Böhmen traf er den Kaiser an, in gehobener Stimmung, als Sieger über die Rebellen schonungslos vorgehend. Soeben erst hatte Ferdinand dies unterjochte Wahlreich mit Umstoßung der alten Rechte zum erblichen Königreich gemacht, unter festlichem Prunk sich die Erbhuldigung leisten und sich krönen lassen. Durch eine angesehene Mittelsperson in Prag war gleichzeitig auch schon das Anliegen seines über Erwarten erfolg- und ruhmreichen Feldherrn dem dankbaren Monarchen unterbreitet worden. Daß W. nicht umsonst zu ihm kam, beweisen ohnehin die zahlreichen Gnadenbezeigungen, die ihm während seines Aufenthalts in Böhmen — im Winter 1627/8 — zu Theil wurden. Sein Generalsgehalt ließ ihm Ferdinand, unter Zurückrechnung vom 25. Juli 1625 an, verdoppeln. Damit im Zusammenhang stand seine — officiell durch Patent vom 21. April 1628, thatsächlich aber schon vorher erfolgte — Ernennung zum kaiserlichen „General des Oceanischen und Baltischen Meers“. Sie ward nun der Welt verkündet mit dem Beschluß des Kaisers, zum Widerstand gegen die Reichsfeinde und zur Vernichtung ihrer Commercien „eine Armada zu Meer anzurichten“. Wie eine specielle Belohnung für seinen glücklichen Feldzug in Schlesien erschien Wallenstein's Belehnung mit dem Fürstenthum Sagan, das ihm der Kaiser um eine winzige Summe bereits am 1. September 1627 verkauft hatte, jetzt aber, 15. und 16. Februar 1628, ihm ausdrücklich als Lehn überließ und für ihn zum Herzogthum machte. In weiterem Umfange sollte ihm die Confiscation der Rebellengüter zu statten kommen. Von den Erblanden über das Reich hin ausgedehnt, ward sie eine neue furchtbare Waffe in seiner Hand. Denn durch Schreiben Ferdinand's vom 26. Januar und 16. Februar wurden sämmtliche wegen der Rebellion im Reiche ihm, dem Kaiser, verfallenen Güter, deren Einziehung einer besonderen Confiscations-Commission oblag, dem General zur Befriedigung des Kriegsheers schlechthin überlassen: mit dem Zusatz, daß ohne die Erklärung des Generals kein Delinquent begnadigt werden dürfe. Demnach begann auch im niedersächsischen Kreise eine Aera der Confiscationen, in welcher nicht bloß die allgemeine Habgier der Soldatesca immermehr entfesselt wurde, sondern mit der Ausstattung seiner höheren Officiere durch die eingezogenen Herrschaften und Aemter, wie z. B. des Grafen Schlick durch das ansehnliche Querfurt, ganz neue territoriale und dynastische Verhältnisse entstanden. Ja, zur Begründung

einer Militäraristokratie, die seinen Anhang noch beträchtlich zu vermehren versprach, waren ihm hier die Mittel gegeben. Die großartigste Confiscation in Norddeutschland hatte er sich aber selber als Belohnung zugedacht.

Wenn wir einer der intimen Andeutungen Wallenstein's Glauben schenken dürfen, so würde der Kaiser, der die dänische Krone für sich ablehnte, ihm, dem böhmischen Edelmann, seinem Unterthanen, sogar diese „vergönnt" haben. Allein auch W. dankte dafür; „denn ich könnte mich nicht damit mainteniren, will unterdessen mit dem Andern fürlieb nehmen, denn dies ist sicherer". Mecklenburg war es, das ihm als nothwendiges Glied in der Kette und gleichsam als Schlußstein seiner nordischen Besitzergreifungen galt. Vorwand und Rechtfertigung, um es sich anzueignen, fand er in der angeblichen Felonie der beiden angestammten Herzoge. Wahr ist, daß sie, obwol ohne bestimmte und consequente Politik, dem König von Dänemark, dem Feinde des Kaisers, dauernde Sympathien bezeigt, ihm auch bis zuletzt nach dem Maß ihrer Kräfte Beistand geleistet hatten. Mehr aber noch als die behaupteten Verbrechen der Herzoge, denen gegenüber das kaiserliche Retentionsrecht geltend gemacht wurde, mag eine lockende Aussicht auf Ferdinand gewirkt haben — die Aussicht, durch Einziehung und Ueberlassung Mecklenburgs an seinen so hoch verdienten und noch Größeres verheißenden Diener dem Hause Habsburg um so eher das gewünschte dominium maris Baltici zu verschaffen. Entscheidend war für ihn, wie es heißt, die versprochene Förderung der katholischen Interessen, die Verbreitung der allein seligmachenden Religion mit der Restitution der geistlichen Güter und der Gründung ansehnlicher Collegien wie Klöster in dem norddeutschen Küstenlande, welche der siegreiche General den Hof und den Clerus erwarten ließ. Und so empfing W. zu Brandeis in Böhmen, noch im Januar 1628, vom Kaiser die Lehen über das alte Reichsfürstenthum. Von ihm bei dieser Gelegenheit aufgefordert, sich in seiner Anwesenheit zu bedecken, ward er sogleich auch einer Auszeichnung gewürdigt, die als Vorrecht der deutschen Fürsten galt. Bei alledem kam jedoch auch hier noch die gewohnte vorsichtige Form des Kaufvertrags zur Anwendung. Laut eines kaiserlichen Briefes vom 26. Januar wurde ihm das Herzogthum übergeben in Anrechnung seiner Kriegskostenforderungen — aus dem dänischen Feldzug sollten ihm Kosten von drei Millionen Gulden erwachsen sein — und in Abschlag einer ihm vom Kaiser angewiesenen Gnadengabe von 700 000 fl., sowie zur Bestreitung weiterer Kriegsbedürfnisse. Am 1. Februar folgte ein kaiserliches Patent an die mecklenburgischen Stände, das auch ihnen die Uebertragung bloß als ein Unterpfand, und zwar bis zur Abzahlung der Kriegsunkosten an W., bezeichnete — das ihnen nichtsdestoweniger befahl, dem Letzteren die gebührende Huldigung zu leisten und sie dagegen ihrer bisherigen Eidespflichten unter sehr nachdrücklicher Beschuldigung der abgesetzten Herzoge entband. Vergebens sträubten sich die Stände; sie wurden im April zur Huldigung an W. gezwungen. Er freilich würde eine längere Widersetzlichkeit gar nicht ungern gesehen haben, weil er dadurch, nach seinen geheimen Auslassungen, die Gelegenheit erlangt hätte, sie aller ihrer Privilegien zu berauben. Auf der anderen Seite gebot ihm aber schon sein fiscalisches Interesse, seinem neuen Herzogthum die Lasten der Einquartierung soviel als möglich zu erleichtern, indeß er, noch von Böhmen aus, mit seinem weiten praktischen Blick Anordnungen zur Verbesserung des Regierungs- und Cameralwesens traf. Er selbst betrachtete diesen Besitz als dauernden, als ewigen, und ein neues kaiserliches Patent vom 16. Juni 1629 versicherte ihn und seine Erben denn auch des vollen Besitzes; er erhielt sogar das außergewöhnliche Recht, nach Gefallen eine Erbfolge einzurichten. Ein nachträgliches Proceßverfahren, das er gegen seine gewaltsam verdrängten fürstlichen Vorgänger hatte einleiten wollen, unterblieb. Ungehört waren und blieben

sie verurtheilt. Wenn aber auch W. sich rühmte, zur Verfolgung der Rebellen nach Mecklenburg geschickt worden zu sein — durfte Ferdinand ihm denn so unbedingt vertrauen? War es nicht ein zweischneidiges Schwert, das er ihm überliefert hatte?

Wol war der Herzog-General im Begriff, das Haus Oesterreich zu einer dominirenden Stellung zu erheben; wol trachtete er den Kaiser zum mächtigsten Herrn der Welt zu machen. Er konnte als der „gewaltigste Vertreter der kaiserlichen Centralgewalt" gelten. Und schon sollte er sich dahin geäußert haben, daß man keiner Kurfürsten und Fürsten mehr bedürfe, daß man ihnen das Gasthütel abziehen müsse, daß, wie in Frankreich und in Spanien ein König allein, so auch in Deutschland ein Herr allein sein solle. Jetzt aber, da er selber ein regierender, ein wirklicher Reichsfürst geworden, hielt er es hinwieder für sein Interesse und seine Pflicht, gleich den anderen Fürsten die Freiheiten des Reichs zu schützen, den Kaiser und das Haus Oesterreich zum absoluten Dominat im Reiche nicht kommen zu lassen. Seine auf das Kaiserthum gerichteten monarchischen Tendenzen begannen seit dem Jahre 1628 sich mit seinen landesfürstlichen zu kreuzen. Dicht neben den Vortheilen, die Ferdinand von W. als Herzog von Mecklenburg erwartete, lagen überhaupt nun mannichfache Nachtheile, ja Gefahren. Denn nicht nur, daß sein mächtiger und nahezu selbständiger Feldhauptmann, dessen Oberbefehl sich bald über fast 150 000 Mann in Deutschland und den Erblanden erstreckte, einen Territorialbesitz hatte, der, schon früher bedenklich groß, ihm mit Mecklenburg eine überwiegende Stellung im Reiche verhieß; sondern dem Kaiser drohte auch seinetwegen von jetzt an ernstliche Entzweiung mit der Liga. Der verjagten Herzoge sich annehmend, verfocht Maximilian von Baiern die Erbrechte der alten Fürstenhäuser. Im Grunde war der bevorzugte Günstling des Kaisers für ihn nur noch ein Usurpator. Und ein solcher war er erst recht für den Schwedenkönig; dessen Haß gegen W. übertrug sich ohne weiteres auf den kaiserlichen „Tyrannen". Allerdings noch bevor Gustav Adolf die Aneignung Mecklenburgs durch W. erfahren konnte, hatte er die Verhandlungen mit diesem abgebrochen, hatte er dem Dänenkönig, angesichts der Nothlage desselben, aufrichtig die Hand zum Bunde geboten. Wallenstein's Hoffnung auf die Wahl eines anderen Königs, auf die des Kaisers in Dänemark erwies sich als Trugbild. Das Land raffte sich vielmehr im Anschluß an Christian IV. zu neuem Widerstande gegen die kaiserlichen Eindringlinge auf. Zu der zwiefachen Enttäuschung aber, die somit der General erfuhr — und von den dänischen Inseln trennte ihn nach wie vor das Meer —, kam ferner auch die, daß die bisher von ihm gestreichelten Hansestädte ihm versagten: ihm und zugleich den Spaniern, auf deren gleißnerische Handelsanträge sie nicht eingehen wollten, weil sie dadurch die Feindschaft der Holländer, der Dänen und insgemein aller protestantischen Seemächte auf sich geladen haben würden. W. schrieb es zunächst nur der nicht erwarteten Ungeschicklichkeit des Grafen Schwarzenberg, seinem brutalen Auftreten gegen diese Städte zu, wenn sie sich ebenso zurückhaltend und in Wirklichkeit abwehrend gegen die spanischen wie gegen seine eigenen Wünsche, gegen seinen mit ihrer Hülfe auszuführenden Flottenplan verhielten. Allein auch die von ihm nun wiederholt verlangte Abberufung Schwarzenberg's aus Lübeck und dessen Ersatz durch einen anderen Unterhändler brachte keine Besserung. Der Flottenplan mit seiner Spitze gegen die benachbarten nordischen Reiche konnte der schwachen und furchtsamen Hanse vielleicht noch gefährlicher als das spanische Handelsbündniß werden. Die Verstimmung der Spanier über den Mißerfolg ihrer betreffenden Handelspolitik machte aber auch den Beistand der letzteren zur Ausführung der maritimen Projecte Wallenstein's, trotz des guten Willens König Philipp's IV., mehr und

mehr illusorisch. Fruchtlos schleppten sich die Verhandlungen zwischen den Spaniern und dem kaiserlichen Admiral, sowie zwischen beiden und der Hanse bis tief in das Jahr 1628 hin. Umsonst hatte er, als er, erst spät im Frühjahr, sich zum Aufbruch aus Böhmen und zu persönlicher Wiederaufnahme des Kriegscommandos im Norden rüstete, die Infantin um zehn Schiffe von der Dünkirchischen Armada gebeten, deren er für die Fortsetzung seiner Operationen gegen Dänemark dringend bedurft hätte. Seine früheren Hoffnungen auf einen durchgreifenden Erfolg dieser Macht gegenüber waren bereits stark herabgestimmt.

Schon seit dem März hatte er, angeblich um die Waffen gegen die Türken wenden zu können, bei Hofe auf einen baldigen Friedensschluß mit Dänemark gedrängt, sich auch damals schon vom Kaiser eine Vollmacht hierzu ausstellen lassen. Seine Bedingungen aber — Verzicht des Königs auf Holstein und Schleswig, Einlösung Jütlands um mehrere Millionen — waren viel zu hoch, als daß ein Fürst wie Christian IV. darauf eingegangen wäre. Im Gegensatz zu den Kaiserlichen im Besitz keiner geringen Flotte, durfte der Däne es wagen, von seinen unangreifbaren Inseln aus selbst gegen die deutsche Küste zu neuer Offensive vorzugehen und an die Rückeroberung seiner festländischen Provinzen zu denken. Noch waren ihm in Holstein die Festungen Krempe und Glückstadt nebst dem angrenzenden Marschgebiet erhalten, mit holländischer Hülfe zähe vertheidigt worden. Sehr natürlich, daß nun im Kriegsjahr 1628 der Friedländer seinen Blick dorthin zuerst richtete, indem er vor Allem Krempe von dem in ungehinderter Verbindung mit dem Meere gebliebenen Glückstadt abschneiden und völlig einschließen wollte. Es war bereits Juni und er noch immer unterwegs, in seinem Herzogthum Sagan auf der Durchreise aufgehalten; da aber rief ihn plötzlich ein störender Zwischenfall, zu größerer Eile mahnend, herbei: die „losen Buben von Stralsund“ galt es zu züchtigen. Je weniger die Rüstungen zur See ihm gelangen, um so mehr kam es ihm darauf an, die occupirten Häfen zu befestigen, sie den jetzigen und zukünftigen Feinden auf jede Art zu sperren, in den vornehmsten Hafenorten, wie in Wismar und nachher in Rostock, Citadellen zu bauen, die diesen Städten „zugleich ein Zaum im Maule“ sein sollten. Und für sein Fortificationssystem war ihm nun auch Stralsund unentbehrlich, ja um der Behauptung Rügens willen wie auch sonst von hervorragender Bedeutung. Daß aber die Stralsunder im Bewußtsein ihrer alten Privilegien, ihrer Autonomie sich auf eigene Hand besser zu befestigen beschlossen, hatte ihn schon im letzten December mißtrauisch gemacht und zu dem Befehl an seinen Obersten Arnim veranlaßt, dies „auf alle Weise“ zu verhindern. Weitere Befehle waren darauf gefolgt, „die schlimmen Kerle mit Ernst anzugreifen“ und ihnen eine starke Garnison aufzuzwingen; denn hier heiße es: principiis obsta. Sprach er doch die Befürchtung aus, daß Stralsund seinen Frieden mit Dänemark vereiteln, ihn vom Kriege gegen die Türken abhalten könne. Und da Arnim's Feindseligkeiten, auch die von ihm im Mai begonnene Belagerung nicht zum Ziele führten, so beschloß er, der Oberfeldherr, in Person mit einer großen Heeresmacht wider die rebellische Stadt anzurücken. Das ihm zugeschriebene und mehrfach variirte Wort: er werde Stralsund nehmen und wenn es mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, findet sich in gleichzeitigen, den Ereignissen nahe stehenden Schriften, ohne freilich authentisch zu sein. Schon vor seinem unmittelbaren Eingreifen in die Belagerung zu Anfang Juli, hatte die Stadt nicht allein von Dänemark, sondern auch von Schweden militärische Hülfe empfangen, ja ein ihr von Gustav Adolf angebotenes Bündniß mit diesem abgeschlossen. Dadurch aber wurde die Widerstandskraft der beherzten Bürger, die zugleich ihr evangelisches Bekenntniß vertheidigen zu

müssen glaubten, noch bedeutend gestärkt. Wol versuchte der Friedländer abwechselnd mit Gewalt und mit Güte ihrer mächtig zu werden. Die nach furchtbaren Angriffen eingeleiteten Unterhandlungen blieben indeß erfolglos, zumal die Belagerten wiederholt noch dänischen Succurs empfingen. Was ihn aber am meisten störte, war, daß die pommersche Küste noch an anderen Punkten von Dänen und Schweden bedroht, daß er auch schon die mecklenburgische und damit seine umfassenden Pläne an der Ostsee gefährdet sah. Das war es, was ihn bewog, von seiner neuen Residenz Güstrow aus an Arnim den Befehl zur Aufhebung der Belagerung von Stralsund zu geben. Und so geschah es Anfang August, zu allgemeinem Frohlocken der protestantischen Welt. Das Glück der kaiserlichen Waffen, dort ist es zum ersten Male rückgängig geworden, und der siegreiche Widerstand jener Bürgerschaft hat den Geist des Widerstands weithin erweckt. Gleich in den nächsten Tagen landete König Christian auf der Insel Usedom, bemächtigte sich ihrer und von da aus der Stadt und des Schlosses Wolgast. Unverzüglich mußte W. ihm entgegentreten, wenn er Pommern sich erhalten wollte. Ihn erwartend nahm der König eine verschanzte Stellung bei Wolgast ein. Dennoch war der kaiserliche General, wenn in diesem Moment vielleicht auch nicht an Volk, so doch in der Kunst der Taktik, ihm weit überlegen. Zur See, er gestand es offen, konnte er ihm nicht beikommen; hier aber zu Lande brachte er ihm sofort noch einmal eine höchst empfindliche Niederlage bei. Durch die Schlacht bei Wolgast vom 22. August rettete er sich und dem Kaiser die Herrschaft über Pommern mit Ausnahme Stralsunds, unterwarf er Mecklenburg sich erst vollends — und seine Waffenehre war gerettet. Es folgte noch ein Sieg in Holstein, indem sich ihm am 14. November die hart belagerte Festung Krempe ergab. Und jetzt hielt er für geboten, aufs ernstlichste an die Herstellung des Friedens mit Dänemark zu denken. Seine hochfliegenden Pläne konnte er nun einmal nicht aufrechterhalten. Ohne Glückstadt, gegen das nichts auszurichten, das den Dänen vielmehr ein Hauptstützpunkt ihres angriffslustigen Widerstandes war, beherrschte er auch Holstein nicht völlig. Mochte er der Hanse gegenüber prahlen, daß der Kaiser die fehlenden Schiffe bekommen und man sodann ganz andere Resolutionen fassen würde — seine wahre Meinung drückte das geheime Geständniß aus, daß es ihm unmöglich sei, die 250 Meilen lange Seeküste zu decken. Unmöglich dünkte es ihm, einen Krieg gegen Dänemark und Schweden zugleich zu führen. Erbost auf die „schwedische Canaille", die sich in Stralsund eingeschlichen, betrachtete er Gustav Adolf fast schon als offenen und jedenfalls als den gefährlichsten Feind. Um so mehr nur hob er den Nutzen und die Nothwendigkeit des dänischen Friedens für das Haus Oesterreich hervor, wobei aber sein persönliches Interesse, die Erhaltung seines Herzogthums Mecklenburg, sehr wesentlich mit ins Gewicht fiel. Da er nicht umhin konnte, die Liga für diesen Frieden zu gewinnen, lud er, alsbald nach der Eroberung von Krempe, Tilly nach Boizenburg zu mündlicher Besprechung ein. Ueberhaupt zeigte er gegen diesen eine Zuvorkommenheit, die sein Stolz und seine Empfindlichkeit unter anderen Verhältnissen kaum erklärlich erscheinen lassen würden.

Denn wenn der liguistische Feldherr auch seinerseits wieder mit der Eroberung von Stade einen beträchtlichen Erfolg über die Dänen errungen, so hatte er doch dem kaiserlichen die gegen Stralsund erbetene Hülfe, seine Mitwirkung, die hier vielleicht ebenfalls zur Eroberung geführt haben würde, verweigert. Er hatte das im Auftrage der Liga gethan, dazu aber selbst voller Argwohn, daß W. mit gewohnter Rücksichtslosigkeit noch mehr von seinem Volke an sich ziehen und das Heer der Liga schwächen wolle, um ihr gegenüber dann desto besser den Meister zu spielen. Unermeßlich gesteigert hatte sich im laufen-

den Jahre die Erbitterung der Liguisten über die Militärdictatur des Friedländers im Reiche, über seine immer noch vermehrte und durch ein geradezu zerstörendes Contributions- und Confiscationssystem unterhaltene Armee, über seine radicale Eigenmächtigkeit in der Leitung des Krieges und der Kriegspolitik. Schon im Frühjahr waren ihm in ein paar Relationen des Capuziners Ales, eines gelegentlichen Geheimagenten des bairischen Kurfürsten am Kaiserhofe, stets maßlosere Entwürfe zugeschrieben worden: als erstrebe er un supremo dominio — als denke er, die Wahl des Thronfolgers Ferdinand (III.) zum römischen Könige vereitelnd, nach dem Tode des Kaisers mit Hülfe der Armee assoluto padrone, ja erblicher König über das Reich zu werden. Die gehässigsten Uebertreibungen und Verleumdungen waren zur moralischen Vernichtung des Gewaltigen in Umlauf gesetzt, auch im Juli schon auf einem Convent der Liga in Bingen die Frage seines Sturzes, seiner dem Kaiser abzunöthigenden Entlassung erwogen worden. Dieselbe war noch nicht reif; wol aber entschloß sich Ferdinand II., um wenigstens ihren gerechten Klagen in einem Hauptpunkte nachzugeben, zu einer weitgehenden Abrüstung, zu der Abdankung zahlreicher Regimenter in den oberdeutschen Reichskreisen. Ueber seine gemessenen Befehle, die Reiterei zu „reformiren", soll W. höchst ungehalten gewesen sein. Dennoch ging er mit scheinbarer Zustimmung darauf ein, und bei wachsenden Friedensaussichten ertheilte er wirklich auch mehrere Aufträge zur Truppenverminderung, die aber immer eine sehr beschränkte bleiben sollte. Tilly fuhr fort, aus diesem und aus anderen Gründen ihm zu mißtrauen. Gleichwol gelang es dem kaiserlichen General, der sein Einverständniß in jener für ihn dringenden Angelegenheit nöthig hatte, die gewünschte Zusammenkunft in Boizenburg durchzusetzen. Und mehr, er erreichte daselbst eine Vereinbarung mit dem an sich weit weniger zum Frieden geneigten liguistischen Feldherrn: beide setzten die Eröffnung von Verhandlungen mit dem Dänenkönig auf den 16. Januar fest; gleich dem Kaiser ging diesmal auch der König darauf ein. Im neuen Jahre 1629 trafen sich demgemäß die Abgesandten Christian's mit denen Wallenstein's und denen Tilly's zu Lübeck. W. — und auf ihn kam Alles an — wollte sein Abkommen mit den Dänen ohne jede Einmischung einer ausländischen Macht treffen. Schroff wies er die Gesandten Gustav Adolf's, welcher Zutritt zu den Verhandlungen begehrte, ab. „Denn sie kommen nicht zu componiren, sondern zu turbiren", sagte er, von seinem Standpunkt aus nur zu sehr mit Recht. Die Friedensbedingungen von dänischer wie von kaiserlicher Seite schienen ohnehin doch noch weit aus einander zu gehen. W. überzeugte sich jetzt erst recht, daß ohne die Rückgabe der Elbherzogthümer und Jütlands dieser Friede, um dessen Herbeiführung ihm täglich mehr zu thun war, mit nichten zu erreichen sein werde. So gab er sich denn auch die größte Mühe, den Kaiserhof zu voller Nachgiebigkeit in seinem Sinne zu stimmen. Und deshalb mußte er auch Tilly, den er zu längerem Aufenthalt in Güstrow im April zu sich einlud, noch einmal gehörig bearbeiten. Sein steter Hinweis auf Christian's IV. auswärtige Beziehungen, auf die noch größere Verwirrung, welche dieser, unbefriedigt bleibend, im Bunde mit Frankreich, England, Schweden und Holland anrichten könnte, machte Eindruck. Und dazu die Wahrnehmung der tiefen Erregung, in die das protestantische Norddeutschland soeben durch den Erlaß des kaiserlichen Restitutionsedicts versetzt ward, die von W. betonte Besorgniß, daß es bei nächster Gelegenheit Anschluß an jene Feinde suchen würde. Dazu ferner der düstere Hinblick auf die Feindseligkeiten Gustav Adolf's gegen Polen, die zugleich, wie die österreichischen Erblande, so auch die langgestreckte baltische Küste bedrohten, die Einsicht in die eigene völlige Wehrlosigkeit zur See. Alledem konnte eben auch Tilly sich nicht verschließen; und beide Feldherren riethen daraufhin in einer gemeinsamen Denk-

schrift aus Güstrow ihren Herren an, den Dänenkönig nicht durch Vorenthaltung der streitigen Länder zu neuen Kriegen zu veranlassen und den Frieden zu verzögern oder unmöglich zu machen. Immerhin verlangten doch auch sie von ihm noch ein bedeutendes Zugeständniß, seinen Verzicht nämlich auf alle Ansprüche im niedersächsischen und in den anderen Kreisen, insbesondere auf die Bisthümer derselben. Harte Schwierigkeiten gab es auf beiden Seiten zu überwinden — bis endlich, am 22. Mai und an den folgenden Tagen, der unermüdliche kaiserliche General den Abschluß des Friedens und damit einen nicht geringen politischen Triumph erreichte. Wurden nun auch dem Könige seine Provinzen, zum Verdruß Kurbaierns unentgeltlich und ohne Erstattung der Kriegskosten, zurückgegeben: so gab doch er hinwieder, zugleich mit den Stiftern, seine ehemaligen Verbündeten in Deutschland, deren Sicherstellung er anfangs befürwortet hatte, den Ansprüchen und Consequenzen des Restitutionsedictes preis. Er überließ Mecklenburg dem Eroberer und stand bereits den Schweden wieder ferner. Freilich eine Verbindung zwischen König Christian und dem Kaiser, wie sie W. während der Friedensverhandlungen vorgeschwebt, wurde nicht erreicht. Und ihrer entbehrend, sah dieser seine stolzen maritimen Bestrebungen jetzt erst vollends mißlingen. Zwar fuhr er fort, im Besitz ganz weniger Schiffe den hochtrabenden Titel: „des Oceans und Baltischen Meeres General" zu führen, — er war doch ein Admiral ohne Flotte.

Am 4. Juni unterzeichneten die beiden katholischen Generale die Urkunde des Lübecker Friedens. Der Wunsch, daß diesem dänischen nun auch der Friede im Reiche folgen möge, blieb indeß unerfüllt. Und nicht bloß hier, auch anderwärts sah gerade W. sich bald darauf vor eine Reihe neuer Aufgaben gestellt, die ihn als kaiserlichen General zu Lande wieder völlig in Anspruch nehmen sollten, ohne daß er seinen Lieblingsplan eines aggressiven Türkenzuges zur Ausführung zu bringen vermochte. Wol bezeugt es seinen kühnen Gedankenflug und seinen unermüdlichen Ehrgeiz, wenn er, nach seiner Behauptung, schon längst auch den Papst, den Kaiser und alle kaiserlichen Minister für ein derartiges Unternehmen gewonnen — wenn er während Tilly's Anwesenheit in Güstrow bereits die Eroberung von Byzanz ins Auge gefaßt und zuversichtlich erklärt hatte: in drei Jahren hoffe er dem Kaiser die Constantinopolitanische Krone aufs Haupt zu setzen. Allein er kam so wenig hierzu, als es ihm gelungen war, den Kaiser zum König von Dänemark zu machen. Als nächstes unmittelbares Hemmniß jenes im Namen des christlichen Europas gedachten Feldzuges erschien ihm ein an sich kleinlicher Erbfolgestreit in Italien, der sich schnell zu einem Kriege zwischen Spanien und Frankreich um die Hegemonie daselbst zu erweitern drohte — ein Conflict, in welchen die Spanier sofort auch den ihnen dauernd verbündeten Kaiser als obersten Lehnsherrn über das streitige Erbe, das Reichslehn Mantua, zu verwickeln wußten. Zur Erbfolge wohlberechtigt, war doch der Herzog von Nevers als französischer Schützling dem Hause Oesterreich nicht genehm. Das gewaltsame Vorgehen wider denselben kam aber den Franzosen, die sich zu Befreiern des „von Spanien unterdrückten Italiens" aufwarfen, ebenso gelegen, wie es dem politisch weitblickenden General des Kaisers ungelegen kam und geradezu widerwärtig war. Für ungerecht und unklug erklärte er diesen von den Spaniern verschuldeten italienischen Krieg, der dem Kaiser wie ihm selber keinen Vortheil, dagegen durch Frankreich eine unberechenbare Gefahr für die Zukunft verhieß. Die spanischen Staatsmänner wurden allerdings nicht müde, ihm wie dem kaiserlichen Hofkriegsrathspräsidenten, dem Grafen Collalto, lockende Anerbietungen zu machen, namentlich gewisse Landgebiete in Italien als „Recompens" zu versprechen. Und Wallenstein's angeborene Habgier, seine Ehrsucht ließ ihn dem gegenüber wenigstens nicht unempfänglich erscheinen, nur

daß er noch mehr verlangt haben würde. „Wenn man — schrieb er im Frühjahr 1629 an Collalto — unsere Investituren wird machen, so muß man uns auch Privilegien geben, wie's die welschen Fürsten haben; denn unter andern so haben sie dies auch, daß sie können Conti und Marchesi machen.“ Schnell besetzten jedoch die Franzosen gerade das Gebiet, das ihm vor anderen begehrenswerth erschien. Seine Abneigung gegen den italienischen Krieg blieb unüberwindlich, um so mehr, als er damit rechnen mußte, daß die Verhältnisse seine persönliche Theilnahme, seinen Aufbruch nach Italien forderten. Fortgesetzt schob er den auf, so gespannt er auch immer dem Lauf der Begebenheiten folgte. Ja, erst auf wiederholte Befehle des Kaisers schickte er im August eine größere Heeresabtheilung über die Alpen. Sein Versprechen, daß er ohne Zeitverlust nachkommen werde, bedeutete nichts; und es wurde hinfällig, als er kurz darauf von einer unglücklichen Wendung des niederländischen Krieges hörte, die er vergeblich abzuwehren versucht hatte. Denn wuchtiger als je hatten eben damals die Holländer zu einem Schlage gegen das nämliche Spanien ausgeholt, welches sie nicht freigeben, nicht als selbständige Republik anerkennen wollte. Gerade, da sie die Kräfte ihrer alten Zwingherren getheilt, der Mehrzahl nach jetzt in Italien beschäftigt sahen, hatten sie sich zur Belagerung von Herzogenbusch, der wichtigsten Festung in den spanischen Niederlanden, entschlossen. Und diese Belagerung beunruhigte W. nach seinem Bekenntniß „mehr, als wenn Rostock belagert wäre . . . Ist Herzogenbusch verloren, so ist ganz Niederland in Compromiß“. Er fürchtete von einem Siege der Holländer, die er als destructores Regum et Principum bezeichnete, den größten moralischen Nachtheil für die österreichische Gesammtmonarchie. Aus freien Stücken hatte er der Infantin Isabella in Brüssel unmittelbar nach dem dänischen Friedensschluß ansehnliche Hülfstruppen zugesagt, die in aller Eile — „so lieb ihnen ihr Leben“ — sich den Holländern entgegenwerfen sollten. Ja, nicht weniger als 17 000 Mann ließ er aus eigener Initiative in Holland einfallen und, indem dieselben in einer kühnen Diversion die Richtung auf die Hauptstadt Amsterdam einschlugen, Furcht und Schrecken verbreiten. Den Verlust von Herzogenbusch, dem der von Wesel schon vorhergegangen, waren sie gleichwol nicht abzuwenden im Stande. W. sagte: Gott strafe die Spanier für ihren muthwilligen Krieg in Italien. Von ihren Unternehmungen hier und dort kreuzte eine die andere; daß aber die italienische, unter Collalto und Spinola, doch bessere Erfolge aufzuweisen hatte, als die niederländische, wo das Ungeschick der spanischen Oberleitung auch diese friedländische Invasion nutzlos machte, das war für den Herzog-General nur ein neuer Kummer. Und damit nicht genug; der Triumph der verhaßten Holländer trug mittelbar dazu bei, daß ihm ein drittes kriegerisches Unternehmen — in Deutschland selber — fehlschlug, sein Angriff auf Magdeburg.

Mühelos hatte er, auch während seiner langen Abwesenheit vom Reiche, die beiden Stiftslande Magdeburg und Halberstadt behauptet, wie er sie mühelos erobert hatte. Sie seufzten fort und fort unter dem grausamen Druck seiner Militärherrschaft und fühlten sich nun auch noch durch das Restitutionsedict in ihrem evangelischen Kirchenbestand aufs ärgste bedroht. Wol war, anders als der bigotte Tilly, W. selbst ein Gegner dieses Edicts. Er fand es unpolitisch, „unzeitig“ oder voreilig erlassen, weil er dadurch die populären Antipathien gegen seine ihm unentbehrlich gewordenen Einquartierungen und weltlichen Confiscationen im Reiche bis zu einem Besorgniß erregenden Grade der Verzweiflung anwachsen sah. So bereit er auch stets gewesen, die katholische Reaction, der seine und der Liga siegreiche Waffen den Weg geebnet hatten, unter der Hand zu unterstützen: einen erklärten Religionskrieg in Deutschland wollte er

nach wie vor vermieden wissen, und so auch eine offene Herausforderung, die wie das Restitutionsedict den gesammten Protestantismus auf einmal in Harnisch bringen konnte. Außerdem aber war ihm die weltliche Autorität und Macht des Clerus, die durch dieses Edict erneuert werden sollte, grundsätzlich zuwider. Gleich in Bezug auf das Primatstift Magdeburg traten nun Differenzen zu Tage, da Ferdinand II. die Execution „seines“ Edictes hierhin in erster Linie richten wollte. W. meinte, es genüge, daß sein kaiserlicher Herr die beiden Stifter „jure belli apprehendire“ und daraufhin dem Erzherzog Leopold Wilhelm als Erzbischof und Bischof huldigen lasse. Ferdinand beanspruchte im Namen dieses seines minderjährigen Sohnes die Administration in spiritualibus wie die in politicis. Jedoch nur die erstere wollte W. ihm oder seinen Delegirten dort überlassen; die letztere gedachte er um so weniger unter geistlichen Einfluß zu stellen, als er sie schon aus militärischen und finanziellen Interessen ganz sich selber oder einem von ihm abhängigen Stellvertreter dauernd vorbehalten wollte. Hingegen fand er sein Interesse wieder in Uebereinstimmung mit dem des neuen katholischen Erzbischofs, insofern es jetzt auf die Occupation der von ihm bisher mit exceptioneller Vorsicht geschonten und freigebliebenen Hauptstadt, der Metropole und Festung Magdeburg ankam. Wie er den Kaisersohn dadurch erst zum wirklichen geistlichen Oberherrn des Erzstifts, so wollte er sich zum Beherrscher des vornehmsten Elbpasses machen. Aus politischen Gründen hatte er dieser Stadt, wie einst den großen Hansestädten überhaupt, geraume Zeit eine Gunst und Gnade erwiesen, die mit der Pacificirung des Dänenkönigs — denn der vertriebene und abgesetzte Administrator Christian Wilhelm galt längst als todter Mann — zwecklos geworden zu sein schien. Keine Frage aber, daß auch sein damaliger Groll gegen die hansischen Seestädte sich unwillkürlich auf ihre Schwesterstadt Magdeburg übertrug. Schon nannte er die Hanse insgemein des Reiches Holländer und, wol im Hinblick auf Stralsund, alles Uebels und Ungehorsams Anfänger. Ja, er hatte die Idee, den Hansebund zu sprengen und auch zu diesem Zweck sich Magdeburgs zu bemächtigen, wie Tilly nach seinem Wunsch sich Bremens hätte bemächtigen sollen. Seine Forderung an erstere Stadt, eine kaiserliche Besatzung einzunehmen und zu unterhalten, ward, wie er wol voraussah, zurückgewiesen; und daraus entwickelte sich nun eine scharfe Blockade, durch die er die unbotmäßigen Bürger auszuhungern und so zum Capituliren zu bringen hoffte. Von seiner mecklenburgischen Residenz aus beobachtete er im Sommer 1629 diese Action wie die in Italien und die in den Niederlanden und außerdem noch eine vierte: auf kaiserlichen Befehl, aber mehr noch aus eigenem Entschluß hatte er dem König von Polen nochmals einen starken Succurs, 15 000 Mann mit seinem Feldmarschall Arnim zugesandt, um dadurch Gustav Adolf im preußischen Kriege fest und von Pommern wie von Schlesien fern zu halten. Wiederholt zählt er in seinen Briefen aus Güstrow die gewaltigen Truppenmassen auf, die er nach so verschiedenen Richtungen abcommandirt hatte. Endlich aber brach auch er auf, zunächst nach den Stiftslanden, um mit Magdeburg, in dessen Umgegend er recognoscirend erschien, desto eher fertig zu werden. Allein, wie er sich vor Stralsund geirrt, so nun auch hier. Wol setzte er den hartnäckigen „desperaten“ Widerstand der Magdeburger auf Rechnung jenes unseligen Edictes, das ihre Erbitterung in der That noch erheblich gesteigert hatte. Auch hier aber, wie vor Stralsund, sah er sich schließlich zum Abzug aus dem Grunde genöthigt, daß auswärtige Gefahren ihm drohend nahten. Als er, unter unverhohlener Mißbilligung des Restitutionsedictes, zu Anfang October die Blockade aufhob, wünschte er damit zugleich die ihm immer verdächtigere Hanse zu beschwichtigen, damit sie in ihrer politisch-religiösen Erregung sich nicht völlig mit Holländern und Schweden verbinde. Durch den Sieg der Holländer über die Spanier

fand er den Credit der ersteren bei den Unkatholischen im Reiche, gleichzeitig mit ihrem Uebermuth, maßlos gestiegen. Noch empfindlicher aber berührte ihn die Nachricht von dem mehrjährigen Waffenstillstand, den die undankbaren Polen soeben mit Gustav Adolf eingegangen waren. Diesen König hielt nun nach Wallenstein's Ueberzeugung nichts mehr davon ab, im Einverständniß mit den norddeutschen Städten und allen Mißvergnügten, die „auf ihn warten, wie die Juden auf ihren Messias", sich direct gegen das Reich zu wenden. „Ich weiß nicht, wie ich ihm begegnen werde." Einem solchen Einverständniß hielt er sich nicht für gewachsen; und käme zu den übrigen Feinden noch der Franzose, „so findet er Elsaß offen". Man werde ihn wie die Holländer „gewiß im Reiche haben ... In was für ein Labyrinth sind jetzt alle unsere Sachen gerathen!"

So ging der vor Kurzem noch so gewaltige und in den ausschweifenden Plänen einer kaiserlichen Weltherrschaft lebende Feldherr mit düsteren Vorahnungen dem Jahre 1630 entgegen. Nach allen Richtungen hatte er Front zu machen, und er fühlte dabei den Boden unter seinen Füßen schwanken. Die Mißerfolge vor Stralsund und Magdeburg hatten auch am Kaiserhofe wieder sehr verstimmt. Zu seiner Vertheidigung berief er sich auf die „vornehmsten Generäle", welche wie Spinola die Belagerung von Bergen op Zoom und wie Tilly die von Nienburg wieder aufgegeben hätten. Er beschwerte sich über die Kritik des Hofes, der ihm doch in nichts mehr Beistand leiste. „Daß ich im Reich verhaßt bin, das geschieht aus der Ursach, daß ich dem Kaiser gar zu wohl gedient hab wider ihrer Vieler Willen." Wegen des Kaisers, sagte er jetzt geradezu, müsse er sich alle Kurfürsten und Fürsten, ja männiglich zu Feinden machen. Der Stein des allgemeinen Anstoßes war nach wie vor die übergroß erscheinende Anzahl seiner den Volkswohlstand vernichtenden Truppen. Er aber hielt ihre weitere Verstärkung durch neue Werbungen für unbedingt nothwendig. „Wollen die Kurfürsten Krieg führen, dabei schonend verfahren, dem Reich gusto und nicht disgusto durch die Einquartierungen geben, so suchen sie sich unsern Herrn Gott zum General und nicht mich." Aber noch ganz andere Worte waren von ihm und seinen Commissarien im Umlauf. Wie in seinem Namen sollte einer derselben gedroht haben: es werde nicht gut im Reich, bis man einmal einem Kurfürsten den Kopf zwischen die Beine legte. Pappenheim, damals liguistischer Generalfeldzeugmeister, theilte dies und Anderes, was seine Herren gegen W. immer mehr aufbrachte, ihm offen und ehrlich „pro informatione" mit. War er selbst doch im Herzen sein Freund, sein Bewunderer; und noch erwartete er von einer persönlichen Conferenz Wallenstein's mit Vertretern der gereizten Liga eine Besserung des Verhältnisses zum Nutzen der gemeinen katholischen Sache im Reich. Wirklich kam es um die Jahreswende 1629/30 zu einer Conferenz in Halberstadt, wo W. seit der Blockade von Magdeburg sein Hauptquartier hatte, wo aber nun auch der liguistische Fürstbischof Franz Wilhelm von Osnabrück erschien, um als einer der Hauptexecutoren des Restitutionsedicts die Rekatholisirung des Domes vorzunehmen. Und auch Tilly fand sich bei dieser Gelegenheit ein. W. aber zeigte sich, obwol von seinen militärischen Forderungen nichts nachgebend, hier doch noch einmal in möglichst freundlichem Lichte. Ja, selbst unter Zurücksetzung seiner Abneigung gegen das Edict wohnte er dieser Halberstädter Execution bei und ließ auch die Einräumung des Doms an die Jesuiten geschehen. Wegen der insgemein so kritischen Lage dachte er selber noch an eine Zusammenkunft mit dem Haupte der Liga, an den Versuch einer Verständigung mit Kurbaiern in den militärischen Dingen. Während einige seiner Befürchtungen, so in Bezug auf die Holländer, sich als übertrieben erwiesen, trat ihm nur immer schärfer die Gefahr von Norden, die Hauptgefahr

der schwedischen Invasion vor Augen; und er fühlte sich zu ihrer Abwehr außer Stande, solange die Kriegswirren in Italien nicht beigelegt waren. Man mache dort Frieden, rieth er unaufhörlich; wolle man das Haus Oesterreich nicht ruiniren, so müsse man ihn noch vor dem Frühling schließen. Statt dessen aber nahm der italienische Krieg unter Frankreichs Betheiligung einen stets bedenklicheren Verlauf. Der Herzog von Savoyen, Oesterreichs Verbündeter, kam in solche Bedrängniß durch Richelieu, daß seine Rettung auch W. als unabweisbare Pflicht im Interesse der kaiserlichen Autorität erschien. Und so mußte er gegen die „insolenten" Franzosen noch mehr Volk nach dem Süden schicken; so erwog er seit dem Frühjahr 1630 lebhafter denn zuvor die Nothwendigkeit, sich in Person und „mit der ganzen Masse" dorthin zu begeben. Als Italiener hatte auch Papst Urban VIII. Partei für Frankreich genommen; und daraus erklärt sich das W. unmittelbar zugeschriebene Drohwort: Rom sei seit hundert Jahren nicht geplündert worden, jetzt müsse es noch viel reicher als damals sein! Die Rechte des Kaiserreiches in Italien galt es ihm wiederherzustellen. Schon im Januar hatte er Halberstadt, nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt, verlassen. Ueber Gitschin, wohin er, seit lange von der Gicht geplagt, in einer Sänfte getragen wurde, war er zunächst nach Karlsbad zur Kur gereist. Durch diese verzögerte sich sein Plan, das Hauptquartier in Memmingen aufzuschlagen, um von hier aus besser nach allen Seiten, zumal aber nach Italien auszuschauen. Als er im Juni in Memmingen eintraf, sah er sich schnell durch die aufregendsten Nachrichten aus Nord und Süd bestürmt. Im Juli erfuhr er die Eroberung Rügens und Usedoms durch Gustav Adolf. Der kaiserliche Commandant in Pommern bat ihn um schleunigen Succurs gegen die nunmehr eröffnete schwedische Invasion. „Ich kann ihm keinen Menschen schicken", schrieb W. Und gleichzeitig richtete Philipp IV. von Spanien die unerfüllbare Aufforderung an ihn, in Frankreich einzufallen. Eine erfreulichere Kunde inmitten dieser verschiedenen Bedrängnisse, diejenige von der Einnahme Mantuas durch die Kaiserlichen, ließ ihn noch einmal auf den ersehnten italienischen Frieden hoffen. Aufs eindringlichste wiederholte er im August seine alte Mahnung; „denn dorten werden wir nichts gewinnen und dahier viel verlieren". Man müsse das Volk aus Italien abfordern, zur Vertheidigung der eigenen Länder (Pommern, Mecklenburg u. s. w.). Indeß noch eine andere Nachricht empfing er vor Ablauf dieses Monats zu Memmingen — die von dem „Regensburger Conclusum", welches seine Absetzung aussprach. „Es ist mir", äußerte er mit scheinbar vollkommenem Gleichmuth — „von Grund meiner Seele lieb, dieweil ich dadurch aus einem großen Labyrinth kommen werde."

Wallenstein's letzter Versuch einer Annäherung an die Liga war umsonst gewesen. Unversöhnlich erschien ihr Haß gegen ihn. Unbekümmert selbst um die Nothlage des Kaiserthums, die bei der Fortdauer des Krieges die äußerste Anspannung aller Kräfte ohne Mäßigung und Schonung erheischte, hatte sie schon im Frühjahr auf einem Convent zu Mergentheim beschlossen, von Ferdinand II. eine durchgreifende Reform der kaiserlichen Armee und eine Aenderung ihrer Direction zu verlangen. Jetzt im August, auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, hatte sie diesem Verlangen Ausdruck gegeben; und sie hatte, alle Schuld an dem Einbruch der Schweden W. beimessend, gerade die Nothlage benutzt, um auf den dort anwesenden Kaiser, dem sie unentbehrlich blieb, den stärksten Druck auszuüben. Dieser liguistischen Fürsten wegen ließ Ferdinand seinen General fallen, welchem er als dem Vorkämpfer des kaiserlichen Ansehens trotz all' seiner Fehler und Mißgriffe, auch trotz seiner handgreiflichen Eigenmächtigkeit und Selbstsucht, zum größten Danke verpflichtet war. Mit Wallenstein's Persönlichkeit war das Glück der kaiserlichen Waffen verknüpft; kein Anderer

wäre mehr fähig gewesen, ihr Uebergewicht im Reich, auf dem die Autorität des Kaiserthums beruhte, aufrecht zu erhalten. Zögernd und widerwillig gab Ferdinand dem auf ihn ausgeübten Drucke nach — in der verfrühten Hoffnung, daß er bei den Kurfürsten die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen Könige, als Preis für die Entlassung des Friedländers, durchsetzen werde. Von persönlicher Ungnade weit entfernt, ließ er ihm diese Entlassung im September durch zwei Gesandte in Memmingen officiell anzeigen: in den mildesten Ausdrücken, unter Hinweis auf die Unmöglichkeit, in einer so gefahrvollen Zeit den Kurfürsten entgegenzutreten. W. erklärte, als Reichsfürst sein Land Mecklenburg — in dessen Besitz ihn die Liga ja nicht weniger ungern als Gustav Adolf sah — mit dem dortigen Kriegsvolk vertheidigen zu wollen. Bald darauf aber ließ er verlauten: dem Kaiser werde er nicht mehr dienen. Sein Gleichmuth war eben nur ein scheinbarer gewesen; und was ihn noch besonders kränkte, war der Umstand, daß sich Ferdinand von den Kurfürsten in Regensburg auch zu einer Armeereduction und zu einer Aenderung seines bisherigen Contributionssystems hatte nöthigen lassen, durch welche sein großes Werk erst recht in Gefahr gerieth. Seine an den Kaiser gerichteten Vorstellungen blieben unerwiedert; und das, wie es heißt, schmerzte ihn am tiefsten. Jedoch zu stolz, um es sich vor der Oeffentlichkeit merken zu lassen, zog er, statt nach Mecklenburg zu gehen, sich auf seine böhmischen Herrschaften zurück, wo ihn die friedlichen Arbeiten einer höheren Landescultur bald vollauf zu beschäftigen schienen.

Oft, und gleich damals von hervorragender Seite, ist behauptet, noch aber nicht erwiesen worden, daß auch des Kaisers Beichtvater Lamormaini wesentlichen Antheil an Wallenstein's Sturz gehabt. Wie mit den Jesuiten überhaupt, so hatte der Friedländer doch vornehmlich mit diesem vielvermögenden Manne bis dahin stets in Freundschaft leben wollen und sich darum ersichtlich bemüht. Wol mißbilligte Lamormaini die Ausschreitungen seines Heerwesens; die großartige Kriegsverfassung selbst aber hielt er zur Defension des Hauses Oesterreich und des Römischen Reiches, hielt er im Interesse der katholischen Religion für nothwendig. Die reiche Fülle frommer Stiftungen, die W. im nämlichen Interesse und hauptsächlich für den Jesuitenorden aus seinen eigenen Mitteln bewirkte, konnte ihren Eindruck auf den Beichtvater kaum verfehlen. In den Jesuiten sah W., nicht anders als der Monarch, die geeignetsten Lehrmeister der Jugend; und das Jesuitencollegium in Gitschin, zu dem er schon 1624 den Grund gelegt, war und blieb als Erziehungsanstalt aufs glänzendste von ihm ausgestattet. Vorübergehend hatte er freilich seine großartige Fundation für diesen Orden bedauert; so im Juni 1626, als auf dessen Betreiben die Gegenreformation in Böhmen gar zu „erschrecklich“ auftrat. W. wollte die Rekatholisirung allmählich unter Anwendung der geistlichen Mittel gefördert wissen, wenn er auch gerade in seinem böhmischen Herzogthum gelegentlich selbst nicht vor Gewaltmaßregeln, wie Gefängniß und Verbannung andersgläubigen obstinaten Unterthanen gegenüber, zurückschreckte. Eben dort verfuhr er nach dem alten Grundsatz: cujus regio, ejus religio. Das jesuitische Vorgehen aber erschien ihm zeitweilig doch allzu rigoros und gefährlich, weil es zu neuem Aufruhr führen mußte. Außerdem auch duldete sein landesherrlicher, souveräner Wille die Uebergriffe von dieser Seite auf das weltliche Gebiet so wenig, als weltliche Pfaffenherrschaft und Pfaffenwirthschaft insgemein. In seinen Landen betrachtete er auch die Jesuiten, was die Temporalia betraf, als bloße Landsassen gleich den übrigen Geistlichen. Als Gönner der einen wie der anderen wollte er verehrt werden; und er versäumte denn auch andererseits nichts, um sie sich zu immer neuem Danke zu verpflichten. Im April 1628 stellte er, seines Glückes gegen die Feinde des Kaisers sich rühmend, nochmals eine große Stiftungsurkunde für die Gesellschaft

Jesu, „die überall die Ehre Gottes verbreitet“, zu Prag aus. Auch in Sagan stiftete er zum Zweck der Jugenderziehung ein Jesuitencolleg. Und auch in Mecklenburg war es ihm um die Gründung solcher Collegien zu thun, damit auf diese Weise der Katholicismus Eingang und allmählich Boden gewinne. Die katholische Ritterakademie, die er in Güstrow schuf, würde bei längerem Bestande schwerlich der jesuitischen Leitung entgangen sein. Freilich hinderte ihn das nicht, den mecklenburgischen Ständen bei ihrer Erbhuldigung die ungestörte Fortdauer der lutherischen Confession zu versprechen. Indeß auf die Zukunft rechnend, verfaßte er noch in Güstrow ein Schreiben an den Kaiser, worin er ihm grundsätzlich die Fundirung von Jesuitencollegien und -Seminarien auf Kosten der zu restituirenden geistlichen Güter als wirksamstes Mittel der Propaganda empfahl. Und so waren auch seine Schreiben an den Beichtvater von Versicherungen seines propagandistischen Eifers erfüllt. Seine Doppelzüngigkeit ließ allerdings an der Aufrichtigkeit derselben wiederum zweifeln; wie denn das — offenbar wechselnde — Verhältniß zwischen W. und Lamormaini noch bis jetzt nicht genügend klar gestellt ist. Zuverlässiger erschien und sympathischer war dem glaubenseifrigen Pater auf jeden Fall der den Jesuiten bedingungslos ergebene Feldherr der Liga, der nun auch zum kaiserlichen General an Wallenstein's Stelle ernannt wurde. Und als ein Jahr später (im Sommer 1631) doch schon von einer Rückberufung des Letzteren ernster die Rede war, hat Lamormaini nach seinem eigenen Bekenntniß dagegen gestimmt. Gewiß ist, daß das Verhältniß Wallenstein's zu den Jesuiten in weiterer Folge dann ein äußerst gespanntes wurde. Immerhin scheint er seine Stiftungen für sie nie vernachlässigt zu haben, wie überhaupt seine culturelle Thätigkeit auf geistlichem Gebiete wol zu keiner Zeit eine geringere als auf weltlichem gewesen ist. Unermüdlich hat er gleichzeitig seine mannichfachen Schloß- und Klosterbauten betrieben.

Auch durch seine Feldzüge nicht behindert, vom Lager aus, auf den beschwerlichsten Reisen, hatte er bisher schon seinem Herzogthum Friedland nach jeder Richtung hin, in Bezug auf Verfassung und Verwaltung, auf Kirche, Schule und Rechtspflege, auf Landwirthschaft und Industrie seine Aufmerksamkeit gewidmet; und die Maßregeln, die sein organisatorisches Genie bei seiner früheren Anwesenheit getroffen, ergänzte und erweiterte er stets durch neue. Mit seinen Beamten stand er deshalb in ununterbrochener Correspondenz, sie zu der nämlichen strengen Disciplin wie seine Soldatesca anhaltend. Und wie seine Armeesprache ausschließlich die deutsche gewesen, so nun nicht minder seine Regierungssprache. Das tschechische Element stieß ihn wegen seiner nationalen Beschränktheit und seiner Minderwerthigkeit in Cultur und Sitte ab. Die tschechische Sprache duldete er nicht einmal in seiner böhmischen Kanzlei. Als Deutscher auftretend, erschien er denn auch in Mecklenburg wenigstens nicht als nationaler Fremdling; als Reichsfürst ein Parvenu, hatte er hier dennoch den eingeborenen Adel für sich zu gewinnen verstanden. Sich dessen Freund nennend, hatte er mehr als die alten Herzoge ihn zu Raths- und anderen Diensten im Lande, aber auch — während seines fast einjährigen Aufenthalts daselbst vom Sommer 1628 bis zum Sommer 1629 — zu seinem persönlichen Hofdienst mit überraschendem Erfolg herangezogen. Und doch hatte er andererseits ihn des Rechts, an das Reichskammergericht zu appelliren, beraubt. Sein Bestreben, der herzoglichen Gewalt auch in Mecklenburg dem Kaiser wie den Ständen gegenüber möglichste Selbständigkeit zu verschaffen, tritt deutlich hervor. Dabei aber war er eben auch hier als Reformator im Gerichts- und Finanzwesen, in Regierung und Kanzlei erschienen, hatte hier zum ersten Male Justiz und Verwaltung von einander getrennt, hatte gleiches Maß und Gewicht eingeführt und wirkte überdies wohl-

thätig durch seine Armenversorgung. In letzter Instanz diente freilich Alles seinen eigenen Interessen, wie er denn schonungslos durchgegriffen, wo fremde Rechte ihm im Wege standen. Die Prosperität seiner Länder, die er sich zum Ziel gesetzt, sollte ihn selbst immermehr bereichern. Schon bei der mustergültigen Bewirthschaftung seiner böhmischen Besitzungen hatte er mit kaufmännischem Geiste sofort das lucrative Moment erfaßt. Getreidelieferant der kaiserlichen Armee, hatte er als Feldherr für seine Kasse als Privatmann trefflich gesorgt. Um wieviel mehr noch hatte er von seiner Doppelstellung als Feldherr und Landesfürst, hier namentlich auch in Anbetracht seiner vielseitigen industriellen Anordnungen, profitiren können!

Und so groß nun auch die Einbuße war, die seine Enthebung vom Generalat nach sich ziehen mußte — er war reich genug, in Gitschin, wie bisher in Güstrow, fortgesetzt einen mehr als fürstlichen Hofhalt zu entfalten. In seiner jetzigen Muße schien er seiner Baulust nur noch besser willfahren zu können. Seine noch unvollendeten Bauten wurden mit vollem Nachdruck weitergeführt, so in erster Reihe sein prächtiges Schloß in Gitschin. Seinem grandiosen und kunstgeschmückten Palast in Prag, der schon früher nahezu hergestellt, wurden immer neue Verschönerungen hinzugefügt. Italienische Architekten hatten die Pläne zu den Prachtbauten entworfen; sie blieben auch mit ihrer Ausführung betraut. Eben in dieser Periode ließ er in Sagan, gleichfalls durch einen Italiener, einen Schloßbau beginnen, der nach zeitgenössischem Urtheil ein achtes Weltwunder gebildet hätte, wäre er nicht unvollendet geblieben. Aber noch in anderer Hinsicht wollte W. als Mäcen dastehen. Berühmte Dichter und Gelehrte, wie Martin Opitz und Hugo Grotius gedachte er herbeizuziehen als erste Zierden einer Universität, die er in Gitschin oder richtiger wol in Sagan gründen wollte Die Berufung jenes nicht minder berühmten Astronomen und Mathematikers Johannes Kepler an seine Universität Rostock bereitete er vor; dessen früher Tod (im November 1630) vereitelte den Plan. Es ist nicht möglich, die Fülle und die Vielseitigkeit seiner landesherrlichen Culturbestrebungen an dieser Stelle zu schildern. Nur noch an seine einsichtigen hygienischen Maßregeln sei besonders erinnert, weil er gerade auch auf diesem Gebiet seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Derselbe Mann, der für Gesundheit und Wohlfahrt seiner Unterthanen väterlich besorgt schien, stieß sie allerdings durch sein egoistisch-despotisches Wesen wieder in brutalster Weise ab. Und wenn er auch davon sprach, seinem Herzogthum Friedland eine landständische Verfassung zu geben, so war der Hauptzweck der Landesordnung, die er noch vor Antritt seines zweiten Generalats entwerfen ließ, doch nur der, Friedland vom Königreich Böhmen staatsrechtlich vollends loszulösen. Des noch bestehenden Lehnsnexus ungeachtet herrschte er auch hier schon „ungefähr wie ein deutscher Fürst“ — und zugleich wie ein orientalischer Sultan. Selbst seinen höheren Beamten in Gitschin drohte er zu Anfang 1632 wegen mangelhafter Steuereintreibung die Köpfe abschlagen zu lassen. Erbarmungslos verlangte er den pünktlichen Eingang seiner drückenden Steuern, seitdem Mecklenburg durch die schwedische Invasion ihm verloren ging und dadurch doch ein schwerer Ausfall in seinen Einkünften sich fühlbar machte. Erst infolge der Regensburger Beschlüsse scheint er diesen Verlust als unabwendbar erkannt zu haben. Sein Oberst Wengersky, der als sein Statthalter in Mecklenburg zurückgeblieben, hatte mit unzureichenden Kräften gethan, was möglich, um dieses Herzogthum ihm zu erhalten. Tilly selber war als kaiserlich-liguistischer Oberbefehlshaber mit rühmenswerthem Eifer, doch vergeblich bestrebt, jene Invasion abzuwehren. Was aber that der Friedländer? Die Eroberung und völlige Einnahme Mecklenburgs durch Gustav Adolf einmal vor Augen, suchte er noch zu guterletzt aus diesem Lande herauszuschlagen,

was er nur konnte. Ja, schon früh im J. 1631 soll er die dortigen Getreidevorräthe haben verschiffen lassen, um sie anderweitig zu Gelde zu machen. Das Schloß zu Güstrow wurde gänzlich ausgeräumt und auch sonst allerhand bewegliches Gut fortgeschafft. Noch nach der Heimkehr der von ihm vertriebenen Herzoge, im October dieses Jahres hat W. — übrigens mit Genehmigung des Kaisers — dem Dänenkönige das Anerbieten machen lassen, gewisse „Stücke" von Meklenburg, vermuthlich sogar einige Hafenplätze, ihm im Gegensatz zu Schweden zu verkaufen. Er liquidirte, wie man es genannt hat, sein Herzogthum in aller Form.

Nichtsdestoweniger hatte er sich schon vorher, wahrscheinlich auch schon im Frühjahr 1631, in geheime Unterhandlungen mit dem Schwedenkönig selber eingelassen, die, jenen früheren nicht zu vergleichen, ihn in einem neuen Lichte zeigen; sei es nun, daß der erste Schritt dazu von ihm ausgegangen oder von Gustav Adolf, der ihn mit Undank vom Kaiser belohnt sah. Wenn aber auch die Aussagen des böhmischen Exulanten Sezyma Rašin, damals eines rührigen Zwischenträgers zwischen beiden Theilen, nach Wallenstein's Tode aber seines tendenziösen Hauptanklägers vor dem Kaiser, mit aller Vorsicht aufzunehmen sind, so spricht doch Manches für seine Behauptung: daß Wallenstein's Schwager und fortan nächster Vertrauter, der Graf Trčka, im Namen desselben die Initiative ergriffen habe. Erwiesen ist durch die Correspondenz des Grafen Matthias Thurn, des vornehmsten aller böhmischen Emigranten und des bevorzugten Unterhändlers auf schwedischer Seite, daß Gustav Adolf bedingungsweise sich schnell bereit erklärt hatte, W. ein Corps von 12000 Mann zuzustellen; er wollte, daß jener in seinem Namen damit Krieg führe, und erbot sich, ihn zum „Vicekönig" — was sich doch nur auf Böhmen beziehen kann — zu machen. Und nach der nämlichen Correspondenz versprach W., mit 12 oder 14000 Soldaten des Schwedenkönigs den Kaiser in seinen Erbländern anzugreifen, sich vor Wien zu legen und wol noch zeitig im Winter nach Steiermark, Kärnten und Krain vorzudringen. Allein wol infolge der Schlacht bei Breitenfeld (17. September), in welcher Tilly von Gustav Adolf aufs Haupt geschlagen wurde, erschien die stets bedenkliche Assistenz eines Friedländers den Schweden nicht mehr begehrenswerth, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Zur Verfolgung der Feinde über Thüringen nach Süddeutschland zog Gustav Adolf es vor, seine Truppen unter der eigenen Führung zusammen zu halten. Dem Anschein nach verhinderte er somit eine hochverrätherische Handlung Wallenstein's, die freilich bei dem doppelten Spiel, das dieser fortan zu spielen liebte, nicht schon als zweifellos beabsichtigt angenommen werden dürfte. Gerüchte, daß er von Gitschin aus mit den Feinden des Kaisers conspirire, waren schon vorhergegangen. Dadurch indeß nicht beeinflußt, hegten einige der vornehmsten Kriegshäupter, wie Pappenheim und wie Tilly selbst, den sehnlichen Wunsch, daß er das Obercommando über die kaiserliche Armee aufs neue übernehmen möge. Und bei der Panik, die nach der Breitenfelder Katastrophe sich des Kaiserhofes bemächtigte, gewann dieser Wunsch die Oberhand. Ferdinand gab ihm den entscheidenden Ausdruck, indem er im October seinen Kriegsrath v. Questenberg, einen alten und treuen Freund Wallenstein's, nach Böhmen sandte, um denselben zur Wiederannahme des Generalats aufzufordern, ihn außerdem auch mit einer wichtigen diplomatischen Mission zu betrauen. Dem neuen Bündniß des Kurfürsten von Sachsen mit Gustav Adolf sollte er nämlich entgegenarbeiten durch Unterhandlungen mit Arnim, der den kaiserlichen Dienst verlassen hatte und, als strenger Lutheraner durch die Politik des Restitutionsedictes abgestoßen, nunmehr Feldmarschall und Hauptberather des letzteren Kurfürsten war, jedoch mit W., seinem früheren Vorgesetzten, noch immer in Cor-

respondenz stand. Unter Arnim's Führung fielen eben damals die Sachsen in Böhmen ein, um die Gunst der Lage, die Gustav Adolf's Sieg auch ihnen bereitet hatte, nach Möglichkeit auszunutzen. Wie oft aber ist nicht bis heute behauptet worden, daß W. hierbei ebenfalls seine Hand verrätherisch im Spiele gehabt, daß er aus Rache gegen Ferdinand Arnim selber zu diesem Unternehmen angespornt habe. Eine Behauptung, die indeß nach Arnim's vorliegenden Briefen und nach Wallenstein's eigenen Anordnungen keineswegs glaubwürdig erscheint. Auch konnte es W. nicht gleichgültig sein, daß im Gefolge des sächsischen Invasionsheers eine ganze Schar böhmischer Emigranten und Exulanten angezogen kam, die in ihr confiscirtes Eigenthum unter Vertreibung der neuen Besitzer wieder eingesetzt zu werden verlangten und die Bauern aufrührerisch machten. Kam es doch aus diesem Anlaß zu Tumulten auf mehreren seiner eigenen, von ihm selbst erst durch Confiscation gewonnenen Besitzungen. In Münchengrätz erhoben sich die Bauern sogar im Einverständniß seines dortigen Schloßhauptmanns, den er deshalb zum Tode verurtheilte. Wol aber mehr zum Schein widersetzte er sich eine Zeitlang dem Hauptwunsche des Kaisers, den Oberbefehl wieder zu übernehmen, der nach der Eroberung Prags durch die Sachsen (im November) nur noch dringender war. Je größer die Gefahr zu werden drohte — dennoch entgingen seinem militärischen Blick von Anfang an nicht die Mängel des sächsischen Heerwesens —, um so höher durfte er seinen Preis diesem von namenloser Furcht ergriffenen Monarchen gegenüber bemessen.

Einem neuen Abgesandten, dem Fürsten Eggenberg, der von allen Männern am Hofe W. von jeher am nächsten gestanden, gelang es, Mitte December in einer Zusammenkunft mit ihm zu Znaim sein hartnäckiges Sträuben zu überwinden, indem er in des Kaisers Namen ihm volle Genugthuung für alles Vorausgegangene versprach. Er brachte, was für die damaligen Verhältnisse allerdings bezeichnend ist, die gemessene kaiserliche Erklärung mit: daß es weder dem Beichtvater noch anderen Geistlichen gestattet werden würde, sich in Wallenstein's Angelegenheiten zu mischen. Zunächst aber bloß provisorisch, für drei Monate, nahm dieser das Generalat wieder an — und wol kaum mehr mit reinem Gewissen. Indirect Gustav Adolf und direct Arnim, jedem von beiden gegenüber jedoch mit anderen und widersprechenden Motiven soll er sich förmlich entschuldigt haben, daß er noch einmal in den Dienst dieses Kaisers trete, an dem er sich dennoch, wie er angeblich nach beiden Seiten hin durchblicken ließ, zu seiner Zeit rächen werde. Jedenfalls war seine Sprache nichts weniger als loyal, auch wenn er den Einen wie den Anderen für jetzt nur täuschen wollte. Mit Ferdinand ganz darin einverstanden, daß Kursachsen von Schweden abgezogen und getrennt werden müsse, ging er doch alsbald schon eigenmächtig über ihn hinaus, da er, Verhandlungen zum Zweck eines Sonderfriedens mit ersterer Macht einleitend, hierbei sich rückhaltlos zu Arnim für die gänzliche Wiederaufhebung des Restitutionsedicts, das freilich die Protestanten den Schweden erst in die Arme getrieben hatte, aussprach. Arnim aber ließ sich weder in Kaunitz, wo W. bereits zu Ende November oder Anfang December mit ihm conferirte, noch in Aussig, wo Trčka im Januar 1632 die Verhandlungen fortsetzte, durch Verheißungen ködern, für die er die unerläßliche Zustimmung des Kaisers vermißte. Und ebenso wenig war er gewillt, mit dem Schwedenkönig zu brechen. Trotzdem setzte W. seine Correspondenz mit ihm fort, um ihn nun zum mindesten hinzuhalten und für die Reorganisation der stark erschütterten kaiserlichen Armee, für die neuen immensen Werbungen, zu denen er sich in Znaim verpflichtet hatte, die nöthige Zeit zu gewinnen. Seine militärischen Grundsätze waren die alten geblieben; zu Schonung, Maßhalten, Sparsamkeit, wie die Liga sie wünschte, waren die

Dinge nicht angethan. Nur mit äußerster Anstrengung, mit rücksichtsloser Ausnutzung aller noch vorhandenen Hülfsmittel, mit gewaltsamer Erpressung der Contributionen, wo es sein mußte, ließ sich der Erfolg erwarten, daß die kaiserlichen Streitkräfte der Summe der feindlichen wieder gewachsen dastehen würden. Friedlands Name übte wie vordem einen magnetischen Zauber aus, als er die Werbetrommel rühren ließ. Seine alten Officiere strömten ihm von neuem zu. Sein organisatorisches Talent zeigte sich noch einmal in vollem Glanze; und in wenigen Monaten hatte er, übrigens auch durch spanische Subsidiengelder viel mehr als früher unterstützt, wiederum ein Heer von etwa 40 000 Mann, das auf den Namen des Kaisers geworben war, beisammen. Dem sächsischen Heer in Böhmen, das Kurfürst Johann Georg trotz Arnim's beständiger Warnungen in unverantwortlicher Sorglosigkeit vernachlässigte, war er schon vor Ausgang des Winters weit überlegen; und jenen fruchtlosen Unterhandlungen ließ er, seine Gelegenheit wahrnehmend, die Feindseligkeiten im Felde schnell genug folgen. Die sächsische Occupation mehr und mehr zurückdrängend, brachte er den unglücklichen Arnim schon im April in eine Lage, daß dieser die baldige Räumung Böhmens für unvermeidlich hielt. Was aber für W. selber das Wichtigste war: nach einem neuen Vertrag, den Eggenberg zu Göllersdorf am 13. mit ihm eingegangen, erfolgte seine definitive Wiederanstellung als kaiserlicher Generalissimus. Und zwar mit einer Machtvollkommenheit, die angesichts des bisher ungehinderten Siegeslaufes der Schweden im Reich sich nur aus der aufs höchste gestiegenen Angst des Kaiserhofes, der nahezu verzweifelten Stimmung Ferdinand's II. und seiner Räthe erklären läßt. Mit Schrecken hatte Eggenberg, von Wallenstein's Rücktritt den Untergang des Reiches fürchtend, dem Ablauf der dreimonatlichen Frist entgegengesehen, mit dem Bischof Anton von Wien um die Wette ihn selbst aber in dem Bewußtsein seiner Unersetzlichkeit noch bestärkt. Während Gustav Adolf von der Donau her, in Baiern eindringend, sich Oesterreich näherte, hatte Ferdinand durch Eggenberg flehentliche Bitten an W. gerichtet, ihn in der gegenwärtigen Noth nicht zu verlassen und W. „Alles anheimgestellt", was er dem Interesse des Dienstes entsprechend finden würde. So hatte denn der Letztere unerhörte Forderungen stellen dürfen und in seiner neuen Capitulation bewilligt erhalten; vornehmlich die des absoluten Oberbefehls über die Armee ohne jeden weiteren Einspruch des Kaisers. Wenn auch die Obersten und Generale demselben vereidigt blieben, hatten sie doch von nun ab ausschließlich den Befehlen Wallenstein's zu folgen. Und er wurde ermächtigt, weder Heerführer noch Truppen im Reiche zu dulden, die ihm nicht untergestellt wären, mithin auch keine von ihm unabhängigen Streitkräfte der Bundesgenossen des Kaisers: ein Punkt, der die Spanier nicht weniger als die Liga betraf. Allerdings verlor die Liga gerade in den nächsten Tagen ihren berühmten Feldherrn infolge einer schweren Verwundung im Gefecht mit den Schweden bei Rain am Lech. Sterbend noch sandte Tilly dem ehemaligen Rivalen, mit seinem Glückwunsch zur Wiederberufung, die dringendste Aufforderung zu, das Reich vor dem Verderben zu retten.

Zu den großen Vorrechten des Friedländers gehörte auch diesmal, nur noch weiter gehend als früher, das Recht, zum Nutzen der Armee in den kaiserlichen Erblanden, in Böhmen sogar ohne Rücksicht auf die Stände, Steuern zu erheben. Dazu das ausschließliche Recht der Verfügung über alle Confiscationen dort sowie im Reiche. Die Vertreibung des sächsischen Kriegsvolkes aus Böhmen gab ihm bald freie Hand, um von diesem Rechte zur Bestrafung der letzten Rebellion — durch seine zu Prag und Eger eingesetzte „Confiscations-Commission" — einen tief einschneidenden Gebrauch zu machen. Großartige Entschädigung wurde ihm offenbar für sein — nach officieller Auffassung übrigens

nur zeitweilig verlorenes — Herzogthum Mecklenburg zugesagt. Als vorläufigen Ersatz erhielt er durch Verpfändung vom 16. April das wie Friedland und Sagan zu den kaiserlichen Erblanden gehörige Fürstenthum Glogau. Er aber wollte deutscher Reichsfürst sein und bleiben und ließ sich, da die Wiedererwerbung Mecklenburgs doch sehr zweifelhaft war, ein anderes und aller Wahrscheinlichkeit nach ein Kurfürstenthum in Aussicht stellen. Er dachte angeblich an Kurbrandenburg, wol mehr aber noch an die Unterpfalz in Verbindung mit der pfälzischen Kurwürde, deren Besitz ihm in Zukunft eine entscheidende Stimme im Rathe der Kurfürsten verhieß. Diese Frage der „ordentlichen Recompens“ mußte natürlich noch aufgeschoben werden, und wer weiß, was sonst er begehrte! Urkundlich beglaubigte Aufzeichnungen fehlen und damit der authentische Wortlaut der Capitulation. Schwerlich aber ist anzunehmen, daß diese lediglich auf mündlichen Abmachungen zwischen Ferdinand's Vertreter und W. beruhte. Gerade nach den Regensburger Vorfällen verlangte er die möglichste Sicherstellung und, argwöhnisch wie er mehr als der Kaiser war, gewiß auch die bündigste Declaration seiner Rechte. Ob nicht indeß nach Wallenstein's Ermordung die bezüglichen Ausfertigungen einer für den Kaiser so überaus demüthigenden Capitulation in dessen und der betheiligten Staatsmänner Interesse vernichtet worden sind? Durch seine Zugeständnisse hatte Ferdinand sich ihm „mit gebundenen Händen“ überliefert und war nur noch der Schatten eines Herrschers. W., jetzt erst vollends zum militärisch-politischen Dictator im Reich erhoben, sah sich nun freilich vor ungleich schwierigere Aufgaben als zur Zeit seines ersten Generalats gestellt. Die äußeren Machtverhältnisse hatten sich eben auch zu seinen Ungunsten durchaus verschoben. Seine Occupationen von damals, mit Mecklenburg zugleich Pommern, die Stiftslande, die Mark u. s. w. waren in schwedische Hände gefallen, Gustav Adolf war Meister des größten Theiles von Deutschland. Nach allen Richtungen über dasselbe sich ausbreitend, befanden sich unter des Königs Commando mehr als 80 000 Mann. Eine stattliche Anzahl deutscher Fürsten, an der Spitze die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, hatte sich mit ihm verbündet; und unheimlich im Hintergrunde stand Frankreich, auch trotz seines mit dem Kaiser inzwischen wiederhergestellten Friedens stets bereit, sich auf Kosten des Reiches mit oder ohne Gustav Adolf zu vergrößern. Das aber war nun die nächste Aufgabe des kaiserlichen Generalissimus, Kursachsen als das Haupt des deutschen Protestantismus von Schweden wieder loszureißen; seine weitere war es, die Integrität des Reiches mit Vertreibung der Fremden zu erstreben. Und so viel Keime neuen Conflictes nicht bloß mit der Liga, sondern mit dem Kaiserhof und dem Kaiser selber seine beispiellosen Vollmachten auch enthielten: es läßt sich nicht leugnen, daß mit seiner ehrenvollen Wiederberufung die Brücke zwischen ihm und Gustav Adolf vollends abgebrochen, daß sein Verhalten noch einmal ein vorwiegend correctes wurde. Noch einmal die Interessen seines Herrn mit den seinigen verknüpfend, ergriff er das Schwert für ihre muthige Vertheidigung nach außen hin.

Mit der Recuperation von Böhmen hoffte er Kursachsen zur Nachgiebigkeit zu bringen, theils drohend und theils verheißend Arnim und dessen kurfürstlichen Herrn zum Abschluß des Separatfriedens mit dem Kaiser zu nöthigen. Die absolute kaiserliche Vollmacht, die er zu eben dieser Friedensschließung in Händen hatte, legte er Arnim bei einer neuen Zusammenkunft mit ihm in Rakonitz am 22. Mai vor. Nochmals versprach er ihm hier auch, in nicht mißzuverstehenden Worten, die Ausführung des Restitutionsedicts verhindern zu wollen, und ließ ihn seine Entzweiung mit den Jesuiten merken. Gleichwohl, so wenig dadurch wie durch die Wahl des protestantischen Obersten Sparr zu seinem Unterhändler vermochte er den kursächsischen Feldmarschall zur Trennung

von den Schweden zu bewegen. Bloß hinzuhalten suchte ihn dieser nunmehr in der Hoffnung, seine Angriffe zu verzögern oder abzuschwächen — was Prag gegenüber freilich nicht gelang; bereits am 25. Mai ward Böhmens Hauptstadt in die Gewalt der Kaiserlichen zurückgebracht. Immerhin glückte es Arnim, die drohende Vernichtung des kurfürstlichen Heeres abzuwenden und es im Juni nach Sachsen ohne Verluste heimzuführen. W. wurde es schwer, sich zu überzeugen, daß die gewünschte Sonderabmachung nicht zu erreichen war. Dann aber zauderte er nicht länger, den Entscheidungskampf mit Gustav Adolf aufzunehmen. Er hatte die Genugthuung, daß der König auf die Nachricht von der Wiedereroberung Prags sich entschlossen, in seinem Siegeslauf durch Süddeutschland einzuhalten und nordwärts zurückzukehren, um mit Sachsen, welches derselbe ernstlich gefährdet glaubte, das Fundament seiner bisherigen Erfolge sicher zu stellen. Er hatte die kaum geringere Genugthuung, daß der von den Schweden in seinen Stammlanden aufs härteste betroffene Kurfürst Maximilian von Baiern sich flehend an ihn um Hülfe wandte, ihn mit ungewöhnlichen Schmeichelworten herbeirief: „... denn Euer Liebden Gegenwart und Autorität Alles zu gutem Effect befördern wird.“ Eine glänzende Aufgabe harrte des Friedländers, als er in der Absicht, jetzt die liguistischen Streitkräfte mit den kaiserlichen unter seinem Obercommando zu vereinigen, in Eger mit dem Baiernfürsten zusammentraf und dann mit ihm nach Franken vorrückte. Gustav Adolf, der zu spät kam, um diese Vereinigung der katholischen Heere zu verhindern, bestimmte Nürnberg zum Generalrendezvous seiner Truppen und schlug hier, die ihm treue Stadt deckend, ein festes Lager auf, von dem aus er das weitere Beginnen der Feinde abwarten wollte. Einen offenen Angriff aber auf diese trefflich gewählte und wohlverschanzte Position hielt W. für ein zu großes Wagniß; und er zweifelte doch auch, ob sein Volk schon eine Schlacht mit einem solchen Gegner bestehen könne. So zog er — Mitte Juli — es denn vor, zwei Stunden von Nürnberg entfernt ebenfalls ein durch Batterien, Gräben und Schutzwehren stark befestigtes, ein noch großartigeres Lager zu errichten, wohl mit dem nächstliegenden Zweck, den Schweden wie den Nürnbergern die Zufuhr abzuschneiden. Er brachte damit beide in eine schwierige Lage, ohne indeß zu verhindern, daß der König sich durch frischen Zuzug verstärkte. Daraufhin unternahm dieser, durch die Verhältnisse gedrängt, aber voller Zuversicht, nach mehrwöchentlichem Harren am 3. September gegen das Lager des unbeweglichen oder scheinbar vielmehr seinen Rückzug vorbereitenden Friedländers einen wuchtigen Angriff, welcher alsbald zu einem mörderischen Kampf um den Burgstall, den Hauptposten der Kaiserlichen, führte. Dank der umsichtigen Fürsorge ihres Generals mißlang das schwedische Unternehmen und war so verlustreich, daß er dem Kaiser triumphirend aus seinem Feldlager schrieb: der König habe sich gewaltig die Hörner abgestoßen, „das Prädicat invictissimi nicht ihm, sondern Ew. Maj. gebühret“.

Gustav Adolf war nicht mehr Meister dieses Krieges, nicht mehr Meister von Deutschland. Ein ihm ebenbürtiger Gegner stand der kaiserliche General da, mit einer erst von diesem geschaffenen, den Schweden aber doch schon gewachsenen Kriegsmacht. Und nun ereignete sich der unerwartete Fall, daß der König den bereits vorher in seine Gefangenschaft gerathenen Obersten Sparr von Nürnberg an ihn abschickte, um ihm aus eigener Initiative Friedensunterhandlungen anzubieten. Er war bereit, ihm selber zum Ersatz für Mecklenburg ein liguistisches Stiftsland, das Bisthum Würzburg mit dem Herzogthum Franken, demnach einen Theil seiner anderweitigen Eroberungen abzutreten, während er für sich und die Krone Schweden Pommern als Lehn vom Reiche behalten wollte. Wie es heißt, war er in den nächsten Tagen nach seinem Abzug von Nürn-

berg zu noch Größerem bereit; durch den böhmischen Emigranten z Bubna, einen seiner höheren Officiere, soll er W. seinen ganzen Beistand zur Erlangung und zu dauerndem Besitz der Krone Böhmens haben anbieten wollen — was jedoch unterblieb. Der siegreiche General, der sich noch immer „Herzog zu Mecklenburg" nannte, hatte es nicht nöthig, so chimärischer Lockungen halber sich mit Kaiser und Liga zu verfeinden. Er gab ihnen, wenn auch vielleicht nur in allgemeinen Worten, Nachricht von dem ihm durch Sparr überbrachten Wunsch des Königs, Friedenstractate anzustellen. Den Letzteren aber suchte er durch Sparr nun seinerseits hinzuhalten, bis seine Vorbereitungen zu nochmaliger und zu völliger kriegerischer Abrechnung vollendet sein würden. Die moralische Wirkung seines Erfolges vor Nürnberg in Verbindung mit der Aussicht, durch den kaiserlich-liguistischen Feldmarschall Pappenheim noch mehr verstärkt zu werden, ließ ihn noch vor Abbruch seines Lagers die kühne Erwartung aussprechen, daß es mit Gustav Adolf schnell „gethan" sein werde. Und er ließ sich auch dadurch nicht beirren, daß derselbe sich Ende September zum zweiten Male gegen Baiern und Schwaben wandte. Er sah richtig voraus, daß der König aus ebenso zwingenden politischen wie militärischen Gründen Kursachsen nicht im Stich lassen werde, sobald er selbst nun dorthin zielbewußt zu blutiger Rache aufbrach. In der That hatte Arnim ihn schwer gereizt, da er, durch seine böhmische Niederlage nicht entmuthigt, die weite Entfernung Wallenstein's noch im August zu einem wohlgelungenen Einfall in Schlesien benutzt hatte. Zur Vergeltung dafür hatte W. bereits seine Obersten Holk und Gallas mit grausamen Befehlen, das kursächsische Gebiet zu verwüsten, abgesandt. Das aber genügte ihm nicht, und ihn selbst, den Generalissimus, der dieses Kurfürstenthum einst ausnehmend geschont und neutral erhalten hatte, sollte es nunmehr als zürnenden Feind erst recht kennen lernen. Er meinte es erobern, den Kurfürsten zur Unterwerfung bringen zu können, bevor noch der König ihm zur Hülfe kommen würde. Auf dem Marsch durch Franken nahm er mit leichter Mühe die Stadt Coburg ein; dagegen scheiterte sein Angriff und Sturm auf die gleichnamige Veste an ihrer heldenmüthigen Vertheidigung durch den schwedischen Obersten Taupadel. Und mit diesem cooperirte Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar als Obercommandant der königlichen Armee im Norden, durch drohende Bewegungen in Thüringen, die der kaiserlichen Armee den Paß abschneiden sollten. Indeß zog W., von welchem sich jetzt, zu seinem Verdruß, die Baiern unter Kurfürst Maximilian wieder trennten, ungehindert durch das Voigtland nach Zwickau weiter, wo er am 24. October eintraf, um nach kaum zweitägiger Ruhepause sich in Altenburg mit Holk und Gallas zu vereinigen und dann sofort Leipzig zu nehmen. So geschah es und auch die Pleißenburg ergab sich dem Uebermächtigen am 2. November. Ohne Widerstand zu finden, überflutheten seine Heeresmassen das sächsische Flachland. Weißenfels und Merseburg wurden von ihnen besetzt. Er gedachte seine Winterquartiere im Kurfürstenthum zu nehmen und die Armee wieder einmal ganz von Feindesland ernähren zu lassen. Für die planmäßige Occupation und deren Vertheidigung zog er neue Verstärkungen von außen heran, und im Vertrauen auf ihr rechtzeitiges Eintreffen fürchtete er weder Arnim's noch Herzog Bernhard's Anmarsch. Im Vertrauen, auch Gustav Adolf bei dessen Ankunft von Baiern her überlegen zu sein, triumphirte er im voraus: „Wenn wir den König gedämpft haben, da sind die Anderen alle gefallen". Der König kam aber schneller und früher, als er erwartet, herbei und überraschte W. mitten in seinen Vorbereitungen. Dieser mußte, ohne wie er gewollt, ihm Erfurt und Naumburg vorweg genommen zu haben, auch Weißenfels wieder räumen und von Torgau, das er den Sachsen sonst wol ebenfalls schnell entrissen haben würde, abstehen. Noch gab er Pappenheim — den er damit von einer minder

wichtigen Diversion nach dem Rhein abhielt — den Auftrag, das im vergangenen Jahre von den Schweden besetzte Halle mit der Moritzburg zurückzuerobern. Er selbst war entschlossen, die wegen der Verbindung mit Merseburg, Halle, Leipzig und Altenburg bedeutsame Position, die er in der Ebene von Lützen einnahm, gegen die andringenden Feinde zu behaupten, wie er den Burgstall bei Nürnberg behauptet hatte. Auch sie machte er durch Gräben und Verschanzungen so fest als möglich.

Gustav Adolf war nach Sachsen geeilt, um sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen. Die Nachricht aber, daß die Kaiserlichen von Weißenfels retirirt — anfangs hieß es sogar, W. sei nach Leipzig zurückgegangen —, daß sie sich getheilt, daß Pappenheim nach Halle marschirt sei, erfüllte den König mit der Hoffnung, ihnen unterwegs bereits einen Vortheil abzugewinnen, ohne den Anzug der Sachsen erst abwarten zu sollen. Hinwieder ließ W. die Schweden sich seinen befestigten Quartieren nähern, bereit auf ihren Empfang, wenn nur Pappenheim ihm rechtzeitig die Hand reichte. Alles — schrieb er demselben am 15. aus Lützen — solle er stehen und liegen lassen, mit allem Volk und Geschütz von Halle eiligst aufbrechen, so daß er früh am folgenden Morgen sich hier bei ihm befinde. Gefahr war im Verzug und Pappenheim gehorchte. Wenigstens mit seiner Reiterei kam er noch zur rechten Zeit, um in die von Gustav Adolf am Vormittag des 16. eröffnete Schlacht wirksam einzugreifen. Aber weder sein Fall — tödtlich verwundet, wurde er vom Schlachtfeld nach Leipzig gebracht — noch auch der Fall des Königs, der auf dem Felde sein Leben aushauchte, vermochte dem wilden Treffen bei Lützen ein Ziel zu setzen. Mit einer nie erhörten Wuth focht man nach W. auf beiden Seiten. Auch ihn streifte eine Musketenkugel, jedoch ohne Schaden zu thun. Unerschrocken, rastlos am Gefechte theilnehmend, hielt er mit sicherem Feldherrnblick das Gros der Seinigen aufrecht — bis zur Nachtzeit, wo sie tief erschöpft und kaum mehr zu halten waren. Daher beschloß er, in Uebereinstimmung mit seinen höheren Officieren, noch während der Nacht den Rückzug nach Leipzig anzutreten. Trotz der von den Feinden behaupteten Oberhand war er nicht besiegt worden. Gustav Adolf's Tod aber würde auch eine Niederlage aufgewogen haben. Der Kaiser, in den Wahn versetzt, als habe sein General vielmehr einen großen Erfolg davon getragen, gratulirte ihm und sich selber hierzu, sowie zu dem Hingang des furchtbarsten aller seiner Gegner. Der General frohlockte, daß die Protestanten ihr Haupt verloren. Er erwartete davon einen durchgreifenden Umschwung der Dinge und rechnete für den nächsten Sommer auf große militärische Fortschritte. Zunächst aber sah er sich doch genöthigt, seine Winterquartiere anderswo als in Sachsen zu nehmen. Der Plan, das Kurfürstenthum ganz in seine Gewalt zu bringen, war gescheitert; der Vereinigung der Schweden und Sachsen daselbst stand nichts im Wege. Sein eigenes Heer war allzu abgemattet und von Verlusten kaum weniger als das schwedische betroffen — wie er selber schreibt, waren in der Schlacht etliche tausend Mann auf seiner Seite geblieben und außer Pappenheim die meisten Officiere todt oder verwundet. Wegen Mangels an Pferden, die theils getödtet, theils versprengt waren, hatte er viele Kanonen auf der Wahlstatt zurücklassen müssen. Seine Vorsicht gebot ihm, zumal drückender Mangel an Lebensmitteln hinzukam, von Leipzig ohne Aufenthalt nach Böhmen zu retiriren. Hinter seinem Rücken ging dann aber der Rest seiner Plätze in Sachsen an die verbündeten Feinde schnell verloren.

Die ungestörte Winterruhe, die diese, unter sich selbst nicht einig, ihm in Böhmen gewährten, benutzte W. zu vollkommener Wiederherstellung seiner Armee. Doch gab er der Schlacht noch ein herbes und blutiges Nachspiel, indem er eine Anzahl von Officieren, die vor dem Feinde „ausgerissen" waren, standrechtlich ver-

urtheilen und am 14. Februar 1633 zu Prag theils hinrichten, theils für ehrlos erklären ließ. Ohne Rücksicht auf ihre vornehme Herkunft strafte er mit exemplarischer Strenge, wie er andererseits Officiere und Regimenter, die sich bei Lützen ausgezeichnet hatten, mit königlicher Freigebigkeit beschenkte. Umfassende Vorbereitungen wurden getroffen, um auf den beiden großen Kriegsschauplätzen im Nordosten und im Süden des Reiches den Feinden im Frühjahr gewachsen zu sein. Wie aber hätte W. von seiner alten Maxime lassen können, während der eifrigsten Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges ihnen Unterhandlungen anzubieten! Dabei war es ausgesprochener als je seine Absicht, Zwietracht unter ihnen zu säen. Er wollte, wie Questenberg ihn sagen läßt, diesen Winter über den Krieg durch „Praktiken“ führen; und die Entwicklung der Dinge nach dem Tode Gustav Adolf's schien dafür günstig zu sein. Denn die Wege und Ziele der schwedischen und der kursächsischen Politik gingen fortan in wichtigen Punkten aus einander. Mißgriffe zum Schaden der gemeinsamen evangelischen Sache traten hier und dort hervor. Nicht der kleinste war es, daß Oxenstierna, der berufene politische Nachfolger des Königs, dem kursächsischen Obercommando in Schlesien, mit anderen Worten Arnim, dem neu ernannten Generallieutenant des Kurfürsten Johann Georg, ein selbständiges Sondercommando über die dort befindlichen schwedischen Truppen an die Seite stellte — und daß er es noch dazu einem erklärten persönlichen Feinde Arnim's, jenem böhmischen Emigrantenhäuptling Graf Thurn übergab. Jedoch noch vor dieser verhängnißvollen Wahl hatte der Friedländer seine Trennungspolitik wieder aufgenommen. Zu Beginn des Jahres hatte er noch einmal seinen aus der schwedischen Kriegsgefangenschaft ausgelösten Obersten Sparr nach Dresden gesandt, um Kursachsen durch Lockungen und Drohungen den Schweden abtrünnig zu machen. Er versprach durch Sparr, so hieß es, den Kaiser auch gegen dessen Willen zur Annahme seiner billigen Friedensvorschläge zu bringen, während er andererseits dem widerstrebenden Kurfürsten eine schleunige Belagerung seiner Hauptstadt durch 50 000 Kaiserliche in Aussicht stellte. Umsonst; die Bundestreue, die Sachsen den Schweden schuldig war, ließ sich dadurch noch nicht erschüttern. Und umgekehrt hatte W. auch kein Glück, als er den schwedischen Obersten Duwald in Schlesien, von dessen Insubordination gegen Arnim er hörte, mit seinem Volk zu sich „herüberzubringen“ versuchte. Dürfte man aber wieder anderen Aeußerungen von ihm aus den ersten Monaten dieses Jahres Glauben schenken, so hätte er damals auf ein allgemeineres Friedensbedürfniß gerechnet. An seinen Feldmarschall Gallas schrieb er aus Prag: er glaube wol, daß die Schweden nach Hause wollten und Frieden begehrten; die beiden evangelischen Kurfürsten sähen, in welch' einem Labyrinth sie steckten. Und dem Grafen v. Wartensleben, einem Abgesandten des Dänenkönigs, der allerdings nun entschieden für Herstellung des Friedens im Reiche eintrat, erklärte er: er selber habe niemals größere Sehnsucht als jetzt darnach gehabt, obwol er niemals größere Vorbereitungen zum Kriege getroffen. Für sich selber könne er in diesem nichts weiter gewinnen, und er fühle jetzt, daß er alt werde; von Krankheit geplagt, sei er der Ruhe bedürftig. Die Kriegspartei am Kaiserhof war indeß anderer Ansicht. Allzu lange währte ihr die Unthätigkeit Wallenstein's als Stratege, die, unerklärlich nach seinem angeblichen Siege bei Lützen, außerdem auch im Mißverhältniß zu seinen, die größten Opfer erfordernden und die Erblande überaus schwer belastenden Rüstungen erschien. Sein Hinhalten — noch Mitte April behauptete er nicht fertig, nicht feldtüchtig genug zu sein — gab namentlich den Jesuiten, die von einem Pactiren mit den Protestanten, von toleranten Bedingungen durchaus nichts wissen wollten, Anlaß zu allerhand Verdächtigungen gegen ihn. Und auch sein Verhältniß zum Kurfürsten von Baiern war wiederum ein äußerst gespanntes geworden. Maximilian befürchtete

eine Eroberung der Oberpfalz und Regensburgs durch die Schweden. Auf seine wiederholten Gesuche um Hülfe empfing er solche aber nur in unzureichendem Maße, mit der schlechten Vertröstung: W. werde die kurfürstlichen Lande durch eine Diversion, die er gegen den Feind in Schlesien vorhabe, befreien. Dem kaiserlichen Feldmarschall Aldringen, der dem Baiernfürsten zuvor schon mit einigen Regimentern beigegeben, waren von W. die Hände gebunden. Ihn selbst, den Fürsten, behandelte der Generalissimus als Ignoranten im Kriegswesen und verwarf seine Anträge zu aggressivem Vorgehen an der Donau als einen gefährlichen und dem Kaiser geradezu verderblichen Hazard. Wenn gleichwol Maximilian, den seine unfreiwillige Abhängigkeit von W. erbitterte, mit seinen inständigen Klagen ein offenes Ohr bei Ferdinand fand, so war doch auch Letzterer schon aus anderen Gründen mißgestimmt, insbesondere wegen der harten Steuerauflagen seines Generals in den Erblanden. Der aber, von Natur argwöhnisch, durchschaute wol, wie bairische und jesuitische Umtriebe am Hofe wider ihn thätig waren; und so war denn auch er voller Unmuth.

Kurzum, sein Verhältniß selbst zum Kaiser begann sich im Frühjahr 1633 aufs neue zu trüben. Und merkwürdig, wie schnell Gerüchte von ärgeren Mißhelligkeiten zwischen ihm und den Geheimen Räthen sich nach außen hin verbreiteten, von den böhmischen Emigranten, von Schweden und Franzosen frohlockend aufgenommen, durch das Märchen von einem nahen Abfall des Friedländers von Ferdinand, von seinem vermeintlichen Trachten nach der Krone Böhmens erweitert wurden. Die Ersteren, wie überhaupt die böhmischen Mißvergnügten, waren in ihren Ansichten inBezug auf W. getheilt; wol nicht wenige blieben nach seinem früheren Verfahren ihrem und seinem Vaterlande gegenüber von unüberwindlichem Mißtrauen erfüllt. Andere aber, und darunter gerade die angesehensten Magnaten, wollten ihm Alles verzeihen, wenn er die von dem tödlich gehaßten Kaiser gebrochene Selbständigkeit Böhmens wieder herzustellen bereit war. Ja, sie wollten unter thatsächlicher Restitution des Wahlreiches ihn selbst zu ihrem König erheben, in der Hoffnung, durch den Glanz der Krone ihn zu sich hinüberzuziehen und so erst recht zum Bruch mit dem Kaiser zu treiben. Graf Thurn, „der alte Königsmacher“ aus dem Beginn des dreißigjährigen Krieges, rühmte sich, W. längst schon die Krone zugedacht zu haben. Und jetzt, gegen Ende April, ergriff er insofern die Initiative, als er die directe schriftliche Aufforderung an ihn zu richten wagte: er möge sich die böhmische Krone aufs Haupt setzen. W. antwortete dem Grafen durch die Aufforderung, ihren gemeinsamen Landsmann und einst auch beiderseitigen Vertrauten zBubna, der damals unter Thurn's Commando in Schlesien als schwedischer Generalmajor stand, zu ihm nach Gitschin zu senden. zBubna kam, und nach seinen zuverlässigen Aufzeichnungen sprach W. sich zu ihm in einer Mainacht, alsbald nach seiner Ankunft, in sehr bedenklicher Weise aus. Fast von jedwedem Pfaffen und Bärenhäuter lasse der „fromme“ Kaiser sich anführen und verleiten. Ging der Friedländer auch nicht auf die von diesem Sendling Thurn's mündlich wiederholte Aufforderung ein, die böhmische Krone „auf sich zu ziehen“, so bezeichnete er ihm doch offen als seine Absicht, vor allem die Herstellung der Freiheiten seines Vaterlandes und die Zurückführung der Exulanten in die Hand zu nehmen. Nach dem im Ganzen ebenfalls wohlinformirten Grafen Kinsky, dem Schwager von Wallenstein's Schwager Trčka, welch letzterer der Unterredung beiwohnte, hätte er gesagt: „Wenn der Graf v. Thurn mit der Armee zu uns stößt, so wollen wir euch Böhmen alle miteinander wieder in Böhmen einsetzen“. Bestand doch das Officiercorps der schwedischen Armee in Schlesien gleich Thurn und zBubna zum größeren Theil aus böhmischen Emigranten. Ueber den Kaiser hinweg, der nach seinen Worten in dieser Sache nichts zu schaffen haben sollte,

verhieß W. wie mit souveräner Selbständigkeit, gestützt auf seine und auf diese schwedisch-böhmische Armee, einen allgemeinen Frieden zu allgemeiner Wohlfahrt für Evangelische und Katholische „mit einerlei Recht und Gerechtigkeiten", mit Freiheit der Religion auf beiden Seiten, unter Restitution aller „Unrecht Leidenden" stiften zu wollen; die Pfaffen nicht weniger als den Kaiser ungefragt; Kursachsen aber und Kurbaiern würden „Geld her schwitzen müssen" und heimgesucht werden. Seine Trennungspolitik hatte er demnach auch jetzt noch nicht aufgegeben, nur daß er diesmal anstatt der Sachsen die Böhmen und Schweden in corpore an sich zu ziehen suchte. Im nämlichen Maße, wie er Gustav Adolf und weiterhin auch Oxenstierna rühmte, sprach er sich geradezu verächtlich über den Kurfürsten Johann Georg und dessen Unfähigkeit zur Führung der Evangelischen im Reiche aus. Schließlich ließ er zBubna durch Trčka auffordern, dem schwedischen Reichskanzler von Allem Mittheilung zu machen, und zeigte sich geneigt, in unmittelbare Beziehungen zu diesem zu treten.

Auf die Sachsen schien es wenigstens in erster Linie abgesehen zu sein, als er in den nächsten Tagen seine so lange unterbrochene militärische Thätigkeit endlich wieder aufnahm, mit etwa 25 000 Mann, dazu mit fürstlicher Pracht umgeben, in Schlesien einrückte, Gallas daselbst an sich zog und Nimptsch erstürmen ließ. Eine Entscheidungsschlacht schien bevorzustehen, als sich auf beiden Seiten die Streitkräfte concentrirten. Da aber geschah das Unerwartete und dennoch bei einem Wallenstein kaum mehr Ueberraschende, daß er dem kursächsischen Generallieutenant eine persönliche Unterredung antragen, ihn deshalb, nachdem er Trčka als Mittelsmann vorgeschickt, in sein Hauptquartier bei Strehlen einladen ließ. Und in dieser vertraulichen Unterredung, die zu Anfang Juni stattfand, bot er dem noch soeben von ihm geschmähten Arnim die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen beiden Armeen, d. h. der kaiserlichen und der sächsischen an — mit dem schwerwiegenden Zusatz: daß sie mit vereinigten Kräften ohne Rücksicht auf irgendwelche Person die Waffen wider diejenigen wenden sollten, die sich unterfangen würden, das Reich noch weiter zu beunruhigen und die Freiheit der Religion zu hemmen. Arnim faßte das als Bestätigung dafür auf, daß W. das Reich in den Zustand, wie es vor dem Kriege von 1618 gewesen, wiederherstellen wolle. Allein wie vieldeutig war nicht, was Jener im übrigen forderte! Unter den zu bekämpfenden Friedensstörern ließen sich nicht minder die Liga und der Kaiser selbst, als Frankreich und wol auch Schweden verstehen; und Arnim, der sein volles Mißtrauen gegen ihn bewahrte, hielt es in der That für ebenso möglich, daß W. etwas Gefährliches gegen seinen kaiserlichen Herrn wie gegen die mit Sachsen verbündeten Schweden vorhabe. Er blieb eben skeptisch und jedenfalls zurückhaltender, als der schwedische Reichskanzler, welcher durch die Botschaft zBubna's sich alsbald zu „näherem Sondiren" bewogen fand. Zu viel nur verlangte Oxenstierna, wenn er, freilich noch ohne Ahnung von den Strehlener Vorgängen, in der nämlichen Zeit W. durch zBubna proponiren ließ, zur Begründung einer schwedisch-friedländischen Allianz sich der Krone Böhmen und der zugehörigen Länder zu bemächtigen. Ward doch von schwedischer Seite selber diese Krone drastisch einem Igel verglichen, der sich ohne Handschuhe nicht anfassen lasse. Wol ohne directe Ablehnung wich W. mit höflichen Redensarten aus — während er auf seinen Antrag an Arnim von den beiden evangelischen Kurfürsten verschiedene Antworten, in der Hauptsache doch aber den Bescheid bekam, daß der gewünschte Universalfriede anders als durch geheime Separatabmachungen erzielt werden sollte. Nach dreiwöchentlichem Waffenstillstand erfolgte nun im Beginn des Juli die Wiedereröffnung des Krieges. W. rückte sogleich auf das nahe Schweidnitz los, um diesen wich-

tigen Posten dem Feinde durch Ueberfall zu entreißen. Die Wachsamkeit der Besatzung und der Eifer des sächsischen Feldherrn vereitelte es, zu nicht geringem Nachtheil für Wallenstein's militärischen Ruf, den seine Gegner in Wien und in München unter Hinweis auf jenen als nutzlos, ja schädlich verschrieenen Waffenstillstand zu untergraben bemüht waren. Daß er gerade damals von seinem alten Gichtleiden vielleicht härter als je betroffen, kümmerte diese Fanatiker nicht, die ihn zugleich auch bezichtigten, den Ketzern Zugeständnisse zu unmittelbarem Schaden der katholischen Kirche zu gewähren. Er sah sich u. a. genöthigt, nach Wien hin gegen die — wiederholt schon auftretende — Annahme, daß er das Jahr 1618 zum Normaljahr machen wolle, zu protestiren. Ohne Scrupel stellte er dies in Abrede und gab damit nach Eggenberg „gewiß große Satisfaction". Verdächtig blieb er aber dennoch: schon deshalb, weil er, offenbar noch im Besitz der Vollmacht zum Frieden mit Kursachsen, dem Kaiser den näheren Inhalt seiner Verhandlung mit Arnim, die er an sich nicht abzuleugnen brauchte, vorenthielt. Vollends schwieg er natürlich von seinen neulichen Eröffnungen an die böhmisch-schwedische Partei. So entfernt er von Abfall und effectivem Verrath auch noch war, unleugbar ist bereits seine anhaltende, seine wachsende Illoyalität gegen den Kaiser.

Wallenstein's Verhängniß aber wollte, daß seine Feinde im eigenen Lager einen neuen gefahrvollen Zuwachs erhielten durch die Entfremdung, die zwischen ihm und den ihm bisher vorwiegend freundlich gesinnten Spaniern eintrat. König Philipp IV. wünschte die Verbindung seiner Monarchie mit den Niederlanden durch eine Kette von Stationen auf deutschem Boden wieder zu befestigen; und er hatte zu diesem Zweck den Gouverneur von Mailand, Herzog von Feria, ausersehen, eine Armee von 24 000 Mann im Elsaß zu formiren, wo dieselbe dauernd festen Fuß gefaßt haben würde. Einem früheren Wunsche des Königs, der den Durchzug spanischer Truppen von Mailand durch deutsches Gebiet nach dem von den Holländern arg bedrohten Flandern betraf, würde der kaiserliche General gern nachgekommen sein; er würde, insofern es sich eben nur um einen Durchzug handelte, ihm unbedenklich Schutz und Geleit gewährt haben. Durchaus widerstrebte er dagegen ihrer dauernden Festsetzung und Ausbreitung auf dem Reichsboden, unbeirrt durch die Vorstellung, daß Feria mit der Vertheidigung des Elsaß gegen Schweden und Franzosen zugleich die Schwabens, Burgunds, Lothringens, Baierns auf sich nehmen, auch den nach den Niederlanden Durchmarschirenden den Weg bahnen sollte. Für alle dies war den Spaniern doch wieder eine größere deutsche Hülfe unentbehrlich, und sie beanspruchten thatsächlich eine solche in Unterordnung unter das Commando Feria's. W. aber wollte, wozu seine Capitulation ihn ja berechtigte, keinen unabhängigen Heerführer und kein selbständiges Heer neben sich dulden, ein spanisches um so weniger, als diese Macht in Deutschland sehr verhaßt war und bei ihrem feindlichen Gegensatz zu Frankreich die Gefahr für das Reich von dort erst recht herbeizuziehen drohte. Sein Ehrgeiz als Feldherr und sein politischer Ehrgeiz, dereinst den Reichs- und Religionsfrieden gerade mit Ausschluß der Fremden wiederherzustellen, wirkten zusammen. Er ignorirte den Groll der ihn des Undanks beschuldigenden Spanier, solange der Kaiser, welcher ihn fürchtete, seiner Verpflichtungen gegen ihn eingedenk blieb. Sie indeß wußten durch Intriguen und durch Ausmalung von Kriegsgefahren, aus denen sie allein würden Rettung bringen können, dem schwachen Ferdinand nach einer anderen Richtung hin Furcht einzuflößen. Und so erreichten sie, daß er über seinen General hinweg oder höchstens auf ihre Zusage hin, daß Feria mit dessen Rathschlägen sich „conformiren" werde, noch im Juli die rechtswidrige Erlaubniß zum Einmarsch der spanischen Truppen ins Reich gab. W. war außer sich über die ihm damit

zugefügte Kränkung und dachte nun auch nicht mehr an Unterstützung ihres Durchzugs nach den Niederlanden. Alles schlug er ab, während er selber nach seinem letzten Mißerfolg im Felde unthätig in seinem Lager vor Schweidnitz stehen geblieben war. Die Unzufriedenen am Hofe tadelten und verdächtigten ihn immer mehr. Der Kaiser sah sich genöthigt, zu einer näheren Auseinandersetzung mit ihm den Präsidenten des Hofkriegsraths — und das war damals der Graf Schlick — an ihn abzufertigen. Unfreundliche Gerüchte gingen dieser Sendung voraus und drangen aller Wahrscheinlichkeit nach bis zu W. Schon hieß es, er solle des Commandos im Reiche entsetzt werden, Schlick oder Feria dasselbe erhalten. Zweifellos in tiefster Erregung, suchte er noch einmal, früh im August, mit dem sächsischen Oberfeldherrn anzuknüpfen. Zögernd nur ließ sich Arnim herbei, im Felde vor Schweidnitz — inmitten beider Heerlager — seine neuesten Anträge entgegenzunehmen. Diese aber, mündlich wie die früheren von W. vorgebracht, richteten ihre feindliche Spitze unverhüllt gegen Feria. Er gedachte dabei auch des ihm vor drei Jahren in Regensburg zugefügten Affronts. Er erklärte sich rächen zu wollen, wenn Kursachsen und Schweden ihm auf allen Fall beistehen würden. Vom schwedischen Feldmarschall Horn erwartete er, daß er sich Feria in Oberdeutschland entgegenwerfen, von Bernhard von Weimar, daß er den Kurfürsten von Baiern zu ruiniren suchen werde. Er selber erbot sich, wenn er des verlangten Beistands versichert wäre, mit seiner Armee nach Böhmen zurückzugehen und von da in Oesterreich und Steiermark einzufallen — mithin den Kaiser direct anzugreifen. Soweit man sieht, ist es das erste Mal, daß W. als activer kaiserlicher General einen derartigen Gedanken aussprach; und das erste Mal, daß er deshalb mit Sachsen und zugleich mit Schweden gemeinsame Sache machen zu wollen erklärte. Wie schnell war es dahin gekommen!

Um aber bei Oxenstierna durch Arnim „dieses Werk unterbauen“ zu lassen, schloß er mit Letzterem gleich auf vier Wochen einen neuen Waffenstillstand ab, der am 22. August oder etwas früher begann. Arnim ging hierauf um so lieber ein, als er dadurch einer zweiten verheerenden Invasion der wilden Scharen Holk's in Kursachsen, die W. eben noch angeordnet hatte, ein Ende zu machen hoffte. Seinem politischen Grundsatz, gleichzeitig zu drohen und zu locken, blieb der Friedländer immerdar treu. Ausdrücklich verhieß er Arnim, Holk zum Angriff auf Baiern dem Herzog Bernhard beiordnen zu wollen. Mit nur zu gerechtem Argwohn aber, obwol über alle das ganz im Unklaren, nahmen die Kaisertreuen die Kunde von der neuen langen Waffenruhe auf: insbesondere Graf Schlick, der als Abgesandter Ferdinand's im Lager des Generals nach seinem Bekenntniß nur einen Tag zu spät erschien, um den Abschluß des Stillstands zu verhindern. Mit dem größten Mißtrauen standen W. und Schlick, die alten Waffengefährten in ruhmreicher Kriegszeit, jetzt einander gegenüber. Und dennoch hatte die Mission des Grafen einen Erfolg, der hiernach desto überraschender erscheint. Vielleicht aber gerade auch darum, weil sie sich der erwarteten Demüthigung Wallenstein's vollkommen enthielt, bewirkte sie, daß er seinen absoluten Widerstand gegen das Vorrücken der spanischen Truppen aufgab, daß er, wenn schon bedingungsweise und selbstverständlich unter ausdrücklichem Vorbehalt seines Generalcommandos im Reiche, Feria immerhin den Paß durch das Elsaß gestattete. Von besonderer Bedeutung wird hierbei aber auch der Umstand für W. gewesen sein, daß Breisach, die damals direct von den Schweden und indirect von den Franzosen arg gefährdete Hauptfestung am Rhein, ohne den verheißenen Beistand der Spanier allerdings kaum noch zu retten schien. Und dann wäre das Elsaß selber so gut wie verloren gewesen. Dahin jedoch durfte es W. unter keinen Umständen gelangen lassen; so zwang denn den Widerwilligen die Noth, sich der Spanier noch einmal zu be-

dienen. Sie durften kommen — um in erster Linie Breisach zu entsetzen. Und eben deswegen gab er, mit weiterer Ueberwindung seines ursprünglichen Widerstrebens, seinem Feldmarschall Aldringen sodann den Befehl, sich mit Feria zu vereinigen. Es war eine Wendung, die im schroffsten Gegensatz zu dem stand, was er Arnim kurz zuvor eröffnet hatte. Für diesen, der aus dem angegebenen Grunde inzwischen zu Oxenstierna nach Gelnhausen gereist war, konnte eine bittere Enttäuschung nicht ausbleiben. Sie trat, als Arnim am 25. September ins kaiserliche Lager bei Schweidnitz zurückkehrte, unter den peinlichsten Auslassungen ein. Da doch kein beständiger Friede ohne die Hinwegschaffung der Fremden vom Reichsboden gemacht werden könne, verlangte W. nach kurzen Umschweifen die Vereinigung der kursächsischen mit seiner Armee und unter seinem Oberbefehl — zur Vertreibung der Schweden. Grundsätzlich war und blieb er zwar, nach seiner Unterredung mit Arnim's Feldmarschall, dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg am folgenden Tage, auch Willens, die Spanier sowie die Franzosen hinauszuweisen; allein mit den Schweden müsse der Anfang gemacht werden. Umsonst erinnerte ihn Arnim an sein letztes Anerbieten, mit ihnen gleichfalls sich alliiren zu wollen; umsonst forderte er von ihm wenigstens Neutralität in dem Kampfe zwischen Aldringen und Spaniern auf der einen und Horn mit dessen Adhärenten auf der andern Seite. Wie über eine unerhörte und schmachvolle Zumuthung schrieb W. jetzt darüber an den schlecht unterrichteten Kaiser; er verstand sich noch einmal vor ihm rein zu waschen. Und bei alledem unterließ er doch nicht, auf Arnim's Erinnerung an seine früheren Vorschläge, diesem die Erklärung zu geben: „Er sei noch der Meinung, aber das wolle er bis zuletzt sparen"; d. h. er behielt sich seinen Abfall vom Kaiser für später immer noch vor. Von seinen Widersachern am Hofe auf Schlimmes gefaßt bleibend, wollte er sich jedenfalls eine Hinterthür offen halten, und seine protestantischen Feinde sollten den Glauben an ein Zukunftsbündniß mit ihm nicht verlieren. Aufs äußerste entrüstet aber sprachen sich diese, Schweden wie Sachsen, über des Friedländers Wankelmuth und Treulosigkeit aus. Niemand werde ihm fortan Glauben schenken; Betrug pflege Keinem mehr als seinem eigenen Herrn zu schaden; so schrieb Arnim prophetisch. Nur darin täuschte er sich, daß er annahm, die kaiserliche Armee habe während des Stillstands beträchtlich abgenommen. Die Wahrheit ist, daß beide Theile denselben unter der Hand, soviel immer möglich, zur Verstärkung ihrer Streitkräfte benutzt hatten. Für die nunmehr ernster bevorstehende Entscheidung der Waffen kam es vor Allem aber darauf an, wer von den beiden Feldherren der strategisch Ueberlegene war.

Und ohne Zweifel hat W. sich als solcher erwiesen. Arnim beging den verhängnißvollen Fehler, daß er, von den Schweden ohnedies nicht nach Wunsch unterstützt, die kursächsische Armee theilte und Schlesien von nun an hinter Sachsen wieder zurücksetzte. Einen Fehler, den er dadurch noch vergrößerte, daß er die zur Vertheidigung der schlesischen Posten kaum mehr zureichenden Truppen damals selber dem Commando eines so unfähigen Heerführers, wie jener Graf Thurn war, überließ. So verhalf er seinem nur zu sehr unterschätzten Gegner zu einem unblutigen Sieg und einem glänzenden Erfolg. Am 11. October traf W. auf den schlecht vorbereiteten Grafen bei Steinau a. O. und zwang ihn mit seinem Heere zu schimpflicher Capitulation. Die unmittelbare Folge davon war, daß sich ihm Liegnitz und Glogau ergaben. Schnell sah er im Geiste ganz Schlesien wieder erobert; mit Arnim selber hoffte er in Kurzem fertig zu werden. Die moralische Depression, die dieser Schlag bei Steinau im feindlichen Lager verursachte, insbesondere die alsbald offen hervortretenden Mißhelligkeiten zwischen der schwedischen und der sächsischen Heeresleitung glaubte er mehr denn je aus-

beuten zu können. Ja, er ließ Oxenstierna durch eine Botschaft förmlich vor Arnim warnen, als habe dieser die Schweden in Schlesien absichtlich in Gefahr gebracht, als sei er überhaupt der schlimmste Feind der Krone Schweden. Seinem alten Bestreben, Zwietracht zwischen den Verbündeten zu säen, entsprach es, daß er gleichzeitig aber auch mit diesem von ihm so hinterrücks verleumdeten Arnim, überhaupt mit Kursachsen wie mit Kurbrandenburg bereits neue Friedensunterhandlungen anzuknüpfen versuchte. An beide Kurfürsten stellte er nochmals das Ansinnen, zur Errettung des Reiches vor der Beraubung durch fremde Völker ihre Waffen mit den kaiserlichen zu vereinigen und vertrauensvoll seinem Commando zu untergeben. Und auch diesmal fehlte nicht seine mehrdeutige Lockung, mit ihrer Hülfe den Religionsfrieden, wie er vor dem großen Kriege gewesen, wiederherstellen, ihn gegen jedweden Friedensstörer aufrecht erhalten zu wollen. Aber trotz der gefährlichen Lage, in welche beide Kurfürsten die Katastrophe von Steinau gebracht hatte, verrechnete er sich. Gefährlicher noch als seine unwiderstehlichen Einfälle in Lausitz und Mittel- und Neumark erschien ihnen gerade jetzt ein Separatabkommen, das sie ihm gegenüber völlig wehrlos gemacht haben würde. Daß sie es abschlugen, erhöhte freilich seine außergewöhnliche Rührigkeit und Energie im Felde nur noch mehr. Seine täglich wachsenden Erfolge sollten diese evangelischen Fürsten „mit Gewalt zur Raison bringen". Kaum einen Monat nach dem Tage von Steinau fühlte er, im Besitz von Görlitz und Bautzen, sich bereits als Herrn der Lausitzen und betrachtete, da er auch Frankfurt a. O. und Landsberg den überraschten Schweden hatte entreißen lassen, sich fast schon als Meister von Kurbrandenburg. Während ihm vom Rhein die trostreiche Nachricht zukam, daß Dank der Vereinigung Aldringen's mit Feria Constanz und Breisach entsetzt, mithin vor der Gewalt der Schweden und Franzosen gerettet waren, ließ er seine Kroaten über die Mark hinweg sogar schon Pommern wieder durchstreifen. Auf Stettin, Stralsund, Greifswald — auf die Ostseeküste warf er von neuem sein Auge. Auch die Stifter Magdeburg und Halberstadt hoffte er den Schweden bald wieder abzunehmen und ihnen überhaupt im Reiche, wie er sich ausgedrückt haben soll, die letzte Oelung zu geben. Nur beging er dabei den unleugbaren Fehler, über dem Kriegsschauplatz an der Oder den an der Donau zu vernachlässigen.

Seit dem Unglück der protestantischen Waffen in Schlesien hatte Bernhard von Weimar als schwedischer Heerführer einen energischen Einfall in Baiern für das wirksamste Mittel erkannt, „den ins Sinken gerathenen evangelischen Staat aufrecht zu halten und den Feind aus den Sprüngen seiner eingebildeten völligen Victorie zu bringen". Gegen Ende October war er vor Regensburg erschienen, das Kurfürst Maximilian noch auf des sterbenden Tilly Rath als unentbehrlich für die Behauptung der Oberpfalz, für die Erhaltung Baierns und der Communication mit den österreichischen Erblanden eingenommen hatte. Gleichwol nur ungenügend besetzt, mußte es schon Mitte November sich Bernhard ergeben — wie W. behauptete, wegen der Nachlässigkeit der Besatzung von Ingolstadt sowie durch die Unvorsichtigkeit Feria's und Aldringen's, die, unfern von diesem Feinde, seine Bewegungen nicht verfolgt hätten. Allein er konnte es nicht verhindern, daß ihn als den Oberfeldherrn nun von allen Seiten der Hauptvorwurf traf. Hatten doch seit Beginn der Gefahr für Regensburg Kurfürst und Kaiser die dringendsten Vorstellungen an ihn gerichtet, die er aber hintangesetzt, weil er selber diese Gefahr thatsächlich für eine eingebildete gehalten. Ja noch zwei Tage vor Regensburgs Fall hatte er „seine Ehre zu Pfande gesetzt", daß der von Weimar nicht nach Baiern, sondern nach Böhmen oder Kursachsen gehen werde. Weit entfernt, die strategische Bedeutung jenes Platzes zu verkennen, war er zum Entsatz erst allzu spät aufgebrochen. Einen

Moment schien es darauf wohl, als ob er seine Versäumniß wieder gut machen und, indem er seinen Marsch über Pilsen nach der Donau eifrig fortsetzte, dem Weimaraner Halt gebieten, ihm Abbruch thun werde. Indeß er kam nur bis Furt und stand, im Widerspruch mit seinen kriegslustigen Obersten, davon ab, das nahe, von den Schweden besetzte Cham am Regen zu belagern. Es genügte ihm vorläufig, Passau gegen weitere Fortschritte Bernhard's längs der Donau durch den Obersten Graf Strozzi zu decken. Für sich selber rechnete er, da auch der Winter plötzlich in voller Strenge eintrat, zunächst auf keinen Erfolg mehr und zog es vor, auf halbem Wege wieder umkehrend, in Böhmen seine Winterquartiere zu nehmen. Zu dieser unerwarteten Umkehr ward er aber insbesondere auch durch die Besorgniß für seine nordischen Eroberungen bewogen; er führte sie auf das erste, noch dazu falsche Gerücht aus, daß Arnim sich Frankfurts a. O. bemächtigt habe. Indem er Gallas nun noch mit mehr Truppen nach Schlesien und der Mark detachirte, behielt er selber um so weniger für eine Offensive gegen Bernhard übrig. Er tröstete sich und andere mit der Vorspiegelung, daß man im folgenden Sommer Regensburg zu jeder Zeit wieder haben könne, und sah, nachdem er doch auch noch ein paar Regimenter zur Vertheidigung von Oberösterreich ausgeschickt, seine wichtigste Aufgabe für jetzt darin, Böhmen vor feindlichen Angriffen von Nord und Süd her zu decken. Er schien sich dort gleichsam wie ein Keil zwischen Bernhard und Arnim einschieben zu wollen, da er, nur wieder fälschlich, ihre schleunige Vereinigung und ihr gemeinsames Vorgehen in erster Reihe gegen Böhmen erwartete. Anderer Ansicht waren der so schwer schon geschädigte Kurfürst von Baiern und der von unüberwindbarer Angst für Oesterreich und sein Erzhaus erfüllte Kaiser, dem überdies die drückende, von seinem General mit längst gewohnter Willkür vorgenommene Austheilung der Winterquartiere in Böhmen äußerst zuwider war. In Bezug hierauf gebrauchte Ferdinand damals das Wort: die fremden Potentaten möchten argwöhnen, daß er „gleichsam einen Corregem an der Hand" und in seinen eigenen Landen keine freie Disposition mehr habe. Schwerer noch, als Wallenstein's ursprüngliche Verspätung gegenüber Regensburg, empfanden Kaiser und Kurfürst seinen plötzlichen Rückzug nach Böhmen. Und von ihren ihm mißgünstigen Räthen eingenommen, mutheten sie ihm trotz der widrigen Jahreszeit zu, dies zu verlassen und jenes zurückzuerobern. Kaiser Ferdinand ermannte sich zu einer energischen Sprache „praeter solitum stilum". Durch ein scharfes und schon in der Form verletzendes Rescript vom 9. December ertheilte er ihm ohne Rücksicht auf die unbegrenzte militärische Vollmacht, die er ihm zuvor gegeben hatte, den gemessenen Befehl, die Hauptarmee unverzüglich gegen Bernhard zu führen und über die Donau vorzudringen. Questenberg und dem Grafen Trautmannsdorf ward die heikle Mission übertragen, W. auf mündlichem Wege dem kaiserlichen Willen gefügig zu machen. Die Wirkung war, wie sich vorhersehen ließ, eine völlig andere. W. berief am 16. in seinem Hauptquartier Pilsen seine Obersten zu einem Kriegsrath, damit dieser ihm die Unmöglichkeit eines Winterfeldzugs nach der Donau, ebenso wie die Unmöglichkeit, Böhmen und die Winterquartiere zu verlassen, mithin die Unausführbarkeit der kaiserlichen Weisungen bescheinige. Einstimmig, wie es heißt, geschah das — wobei es doch auffällig bleibt, daß die nämlichen Obersten sich noch kurz vorher nicht weniger einstimmig für die Belagerung von Cham und so für die Fortsetzung der militärischen Operationen im Gegensatz zu ihrem Oberfeldherrn ausgesprochen haben sollen. Wol mochte die wachsende Ungunst der Verhältnisse sie inzwischen eines anderen belehrt haben; Wallenstein's Feinde aber schrieben diesen Wandel einer künstlichen Pression zu, die er auf sie ausübe. Zweifellos ist, daß er sie seinen Unwillen über den Kaiserhof merken ließ und daß er zu ihrer Bestürzung drohte, deshalb seinen Abschied nehmen zu

wollen. Einen jeden seiner Officiere würde er dadurch empfindlich betroffen, er würde sie ohne seine Bürgschaft in Bezug auf die Gelder gelassen haben, die der Kaiser ihnen seit lange schuldig geblieben. So hielten sie denn um so mehr zu W., und er setzte hier zum ersten Male den vereinigten Willen seiner Armee dem des Kaisers entgegen. Wie unbedingt er selber auf seiner kriegsfürstlichen Stellung bestand, zeigt der Umstand, daß er dem Oberstfeldwachtmeister Suys, dem der Kaiser befohlen, zur Deckung Baierns aus Oberösterreich über den Inn zu marschiren, den Gegenbefehl gab: da dies nicht nöthig, sondern ruinös sei, mit seinem Volk nach Oberösterreich zurückzukehren. Und Suys, für seinen Kopf fürchtend, wagte nicht, sich dem Befehl des Generals zu widersetzen.

Mit diesen Vorgängen aber erweiterte sich die Kluft zwischen Hauptquartier und Hof außerordentlich. Die Zahl der Anhänger Wallenstein's in Wien schmolz schnell zusammen, indeß seine Gegner, mit der Mehrheit des Hofkriegsrathes und den Jesuiten, wider ihn schürten. Schon wurde im Rathe des erbitterten Kaisers insgeheim die Absetzung des renitenten Mannes erwogen. Allein man fürchtete davon unberechenbare Weiterungen, und wer sollte ihn im Commando ersetzen? Dem Vorschlage, dies dem Könige von Ungarn, dem jugendlichen Ferdinand III. anzuvertrauen, widerstrebte der eigene kaiserliche Vater, während vornehmlich die Spanier den Thronerben, den sie ganz als ihnen ergeben betrachteten, unter Beseitigung des Friedländers an die Spitze der Armee gestellt zu sehen wünschten. Denn ihr Verhältniß zu Letzterem hatte sich ebenfalls wieder völlig getrübt. Der Fall von Regensburg, für den sie ihn allein verantwortlich machten, hatte den schwedischen Waffen ein Uebergewicht in Oberdeutschland verschafft, das mit den kaiserlichen und bairischen zugleich ihre und insgemein die katholischen Interessen hart berührte. Dazu zeigte sich W. in den Augen der Spanier auch gegen Feria äußerst undankbar, weil er ihm nach dem glücklichen Entsetz von Breisach Aldringen und dessen Hülfscorps rücksichtslos entziehen wollte. Gedachte er doch gerade Aldringen nach der Regensburger Katastrophe zur Verhütung weiterer schlimmer Folgen Donau-abwärts zu verwenden. Den Spaniern aber wurde damit seine Schuld an jenem Fall erst recht empfindlich und andererseits sein Widerwille gegen Feria, der ohne dauernde Verbindung mit Aldringen sich überhaupt schon nicht mehr zu halten im Stande war, ein Grund persönlichen Hasses gegen W. Sie hatten den moralischen Trost, den Kaiser und den Hofkriegsrath hier auf ihrer Seite zu wissen. Denn auch diese hielten die Abberufung Aldringen's von Feria für unausführbar, da nicht bloß der Letztere dann isolirt und verloren gewesen, sondern auch König Philipp dadurch schwer verletzt und die spanische Subsidienzahlung, die der Kaiserhof seit undenklichen Jahren nicht entbehren konnte, sicher eingestellt worden wäre. Ohne Rücksicht auf die Capitulation hatte Ferdinand seinem Generalissimus schon zu Anfang December wider dessen Willen zugemuthet, nach ausreichender Besetzung Breisachs Aldringen mit Feria vereint — da Elsaß und Breisgau damals von Lebensmitteln stark entblößt waren — in Württemberg Winterquartiere beziehen zu lassen. Zu Ende dieses Jahres aber richtete er, von den Spaniern gedrängt, eine noch viel weitergehende Zumuthung an W., welche dessen Ergebenheit erst auf die härteste Probe stellen sollte.

Als Nachfolger der Infantin Isabella in der Verwaltung der belgischen Niederlande bereits früher ausersehen, wollte der Cardinal-Infant Don Fernando, der thatkräftige Bruder König Philipp's IV., nach dem soeben erfolgten Tode der Infantin keinen Moment mehr zögern, sein schwieriges Amt anzutreten: zumal es ernstlich galt, der spanischen Krone die nahezu in Aufruhr befindlichen Landschaften zu erhalten. Ihm und seinen aus Italien herbeizuführenden Truppen den Weg durch Deutschland nach den Niederlanden zu bahnen, war Feria im

voraus berufen worden. Nun jedoch traten die beiden spanischen Gesandten in Wien noch mit einer außerordentlichen Forderung hervor: Feria sollte, um dieser wichtigen Aufgabe entsprechend seine zusammengeschmolzene Cavallerie zu verstärken, einen Succurs von 6000 Reitern des kaiserlichen Heeres erhalten. Und mehr noch; wegen des durch die Franzosen ernstlich bedrohten Durchzuges durch die Rheinlande sollte der Cardinal-Infant, nach seinem Eintreffen von Mailand in Linz, seinen Weitermarsch quer durch Böhmen und Deutschland, ja direct über Pilsen und Eger nehmen dürfen und von dort aus prompten Geleits nach dem Niederrhein gewärtig sein. Ferdinand, der in den bedrohten Niederlanden ein kostbares Juwel seines Hauses erblickte, machte sich selber zum Fürsprecher dieser Forderungen durch ein Schreiben an W. und durch die Absendung des spanischen Beichtvaters der Königin von Ungarn, seiner Schwiegertochter und der Schwester des Cardinal-Infanten, — des Capuziners P. Quiroga, der in den ersten Tagen von 1634 das Lager zu Pilsen erreichte. Aus den Schwierigkeiten aber, die W. dem zweifachen Ansinnen, wenn auch unter eingehender Begründung, entgegensetzte, gewann dieser Geistliche schnell die Ueberzeugung, daß sein König so gut wie nichts mehr von ihm zu erwarten habe. Seinen Mißmuth darüber keineswegs verhehlend, reizte er W. doch nur zu Erwiederungen, die ein schonungsloses Urtheil über die Fehler der spanischen Politik in den letzten Jahren, besonders in Betreff Italiens enthielten und es offen als die Absicht des Generals constatirten, die Unterdrückung der deutschen Freiheit durch Spanien nicht zu dulden. Dieser Auslassungen rühmte sich W. unmittelbar darauf dem Grafen Kinsky und noch einem anderen böhmischen Emigranten, dem Obersten v. Schlieff, gegenüber, die ihn eben damals in geheimer Mission von Dresden aus in Pilsen besuchten.

Im nämlichen Maße, als er dem Kaiser und den Spaniern sich entfremdete, wuchs ihm wie natürlich das Bedürfniß, einen Rückhalt an Kursachsen und dadurch in der Folge auch an anderen protestantischen Reichsständen zu finden. Das Mißtrauen, das er selber den Sachsen eingeflößt hatte, meinte er durch glänzende Versprechungen beseitigen zu können; und zwar unter Zuziehung und Vermittlung jener vornehmen Böhmen, die damals in Dresden ihren Sitz hatten und dort immer eine Rolle spielten. Mit Hülfe seines Schwagers Trčka, der, ihm beständig zur Seite, noch officiell einen höheren Posten im kaiserlichen Heere bekleidete, im Herzen aber längst Rebell war, hielt er seine Verbindungen mit den böhmischen Emigranten aufrecht. Indem er ihnen wol nun mehr als je mit der Hoffnung auf Wiederherstellung der böhmischen Freiheiten, auf Erfüllung ihrer patriotischen Wünsche schmeichelte, wußte er sie an sich zu fesseln, und bereitwillig leisteten ihm der sanguinische Kinsky, der durchtriebene Schlieff die begehrten Dienste. Durch sie suchte er von nun an sogar mit Bernhard von Weimar, seinem gefährlichsten Feind im Felde, anzuknüpfen — vermuthlich ebenso im Gegensatz zu Spanien und Baiern, als mit dem Wunsch, ihn durch persönliche Versprechungen von den Schweden zu trennen. Nach dem Zeugniß des Feldmarschalls Ilow, „mit Trčka seines vornehmsten Vertrauten“, hatte er noch keine Neigung zu einer Allianz mit Schweden. Und auch bloß scheinbar, vielleicht doch nur in den Augen Trčka's und Kinsky's, die sich allzu leicht in Illusionen wiegen ließen, wünschte er sich mit Frankreich zu verbinden, höchstens aber indirect und partiell mit dieser Macht zu cooperiren. Nach seiner Unterredung mit Schlieff wollte er die Franzosen mit nichten über den Rhein kommen lassen, sie dagegen augenscheinlich nach den belgischen Niederlanden und nach Italien wider die Spanier ablenken; und allerdings wollte er, wie er sagte, diese selber von dort vertreiben helfen. Noch immer fühlte er als Generalissimus und Reichsfürst sich berufen, die Integrität des Reiches zu wahren. Kaiser und Reich aber

waren, wie die Dinge lagen, ihm längst nicht mehr identische Begriffe. Er unterschied um so schärfer zwischen ihnen, je tiefer seine Geringschätzung Ferdinand's II. mit seinem Groll und seiner Rachgier wurde. Der Kaiser und der Kurfürst von Baiern müssen „weg“, sagte er in seiner freilich unberechenbaren Aufwallung zu Schlieff. Und fast in demselben Athemzuge ließ er durch ihn den Kurfürsten von Sachsen wieder versichern: er werde, wenn dieser Neigung zum Frieden habe, durch die That beweisen, wie all sein Absehen auf des H. R. Reiches Wohlfahrt gerichtet sei. Auch ließ er alsbald durch Schlieff — während er Arnim zu näheren Unterhandlungen aufs sehnlichste erwartete — Kursachsen als Preis der Verständigung die Stifter Magdeburg und Halberstadt neben den beiden Lausitzen zu erblichem Besitz anbieten.

Wie er so aber, in Wirklichkeit weniger denn je um den Kaiser bekümmert, den Feinden die Hand hinreichte, suchte er in noch bedenklicherer Weise als bisher auch auf seine Armee einzuwirken. Sogleich nach den eben erwähnten Anerbietungen, am 11. bis zum 13. Januar versammelte er in Pilsen die Kriegshäupter in sehr stattlicher Anzahl um sich. Und daß auch diese Versammlung unter dem frischen Eindruck der verunglückten Mission des Spaniers Quiroga stand, ließ er sie durch Ilow's Mund erkennen, ohne daß von Feria, der nach mannichfachen Schicksalen gerade zur nämlichen Zeit einem Fieber in München erlag, weiter die Rede war. Unmögliche und der Ehre widerstreitende Dinge würden durch den übelberathenen Kaiser von dem General gefordert; so der Zug nach Regensburg, die Sendung von ein paar tausend Mann nach Baiern, vor allem nun die der 6000 Pferde für den Cardinal-Infanten. Hierdurch würde der größte Theil seiner verfügbaren Cavallerie in der herrschenden Kälte auf weiten Märschen, auf unsicheren Wegen dem Verderben ausgesetzt werden und der Totalruin der Armee selber folgen. Darum und angesichts anderer Widerwärtigkeiten, der gegen ihn gerichteten Intriguen und Injurien, auch wegen Verweigerung des nöthigen Unterhalts für die Armee sei er zur Abdankung entschlossen. Der inständigen Bitte seiner noch mehr als früher bestürzten Obersten, sie nicht zu verlassen, gab er diesmal aber erst daraufhin nach, daß sie durch einen schriftlichen Revers an Eidesstatt sich verpflichteten, bis zum letzten Blutstropfen bei ihm auszuharren. Bei einem von Ilow veranstalteten Bankett, einer „vollen Mette“, wurde der Revers von den meisten Obersten, unter denen zahlreiche betrunken waren, und am folgenden Tage, nach neuen eindringlichen Vorstellungen des Herzog-Generals, auch von den bisher noch zurückhaltenden unterzeichnet. Ob die vielberufene Clausel, wonach ihre Verpflichtung auf die Zeit seines Verbleibens im Dienste des Kaisers beschränkt sein sollte, ursprünglich in dem Revers gestanden, ob sie auf Wallenstein's unmittelbaren Befehl vor der Unterzeichnung unterdrückt worden sei, ist authentisch nicht aufgeklärt worden. In Wien aber war man auf die Kunde von diesem, nachher sogenannten ersten Pilsener Schluß nur zu geneigt, das Schlimmste zu glauben. Fürst Eggenberg, einst der treueste und entschiedenste Anhänger Wallenstein's daselbst, war kurz zuvor schon von ihm abgefallen. Jetzt trat auch der Bischof Anton von Wien von ihm zurück. Eine aus diesen Männern und dem Grafen Trautmannsdorf gebildete Commission, welcher der kaiserliche Beichtvater Lamormaini und der spanische Gesandte Graf Oñate eifrig schürend zur Seite standen, hatte die gegen W. zu ergreifenden Maßregeln zu berathen; und bereits vom 24. Januar datirt das kaiserliche Absetzungsdecret, in welchem auch der Pilsener Versammlung vom 11. mit nachdrücklichem Tadel gedacht wird. Anstatt des „gewesenen General-Obersten-Feldhauptmanns“ wurde der Generallieutenant Graf Gallas bis auf weiteres zum Commandirenden über die gesammte kaiserliche Armee ernannt, Officiere und Soldaten wurden

ihrer Pflichten gegen Ersteren entbunden und, eben vorläufig, an den Letzteren gewiesen. Die nöthigen Handlungen zur Ausführung dieses — zunächst jedoch nur auf dem Papier stehenden — Decrets, wobei es namentlich auf die Gefangennehmung Wallenstein's und seiner Hauptcomplicen abgesehen war, sollte Gallas in Gemeinschaft mit Aldringen und Piccolomini vornehmen, Alles aber bis dahin strengstes Geheimniß bleiben. Auf die hier genannten Generale glaubte man sich unbedingt verlassen zu können; und durch die Aussicht auf reiche Belohnung wurden sie in ihrer Hingebung an den Befehl des Kaisers nur bestärkt. Dennoch, welche Schwierigkeiten und Gefahren galt es hierbei immer noch zu überwinden! Es lag in den Verhältnissen, daß Gallas, von dem Alles abhängen sollte, trotz ausgedehntester kaiserlicher Vollmacht am meisten zögerte. Denn erst eben durch W. von Schlesien nach Pilsen zu längerem Aufenthalt abberufen, sah er sich genöthigt, ihm hier formell noch alle Ehren wie bisher zu erweisen; und W. verstand es auch noch, ihn momentan für sich einzunehmen. Inzwischen aber waren, von Pilsen fern genug, die beiden anderen Unterfeldherren, so viel sie nur konnten, auf eigene Hand als Verschwörer gegen ihren alten Chef thätig. Ebensowol Aldringen, der mit ihm längst nicht mehr im Einklang, als Freund der Spanier nicht zum wenigsten durch sein abstoßendes Verhalten gegen Feria verletzt worden war, wie Piccolomini, der gleich Gallas anscheinend zwar noch bis vor Kurzem auf eine Wendung Wallenstein's zum Guten gehofft, sich dann aber nur um so schroffer für seinen Sturz erklärt hatte. Auf die Kunst der Verstellung verstanden sich Beide ohnehin noch besser als Gallas. In ununterbrochener Correspondenz unter einander wie mit Oñate, fanden sie an dem Letzteren, was sie suchten, den Agitator bis zum Aeußersten am Hofe. Oñate erblickte in W. den Gegner der Weltmacht Spaniens, weil er die Verbindung zwischen Italien und Flandern, die dieser Monarchie unentbehrlich erschien, durch seinen Widerstand zu zerstören drohte und die Wiederherstellung des spanischen Dominats im Reiche hintertrieb. Und darum verdächtigte er ihn als Feind des Hauses Oesterreich insgemein, bezichtigte ihn vor dem Kaiser auf vage Gerüchte hin einer vollendeten Conspiration mit Frankreich wie mit den evangelischen Kurfürsten; auf ihre und seine Waffen gestützt, wolle er sich zum König von Böhmen wählen lassen, den Kaiser aus Deutschland verjagen, überhaupt sein Glück und seine Größe auf den Ruin desselben und den Niedergang des Hauses Oesterreich aufbauen. Und es gelang dem scrupellosen Spanier, nicht bloß das Ohr des Kaisers zu gewinnen, sondern auch neben dem König von Ungarn zu jener Commission in Wien unmittelbar hinzugezogen zu werden. Er stellte den Friedländer wie einen todeswürdigen Verbrecher hin und erklärte es nach altspanischer Praxis für das Beste, „ihn gleich gar umzubringen“. Bereits früh im Februar konnte er Aldringen von der geheimen Entschließung Ferdinand's, „sich seiner durch Gefangennehmung oder durch Tödtung zu versichern“, Mittheilung zukommen lassen. Eine neue Weisung also, die wie ein „expresser“ Befehl des Kaisers von Aldringen und Piccolomini aufgenommen wurde! Wenn auch unter einigen Schwankungen, machte dieser thatenlustige Italiener sich zur Ausführung bereit und eilte nur wenige Tage später nach Pilsen. Allein nach kurzem Aufenthalt daselbst kehrte er, am 17. Nachts, unverrichteter Sache nach Linz in sein damaliges Quartier zurück. Hatte doch W. die Pilsener Garnison soeben verändert, in die Stadt und deren Umgebung Officiere und Truppen gelegt, die ihm unbedingt vertrauenswürdig erschienen und in gleichem Maße dem Grafen Piccolomini unzuverlässig, für den geplanten Handstreich demnach ungeeignet erscheinen mußten. Während er die Maske aber noch nicht zu lüften wagte, wußte er sich selbst durch Vorspiegelungen das blinde Vertrauen zu bewahren, das jener sonst so argwöhnische Mann gerade ihm — wie es heißt, von seinem astrologischen Aberglauben geblendet, auf

Grund der angeblichen Gleichartigkeit ihrer Nativitäten — einmal geschenkt hatte. Fast gleichzeitig war es auch Gallas geglückt, unter einem leeren Vorwande Pilsen verlassen zu dürfen und so der Machtsphäre des Gefürchteten zu entrinnen.

Im übrigen aber war es mit der Politik der Verstellung und des Hinhaltens jetzt vorbei. Um den behaupteten Anschlägen des Friedländers zuvorzukommen, galt es nach Oñate's Berichten, die Kräfte des Kaisers zu vereinigen durch Trennung der Getreuen von den Ungetreuen. In diesem Zusammenhang gedenkt er auch eines neuen kaiserlichen Patents, wodurch die Obersten, je nach den Provinzen, wo sie lagen, an die Befehle Gallas', Aldringen's, Marradas', Piccolomini's und Colloredo's bis auf weiteres gewiesen wurden. Es ist das Patent vom 18. Februar, das Wallenstein's Absetzung nochmals aussprach, und zwar in ungleich schärferen Worten als das vom 24. Januar, da es gegen ihn als Verleumder der kaiserlichen Person, als eidbrüchigen Verschwörer wider das Herrscherhaus und die Krone die schwersten Anklagen enthielt und schlechthin als bewiesen annahm. Anders als jenes erste Patent sollte es die schleunigste und weiteste Verbreitung finden; und hierfür entscheidend war die angeblich sichere Kunde, daß Friedland in kürzester Frist nach Prag ziehen, dort seine böse Absicht ausführen wolle. Auch dieses alarmirende Gerücht hatte der spanische Graf als Thatsache erscheinen lassen. Für die rebellischen Wünsche Trčka's und Kinsky's ist aber W. noch keineswegs ohne weiteres verantwortlich zu machen, und schwerlich auch — es fehlen bündige Beweise — für ihre thatsächlichen Bemühungen, durch Briefe und Boten wie in seinem Namen verrätherische Beziehungen zu Frankreich, zunächst zu Feuquières, dem außerordentlichen Gesandten König Ludwig's im Reiche, sowie unmittelbar nun auch mit den Schweden, mit Oxenstierna anzuknüpfen. Das tiefe Mißtrauen dieser fremden Staatsmänner gegen W. und seine persönliche Zurückhaltung ihnen gegenüber ließ — bis es nachher zu spät war — greifbare Annäherungen nicht zu, geschweige denn Vereinbarungen mit ihm. Wer indeß könnte leugnen, daß er durch seine ganze Haltung, nicht zum wenigsten durch seinen intimen Verkehr mit jenen Emigranten, den Kaisertreuen mit Recht aufs äußerste verdächtig war! Und es half ihm hiergegen auch nichts, wenn er schließlich noch einmal den Ton der Loyalität anzuschlagen versuchte. Officiell hatte er allerdings fortgesetzt bis tief in den Februar hinein mit dem Kaiser als dessen „gehorsamster Fürst und Diener“ über laufende militärische Angelegenheiten von geringerem Belang weiter correspondirt — nicht anders aber, als mit ihm selbst der Kaiser, der ihn sogar noch kurz vor Erlaß des letzten Patents in seinen amtlichen Schreiben seiner gnädigsten kaiserlichen Huld und Gewogenheit versicherte, ihn bis dahin überhaupt noch ganz als seinen activen Obergeneral behandelte. Auf beiden Seiten war man falsch und hatte, zur Abwendung des Verdachtes, sich so lange als möglich betrogen. W. ahnte noch nichts von den verschiedenen feindlichen Schritten Ferdinand's gegen ihn, er hatte offenbar noch keine Vorstellung von der ungeheuren Gefahr, die über ihm schwebte, als er seine Obersten zu einer nochmaligen großen Versammlung nach Pilsen berief — nach dem wohleingeweihten Schlieff zu dem Zweck, sich ihrer noch mehr zu versichern durch „einen festen unauflöslichen Band, der weder vom Kaiser noch von Spanien werde getrennt werden können“. Als diese Versammlung nun am 19. und 20. Februar tagte, da war er freilich soeben durch gewisse Vorgänge stutzig geworden, die ihn die Abwesenheit Gallas', Aldringen's und zumal Piccolomini's peinlich empfinden, sie ihm in dem neuen Lichte der Untreue erscheinen ließen. Desto mehr aber hielt er es für geboten, den Anwesenden, die seinem Rufe gefolgt waren, zu betheuern, daß er niemals etwas gegen den Kaiser zu tractiren gedacht habe. Ja, sein zweiter, am 20. Februar vollzogener Pilsener Schluß protestirte förmlich gegen

die Auffassung, als sei dies die Tendenz des ersten Schlusses gewesen. Er enthielt sogar die Erklärung, daß der Herzog-General seine Officiere, wenn sie ihn das Geringste wider den Kaiser und die katholische Religion unternehmen sehen würden, ihrer Verpflichtungen gegen ihn losspreche. „Sonst aber" versehe er sich zu ihnen, daß sie, was sie ihm seiner Sicherheit halber versprochen, auch wirklich erfüllen würden. Und noch einmal verpflichtete er sie darnach, bis zum letzten Blutstropfen unausgesetzt bei ihm auszuhalten. Sein Hauptzweck war, nur in milderer Form und ein wenig verhüllter, der alte geblieben: allen höfischen Intriguen gegen ihn, zumal einer gewaltsamen Absetzung sollte der Wille der Armee entgegengestellt werden. Zwischen den ihm Mißgünstigen am Hofe und dem Kaiser scheinbar noch unterscheidend, bekannte er gleichzeitig, daß er einen Schimpf befürchte und deshalb seine Regimenter nach Prag zusammenrufen lasse. Gewiß kam auf die Hauptstadt des Landes militärisch das Meiste an; welch' eine Handhabe aber gab er mit dieser Entschließung dem spanischen Gesandten für dessen längst ausgesprochene Verdächtigungen. Und harmlos war sein Vorhaben allerdings nicht gemeint. Für den sächsischen Generallieutenant, den er in Prag erwarten wollte und deshalb umgehend dorthin einlud, verhieß er Alles zu thun, was derselbe begehren werde, wogegen er von ihm die Bereithaltung etlicher tausend Pferde im Meißener Land an der böhmischen Grenze, zu seinem Beistande im Nothfall, begehrte. Noch unmittelbar vor dem letzten Pilsener Schluß, auf welchen damit ein grelles Streiflicht fällt, am 18. richtete er dieses Ansinnen an Arnim durch dessen Feldmarschall, den Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, der damals als kurfürstlicher Abgesandter und gewissermaßen als Vorbote Arnim's bei ihm in Pilsen weilte. Aber mehr noch; am 18. bewog er auch schon diesen kaiserfeindlichen Herzog, auf eigene Hand zu Bernhard von Weimar nach Regensburg zu reisen, um auch bei dem nun gegebenen Falls um Hülfsbereitschaft gegen seine „Widerwärtigen" zu werben. Und noch bedenklichere Forderungen ließ er unter den stürmischen Eindrücken der nächsten Tage folgen.

Am 21., als er seinen Obersten Mohr v. Wald mit gleißnerischen Loyalitätsbetheuerungen noch an den Kaiser abzufertigen wagte, erfuhr sein Schwager Trčka auf dem Wege nach Prag, daß dies — durch die Vorsorge und Umsicht der kaiserlichen Generale — W. bereits abgeschnitten und von einer ihm feindlichen Garnison besetzt sei. Und am nämlichen Tage erfuhr es, nach einer Andeutung Jlow's, W. selber mit dem Zusatz: neben Marradas, dem General im Königreich Böhmen, hätten Gallas und Piccolomini Befehle ertheilt, ihm nicht mehr zu gehorchen. Sofort erließ er die schärfsten Gegenbefehle und beschloß, anstatt nach Prag nach Eger zu gehen. Jedenfalls im Hinblick auf seine noch beträchtlichen Grenzposten in der Umgegend wollte er dort die Reste seiner Truppen sammeln und glaubte dort auch desto eher die nun dringend erbetenen Hülfstruppen des Herzogs Bernhard zur Hand haben, überdies mit dem benachbarten Markgrafen von Brandenburg-Culmbach in Verbindung treten zu können. Aber auch Arnim ließ er durch einen expressen Boten nunmehr nach Eger, zu schleunigster Unterredung mit ihm „in hochwichtigen Geschäften", einladen. Am 22. durch eine drohende Bewegung Piccolomini's selbst zu sofortigem Aufbruch aus Pilsen gedrängt, hoffte er doch auch diesen Platz, wo sich das meiste Geschütz befand, durch das Volk Bernhard's für sich zu retten. Sein ständiger Begleiter Jlow forderte aber den Letzteren alsbald schon ungescheut zur Occupation von Passau, ja zur Schürung eines neuen Bauernaufstandes in Oberösterreich auf. Und bei alledem war W. noch eifrig um die Fiction seiner Kaisertreue nach außen hin bemüht. Es lag ihm ersichtlich daran, die Zweifelnden und Schwankenden bei sich festzuhalten und außerdem Zeit zu gewinnen. Obgleich ihm Pilsen widerstands-

los wie Prag entrissen wurde, obgleich ihn der Abfall seiner vornehmsten Kriegshäupter, der Verlust so zahlreicher Truppen aufs tiefste kränkte und er selber nun die Entlassung unfreundlicher Elemente für gerathen hielt, so rechnete er doch wol noch auf einen größeren Theil seiner Armee. Obwol von der Gicht wieder hart geplagt, wird er dennoch nicht als ein äußerlich und innerlich gebrochener Mann zu bezeichnen sein. Von seiner politischen Mission als Reorganisator des Reiches durchdrungen, soll er vielmehr gerade jetzt erst den ehrgeizigen Plan gefaßt haben, alle Unterordnung von sich abzustreifen und zur Durchführung dieser Mission sich von dem widerwärtigen Kaiser völlig unabhängig, sich selbst zum Souverän zu machen. So groß wie nur je war freilich die Verwirrung, und Alles stand auf der Spitze des Schwertes.

Noch während seines Marsches zog er denn andererseits wieder von Truppen an sich, was er konnte. Den Obersten Butler, auf den und dessen Regiment er zufällig stieß, nöthigte er, ihn nach Eger zu begleiten. Mit verdächtiger Leutseligkeit, dabei doch den Kaiser nun persönlich des Undanks oder der Sorglosigkeit gegen seine verdienten Officiere anklagend, suchte er Butler durch abnorme Gnadenversprechungen zu ködern. Und dessen geheuchelte Dankbarkeit für Ernst nehmend, glaubte er seiner sicher zu sein; nicht weniger, als er das in Bezug auf den Commandanten von Eger, Oberstlieutenant Gordon, und auf Lesley, den Oberstwachtmeister desselben, nach seinen ihnen erwiesenen Gunstbezeigungen annahm. Waren diese Beiden ohnehin doch Schotten und Protestanten, den Spaniern und der eifrig katholischen Faction am Hofe, von der sich W. offen getrennt hatte, unmöglich zugethan. Allein er übersah, daß sie so wenig, als der irische Katholik Butler, sich des Diensteides gegen den kaiserlichen Kriegsherrn entbunden fühlten. Vor die Wahl gestellt, entweder auf Grund der nun vorliegenden Patente W. nicht ferner zu gehorchen oder nach dem Befehl des Letzteren den kaisertreuen Generalen und damit dem Kaiser selbst den Gehorsam zu verweigern, kamen diese Männer wol in Verlegenheit, dennoch, ihrer Pflicht eingedenk, keinen Augenblick in Zweifel. Am 24. Nachmittags war W. in Eger eingetroffen, und in der Nacht darauf scheint er durch eine Eilbotschaft von Prag seine förmliche Absetzung durch Ferdinand, das Patent vom 18. Februar erfahren zu haben. Nur um so mehr aber soll er zunächst auf Lesley eingeredet, soll er diesem seine verrätherischen Beziehungen zu Bernhard von Weimar und Arnim entdeckt haben. Und Ilow versuchte am nächsten Morgen, Butler, Gordon und Lesley in Wallenstein's Sinne weiter zu bearbeiten; auch habe er, heißt es, frohlockend erzählt, daß die Schweden im Anzuge seien. Bei mehrfacher Abweichung der Berichte unter einander, stimmen die besten Quellen doch darin überein, daß die — an sich unbegründete —. Besorgniß vor einer unmittelbar bevorstehenden Annäherung der Feinde, hier Arnim's und dort Bernhard's, für jene fremdländischen Officiere entscheidend war: sie fanden sich in dem von Butler bereits erwogenen, angeblich aber erst von Lesley in Worte gebrachten Beschluß zusammen, der verlangten Vereinigung mit W. durch dessen Tödtung zuvorzukommen. Eigenmächtig ward der Beschluß in Eger nur wenige Stunden vor der Ausführung gefaßt — unabhängig von dem kaiserlichen Geheimbefehl, den Oñate etwa drei Wochen früher erwirkt hatte, und zweifellos noch vor Empfang einer Weisung, die Piccolomini unter dem Eindruck dieses Befehls von Pilsen aus an Butler richten ließ, W. lebendig oder todt herbeizuschaffen. Unter Anleitung Butler's, der sich nachher noch rühmte, „das Directorium bei der Friedländischen Execution“ gehabt zu haben, wurden die nöthigen Anordnungen getroffen. Und demnach wurden am Abend dieses 25. bei einem Gelage auf der Burg die ahnungslos anwesenden Gefährten Wallenstein's, Trčka, Ilow, Kinsky und der von ihm häufig als Schriftführer gebrauchte Rittmeister Neumann,

durch Buttler's Irländer überfallen und niedergemacht. Nach kurzem Bedenken und nach nochmaligem Hinweis auf die drohende Nähe der Feinde bereiteten die Verschwörer ihm selbst die Nacht darauf das gleiche Schicksal: in seiner Wohnung, die sich in dem ehemals Pachelbel'schen, damals aber eigentlich herrenlosen und von der Stadt administrirten Patricierhause am Unteren Ring befand. Dem Gelage fern geblieben, hatte der von seiner Krankheit heimgesuchte Herzog-General sich frühzeitig zur Ruhe begeben wollen. Wol durch den plötzlichen Lärm von außen aufgeschreckt, stand er bloß im Hemde, dem Fenster zugewandt da, als der irische Hauptmann Deveroux vom Butler'schen Regiment mit einigen Soldaten in sein Schlafzimmer drang und die Partisane gegen seine Brust richtete. Von ihr durchbohrt, stürzte der Unglückliche lautlos zu Boden. Gerade in der Stadt, von der er einst unter glänzenden Auspicien als Heerführer ausgegangen war, fand er sein trauriges Ende.

Die Kunde von der Egerer Blutthat wurde von seinen Feinden, namentlich von den Spaniern mit lautem Jubel aufgenommen. Ja, diese priesen die Ermordung ihres verabscheuten Widersachers als eine Gnade Gottes. Und freilich kamen den katholisch-spanischen Interessen die Aenderungen, welche demnach im Heerwesen und in der Politik eintraten, vornehmlich zu gute. Arnim dagegen, der berufene nationale Vertreter der deutsch-protestantischen Interessen, ward durch jene Kunde aufs peinlichste berührt. Nach langem, höchst bedächtigem Zaudern den wiederholten und immer dringender gewordenen Einladungen Wallenstein's gegenüber hatte er seinen Abfall von Ferdinand, diesen großen Zwiespalt im kaiserlichen Heerlager „ex jure belli" strategisch auszubeuten beschlossen. Nicht das bloß, auch seine Hoffnung, durch Wallenstein's Zuthun bei alledem noch einen annehmbaren Frieden für das Reich zu erlangen, war jetzt von Grund aus vereitelt worden. Darum wol um so schärfer verdammte er die Mordthat als unerhört „bei eines christlichen Kaisers Regierung". Allein dem frommen Ferdinand II. kam solches schwerlich zu moralischem Bewußtsein. Daß er dreitausend Seelenmessen für W. und die Genossen seines Schicksals lesen ließ, ist irrthümlich von protestantischer Seite als ein Ausdruck der Reue über die Ermordung gedeutet worden. Einmal dahin gebracht, mit den Augen der Spanier zu sehen, bezeugte er durch die reichen Belohnungen, die er den Mördern, Butler, Gordon und Lesley sowie ihren Werkzeugen bei der Execution, zu Theil werden ließ, seine wahre Gesinnung. Zwar hinderte der ausdrückliche Beifall, den er Butler und Gordon zollte, ihn oder seine Staatsmänner nicht, gelegentlich aus politischen Rücksichten ihr Vorgehen wiederum als ein willkürliches und ohne seinen Befehl erfolgtes zu desavouiren. Die drei Hauptverschworenen aber, Piccolomini, Aldringen und Gallas, die sich im voraus mit dem Kaiser in vollem Einverständniß hinsichtlich der Execution Wallenstein's befunden hatten, wurden nur um so mehr ausgezeichnet. Ihnen vor Allem wurden die Güter der Ermordeten, so Aldringen die Kinsky'sche Herrschaft Teplitz, Piccolomini die Trčka'sche Herrschaft Nachod, Gallas aber die Wallenstein'schen Herrschaften Friedland und Reichenberg zugesprochen. Das grausame Confiscationsverfahren, das der Friedländer einst gegen seine Feinde durchgeführt, rächte sich somit an ihm und an seiner Schöpfung — trotz des Privilegs, das er sich vorsorglich von dem nämlichen Kaiser schon im Mai 1627 zum Schutz seines böhmischen Herzogthums gegen Einziehungen ob crimen laesae majestatis hatte ertheilen lassen. Eine ausführliche officielle Denkschrift sollte die Execution im selben Maße vor der Oeffentlichkeit rechtfertigen, wie sie bestimmt war, Wallenstein's und seiner Anhänger „abscheuliche Prodition" als feststehendes Factum zu verkünden. Die Schrift ist dadurch merkwürdig, daß sie deutlich die Erweiterung des ursprünglichen kaiserlichen Befehls, ihn und sie zu verhaften

und ihnen den Proceß zu machen, erkennen läßt durch den Zusatz: „oder doch sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen“. Ein Zusatz, den man heute nicht mehr als sententiam post mortem zu deuten braucht. Sehr beachtenswerth ist aber auch, daß alsbald ein von Deputirten des kaiserlichen Geheimen Raths verfaßtes Gutachten, das nichts weniger als Partei für W. nahm, viele in obiger Denkschrift enthaltene Klagepunkte als juristisch „noch nicht erwiesen“ bezeichnete; ausdrücklich den, daß er dem Kaiser nach Land und Leuten getrachtet hätte. Und nicht bloß als unerwiesen, sondern als feindliche Verleumdung oder mindestens als verleumderisch weit übertrieben kann nach dem Stande der heutigen Forschung vieles von dem gelten, was dem einst bewunderten, überwiegend aber nun verhaßten Manne damals und in der Folge nachgesagt worden ist. Wer dürfte darum leugnen, daß „ein groß Theil eigener Schuld“ ihn in das Verderben gerissen hat! Anklage und Vertheidigung aber dahingestellt, gilt es zu einer ruhigeren geschichtlichen Beleuchtung zu gelangen. Und man vergesse dabei nie, daß eben schon die beispiellose Generalats-Vollmacht, die der Kaiser in seiner Furcht vor Gustav Adolf's siegreichen Fortschritten ihm eingeräumt hatte, die Keime späteren unausbleiblichen Conflictes in sich trug. Zwei Mal, betont man wol, habe W. das Haus Habsburg gerettet. Allein auch als er es dann durch seine irrigen strategischen Berechnungen vom November 1633 aufs neue in Gefahr gebracht, den Kaiser in noch größere Angst und Aufregung versetzt hatte, hielt er sich für berechtigt und für berufen, den Wünschen desselben zu widerstehen. Des Kaisers Vertrauen zu ihm war von da ab erschüttert; er aber fuhr fort, an seinen Stern zu glauben, und ließ den Monarchen nun erst recht seine Abhängigkeit von der ihm einmal übergebenen Dictatur fühlen. Nur um so entschiedener bestand er auf dieser und auf seinem Eigenwillen, als Jesuiten und Spanier, denen er selbst einst nahe verbündet gewesen, den Kaiser mehr und mehr gegen ihn einzunehmen wußten — als hauptsächlich die Spanier ihm mit Ansprüchen in den Weg traten, die er für sich wie für sein Heer verderblich fand. Wenn er dann wirklich zum Schluß den Gedanken faßte, sich von diesem ihm mehr als undankbar erscheinenden Hause Habsburg loszureißen, so geschah es doch sicher nicht nach einem vorgefaßten und vorbereiteten Plane, sondern, unter beiderseitigem Verschulden, „durch den Drang der Umstände“. Aber freilich hatte er auch vorher schon, als die Dinge noch lange nicht soweit gediehen waren, ungescheut die Absicht gehegt, hinweg über diesen Kaiser Ferdinand, an den ihn kein ethisches Band fesselte, die Annahme seiner höheren politischen Beschlüsse zu erzwingen. Und in Momenten besonderen Unmuths, seines von den Zeitgenossen oft erwähnten „Schiefers“, hatte er in Unterredungen mit den Feinden längst auch eine Gesinnung gegen seinen kaiserlichen Herrn zur Schau getragen, für die der Ausdruck „untreu“ milde erscheinen könnte — die es immerhin erklärlich macht, wenn ihm Abfall und Verrath sehr früh schon auf allen Seiten zugetraut worden sind. Er spielte gleichsam mit dem Verrath; gesetzt aber auch, er habe die Feinde damit lediglich mysticiren wollen, so deutet doch dieser Mangel an Ehrfurcht und wahrem Ehrgefühl auf die Verwilderung seines Zeitalters hin, das zugleich wieder, von macchiavellistischer Denkart erfüllt, das raffinirte Zeitalter eines Richelieu war. Mit Letzterem theilte W. die Kunst der diplomatischen Intrigue. Sein Erfolg war aber der, daß in den letzten kritischen Stunden die nur zu häufig getäuschten, durch seinen Wankelmuth und seine Treulosigkeit abgestoßenen Evangelischen ihn entweder, wie Bernhard, im Stich ließen oder, wie Arnim, zu spät für ihn kamen. „Ich wollte keinen Hund satteln lassen oder vertrauen“, hatte der Weimaraner auf Franz Albrecht's Bitten um Hülfe für W. erwiedert.

Dennoch, ihrer falschen und unreinen Zuthaten entkleidet, weist seine Politik

Bestrebungen und Entwürfe auf, die hoher Anerkennung werth sind. Und das mehr während seines zweiten Generalats als während des ersten, welches politisch und militärisch an sich glänzender, aber vielleicht auch noch reicher an verhängnißvollen Fehlern ist, wie es sein Vorgehen wider Stralsund, seine Besitzergreifung von Mecklenburg, seine damals unleugbare Begünstigung der katholischen Reaction in Norddeutschland, trotz seiner früh erklärten Abneigung gegen das Restitutionsedict, zeigen. Nachher zur Einsicht gelangt, daß ohne Verständigung und Compromiß mit den deutschen Protestanten die Herstellung des Reichsfriedens unmöglich sei, wollte er, der niemals ein Glaubensstreiter in Tilly's Sinne gewesen, von clericaler Unduldsamkeit erst recht nichts mehr wissen. Die Wiederaufrichtung des Religionsfriedens mit Beseitigung aller störenden Momente, die Gleichberechtigung und das Gleichgewicht der herrschenden Bekenntnisse, unter Annahme eines status quo ante in Hinsicht auf den unseligen Krieg um den Besitz der geistlichen Stifter, ferner die Erhaltung der Reichsintegrität unter Ausschließung aller fremden Mächte: es waren Pläne eines großen Staatsmannes würdig. Und wäre er der Kaiser gewesen, so hätte er wol jenes, in Folge davon aber nach und nach vielleicht auch dieses bei einsichtiger Bekämpfung der vorhandenen Schwierigkeiten zu erreichen vermocht. So aber war er, trotz seiner außerordentlichen Machtbefugnisse, gleichwol nicht im Stande, den bigotten Ferdinand zur Nachgiebigkeit im Punkte der Religion, der für ihn selber eine rein politische Frage bildete, zum Eingehen auf seine grundlegenden Friedensbedingungen zu zwingen. Dazu nun stellten, durch seine falsche diplomatische Taktik verletzt, auch die evangelischen Kurfürsten sich jenen Friedensentwürfen skeptisch und abweisend gegenüber und dachten um so weniger daran, seinem Wunsch entsprechend mit den Schweden zu brechen. Diesen „die letzte Oelung“ zu geben, durfte W. nach dem Fall von Regensburg nicht mehr hoffen. Weit mehr denn die Schweden haßte er aber die Spanier, von denen der Kaiser sich nicht trennen wollte, als Friedensstörer des Reiches und als diejenigen, die seinem zum Segen der Reichsstände bestimmten Unternehmen zumeist hinderlich wären. Hier war er doch wieder voller Ehrgeiz und fühlte eben darum sich hier am schwersten gekränkt. Auch war dies mehr als ein bloß egoistischer Ehrgeiz, wie man ihn vorwiegend in seinen dynastischen Ansprüchen findet. Was die letzteren betrifft, so lagen sie, als die Katastrophe hereinbrach, indeß noch ganz im Unklaren. Die Satisfaction für sein früheres Herzogthum Mecklenburg, an die er zu wiederholten Malen erinnert hatte — die ihm zugeschriebene Absicht auf Württemberg, auf die Rheinpfaz mit Einschluß der Kurwürde — dies und Anderes hatte er stets noch zurücksetzen müssen, da dringendere Sorgen bis zum Ende ihn beschäftigten. Die Usurpation der böhmischen Krone war „mehr ein Wunsch seiner Umgebung“, wenigstens bis auf seine letzten regellosen Tage, wo er selbst Schweden und Franzosen ohne fernere Scrupel herangezogen haben würde, jedoch auch Feuquières' Abgesandter de la Boderie ihn nicht mehr erreichte. Unter normaleren oder ruhigeren Verhältnissen hätte diese Krone ihn unmöglich locken können, zumal er auch den Ehrgeiz des Emporkömmlings besessen, eine dauernde und anerkannte Dynastie zu begründen — wenn er gleich ohne männliche Erben war. Denn sein einziger Sohn, den ihm seine unverkennbar von ihm geliebte Gemahlin, Isabella Katharina v. Harrach, geboren, war als kleines Kind bereits im Januar 1628 gestorben. Nach seinen Anordnungen sollte ihm in seinen Herrschaften nun eine Seitenlinie mit allen fürstlichen Ehren succediren. Die Katastrophe vereitelte es, was aber spätere Nachkommen dieser Linie nicht abhielt, sich seiner dankbar und pietätvoll zu erinnern. Erst 1636 hatte sein Leichnam, der bis dahin unbestattet in der Minoritenkirche zu Mies (unweit Eger) gelegen, ein schlichtes Begräbniß „sine

honore“ in der Kartause Waldiß bei Gitschin gefunden. 1744 aber einem kostbaren Metallsarg einverleibt, der eine für Wallenstein's Andenken höchst ehrenvolle Aufschrift trug, erhielt er, nach Aufhebung dieser Kartause unter Josef II., 1785 eine neue Ruhestätte, indem die Grafen Ernst und Immanuel v. Waldstein ihn mit großer kirchlicher Feierlichkeit in die Schloßcapelle St. Anna zu Münchengrätz überführen ließen.

Wallenstein's Fürstenberuf an sich ist zweifellos und steht, sowol auf dem Gebiete rationeller Staatsverwaltung als in cultureller Beziehung, fast ohne Beispiel in seiner trüben Zeit da. Sein rastlos schaffendes organisatorisches Genie hat andererseits auch den Grund zu seinem Feldherrnthum gelegt. Wie kein Zweiter hatte er es verstanden, Armeen gleichsam aus der Erde zu stampfen; und Heeresschöpfer, war er, Dank seiner Fürsorge für die Soldatesca in der Auswahl der Quartiere, durch gute Löhnung und reichliche Verpflegung, auch Heereserhalter. Empfehlungen und Günstlinge des Hofes grundsätzlich zurückweisend, war er gewohnt, allein nach militärischem Verdienst zu befördern, wobei neben Tapferkeit die strengste Subordination ihm gegenüber eine Hauptbedingung war. Hart bis zur Grausamkeit im Bestrafen, konnte er überfreigebig im Belohnen sein. Von magnetischer, dämonischer Gewalt über die Geister, war er eben auch ein geborener Kriegsfürst: allerdings ohne Gustav Adolf's heroische Erscheinung, ohne dessen sympathische Züge, früh gealtert und durch das Podagra mehr und mehr gezwungen, sich der Sänfte zu bedienen. Indeß, sein hageres Antlitz war männlich, war energisch und klug. Als Feldherr — Taktiker wie Stratege — ist er von jeher sehr verschieden beurtheilt worden. Seine Ueberlegenheit über die Feinde wollten schon viele der Mitlebenden vornehmlich bloß in seinem numerischen Uebergewicht und in seiner besseren Ausrüstung sehen. Nicht selten hatte er das Glück, minderwerthige Gegner mühelos zu schlagen. Höher steht doch die Thatsache, daß er Gustav Adolf Stand gehalten und ihm in seinem Siegeslauf Einhalt geboten hat. Die strategische Niederlage aber, die ihm dann Bernhard von Weimar an der Donau beibrachte, sollte für seinen Ruhm wie für seine Existenz verhängnißvoll werden. Und der sichtliche Rückgang seines kriegerischen Nimbus hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß ihm schließlich die Stützen versagten, auf die er immer noch gerechnet hatte. Künstlich suchte er seine höheren Officiere durch Reverse, die sie unterschreiben mußten, und, auf ihren Eigennutz bauend, durch glänzende Versprechungen noch an sich zu fesseln. Einmal aber im Zwiespalt mit dem Kaiser, überschätzte er, der in Hinsicht der Treue selber ohne Gewissen war, die papiernen Verträge ebenso, wie er die Männer, die seinetwegen nicht eidbrüchig gegen die Monarchie werden wollten, unterschätzte. Das Vertrauen, das er Piccolomini und Butler geschenkt, steht in seltsamem Widerspruch zu seinem natürlichen Argwohn. Finden sich nicht aber sonst auch Gegensätze und Widersprüche in seinem Charakter? Bleibt es nicht immer auffällig, daß eine so großartig angelegte, in mancher Hinsicht so weit überlegene Persönlichkeit, ein vorwiegend so kühl und scharf urtheilender „Realpolitiker“ so tief wie nur einer seiner Zeitgenossen in astrologischem Wahn befangen war? Trotz der Warnung Kepler's, aus den Gestirnen und Himmelszeichen den Lauf der irdischen Dinge berechnen zu wollen, war er in dieser Manie durch seinen Hausastrologen Seni oder richtiger Zenno bestärkt worden und hatte sich von ihm angeblich noch zuletzt durch eine falsche Prophezeiung bethören, im allgemeinen jedenfalls zu seinem Unheil beeinflussen lassen. Das Phantastische, sagt man, war in ihm mit praktischer Geschicklichkeit gepaart. Diese Geschicklichkeit aber verleugnete er schon durch jähe Sinnesänderung, durch seine Unzuverlässigkeit nur zu oft. Mit Recht ist bemerkt worden, daß er im Reden und im Handeln ein Anderer war. Allein

auch seine Sprache konnte eine sehr verschiedene sein. Großsprecherisch im höchsten Maße, liebte er es, besonders Gegner, mit denen er unterhandelte, durch volltönende Bravaden einzuschüchtern und in Furcht zu setzen. Gelegentlich aber compromittirte er durch Auslassungen voll wegwerfenden Tadels über die eigene Partei sich selbst vor seinen Gegnern in einer Weise, die wiederum ermuthigend auf sie wirken mußte. Allzu häufig von verblüffender Unvorsichtigkeit im Sprechen, war er, und später noch mehr als früher, der vorsichtigste Mann im Gebrauch der Feder. Nichts gab er schriftlich von sich, was ihm ernstlich zur Last hätte gelegt werden können. Daher hat wol auch die feindliche Behauptung von einer großartigen Schriftenverbrennung, die er noch am Tage vor der Katastrophe ausgeführt haben soll, schwerlich viel auf sich. Und selbst, wenn schriftliche Aufzeichnungen intimster Art von ihm vorlägen, würden doch unausfüllbare Lücken, würde Dunkelheit in vielen Punkten und insgemein das Problematische dieses Charakters bleiben, wie es einmal ist nach dem Worte des Dichters: ein Geist nicht zu fassen wie ein anderer; „wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft, so gleicht er ihnen auch in wunderbarer geheimer, ewig unbegriffner Bahn." Die Launenhaftigkeit, unter der er, nervös so überaus reizbar, litt und jeden seines Umgangs leiden ließ, erhöht nur, die Contraste noch vermehrend, die Schwierigkeit seiner Beurtheilung. Nicht zu gedenken der bizarren Auswüchse seines Wesens, die, zumal wenn er „schiefrig" war, ihn als despotischen Sonderling erkennen ließen. Die Quelle seines Unglücks aber war sein überspanntes und eben auf seine astrologischen Illusionen begründetes, dagegen nicht im Verhältniß zu seinen militärischen und politischen Erfolgen stehendes Selbstgefühl. Zum Herrn über Krieg und Frieden glaubte er sich auserlesen; ohnehin zum Befehlen und Herrschen, nicht aber zum Gehorchen geboren, hatte er frühe schon geäußert: es sei ihm unmöglich, seine Natur so weit zu ändern, daß er von Anderen abhinge. So mußte er denn der über ihm stehenden Macht, dem Hause Oesterreich und der Autorität des kaiserlichen Namens erliegen.

„Eine psychologische Erscheinung, welche in der neueren deutschen Geschichte kaum ihres Gleichen findet", hat W. den Historiker wie den Poeten mächtiger als viele andere und größere Männer angezogen. Und wennschon im ganzen unvergleichbar, hat er durch seine Vielseitigkeit dennoch zu den verschiedenartigsten Vergleichen nach dieser oder jener Richtung hin Anlaß gegeben: zu Vergleichen, die sich über die Weltgeschichte, von Philipp von Macedonien bis in die neueste Zeit, auf unseren größten Staatsmann, erstrecken. Berechtigter, weiter und tiefer greifend erscheint, unter Hinweis auf das Ziel seiner politischen Pläne, der Vergleich zwischen W. und dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, der, schon ursprünglich versucht oder angedeutet, von Ranke wieder aufgenommen worden ist. Dieser hat aber auch den gewaltigen Unterschied hervorgehoben: Moritz war der Kriegsherr seiner Truppen, W. immer nur ein vom Kaiser eingesetzter General. Und waren Beide auch Reichsfürsten, so war es der Letztere, im Gegensatz zu dem angestammten evangelischen Fürsten, doch nur von der Gnade jenes bigott-katholischen Ferdinand II., die, in Ungnade verwandelt, ihm den Boden unter den Füßen entzog. Kurfürst Moritz konnte der Befreier Deutschlands von dem spanisch-römischen Joche Karl's V. werden. Ein ähnliches Ziel hatte W. vor Augen; indeß zu den beiden großen Reichsparteien in eine durchaus schiefe Stellung gerathen, scheiterte er wie sein Unternehmen.

Die überaus reiche Wallenstein-Litteratur findet sich nahezu vollständig zusammengestellt von Georg Schmid in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen: 17. Jahrgang (1879), mit zwei Ergänzungen: 21. Jahrg. (1883) und 23. Jahrg. (1885); von Victor Loewe s. daselbst die dritte Ergänzung: 34. Jahrg. (1896). Diese Zusammen-

stellung umfaßt bis dahin 1865 Nummern. Erwähnt seien hier außerdem: Arthur Heinrich, Wallenstein als Herzog von Sagan (Breslau 1896); Felix Stieve, Wallensteins Uebertritt zum Katholizismus, in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der histor. Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München (1897); Hans Schulz, Wallenstein und die Zeit des dreißigjähr. Krieges (Bielefeld u. Leipzig 1898). Ferner die hinterlassenen Schriften Stieve's: Zur Geschichte Wallensteins, in den ebengenannten Sitzungsberichten (1898); Wallenstein bis zur Uebernahme des ersten Generalats, in der Histor. Vierteljahrsschrift (Leipzig 1899). Nach diesen erschien noch eine Schrift von Paul Schweizer: Die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama (Zürich 1899). — Von ungedruckten Quellen sind in dem vorstehenden Artikel besonders die — zum größten Theil überhaupt noch nicht veröffentlichten — spanischen Papiere im Belgischen Staatsarchiv zu Brüssel benutzt.

K. Wittich.

Weiß*): Samuel Ami W. ward am 19. Januar 1858 in dem österreichisch-schlesischen Städtchen Hruschau geboren, erlangte in Wien den philosophischen Doctorgrad und starb am 21. Juni 1896. Kurz war mithin sein Erdenwallen und tragisch verlief es. Es war zwischen schwerem Kampf ums Dasein und qualvollem Siechthum getheilt. Und nicht genug daran mußte er, fast schon ein Abgeschiedener, „den besten Theil von seinem Leben“, sein einziges Kind, seinen Trost und seine Augenweide, die sein hoffnungsloses Krankenlager erhellte und verklärte, in die Grube fahren sehen. So gemahnt sein Schicksal an das der wilden Rose, der er folgendes Lied geweiht:

Wilde Ros' im grünen Hag,
Einsam durch den Sommertag
Träumst Du hin Dein Leben,
Wilde Ros'!

Viele, die am Weg' Dich seh'n,
Achtlos weiter an Dir geh'n,
Strahlst im Glanz nicht eben,
Wilde Ros'!

Sonnenbrand und Wetter schier
Nehmen Schmelz und Krone Dir,
Wirst gar bald verderben,
Wilde Ros'!

Wilde Ros' im grünen Hag,
Nur ein Vöglein schluchzt wie zag
Um Dein frühes Sterben,
Wilde Ros'!

Ja wol, sein schwankes Lebensschiff war dem Sonnenbrande und Wettern aller Art preisgegeben, achtlos ging man an ihm vorüber, denn er war bescheiden, konnte sich nicht zur Geltung bringen und blühte im Verborgenen wie ein Veilchen, und nur seine Lebensgefährtin, die „hochgesinnt zu treuem Lebensbunde dem Leidbedrückten Herz und Hand zu weihen entsagungsfreudig“ vor Gott gelobt hatte, schluchzte um sein frühes Sterben, denn sie kannte seinen Werth, sie hatte in seiner Seele wie in einem offenen Buche gelesen und sich zur Höhe seines Sinnens, Singens und Sagens emporgerungen, welches erst jetzt unter Dach und Fach gebracht wurde.

Des Dichters Liederquell ist nur spärlich geflossen; war es ihm doch überhaupt nicht lange vergönnt, aus dem castalischen Quell zu schlürfen. Zudem ward seine Muße dadurch eingeschränkt, daß er des Lebens bitteren Kelch bis auf die Neige leeren mußte. Aber das Wenige, was er geschaffen, ist gediegen. Es lassen sich auf ihn gewissermaßen die Worte anwenden, welche Leisewitz' „Julius von Tarent“ Lessing abgerungen hat, — die Worte: „Leisewitz hat nur ein Junges geworfen, aber einen Löwen“. — Einer der bedeutendsten deutschösterreichischen Dichter, Adolf Pichler, läßt sich über die modernsten Poeten in seiner schneidigen Weise nicht ganz unzutreffend vernehmen: „Sie erinnern mich

*) Zu Bd. XLI, S. 583.

an jene mythischen Phorkyaden, die auch Goethe im Faust anführt. Sie haben zusammen nur Einen Zahn, mit dem sie kauen: eine leiht ihn der anderen; nur Ein Auge, mit dem sie sehen: eine borgt es von der anderen; wenn nun gar der Eine Zahn falsch, das Eine Auge nur ein Glasaug' wäre?" Der Dichter, der uns hier beschäftigt, hat es nicht nöthig gehabt, ein Anlehen zu machen, denn er war eine ausgesprochene, ausgeprägte Individualität. Er war kein Schablonenmensch, er duckte sich nicht vor den Schrullen der herrschenden Mode, er schloß sich keiner Schule an, sondern wandelte seinen eigenen von ursprünglicher Kraft und ernster Schönheit umsäumten Weg. Nie war sein Streben dahin gerichtet, durch schimmernde und schillernde, durch leicht sich einschmeichelnde Weisen rasch welkende Kränze der Volksgunst zu pflücken; nie geizte er nach Ruhm und Beifall, wol aber erfüllte ihn des Mannes höchster Stolz, sich von Verständigen verstanden zu sehen. Seine Lyrik ist gedankentief, von weit aus- und überschauenden Gesichtspunkten getragen. Und dies können wir ihm in einer Zeit, in welcher Gedankendichtungen aufs strengste verpönt sind und als der alleinseligmachende Born der Lyrik die Stimmung gepriesen wird, nicht hoch genug anrechnen. Giordano Bruno, der berühmte Philosoph der Liebe, hat sehr richtig bemerkt: Non est philosophus, nisi qui fingit et pingit. Unser Dichter war sich dessen voll bewußt, daß dieser Spruch auch im umgekehrten Sinne seine Geltung hat: „Nur der bildet und malt, der ein Philosoph ist". Die Dichtung ist ihrem Wesen nach Dichtung und Wahrheit. Entträth sie der Wahrheit, so wird ihr der reale Untergrund entzogen.

W. lebte aber auch als Philosoph. Sein Lied erklingt wie ein hohes Lied des Optimismus. Er war ein Märtyrer und blieb doch aufrecht und ungebrochen. Er wurde nicht weltmüde, er murrte und grollte nicht, denn er lebte in dem Einen, der Alles ist, und dieser Eine, Einzige ist Gott. Sich in dem Unendlichen und das Unendliche in sich findend, schloß er seinen honigsüßen Mund nicht eher, als bis aus der Brust der letzte Odem zog, bis sein Herz, das viel und schwer geduldet, so viel geduldet, ruhig stand. Der Gedanke an die Einheit von Denken und Sein, Gott und Welt, Geist und Natur schützte ihn vor dem so nahe liegenden Weltschmerz. In der innigen und selbstlosen Hingebung an die Mutter Natur erprobte er an sich den Segen der in dem hoheitsvollen Gedichte „Der Zug des Todes" ertheilten Lehre:

Darum sei stets in Liebe der Natur,
Gleichwie ein Kind der Mutter, zugethan
Und folge sinnend ihrer lichten Spur,
Dann schaust Du ihr ins Herz. Der stumme Bann,
Der sonst sie fesselt, weicht: sie spricht mit Dir,
Sie freut sich mit Dir, und sie lächelt Dir
Der Schöpfung herrlichste Gedanken zu,
Wenn Du Dich freust. Und so Dich Trauer faßt,
Empfindet sie mit Dir das herbe Weh
Und schmeichelt Dir den trüben Kummer weg,
Den sie Dir lind zu sanfter Wehmuth dämpft,
Eh' Du es selber weißt.

Die „sanfte Lehre", die ihm Ruhe und Frieden zufächelte, gipfelt darin, daß das Schicksal nichts Anderes ist als die Natur, nur subjectiv angeschaut. Objectiv oder sub specie aeternitatis betrachtet, gehört es zu den Ergebnissen einer unverbrüchlichen, ehernen Nothwendigkeit, zur Unausbleiblichkeit alles Geschehenden. Das ursprünglich Eine fällt in einzelne, gesonderte Momente auseinander, in deren Beziehungen zu einander sich ihre Zusammengehörigkeit abspiegelt. Höhe und Tiefe mit Allem, was darin sich regt, ist dem Ursprunge nach Alles — Eins, Alles ist gleich wichtig oder unwichtig, Alles tritt mit gleicher Nothwendigkeit als Sein, Werden, Veränderung in die Erscheinung.

Alles Eins! Der Tiefsinn der deutschen Sprache hat mit diesem Ausdrucke eine Wahrheit geschaffen, die zugleich Metaphysik und Lebensklugheit ist. Alles Eins — und welche Gemüthsstimmung kann erhabener sein über die Qualen und Unbilden des Daseins, als diejenige, der Alles Eins ist! Gott ist als absolutes Sein auch alles Sein, es gibt kein Sein außer ihm, er ist zugleich die bewirkende und die bewirkte Natur. Gott wohnt der Welt inne, er ist in ihr und sie in ihm. Alles Endliche taucht in ihm auf, taucht in ihm unter, es hat nur relative, vorübergehende Existenz. Da Gott das Vollkommene ist, so löst sich das Böse in bloßen Schein auf. An sich, in seinem Verhältniß zu Gott ist Alles gut; böse wird es durch die Beziehung, welche ihm die Einbildungskraft für unsere Wünsche, Gefühle, Affecte überhaupt verleiht. Diese überwindet die beseligende Erkenntniß der Alleinigkeit, welche die Liebe Gottes in sich birgt. So ist die „sanfte Lehre" im Grunde ein Preis auf Spinoza, den selbst Jacobi voll Verzückung den großen, ja heiligen Benedictus nennt und dem Schleiermacher den Tribut seiner Bewunderung in den Worten: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen, verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; darum steht er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht" darbringt. Die intellectuelle Liebe Gottes, der amor Dei intellectualis war es, welcher unserem unglücklichen Dichter den Stempel eines Uebermenschen aufdrückte, ihn zu den ergreifenden Versen begeisterte:

Dein Sinn erhebt sich; flücht'ges Erdenleid,
Das kurz zuvor die Brust Dir noch beengt,
Es sinkt wie Schatten vor dem Sieg des Lichts,
Und heil'ge Schauer weh'n Dich mächtig an:
Du ahnst, Du fühlst, Du denkst und glaubst jetzt — Gott.
. . . .
. . . .
. . . . Du selbst, Du lernst
Nachgiebigkeit und Milde und Verzeih'n
Und Frömmigkeit und Demuth und Geduld,
Auch Seelenstärke, Großmuth und Verzicht
Auf tausend Dinge, die nur äuß'rer Schein,
Aus denen erst das Ew'ge sich verklärt,
Wenn sie zerstört und todt.

Angesichts dieser tiefsinnigen Verse fühlen wir erst recht, wie zutreffend die schönen Worte Heine's sind: „Nur Unverstand und Böswilligkeit konnten der spinozistischen Lehre das Beiwort ‚atheistisch' beilegen. Keiner hat sich jemals erhabener über die Gottheit ausgesprochen wie Spinoza. Statt zu sagen, er leugne Gott, könnte man sagen, er leugne den Menschen". Wir haben unseren Hiob vorhin einen Uebermenschen genannt. Ja wol, er strahlt in übermenschlichem Lichte, drängt es ihn doch in dem erschütternden Gedichte „An das Schicksal", geradewegs und unangekränkelt von jeder Skepsis seinem unsäglichem Mißgeschicke die fromme Deutung zu geben, Gott habe ihn durch strenge Prüfungen von den ihm anhaftenden Schlacken reinigen wollen, sein Herz zu sich emporgeläutert, die Seele ihm gestimmt „zu ernster Feier, zu guter Thaten heil'ger Andachtübung, der Tugend Pfad, des Rechtes Bahn zu wandeln". Seine Theodicee lautet: Wen der Herr liebt, den züchtigt er.

Bernhard Münz.

Wynnebald*) (auch Wunnebald und ähnlich), ein eifriger Helfer bei dem Bekehrungswerk des Bonifaz in Germanien, war ein Bruder des ein Jahr

*) Zu Bd. XLIV, S. 403.

älteren, begabten und rührigen Willibald, Bischofs von Eichstätt (s. A. D. B. XLIII, 272). In Wessex 701 geboren, frühzeitig zum Klosterleben bestimmt, trat er 19 Jahre alt (720) mit Bruder und Vater eine Pilgerschaft nach Rom an. Unter großen Mühseligkeiten gelangten sie durch Gallien und über die Alpen nach Italien. Der Vater erlag in Lucca den Strapazen und wurde hier beerdigt. Die Brüder erreichten das Ziel ihrer Wünsche und beteten mit Inbrunst in der Peterskirche; aber auch sie erkrankten infolge des fieberbringenden Klimas heftig (722). Wiedergenesen setzte der Aeltere seine Pilgerschaft nach Palästina fort; W. aber nahm die Tonsur, gab sich frommen Studien hin und trat in ein Kloster. Erst nach sieben Jahren besuchte er seine Heimath und Familie wieder und nahm bei der Rückkehr einen jüngeren Bruder mit sich. Von seinem Verwandten Bonifaz aufgefordert, der auf seiner dritten, nicht zweiten Romreise (738) Mitarbeiter für sein Bekehrungswerk, besonders unter Landsleuten suchte, siedelte er im Sommer 739 nach Deutschland über, traf in Thüringen mit Bonifaz zusammen, mit dem er ernste Gespräche führte, wol über seine zukünftige Thätigkeit, und beherbergte auch seinen gleichfalls von Bonifaz herbeigerufenen Bruder. In Thüringen, wo er eine Reihe von Jahren blieb, leitete er sieben Kirchen. Inzwischen hatte sich Willibald wegen der von Bonifaz begonnenen kirchlichen Einrichtung Baierns in Eichstätt niedergelassen. Von ihm bestimmt, folgte ihm W. nach, wurde von Herzog Otilo in Nordfiluse (wahrscheinlich Ort an der Vils) mit Gütern beschenkt, ging aber nach drei Jahren nach Mainz zu Bonifaz. Ein stark mönchischer Zug, der ihm die weinreiche Gegend für Klosterleben unzuträglich erscheinen ließ, zog ihn wieder in die Nähe seines Bruders zurück. Im stillen Waldthal auf dem Hahnenkamm (im heutigen Mittelfranken) gründete er ein Doppelkloster Heidenheim für sich und seine Schwester Waldburga, machte es zum Mittelpunkt eifriger Bekehrungsarbeit in einer zum Theil noch heidnisch gesinnten und römisch-religiösen Anschauungen abholden Bevölkerung, führte diese Arbeit nicht ohne Widerstand bald mit Strenge, bald mit verständiger Milde durch und bildete sich eine Schar von Schülern heran. Solnhofen und andere Stiftungen unterstützte er. Trotz zunehmender Kränklichkeit, die ihn besonders drei Jahre vor seinem Tode heimsuchte, wanderte er doch noch nach Fulda zur Grabstätte des Bonifaz und zum Bischof Megingoz nach Würzburg, gab aber auf Zureden von Freunden und Verwandten seinen Plan, nach Montecassino überzusiedeln, wieder auf.

Nach 10jähriger Leitung des Klosters starb er, 60 Jahre alt, am 19. December 761. Nach 16 Jahren bereitete ihm sein Bruder am 24. September 777 in neugebauter, größerer Kirche, die er ein Jahr darauf feierlich weihte, eine bessere Grabstätte. Sein und seines Bruders Leben beschrieb eine ihnen verwandte Nonne des Klosters kurz nach der erwähnten Kirchweihe im wesentlichen wahrheitsgetreu, aber in etwas überschwänglicher, schwülstiger und grammatikalisch roher Sprache nach den Angaben ihrer Schwester Waldburga und anderer ihnen nahestehender Personen. Eine zweite Lebensbeschreibung von einem Bischof Reginold von Eichstätt aus dem 10. Jahrhundert scheint verloren zu sein; eine aus dem 12. Jahrhundert von Abt Adelbert ist werthlos.

Vita Willibaldi et Wynnebaldi ed. O. Holder-Egger. MGH. XV, 80 bis 117. Hier auch die Angaben über Handschr. und frühere Drucke und über deren Werth. — Vgl. H. Hahn, Die Reise des h. Willibald nach Palästina. Progr. d. Louisenstädt. Realsch. 1856. — Die Kirchengeschichten Deutschlands von Rettberg II, 357, von Hauck I^2, 486 f., 518 ff. — W. Wattenbach, Deutsche Quellenkunde I^5, 129. — Die Kirchenlexika von Herzog und von Wetzer und Welte, s. Wynneb.

H. Hahn.

Zeiller *): Paul Z., geboren 1653 zu Reutte im Lechthal, † 1731 ebenda. (Nach Denifle malte er in seinem 77. Lebensjahre ein mit der Jahreszahl 1730 bezeichnetes Bild; demnach also wäre er 1653 geboren. Pfaundler giebt als Geburtsjahr 1658, als sein Todesjahr 1731 an.) Er war der Sohn wohlhabender Eltern und stammte aus einer alten, angesehenen Familie, deren ältestes noch bekanntes Glied Bernhard Zeiller, Bürger zu Innsbruck, war († 1554). Ein Enkel desselben, Christoph Zeiller, „Factor in Reite, Zollner zu Binswang und Lermos, Stadelmeister († 1628)", war der gemeinsame Ahne der Maler Paul Z., seines Sohnes Johann Jacob Z., sowie des Franz Anton Z. Die Urgroßväter der beiden letzteren waren Söhne von Christoph Z. Paul Z. genoß in seiner Jugend eine humanistische Schulbildung und war bestimmt, Geistlicher zu werden. Da ihm aber dieser Beruf nicht zusagte, verschaffte er sich eine Stelle als „Präceptor" am großherzoglichen Hofe in Florenz, wo er mehrere Jahre weilte. Hier schloß er sich bald aufs engste dem dortigen Hofmaler an, unter dessen Leitung er die Anfänge der Malerei erlernte, der er sich ganz zu widmen beschloß. Sein Aufenthalt am großherzoglichen Hofe in Florenz fällt jedenfalls in die Zeit Cosimo's III., da dieser von 1671 bis 1723 regierte. Unter dem Hofmaler, bei dem Paul Z. die Malerei erlernte, könnte also vielleicht der Flamländer Livius Mehus zu verstehen sein, der sich in Florenz dauernd niedergelassen hatte und die besondere Gunst des Großherzogs genoß, von dem er einen Jahresgehalt bezog. Mehus hatte hauptsächlich unter Pietro da Cortona studirt und von jenem dürfte auch Paul Z. manches in Colorit wie Zeichnung angenommen haben, das uns in seinen Gemälden an den Cortonesen erinnert. Wahrscheinlich war es auch auf den Rath des Mehus hin, daß Paul Z. sich nach einigen Jahren nach Rom begab, wo er in das Atelier der Fra Mattia Preti, genannt il Cavalier Calabrese eintrat (nach P. Denifle's Angaben). In Rom soll Paul Z. 16 Jahre zugebracht haben, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn sein Stil einen fast ausschließlich italienischen Charakter annahm. Doch ist uns von Gemälden aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien nichts bekannt. Auch wissen wir nicht das Jahr wann er, auf den dringenden Wunsch seiner dem Tode nahen Mutter, wieder in seine Heimath zurückkehrte, um dieselbe nie mehr dauernd zu verlassen; doch geschah dies jedenfalls noch im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, also in seinem kräftigsten Mannesalter, da vom Jahre 1696 bereits ein Gemälde stammt, welches er für eine Kirche seiner Heimath malte. Er scheint sich bald nach seiner Heimkehr, angeblich auf Zureden seiner Schwestern, die ihn nicht mehr fortlassen wollten, verheirathet zu haben, zuerst mit einer gewissen J. Inger, nach deren Tode er Maria Kurz heimführte, mit der er bis in sein hohes Alter ein glückliches Familienleben mit reichem Kindersegen führte. Unter seinen sieben Söhnen (die Angaben der Anzahl der Kinder variiren) befand sich Johann Jacob, der den Beruf seines Vaters ergriff, während die anderen alle Geistliche wurden. Von seinen zwei Töchtern wurde die eine, Anna Maria, die Gattin des 1703 geborenen Kemptner Malers Balthasar Riep, der auch in seiner Malweise den Einfluß des Paul Z. vermuthen läßt.

Daß Paul Z., als er sich wieder in seiner Heimath niederließ, schon einen guten Ruf als Maler besaß, dürfte daraus hervorgehen, daß er bald darauf vom Kaiser zum Hofmaler ernannt wurde auf Grund eines seiner Gemälde, welches dem Kaiser, allerdings durch Vermittlung seines Bruders, eines hohen Beamten in Wien, vorgezeigt worden war. Doch konnte sich Paul Z., vielleicht aus Familienrücksichten, nicht zur Uebersiedelung nach Wien entschließen, ebenso wenig wie er, um ganz seiner Kunst und Familie leben zu können, das Amt

*) Zu Bd. XLIV, S. 784.

eines Bürgermeisters in Reutte annahm. Nach Denifle soll Paul Z. ausschließlich die Oelmalerei betrieben und hauptsächlich Gemälde religiösen Inhalts für Kirchen und Klöster gemalt haben und in der That sind uns auch nur Oelgemälde dieser Gattung von ihm erhalten oder doch bekannt.

Obschon also in den Traditionen der römisch-neapolitanischen Barockmalerei ausgebildet, an welche manche Eigenschaften seines Stils erinnern, so fehlte es ihm doch durchaus nicht an selbständiger Eigenart und an einer gewissen kräftigen, oft bis zum derben und brutalen gehenden Unmittelbarkeit und Frische der Auffassung, in welcher wir eine Verschmelzung seiner tirolischen Urwüchsigkeit mit der leidenschaftlichen Realistik seines Lehrers erkennen. Bei kräftiger, markiger Pinselführung besitzt er nicht nur eine ausgesprochene coloristische Begabung, einen Sinn für malerische Wirkung und wirkungsvolle Contraste des Helldunkels, sondern auch die kraftvolle Charakteristik der lebhaft bewegten, oft etwas gedrungenen und robustmuskulösen Gestalten, sowie die dramatische und trotz mancher Rohheit doch ergreifende Schilderung der Vorgänge ist in den meisten seiner Werke, soweit sie noch ihren ursprünglichen Zustand leidlich bewahrt haben, anzuerkennen.

Zu seinen besten Arbeiten, in welchen seine römische Schulung noch am unverkennbarsten zu Tage trat, soll ein Altargemälde in der Curatialkirche von Tarrenz bei Imst im Oberinnthal gehört haben, welches die Auffindung des wahren Kreuzes durch die Kaiserin Helena zum Gegenstand hatte und das Datum 1696 trug. Leider ist dieses Gemälde, welches schon zu Denifle's Zeit durch Feuchtigkeit stark gelitten hatte, bei einer vor wenigen Jahren ausgeführten „Restaurirung“ der Kirche ganz verschwunden.

Aus derselben Zeit soll ein großes Gemälde mit einem biblischen Gegenstand in der Pfarrkirche von Holzgau im oberen Lechthal gewesen sein, welches P. Denifle besonders rühmt. Doch sind in der genannten Kirche, welche von 1689 an umgebaut und 1732 eingeweiht wurde, die gegenwärtig dort befindlichen Alterblätter nicht von Paul Z.; vielmehr ist das Hochaltarblatt (Mariä Himmelfahrt) von Joseph Keller ausgeführt, während die beiden Seitenaltarbilder von Johann Jacob Zeiller, dem Sohne Paul's, gemalt wurden. (Beschreibung der Diöse Brixen. Fortsetzg. v. Rapp V.)

Dagegen sind in der Pfarrkirche zum hl. Martin in Wängle, 20 Minuten westlich von Reutte, noch mehrere Gemälde Paul Zeiller's aus dem Jahre 1704 erhalten, von denen uns allerdings nur das Hochaltarblatt mit dem hl. Martin zu Gesicht kam. Dasselbe ist in kräftigen, feurigen Tönen gemalt und zeigt den hl. Martin zu Pferd, mit röthlichem Fleischton, purpurnem Mantel, in tiefblauer, glitzernder Rüstung, von Engeln umschwebt, oben Gottvater in einer Gloria.

Außerdem soll an der Seitenmauer der Evangelienseite ein großes Altarbild der hl. Familie mit dem Datum 1704 von demselben Maler sein, welches sich früher an der Rückseite des Hochaltarblattes befand. Auch an den Rückwänden der Seitenaltartische sollen kleine Bilder von Paul Z. eingelassen sein, welche die Anbetung der Hirten und der Könige darstellen. (L. Rapp, Beschreibung der Diöcese Brixen V, 548—550.)

Ein Altarblatt des Paul Z. vom Jahre 1706 in der Ottiliencapelle bei Wängle wurde neuerdings von L. Schmid restaurirt und hat so seinen originalen Werth eingebüßt.

Auch das zufolge Aufschrift vom Jahre 1708 von Paul Z. gemalte rechte Seitenaltarblatt in der Franciscanerkirche der hl. Anna zu Reutte, mit der Darstellung des hl. Antonius, das Christkind aus den Armen der Jungfrau empfangend, wurde, nach einem Brande der Kirche, im Jahre 1847 restaurirt,

infolge dessen diese treffliche Composition ebenfalls ihre ursprüngliche Farbenstimmung eingebüßt hat. In derselben Kirche befand sich nach Kögl (einige Notizen über den Pfarrbezirk Breitenwang. Füssen 1830, S. 11) ein hl. Franciscus die Wundmale empfangend, von Paul Z.; dieses Bild scheint jedoch beim erwähnten Brande ganz zu Grunde gegangen zu sein, indem an dessen Stelle ein neueres Gemälde mit demselben Gegenstand getreten ist.

P. Denifle (Cod. Ferdinand. CCCXCIV p. 310 f.) macht über Bilder des Paul Z. in der „alten" und „neuen" Pfarrkirche von Reutte ziemlich verworrene Angaben, die sich schon deshalb nicht mehr richtig stellen lassen, weil es weder eine alte noch eine neue Pfarrkirche in Reutte jemals gegeben hat, sondern Reutte zur Pfarrgemeinde Breitenwang gehörte. P. Denifle erwähnt die obengenannten in der Franciscanerkirche von Reutte befindlichen Bilder als solche in der „neuen Pfarrkirche" von Reutte und fügt noch ein Bild der Verkündigung hinzu, von dem wir nichts wissen.

In der „Pfarrkirche" von Reutte schlechtweg sollen nach Denifle ein „Jüngstes Gericht" mit dem Datum 1730, sowie ein hl. Sebastian von Paul Z. gewesen sein; vielleicht meinte Denifle die Pfarrkirche von Breitenwang (10 Minuten östlich von Reutte), wo sich in der That ein Gemälde des hl. Sebastian befindet, das aber (nach Kögl und Rapp, Beschreibung der Diöcese Brixen, V) ein Werk des Lechthaler Malers Joseph Selb ist, der im Anfange dieses Jahrhunderts thätig und vermuthlich ein Schüler des Joh. Jacob Z. war.

Im J. 1709 wurde mit dem Neubau der Pfarrkirche zu Vils, einem sehr kleinen Städtchen zwei Stunden von Reutte westwärts an der bairischen Grenze, begonnen und 1723 wurde sie geweiht. In dieser Kirche sind die beiden Seitenaltarblätter Werke Paul Zeiller's. Das rechtsseitige, mit der Marter des hl. Sebastian ist leider ebenfalls „restaurirt", d. h. übermalt worden, aber immerhin hat es noch mehr von seinem ursprünglichen Charakter bewahrt, als das vorgenannte Bild in Reutte. Besonders lassen sich noch die treffliche Composition, Zeichnung und Modellirung erkennen und auch die Farbengebung mit ihren stimmungsvollen Contrasten ist nicht ganz verloren gegangen. Der nur mit einem rothen Lendentuch bekleidete Sebastian hat einen kräftigen, muskulösen Körper, in seinen etwas breitknochigen, aber doch mehr fleischigen Zügen mit den großen, vollen Augen, den etwas schweren Augenlidern und dem fast fetten Kinn spricht sich opfermüthige Entschlossenheit in etwas herben Zügen aus. Seine Gestalt hebt sich lebendig von dem dunkeln Baum und Himmel ab, ein Engel stützt ihn, zwei andere schweben aus einer Wolkenglorie herab, ihm die Palme des Martyriums bringend. Auch das linksseitige Altarbild, die hl. Familie (welches von der Brüderschaft Jesu, Maria's und Joseph's gestiftet ward), hat, trotzdem es nicht unberührt blieb, doch noch im Ganzen seinen ursprünglichen Charakter bewahrt. Christus im Purpurmantel, von Engeln mit den Leidensinstrumenten umgeben, erscheint schwebend in einer goldgelben Glorie, während Maria und Joseph knieend ihre Fürbitte für die unter ihnen im Fegefeuer befindlichen Seelen an ihn richten. Fast ganz neu gemalt ist Gottvate über Christus. Besonders anmuthig in ihrer etwas befangenen Naivität sind die rosigen Engelkinder der Wolken, mit ihren für P. Z. eigenthümlichen kleinen Gesichtern.

In derselben Kirche sind auch noch 14 Stationsbilder von Paul Z., die etwas skizzenhaft derb, aber voller Ausdruck und Kraft in den Bewegungen gehalten sind. Das einst, wie Spuren zeigen, ungemein kräftige Colorit ist vielfach verblichen. Ebenso befinden sich in der Pfarrkirche von Büchelbach (zwischen Lermos und Heiterwang) Stationsbilder von Paul Z., welche gleichfalls mehr

skizzenhaft, aber geistreich und malerisch, in breiter Pinselführung und kräftigen Tönen, hie und da etwas derb behandelt sind.

Die Stationsbilder in der Seelsorgkirche von Oberstockach im oberen Lechthal, sowie in der Pfarrkirche von Elbingenalp sollen nur Copieen nach Paul Z., letztere überdies 1834 renovirt, sein (Rapp, Top.-statist. Beschreibung der Diöcese Brixen V, 367, 704, 811). Immerhin verrathen sie noch die Herkunft von Paul Z.

Ein noch wohlerhaltenes Hauptwerk des Paul Z. ist das linksseitige Altarbild der Kreuzigung in der Pfarrkirche von Tannheim, in einem westlichen Seitenthal des Lechthals, vier Stunden von Reutte entfernt. Die Kirche wurde von 1720 an neugebaut, 1725 geweiht. Christus ist eine edle Figur mit tiefschmerzlichem Ausdruck in dem leichenblassen, zum Theil tiefbeschatteten Gesicht. An den Armen und an der Brust rinnt das purpurne Blut über das bräunlich leuchtende Fleisch bis zum weißgelblichen Lendentuch. Links steht, in lebhaften Farben prangend der hl. Michael mit der Waage, an deren leichtere Schale sich ein Teufelchen hängt, während die andere Schale infolge eines Rosenkranzes sinkt, den die Jungfrau Maria hineinlegt. Der Erzengel hat wieder den eigenthümlichen jugendlichen Typus, wie der hl. Sebastian in Vils. Auch in dem Antlitz der Madonna, deren blau- und blaßrothe Gewandung großen Wurf mit sonnigen, breiten Lichtern zeigt, machen sich ähnliche Züge, so die großen Augäpfel, die schweren Augenlider, geltend. Die etwas fleischigen Hände derselben mit sehr stark ausgebildeten Handballen sind gut modellirt; ihre linke Hand drückt sie aufs Herz, mit der Rechten legt sie, wie erwähnt, den Rosenkranz auf die Waage. Ihr gegenüber kniet die hl. Magdalena, ihr rosiges Gesicht ist von blonden Flechten eingerahmt; sie umfaßt inbrünstig das Kreuz, an das sie ihr Haupt lehnt. Sie trägt ein gelbes, in den Lichtern weißlich, in den Schatten röthlich schillerndes Kleid und einen nur wenig sichtbaren grauen Mantel. Neben ihr steht ein Engel in Purpurgewand mit rosigem Gesicht, ein geöffnetes Buch haltend, mit der Schrift: „Opera illorum sequuntur illos“ Ap. c. 14, F. f. (Fieri fecit) Maria Röckhin. Das Bild wurde demnach von einer Maria Röck gestiftet. Auch das rechtsseitige Altarbild derselben Kirche ist ein Werk von Paul Z. (Rapp, Beschreibung der Diöcese Brixen V, 816) und bildet, bei seinem ziemlich wohlerhaltenen Zustande, ebenfalls ein wichtiges Beispiel für dessen Auffassung und Malweise. Dasselbe stellt den Unterricht der kleinen Maria durch ihre Mutter Anna in lebendiger und anmuthiger Weise dar. Maria mit großen, runden Augäpfeln, niedlichem Stumpfnäschen und vollen, purpurrothen Lippen zeigt mit einem Finger buchstabirend in das auf Anna's Schooß aufgeschlagene Buch. Anna's Gesicht ist leider übermalt. Hinter der Gruppe steht Joseph, zu einem Engel aufblickend. Charakteristisch sind wieder die kleinen Gesichter der in den Wolken sich munter tummelnden Engel.

Das bedeutendste uns erhaltene Altarbild des Paul Z. dürfte dasjenige am Hochaltar der Franciscanerkirche zu Füssen sein, welches die Steinigung des hl. Stephanus darstellt. Dasselbe zeichnet sich sowol durch sein kräftiges, reiches und harmonisches Colorit, und durch die malerischen Contraste der Färbung und des Lichtes, wie durch seine ausdrucksvolle, reichbewegte, plastisch wirksame Composition aus und ist trotz mancher derb naturalistischer Züge durchaus ernst und edel empfunden. In derselben Kirche soll sich ein Seitenaltarbild des hl. Antonius von Paul Z. befinden. Auch in der Benedictinerabtei zu Füssen soll Paul Z. mehreres gemalt haben und der im Ganzen noch wohl erhaltene reiche Schmuck an Fresken und Oelgemälden, womit dieses ansehnliche, jetzt im Privatbesitz (eines Herrn Bonikau) befindliche Kloster in seinen zahlreichen Sälen, Gemächern, Corridoren, Bibliothekskräumen, Capellen und in der dazu gehörigen monumentalen Kirche ausgestattet ist, weist in der That auf eine umfangreiche

Bethätigung der Malerfamilie Zeiller und ihrer Schüler an der Herstellung dieses Schmuckes hin. Wenn dieser Antheil für Franz Anton Zeiller zum Theil sogar durch Bezeichnung beglaubigt ist, so dürfte sich nach unserem vorläufigen Eindruck doch auch — selbst ohne solche Urkunden — die Urheberschaft Paul Zeiller's bezüglich einer Reihe dort befindlicher Oelgemälde durch genauere Untersuchung feststellen lassen. Doch stehen wir an dieser Stelle davon ab, unsere diesbezüglichen Vermuthungen schon genauer auszusprechen. Indeß dürften ihm mit großer Wahrscheinlichkeit die Oelbilder von berühmten Benedictinern im Corridor des 1. Stockes, sowie in der oberen Todtencapelle, sowie eine Anzahl von Legendenbildern ebenda zuzuschreiben sein. In ihrer kräftigen, tiefen Färbung und ihrem drastischen Realismus erinnern sie fast an spanisch-neapolitanische Schule, von der ja Paul Z. auch beeinflußt war. — Aehnliche Porträts führte er ja auch für das Benedictinerkloster Ottobeuren (zwischen 1714—1717), und zwar ebenfalls im Corridor des 1. Stockes, über den Thüren der einzelnen Zellen aus. — Nach P. Magnus Bernhard (Beschreibung des Klosters und der Kirche Ottobeuren 1864, S. 102 u. 103) sind es im Ganzen 49 Oelbilder von Heiligen des Benedictinerordens! —

Eins der spätesten Gemälde des Meisters soll sich im Franciscanerkloster zu Reutte befinden und die hl. Margarethe von Cortona darstellen. Welche Bewandtniß es endlich mit einem seiner letzten Werke habe, das ihm P. Denifle zuschreibt, ist uns nicht gelungen, ausfindig zu machen. Nach dem genannten Autor hätte nämlich Paul Z. ein Gemälde des Jüngsten Gerichtes mit fast lebensgroßen Figuren für die „Pfarrkirche" von Reutte gemalt, welche, wie wir sahen, weder jetzt besteht, noch jemals bestanden hat. Auch in der Pfarrkirche von Breitenwang, welche Denifle gemeint haben könnte, da Reutte von ihr abhängt, ist, heutzutage wenigstens, kein solches Bild mehr vorhanden. Daß aber ein solches — wer weiß wo — existiren müsse oder existirt habe, scheint daraus hervorzugehen, daß P. Denifle dasselbe nicht nur eingehend beschreibt, sondern auch angibt, der Maler habe dasselbe mit der Jahreszahl 1730 oder 1736 versehen und in seinem 77. Lebensjahre gemalt.

Die wenigen noch gut erhaltenen Gemälde dieses Meisters zeigen zur Genüge, daß er ein tüchtiger Künstler war, der eine gute italienische Schulung mit kräftiger, echttirolischer Eigenart und Frische der Auffassung verband und dessen Werke größere Schonung und Beachtung verdienten, als sie in unserem Jahrhundert erfahren haben, in welchem eine meist werthlose Kirchenmalerei, die älteren, kunstvolleren Schöpfungen aus den Landkirchen Tirols leider mehr und mehr verdrängt.

P. Denifle, Nachrichten von den berühmtesten tirolischen Künstlern (Handschrift im Ferdinandeum, Innsbruck Cod. Paulian. CCCXCIV). Hieraus schöpfen: (Nachrichten von tirolischen Künstlern: Meusel's Neues Museum 1794. — Orell-Füßli, Allg. Künstlerlexikon. Zürich 1818, S. 6161). — Lemmen, Tirolisches Künstlerlexikon, Artikel Paul Z. (Nur flüchtiger Auszug aus den obigen Quellen.) — Weitere Quellen: Pfaundler, Nachrichten über tirol. Künstler. Ferdin. Cod. XXV, p. 28 (ziemlich unzuverlässig). — Dr. Jele, Studien über den Maler Zeiller. Tir. Bote 1898. H. S.

Zeiller *): Franz Anton Z., geboren am 3. Mai 1716 zu Reutte, † 1794 ebenda. — Der Zweig der Zeiller'schen Familie, aus der er, ein Vetter des Johann Jacob, hervorging, war unbemittelt. Auch verlor er seine Eltern früh. Er lernte die Elemente der Malerei bei Paul Zeiller und bei Balthasar Riep von Kempten, der sich in Reutte niedergelassen hatte. Dann kam er nach

*) Zu Bd. XLIV, S. 784.

Augsburg, wo er zwei Jahre zu seinem großen Nutzen bei seinem berühmten Landsmann Johann Holzer und nach dessen Tode einige Jahre bei Bernhard Götz beschäftigt war. Von dem Verdienst bei letzterem ersparte er sich einige 100 fl., die er zuerst zum Ankauf des Holzer'schen Nachlasses verwenden wollte, bis er sich entschloß, eine Reise nach Italien davon zu bestreiten. Zunächst wandte er sich nach Rom, wo er anfangs zwei volle Monate sich nur der Betrachtung der Kunstschätze widmete, worauf er in das Atelier des Carlo Corrado, eines Schülers des Solimena eintrat und dort zwei Jahre blieb. Darauf hielt er sich fünf Jahre lang in Venedig auf, wo er nach Gemälden des Tizian, Sebastiano Ricci und besonders wohl auch des Paolo Veronese und G. B. Tiepolo Studien und Copieen machte. „In Franz Anton Z. lebte die Tradition eines Paolo Veronese und mehr noch eines Tiepolo fröhlich fort; sie wurde ihm vermittelt durch seinen Lehrer Holzer und die Augsburger Malerschule des 18. Jahrhunderts, sodann aber besonders durch seinen fünfjährigen Aufenthalt in Venedig. In der heiteren Lebhaftigkeit seines silbertönigen Colorits, in der rosigen, blühenden Zartheit der Fleischtöne, in der leichten, malerischen Anordnung seiner in kühner Perspective gezeichneten Figuren, in der Freude an der Schilderung exotischer Gestalten und Costüme, in den prächtigen Säulenhallen seiner Scenerieen werden wir entschieden an die Richtung der venetianischen Freskomalerei erinnert, welche von Paolo Veronese ihren Ausgang nahm." (H. Semper, Wanderungen und Kunststudien in Tirol.) Denifle hebt mit Recht auch hervor, daß er besonders „in weiblichen, englischen und Kinderfiguren äußerst angenehm und lieblich", sowie daß sein Colorit „satt, saftig, markig, keck aufgetragen" war. Doch hatten seine Farbentöne stets etwas mehr ins Lichte, Kühle gehende als die kräftigeren, wärmeren Töne seines Vetters J. Jacob.

Die früheste Arbeit nach seiner Rückkehr in die Heimath, die wir bestimmt datiren können, sind die Freskomalereien in der Pfarrkirche zu Stams im Oberinnthal, einer Filiale des anliegenden Cistercienserklosters Stams. Dieselben entstanden um 1755, als der Abt Rainerius die Kirche erneuerte. Im Presbyterium stellte der Maler die Verklärung Christi, im Langhaus drei Scenen aus dem Leben des Täufers, seine Geburt, die Predigt in der Wüste, sowie seine Enthauptung dar. Die Fresken sind sehr farbenreich, frisch, etwas unruhig in der Composition, dabei aber voll unmittelbaren, vielfach genrehaften Lebens, mit schönen landschaftlichen Fernsichten und architektonischen Perspectiven. Für dieselbe Kirche führte er außerdem zwei Altarblätter aus, das Hochaltarblatt mit der Taufe Christi, sowie das Seitenaltarblatt an der Evangelienseite, den hl. Bernhard mit den Leidensinstrumenten Christi darstellend, während ihm die hl. Jungfrau erscheint. Darunter deutet ein Bienenstock die schnelle Vermehrung der klösterlichen Stiftungen, die den Namen dieses Heiligen führen, an. (Topogr.-statist. Beschreibung der Diöcese Brixen III, 276.) Um dieselbe Zeit, in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts mag er auch die Kirche in Oberhofen im Oberinnthal ausgemalt haben. Dieselbe war Anfang der 40er Jahre neu umgebaut worden, wurde aber im J. 1805 abermals erweitert, und später wieder restaurirt, wobei Zeiller's Gemälde geopfert wurden.

Ende der 50er oder Anfang der 60er Jahre dürfte er gemeinsam mit seinem Vetter Johann Jacob im Benedictinerkloster zu Füssen thätig gewesen sein, wo außer dem bezeichneten Plafondölbild der Verklärung des hl. Magnus in der Magnuscapelle daselbst auch noch manche andere Gemälde der großartigen, decorativen Ausstattung des Stiftes und seiner Kirche ihm zuzuweisen sein werden.

In die Jahre 1763 und 1764 fallen sodann die Arbeiten, welche er gleichfalls neben seinem Vetter für das Benedictinerstift Ottobeuren ausführte, und

zwar (nach Denifle) ein Deckengemälde der hl. Felicitas mit ihren sieben Kindern, in der Hauptkuppel die Sendung des heiligen Geistes (in Gemeinschaft mit J. J. Zeiller). Auch zunächst dem Hauptportal führte er mehrere Fresken (Stifterbilder) aus. Endlich stellte er zwei Altargemälde für die Stiftskirche her; in der Johanniscapelle mit der Darstellung des hl. Nepomuk zu Maria betend, in der Martinscapelle ein Altarblatt mit dem hl. Martin auf dem Todbette.

Etwa im J. 1765 dürfte Franz Anton Z. die Freskogemälde, sowie die drei Altarblätter für die Kirche des fürstbischöflichen Seminars in Brixen gemalt haben, indem im J. 1764 mit dem Neubau genannter Kirche begonnen wurde. 1766 führte er, zusammen mit P. Denifle, die Deckengemälde in der Kirche von Milland bei Brixen zur Verherrlichung Maria's aus. Um dieselbe Zeit malte er auch die Kirche der englischen Fräulein in Brixen aus, indem dieselbe schon 1768 geweiht wurde. Leider gingen seine dortigen Gemälde durch eine Feuersbrunst im J. 1839 zu Grunde, welche einen gänzlichen Neubau der Kirche nothwendig machte. Dasselbe gilt von den Fresken, die er in der Pfarrkirche von Dölsach im Pusterthal um 1767 ausführte und welche 1853 durch Brand ganz zerstört wurden.

Durch Decret vom 1768 wurde ihm vom Fürstbischof von Brixen der Titel eines fürstbischöflichen Hofmalers verliehen, und zwar in Anerkennung nicht nur seines „sittlichen Aufführens", sondern auch seines Ruhmes in der „Mahlerkunst" und besonders weil er „mehrere gemählde verschiedener Gottshäußer in unserem Bistum, und selbs dergleichen in unserer Residenzstadt Brixen, und zwar vorzüglichen in deßselbigen Seminaris und bei dem Englischen Institut-Hauß mit aller Vergnügen glücklichen ausgeführt hat". (Dr. Jele, Tirol. Bote 1898. 1530.)

Im nämlichen Jahre 1768 vollendete er auch die Fresken, womit er die Kuppel der stattlichen Rundkirche zur hl. Dreifaltigkeit bei Strassen im Pusterthale ausschmückte. Ihren Urheber bezeichnet die Inschrift: Franz Anton Zeiller invenit et pinxit 1768. Da er sich hier noch nicht pictor aulicus brixinensis nennt, wie später oft, so dürften diese Fresken unmittelbar vor seiner Auszeichnung mit diesem Titel vollendet worden sein. Diese Fresken gehören zum besten, was Franz Anton Z. geschaffen und zeigen ihn auf der Höhe seines Könnens. Die Kuppel ist durch 8 rippenartige Bänder in ebenso viele Felder getheilt, in denen vier Scenen aus dem Marienleben und vier Wunder des hl. Franz Xaver dargestellt sind. Dieselben zeichnen sich durch reiche Erfindung, frisches, blühendes Leben, heitere Farbenpracht aus. (Näheres in meiner Schrift: Wanderungen und Kunststudien in Tirol. Innsbruck, Wagner, 1894, S. 66—70.) In dieselbe Zeit fallen auch die trefflichen Deckengemälde, welche er in der 1768 in Rococostil erneuerten Pfarrkirche von Taisten im Pusterthal ausführte. (Siehe meine Schrift: Wanderungen und Kunststudien, S. 103 ff.)

Anfang der 70er Jahre malte er, gemeinsam mit seinem Gehülfen P. Denifle (seinem nachmaligen Biographen) die Pfarrkirche von Toblach im Pusterthal aus, welche 1769 neugebaut und 1782 zu Ehren des Täufers geweiht wurde. Die Altäre wurden 1774 von Joh. Perger aus Sterzing hergestellt; die Deckengemälde dürften jedenfalls vorher ausgeführt worden sein. In das Jahr 1775 fallen die noch wohl erhaltenen, prächtigen Deckengemälde in Zell am Ziller, welche er mit seinem Namen bezeichnete. Einige Jahre später, im J. 1778, führte er laut Inschrift die Fresken in der Curatiekirche von Ranggen im Oberinnthal aus, welche in dem Gewölbe über dem Sängerchor die himmlische Versammlung, in der Hauptkuppel Mariä Tempelgang mit prachtvoller Architektur und Figurenscenerie und in der Halbkuppel des Chores die Verklärung des Kirchenpatrons, des hl. Magnus, darstellen. In der Sakristei hinter dem Chor

ist das Gewölbe mit der Verehrung Christi durch S. Magnus und andere Heiligen geschmückt. Die Fresken sind voller Farbe, Leben und perspectivisch meisterhaft durchgeführt. Besonders fesseln die schönen Engelgestalten. (Im Tiroler Künstlerlexicon von Lemmen werden die Fresken irrthümlich dem Joseph Anton Zoller zugeschrieben, der vielmehr nur, laut Aufschrift, die viel schwächeren Altarblätter in dieser Kirche in den Jahren 1782 und 1783 ausführte.) Bis zum Jahre 1783 entstanden sodann die Freskomalereien der Pfarrkirche von Windischmatrei im Pusterthal, deren Neubau 1777 begonnen ward, während 1779 schon Gottesdienst darin abgehalten wurde. (Topograph.-statist. Beschreib. der Diöc. Brixen I.) Auf dem großen Felde des Langhausgewölbes sehen wir die Speisung der Fünftausend dargestellt und dabei die Inschrift: F. Ant. Z. pictor aulicus brixinensis invenit et pinxit 1783. Christus sitzt in einer Landschaft, von seinen Jüngern und zahlreichem Volk umgeben und speist sie mit 2 Broten und 5 Fischen. In den Lüften hält ein Engel ein Buch mit der Inschrift: „Joh. Cap. 11". In der Hochkuppel am Ende des Langhauses ist die Versammlung der Seligen, in der Mitte Gottvater, weiter unten Christus und Maria dargestellt. Die Halbkuppel des Chores schmückt ein Engelreigen. Die wunderbare Brotvermehrung stellte unser Künstler zwei Jahre später (1785) noch einmal in dem Gewölbe des Presbyteriums der Pfarrkirche von Bichelbach bei Reutte dar (bezeichnet: „Franz Anton Z. junior Pictor Aulicensis Brixinensis fecit 1785"), deren Langhausgewölbe sieben Jahre früher von seinem Vetter Joh. Jacob Zeiller mit Scenen aus der Laurentiuslegende geschmückt worden war. — Die in einer südlichen Landschaft mit Felsen und Palmen um Christus versammelte Volksmenge ist malerisch gelagert, mit flotter breiter Pinselführung, farbig und lebendig ausgeführt, zeigt aber neben bedeutenden Schönheiten auch große Flüchtigkeiten.

Mit seinen Arbeiten für diese Kirche schlug er auch wieder seinen dauernden Aufenthalt in seiner Heimath Reutte auf, nachdem er etwa 20 Jahre, von 1765 bis 1785 in Brixen und Pusterthal verbracht hatte. Im J. 1786 schmückte er die Pfarrkirche von Wängle im Lechthal mit zwei großen Freskobildern aus, das eine, im Presbyterium, stellt die Einsetzung des hl. Sacramentes in lebhafter Gruppirung und Färbung in einer majestätischen Säulenhalle dar, während die Mannalese im Gewölbe des Langhauses ein noch farbenreicheres, mannichfacher bewegtes, allerdings rein genrehaftes in den Costümen des 18. Jahrhunderts aufgefaßtes Bild à la Watteau darstellt. Auch der reiche ornamentale Freskoschmuck der Kirche dürfte von Franz Anton Z. hergestellt sein. P. Denifle erwähnt endlich Freskogemälde, welche Franz Anton Z. im hohen Alter unentgeltlich für den Chor der Pfarrkirche von Reutte gemalt haben soll, allein da eine solche überhaupt nicht vorhanden ist, noch je vorhanden war, so dürfte auch diesmal eine Verwechslung des P. Denifle vorliegen, deren Richtigstellung unmöglich ist.

Franz Anton Z. blieb unverheirathet, wie sein Vetter und war ein leutseliger, rechtlicher Mann, fröhlicher Gesellschafter und theilnehmender Lehrer, der zahlreiche Schüler ausbildete und auch von seinem Vetter übernahm. Ohne besonders zu sparen, erwarb er sich doch ein großes Vermögen und starb allgemein geehrt zu Reutte am 4. März 1794. H. S.

Zeiller *): Johann Jacob Z., geboren am 26. Februar 1710 zu Reutte, † 1783. Ein Sohn des Paul Z. und der Maria Kurz, wurde er wegen seines Talentes allein unter seinen Brüdern zur Künstlerlaufbahn bestimmt und lernte unter der strengen Zucht seines Vaters in dessen Atelier die ersten Elemente der Kunst. In seinem 16. Jahre schon (1726) wurde er von seinem Vater

*) Zu Bd. XLIV, S. 784.

nach Italien geschickt, mit Empfehlungen an den Maler Sebastiano Conca und den Kupferstecher Jacob Frey von Luzern, beide in Rom; letzteren lernte er schon unterwegs auf seiner Fahrt nach Rom kennen. Jacob Z. blieb fünf Jahre (bis 1731, dem Todesjahre seines Vaters) im Atelier Conca's, von dem er viel lernte und dem er sehr dankbar war. Nachdem er eine schwere Krankheit überstanden hatte, begab er sich nach Neapel, wo er in das Atelier des Solimena eintrat und dort angeblich über vier Jahre blieb (also bis etwa 1735). (Nach Denifle, Cod. Ferd. CXXX, p. 311 sowie Meusel's Neues Museum.) Zum Andenken erhielt er von seinem Meister ein Bild desselben: „Elieser, der Isaak's Braut von Laban abholt" zum Geschenk, welches sich jetzt im Kloster zu Ottobeuren befindet. Nach anderen Angaben wäre er aber nur zwei Jahre in Neapel geblieben und im J. 1733 nach Wien gegangen, wo er 22 Jahre hindurch, also bis 1755 sein Standquartier hatte, von dem aus er jedoch, infolge zahlreicher Aufträge, wiederholt Reisen nach Ungarn, sowie nach Deutschland unternahm, die zum Theil zu längeren Aufenthalten an den betreffenden Orten, wo er beschäftigt war, führten. In Wien suchte Jacob Z. zunächst, als 23—25jähriger Jüngling, die Lücken seiner theoretischen Ausbildung an der seit 1726 unter der Leitung des Franzosen Jacob van Schüppen neu organisirten Akademie auszufüllen. Er erwarb sich bald die erste goldene Medaille im historischen Fache für ein Oelgemälde, welches Samson und Dalilah zum Gegenstand hatte. Das Bild soll in schweren, kräftigen Tönen, fast dunkel gehalten gewesen sein, während er in seinen späteren Werken, wol dank der von ihm mit Vorzug ausgeübten Frescomalerei ein helleres Colorit annahm, das vorwiegend in warmen Tönen gehalten ist, jedoch oft eine etwas zerstreute Licht- und Schattenwirkung zeigt, eine Eigenschaft, die sich auch an den Gemälden seines Lehrers Solimena wahrnehmen läßt. Die Werke seines späteren Alters verrathen sich durch einen ziegelfarbenen, gelbröthlichen, etwas trockenen Gesammtton. Obwol Jacob Z. in der von J. van Schüppen trefflich geleiteten Wiener Akademie auch Gelegenheit fand, anatomische Studien nach dem Cadaver neben fleißigem Zeichnen nach dem Act und nach dem Gipsmodell, zu machen, so vermochte er doch nie ganz gewisse Ungenauigkeiten der Zeichnung zu vermeiden, welche wol zum Theil eine Folge seiner flotten, freien Handhabung der Frescomalerei waren, während man seine Fehler wol mit Unrecht als einen Mangel strenger Schulung anzusehen pflegte. Jedenfalls besaß er bedeutendes Compositionstalent, sprudelnde Erfindungsgabe, lebendige Auffassung und malerisches Empfinden, das durch eine kräftige, geistreiche Pinselführung unterstützt ward. Neben der akademischen Schulung übte wahrscheinlich auch der freundschaftliche Verkehr mit seinem um zwölf Jahre älteren Landsmann Paul Troger, welcher sich schon einige Jahre vor Jacob Z. in Wien niedergelassen und durch sein Talent einen bedeutenden Namen gemacht hatte, einen gewissen Einfluß auf Zeiller's weitere Stilentwicklung aus; besonders soll er im Actzeichnen mit Röthel oder schwarzer Kreide Paul Troger's sowie auch Piazetta's Manier nachgeahmt haben, ohne jedoch darin deren Meisterschaft zu erreichen. Z., der in Wien auch das Amt eines kaiserlichen Hofmalers erhielt, das er aber bald wieder niederlegte, hatte schon die Absicht gehabt, ganz dort zu bleiben und sich daselbst ein Haus gebaut, nachdem seine Miethwohnung sammt dem größten Theil seiner beweglichen Habe abgebrannt war. Als aber auch sein neues Haus wegen einer Straßenregulirung abgebrochen wurde, ohne ihm vergütet zu werden, kehrte Z., zudem wol auch durch den Ausbruch des 7jährigen Krieges beunruhigt, um 1756 der Kaiserstadt den Rücken und ließ sich wieder in seiner Heimath nieder. Doch unterbrach er häufig seinen Aufenthalt daselbst, indem zahlreiche Aufträge, besonders für Frescomalereien in den Kirchen und Klöstern Tirols

und Baierns ihn zu häufigen Reisen veranlaßten. Immerhin verbrachte er seine letzten Lebenstage in seiner Vaterstadt Reutte, wo er am 8. Juli 1783 starb.

Z. arbeitete unermüdlich bis in sein hohes Alter, indem er gelegentliche Vorstellungen, sich im Alter Ruhe zu gönnen, mit dem Bemerken zurückwies, er wolle sich nicht darum in der Jugend so geplagt haben, um im Alter nichts zu thun. Er war eine einsame, stolze, gleichwol aber menschenfreundliche Natur. Er vermied zahlreiche Bekanntschaften und beschränkte sich möglichst auf den Umgang mit wenigen Freunden, sowie mit seinen Schülern; von den Frauen wollte er gar nichts wissen und blieb auch unverheirathet. Ja er beobachtete selbst in der Kunst eine für seine Zeit ungewöhnliche Prüderie, indem er in seinen Gemälden Nacktheiten oder sinnliche Stoffe ängstlich vermied und sogar auf den in seinem Besitz befindlichen Kupferstichen alles vermeintlich Anstößige mit Tinte bedeckte, radirte oder wegschnitt. Seinen Schülern war er ein wohlwollender Freund, wirkte jedoch auf sie mehr nur durch praktische Anleitung, als durch theoretische Lehren und Grundsätze ein, die seiner, wie es scheint, mehr productiven als reflexiven Natur wenig zusagten. Immerhin schrieb ein Schüler desselben, P. Denifle, mit warmer Begeisterung seine Biographie „aus warmem Dank für die genossene Treue und Lehre", konnte aber doch auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er bei einem anderen Meister vielleicht mehr gelernt hätte. Ein anderer Schüler desselben, der ihn in seiner Krankheit vor seinem Tode gepflegt und dessen künstlerischen Nachlaß geerbt hatte, bezeugte seinem Andenken wenig Ehrfurcht, indem er den größten Theil seiner Skizzen und Actstudien, sowie auch Bilder desselben um Spottpreise nach allen Winden zerstreute. Einige seiner Zeichnungen befinden sich in den Klöstern Ettal und Ottobeuren, für welche er gearbeitet hatte, andere im Ferdinandeum zu Innsbruck, wo auch mehrere Oelskizzen desselben zu sehen sind, sowie im Falgerhaus zu Elbingenalp. Von seinen letzten Schülern, welche zwölf an der Zahl waren, sind zu nennen Josef Kranewitter, Franz Pfund und Josef Anton Kapeller. Auch sein Biograph P. Denifle befand sich unter ihnen.

Wie im Leben, so bildete Z. auch in der Kunst einen Gegensatz zu seinem Vater: übte letzterer ausschließlich die Oelmalerei aus, so verlegte sich sein Sohn vorwiegend auf die Frescomalerei, welche wol auch zum Theil der Anlaß war, daß seine Farbengebung lichter, seine Zeichnung flüchtiger und weniger correct als die des Vaters war. Während seines Aufenthaltes in Wien soll Jacob Z. in Ungarn, wohin er sich zwei Mal begab, eine Kuppel ausgemalt haben, wo? darüber fehlen die Nachrichten. Pfaundler erwähnt Fresken in Gran, die er jedoch, vielleicht durch Verwechslung, dem Franz Anton Z., und nicht dem Johann Jacob Z. zuweist. Auch seine Frescomalereien in der Klosterkirche von Seben in Oberösterreich dürften in diese Zeit fallen. Ebensowol ein großer Theil seiner zahlreichen Fresken und Altarbilder, die er in Baiern ausführte. Unter diesen sind seine Hauptwerke die Fresken und Altargemälde in den Benedictinerklöstern und Kirchen von Ettal und Ottobeuren. Ein Hauptfeld seiner Thätigkeit in Baiern, welche jedenfalls eine längere oder häufigere Unterbrechung seines Aufenthaltes in Wien verursachte, war das Benedictinerkloster und die dazu gehörige Kirche von Ettal in Oberbaiern. Kloster und Kirche waren im J. 1330 von Ludwig dem Baier gestiftet und ersteres 1332 bezogen worden. worden. Die Kirche, ein zwölfseitiger Centralbau, der seit dem 15. Jahrhundert mit einem Netzgewölbe über einer Mittelsäule bedeckt war, wurde nach einem Brande im J. 1744, der Kirche und Kloster zerstörte, vom Baumeister Josef Schmutzer von Wessobrunn auf den alten Mauern neu ausgebaut und mit einer mächtigen Kuppel überwölbt. (Bezold und Riehl, Die Kunstdenkmale des Kgr. Baiern, 1895, I, 615 f.) 1747 wurde der Dachstuhl aufgesetzt, 1748 die

Laterne mit Kupfer überzogen. Z. erhielt, wie es scheint, schon 1746 den Auftrag die Freskogemälde für die Kirche zu entwerfen. Dr. Jele gibt an, er habe von 1746—51 an den Fresken der Kirche gearbeitet. (Tiroler Bote 1898, S. 1530.) Auch machte er nach Angabe seines Schülers P. Denifle, drei Skizzen zu dem umfangreichen Kuppelgemälde (monstrum, wie er es nennt) der Stiftskirche. Die Kuppel wölbt sich über einem Mauercylinder von 41,5 m Höhe und hat einen Durchmesser von 36 m, bei 112 m Umfang und einer Scheitelhöhe von 51 m. Nachdem die erste Skizze fertig war, wurde ein ganz anderer Gegenstand zur Darstellung gewählt und ebenso nach der zweiten Skizze. Erst der dritte Entwurf diente als Vorbild für das ausgeführte Gemälde. Dasselbe zeigt uns die Versammlung der Seligen im Himmel; zahlreiche schwarzweiße Benedictiner bilden auf einer Seite eine dichte Gruppe; auf der anderen herrscht wieder das Roth in allen Tönen vor. Diese compacten Farbenmassen wurden als eintönig getadelt, doch wußte der Künstler die Contraste durch die duftige Himmelstiefe, die feinen Lufttöne und die goldne, von Engeln in sanftschillernden Farben durchsetzte Glorie Gottvaters zu mildern. „Inhaltlich ist dieser Benedictinerhimmel Zeiller's in Ettal eine gigantische Composition, aus gewaltiger, feuriger Phantasie geboren, mit technischer Meisterschaft vorgetragen" (Dr. Jele, Tirol. Bote 1898, S. 1530). Das Vollendungsjahr dieses Fresko ist durch die Inschrift bezeichnet: „Joh. Jacob Zeiller inv. et fecit 1752" (Abbildung in Lichtdruck in: Kunstdenkmale Baierns von Bezold und Riehl, I. Atlas). Ueber dem Eingang zum Chor malte er in demselben Jahre ein Frescogemälde, welches die Legende darstellt, wie Kaiser Ludwig das Muttergottesbild erhält. In den folgenden Jahren stellte er nun die übrigen Fresken in den Vorräumen der Kirche und im Kloster her. Im Chorsaal, auch Betchor genannt (bei Bezold u. Riehl I, 625), stellt das Mittelbild die Verherrlichung Gottes durch betende und musicirende Gruppen von Priestern, Propheten und Aeltesten dar. In den Eckmedaillons befinden sich die vier Evangelisten mit ihren symbolischen Thieren, voller Leben und in kräftigen Farben dargestellt. Einige mit dem Pinsel gezeichnete Vorstudien zur Verherrlichung Gottes und zum Evangelisten Marcus, nebst einer prachtvollen Composition für eine Kuppel, mit Gottvater von Engelchören umgeben (bezeichnet Joh. Jacob Zeiller inv. et fecit 1754) werden in der Sammlung Falger in Elbingenalb aufbewahrt, (Dr. Jele, Tirol. Bot. 1898, S. 1531.) Die Bezeichnung: „J. J. Zeiller 1755" tragen ferner die Fresken im Capitelsaal (der oberen Sacristei, nach der Bezeichnung bei Bezold u. Riehl I, 625), in welchem alle wichtigen Stiftsangelegenheiten, Disciplinaruntersuchungen &c. behandelt wurden. Auf diese Bestimmung des Saales beziehen sich die Fresken, welche ihn schmücken. Das Mittelbild zeigt die Strafpredigt Nathan's vor König David, der völlig zerknirscht „in seinem Thronpfühl zu versinken scheint, während sein Gesicht entsetzt dem Propheten entgegenstarrt". (Nach Jele.) Auf der einen Seite erblickt man das Prunkgemach des Königs, nach der anderen Seite öffnet sich der Ausblick auf eine schöne, friedliche Landschaft. Im Vordergrund, an die Treppenballustrade gelehnt, hält ein reizender Knabe ein Schäflein, das einzige Gut der armen Erschlagenen, nach Nathan's Ausspruch. In den kleinen Eckmedaillons sind in freiester und origineller Erfindung die Cardinaltugenden dargestellt. Die erwähnten Fresken im Capitel- und Chorsaal sind völlig frisch in ihren Farben erhalten und zeichnen sich durch ihre flotte, breite Technik aus. (Nach Jele.) Weniger gut in ihrer Gesammtfarbenstimmung erhalten sind die durch Feuchtigkeit und Rauch beschädigten Fresken Zeiller's in der Sommersacristei, dem ersten, westlichen Saal der Sacristei. (Nach Bezold u. Riehl I, 625.) Die Decke ist in vier, reich mit Stuccaturornamenten eingerahmte Spiegelfelder eingetheilt, in

denen ebensoviele Handlungen, die sich auf das h. Meßopfer beziehen, dargestellt sind, mit Beziehung auf die Bestimmung der Sacristei, dieselbe vorzubereiten. Wir sehen das Opfer Kain's und Abel's, das Opfer Abraham's, die Traubenträger und die Mannalese. Daran schließen sich acht monochrome Medaillons, mit entsprechenden Darstellungen und zwar 1) dem Tisch mit den Schaubroden, 2) dem barmherzigen Samariter, 3) Elias in der Wüste gespeist, 4) der Monstranz, 5) der Anbetung des Lammes durch die 24 Aeltesten, 6) der Bundeslade, 7) Judas' unwürdige Communion, dahinter Satanas, 8) Daniel in der Löwengrube von Prophet Habakuk gespeist. „Die Verbindungsglieder sind geschmackvoll in Weiß, Gold, Rosa mit Cassettenwerk, Muscheln &c. besetzt." (Jele.) In der Wintersacristei sind in zwei Nischen ebenfalls Fresken von Jacob Z., welche besser erhalten sind, und zwar: 1) Jesus mit Barrabas zur Schaustellung vorbereitet, 2) Gastmahl in Emaus. Am spätesten ist ein Oelgemälde des Z. am 2. Altar links in der Kirche entstanden. Es trägt das Datum 1761 und stellt die Scene dar, wie Grimoald und Peltrudis sich vor dem h. Corbinian demüthigen.

In Ottobeuren (Beschreibung d. Klosters u. d. Kirche in Ottobeuren, zusammengestellt von P. Magnus Bernhard O. S. B.) entfaltete Z. eine noch umfassendere Thätigkeit als in Ettal, indem er dort nicht nur zahlreiche Fresken und Altargemälde für die Stiftskirche und das Kloster ausführte, sondern auch die Zeichnungen zu den verschiedensten decorativen Arbeiten entwarf. — Abt Rupert II. Neß von Wangen begann mit dem gänzlichen Neubau des Klosters im J. 1711, mit dem der Kirche 1737, als das Kloster bereits vollendet war. An der Ausschmückung des Klosters nahm Z. wenig Antheil, nur im sogenannten Eustachiuszimmer ist ein Leinwandgemälde am Plafond, die Bekehrung des h. Eustachius darstellend, von ihm, offenbar aber erst später eingesetzt, da seine Thätigkeit in Ottobeuren erst um 1763 begann, als mit der inneren Ausschmückung der Kirche begonnen wurde. Wahrscheinlich sind also seine Arbeiten in Ottobeuren nicht unmittelbar auf diejenigen für Ettal gefolgt, obwol er sich durch diese bei dem Benedictinerorden Baierns jedenfalls gut empfohlen hatte. Vielleicht entstanden in der Zwischenzeit zwischen seiner Thätigkeit in Ettal und Ottobeuren seine Arbeiten im Benedictinerkloster von Füssen, wo er, wie der Augenschein lehrt, ebenfalls viel geschaffen hat, ohne daß hier doch, mangels näherer Nachrichten, darauf eingegangen werden kann.

In der Stiftskirche von Ottobeuren hat er (nach P. Bernhard) folgende Arbeiten ausgeführt: 1) die Zeichnung zur Pflasterung des Chors und Kuppelraums mit Kelheimer Steinen (um 1764), 2) das Hochaltarblatt mit der Darstellung der h. Dreifaltigkeit und Menschenerlösung (1763), Höhe 11,34, Breite 5,67 m, 3) die Deckengemälde im Presbyterium und über dem Hochaltar, und zwar: die Anbetung des Lammes durch die 24 Aeltesten; in der Kuppel des Presbyteriums die 9 Chöre der Engel; in vier kleineren Feldern, gelb in gelb: den Engel, der vor dem Wege der Israeliten herzog, die Reinigung Josuas durch den Engel gegen die Anklage Satans, sowie die zwei Scenen der Vertreibung Heliodor's aus dem Tempel, 4) im Chor: die Deckengemälde mit Mariae Verkündigung und Christi Geburt; ferner Auferstehung und Himmelfahrt Christi, 5) die Freskomalerei der großen Kuppel von 21,42 m Durchmesser, gemeinsam mit Franz Anton Z.: Stiftung der Kirche durch den h. Geist. Dieses Thema ist in folgender Weise gelöst: in einem großartigen Tempel ist das h. Pfingstfest dargestellt, gegenüber stellt eine weibliche Figur, auf einer Kugel stehend, die Kirche dar, zu welcher alle Nationen schutzflehend eilen. In vier kleineren Feldern die vier Evangelisten, 6) die Zeichnung zur Kanzel neben dem 1. Josephsaltar, mit Scenen aus dem Leben Christi (in Gips ausgeführt von Feucht-

mayr), 7) gegenüber der Kanzel über dem Taufstein ein Aufbau, ähnlich der Kanzel, nach Zeichnung des J. J. Zeiller. Scenen aus dem Leben Christi, 8) das Freskobild in der Mittelkuppel der Kirche, die Heiligen des Benedictinerordens, welche sich um die Ausbreitung des Christenthums verdient gemacht haben. Durch schöne Gruppirungen und glücklich gewählte Farbencontraste ist das einförmige Schwarz der Ordenskleider ausgeglichen. In den vier kleineren Feldern, gelb in gelb, Ereignisse der Ordensgeschichte, 9) in der östlichen Elterncapelle das Hauptaltarblatt mit dem Martyrium des h. Alexander. In derselben Capelle über der Thüre zur Sacristei: ein Oelgemälde des h. Petrus, 10) in der westlichen schmerzhaften Capelle das Hauptaltarblatt: Papst Pius V. betet um Sieg der christlichen Waffen in der Schlacht bei Lepanto. Darüber ein kleineres Oelgemälde: Maria reicht dem h. Simon Stock, General des Carmeliterordens das Scapulier, 11) über dem Eingang ins Beichthaus: die h. Magdalena, sowie am Plafond: Maria als Fürbitterin, 13) an der Südwand der Nicolauscapelle: Altarblatt, den h. Nicolaus darstellend. Plafondgemälde, wie der h. Nicolaus drei ungerecht zum Tode Verurtheilte errettet, 13) Deckengemälde über dem Musikchor: Stiftung, Bestätigung und Erhaltung des Gotteshauses, 14) in der Antoniuscapelle Altarblatt: der h. Antonius das Christkind anbetend, 15) im Beichthaus, zwei Altargemälde: Gott erscheint Moses im feurigen Busch. Moses salbt seinen Bruder Aaron zum Hohepriester, 16) im Gange zum Kreuzgang des Gastgebäudes zwei kleine Deckengemälde: Engel tragen den siebenarmigen Leuchter und den Schaubrodtisch. Auch eine kleinere Kirche desselben Ordens eine halbe Stunde von Ottobeuren soll Z. nach P. Denifle mit Fresken geschmückt haben.

Außer den Klöstern von Ettal, Füssen, Ottobeuren hat Z. ferner folgende Klöster und Kirchen der Benedictiner in Baiern mit seinen Werken geschmückt: die Anastasiacapelle in Benedictbeuren mit dem coloristisch stimmungsvollen Deckengemälde der Verklärung der Heiligen, bezeichnet: Joh. Jacob Zeiller inv. et pin. 1752 (Bezold u. Riehl I, 666), die Klosterkirche bei Schönarting in Niederbaiern, die Abteikirche von Fischingen, wo er den h. Benedict, von allen vier Welttheilen verehrt, darstellte. Nach P. Denifle soll die Skizze besser gewesen sein, als das ausgeführte Freskobild, welches ihm etwas matt in der Farbe schien. Doch vermuthet er, daß der Künstler absichtlich die Farben gebrochen und gedämpft habe, um bei dem niedrigen Raum das Gemälde höher erscheinen zu lassen, als es wirklich ist, — die Klosterkirch von Son (?) in Niederbaiern, diejenige von Fürstenzell, wo er auch das Hochaltarblatt malte. In der Pfarrkirche von Oberammergau befindet sich am 2. Seitenaltar rechts ein Altarblatt von Z., welches den h. Antonius von Padua darstellt, wie er das Christkind küßt.

Die Gemälde seiner letzten Altersperiode (von 1774 bis zu seinem Tode 1783) befinden sich ausnahmslos in den Nachbargemeinden seines Heimathsortes Reutte, d. h. innerhalb des Decanats Breitenwang und im oberen Lechthal. In den Jahren 1774 bis 1776 malte Z. das an Stelle einer plumpen Holzdecke neu construirte Gewölbe in der Pfarrkirche zum h. Nicolaus in Elbingenalb aus (s. Rapp, Beschr. d. Diöc. Brixen V, 611). Im Presbyterium stellte er Nicolaus, Werke der Barmherzigkeit ausübend, dar. Im Langhaus sehen wir in der Mitte den Triumph der christlichen Religion durch die symbolischen Bilder der Apocalypse verherrlicht. Ueber dem Musikchor zunächst dem Eingang der Kirche: die Befreiung eines jungen Christensklaven aus den Händen der Ungläubigen durch den h. Nicolaus. Außerdem stellte er in den Zwickelmedaillons die Brustbilder der Apostel monochrom dar. Auf diesen Gemälden zeichnete er sich: J. J. Zeiller

S. C. M. Academ. Pict. 1776. Diese Fresken, welche durch die Frische und den Reichthum der Erfindung mit Recht das Lob verdienen, das ihnen gespendet wurde (s. Beschr. d. Diöc. Brixen V, 611), zeigen zum Theil auch prächtige malerische Wirkungen, aber doch im ganzen eine etwas mattere, gedämpftere Farbenstimmung, als wir sie an den gut erhaltenen Werken des kräftigsten Mannesalters des Künstlers in den genannten bairischen Klöstern finden. Außerdem steigert sich in ihnen die Virtuosität der Mache bis zur Flüchtigkeit und Derbheit. Letzterer Umstand mochte seinen besonderen Grund darin haben, daß Z. einen sehr billigen Vertrag zur Ausmalung der Kirche geschlossen hatte, ohne sie zuvor gesehen zu haben. „Mit dem Capellerl werden wir bald fertig werden“ meinte er, „das Capellerl machte ihn aber recht unangenehm stutzig, so daß er durch eine Bravourleistung seinen leichtsinnigen Rechnungsfehler zu bessern suchte“ (O. Jele, Tiroler Bote 1898, Beil. zu Nr. 187). Allerdings wird der Eindruck der Fresken auch geschädigt durch die geschmacklose Erneuerung der decorativen Malereien in dieser Kirche. Früher befand sich in derselben Kirche auch ein Altarblatt Zeiller's, das zum Aufrollen bestimmt war und die Mutter Gottes darstellte (Beschr. d. Diöz. Brixen V, 610). In dieselbe Zeit dürfte auch das Hochaltarblatt fallen, welches er für die Expositurkirche zum h. Michael in Stanzach unentgeltlich malte, nachdem die alte Kirche 1774 abgebrannt war. Der Neubau wurde sofort in Angriff genommen, 1782 wurde die neue Kirche geweiht. In die Zwischenzeit zwischen diesen beiden Daten fällt also jedenfalls die Ausführung des genannten Gemäldes. Dasselbe stellt den h. Michael dar, wie er die gefallenen Engel verstößt. Das eindrucksvolle Bild ist trefflich componirt (P. Denifle S. 317) und zeichnet sich durch ein kräftiges, feuriges Colorit, sowie echt malerische Wirkung aus.

Ebenfalls im Jahre 1776 malte Z. (angeblich gleichfalls unentgeltlich) für die neugebaute Seelsorgkirche in Oberstockach ein Hochaltarblatt, welches die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten in der üblichen Compositionsweise darstellt. Maria mit dem Kind auf dem Schoße sitzt unter einem Baume, von welchem Joseph einen Zweig mit Früchten abgebrochen hat und ihn dem Kinde reicht, das seinen Arm danach emporstreckt. Ein Engel hält den Esel, der aus einem Bache trinkt, andere Engel schweben in den Lüften. Das mit Liebe durchgeführte Bild mit trefflicher Farbengebung und Beleuchtung gehört zu einem der besten Zeiller's.

In dieselbe Zeit dürfte auch das Freskobild der Himmelfahrt Maria's fallen, welches er im Chor der Kirche von Bach (1 Stunde von Elbingenalp) ausführte und das sich durch die vornehme Anmuth Maria's und den Liebreiz der Engelglorie auszeichnet.

Vom Jahre 1778 stammt ein großes Deckengemälde von ihm im Langhaus der Pfarrkirche des h. Laurentius zu Büchelbach, welches die Verurtheilung des h. Laurentius durch heidnische Richter zum Gegenstand hat. Trotz mancher Flüchtigkeit und Derbheit in der Zeichnung und Ausführung besonders mancher Nebenfiguren zeichnet sich auch dieses umfangreiche Freskobild doch noch durch die diesem Künstler eigene warme Kraft des Colorits, malerische Gruppenbildung und unmittelbare Belebung aus. Die Verbindung zwischen Plafond und Wand wird durch Zwickel und Kappen hergestellt, welche ebenso wie die Triumphbogen gegen den Chor mit Malereien Zeiller's geschmückt sind. In den Zwickeln befinden sich in farbigen Cartouchen mit stark bewegtem Stuccoblattwerk sehr anmuthige Engel mit Meßgeräthen, Palmen, Kreuzen, Monstranzen ꝛc., in den Kappen paarweise in Rococomuscheln die Brustbilder der zwölf Apostel, in breiten kräftigen Pinselstrichen voller Farbenfrische wirkungsvoll

charakterisirt. An beiden Seiten des Triumphbogens sind, gleichfalls von Cartouchen umrahmt, die vier lateinischen Kirchenväter, in ausdrucksvollen Bewegungen dargestellt. Erregt wenden sie ihre Blicke nach der Mitte des Triumphbogens, wo der h. Geist in einem Oval schwebt. Am unteren Rand des Plafondgemäldes befindet sich die Inschrift: J. Jacob Zeiller S. C. M. Acad. pict. inv. et fecit 1778. Wir sehen den Proconsul unter einem rothbraunen Zeltdach auf seiner Sella thronen, zu welcher steinerne Stufen emporführen. Seine sonnig beleuchteten Gewänder schillern in den lebhaftesten Farben. Vor ihm steht der h. Laurentius, seinen Blick begeistert zum Himmel erhebend, doch ist der Ausdruck seines etwas zu großen Kopfes einigermaßen flau. Er sowol wie seine Richter sind von römischen Soldaten in lebhaften, kräftigen Farben umgeben, deren Ausführung zum Theil aber stark decorativ ist. Trefflich charakterisirt und belebt ist im Vordergrund die Gruppe der Gebresthaften und Armen, welche der Heilige an Stelle des für sie verwendeten Kirchenschatzes vorführt. Junge Mädchen, Mütter mit ihren Säuglingen, Krüppel, ein ganzer Wagen mit Kranken sind in reicher Gruppenbildung vorgeführt, freilich ebenfalls nicht ohne Derbheiten und Verzeichnungen. Sehr schön ist der landschaftliche Hintergrund mit Wiesen, Felsen und einer Stadt in duftiger Ferne dargestellt. Oben am lichtblauen Himmelszelt sehen wir eine himmlische Gruppe, welche im Gegensatz zur irdischen schwungvoller und in zarteren Tönen componirt und gemalt ist. In der Mitte sehen wir auf rosigem Wolkenball den Heiligen im Diakonengewand knieen, von zwei prächtig beleuchteten farbenschillernden Engeln getragen. Rechts davon trägt eine in Form und Farben äußerst anmuthige Engelgruppe sein Leidensinstrument, den Rost, unter ihm schwebt die Caritas, ebenfalls eine liebliche, farbenduftige Gestalt. Ueber dem Heiligen geht das Himmelsblau immer mehr in eine goldige Glorie über, in welcher die heilige Dreieinigkeit in geisterhaften Tönen, von Engeln umschwebt, erscheint; ein Engel hält eine Strahlenkrone über dem Haupte des h. Märtyrers. Das Feld über dem Orgelchor endlich ist mit einem Gemälde geschmückt, welches David, von musicirenden Engeln umgeben, darstellt.

P. Denifle behauptet, daß Z. in seinem 73. Lebensjahre für die „Pfarrkirche von Reute“ ein Deckengemälde des Martyriums des h. Laurentius gemalt habe. Nun besitzt aber Reutte gar keine eigene Pfarrkirche, sondern hängt von derjenigen in Breitenwang ab. Weder in dieser, dem h. Petrus und Paulus geweihten Kirche, noch auch in der Franciscanerkirche, der bedeutendsten Kirche von Reute, befindet sich ein solches Deckengemälde, so daß P. Denifle offenbar eine Verwechslung mit der Pfarrkirche von Büchelbach begangen hat.

Eine der letzten Arbeiten unseres Künstlers (die er nach P. Denifle ebenfalls unentgeltlich ausführte) ist das Freskogemälde, mit welchem er den Chor der Pfarrkirche der hh. Petrus und Paulus von Breitenwang ausschmückte, welche Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts neugebaut wurde (Rapp, Topogr.-statist. Beschr. d. Diöc. Brixen V, 256), während Z. schon 1783 starb. Dasselbe stellt die Schlüsselverleihung an den h. Petrus dar. Wenn sich auch hier vielleicht manche Fehler finden lassen, welche P. Denifle dem hohen Alter des Malers zu Gute rechnet, so zeigt auch dieses Gemälde doch viele Vorzüge, sei es hinsichtlich der frischen, kräftigen Färbung, sei es, was die prächtige Charakteristik einiger kräftig modellirten Apostelköpfe betrifft. Am wenigsten ansprechend ist der etwas zierlich tänzelnde und süßliche Christus, der dem Petrus die Schlüssel reicht. Zu beiden Seiten unter Rundfenstern sind köstliche Engel mit den Papstinsignien dargestellt. In einer Capelle derselben Kirche soll sich nach P. Denifle ein Altarblatt desselben Künstlers mit Christus im Grabe befunden haben. Ein weiteres Bild von ihm soll zur Fastenzeit daselbst

vorgezeigt worden sein. Zu seinen letzten Arbeiten dürften auch zwei Altarblätter in der Pfarrkirche zu Mariae Himmelfahrt in Holzgau gehören, deren eines die Brüder des h. Rosenkranzes, das andere den h. Domenicus darstellt. Sein allerletztes Werk war die Ausmalung der Pfarrkirche von Feldkirch in Vorarlberg, wo er die Geschichte Johannes des Täufers darstellte. Diese Fresken sollen nach P. Denifle besser gewesen sein, als mehrere der vorhergenannten. Doch obwol sie die Ursache seines Todes waren, indem er sich durch die Feuchtigkeit des Raumes eine schmerzhafte Krankheit zuzog, an der er 2 Jahre 2 Monate und 10 Tage darniederlag und am 8. Juli 1783 in seiner Heimath starb, — so entgingen diese Fresken selbst auch nicht ihrem Untergang, sondern wurden im J. 1873 bei der Erneuerung der Kirche durch mittelmäßige Malereien des Franz Kolb von Ellwangen ersetzt. H. S.

Ziely*): Wilhelm Z., Bearbeiter französischer Romandichtungen, Bürger von Bern, wurde in den 70er oder 80er Jahren des XV. Jahrhunderts an unbekanntem Orte geboren. Sein Vater, der Tuchscherermeister Wilhelm Z., ein Fremder, wird in Bern zuerst im J. 1496 genannt, wo er in den Großen Rath der Zweihundert eintrat; er muß sich also wol schon mehrere Jahre zuvor in Bern niedergelassen haben. Seine Herkunft läßt sich nur vermuthen. Aus einem Schreiben, das Schultheiß und Rath von Bern am 14. October 1497 (lat. Missivenbuch) an den „Presidens Nicie“ (Nizza) richten, geht hervor, daß der Vater Z. in Nizza einen Bruder zur Verwaltung seiner Güter eingesetzt hat, und in einem zweiten Schreiben vom 10. December 1499 wird an „Gubernator, sindici et consules oppidi Nicie“ berichtet, daß „Unser Burger Gwilhelmus Zieli“ nach Nizza reise, um sein väterliches Erbe zu erlangen, das ihm ein Gegner streitig mache, obschon dieser gerichtlich abgewiesen worden sei. Endlich wendet sich Bern am 5. August 1501 in der gleichen Sache direct an den Herzog von Savoyen. Es ist also wol anzunehmen, daß die Familie Z. aus Nizza stammt. In seinen jungen Jahren scheint der Sohn das Handwerk des Vaters erlernt und betrieben zu haben; denn in einem Notariatsinstrument von 1504 wird von dem, „was er mit scheren verdient hat“, gesprochen, und ebenda verpflichtet er sich, seinen Bruder das Handwerk zu lehren. Im J. 1500 verehelichte sich Z. mit einer Stadtbernerin, Küngolt Vogt, bezog aber erst 1505 ein eigenes Haus, nachdem er die ersten vier Jahre seiner Ehe im Hause des Vaters zugebracht hatte. 1502 figurirt er zuerst unter den Mitgliedern des Großen Raths, in welcher Behörde er bis an sein Lebensende bleibt. 1511 muß er laut der Vorrede zu seinen Romanen am Kaufhaus beschäftigt gewesen sein; doch sind die Worte „zuo welcher zyt ich miner gunstigen herren von Bern Diener gsin bin in irem kouffhus“ kaum mit Bächtold dahin aufzufassen, daß Z. „Diener des Kaufhauses“ gewesen sei, sondern vielmehr, daß er dem Staate in irgend einer Eigenschaft am Kaufhause gedient habe. Dieses Amt wird wol das eines „Geleitsherrn“ gewesen sein, der die Oberaufsicht über die Waarenspedition, die Zölle u. s. w. hatte, wie er denn auch am 20. September 1536 urkundlich als „alt Gleitsherr“ bezeichnet wird. 1522 hatte er gegenüber Seb. Meyer jenen Widerruf wegen Verleumdung als Ketzer zu leisten, dessen Acten sich außer den bei Bächtold citirten Quellen auch in Zedler's Encyklopädie (nach Scheurer's Bernischem Museum) abgedruckt finden. Im December desselben Jahres gründeten der Schultheiß Jacob von Wattenwyl, der Seckelmeister Lienhart Hüpschi, der Alt-Venner Hans von Wingarten, der Rathsherr Hans Keyser und der Stadtschreiber Niclaus Schaller eine Gesellschaft zur Betreibung des Salzhandels und wählten Z. zu ihrem Factor. Am 4. April figurirt er als

*) Zu S. 193.

Vogt des 1528 säcularisirten St. Vincenzstiftes und verwaltete vom Ende dieses Jahres bis 1533 und wiederum von 1537—39 als „Schaffner" den Stiftsfundus. Da er 1540 zuletzt in dem sog. Osterbuch als Mitglied des Großen Rathes erwähnt wird und sein Name auch später nirgends mehr auftaucht, darf man annehmen, daß er vor Ostern 1541 gestorben ist.

Ziely's litterarische Thätigkeit beschränkt sich auf die Ueberarbeitung, oder besser freie Uebersetzung der beiden französischen Romane „Olivier und Artus" und „Valentin und Orsus": Lyhstoire de Oliuier de Castille et de Artus Dalgarbe, son tresroyal compaignon (translate de latin en françois par Ph. Camus), imprimee Genesue [Genève] lan mil cccc. lxxxii [1482] und lhystoire des deux vaillans cheualiers Valentin et Orson filz de lempereur de grece Imprime a lyon [nicht in Genf, wie Bächtold angibt] .... Lan mil quatre cens quatre vingtz et neuf [1489]. (Zwei spätere Ausgaben dieses letzteren Romans datiren von Lyon 1495 und 1505.) Der Titel der ältesten Ausgabe Ziely's lautet: „In disem buoch werden begriffen vnd gefunden zwo wunderbarlicher Historien, gantz lieblich ze lesen, auch dienen zuo vil erfarnuß. Die Erst Hystori von zweyen treuwen gesellen, mit namen Olwier, eines künigs son uß Castilia vnd Arto, eynes künigs sun von Algarbia wölches künigreich zuo vnseren zeyten ist vnter dem künig von Portugal. Die Ander Hystori sagt von zweyen bruoderen Valentino vnd Orso, deren vatter ein keyser zuo Constantinopel, vnd ir muoter eins künigs dochter in Franckreich gewesen, mit namen Peppin. Gezogen vß frantzösischer zungen in Dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern in Öchtland. Anno MDXXII [Druckfehler für MDXII?]". Am Schluß: „Getruckt durch den fürsichtigen Adam Petri von Langendorff, Burger zuo Basel. In dem iar, do man zalt nach Christi vnssers herren geburt Tusent fünffhundert zwentzig vnd ein iar. An dem XIIII. tag des Monats februarii". Weitere Ausgaben sind verzeichnet im Berner Taschenbuch 1878, S. 46 und in Bächtold's Anmerkungen zu seiner Litteraturgeschichte S. 139, wo aber die Frankfurter Ausgabe von 1572 fehlt. In der Vorrede zur ersten Ausgabe sagt Z., daß ihm „fürkommen in frantzösischer sprach ein gar seltzame history, in dem iar, so man zalt von der geburt Christ MDXI"; er habe sich dann in seinen Mußestunden eifrig ans Werk gemacht, sie ins Deutsche zu übertragen, „in der meynung, es werd mine arbeit manchem verdrüssigen menschen ein kurtzweil bringen"; freilich möge man ihn entschuldigen, wenn wegen seiner lückenhaften Kenntnisse des Französischen Manches unverständlich sei. Die Uebersetzung ist jedoch, abgesehen von einigen Mißverständnissen, für die Anforderungen jener Zeit eine recht tüchtige. Inhaltsangaben beider Romane finden sich bei Bächtold S. 438—442.

J. Bächtold, Gesch. d. deutschen Litteratur in d. Schweiz und die dort genannten weiteren Quellen. — Archivalien d. Berner Staats-Archivs. (Gefl. Mittheilungen von Dr. Türler.)

E. Hoffmann-Krayer.

Zimmermann*): Joseph Ignaz Z., der Gesellschaft Jesu, Schulmann und Schriftsteller, wurde geboren am 15. October 1737 in Schenkon am Sempachersee als Sohn wohlhabender Landleute. Seine Taufe empfing er in dem benachbarten Sursee, wie er auch die ersten Schulen in diesem Städtchen mag durchlaufen haben. Später kam er sammt seinem älteren Bruder Franz Joseph Z., nachherigem Pfarrer in Merischwanden und Verfasser von Erbauungsschriften, an das Luzerner Jesuitencollegium, wo er 1750 als „Rhetor", d. h. Schüler der Rhetorikclasse erwähnt wird. 1755 trat er zu Landsberg in Baiern in den

---

*) Zu S. 280.

Jesuitenorden ein und vollendete in Alt-Oetting seine vorbereitenden Studien. Die Priesterweihe empfing er 1765 in Eichstädt. Von da an beginnt seine ausgedehnte und segensreiche Lehrthätigkeit. Schon im Herbst des folgenden Jahres finden wir ihn als Professor der Rhetorik am Obergymnasium zu Solothurn, wo er neben seinem Freunde F. R. Crauer (s. XVII, 63 Krauer) während drei Jahren eine regsame pädagogische Thätigkeit entfaltete. Nur ungern ließen ihn seine jungen „Freunde" nach München ziehen, wohin er im Herbst 1769 versetzt wurde; denn kurz zuvor hatte er aus den besten und anhänglichsten unter ihnen eine „kleine Sittenakademie" gebildet, die eine gegenseitige Aussprache in Dingen der christlichen und bürgerlichen Moral zum Zweck hatte. Bald jedoch gelang es ihm auch in München, unter seinen Schülern Anhänger für diese Idee zu gewinnen, so daß es ihm möglich wurde, durch brieflichen Verkehr jenes geistige Band zwischen seinen Solothurner und Münchener Zöglingen herzustellen, das hernach in den „Briefen von einer kleinen Sittenakademie" litterarischen Ausdruck gefunden hat. Doch bereits im J. 1770 „bahnte ihm, wie er selbst sagt, ein unerwartetes Geschick wieder den Weg" nach seinem geliebten Solothurn. Dort setzte er seine pädagogische Thätigkeit fort bis 1773, in welchem Jahre seine Berufung an das Gymnasium von Luzern erfolgte; am 26. October 1774, einige Monate nach Aufhebung des Jesuitenordens, wurde er dort endgültig als Professor der ersten Rhetorikclasse bestätigt, während sein Freund Krauer, der seit 1769 ebenfalls in Luzern weilte, die zweite Classe innehatte. 1774—1796 war Z. zugleich Praeses Congregationis de bona Morte und hatte bis 1785 die Predigten für die Studenten zu halten. Am 24. Mai 1795 sah er sich genöthigt, sei es aus Gesundheitsrücksichten, sei es wegen Widerwärtigkeiten im Amte um einen vorläufigen Urlaub einzukommen. Es sollte ihm nicht mehr vergönnt sein, in seine Stellung zurückzukehren; denn am 9. Januar 1797 starb der kaum 59jährige bei seinem Bruder in Merischwanden.

Zimmermann's Werke sind, soweit wir ihre Authentie nachprüfen konnten, folgende: 1) „Isak, ein Trauersp. in 5 Aufz. Aus dem Französischen des P. Brumoy übersetzt von J. Z. d. G. J." Zug 1769. Aufgeführt in Solothurn 1769. 2) „Dithmar, Trauersp. in 5 Aufz." Frankf. u. Lpz. 1771. 2., stark umgearb. Aufl. u. d. T.: „Sieg der Religion". Luzern 1783. Aufgeführt (als „Dithmar"), laut Zimmermann's Einleitung zum Aufführungsprogramm von 1783, „zuerst in Solothurn, dann an mehreren Orten Deutschlands, vor etlichen Jahren in Engelberg", 28. Febr. 1774 in Fischbach (Kt. Luzern), 2., 3., 5. Sept. 1783 in Luzern und 1795 (als „Sieg der Religion oder Johannes de Deo") ebenda (?). Den bei Bächtold, Goedeke, Kayser erwähnten Titel „Wenzel, Pannoniens Feldherr oder Sieg der Religion" können wir nicht nachweisen. Z. selbst nennt dieses Drama sein Lieblingsstück, bei dessen Aufführung „allemal Tränen geflossen" seien. 3) „Briefe für Knaben von einer kleinen Sittenakademie." Solothurn 1772. 2., völl. umgearb. Aufl. u. d. T.: „Briefe einer kleinen Sittenakademie zum Nutzen und Vergnügen der Jugend." Augsb. 1777. Ueber die Entstehung dieser durch Gellert's Musterbriefe angeregten Correspondenz haben wir bereits oben gesprochen; wie weit jedoch der persönliche Antheil Zimmermann's an den Sittenbriefen geht, läßt sich aus der etwas unklar gefaßten Vorrede nicht entnehmen. Eine andere compilatorische Arbeit ist: 4) „Freundschaftliche Musen, gesammelt von Jos. Zimmermann, der G. J., Lehrer der Redekunst in Solothurn". Solothurn 1773. Die Musen, sagt Z., sind „die Arbeit einiger meiner Freunde"; sie enthalten Uebersetzungen Baudory'scher Streitreden durch Drei der Sittenakademiker, sechs Gedichte eines „verstorbenen Freundes", Verschiedenes von F. R.

Trauer (siehe Krauer) und Idyllen in Geßner'scher Manier von einem Schüler Zimmermann's. 5) „Amalie, oder die gute Erziehung. Ein Schauspiel in 5 Aufz." München 1773. 2. Aufl. in den „Freundinnen" von 1787 (siehe Nr. 19 f.). Die erste Ausgabe dieses andern „Lieblingsstückes" wurde laut Z. ohne sein Wissen gedruckt. 6) „Wilhelm Tell. Ein Trauersp. in 5 Aufz." Basel 1777. 2., verbesserte Aufl. 1779. Aufgeführt am 2., 3. und 5. Sept. 1777 in Luzern. 7) „Der Verlohrne Sohn. Ein Trauersp. in 5 Aufz." Schaffhausen 1779, Augsb. 1787. Aufführungen dieses Stücks müssen schon vor dem Druck stattgefunden haben; denn bereits 1776 wird dem Verfasser eine kleine Geldsumme zuerkannt zur Bestreitung der Unkosten. Nach Fleischlin erfolgte eine weitere Aufführung 1788. 8) „Petermann von Gundoldingen oder die Sempacherschlacht. Ein Eidgenössisches Trauersp. in 5 Aufz." Basel 1779. Aufgeführt am 2., 3., 6. Sept. 1779 in Luzern. 9) „Nikolaus von Flüe, oder die gerettete Eidgenossenschaft, in 5 Aufz." Luzern 1781. Aufgeführt am 3., 4., 6. Sept. deff. Js. 10) „Vorbereitung zur französischen Sprache für junge Töchter." Luzern 1781. 11) „Einleitung zum Religionsunterricht und guten Sitten, in Gesprächen, oder die gute Mutter." Luzern 1782. So laut Kayser; da uns jedoch diese Schrift nicht zugänglich war, vermögen wir nicht zu entscheiden, ob sie mit Nr. 21 identisch ist. 12) „Die Kosttochter." Basel 1783. Aufgeführt am 5., 6., 8. Mai 1783 und am 14. Febr. 1786 in Luzern. 13) „Die Junge Haushälterinn. Ein Buch für Mütter und Töchter." Luzern 1784 (?). 2. Aufl. des 1. Bändchens (1. Aufl. des 2. u. 3. Bändchens) Luzern 1785. 3. Aufl. (in 4 Bändchen) Wien 1789. 5. Aufl. (in 2 Bändchen) Luzern 1807. 6. (?) Aufl. Wien 1809. Die Quellen zu diesem in Gesprächsform abgefaßten praktischen Haushaltungsbuch nennt Z. im 3. Bändchen der Aufl. von 1785, S. III. 14) „Das Stadtmädchen, wie Alle seyn sollten. Ein Schausp. in 2 Aufz. für Junges Frauenzimmer." Luzern 1784. 2., verb. Aufl. Luzern 1785. (Separat-Abdruck aus dem Vorigen [Nr. 13] Band II.) 3. (?) Aufl. Luzern 1790. Aufgeführt am 9. Mai 1784 in Luzern. 15) „Der Oheim, oder wenn man nur warten kann. Ein Lustsp. in 5 Aufz." Luzern 1784. Aufgeführt am 13., 16., 17. Febr. 1784 in Luzern, im Mai 1784 in Muri. Ob die Verfasserschaft wirklich Z. zukommt, vermögen wir nicht zu controlliren, da sämmtliche uns zugänglichen Anzeigen seinen Namen nicht nennen; doch wird ihm das Stück von Pfyffer, Fiala, Goedeke und Bächtold unbedenklich zugeschrieben. 16) „Die Wohlthäterinn der Menschheit. Ein Familienstück für das Institut der Kindswärterinnen." (Als Anhang zu Nr. 13 in Band III der Aufl. von 1785.) „Die Wohlthäterinn ihrer Mitmenschen" (ebenda in Band II der Aufl. von 1807). 17) „Die Schwestern, ein Schausp. in 3 Aufz. für Junges Frauenzimmer." (In Nr. 13 Bd. I der Aufl. von 1785.) 18) „Etwas zur öffentlichen Prüfung der 2ten Klasse in Luzern." Luzern 1786. Dieser Titel nach Kayser. Die Schrift ist zweifellos identisch mit dem im Wochenblatt 1785, S. 109 erwähnten Vortrag Zimmermann's „Materien einer öffentlichen Prüfung" mit folgendem Inhalt: 1. von der rednerischen Anordnung, 2. von den Leidenschaften, 3. Horazens Dichtkunst, 4. von dem Heldengedichte, 5. von dem Hirtengedichte, 6. von dem Lehrgedichte, 7. von dem lyrischen Gedichte. 19) „Den Freundinnen der Jungen Haushälterinn [s. Nr. 13]. Eine Nachlese von dem Verfasser derselben." Luzern 1787. Inhalt: a) Klärchen von Raubach. Ein Schausp. in 3 Aufz. für junges Frauenzimmer, b) Romanze, c) Aufmunterung, d) Prof. Braunstein, Drei Sittenreden für junges Frauenzimmer, e) Gebethlied, f) Amalie [s. Nr. 5]. Nebst Anhang: Erziehungsplan, nach welchem Amalie gebildet worden. 2. Aufl. 1790. 20) „Klärchen von Raubach" [s. Nr. 19 a]. Aufgeführt am 5., 6.,

8. Febr. 1787 in Luzern. Nach Zimmermann's eigener Aussage wurde dieses Stück veranlaßt durch G. Sulzer's Anweisung zur Erziehung seiner Töchter. 21) „Vorbereitung zur Religionserkenntniß, seinen Schülern gewidmet". Luzern 1787. [Vgl. Nr. 11.] 22) „Der deutsche Lateiner. Ein praktisches Lehrbuch für Anfänger." Luzern 1787. 23) „Erlachs Tod. Ein vaterländ. Trauersp. in 5 Aufz." Augsb. 1790. (Laut Holzhalb schon 1789; eine Anzeige im Wochenblatt vom 8. Dec. 1789.) Aufgeführt 1789 in Luzern, 27., 30. Juni 1790 in Solothurn. 24) „Benoni oder Verbrechen und Gnade. Ein Trauersp. in 5 Aufz." Augsb. 1793. Aufgeführt 25., 26., 29. Mai 1789 in Luzern. 1793 (nach Fleischlin). 25) „Der lateinische Lateiner. Ein praktisches Lehrbuch für deutsche Lateiner." Luzern 1794. — Außerdem soll Z. laut Fiala während seines Aufenthaltes in Luzern noch einige ungedruckte Dramen geschrieben, bezw. überarbeitet haben, so einen Telemach (1768), Adiatorix (1771), Urs und Victor von K. St. Glatz (1772), Britannicus von Racine (1773), Bruderliebe oder der verzeihende Joseph, und Kain und Abel, ein Singsp. nach Geßner. Nicht von ihm stammt der „Auszug der Heiligen Geschichte. Ein Lesebüchlein für Kinder." Basel 1788. 2. Aufl. 1789. 3. Aufl. Solothurn 1806. Die Schrift ist eine Uebersetzung aus dem Lateinischen des Lhomond durch einen Schüler. Z. ist nur der Herausgeber. Ebenso ist der Aufsatz von Joseph Schmid „Von der Dramatischen Dichtkunst" Solothurn 1773 lediglich unter Zimmermann's Auspicien verfaßt.

Die wahre Bedeutung Zimmermann's liegt offenbar nicht in seinen schönwissenschaftlichen Erzeugnissen, sondern in seiner pädagogischen Thätigkeit. Abgesehen davon, daß Z. im persönlichen Umgang mit seinen Schülern eine wahrhaft bezaubernde Liebenswürdigkeit muß an den Tag gelegt haben, die ihm die dauernde Anhänglichkeit seiner Pflegebefohlenen sicherte, bethätigte er sich auch schriftstellerisch mit großem Erfolge auf dem Gebiete der Pädagogik. Wer seine „Junge Haushälterinn" auch nur flüchtig durchblättert hat, wird staunen müssen über die unerschöpfliche Fülle seiner bis ins einzelnste gehenden Kenntnisse in der Haushaltungskunst; und das Alles weiß er uns in angenehmer, plaudernder Form vorzutragen. Nicht minder rührig zeigte sich Z. in der Reform des eigentlichen Schulwesens. Durch sein unermüdliches, stets das Ideale mit dem Praktischen verbindendes Wirken ist die Mädchenschule der „Ursulinerinnen" in Luzern zu einer wahren Musterschule erhoben worden, die sich Männer wie Leonhard Usteri unbedenklich zum Vorbild nehmen konnten. Noch besitzt das Luzerner Staatsarchiv von der Hand Zimmermann's einen „Entwurf über die Schul- und Kosteinrichtung für die jungen Töchter bey den E. Frauen Ursulinerinnen" aus dem Jahre 1779, der ein sprechendes Zeugniß ablegt von dem klaren praktischen Blick des Verfassers.

Großen Werth legte Z. bei seinem Unterricht auf Geschmeidigkeit und Eleganz des Stils; speciell der Briefstil lag ihm, wol durch die Anregung der einschlägigen Gellert'schen Abhandlungen, am Herzen; demzufolge fügte er den Sittenbriefen eine längere „Praktische Anleitung zum Briefschreiben" bei, die er wiederum in Form eines „Briefwechsels zwischen einem Rhetor zu München und einem Hrn Philosophen zu Solothurn" abfaßte. Aber überhaupt erwarb er sich um die praktische Ausübung des Deutschen große Verdienste. Dabei kam ihm die schöne Sitte der Schulaufführungen je am Ende eines Studienjahres sehr zu Hülfe. Gewiß ist es nicht zum geringsten Theile auf seine Initiative zurückzuführen, daß im J. 1767 zum ersten Mal seit langer Zeit eine deutsche Schulkomödie auf die Bretter kam, eine Neuerung, der schon 1768 der Beschluß nachfolgte, es sollen die „wohlehrwürdigen Herren Jesuiter in künftigen Zeiten ihre Comedien in deutscher Sprach producieren, damit die Jugent in ihrer eignen

Muttersprach desto besser unterrichtet werde“. Zugleich wirkte Z. energisch dahin, daß durch die Aufführung vaterländischer Dramen und Aufnahme der Schweizergeschichte in den Unterricht der patriotische Sinn der Jugend geweckt werde. Dies gab auch den ersten Anstoß zur Abfassung der Dramen Tell, Niklaus von Flüe, Petermann von Gundoldingen und Erlachs Tod, denen Haller in seiner Bibliothek der Schweizer-Geschichte kein geringes Lob zollt. Auf Z. paßt trefflich das Wort Goethe's bei Gelegenheit einer Schulaufführung in Regensburg 1786: „Dies hat mich von der Jesuiten großer Klugheit auf's neue überzeugt; und es ist nicht Klugheit, wie man sie sich in Abstracto denkt, sondern es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauch des Lebens entspringt“ (Tagebücher Bd. I, S. 149).

Der ästhetische Werth der Zimmermann'schen Dramen ist freilich kein sehr großer; immerhin stehen sie an Ernst und Wärme der Auffassung, an Schwung und Formvollendung der Diction weit über den Bodmer'schen Machwerken. Der gesunden psychologischen Entwicklung der Charaktere steht leider oft die pädagogische Tendenz im Wege und so drängt sich in manchen seiner Dramen ein lehrhaft pedantischer Ton auf. Jedenfalls können wir dem Herausgeber des „Verlornen Sohns“ nicht aus vollem Herzen zustimmen, wenn er in seinem Vorbericht sagt: „Die Ehre, unter die besten Dramatischen Dichter gezählt zu werden, mag Zimmermann noch zu mehrern Arbeiten aufmuntern“. Seine eigensten Anschauungen über Poetik und Rhetorik scheint Z. in der unter Nr. 18 erwähnten Schrift niedergelegt zu haben; doch ist uns dieselbe leider unauffindlich geblieben. Ein etwas roh gearbeitetes Bildniß mit den Signaturen M. Meyer Pinx. Luzern. Clausner Sc. Zug. besitzt die Luzerner Bürger-Bibliothek.

Zimmermann's Schriften. — Luzernisches Wochenblatt 1781—93. — H. J. Holzhalb, Supplement zu H. J. Leu's Allgem. helvetischem Lexicon, Bd. VI (1795). — M. Lutz, Necrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. — Chr. G. Kayser, Vollständiges Bücher-Lexicon, Th. I—VI. Leipzig 1834 bis 36. — J. L. Aebi, Kurze Geschichte der Lehranstalt Luzern. Programm 1856. — K. Pfyffer, Der Kanton Luzern, 1858. — F. Balthasar und K. Pfyffer, Kurze Lebensnotizen zu der Portrait-Gallerie merkwürdiger Luzerner. In: Katalog d. Bürgerbibl. IV. Fortsetzung (1866) S. 371. — G. Morel, Das geistl. Drama vom 12.—19. Jahrh. in den V Orten (Nachträge). In: Der Geschichtsfreund 23 (1868), 229. — F. Fiala, Geschichtliches über die Schule von Solothurn (Programm). Heft IV (1880), S. 33; V (1881), S. 20 ff. — F. Fiala, Joseph Ignaz Zimmermann. In: O. Hunziker, Geschichte d. schweiz. Volksschule I (1881) S. 268 ff. — B. Fleischlin, Die Schuldramen am Gymnasium und Lyceum von Luzern von 1581—1797. In: Kathol. Schweizerblätter 1885, S. 184—85. 504. — J. Bächtold, Gesch. d. deutschen Lit. in d. Schweiz, 1892. — K. Goedeke, Grundriß² V, 1893. — Archivalien und briefliche Mittheilungen der HH. P. Romuald Banz (Stift Einsiedeln), Prof. M. Gisi (Solothurn), Dr. F. Heinemann und Dr. Th. v. Liebenau (Luzern), P. Gabriel Meier (Stift Einsiedeln).

E. Hoffmann-Krayer.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 432. Z. 2 v. o.: Andlern wurde am 1. März 1631 in Tübingen geboren, evangelisch, trat vor 1655 zur katholischen Kirche über.

" Z. 5 v. o. l.: in Nürnberg und 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg gewesen war.

" Z. 10 v. o. l.: in Wien berufen von Kaiser Leopold I. am 3. November 1671 in den Ritterstand und am 18. September 1696 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Nach Ausweis der betr. Urkunden. Andler.

S. 441. Z. 19 v. o. l.: 1632 (statt 1631).

S. 484. Z. 1 v. o. l.: starb zwischen 1543 und 1546.

" Z. 19 v. u.: Neue Ausgabe der Chronik vom histor. Verein des Kantons Bern. Bern 1884. Vgl. Archiv des histor. Vereins des K. Bern. Bd. XI, S. 443. St.

Band II.

S. 113. Z. 9 v. u.: Von ihm findet sich auch ein Satz in dem Fasciculus primus Geistlicher wolklingender Concerten mit 1 und 2 Stimmen. Goslar 1638, Nr. 24: Wir glauben all an einen Gott.

S. 339. Z. 26 v. o.: Vgl. hierzu v. Weber, Aus vier Jahrhunderten. N. F. I (1861), 6 ff.

S. 408. Z. 15 v. o.: Württembg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. 5. Jahrg., 4. Heft eine Urkunde zur Gesch. d. G. v. B. — Kamann: Die Fehde des G. v. B. mit der Reichsstadt Nürnberg und dem Hochstift Bamberg 1512—14. Nürnberg 1893.

S. 572. Z. 24 v. u.: Rudolf Besser leitete neben seiner eigenen Buchhandlung mehrere Decennien das bekannte „Geographische Institut von Justus Perthes" in Gotha. Er starb am 11. August 1883 auf einer Erholungsreise in die Schweiz zu Engelberg am Schlagfluß.

S. 713. Z. 22 v. o. l.: Schwerin i. M. statt Lübeck, wie sich aus Acten des Kgl. S. Hauptstaatsarchivs in Dresden ergibt.

S. 728. Z. 15 v. o.: Der Satz von „Als — verwundet" ist zu streichen und dafür zu setzen: In der Schlacht bei Freiberg wurde er verwundet.

S. 733. Z. 12 v. o. l.: 1845 (statt 1825).

Band III.

S. 180. Z. 11 v. u. l.: 15. (statt 16.) Jahrhunderts.
S. 653. Z. 21 v. o. l.: Urach (statt Aurach).

Band V.

S. 409. Z. 24 v. o. l.: Berlin (statt Dresden).
S. 573. Der Maler Johann Adam Eberle wurde laut Geburtsurkunde am 27. März 1804 (nicht 1805) zu Aachen geboren. Seine Eltern waren der Messerschmied Philipp Eberle und Elisabeth Franzin. Pick.

Band VI.

S. 501. Z. 25 v. o. hinzuzufügen: Dr. Kropatschek, Geschichtliche Entwickelung des geograph. Unterrichts (Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. 2. deutschen Geographentages. Berlin, D. Reimer, S. 5).

Band VIII.

S. 242. Z. 25 v. u. l.: Wesen (statt wesen -).
S. 503. Z. 6 v. u.: Vgl. Die Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken von Lorenz Fries, hsg. von Schäffler und Henner. Würzburg 1883 ff. und Kluckhohn, Ueber das Project eines Bauernparlamentes in Heilbronn, in Nachrichten v. d. Kgl. Gesellschaft d. W. zu Göttingen, Nr. 7. St.
S. 503 statt 16—21 v. o.: Währenddeß — — auf l.: Während dessen sollten sehr merkwürdige Entwürfe einer durchgreifenden Reichsreform berathen werden. Von einem Gesinnungsgenossen Frdr. Weigand, kurmainzischem Cellar in Miltenberg, waren Vorschläge dafür bei Hipler angelangt, der einem Kriegsrath in Heilbronn beiwohnte. Als aber das Heer des schwäbischen Bundes unter dem Truchsessen von Waldburg gegen die Bauern heranrückte, mußte man alle Reformpläne aufgeben. St.
S. 549. Z. 15 v. u. l.: Christlieb Ehregott.
" Z. 17 v. u.: Neues über Chr. F. Gellert enthält die Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte VI, 448 ff. von Distel.

Band IX.

S. 448[s.] Z. 21 v. u.: In der Handbibliothek des Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchivs (K[e] 930) befindet sich das Dedicationsexemplar für den Kurfürsten Johann Georg I. zu Sachsen der Schrift: De tutelis electoralibus testamentariis legitimas excludentibus, libri VI (1611).

Auch die zwei Jahre später hierauf erschienene Gegenschrift Johann Zechlin's wird daselbst aufbewahrt.

S. 455. Z. 24 v. o. l.: Röder von Schwende (statt Reinhard v. Schwencke).

Band X.

S. 332. Z. 20 v. o. l.: 1546 magistrirte.
S. 372. Z. 24 v. o. l.: 25. November.
S. 396. Z. 4 v. u.: Schleiermacher verließ Stolp schon 1804.
S. 456. Z. 16 v. o. statt daselbst l.: in Wellbergen.
S. 673. Z. 21 v. o.: Vgl. Althaus, Histor. Taschenbuch 1884.
S. 741. Z. 3 v. o. zuzufügen: † zu Stuttgart den 2. Juni 1867.

Band XI.

S. 736. Z. 17 v. o.: Vgl. Reinhold Steig in d. Zeitschrift f. deutsche Philologie XXIX, 202 ff.

Band XII.

S. 7. Z. 20 v. o.: Hensler hieß eigentlich Albert Friedr. Henseler (vgl. Staatsanzeiger für Württemberg 1890, bes. Beil. 18).
„ Z. 21 v. o. l.: Februar 1759 zu Vaihingen.
„ Z. 22 v. o. l.: H. studirte und wurde Magister in Tübingen.

J. Hartmann.

Band XIII.

S. 265. Z. 14 v. u. l.: drohte. Unter den Anklagen der Regierung gegen H. war auch die, er habe gesagt und gepredigt, niemand sei weiter schuldig Zins, Zehnten, Renten, Gült zu geben oder seinen Obern gehorsam und unterthänig zu sein (Loserth: Archiv für öst. Gesch. Bd. 77, S. 20).
„ Z. 6 ff. v. u. zu streichen: „und wurde“ bis „zu geben“.
S. 266. Z. 19 u. 20 v. o. zu streichen: „Die Mitglieder der evang. Brüderschaft“.
S. 267. Z. 20 v. u.: Vgl. Loserth, Die Stadt Waldshut und die vorderösterreichische Regierung in den Jahren 1523—26 (Archiv f. öst. Gesch. Bd. 77, S. 191). Derselbe: B. Hubmaier, die Anfänge der Wiedertäufer in Mähren (Histor. Section des Franzens-Museum in Brünn S. 193). Lehnert: Studien zur Gesch. der 12 Artikel. Hallesche Dissertation 1894. Elben: Vorderösterreich und seine Schutzgebiete. Stuttgart 1889.

Band XIV.

S. 6. Z. 22 v. u. l.: mehr (statt weniger).

Band XVI.

S. 518. Z. 18 v. o.: Vgl. Distel in der Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. IV, 578.
S. 705. Z. 1 v. o. l.: Pankraz.

Band XVII.

S. 111. Z. 8 v. o. l.: Kaspar statt Johann.
„ Z. 9 v. o. l.: 3. September statt 8. September.
S. 212. Z. 16 v. o.: Vgl. noch v. Weber's Archiv für die Sächsische Geschichte. N. F. I, 39 ff.

Band XVIII.

S. 262. Z. 17 v. u. l.: Crailsheim.
S. 315. Z. 21 v. o. l.: Engenthal.
„ Z. 22 v. o. l.: Muttenz.
„ Z. 26 v. o. l.: Editionen veranstaltete Leontorius nicht, sondern schrieb zu solchen nur einige Empfehlungsbriefe.
„ Z. 13 v. u. l.: Fechter: in den Baseler Beiträgen.

Band XIX.

S. 615. Z. 11 v. o. l.: Neuenbürg (statt Neuenburg).
S. 759. Z. 1 v. o.: sein erstes Gedicht (1743) veröffentlichte Distel im Dresdner Anzeiger Nr. 184 (3. Juli) 1893, S. 4 Sp. 3, vgl. auch dessen Nachtrag ebenda Nr. 221 (9. Aug.) 1893, S. 17 Sp. 2/3.

Band XX.

S. 174. Z. 11 v. o. l.: Cultusdepartement.
S. 568. Z. 24 v. o. l.: 1812.
S. 576. Z. 18 v. o.: 20. October (statt 20. December), wie aus dem Tübinger Totenbuch hervorgeht.

Band XXI.

S. 371. Z. 5—7 v. o.: In der That war Mentelin zugleich Notar. Denn in einem seiner Drucke, und zwar in dem in Schlettstadt befindlichen Exemplar der Secunda secundae des Thomas von Aquin, findet sich der handschriftliche Eintrag: Anno Domini 1463 emi praesentem librum a Johanne Mentil notario et scriba, ciue Argentinensi, qui eundem cum aliis pluribus Summis impressit etc. Vgl. Centralblatt f. Bibliothekswesen, 8. Jahrg. 1891, S. 78 fg. St.

Band XXII.

S. 155. Z. 15 v. u.: Vgl. jetzt auch A. Buchholtz, Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588—1888, Riga 1890, wo gerade Mollyn besonders eingehend behandelt ist. Eine Berichtigung erfahren die Angaben des Artikels dadurch nicht, wol aber natürlich eine weitere Ausführung und Ergänzung; namentlich wird S. 253—309 ein genaues Verzeichniß der Mollyn'schen Drucke und Kupferstiche gegeben. Steiff.

Band XXIII.

S. 44. Z. 17 v. u. l.: in Streit, wurde von aufrührerischen Bauern besetzt. Eine Züricher . . . .
S. 46. Z. 25 v. o.: Vgl. Otto Merx: Th. Münzer und H. Pfeiffer 1523 bis 25. Göttingen 1889. H. Wolfram: Th. Münzer in Allstedt (Zeitschr. d. Vereins f. Thür. Gesch. N. F. Bd. 5). Brief Th. Münzers 1524 (in Zeitschr. des Harz-Vereins 1894, I).

Band XXIV.

S. 4. J. Noppius wurde am 25. October 1634 zum Secretär des Sendgerichts in Aachen erwählt, später bekleidete er zugleich die Stelle eines Syndikus beim dortigen Schöffenstuhl. Schon vorher hatte er „schwere officia bedient", auch war er bereits 1627 „zu des rhats affairen und vornehmen commissionen mitgebraucht worden". Verheirathet war er mit Kunigunde Husch (Heusch), einer Tochter des städtischen Baumeisters Johann Husch, die ihm, soviel bekannt, fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, gebar. Noppius starb am 2. Juni 1642. (Nach Acten im Stadtarchiv zu Aachen.) Pick.
S. 387. Z. 1 v. u.: Vgl. über Oporin nun auch R. Thommen, Geschichte der Universität Basel 1532—1632, Basel 1889, bes. S. 356 fg.

Band XXV.

S. 592. Z. 5 v. u. l.: 1810.

Band XXVII.

S. 49. Z. 25 v. u. l.: als Rittmeister aggregirt.
S. 50. Z. 12 v. u. l.: in der Brigade des Generals Morillo (statt unter dem Oberbefehl v. M.).
S. 51. Z. 15 v. o. l.: als eines von den acht.
S. 53. Z. 2 v. u. l.: 1742 (statt 1743).
S. 54. Z. 16 und 18 v. o. l.: dessen drei Söhnen — der dritte.
S. 55. Z. 10 bis 12 v. o. l.: Joh. Christ. Edler v. Q. hat keine Nachkommen hinterlassen und dieser geadelte Zweig ist mit ihm wieder ausgestorben.

Die in Vorpommern auf Krenzow u. s. w. angesiedelte Linie ist ein anderer Zweig und stammt von Joh. Gottfr. v. Q. S. 54 Z. 4 v. o., der 1782 am 8. März geadelt wurde.

Barthold v. Quistorp.

S. 155. Z. 4 v. u. l.: 37 Jahre.
S. 156. Z. 5 v. o. l.: Arbeitern.
S. 415. Z. 17 v. u.: v. Raumer starb im elterlichen Hause zu Erlangen am 27. März 1851 an einer langwierigen schmerzhaften Halskrankheit.

Sillem.

S. 499. Z. 10 v. u. l.: Justitienrath.
S. 673. Z. 7 v. o. l.: üppig.
" Z. 23 v. o. l.: Kolm. Hs.
" Z. 24 v. o. l.: hort oder.
S. 698. Z. 18 v. o. l. u. a.: Er starb am 2. Juni 1888. Seine . . . .

Band XXVIII.

S. 279. Z. 3 v. o. l.: Rottenburg.
S. 305. Z. 16 v. u. l.: 1778.
S. 806. Z. 3 v. o.: Nach Ausweis der im Stuttgarter Archiv vorhandenen Kaiserlichen Belehnungsbriefe ist es vielmehr Mark Neidlingen Oberamt Kirchheim in Württemberg.

Band XXIX.

S. 25. Z. 7 v. o.: Nach neuerer Forschung ist Katharina von Rödern nicht erst in Polen gestorben. Eine im Friedländer Schloßarchiv gefundene Urkunde vom 7. Mai 1618 bezeichnet sie bereits als todt.
S. 241. Z. 15 v. o. l.: Hohenhaslach.
" Z. 12 v. u. l.: geboren im Kloster Lorch am 11. October 1668.
" Z. 11 v. u. l.: Bebenhausen.
" Z. 3 v. u. l.: ist am 13. October 1733 gestorben.
S. 340. Z. 15 v. o.: Vgl. auch v. Weber's Archiv Bd. V (1867), S. 332 ff., 390 ff.
S. 518. Z. 8 v. u. l.: 7. September.
S. 726. Z. 11 v. u. l.: söhnelose.
S. 727. Z. 10 v. o. l.: Kolberger.

Band XXX.

S. 127. Z. 25 v. o. l.: geboren am 17. November 1719 statt 1721.

S. 411. Z. 17 und 26 v. o. l.: Rottenburg.
S. 413. Z. 4 v. o. hinzuzufügen: G. Bossert, Blätter f. Württ. Kirchengesch. 1889, S. 10 ff. 1890.
S. 615. Z. 20 v. u. l.: Wilhelm Engelbert Giesers statt H. Grahns.
S. 731. Z. 16 v. o.: Scheither hat nicht in der englischen, sondern in der hannoverschen Armee gedient. Mit dieser nahm er an den Feldzügen von 1793 bis 1795 in den Niederlanden theil, im Treffen bei Famars am 18. Mai 1793 wurde er als Lieutenant bei der Leibgarde, wozu er am 6. Mai 1791 ernannt war, verwundet und gerieth in französische Kriegsgefangenschaft, aus welcher ihn die Einnahme der Festung Valenciennes jedoch bald wieder befreite, am 6. October 1793 wurde er zum Titulär-Premierlieutenant und am 18. Januar 1795 außer der Reihe zum Rittmeister beim 9. Regiment leichte Dragoner befördert. Nach der Rückkehr in die Heimath hat er sich (W. v. Hassell, Das Kurfürstenthum Hannover nach dem Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation im Jahre 1806, Hannover 1894, S. 153) längere Zeit in Frankfurt a. M. aufgehalten und von da „Berichte über die damalige politische und militärische Lage nach Hannover geschickt, welche ein ungewöhnliches Beobachtungstalent bekunden". 1798 wurde er Oberadjutant der Cavallerie und gehörte als solcher dem Stabe des commandirenden Generals, Graf Ludwig Wallmoden-Gimborn, an. Der Kurfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgische Staatskalender für das Jahr 1800 nennt ihn noch als den Inhaber dieser Stellung. Die Ränke seines Vorgesetzten, des Flügeladjutanten Wallmoden's, Oberstlieutenant Löw von Steinfurt, veranlaßten sein Ausscheiden aus dem hannoverschen Dienste und seinen Eintritt in das k. k. Heer. Wallmoden beklagt seinen Verlust in einer zur Aufklärung über sein Verhalten im J. 1803 bestimmten Flugschrift „Kurze aber gründliche Vertheidigung gegen Lästerzungen" indem er schreibt: „Ich weiß sehr wohl, daß ich dem Lande manchen Schaden zufügte, so jenen durch den Abgang des mir unvergeßlichen und braven Herrn Obersten Scharnhorst und des biedern Herrn von Scheither".

B. v. Poten.

S. 745. Z. 25 v. u. l.: Hüfingen in der Baar.
S. 768. Z. 12 v. u. l.: 1747.
S. 770. Z. 16 v. o. l.: Geiselhöring.

Band XXXI.

S. 125. Z. 11 v. u. setze: 1844.
S. 135. Z. 23 v. o. l.: Freiburg statt Baden.
S. 137. Z. 16 v. o. vgl.: Stern, Zürich und Schertlin v. B. in dem Sammelbande Turicensia. Zürich 1891. — Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipps von Hessen mit Bucer im Register.
S. 143. Z. 7 v. u. l.: 21 statt 22.
S. 145. Z. 16 v. o. l.: von März 1491 bis Herbst 1497.
" Z. 17 v. o. l.: 1497.
S. 180. Z. 19 v. o. l.: Gosbach.
S. 548. Z. 1 v. o. l.: Sohn von Joh. Ludw. S., vgl. S. 544.
S. 678. Z. 19 v. o. l.: Mezger.
S. 792. Z. 21 v. o. l.: Laber.

Band XXXII.

S. 253. Z. 10 v. o.: Vgl. jetzt A. Stern, Beiträge zur Litteraturgeschichte des 17. u. 18. Jahrh., 1893, S. 95—128. Ein gekrönter Dichter. — v. Schönaich war seit 1759 vermählt; seine Wittwe überlebte ihn. Ein 1760 geborener Sohn war bald nach der Geburt verstorben; vgl. des Dichters Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen (Leipzig) 1761 S. 138—153. Jentsch.

Band XXXIII.

S. 65. Z. 12 v. u. l. Heinsheim in Baden.
S. 105. Z. 13 v. u. l. Benzenzimmern.
S. 120. Z. 3 v. o.: Ueber W. Grimm's Beziehungen zu Henriette Hendel-Schütz vgl. R. Steig's Mittheilungen in d. Zeitschr. f. d. Philologie 29, S. 202—205. Fr.
S. 318. Z. 7 v. o. l.: in Altorf einzutreten.
S. 372. Z. 13 v. o.: Für die musikalische Ausbildung Schweizer's, der nicht in Gotha sondern in Coburg aufwuchs, sorgte nicht Friedrich III. von Gotha sondern Herzog Franz Josias von Coburg. In Gotha hielt sich S. erst von 1774 dauernd auf.
S. 500. Z. 13 v. o.: Sealsfield kam damals nicht in die Schweiz.
„ Z. 21 v. o.: Siddons (so lautet der Name) ist wirklich Pseudonym für Sealsfield, von dem das Buch stammt.
„ Z. 25 v. o.: Sealsfield war wirklich 1826 in Deutschland; einige seiner Briefe an Cotta sind aus Frankfurt a. M. datirt.
„ Z. 31 f. v. o.: In Texas und Louisiana war damals S. nicht; der Roman Tokeah ist also nicht die Frucht dieser Reise.
S. 501. Z. 26 v. o.: Die „Transatlantischen Reiseskizzen“ sind kein eigenes Werk, sondern der 1. Theil der Lebensbilder aus beiden Hemisphären.
S. 502. Z. 14 v. u.: Zu vgl. ferner Kertbeny, „Besuche bei Sealsfield“ im 2. Band der „Silhouetten und Reliquien“, Prag 1863 und „Erinnerungen an Sealsfield“, Brüssel und Leipzig 1864. Leo Smolle, Sealsfield, Wien 1875. S. Hamburger, Postl; unveröffentl. Briefe, Wien 1879.
S. 514. Z. 7 v. o. l.: Veit (statt Karl) Ludwig.
S. 520. Z. 10 v. o. l.: Fürstenstaat.
S. 525. Z. 18 v. u.: Eine gute Biographie des Secundus gab bereits Edmund Dorer: Johannes Secundus, ein niederländisches Dichterleben. Baden 1854. Ebenderselbe hat auch eine Anzahl Gedichte des Secundus gemeinsam mit seinem Vater Edward Dorer in trefflicher Weise übersetzt: „Elegien von Joh. Secundus“ I—III. Heft und „Elegien und Oden von Joh. Secundus“ IV. Heft. Baden 1854. Schumann.
S. 646. Z. 18 v. o. l.: 1352.
S. 667. Z. 14 v. u. l.: Lombach.

Band XXXIV.

S. 83. Z. 11 v. u. l.: Kraut.
S. 107. Z. 6 v. u. l.: Bitzfeld.
S. 423. Der Hofprediger Mathias von Sittard wurde zu Sittard (nicht Aachen) geboren. Das Religionsgespräch zu Worms, an dem er nach Gudeni codex dipl. IV, p. 708 theilnahm, fand 1557 (nicht 1567) statt, ist daher für Sittard's Todesdatum ohne Bedeutung. Seinen

Todestag gibt ein im Privatbesitz befindlicher Nekrolog des Aachener Dominicanerklosters auf den 24. October an; das Todesjahr ist 1566, da in drei vom 14. Mai 1567 datirten, im Aachener Stadtarchiv befindlichen Briefen des dortigen Magistrats an den Kaiser Maximilian II., Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und den Erzbischof von Prag bereits von dem Nachlaß weiland Mathias' von Sittard die Rede ist. R. Pick.

S. 512. Z. 9 v. o. hinzuzufügen: Alfred Stern, Zur Biographie Ludw. Snell's, Schweizer. Rundschau 1895, VI, 529—536.

Band XXXV.

S. 406. Z. 3 f. v. o: Ad. Stahr's nachgelassene Papiere sind testamentarisch nicht seinem hier genannten ältesten Sohne, sondern dem Herrn Ad. St. in Köln vermacht. So lange Fanny Lewald-Stahr lebte, befanden sie sich in deren Besitz. (Nach Familienmittheilungen.)

S. 591. Z. 20 v. u. l.: 1809 zu Gontenschwyl (Aargau) geboren.

S. 632. Z. 23—27 v. o.: „Wenn" bis „hätte" sind zu streichen.

„ Z. 28 v. o. l.: Stein statt ihm.

S. 666. Z. 19 v. u. l.: 1478—96.

Band XXXVI.

S. 21. Z. 1 v. u. hinzuzufügen: Dr. J. Dierauer, Briefwechsel zwischen J. R. Steinmüller und Hans Konr. Escher v. d. Linth, St. Gallen, 1889.

S. 46. Z. 11 v. u. l.: bei der Kirche von Sonnaxt.

S. 562. Z. 22 v. o.: Seit 1834 besorgte Streckfuß sämmtliche Originalausgaben der Werke Theodor Körner's.

S. 566. Z. 1 v. u.: Wilhelmine Streit starb am 24. Juni 1870. Aus ihren Lebensschicksalen ist als ein interessantes Factum noch zu erwähnen, daß es ihr vergönnt war bei der feierlichen Bestattung Goethe's mit ihrer Kunst dem verewigten Dichterfürsten das letzte Opfer darzubringen. H. W.

S. 643. Z. 27 v. o. l.: 1757 statt 1752.

S. 654. Z. 3 v. o. l.: „ihrer" (statt „seiner").

S. 788. Eine knappe Charakteristik von Stolle's Humor und seinen deutsch-volksthümlichen Gestalten entwirft Anton Schönbach, Ueber die humoristische Prosa des XIX. Jahrhs. (1875), S. 27—29. L. Fr.

Band XXXVII.

S. 135. Zum Artikel Suffrian: S. besuchte auf dem Gymnasium in Herford 1810 nur 5 Monate lang die unterste Classe bis zur Versetzung seines Vaters. — Als Fr. Thiersch seine berühmte Schulreise durch Baiern hielt, machte er einen Abstecher über den Rhein nach Westfalen zu seinem Bruder Bernhard, dem Gymnasialdirector in Dortmund, und wohnte dort dem naturwissenschaftlichen Unterrichte des Oberlehrers Suffrian bei; die Bewunderung, welche ihm derselbe einflößte, dem er nichts Bekanntes an die Seite stellen konnte, hat er in seinem bekannten Buche über die Gelehrten Schulen ausführlich ausgesprochen. Von Dortmund berief ihn der Oberpräsident v. Vincke zur völligen Umgestaltung des alten, nach nassauischem Muster angelegten Päda-

gogiums in Siegen in eine höhere Bürgerschule (dies die ältere Bezeichnung der späteren Realschule I. O.). Die neue Anstalt wurde ein Vorbild für zahlreiche, dasselbe Ziel verfolgende Schulen. Suffrian wurde seitdem oft vom Ministerium mit pädagogischen Reisen und Berichten beauftragt. Eine Geringschätzung der Unterrichtsfächer des Gymnasiums lag ihm durchaus fern; bei seinem staunenswerthen Gedächtniß war er in der ganzen Weltgeschichte ungewöhnlich zu Hause, sein deutscher Unterricht in den oberen Classen war ausgezeichnet, er pflegte mit einem Freunde abendlich seinen geliebten Homer zu lesen. Von seinem außerordentlichen organisatorischen Talent zeugt der eingehende Aufsatz von ihm über Provinzial-Schulkonferenzen in Schmid's Encykl. des Unterrichtswesens VI, 424—453, eine der werthvollsten Arbeiten in diesem Werke. Hölscher.

S. 351. Z. 2 v. o. streiche „vermuthlich".
" Z. 4 v. o. l.: † 1813.

S. 555. Z. 9 v. u. l.: Vgl. Knefel im Herforder Gymn.-Progr. von 1817. — Lipp. Reg. IV, 3133, wo die Brüder Barthol. Amelius und Joh. Neer ausführlich den Vorfall bekunden, und Hölscher, Reform.-Gesch. der Stadt Herford, 1888, S. 16 fg. Die Gefangenen wurden 13 Monate auf Schloß Dringenberg festgehalten; der Eid wurde von den Conventualen für erzwungen erklärt. Hölscher.

S. 581. Z. 13 v. u. l.: Meyer und Zoller.

S. 590. Z. 6 v. u.: Vgl. ferner: Fr. Baum, Die Vorstände der Freiburger Lateinschule nach ihrem Leben und Wirken von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis 1773 (Beigabe zum Programm des Großh. Lyceums zu Freiburg i. Br. für das Schuljahr 1866/67). — Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 8, S. 147. — Alemannia 20, S. 254.

Band XXXVIII.

S. 307. Z. 12 v. o. l.: Wellmitz.

S. 471. Z. 11 v. u. l.: Landesherren rechte Hand auch er es, welcher denselben ermuthigte zu seinem Zuge.

S. 625. Z. 22 v. u. l.: Trismosin statt Trismorin.

S. 697. Z. 16 v. u.: Vgl. J. Kehrein, Biographisch-literarisches Lexikon kath. Dichter II, 213 f.

S. 791. Z. 15 v. o. l.: 1470 statt 1570.

Band XXXIX.

S. 26. Z. 30 v. o.: Ein Meisterlied 'a Johanne Erhardo Tijsch civi Argentinensi', das Lambel in Wagner's 'Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung' I, 442 aus der Wiener Hs. 3214 veröffentlicht hat und das mir leider bei der Abfassung von Tüsch's Biographie nicht gegenwärtig war, bestätigt meine Vermuthung, daß Tüsch aus Straßburg stammte. Die beiden äußerst verkünstelten Strophen, in deren schlagreimreichen Zeilen fast die Hälfte aller Silben reimt, interessiren besonders durch die zahlenmystische Ausdeutung ihres metrischen Baus, die ihnen in einem Prosanachwort beigegeben ist. Roethe.

S. 203. Z. 24 v. o.: Vgl. Max Schasler, Ueber ein halbes Jahrhundert. Erinnerungsblätter aus d. Leben eines alten Burschenschafters (1895), S. 24. L. Fr.

S. 267. Z. 15 v. u.: Die „Geschichte des studentischen Shakespeare-Vereins in Halle a. S. während der Jahre 1864—1889“ (Halle 1889) bemerkt für die Zeit seit 1876 auf S. 49 f.: „Ulrici las nicht mehr über Shakespeare, schon früher hatte er jeden Besuch bei uns [vgl. ebd. S. 21, auch S. 15 u. ö.] mit der ebenso höflichen wie bestimmten Erklärung abgelehnt, daß ihm die freie Forschung bei uns zu lieb wäre, als daß er sie durch sein Erscheinen einengen sollte“. Daß die betreffenden Kreise der akademischen Jugend aber gleichwol mit U. in guten Beziehungen blieben, beweist ihre herzliche Theilnahme bei seiner studentischen Ehrung 1881 (s. ebd. S. 65).

L. Fränkel.

S. 320. Z. 9 v. u. l.: 25. März 1838.

S. 321. Z. 19 v. o.: Vgl. noch Baltzer und Ritter zum Andenken an D. Unterholzner, Breslau 1838.

S. 483. Z. 13 v. u. l.: Backnang statt Backnangen.

„ Z. 17 v. u. l.: Löwenstein statt Leonstein.

S. 706. Z. 26 v. o.: Vgl. jetzt Fränkel's ausführl. Nekrolog auf B. in der Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. XVII, 192—194. Fr.

S. 743. Z. 5 v. u.: Diese Unterredung fand erst vor dem 2. vereinigten Landtag, 2.—10. April 1848, statt. v. P.

S. 751. Z. 17 v. u.: Ostenwalde, der eigentliche Stammsitz der Familie, gelangte schon 1846 vor Vincke's Verheirathung in seinen Besitz. v. P.

S. 752. Z. 24 v. o. l.: geboren auf dem Familienbesitz Haus Busch bei Hagen i. W. (statt „geboren — wird“).

„ Z. 17 v. u.: Todestag ist 5. Februar.

S. 780. Z. 8 v. u.: Beachtenswerth ist noch R. Haym's ausgezeichnete Charakteristik, Preuß. Jahrb. 1863, XI, 444 ff.

Band XL.

S. 67. Z. 25 v. o.: Zu Ludw. Friedr. Vischer, dem Robinson-Uebersetzer, der de la Hontan's „Mémoires de l'Amérique“ verdeutscht hat und dem Interesse für Columbus und Amerika vgl. Martini Simonii De literis pereuntibus libellus praefationem adiecit et annotationibus illustravit Jo. Hermannus ab Elswich (Frankf. u. Lpz. 1726), S. (33—)35.

L. Fränkel.

S. 177. Z. 4 v. o. l.: Er studirte zuerst in Zürich, dann in Jena und Berlin.

„ Z. 3 v. u. l.: 8. October 1889.

S. 204. Zu dem Artikel Georg Voigt gehen uns von Seite der Familie folgende Berichtigungen zu: Voigt folgte dem Rufe nach München 1858 und übersiedelte nach Rostock 1860. Die erste Auflage der „Wiederbelebung des klassischen Alterthums“ erschien 1859.

S. 253. Z. 9 v. u. l.: bis 1876.

S. 270. Z. 1 v. u. st. „wann?“ l. 1530.

S. 404. Z. 2 v. u. l.: Nußdorf.

S. 405. Z. 25 u. 29 v. o. l.: Wittich.

S. 455. Z. 12 u. 30 v. o. und S. 456 Z. 12 v. o. l.: Strebel.

S. 657. Z. 21 v. o. l.: badischer.

Band XLI.

S. 173. Z. 12 v. u. setze: Curaten.

S. 373. Z. 4 v. o. l.: 8. März 1794.

S. 556. Z. 11 v. u. l.: 1841 f.
S. 596. Z. 16 v. o. l.: Staraja Russ—Arensburg.
S. 635. Z. 22 v. o. l.: Rechtsanwalt.
S. 682. Z. 2 v. o. l.: geboren am 23. Februar 1612 in Lauingen, † am 27. September 1665.
S. 787. Z. 4 v. o.: Ernestine Wegner ist dennoch 1883 (nicht 1884) gestorben, wie uns ein Augenzeuge ihrer Beerdigung versichert. D. Red.

Band XLII.

S. 132. Werthes erhielt seine Bildung hauptsächlich auf der Universität Tübingen.
S. 375. Z. 15 v. u.: Wiedeburg ist geboren am 14. März 1708. Hamb. Schriftst.-Lexikon Nr. 4354. Nach der Matrikel des Hamb. Akadem. Gymnas. Nr. 2151 wurde W. daselbst im J. 1724 immatriculirt. Das richtige Geburtsdatum (14. 3. 1708) steht auch in Meusel's Lexikon. Sillem.
S. 422. Z. 3. v. u. l.: Winiewski.
S. 455. Z. 22 v. o.: Nach dem Hamb. Schriftsteller-Lexikon hat Just. Heinr. Wigand sich verheirathet „1) am 10. Mai 1796 mit Elisabeth Margarethe Willigmann, einer Tochter des Notars Hans Diedrich Willigmann, und 2) am 22. Februar 1811 mit Maria Therese geb. Meyer, Wittwe des 1798 verstorbenen Dr. med. Christ. Ludw. Kunsemüller, Arzt in Hamburg. Sie verstarb in Lübeck am 26. September 1828".
S. 496. Z. 16 v. u. l.: Heinrich Fick.
S. 623. Z. 2 v. u. l.: 1865.

Band XLIII.

S. 270. Z. 5 v. o.: Willers war 1857 oder 58 zum 2. Male in Griechenland, wohin ihn diesmal der Landschafter Louis Spangenberg begleitete. Sillem.
S. 326. Z. 10 u. 9 v. u. zu streichen: katholischen und evangelischen. (Herzog Karl Eugen war nie evangelisch.)
S. 644. Z. 7 v. u. l.: 1873 statt 1869.
S. 645. Z. 15 v. o. l.: Sein letztes, im Manuscript hinterlassenes Werk: „Augsburger »Reformatoren«. Historisch-kritischer Beitrag zur Geschichte der »Reformation«", erschien im Druck als fortlaufende Beilage zu Hefele's „Diözesan-Archiv von Schwaben", von 1885—1889 (statt: „Eine — worden"). L.
S. 650. Z. 26 v. o.: Briefe von W. aus den Jahren 1767—87 veröffentlicht F. Kenninck: Les idées religieuses en Autriche de 1767 à 1787. Correspondance du Dr. Wittola avec le C[te] Dupac de Bellegarde; Revue internationale de Théologie 1898, p. 308—335; 573—601. L.

Band XLIV.

S. 685. Z. 12 v. o. l.: „an der Steinach" statt am Main.
S. 737. Z. 15 u. 14 v. u. l.: Gymnasium zu Stuttgart . . . . an der Universität zu Tübingen.

Band XLV.

S. 22. Z. 17 v. u.: Die hier erwähnten „Lieder einer Verborgenen" sind nicht von Frau Zeller, der sie auch anderwärts irrthümlicher Weise

zugeschrieben werden, sondern von Meta Heußer-Schweizer (A. D. B. XII, 339). Vgl. Züricher Taschenbuch 1897, S. 66. M. v. K.

S. 55. Zu Joseph Zenger. Z. wurde 1787 Lehrer am Gymnasium zu Regensburg, 1792 Professor der Philosophie und Mathematik und Studienpräfect am Lyceum daselbst, 1797 Pfarrer zu Kirchenroth bei Straubing, acht Jahre später Pfarrer zu Reissing, 1822 Domcapitular zu Passau. Seinen anonym erschienenen Schriften ist noch beizufügen: „Mein Lämpchen zur Beleuchtung des baierischen Concordats" (Straubing), 1818.

Vgl. Literaturzeitung für die kath. Geistlichkeit, hg. v. Fr. v. Besnard, 1834, Bd. IV, S. 337. Lauchert.

S. 407. Z. 25 v. o. l.: Tasingersche.

S. 408. Z. 17—20. Die hier irrthümlich genannten Schriften sind nicht von dem hier besprochenen Zoller, sondern von seinem gleichnamigen Sohne.

S. 446. Z. 1 v. o. l.: Kienlen.

S. 590. Z. 4 v. u. l.: „ganz" statt „ganze".

S. 600. Z. 24 v. o. l.: „seinen Sohn (Ferdinand III.) krönen lassen" statt „sich krönen lassen".

S. 607. Z. 6 v. u. sind die Worte „unzeitig oder voreilig erlassen" zu streichen.

S. 615. Z. 26 v. o. l.: ihm volle Genugthuung von Jedermann verhieß. Noch bestand der Plan, ihm den Kaisersohn Ferdinand III. im Felde mitzugeben oder richtiger W. demselben, wenn auch mehr nominell, zu subordiniren — ein Plan, der jedoch bald aufgegeben wurde. Eggenberg brachte" u. s. w.

S. 623. Z. 15 v. u. l.: „Bei aller Vorsicht neuen Friedensverhandlungen keineswegs abgeneigt, ward Arnim doch veranlaßt, hier zurückhaltender zu bleiben, als auf der andern Seite der schwedische Reichskanzler, welcher" u. s. w.

S. 626. Z. 7 v. o. l.: „Sie trat . . . unter den peinlichsten Auslassungen offen zu Tage".

S. 629. Z. 24 v. o. l.: „verschaffen helfen" statt „verschafft".

S. 641. Z. 11 v. o. ist, als eben erschienen, noch hinzuzufügen: Walter Struck, Johann Georg und Oxenstierna (Stralsund 1899).

Nachträge

bis 1899.

A.

Abendroth: Heinrich von A., königlich sächsischer Generallieutenant, am 17. Mai 1819 zu Wurzen geboren und seit 1831 im Cadettencorps zu Dresden erzogen, kam am 1. Juli 1836 als Portepeejunker zum 1. Schützenbataillon, wurde, nachdem er am 30. April 1837 zum Lieutenant, 1846 zum Oberlieutenant befördert worden war und im J. 1848/1849 zu den behufs Herstellung von Ruhe und Ordnung nach den kleinen thüringischen Staaten entsandten sächsischen Truppen gehört hatte, am 1. April 1849 der Commandoabtheilung des Kriegsministeriums zugetheilt und gelangte, zum Hauptmann aufgerückt, im nächstfolgenden Jahre in den Generalstab, in welchem er elf Jahre verblieb und am 21. Januar 1862 zum Major ernannt wurde. Während dieser Zeit war er auch Lehrer der Taktik und der Kriegsgeschichte an der 1854 zu Dresden ins Leben gerufenen Fortbildungsschule für Officiere. Am 19. November 1862 als Major bei der 3. Infanteriebrigade Prinz Georg in den Frontdienst zurückgekehrt und am 8. September 1865 zum Commandanten des 10. Infanteriebataillons ernannt, befehligte er dieses im Kriege des Jahres 1866 gegen Preußen bis eine am 3. Juli in der Schlacht von Königgrätz bei der Vertheidigung von Problus erhaltene Wunde ihn bis zum October dienstunfähig machte. Nach Friedensschluß wurde er Oberstlieutenant und, als sein Bataillon, bei der Neugestaltung des sächsischen Heerwesens nach preußischem Muster, in das 7. Infanterieregiment Prinz Georg (Nr. 106) übergegangen war, dessen Commandeur, sodann am 9. Juli 1868 Oberst. Im Frühjahr 1870 durch ein Commando nach Preußen mit den dortigen militärischen Einrichtungen vertraut gemacht, führte er das Regiment alsbald in den Krieg gegen Frankreich, aber schon am 18. August wurde er in der Schlacht von Gravelotte-Saint Privat durch eine neue Verwundung diesem Wirkungskreise entzogen. Im November kam er vor Paris wieder zum Regimente; am 30. November führte er eine Infanteriebrigade, die 48., in der Schlacht von Villiers so geschickt und mit solchem Erfolge, daß die von ihm geleisteten Dienste durch die Verleihung des Heinrichsordens, der 1. Classe des Eisernen Kreuzes und des Württembergischen Militär-Verdienstordens anerkannt wurden. Ein Sturz mit seinem unter ihm getödteten Pferde, welcher noch weitere Erkrankung nach sich zog, zwang ihn jedoch von neuem zur Rückkehr in die Heimath. Erst als die Waffen ruhten, traf er wieder vor Paris ein. Nach Friedensschluß wurde er 1871 zum Commandeur der 1. Infanteriebrigade und zum Generalmajor, 1875, immer in Dresden verbleibend, zum Commandeur der 1. Infanteriedivision, 1876 zum General-

lieutenant befördert, trat 1878 in den Ruhestand und starb dort am 16. Februar 1880.

A. war mannichfach schriftstellerisch thätig. Seine Erstlingsarbeit waren „Militärische Briefe eines deutschen Offiziers während einer Reise durch die Schweiz und das mittlere Frankreich“ (Adorf 1845); während seiner Wirksamkeit als Lehrer übersetzte er aus dem Französischen die „Geschichte des Feldzuges von 1815“ vom Oberstlieutenant Charras (Dresden 1858) und schrieb „Ueber die militärischen und technischen Grundlagen der Truppentransporte auf Eisenbahnen“ (Darmstadt 1861), sowie „Terrainstudien zu dem Rückzuge des Varus und den Feldzügen des Germanicus“ (Leipzig 1862). Außerdem war er Mitarbeiter an der Allgemeinen Militär-, an der Leipziger, an der Illustrirten Zeitung.

Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1881, Nr. 22—25.

B. v. Poten.

Aberle: Moriz von A., katholischer Theologe, geboren zu Rottum bei Biberach am 25. April 1819, † am 3. November 1875 zu Tübingen. Er besuchte von Herbst 1830 bis 1833 die Lateinschule zu Biberach. Im Herbst 1833 wurde er in das Convict zu Ehingen aufgenommen und absolvirte bis 1837 daselbst die Classen des Obergymnasiums; unter seinen dortigen Lehrern war Joseph Lipp, der spätere Bischof von Rottenburg, als Rector des Gymnasiums. Von Herbst 1837 bis 1841 studirte er an der Universität Tübingen Theologie, unter den Professoren Drey, Kuhn, Hefele, Welte, Mack und Graf, daneben auch classische Philologie, Philosophie und Geschichte; auch auf die tiefere Ausbildung in den orientalischen Sprachen verwendete er viele Mühe. Während des letzten Studienjahres bearbeitete er die von der katholisch-theologischen Facultät gestellte Preisaufgabe: „Es soll mit Berücksichtigung der Ansicht, daß das Buch Josua mit dem Pentateuch ein Ganzes bilde, untersucht werden, wie und wann ersteres entstanden sei“. Die Arbeit wurde nach dem Urtheil der Facultät im Herbst 1841, nachdem A. inzwischen schon das Priesterseminar in Rottenburg bezogen hatte, mit dem Preise gekrönt. Gleichzeitig erhielt er auch den 1. homiletischen Preis für einen Predigtentwurf. Ueber die Preisarbeit urtheilt Himpel, der im Nekrolog einige Auszüge daraus veröffentlicht (Theol. Quartalschrift 1876, S. 179—189), dieselbe „wäre auch nach mehreren Jahren, mit Anwendung entsprechender Nachhilfe, der Veröffentlichung noch werth gewesen“; sie zeige „die eigenthümlichen Vorzüge des gleich energischen wie feinen Geistes in kritischer Behandlung biblischer Bücher in ganzer Frische“. Zu vergleichen ist übrigens der von A. verfaßte Artikel „Josua“ im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Bd. V, S. 812—816. Am 29. August 1842 empfing A. die Priesterweihe, wurde dann zuerst Vicar in Riedlingen, im Mai 1843 Repetent am Convict in Rottweil, im October Repetent in Tübingen. In letzterer Eigenschaft hielt er exegetische Vorlesungen über das Neue Testament und bereitete sich gleichzeitig auf das Professoratsexamen vor, dem er sich im Herbst 1844 unterzog. Am 29. März 1845 wurde er provisorisch, am 26. December 1845 definitiv als Gymnasialprofessor in Ehingen angestellt. Nur ungern verließ er diese ihm liebe Thätigkeit, als er am 6. December 1848 als Director des Wilhelmsstifts (katholisch-theologischen Convicts) wieder nach Tübingen berufen wurde. Am 16. März 1850 wurde er zum ordentlichen Professor für Moraltheologie und neutestamentliche Exegese an der katholisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen ernannt, nachdem er schon seit 1849 als Wilhelmstiftsdirector Vorlesungen über Pädagogik und neutestamentliche Exegese gehalten hatte. Im Studienjahre 1865/66 war er Rector der Universität, erhielt im Frühjahr 1866 den Orden der württembergischen Krone

und wurde geadelt. Nachdem er bis zu diesem Jahre den großen Anforderungen der doppelten Professur mit großem Erfolg nachgekommen war, wurde ihm auf seinen Wunsch, als er im Herbst 1866 einen Ruf nach München erhielt und sein Bleiben in Tübingen davon abhängig machte, die Moraltheologie abgenommen. Seither concentrirte er seine wissenschaftliche Thätigkeit auf die Exegese, bis er, nachdem sich seit einiger Zeit die Anzeichen eines Herzleidens gezeigt hatten, durch einen unerwarteten plötzlichen Tod an Herzlähmung mitten aus seiner Thätigkeit herausgerissen wurde. In früheren Jahren, in der Zeit der kirchenpolitischen Kämpfe in Württemberg, hatte er besonders in den Jahren 1845—1861 auch eine eifrige publicistische Thätigkeit im kirchlichen Interesse entfaltet, besonders in dem 1848 gegründeten Stuttgarter „Deutschen Volksblatt". Später äußerte er sich noch einmal aus Veranlassung der sogenannten „Rottenburger Wirren" in einem in den Historisch-politischen Blättern (63. Band, 1869, S. 417—444) veröffentlichten Aufsatz: „Ueber die Wirren in der Diöcese Rottenburg. (Von einem Mitglied der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen)", zur Vertheidigung der Diöcesanverwaltung des Bischofs Lipp und der Verhältnisse im Tübinger Convict gegen die in denselben Blättern zuvor erschienene „Aktenmäßige Beleuchtung der Wirren in der Diöcese Rottenburg" (Bd. 62, 1868, S. 855—889; 938—958; Bd. 63, 1869, S. 75—96; 270 bis 280). — Aberle's persönlicher Charakter wird geschildert: „Als Mensch zeichnete er sich durch die Lauterkeit seines Charakters, durch ein zart besaitetes Gemüth und herzgewinnendes Wesen, welches ihm insbesondere die Kinderwelt befreundete, durch Wohlthätigkeit und durch Humanität gegen Andersdenkende aus". (Literarische Rundschau 1875, S. 236.) — Als Gelehrter vereinigte A. genialen Scharfsinn mit den ausgebreitetsten positiven Kenntnissen auch auf entlegenen Gebieten, besonders philologischen und historischen Kenntnissen, und mit einem außergewöhnlich glücklichen Gedächtniß. Auf dem Gebiete der Moraltheologie war er litterarisch thätig durch die Abhandlung „Ueber den Aequiprobabilismus" (Theol. Quartalschrift 1851, S. 339—387), ferner eine bemerkenswerthe eingehende Recension über mehrere neue Moralwerke in demselben Jahrgang der Quartalschrift (S. 135—163), worin er seine Ansichten über die Methode auseinandersetzt, und eine Anzahl von Artikeln im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, von denen als die größeren zu nennen sind die Artikel: „Recht" (IX, 49—53); „Reservatio mentalis" (IX, 217—220); „Stoische Moral" (X, 376—381); „Todesstrafe" (XI, 47—56); „Tugend" (XI, 305 bis 311); „Tugenden, göttliche" (XI, 311—319); „Verzückung (ecstasis)" (XI, 648—664); „Wahrhaftigkeit" (XI, 766—769); „Wohlthätigkeit" (XI, 1125—1129); „Zauberei (magia)" (XI, 1245—1256); „Gesetz" (XII, 479 bis 483); „Socialismus" (XII, 1143—1148); „Stigmatisation" (XII, 1158 bis 1162). Besonderes Interesse brachte er als Moraltheologe dem Gebiete der „außerordentlichen Seelenzustände" entgegen, wohin einige der umfangreichsten von den oben aufgeführten Artikeln gehören, und worüber er eigene Vorlesungen hielt; aus seinem Vorlesungshefte darüber theilt Himpel (S. 220 bis 228) einige Auszüge mit. — Umfangreicher war Aberle's litterarische Production auf dem Hauptgebiete seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, dem der neutestamentlichen Wissenschaft, wo er besonders in der Behandlung der Einleitungsfragen im Zusammenhang mit der neutestamentlichen Zeitgeschichte, speciell in Untersuchungen über Entstehung und Zweck der Evangelien, vielfach neue Bahnen einschlug. Als Resultate seiner Forschungen auf diesem Gebiete erschienen eine Reihe von Abhandlungen in der Theologischen Quartalschrift: „Ueber eine Aeußerung des Origenes zu Eph. 1, 1" (Jahrg. 1852, S. 108—122); „Ueber Röm. 5, 12—14" (1854, S. 453—470); „Ueber den Zweck der Apostel-

geschichte“ (1855, S. 173—236); „Zur Erklärung von Irenäus adv. haer. 3, 1, 1“ (1858, S. 495—503); „Exegetische Studien a) Zu Apg. 5, 34—39. b) Zu Apg. 8, 26—40“ (1859, S. 82—90); „Ueber den Zweck des Matthäusevangeliums“ (1859, S. 567—588); „Ueber den Zweck des Johannesevangeliums“ (1861, S. 37—94); „Exegetische Studien. 1. Ueber die Epochen der neutest. Geschichtschreibung. (Rede gehalten am Geburtsfest des Königs, 27. Sept. 1862.) 2. Ueber den Prolog des Lucasevangeliums. 3. Ueber die Abfassungszeit des ersten Timotheusbriefes“ (1863, S. 84—134); „Ueber den Tag des letzten Abendmahls“ (1863, S. 537—568); „Beiträge zur neutestamentl. Einleitung. 1. Ein directes Zeugniß des Papias für das Johannesevangelium. 2. Noch einmal über Irenäus adv. haer. 3, 1, 1“ (1864, S. 3—47); „Ueber den Statthalter Quirinius“ (1865, S. 103—148); „Exegetische Studien. 1. Ein Grundsatz der Evangeliencritik. 2. Ueber den Darstellungscharakter des Johannesevangelium. 3. Ueber den Statthalter Quirinius“ (1868, S. 3—64); „Die Begebenheiten bei dem letzten Abendmahl“ (1869, S. 69—126); „Die Berichte der Evangelien über die Auferstehung Jesu“ (1870, S. 48—91); „Die Berichte der Evangelisten über Gefangennehmung und Verurtheilung Jesu“ (1871, S. 3—63); „Ueber die Zahl 666 in der Apokalypse“ (1872, S. 139 bis 147); „Die letzte Reise Jesu nach Jerusalem“ (1874, S. 127—164); dazu kommt eine Anzahl von meist sehr eingehenden und gehaltreichen Recensionen in den Jahrgängen 1855, 1857, 1858, 1867, 1874 (über Schürer's Neutestamentliche Zeitgeschichte, S. 658—687, in welcher Recension die Frage der Schatzung des Quirinius nochmals eingehend von neuem erörtert wird), 1875; auch ein paar Recensionen im Theol. Literaturblatt von Reusch, in den Jahrgängen 1867—1870; endlich im Kirchenlexikon, neben einigen kleineren, die Artikel: „Johannes, Briefe des“ (V, 710—714); „Paulus, der Apostel, und Paulinische Briefe“ (VIII, 241—258); „Petrus, der Apostel, und Petrinische Briefe“ (VIII, 330—338). Aberle's Schriften sind auch da, wo sich seine Sonderansichten wohl nicht als stichhaltig erweisen werden, immer höchst anziehend und anregend; durch die geistvolle und im besten Sinne originale Behandlung der Probleme haben sie einen bleibenden Werth, und in ihrer fein durchdachten Ausführung können sie als Muster methodischer wissenschaftlicher Arbeit dienen. Zu der Ausführung einer größeren zusammenfassenden Darstellung konnte er sich leider nicht entschließen; nach seinem Tode fanden sich nur seine Vorlesehefte vor, ohne allen gelehrten Apparat, die Aberle's Nachfolger, Prof. P. Schanz, unter Hinzufügung der nöthigen gelehrten Anmerkungen und mit Berücksichtigung der von A. veröffentlichten Specialarbeiten, als „Einleitung in das Neue Testament von M. v. Aberle“ herausgab (Freiburg i. B. 1877), auch in dieser Gestalt ein Werk, dessen Veröffentlichung großen Dank verdient.

Linsenmann, Worte der Erinnerung an Moriz v. Aberle, Tübingen (1876). — Himpel, Einiges über die wissenschaftliche Bedeutung und theologisch kirchliche Stellung des sel. Prof. Dr. Aberle; Theol. Quartalschrift 1876, S. 177—228. — Himpel, Artikel Aberle in der 2. Aufl. des Kirchen-Lexikons, Bd. I (1882), S. 62 f. Lauchert.

Abich: Wilhelm Hermann A., k. russischer Staatsrath, Akademiker, berühmter Geologe, ist geboren am 11. December 1806 zu Berlin. Er erhielt seine Vorbildung in seiner Vaterstadt und widmete sich auch an der dortigen Universität dem Studium der Naturwissenschaften. Sein Interesse für Geologie wurde durch Alex. v. Humboldt, Leopold v. Buch und Carl Ritter angeregt und um in dem damals entbrannten Streit um die Erhebungskrater ein eigenes Urtheil zu gewinnen, machte A. nach Beendigung seiner Universitätsstudien eine

zweijährige Reise nach Italien, wo er in den Jahren 1833 und 1834 Gelegenheit hatte die Campagna von Rom, den Vesuv nebst der Umgebung von Neapel, die liparischen Inseln und den Aetna zu studiren. Als Frucht dieser Reise erschienen zwei Werke, wovon das erste „Vues illustratives sur le Vesuve et l'Aetna“ Paris 1836 in französischer Sprache, das andere „Geologische Betrachtungen über die vulkanischen Erscheinungen und Bildungen in Unter- und Mittel-Italien“ in Braunschweig 1841 veröffentlicht wurde. Beide Werke sind von einem Atlas in Folio begleitet und enthalten eine Menge werthvoller, für die damalige Zeit neuer Beobachtungen über die italienischen Vulkane. Zu einem selbständigen Urtheil über die strittige Frage war der junge Geologe allerdings nicht gelangt. Er schloß sich in fast allen theoretischen Fragen, namentlich in jener der Erhebungskratere an Leop. v. Buch an, während sein Zeitgenosse, der geniale Fr. Hoffmann schon im Begriffe stand, zur Gegenpartei überzugehen. Auf Empfehlung von Humboldt und v. Buch wurde A. 1842 als Professor der Mineralogie und Geologie nach Dorpat berufen, aber schon 1844 von der russischen Regierung nach dem Ararat geschickt, um die geologischen Verhältnisse des armenischen Hochlandes zu erforschen. Diese Reise, bei welcher A. den Kaukasus auf der damals noch unvollendeten grusinischen Heerstraße überschritt, wurde für seine ganze Zukunft entscheidend. Aus den hinterlassenen Briefen an seine Eltern und Schwester geht hervor, welch tiefen Eindruck der Kaukasus, der Ararat und Armenien auf den jugendlichen Forscher machten und mit welchem Feuereifer er sich seiner Aufgabe widmete. Nach einer orientirenden Reise in den persisch-türkischen Grenzgebieten gelang es A., eine geologische Specialkarte vom Ararat anzufertigen und die Gipfelbesteigung dieses gewaltigen Vulkans nach dreimaligen vergeblichen Versuchen glücklich durchzuführen. Seine nach Petersburg geschickten Berichte erregten so großes Interesse, daß ihm der Urlaub von Jahr zu Jahr verlängert wurde und A. seine Studien auch auf Daghestan, die Gegend von Baku und schließlich auf den ganzen Kaukasus ausdehnen konnte. Im J. 1853 wurde er zum ordentlichen Mitglied der k. Akademie in St. Petersburg und bald darauf zum Staatsrath ernannt. Während seines Aufenthaltes in der russischen Hauptstadt verheirathete er sich, folgte aber schon 1858 einer Aufforderung des Statthalters von Kaukasien (Fürst Barjätinsky), seine Forschungsreisen in den kaukasischen und armenischen Ländern wieder aufzunehmen. Dieser zweite Aufenthalt dauerte wider Erwarten bis zum Jahr 1876, so daß A. nicht weniger als 28 Jahre der Erforschung des Kaukasus und der angrenzenden Gebiete von Transkaukasien, Armenien, Persien und der Krim widmete. Ihm verdankt man die erste streng wissenschaftliche geologische, geographische und meteorologische Untersuchung jener Gebiete und bei der ungewöhnlich genauen und gewissenhaften Methode, welche alle Arbeiten Abich's auszeichnet, werden seine Untersuchungen für alle Zeiten die Grundlage für spätere Forschungen bilden. A. begnügte sich in seltenen Fällen mit einer einmaligen Bereisung, er kehrte immer wieder in kürzeren oder längeren Zeitintervallen in die bereits erforschten Gebiete zurück, um die verbessernde und ergänzende Hand an seine früheren Beobachtungen anzulegen. Eine beträchtliche Anzahl Abhandlungen hat A. während seines Aufenthalts in Kaukasien theils in den Schriften der Petersburger Akademie, theils in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft und in Poggendorff's Annalen veröffentlicht; darunter verdienen jene über die Orographie von Daghestan (1847) und die meteorologischen Beobachtungen in Transkaukasien (1848 und 1850) besondere Erwähnung. An selbständigen Werken und Schriften veröffentlichte A. zwischen 1843 und 1876: „Ueber die geologische Natur des armenischen Hochlandes“ (1843); „Vergleichende chemische Untersuchungen des Wassers des Kaspischen

Meeres, des Urmia- und Wansees" (1856); „Beiträge zur Paläontologie des asiatischen Rußlands" (1858); „Vergleichende geologische Grundzüge der kaukasisch-armenischen und nordpersischen Gebirge; Prodomus einer Geologie der kaukasischen Länder" (1858); „Ueber das Steinsalz und seine geologische Stellung in Russisch-Armenien" (1859); „Sur la Structure et la Géologie de Daghestan" (1862); „Ueber eine im Kaspischen Meere erschienene Insel, nebst Beiträgen zur Kenntniß der Schlammvulkane der Kaspischen Region" (1863); „Geologische Beobachtungen auf Reisen zwischen Kur und Araxes" (1867); „Compte rendu über die physikalisch-geologischen Verhältnisse der Tifliser Thermalquellen". Erst im siebenzigsten Lebensjahr entschloß sich A. zur Aufgabe seines Wanderlebens. Er siedelte nach Wien über, um dort die Ergebnisse seiner 28jährigen Forschungen zu bearbeiten. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer vertiefte sich der greise Gelehrte in das Studium der Paläontologie und Petrographie, deren gewaltige Fortschritte er während seines Aufenthaltes in Transkaukasien nicht hatte verfolgen können. Es war geradezu rührend, mit welcher Bescheidenheit der berühmte Forscher bei jüngeren Fachgenossen sich Rath und Belehrung holte und mit welcher Dankbarkeit er jede Beihülfe während der Ausarbeitung seines großen Werkes „Geologische Forschungen in den Kaukasischen Ländern" entgegennahm. Der erste Theil seines classischen Werkes enthält die Beschreibung einer höchst interessanten Bergkalkfauna aus der Araxeskette bei Djoulfa und erschien 1878 (Wien); im zweiten Theil folgt die geologische Beschreibung der Westhälfte des armenischen Hochlandes, begleitet von einem Atlas mit 19 Tafeln (1882). Die fundamentale Bedeutung dieses zweiten Theiles wurde rückhaltlos anerkannt und rief den lebhaftesten Wunsch nach Vollendung des Gesammtwerkes hervor. Leider war es aber A. nicht mehr beschieden, sein Lebenswerk zu vollenden. Mitten im Schaffen raffte ihn der Tod am 1. Juli 1886 in Wien hinweg. Zwei Abhandlungen über Höhenmessungen auf dem armenischen Hochland (1880) und über die Productivität und die geotektonischen Verhältnisse der Kaspischen Naphtaregion (1879) erschienen während seines Wiener Aufenthaltes.

A. war eine echt deutsche tiefgründige Gelehrtennatur von seltener Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue. Als Lebensaufgabe hatte er sich die Erforschung der transkaukasischen Länder und des Kaukasus gestellt und davon ließ er sich durch keine, noch so verlockenden Anerbietungen abwendig machen. Sein frommer, gemüthvoller Sinn, seine Begeisterung für die Natur und für die Ideale der Wissenschaft finden in den nachgelassenen, durch seine Wittwe veröffentlichten Briefen (Wien 1896), einen zuweilen geradezu ergreifenden Ausdruck. In der Geschichte der Geologie wird der Name Abich stets einen hervorragenden Platz einnehmen.

v. Zittel.

Abt: Franz A., ein beliebter Gesangscomponist, geboren am 22. December 1819 zu Eilenburg (Provinz Sachsen), † am 31. März 1885 zu Wiesbaden. Der Sohn eines Predigers, dessen Beruf der Sohn einstmals auch ergreifen sollte. Der Sinn für Musik wurde aber schon im Vaterhause geweckt und gepflegt und begleitete ihn als Schüler der Thomasschule in Leipzig und als Student der Theologie. Die Musik mußte sogar die Ernährerin werden, als der Vater plötzlich starb. Ueber seine Musikstudien ist nichts bekannt, doch begann er schon als Student zu componiren und da ihm eine leichte melodische Erfindung zu Gebote stand, so fanden seine Compositionen Beifall und verbreiteten sich schnell. Der philharmonische Studentenverein wählte ihn zum Dirigenten und im J. 1841 wurde er sogar zum Musikdirector des Hoftheaters in Bernburg ernannt und im Herbst desselben Jahres in gleicher Eigenschaft an dem Actientheater in Zürich angestellt. Die Schweiz zeichnete sich schon

damals durch ihre Sangeslust aus, die durch Nägeli und Egli geweckt und gepflegt wurde, so daß überall Männergesangvereine entstanden. Es konnte nicht fehlen, daß A. sehr bald in diese Kreise hineingezogen wurde und daß er seine hübsche melodische Erfindung dem Männergesange zur Verfügung stellte. Der Erfolg war, daß ihn 1844 der Verein „Harmonie" in Zürich zu seinem Dirigenten wählte. Seine Gesangsstudien befähigten ihn auch mit Erfolg Gesangsunterricht zu geben und sich ein auskömmliches Einkommen zu sichern. Im J. 1846 gab er die wenig erfreuliche Stelle am Theater auf, übernahm dafür die Direction des gemischten Gesangchores des Cäcilienvereins und der Winterconcerte. Später wurde er noch Leiter des Züricher Seevereins, der aus 24 Gesangvereinen der Ortschaften am Züricher See bestand, sowie des Limmatthaler Gesangvereins. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange. 1852 siedelte er nach Braunschweig über, erhielt dort stellvertretend den Capellmeisterposten am Hoftheater und wurde 1855 als erster Capellmeister angestellt. Mit Unterbrechung einer Reise 1872 nach Nordamerika, auf Einladung verschiedener großer Gesangvereine, wo er nicht nur große künstlerische, sondern auch reiche pecuniäre Erfolge erzielte, blieb er bis zu seiner Pensionirung im J. 1882 in seinem Braunschweiger Capellmeisterposten thätig. Danach zog er nach Wiesbaden, wo er sein Leben beschloß. Abt's Lieder und Männerquartette stehen in künstlerischer Beziehung nicht hoch, zeichnen sich aber durch eine fließende melodische Erfindung aus, so daß einzelne bis ins niedere Volk gedrungen sind und Volkslieder wurden, wie „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn", oder „Gute Nacht, du mein herziges Kind". Unter den Chorliedern sind einige von poetischer Schönheit, wie „Die stille Wasserrose". In seinen Claviercompositionen hat er nur dem Tagesgebrauche gehuldigt; sie wurden ihm wohl eben darum zugleich eine reich fließende Einnahmequelle. Wie zahlreich die von ihm veröffentlichten Compositionen sind, ersieht man an der Sammlung seiner Werke im British Museum in London, wo ihre Aufzählung drei dicke Foliobände füllt.

Mendel-Reißmann's Conversations-Lexikon und Dr. Hugo Riemann's Musik-Lexikon nebst zahlreichen Musikzeitungen aus d. Jahren s. Thätigkeit.

Rob. Eitner.

Achterfeldt: Johann Heinrich A., katholischer Theologe, geboren am 17. Juli 1788 zu Wesel, † am 11. Mai 1877 zu Bonn. A. studirte Theologie in Köln und Münster, empfing am 12. Juni 1813 die Priesterweihe und wirkte darauf zuerst in Xanten, dann von Januar 1814—1817 als Caplan in seiner Vaterstadt Wesel in der Seelsorge. Im J. 1817 wurde er als Professor der Theologie an das Collegium Hosianum nach Braunsberg berufen; im J. 1825/26 war er Rector der Lehranstalt. Im Sommer 1826 folgte er einem Rufe nach Bonn als Professor der Moraltheologie und Homiletik. Im folgenden Jahre wurde ihm auch die Leitung des damals gegründeten katholisch-theologischen Convictoriums übertragen. Infolge seiner Verwicklung in die Hermesianischen Streitigkeiten wurde er, zugleich mit Prof. Braun, da sie sich nach der Verurtheilung des Hermesianismus nicht wie die andern Collegen unterwarfen, auf Antrag des Coadjutors Geissel seiner Lehrthätigkeit im J. 1843 enthoben, unter Beibehaltung der Professur; zugleich mußte er die Inspection des Convicts an den damals nach Bonn berufenen Prof. Dieringer abtreten. Von der theilweisen Suspension, bis auf Lesung einer stillen Messe, wurde er später, am Anfang der sechziger Jahre, nach Abgabe einer für genügend befundenen Erklärung, wieder entbunden. — In Braunsberg verfaßte A. im Auftrage des Fürstbischofs von Ermland, Joseph von Hohenzollern, ein „Lehrbuch der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten, zunächst für das Bisthum Ermland" (Braunsberg 1825); daneben auch einen

kleinen Katechismus: „Katechismus der christkatholischen Lehre, zunächst für die Elementarschulen des Bisthums Ermland“ (Braunsberg 1826), 1828 in den Schulen eingeführt; von dem Katechismus ließ er später in Bonn 1831 und und 1833 noch eine 2. und 3. Auflage erscheinen. Das „Lehrbuch der Glaubens- und Sittenlehre“ wurde durch Decret vom 28. November 1838 auf den Index gesetzt (vgl. Reusch, Der Index der verbotenen Bücher II, 2, S. 1119 f.), worauf A. zur Vertheidigung die Broschüre herausgab: „Acta ad librum Achterfeldtii nunc professoris Bonnensis (Lehrbuch der christkathol. Glaubens- und Sittenlehre) nuper in indicem librorum prohibitorum relatum spectantia“ (Coloniae 1839); zugleich deutsch: „Aktenstücke das jüngsthin von der Inquisition zu Rom verbotene Lehrbuch der christkath. Glaubens- und Sittenlehre von J. H. Achterfeldt betreffend“ (Bonn 1839). — In Braunsberg schrieb A. außerdem die Abhandlungen zum Index lectionum 1826 und 1826/27. Zum Antritt seiner Bonner Professur veröffentlichte er die Einladungsschrift: „De necessitate principii ad construendam doctrinam moralem deque erroribus in constituendo summo principio natis ex discrimine inter principium doctrinae moralis et criterium honestatis non animadverso“ (Bonnae 1827; im Buchhandel mit anderem Titelblatt: „De erroribus ...“). Seit 1832 gab er mit den anderen Professoren der Bonner katholisch-theologischen Facultät die „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie“ heraus, das wissenschaftliche Organ des Hermesianismus; 32 Hefte 1832—39; dann neue Folge, Jahrg. 1—13, 1840—52; seit 1844 nur noch von A. und Braun allein herausgegeben. A. gab auch die „Christkatholische Dogmatik“ seines Lehrers Hermes heraus, 3 Theile (Münster 1834). Ferner eine Ausgabe von „Innocentii III. de contemptu mundi libri tres“ (Bonnae 1855).

Deutsche Reichszeitung 1877, Nr. 129 vom 13. Mai. — J. Bender, Geschichte der philosophischen und theologischen Studien in Ermland (Braunsberg 1868), S. 161. — F. Hipler, Bibliotheca Warmiensis, Bd. I, Abriß der ermländischen Literaturgeschichte (Braunsberg 1872), S. 249, 251, 301 f.; Bibl. Warm. Bd. III, Briefe, Tagebücher und Regesten des Fürstb. v. Ermland Joseph v. Hohenzollern (Braunsberg 1883), S. 86, 203 f., 224—229, 236, 289 f., 292—294, 302, 304, 310 f., 401, 439, 447 f. — Baudri, Cardinal v. Geissel (Köln 1881), S. 71. — O. Pfülf, Cardinal v. Geissel, Bd. I (Freiburg 1895), S. 201, 212—227, 231—243. — Kirchen-Lexikon, 2. Aufl., V, S. 1895, 1898. — H. Brück, Geschichte der kath. Kirche im 19. Jahrh., Bd. II (Mainz 1889), S. 437, 439, 491 f., 496 f.

Lauchert.

Adam: Benno A., Thiermaler, wurde am 15. Juli 1812 zu München als der erste Sohn des Albrecht A. geboren, welcher damals als Hofmaler des Vicekönigs Eugen den französischen Feldzug nach Rußland begleitete. Im Atelier des Vaters, welcher allen seinen Kindern die Entwicklung ihrer vollen Individualität gewährte, erhielt der Knabe beinahe spielend den gründlichsten Unterricht, indem er die Bilder des Vaters auf Stein übertrug und ihn bei allen Studien und Reisen begleitete. Indem er frühzeitig das Treiben und Leben der Haus- und Jagdthiere in Verbindung mit den Menschen beobachtete, errang Benno A. bald eine hohe Meisterschaft in diesem Gebiete. Schon 1835 brachte er seine ersten Bilder in den Kunstverein: „Kühe am Brunnen“, wozu Albrecht A. noch die Landschaft gemalt hatte, einen „Hund an der Kette“ und einen „Viehmarkt im baierischen Gebirge“ (1836), ein oft wiederholtes Thema, wovon sich eine köstliche Variante aus dem Jahre 1839 in der Neuen Pinakothek befindet (bei Soldan Blatt 67). Absonderlich gelang ihm die Darstellung der gemüthvollen, heiteren Seite des Thiercharakters. Da ist z. B. ein Stall, in welchem

die Hundemutter mit ihren putzigen Jungen von dem nebenan über den Stand sich biegenden Pferde einen theilnahmvollen Wochenbesuch erhält: friedliche, glückliche Nachbarn! Dazu kam die ganze Skala des Eselhumors, die neckischen Gesellen, welche mit ihrem Gampen und Gumpen einen braven Hühnerstall in aufgeregteste Fassungslosigkeit versetzen oder mit verschmitzter Gutmüthigkeit einen neuen Ausbruch ihrer Laune vorbereiten. Ebenso gelangen ihm eigensinnige Ziegen, graziöse Füchse (darunter zwei junge Sprößlinge Reineke's, welche in Spannung, Angst und Zorn sich gegen die ihnen noch gänzlich unbekannte, offenbar unheimliche Erscheinung einer Kupfernatter in Positur setzen, 1852), die verschiedenartigen Hunde, die von Pflichtgefühl beseelten Dackel, die possirlichen Rattenfänger, die außer ihrer Berufsthätigkeit auch einmal im Atelier eines Malers sich durch Umsturz eines Papierkorbs nützlich machen. Außer dem Hundeporträt behandelte Benno A. auch die Hochjagd auf Hirsche, Gemsen, Eber und den eigentlichen Fuchssport mit der Meute: Scenen, welche, wie die Bilder für den Herzog von Nassau bezeugen, zu einer weiteren Specialität im Porträtfach führten, wobei auch Benno's Sohn Emil A. und Enkel Richard als Maler des High-life excellirten. Anfänglich noch hart und trocken in der Farbe, machte er sich bald die neueren Vortheile der Technik und einer blühenden Palette zu eigen. Im J. 1847 wurde A. von dem Grafen Ernst Reventlow-Farve nach Holstein berufen, um für dessen „Beiträge zur land- und forstwirthschaftlichen Statistik der Herzogthümer Schleswig und Holstein" die nöthigen Zeichnungen zu liefern. Ebenso besorgte der Maler die Bilder für H. W. von Pabst's „Anleitung zur Rindviehzucht" (Stuttg. 1851) und die Abbildungen der „Schweizer Rindviehracen" (herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft in Bern, 1859). Dann wendete er sich wieder zu großen Jagdbildern, mit den vom Jäger gehetzten und angeschossenen Hochwild und zu den weiteren Sportscenen mit der bunten Reihe von hocharistokratischen Theilnehmern (Soldan Blatt 6). Glücklich, in seinem Sohne Emil A. einen solchen Gehülfen und Nachfolger gefunden zu haben, legte der Vater Pinsel und Palette nieder und übersiedelte nach Kelheim, wo er am 8. März 1892 entschlief. Sein vielseitiger, zahlreicher Nachlaß füllte im Mai des genannten Jahres einen ganzen Saal des Münchener Kunstvereins und fand bereitwillige Abnahme. — Das Verzeichniß der Lithographieen und Stiche nach seinen Werken findet sich theilweise in Meyer's Lexikon; zahlreiche Bilder wurden durch Photographie reproducirt.

Vgl. Nagler-Meyer, Künstlerlexikon, 1872, I. Bg. — Pecht, Gesch. der Münchener Kunst, 1888, S. 170. — Nr. 34 „Daheim" 1892, S. 532 ff. — Albrecht Adam's Selbstbiographie, hsg. von Holland, 1886, S. 364 und das von Soldan publicirte: Werk der Künstlerfamilie Adam (Nürnberg 1890), wo Benno Adam in Bild und Wort charakterisirt ist. Die Büste dieses „deutschen Landseer" hat Halbig modellirt.

Hyac. Holland.

Adam: Eugen A., Soldaten- und Genremaler, geboren am 22. Januar 1817 zu München, als der dritte Sohn des berühmten Albrecht A., wurde nach den im elterlichen Hause geltenden Maximen ernst und streng erzogen, wobei das Vorbild der älteren Brüder selbstverständlich mithalf. Eugen war, wie überhaupt das Gesetz der artistischen Vererbung in dieser Familie höchst lehrreiche Beispiele bietet, mit einem, auch dem Vater eigenen, ethnographischen Interesse und einer besonderen Wanderlust ausgestattet. So zog er 1843 und in den folgenden Jahren wiederholt nach Ungarn, Kroatien und Dalmatien, überall zeichnend und neue schöne Stoffe zu Gemälden sammelnd. Im August 1848 ging Eugen mit dem Vater nach Italien, wo er mit seinem Bruder Franz eine

Reihe von Terrainaufnahmen und Costümfiguren aus dem militärischen Leben einheimste, welche von Albrecht und Franz A. zu ihren Schlachtenbildern benützt wurden und die Grundlage für das große Lithographiewerk der Brüder A. gaben. Eugen wurde Ende November der Brigade des Grafen Clam-Gallas zugetheilt, lag die Wintermonate zu Como, wo er seine Skizzen ausarbeitete, rückte im Frühjahr 1849 nach Mailand und im Gefolge des Fürsten Karl von Schwarzenberg über Pavia nach Piemont, sah die Kämpfe bei Mortara, die Schlacht von Novara und verbrachte in Schnee und Frost, zwischen Verwundeten und Todten, eine Nacht auf dem berühmten Schlachtfelde. Die reiche künstlerische Ausbeute gab Anlaß zu mehreren Bildern, welche später von Franz A. auf Stein gezeichnet, dem großen Werke der Brüder einverleibt wurden. Ein besonderes Geschick bewährte Eugen für die charakteristische Schilderung der landschaftlichen und architektonischen Umgebung. Er begab sich nach Venedig und zu der Belagerung von Malghera; Eugen malte das porträtreiche Bild „Haynau vor Venedig" (4. Mai 1859, bei Soldan Blatt 51) und zeichnete die innere Ansicht von Malghera am Tag der Einnahme (23. Mai). Dann vollendete er zu Mailand verschiedene Bestellungen, darunter das figurenreiche „Manöver des Kaisers auf der Haide von Malpensa 1851" und kehrte erst 1853 nach München zurück, theilweise im Atelier des Vaters arbeitend, aber auch mit der Vollendung eigener Entwürfe vollauf beschäftigt, bis ihn, kaum ein Jahr nach seiner Verheirathung, der Krieg 1859 neuerdings nach Italien rief, um für Hackländer, beziehungsweise Hallberger und dessen Zeitschrift „Ueber Land und Meer" zu zeichnen. Zwei Tage nach der berühmten Sonnenwende packten Franz A. und Hofrath Hackländer und gingen; der geduldige Eugen blieb, obwol vielfach geärgert und verstimmt. In der allgemeinen Verwirrung dachte Niemand mehr an die Maler, welche in mehr als erwünschter Zahl und oft sehr zweifelhafter Qualität sich eingefunden. Eugen erhielt nur einen Quartierzettel und eine Erlaubnißkarte, da und dort zeichnen zu dürfen; Stoff bot sich freilich überall in größter Fülle. Da gab es den Bau einer Schiffbrücke über die Etsch, eine interessante Scene, welche A. bei größter Sonnenhitze in fünfstündiger Sitzung zeichnete. Bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit hatte der immer fleißig rauchende sich auf einer Gruppe von Fässern etablirt, ahnungslos, daß er auf einem Pulverdepot qualmte. Dann zog das fünfte und achte Armeecorps Stadion und Benedek nach Südtirol, wobei der Kaiser die braven Truppen eine Strecke begleitete: „Es war des Jubels und Lärms kein Ende, aber auch, um im Staub zu ersticken." Dabei begrüßte Graf Clam-Gallas im Beisein der höchsten Generäle und in Gegenwart unzähliger Krieger den Maler als „Lieber Adam und Kriegskamerad!" Weiter aber kümmerte sich Niemand um den Künstler, der bis an den sinkenden Sommerabend zeichnete und, ohne einen Bissen zu essen, todmüde nach Verona zurückmarschiren konnte. Kein Wunder, wenn ihm darüber in seinen interessanten Briefen der Seufzer entfuhr: daß die mit solchen Opfern erkauften Skizzen ein Hallberger oder Hackländer nicht bezahlen und schätzen könne. Das mit solcher Mühe gezeichnete und dann noch weiter ausgeführte Blatt wurde bei „Ueber Land und Meer" gar nicht angenommen. Man wollte vom Kriegsschauplatze nichts mehr wissen. Eugen erlebte noch viele bittere Strapazen und Mühsale, die ihn jedoch nicht abschreckten. Er war ganz Künstler und Soldat: „Im rauhen Kriegsleben ist inzwischen doch viel Poesie; der Mensch findet ohne Unterschied der Stände den Menschen in dieser Lage gern wieder und Gottes herrliches Himmelszelt und seine Erde bleiben sich ewig gleich." Nebenbei dachte er freilich in Sehnsucht an die Heimath und seine Lieben, an Starnberg und die vorjährige Hochzeitsreise; dann aber freute er sich auch wieder des vielfarbigen Lebens und Treibens „wo der blaue Himmel das Zelt, die Erde

das Bett ist und der Mensch lebt, wie er eigentlich von Natur aus leben sollte". Der nächste Brief meldet, daß er im Feldlager vor Verona unter den Ulanen bei Graf Falkenhayn eine freundliche Aufnahme fand: „Ein kleines Zelt aus Pferdedecken, ein Habersack und Mantel als Kopfkissen ist mein Quartier und Lagerstätte in den jetzt so wunderschönen (Juli-) Nächten. Zwischen Gesträuchen und Weinranken, zwischen hohem türkischen Korn und einem sonnverbrannten dürren Boden lebt da Mann und Roß in vereinter Gesellschaft und in so pittoresken Gruppen, daß man von früh bis spät mit zehn Händen vollauf zu thun hätte." In der überwallenden Künstlerfreude gedenkt er des Bruders: „Das wär' etwas für Franz! so etwas sieht er nimmer! und dreißig Grad Hitze im Schatten, bei Nacht ein tolles Donnerwetter!" Ganz im Geiste seines Vaters heißt es ferner: „Hat man sich nun einmal an das Leben gewöhnt, so gibt es nichts Interessanteres, als mit den Soldaten im Felde zu leben, alles ist dabei in der Nähe anders und mitunter heiterer als in der Ferne." Während es im österreichischen Lager vor Siegesgewißheit kochte und alles sich darauf freute, daß es bald wieder losgehen könne, schlug plötzlich die Nachricht eines Waffenstillstandes alle ehrgeizigen Erwartungen nieder. Ein unglücklicher Zufall vereitelte seine Hoffnung, der Zeuge der Kaiserzusammenkunft in Villafranca zu sein. „Wenn die Herren, für deren Sache man so ein Zigeunerleben führt, einen jedesmal vergessen, wenn es gilt, etwas zu sehen, wo bleibt dann noch die Ambition, etwas Ungewöhnliches zu leisten." A. bot noch alles auf, um nachträglich das Terrain aufzunehmen, zeichnete nach den Berichten der Augenzeugen und brachte mit unermüdlichem Fleiß und unsäglicher Mühe das Material zu einem Bilde dieser Begegnung zu Stande. — In München malte A. viele militärische Genrebilder, Pferdeporträts, Scenen aus dem ungarischen Volks- und Jagdleben, darunter die ergreifende Episode „Ein verwundeter Soldat mit seinem Hunde auf dem Schlachtfelde" (Neue Pinakothek) und als Gegenstück dazu „Der Ungar im Frieden" (Mailand); ein „Reitergefecht zwischen österreichischen Ulanen und piemontesischen Dragonern", eine „Herrschaftliche Equipage", die „Kirche von Bicocca bei Novara", das „Frühstück auf der Trommel", eine „Oesterreichische Patrouille" und vieles andere. Um Neues zu sehen und Geist, Auge und Hand frisch zu erhalten ging A. in die Schweiz, wo er von 1860 bis 1862 regelmäßig den friedlichen Manövern der Truppen beiwohnte und fleißig zeichnete. Er begleitete 1861 eine militärische Tour über den St. Gotthard, wo besonders an der Teufelsbrücke heftig kanonirt wurde. Die Leute fühlten sich sehr geehrt, daß ein „Adam" bei ihnen sei und ihre „eidgenössische Montur auf das europäische Repertoire" bringe. Nicht genug durch die officiellen Strapazen ermüdet, unternahm A. noch eine schwierige Alpenwanderung durch das Berner Oberland. Das Ganze erschien mit deutschem und französischem Text von O. A. Roth, „Bildliche Erinnerungen an den eidgenössischen Truppenzusammenzug im August 1861. Nach der Natur gezeichnet von Eugen Adam, lithographirt von Julius Adam" (Bern 1863). Unter den folgenden Oelbildern ist besonders eine „Jahrmarktscene aus Croatien" bemerkenswerth: wie ein berittener Volkssänger seine Balladen recitirt und mit einem Saiteninstrument begleitet, so überraschend und originell, so uralt und echt orientalisch, wie ein Nachhall aus homerischer Zeit! Bei Ausbruch des französischen Krieges that Eugen A. unverzüglich Schritte, daran Theil zu nehmen. Bis die unnöthig verzögerte Erlaubniß kam, zeichnete der Maler die zu Ingolstadt untergebrachten gefangenen Turkos und Zuaven und kam dann gerade recht auf den Kriegsschauplatz, um am Abend des 1. September eine Aufnahme von Bazeilles (Soldan, Blatt 61) und Tags darauf bei Sedan zu skizziren. Hier machte sich A., welcher seither seinen piemontesischen Tornister schleppte und zu Fuß mit-

marschirte, durch ein herrenloses Maulthier beritten und begleitete hinfort, dem ersten Armeecorps zugetheilt, die Munitionscolonne Dennerl. In Orleans fand er sehr gute Aufnahme bei General von der Tann. Auf dem Wege nach Chartres wurde A. dem Prinzen Friedrich Karl vorgestellt, welcher dem Maler sehr Verbindliches sagte. In Versailles besah Prinz Luitpold die ganze Sammlung von Eugen's Skizzen; als er dem Maler herzlich die Hand drückte, wurden die anderen hohen Herren auf den grauen, kleinen, unscheinbaren „Civilmenschen" aufmerksam und die Herzoge von Coburg und Schleswig-Holstein-Augustenburg, der Großherzog von Mecklenburg, insbesondere der Prinz von Hohenzollern fanden „des Lobens gar kein Ende". Weihnachten verbrachte A. in München bei seiner Familie, dann reiste er im Auftrage König Ludwig II. abermals nach Versailles. Im Gewimmel des Waffenstillstandes, durch Generalmajor von Xylander an Herrn v. Seckendorf, den Adjutanten des Kronprinzen Friedrich gewiesen, verlangte dieser die Skizzen Adam's, welche auch dem Kaiser Wilhelm unterbreitet wurden. A. erhielt einen Passirschein und gelangte endlich, dem Generallieutenant v. Hartmann zugetheilt, in das rechte Fahrwasser, um den großen Gürtel von Verschanzungen um Paris zu studiren. Insbesondere reizte ihn das Fort Vanves, das, nach seiner Meinung, allein acht Tage einem Maler Arbeit bieten könnte. „Mag sein, daß Unsereins dieses Alles mit anderen Augen schaut. Aber etwas Großes liegt doch in diesem Riesenkampf. Wie ich gestern vom zweiten Stock der zerstörten Caserne von Vanves bei Tagreveille zum Fenster hinaussah und bemerkte, wie eben unsere bairischen Truppen die deutsche Tricolore aufzogen, beschlich mich ein stolzes Gefühl, Augenzeuge dieser großen Kämpfe zu sein." Er hielt den Moment fest und gestaltete für General v. Hartmann ein lebendiges Bild (Soldan, Blatt 81). Am 1. März 1871 war A. unter den Ersten, welche beim Einzug in Paris durch den „Arc de triomphe" marschirten; Prinz Otto von Baiern bot ihm vom Pferde herab die Hand zum Gruß mit dem Ausdruck wirklicher Freude, auch hier wieder „einen Adam zu sehen". Eugen's Herz brach in Jubel aus, als ihm ein Officier im Bois de Boulogne erfreuliche Briefe aus der Heimath übergab. Vorher hatte A. mit Heinrich Lang, Louis Braun und Georg Bleibtreu die große Revue im Long-Champ mitgemacht, wo er im vorigen Frühling das fröhliche Rennen mit angesehen. Er war also binnen Jahresfrist dreimal in Frankreich gewesen. Dann eilte A. über Straßburg und Stuttgart nach München zurück, um seine Erlebnisse künstlerisch zu gestalten. In rascher Folge entstanden die Oelbilder: „In einem Laufgraben auf dem Plateau bei Chatillon vor Paris", „Vorspann bei der preußischen Batterie Nr. 11 bei Fontenay", die „Nördliche Bastion am Fort Vanves während des Waffenstillstandes", eine „Requisition bei Artenay" (Soldan 32), „Ulanenbivouac vor Paris" und „Bazeilles am Abend des 1. September 1870". Im Jahre 1873 malte er die Scenen „Während des Waffenstillstandes von St. Cloud", 1874 ein Aquarell als Ehrengabe für Oberst Friedrich von Treuberg; 1876 den „Brand von Orleans" und eine Episode nächst einer brennenden Windmühle (Soldan 22) und „Marodeurs"; 1877 eine „Husaren-Attaque" und 1878 die Scenen am Wachtfeuer vor dem durch die Franzosen 1870 zerstörten „Schlosse zu St. Cloud" (Soldan 11) u. s. w. Zwischendurch kamen „Ein Schiffzug am Inn", „Touristen in der Schweiz", eine „Requisition aus dem italienischen Feldzug" und zusammenhängend mit den neueren Ereignissen seit 1875, mehrere Bilder aus der Herzegowina, womit er seine früheren Studien in erwünschter Weise verwerthen konnte. A. war im besten Schaffen, freute sich seiner reifenden Bilder, wozu ihm noch die anziehendsten Stoffe für Jahrzehnte vorlagen: da raffte den herzleidenden Mann eine Lähmung am 4. Juni 1880 hinweg. Er war nach dem Zeugniß seines Vaters „ein milder

Charakter, voll Herzensgüte und jeder Aufopferung fähig, wodurch er oft sein eigenes Interesse verkürzte.“ Er blieb immer eine neidlose Seele, ein treuer Freund, ein liebevoller und für seine Familie zärtlich besorgter Vater, als Künstler ein echter Schüler seines Vaters, ein unermüdlicher Gehülfe seiner Brüder und mit seinen eigenen Schöpfungen ein würdiges Glied dieser berühmten Malerfamilie. Seine über zweihundert Blätter umfassende Sammlung von Handzeichnungen aus dem deutsch-französischen Kriege erwarb der Staat für das Kupferstich- und Handzeichnungscabinet in München.

Vgl. Nagler-Meyer, Künstlerlexikon, 1872, S. 72 ff. — Nekrolog in Beil. 274 d. „Allgem. Ztg.“, 30. Septbr. 1880. — Kunstvereinsbericht f. 1880, S. 64 ff. — Albrecht Adam's Selbstbiographie, 1886, S. 368 ff. — Soldan, Das Werk der Künstlerfamilie Adam, 1890.

Hyac. Holland.

Adam: Franz A., welcher unbestritten zu den besten Schlachten- und Pferdemalern der Neuzeit zählt, wurde am 4. Mai 1815 zu Mailand geboren. Im Atelier des Vaters Albrecht A. zu München entwickelte sich dieser Feuergeist, sodaß der Besuch der Akademie wenig mehr mitzuwirken vermochte. Als Albrecht A. 1829 nach Stuttgart ging, um die edlen arabischen Pferde des Königs und diesen selbst zu porträtiren, begleiteten ihn schon Benno und Franz; letzterer folgte ihm auch 1837 nach Schleswig an den Hof des Herzogs von Augustenburg, 1848 nach Italien und 1851 nach Wien und Ungarn. So lernte sich nebenbei der zum Fortkommen in der Welt unentbehrliche Ton und das Savoir-vivre, jene oft von den besten Künstlern absichtlich vernachlässigte Routine. Vorübergehend verfiel Franz A. auch dem Reitsport, hielt schöne Pferde und Renner, gebärdete sich als das vollblütigste Mitglied der Münchener jeunesse dorée, bis er plötzlich des zeitraubenden Treibens müde, den ganzen Trödel bei Seite warf und die beleidigte Muse der Kunst durch innigste Hingabe wieder versöhnte. Doch blieb ihm ein chevaleresker Edelmuth und die höchste aufopferungsfähige Treue, aber auch eine Freisinnigkeit des Wortes, welches ohne Ansehen der Person heraus mußte in guten und bösen Stunden. Wie Benno A. so zeichnete auch Franz die Bilder seines Vaters (darunter viele Blätter von dessen „Voyage pittoresque“ 1827—33) und später auch seine eigenen und die Erzeugnisse seiner Brüder in einträchtiger Neidlosigkeit auf Stein, malte Pferde-, Stallbilder und Reiterporträts (Feldmarschall Fürst v. Wrede 1843). Die vollste Thätigkeit aber entwickelte Franz mit unverbrüchlicher Anhänglichkeit im Atelier des Vaters, wo er allen größeren und kleineren Schöpfungen desselben Beihülfe leistete, von der schon 1835 für König Ludwig I. vollendeten „Schlacht von Borodino“ bis zu jenem die „Schlacht von Zorndorf“ darstellenden letzten großen Bilde Albrecht Adam's, welches der Altmeister ausdrücklich „ohne die Beihülfe seiner Söhne“ von 1859 bis 1861 vollendete. Von 1834 bis zu dem 1862 erfolgten Ableben Albrecht Adam's stand Franz bald als rechte, bald als linke Hand, dem Vater zur Seite. Seine Frische und Genialität wirkten auf den alten Herrn zurück, welcher sich sonst der unabweisbar andringenden Neuzeit feindselig gegenüber gestellt hätte. Es gab naturgemäß viele artistische Controversen in dieser Künstlerfamilie, bis Albrecht A. zu der beinahe komisch klingenden Erklärung kam, er „trete aus dem Atelier seiner Söhne“. Deßungeachtet blieb Franz der unzertrennliche Gehülfe und verzichtete auf eigene Leistungen, als die anderen Brüder ihre Selbständigkeit schon errungen und begründet hatten. So erklärt sich auch, daß von Franz A. vorerst verhältnißmäßig sehr wenige Bilder in die Welt gelangten, darunter die 1847 gemalten „Französischen Cürassiere“, welche während des Brandes von Moskau in einem Hofe Champagner trinkend, brütend und schlafend ihr rastloses Wesen

treiben (Neue Pinakothek, bei Soldan Blatt 70). Im J. 1848 ging Albrecht A. mit seinem Sohne Eugen nach Mailand zu Radetzky; im folgenden Jahre waren Eugen und Franz Zeugen der Belagerung von Malghera und Venedig. Ihre Studien und Skizzen ergaben das große litterarische Prachtwerk über die italienischen Feldzüge, welches gedruckt in der lithographischen Anstalt von Julius A., so recht als ein Product der Brüder A. und ihrer vereinten künstlerischen Bestrebungen gelten mag (vgl. den Artikel Julius Adam). Dann arbeitete Franz A. wieder mit dem Vater, lithographirte dessen Porträt des „Feldmarschall Graf Radetzky mit seiner Umgebung" und malte an dem großen Bilde der „Schlacht von Custozza", welches Albrecht A. 1851 für König Ludwig I. vollendete (Neue Pinakothek). Dann begleitete Franz den Vater auf einer Reise nach Wien, zeichnete viele Officierbildnisse für das neue Schlachtbild des Vaters; darauf gingen beide unter Führung eines kenntnißreichen Officiers vom Generalstab, nach den wichtigsten Punkten der ungarischen Insurrection: über Komorn, Pest, Szegedin, Szöreg bis Temesvar, überall trotz der glühendsten Sommerhitze Aufnahmen machend und zeichnend; der Rückweg führte über Arad und Mezö-Högyes, wo sie in dem großen kaiserlichen Gestüt prächtige Pferde zeichneten. Franz war ganz berauscht von den fremdartigen Eindrücken des herrlichen Landes und schöpfte die erste Anregung zu den nachmals so formvollendeten Bildern aus dem ungarischen Volksleben. Noch in Pest malte Franz mit „wahrer Begeisterung und großer Passion" eine schöne Skizze der „Schlacht von Temesvar", welche, mit der übrigen Ausbeute dieser Reise, bei der am 10. August 1851 zu Wien erfolgten Audienz (wobei auch Franz A. dem Kaiser vorgestellt wurde) zur Vorlage kam, worauf die Bestellung zweier Bilder erfolgte. Unter der Beihülfe seines Sohnes vollendete Albrecht A. rasch seine Aufträge, also daß er schon Ende Mai 1852 die „Schlacht von Szöreg" und im März 1853 ein neues Bild nach Wien überbringen konnte. Beinahe gleichzeitig war die „Erstürmung der Düppeler Schanzen" für die neue Pinakothek vollendet, die „Schlacht von Novara" für König Ludwig I. in Angriff genommen und schon zu Ende März 1854 abgeliefert. Dabei hatte auch Eugen A. besonders im landschaftlichen Theile mitgewirkt. Nur durch solch gemeinsame Antheilnahme, wobei Franz A. vorzüglich im coloristischen Sinne wirkte, wurde es möglich, solche Aufgaben in erstaunlich kurzer Zeit zu lösen. Im Mai 1855 war auch der große, die „Schlacht von Temesvar" entscheidende Cavallerieangriff fertig, worauf Albrecht A., und zwar ohne die gewohnte Assistenz seiner Söhne, von einem völlig neuen Gesichtspunkte aus, die zweite Bearbeitung der „Schlacht von Novara" begann, welche das Officiercorps des Generalquartiermeisterstabes zur Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Feldzeugmeisters v. Heß bestellte. Unterdessen malte Franz A. verschiedene Staffeleibilder und Porträts, Pferde- und Genrestücke aus Ungarn, lithographirte die vorgenannte „Schlacht von Novara", porträtirte seine Freunde und Brüder Benno und Eugen, ebenso seinen Vater, alle gleich vorzüglich, geistreich und voll sprechender Aehnlichkeit. Im Mai 1856 ließ ihn Albrecht A., welcher schon seit sechs Monaten in Wien weilte, kommen, um mit vereinten Kräften das große Reiterbild des Kaisers nach der Natur zu malen, welches Franz soweit durchführte und vollendete, daß ihm der Vater das Autorrecht und damit die Einzeichnung seines Namens überließ (1856). Ebenso vollendete Franz ein kleines, von Albrecht begonnenes Bild des Kaisers und eilte dann, lange erwartet, auf das dem Grafen Nákó gehörige Gut Nagy-Szent-Miklós nach Ungarn, um einen stolzen Viererzug nebst den Porträts des Grafen und der Gräfin zu malen. Nach seiner Rückkehr begann Franz A. zu München die Ausführung eines reizenden Genrestückes, (die über eine Parkbrücke reitende Gräfin Nákó), unternahm nach den gleichfalls zu Wien gemalten Skizzen

das große Reiterbild Radetzky's, dessen Vollendung, nebst anderen kleineren Arbeiten, über ein Jahr erforderte und brachte dasselbe nach Wien (Conferenzsaal des Kaiserarsenals). Der Maler wohnte wieder in der Stallburg und empfing vielfache Beweise der kaiserlichen Huld; seinem Wunsche, sich, da der Krieg wieder begonnen hatte, ins Hauptquartier zu begeben und der Armee folgen zu dürfen, wurde bereitwilligst entsprochen. Doch soll Graf Grünne den Künstler bei der Ankunft zu Verona nicht gar zu freundlich empfangen haben! Der entscheidende Schlag von Magenta war schon vorüber und die Aussicht auf siegreiche Erfolge mehr als fraglich. Uebrigens wurde dem Maler mit möglichster Zuvorkommenheit begegnet; er benützte seine Zeit zu charakteristischen Skizzen von Gefangenen und Verwundeten, wozu die Straße zwischen Valeggio und Villafranca am Tage von Solferino (am 24. Juni) eine Fülle von Eindrücken und Motiven bot, welche er mit fliegendem Stift und sicherer, unermüdlicher Hand festhielt. Zwei Tage darauf verließ Franz A., gleichzeitig mit Hackländer, ganz erfüllt von den gräßlichen Kriegsscenen, Italien und kehrte nach München zurück, um seine Erlebnisse in einem großen Bilde zu gestalten. Es verging aber noch geraume Zeit, bis A. jenes Werk begann, welches seinen Namen erfolgreich in die Reihe der ersten Künstler stellte. Friedliche, glückliche Ereignisse traten dazwischen. Der Mann, welcher bisher hoch und theuer geschworen hatte, sich nie von Hymen's Banden fesseln zu lassen, verlor die Wette und sein Herz und heirathete ein ebenso schönes, wie geistreiches schwäbisches Edelfräulein, fast von der Klosterpforte weg, durch welche sie der Welt zu entsagen gedachte. Im Sommer 1860 fand im Schlosse zu Grieningen die Hochzeit statt, wobei auch der alte Vater Albrecht theilnahm und in dem Glück seines Sohnes verjüngt zu werden schien. Der mit Kindern gesegnete Bund blieb für Franz A. zeitlebens eine Quelle der Freude und des Trostes. Zwei Jahre darauf ging Albrecht A. am 28. August 1862 aus dem Leben; er war fast bis an sein Ende als Künstler thätig verblieben. Die Gründung eines eigenen Herdes nöthigte Franz A. seine Kraft selbständig zu concentriren. In Ermangelung größerer Aufträge entstanden kleine Pferde- und Genrebilder für Liebhaber und Kunsthändler, ein „Reiterporträt des Herzogs Philipp von Württemberg", ein „Walachisches Mittagsmahl" (1863) und das Genrestück, wie österreichische Ulanen den Ungarn, welche die arabischen Pferde des Gestüts Bábolna 1849 fortgetrieben, selbe wieder abjagen. Endlich kam der langgehegte Wunsch, mit einem großen, ganz aus seiner Seele geschöpften und mit aller künstlerischen Vollendung ausgeführtem Werke sich die allgemeine Anerkennung zu erwerben, nach welcher sein hochstrebender Geist dürstete, zum Durchbruch. Eine gewisse Verbitterung, daß sein Name noch immer nicht die gebührende Wucht besitze, daß man seine beste Kraft unausgenützt liegen lasse und ignorire, trieb ihn trotz aller financiellen und anderen Bedenken, mit dem ganzen Aufgebot seines Genies, dasjenige Bild zu unternehmen, welches ihn dann zur längstverdienten Anerkennung brachte und zum größten Schlachtenmaler der Gegenwart emporhob. Mit dem „Rückzug von Solferino" verstand Franz A. dem Kriege diejenige Seite abzugewinnen, welche am meisten malerisch, zugleich aber auch am erschütterndsten wirkt, weil man nur die schrecklichen Folgen des Kampfes, den Jammer der Sterbenden, das ganze wirre Bild der Zerstörung hinter der Fronte, den Verbandplatz, die namenlose Déroute des Rückzugs vor Augen hat. Das in der Mitte befindliche Häuflein von Gefangenen läßt in seiner stolzen Haltung unzweifelhaft erkennen, auf welche Seite die Würfel des Sieges fielen. Verstümmelte, Sterbende und Todte — jede Gruppe und Scene ist erlebt und steht mit photographischer Wahrheit im Skizzenbuch des Künstlers — bilden ein schauerliches Ganzes und erwecken uns eine mächtigere Vorstellung von der unsichtbaren Ursache dieser Gräuel,

als es die Vorführung der Schlacht selbst, die doch stets undarstellbar bleibt, jemals im Stande wäre (vgl. Lützow's Zeitschrift f. bildende Kunst IV, 115). Das Bild errang von der Presse insgesammt die ehrenvollste, unbedingteste Anerkennung; die verschiedenartigsten Stimmen aus allen Lagern und Parteien einigten sich zu dessen Lobe. Es erschien zuerst 1867 auf der Pariser Weltausstellung und wurde daselbst prämiirt; ebenso 1869 zu München (bei Soldan: Blatt 79). Die übermächtige Wirkung des Bildes lag wol in der absoluten Naturwahrheit, welche, ohne jeden Aufputz in der Composition und ohne Geflunker in der Technik, sich mit tiefer Empfindung gab; Inhalt und Form deckten sich in völliger Harmonie und verliehen so dem Ganzen den unvergänglichen Stempel eines echten, ganz objectiven Kunstwerkes. Meissonier ehrte sich selbst, als er dasselbe auf der Pariser Exposition für den ersten Preis in Vorschlag brachte. — Deßungeachtet fand das Bild lange keine bleibende Stätte. Man malt doch nicht allein für den Ruhm, sondern wünscht den Kindern seines Herzens auch ein sicheres Heim zu bereiten. Da zeigte sich nun, wie wenig die Welt, trotz all den schönen ästhetischen Redensarten vom idealen Selbstzweck der Kunst, im Stande ist, eine historische Kunstleistung zu verstehen, richtig zu behandeln und zu pflegen, das heißt, deutlicher gesprochen, zu unterstützen oder zu kaufen. Oder hatte sich der Maler bei der Wahl seines Stoffes wirklich vergriffen? Welchem Lande sollte dieser „Rückzug“ als Glorie dienen? Also stand das politische Interesse dem Bilde immer wieder entgegen. England fühlte gar keinen Grund, sich thatsächlich dafür zu erwärmen, obwol es offenkundig immer in Italien geschürt und das unheilvolle Feuer gegen Oesterreich angeblasen hatte. Für Frankreich bot der Stoff der nationalen „Gloire“ zu wenig; Italien kaufte überhaupt nicht und hätte jedenfalls eine andere Begebenheit gewünscht. Für Oesterreich wäre eine solche Acquisition ein neuer historischer ‚faux pas‘ geworden. König Ludwig I. äußerte wiederholt seine unbegrenzte Bewunderung für dieses Bild und beschäftigte sich auf das lebhafteste mit dem Gedanken, dasselbe zu erwerben, fand aber, daß der auf der Pariser Ausstellung angesetzte Preis nicht im Einklang stehe mit seinen Finanzen; eine Reduction desselben wollte er aus Rücksicht auf den Werth des Kunstwerkes nicht annehmen. Ein schön geplanter Versuch, Rußland dafür zu interessiren, blieb nur Project. „Habent sua fata libelli!“ Leider paßt dasselbe Sprichwort nur zu oft auch auf Bilder. Endlich kam Adam's Bild, welches jeder europäischen Galerie zur Zierde gereicht hätte, nach Constantinopel, als der höchstselige Großsultan Abdul-Aziz in plötzliche Exaltation für historische Kunst gerieth. Aber die Kaufsumme blieb unterwegs irgendwo hängen, so daß der Maler erst spät zu seinem wohlverdienten Rechte gelangte. Nur durch Zufall entging A. der Ehre, Hofmaler der hohen Pforte zu werden, nachdem die Heimath keine Stelle und keinen Auftrag für den Künstler wußte. Denn die Ernennung zum Ehrenmitglied der Akademie nebst einem kahlen Professorentitel, welchem später eine kleine Staatspension folgte, bleibt doch kein Aequivalent für solche Leistungen. Die Ereignisse des Jahres 1866 schienen ihm auch nicht angethan, seinen Pinsel zu beschäftigen. Anfangs folgte er dem bairischen Hauptquartier, dann kehrte er mißmuthig nach München zurück, zehrte an seinen früheren Erlebnissen oder malte für die Laune und das Bedürfniß des Sport. Zu ersteren gehören „Oesterreichische Reiter 1859 in einem Hofe zu Verona“ und „Der letzte Tropfen Wein“, eine lebensvolle Scene aus dem italienischen Kriege von 1849: österreichische Soldaten sind eben daran, einem irgendwo aufgestöberten Fasse die letzte Flüssigkeit abzuzapfen; wie man die wackeren Burschen so brüderlich theilen sieht, möchte man traun dem Fasse die Wunderkraft des Oelkrügleins der Wittwe wünschen (Lützow's Zeitschrift V, 122)! Ein anderes Stimmungsbild war „Vor dem Ausritt“ betitelt. Die Architektur

des Schlosses im Hintergrunde verspricht unserer Phantasie eine schöne Reiterin und einen solchen Begleiter, auf welche die edlen Rosse an der Hand des Dieners unzweifelhaft harren. Es ist Stilllebenmalerei und die Hinweisung auf einen kommenden, hinter der Scene sich vorbereitenden Vorgang: Darin liegt der wahre poetische Reiz (vgl. Lützow's Zeitschrift VII, 290). Neben solch' anmuthenden Idyllen steckte Franz A. abermals tief in einer Darstellung der schreckbaren Kriegsfolgen. Es war wieder ein Rückzug, aber aus Rußland; die Traditionen und Erzählungen des Vaters gaben sichtlich dazu den Anstoß: „Ueber tief beschneite Steppen, auf welchen der Westwind Schneewehen emportreibt, ziehen die versprengten Abtheilungen des napoleonischen Heeres auf der Flucht. Im Mittelgrunde ein General mit seinen Adjutanten zu Pferde, die Anstrengungen beobachtend, womit eine Batterie durch den Eismorast vorwärts gebracht wird. Bei Fortschaffung der letzten Kanone versagen die Pferde; zum Ersatz wird ein eben nachkommender Officierswagen ausgespannt, dessen Insassen absteigen; im Vordergrunde zieht ein Reiter sein Pferd herbei; am Boden liegen Müde und Sterbende, rechts Andere, die sich noch gegenseitig unterstützen, während weiter rückwärts der Strom der Fliehenden sich durch einander wälzt und in der Ferne Reiterzüge und dünne Menschencolonnen ins Weite ziehen.“ Darüber ein trübes, die bleischwere Stimmung noch erhöhendes Abendlicht. Das 1869 vollendete Bild wurde gleich darauf bei seiner Ausstellung zu Berlin für die Nationalgalerie angekauft. (Jordan, Katalog der Nat.-Galerie 1880, S. 5, und Lützow's Zeitschr. 1871, VI, 24.) Franz A. hatte sich abermals als Schlachtenmaler ersten Ranges bewährt — und doch dachte Niemand daran, bei der Mobilmachung der Truppen 1870 unseren Künstler einzuladen. Tiefgekränkt, aber nicht gewillt, einen entgegenkommenden ersten Schritt für sich zu thun, blieb A., welcher, wie er selbst sagte, „keine schönere Musik kannte als das Pfeifen der Kugeln“, vergessen zu Hause. Aber sein unaufhörlich schaffender Geist verarbeitete in der gestaltenden Phantasie alle Berichte und schuf ein Bild „Aus dem deutschen Kriege“, welches trotz seines kleinen Formats und der völligen Idealität doch einen höchst wahrhaften und spannenden, ja hinreißenden Eindruck hervorrief. Die Scene spielt im Rücken einer siegreich vordringenden Armee. Das Gefecht ist vor uns, aber in solcher Entfernung, welche die Einzelheiten nicht unterscheiden läßt. Von dorther kommt ein größerer Trupp von Gefangenen aller Waffengattungen, escortirt durch Deutsche. Der Abend ist angebrochen und der Himmel hängt voll Regenwolken, welche ein brennendes Dorf beleuchten. Ein eigenthümlich äußeres, mit der Bedeutung der Action tief harmonirendes Grau schwebt über dem Ganzen. Das Bild war übrigens von sehr kleinen Maaßverhältnissen; die vordersten der zahlreichen Figuren erreichten kaum die Höhe von einigen Centimetern. Trotzdem war die Wirkung, insbesondere durch die meisterliche Luftperspective, eine ganz außerordentliche (Pecht in der „Allg. Ztg.“ vom 21. Febr. 1871 und in Lützow's Zeitschr. VI, 118). Leider fand dasselbe bei uns keine bleibende Stätte und ging nach England. Im folgenden Jahre (1872) entstand, selbst schon ein vollständiges Bild, die erste Skizze zu dem berühmt gewordenen Reiterangriff bei Sedan (Floing). A. sammelte das Material dazu mit umsichtiger Sorgfalt, zeichnete nicht allein das Terrain, sondern benützte später an Ort und Stelle abgehaltene Manöver, studirte die Physiognomien der dabei betheiligten Soldaten, berücksichtigte alle Berichte und Aussagen der Augenzeugen, auch seiner damals anwesenden Künstlercollegen und brachte nun, auf ebenso streng historischen Quellen, wie das Generalstabswerk fußend, ein durchweg diplomatisch-treues Bild zu Stande, welches, erst für den Herzog Georg von Sachsen-Meiningen 1874 gemalt, dann mit etlichen Aenderungen für die Nationalgalerie in Berlin 1879 wiederholt wurde

(gestochen von Tobias Bauer in Nürnberg 1883 als Neujahrsblatt des dortigen Kunstvereins, mit Text von S. Soldan — dessen Bruder mit im Feuer stand). Eine Reproduction nach dem Bilde im Besitz des Augsburger Kunstvereins bei Soldan: „Das Werk der Familie Adam" (Blatt 43). Ebendaselbst (Blatt 65) eine „Schlacht bei Sedan" nach dem Original im Städel-Museum zu Frankfurt. Zahllose Berichte und Artikel in Zeitungen und Fachblättern verkündeten einstimmig das Lob dieser Schöpfung. Geradezu unglaublich ist es, welche Fülle des Wissens und Könnens in diesem umfangreichen Bilde mit den vielen Hunderten von Menschen und Pferden niedergelegt, welch' tiefe Studien hier verwerthet wurden. Welch' reicher Schatz von künstlerischen Erfahrungen ist nothwendig, um nur eine dieser Figuren so zu zeichnen und zu malen (Lützow's Zeitschr. 1874, IX, 562). Mit dieser Reiterschlacht überflügelte Franz A. alle seine Zeitgenossen. Wie weiß er das Pferd in den schwierigsten, gewaltsamsten Bewegungen, in convulsivischen Zuckungen, Verrenkungen und Verkürzungen, wie man selbe nur auf dem Schlachtfelde sehen kann, darzustellen, ohne mit den anatomischen und osteologischen Gesetzen in Conflict zu gerathen (vgl. Rosenberg in Nr. 48 der „Grenzboten" 1880 und Nr. 98 der „Allgem. Militär-Ztg." Darmstadt, 11. Decbr. 1880); wie klar lösen sich diese übereinanderstürzenden Knäuel und Massen von Menschen und Rossen! Dabei findet sich keine Spur von jenem Chauvinismus, welcher die französischen Schlachtenbilder des letzten Krieges charakterisirt, wovon auch der größte und bedeutendste von Allen, Alphonse de Neuville, sich nicht freihielt. A. steht ihm nicht nur völlig gleich an Schönheit der Zeichnung und Feinheit der Farbe, sondern übertrifft ihn, wie als Pferdemaler, so auch durch den überwältigenden Zug und die hinreißende Macht der Begeisterung. Er kennt wie ein wahrer Historiker keine Partei, setzt Freund und Feind mit gleich objectiver Anerkennung einander gegenüber. Den imposanten Sturmangriff der Reiter könnte ebenso ein Franzose gemalt haben, der den tollkühn ansprengenden und todverachtend hineinrasenden Schwadronen die höchste Anerkennung zu theil werden läßt. Und wie schlachtenkühl stehen diese grausam gelichteten Reihen der Sachsen, bei welchen der jüngste Tambour gleichen Anspruch auf die Ehre des Tages erhebt! Unter den Sterbenden hat sich der Künstler in voller Porträtähnlichkeit, ein Kreuz in den Händen, in eine Gruppe gemalt — ein gewiß seltsames und nur Wenigen kundgewordenes Monogramm. — In gleicher Weise und mit ähnlichen Vorzügen ausgerüstet, entstand das Bild mit der „Erstürmung des Eisenbahndammes vor Orleans" (am 11. October 1870. Neue Pinakothek; bei Soldan Blatt 7). Auch hier ist A. ein Stratege mit dem Pinsel. Wir bewundern das Gewirr der Krieger, welche der Künstler gegen den schräg durch das Bild verlaufenden, von einer Durchfahrt unterbrochenen Bahndamm in Bewegung setzt. Darauf, um seine Erinnerungen aus den Pußzten zu gestalten, schuf A. einige friedliche, immerhin aber gleich große Pferdebilder. Es waltet darin eine lyrische Idylle, wie in Lenau's Haidebildern. Hier zeigt er an den flachen Ufern der Donau einen von Thieren und Menschen wimmelnden „Ungarischen Pferdemarkt": Am frühen, mit Cymbelklang und Clarinettenschall begrüßten Morgen haben sie schon an hundert Pferde und Rößlein von einem Landstädtchen über die Theiß gebracht und zusammengetrieben, zwischen welchen Zigeuner, Bauern, Czikos und Landedelleute bunt durch einander schwirren; der Handel ist im besten Zuge, als ein mit vier stattlichen Juckern bespannter Wagen daherrollt, in welchem wir einen feinen Cavalier mit unserem Maler erkennen (bei Soldan Blatt 38). Dann die „Gestütsinspection" auf dem Musterhofe eines ungarischen Magnaten, eine wahre „Symphonie des Sports" (bei Soldan Blatt 3), wobei sich Adam's Begabung, eine Reihe von interessanten Detailgruppen doch in eine große

Massenbewegung zu bringen und im Rahmen einer landschaftlichen Perspective sich selbständig abspielen zu lassen, aufs neue bewunderungswürdig zeigt. Dann schilderte er wieder ein Rudel freier Rosse auf der Weide bei heranziehendem Gewitter (Soldan Blatt 50), auch einen „Mazeppa“ (bei Soldan Blatt 25) und Pferde am Brunnen in der Puszta (Soldan Blatt 46), beide im Besitze des Prinzregenten Luitpold, „Pferde von Löwen überfallen“, „Czikos in der Puszta“, „Weidende Pferde“ (Soldan Blatt 57 und 69, beide zu Gödöllö im Besitze des Kaiser Franz Joseph), und einen „Ungarisch-Wallachischen Markt“ (König von Württemberg, bei Soldan Blatt 83). Dazwischen entstanden viele Pferdeporträts und kleinere Stallinterieurs (Soldan Blatt 53) von sorgsamster Vollendung. Dann aber warf er sich wieder auf streng historische Stoffe. A. schilderte den „Transport französischer Gefangener nach der Schlacht bei Sedan durch preußische Ulanen und Infanteristen“ (Soldan Blatt 40) und den berühmten „Reiterangriff des Major v. Bredow auf die französische Artillerie bei Mars la Tour“ (Neue Pinakothek, Soldan Blatt 16) als Gegenstück seiner „Schlacht von Floing“ im gleichen Format. Nach zweijähriger, unausgesetzter, höchst aufreibender Arbeit, als das Werk schon der Vollendung nahe war, erhielt der Künstler infolge des besonderen Beifalls Sr. Majestät des Kaiser Wilhelm I. bestimmten Auftrag für die Nationalgalerie, zugleich aber durch den kgl. preußischen Generalstab eine solche Fülle von Material und anziehenden Détails, daß A. sein fast vollendetes Bild bei Seite stellte und eine völlig neue Umarbeitung begann. Ein so gewaltiger Stoff zehrte an der Kraft des Malers, dessen Gesundheit seit längerer Zeit durch ein bedenkliches Magenleiden erschüttert war. Als sich dasselbe besserte, begann das Uebel in der Lunge mit verheerender Thätigkeit. Vergebens klammerte sich der Künstler mit eherner Willenskraft an sein Werk, fortwährend ändernd, bessernd und unausgesetzt bestrebt, ihm die möglich höchste Vollendung zu geben, auch dann noch, als ihm die schreckliche Gewißheit wurde, daß er nicht mehr im Stande sei, seine Aufgabe zu beenden. Ebenso groß wie die Leiden der Krankheit war die Marter seines freien, ungetrübten Geistes, welcher, wie die malende Bewegung der Hand bezeugte, sogar in den wenigen Stunden des Schlafes, unzertrennlich an sein Lieblingswerk gebunden, weiter schuf, bis der Tod am 30. September 1886 den armen Dulder erlöste. Es ist gut, wenn die Mitwelt nicht weiß, in welch’ wechselreicher Folge die bleiche Sorge am Leidenslager so vieler Dichter, Künstler und Forscher sich einzunisten liebt.

Dieses sein letztes Werk bildet den ergänzenden Gegensatz zur Schlacht von Floing. Auch hier wieder ein feuriger Reitersturm, dieses Mal von deutschen Ulanen und Cürassieren in gerader Linie auf die unmittelbar vor dem Beschauer gedachte französische Infanterie und Artillerie. Auch hier wieder dieselbe, Alles mit sich reißende Verve: Schon ist das erste feindliche Treffen überritten, die gefährlichen, mörderischen französischen Batterien sind verlassen; die tapferen Feinde vermögen dem urplötzlichen Anprall der stürmischen Reiter nicht mehr Stand zu halten. Nur die wuchtige Sprachgewalt des alten Schlachtensängers Chr. Fr. Scherenberg (1798—1881) wäre im Stande, diesen ansausenden Reitersturm in Worte zu kleiden. Wie ein wirbelnder, rasender Föhn bricht der brausende Todtentanz herein: „Trompeten schmettern, Nüstern schnauben den Chorus; die stählernen Lüfte sprühen, der Boden funkt, vom trappelnden Tritt der Tanzplatz schwankt, und wenn die wirbelnden Paare sich fassen, lassen nicht los sie wieder, halten sich fest, bis wohl der Eine, der Andere blaß, herunter von Leib und Leben; als tanzte Tod und Teufel! .. zertreten werden Bataillone, kalt zusammengehauen; vorwärts wogt und stürzt die metallene See!“ Wie klar verständlich sind die noch geschlossenen und theilweise schon aufgelösten

Massen geordnet, die Lichtvertheilung, die formenreichen grauen Luft- und Wolkenbildungen, das landschaftliche Terrain mit seinen Mulden, Hügeln und den schlanken Pappelbäumen, die Einzelgruppen von Kämpfenden, Verwundeten und Gefangenen; die angeschossenen, fliehenden, sich aufbäumenden und überstürzenden herrenlosen Pferde, welche dem Donner der Kanonen und Knattern des Gewehrfeuers noch zu entrinnen suchen: Alles ist von erstaunlicher, überraschender und lebendigster Wirkung (vgl. Beil. 116 „Allgem. Ztg.“, 26. April 1883). Und wie herrlich hätte sich dieses erst noch unter dem letzten Schliff von seinen Händen ausgewachsen! So blieben in löblicher Pietät beide Bilder unvollendet; auch der treueste Freund hätte nicht gewagt, einen weiteren Strich zuzusetzen. — Eine besondere Theilnahme für Franz A. als Lehrer hegten die Polen: Joseph v. Brandt, welcher sich schnell in die künstlerischen Principien seines Meisters hineinlebte, dann der geniale, leider so früh verstorbene Max Gierymski (1846 bis 1874) und dessen Bruder Alexander, ferner Jan Chelminski und zuletzt noch der in Adam's Atelier so rasch geförderte Michael Munkacsy. Insbesondere aber gedieh sein Neffe Emil A. unter der Leitung des Oheims zu einem gefeierten Porträt-, Jagd- und Sportmaler, der ebenso von den stolzesten Magnaten, wie von den höchsten Kreisen der englischen Aristokratie in Anspruch genommen ist und somit die deutsche Kunst im Auslande abermals zu Ehren bringt. — Franz A. war unstreitig der Liebling seines Vaters, ebenso wie Papa Goethe oft über den „singulären Wolfgang“ staunte. Franz war und blieb ein ritterlicher, edler, nobler Charakter, der ohne Rücksicht auf materiellen Gewinn nur seiner Kunst oblag und sein Können und Wissen ebenso feurig vertheidigte wie er anderweitige Leistungen nach voller Gebühr anerkannte, ein trefflicher Gatte und Vater, ein unwandelbarer Freund und ein freudiger Christ. Sein Porträt hat Professor Raab in geistvoller Weise nach dem Leben radirt. Die Kritik anerkannte ihn mit seltener Einstimmigkeit; Auszeichnungen folgten. A. erhielt 1867 die dritte goldene Medaille bei der Pariser Weltausstellung, die Ehre als Mitglied der Münchener und Wiener Akademie (1868), 1869 das Ritterkreuz I. Classe des Michael-Ordens, 1870 die kleine und 1874, gleichzeitig mit Alma Tadema in London und E. de Champeler in Brüssel, die große goldene Medaille in Berlin, 1872 eine bairische Staatspension, 1874 den Sächsisch-Ernestischen Hausorden, 1882 die goldene Medaille des Prinzen und nachmaligen Regenten Luitpold, von Kaiser Franz Joseph den Orden der Eisernen Krone; noch im letzten Jahre seines Lebens wurde er Mitglied der historischen Gesellschaft in Sioux-City-Jowa. Aber Gunst, Gnade und Laune haben ihn nie mit Glücksgütern, Aufträgen oder Bestellungen überschüttet; sein Name kam nicht in den volksthümlichen Cours oder zu mundgerechter Popularität. Die Industrie des Kunsthandels bemächtigte sich nie seiner Werke und die Großen der Welt begnügten sich, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, mit der beiläufigen Kenntniß seines Namens. Sein artistischer Nachlaß kam zu München, Wien und Berlin zur Ausstellung und fand anfangs eine zögernde, dann aber begeisterte Aufnahme und ergiebigen Absatz.

Vgl. Nagler-Meyer, Künstlerlexikon, 1872, I, 70 ff. — Albrecht Adam's Selbstbiographie, hrsg. v. Holland, 1886, S. 366 ff. — Nr. 2260 Illustr. Ztg., Leipzig, 22. October 1886. — Nr. 324 Allgemeine Ztg., 22. November 1886. — Pecht, Kunst für Alle, 1887, II, 120 ff. — Soldan, Das Werk der Künstlerfamilie Adam. Nürnberg 1890.

Hyac. Holland.

Adam: Julius A., Maler und Lithograph, geboren 1821 als der jüngste Sohn von Albrecht A., erhielt die gleiche Unterweisung des Vaters, zeigte großes Talent zum Studium, insbesondere der Mechanik, malte Landschaften mit Figuren

und Thieren, übte das Aquarell und die Lithographie, welche er mit besonderer Vorliebe aufnahm, um die Werke des Vaters und der Brüder, darunter die vorgenannten „Erinnerungen an die Feldzüge der kais. österreich. Armee in Italien" (mit der Dedication an Radetzky, in 22 Blättern, München bei Cotta) zu reproduciren. Auch dem Farbendruck oblag er mit großem Geschick, um seine vielfachen Kenntnisse zu verwerthen. Diese leiteten ihn auf das Gebiet der Photographie. Hier arbeitete Julius A. mit Joseph Albert (geboren am 5. März 1825, † am 5. Mai 1886), die Photographien auf Metallplatten zum künstlerischen Schnelldruck zu verwenden — ein epochemachendes Verfahren, welches in der Folge als „Lichtdruck" durch den genialen Joh. Bapt. Obernetter (geboren am 31. Mai 1840, † am 12. April 1887) zur weitesten Geltung gelangte, und durch Meisenbach und Hanfstängl weiter entwickelt wurde. Julius Adam, welcher mit großem Geschick allerlei mechanische Subtilitäten, auch im Uhrenbau, cultivirte, starb am 24. Februar 1874. (Sein gleichnamiger Sohn Julius Adam ist durch anziehende Genrebilder, insbesondere durch seine liebenswürdigen Katzenscenen berühmt geworden.)

Vgl. Nagler, Monogrammisten, 1863, III, 741 (Nr. 1773). — Nagler-Meyer, Künstlerlexikon, 1872, I, 72. — Albrecht Adam's Selbstbiographie, 1886, S. 371. — Soldan, Die Künstlerfamilie Adam, 1890, S. 12.

Hyac. Holland.

Adamo: Albert A., Genremaler, geboren 1849 zu München als der zweite Sohn des Ministerialarchivars Max Joseph A. († 1882). Während dessen genialer Sohn Max (geb. 1837) schon frühzeitig großartige Erwartungen erweckte und auf seinen ernsten Beruf als Historienmaler lossteuerte, wurde Albert durch den Besuch des Gymnasiums und der Universität auf die juridische Laufbahn vorbereitet, bis er sich plötzlich der Kunst zuwendete, wozu er immer besondere Neigung und entschiedenes Talent besaß. Schon das erste Auftreten 1873 mit drei Genrebildern „Morgentoilette" (Dame in weißem Atlaskleide), „Der erste Hausschlüssel" (eines Schlosserlehrlings) und „Im Laboratorium" (wiederholt als „Nekromant" 1881 und „Alchimist" 1884, als Holzschnitt in Nr. 8 der Gartenlaube 1887) bewährte seinen entschiedenen Zug zum genrehaft-heiteren Gebiet mit unverkennbarer coloristischer Begabung. Auch malte er vorzügliche Porträts, z. B. des Bierbrauereibesitzers M. Pschorr (1877) und König Ludwig II. im Costüm des Hubertusordens (1878) für die Aula des k. Wilhelms-Gymnasiums, an welchem A. die Stelle eines Zeichenlehrers bekleidete. Dann folgten viele feine Bildchen: „Zerstreute Spieler" (1877), „Duellforderung", „Ungebetene Gäste", „Einsame Wacht", „Häusliche Scene" (1881); die „Mahlzeit des Pfarrherrn", „Siesta" (Ueber Land und Meer, 1887, Bd. 57, S. 433); „Niederländisches Atelier" (Lützow's Zeitschr. 1881, XVI, 509), „Lustiges Handwerk", „Entdeckte Heimlichkeiten" u. dgl. Stimmungsvoll war die Ansicht eines ruinösen „Parks", in welchem auf überwachsenen Wegen, zwischen Säulentrümmern und zerbrochenen Statuen ein Reh seine Aesung sucht und die „Kindergruppe vor dem Thore eines herrschaftlichen Schloßgartens" (1886). Aus diesem behaglichen Schaffen riß den Künstler nach kurzem, aber schwerem Krankenlager der Tod am 8. Februar 1887. A. zeichnete auch für die „Münchener Bilderbogen" und den „Daheim-Kalender" manch heiteres Blatt.

Vgl. Nekrol. in Nr. 182 d. Allg. Ztg., 3. Juli 1887; Ueber Land u. Meer 1887, 57. Bd., S. 442.

Hyac. Holland.

Adelmann: Georg Franz Blasius A. gehört zu den hervorragenderen Gelehrten deutschen Ursprungs, welche auf russischen Boden verpflanzt, die deutsche Wissenschaft dort zur Blüthe brachten und so wesentlich zur culturellen Hebung

Rußlands auf die moderne Stufe beitrugen. Er wurde am 28. Juni 1811 in Fulda als Sohn des im Wilhelminenhospital wirkenden tüchtigen Professors Vincenz Ferrerius A. geboren, genoß hier den Gymnasialunterricht, studirte die Medicin in Marburg und Würzburg, und wurde an letzterem Orte am 22. August 1832 zum Dr. med. promovirt. Er wirkte dann als Assistenzarzt an der medicinischen Klinik in Marburg, später als Arzt in Fulda, schließlich als Assistent an der chirurgischen Klinik des Professors Christoph Ullmann in Marburg. Am 2. September 1837 habilitirte er sich hier als Privatdocent. Infolge Empfehlung des berühmten Heidelberger Chirurgen Maximilian Joseph Chelius wurde er auf die Lehrkanzel für Chirurgie in Dorpat an Stelle von Nikolaj Iwanowitsch Pirogow berufen. Er übernahm das durch seinen Vorgänger zu hohem Ruhm gebrachte Amt im Juli 1841 und versah es durch 30 Jahre, bis 1871, worauf er seinen Aufenthalt in Berlin wählte. Wenn er auch nicht bahnbrechend in die Entwicklung seines Fachs eingriff, wie sein Vorgänger Pirogow, so erfreute er sich doch als tüchtiger Chirurg eines sehr guten Rufes und wurde für seine Verdienste im J. 1860 zum wirklichen Staatsrath ernannt. A. starb im J. 1888.

Als fleißiger Arbeiter war A. beinahe ein halbes Jahrhundert lang litterarisch thätig. Seine namhaftesten Schriften sind: „De dignitate lithontritiae“, 1833 (Diss.), „De steatomate“, 1837 (Habilitationsschrift), „Untersuchungen bei krankhaften Zuständen der Oberkieferhöhle“, Dorpat 1844, mit 3 Tafeln. Daneben lieferte er Mittheilungen über die Auscultation von Schwangeren (v. Siebold's Journal Bd. 13. 14, Neue Zeitschrift für Geburtskunde Bd. 8), „Beiträge zur medicinischen und chirurgischen Heilkunde“ (3 Bände in wechselnden Abständen seit 1835 bis 1853), sowie eine Reihe von Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften (deutsch, französisch, italienisch, russisch), darunter besonders hervorhebenswerth „Su i medici del esercito russo“ (Archivio di chirurgia practica di F. Palasciano, vol. 14, 1877), dann zur Geschichte und Statistik der theilweisen und vollständigen Schulterblattresectionen (Prager Vierteljahrschrift 1879, Bd. 144).

R. Ritter von Töply.

Adelmann: Alfred Graf A. von Adelmannsfelden wurde am 4. Juli 1848 in Stuttgart geboren. Sein Vater, Graf Friedrich A., war zu jener Zeit Justizassessor und gehörte vorübergehend dem katholischen Kirchenrath an, der den confessionellen Frieden im Lande befestigen sollte, aber durch die Herrschsucht der Römlinge gerade das Gegentheil hervorrief. Die Mutter, Sophie geb. v. Vischer-Ihingen, eine Verwandte Uhland's und Protestantin, verlor den Gatten schon nach fünfjähriger Ehe (1852) und widmete nun ihr Leben ausschließlich der Erziehung ihrer beiden Knaben, von denen Alfred der älteste war; sie hatte die Freude, das Gemüthsleben des letzteren bei aller feurigen Lebhaftigkeit sich herrlich entfalten zu sehen. Nachdem A. das Gymnasium in Stuttgart besucht hatte, auf dem ihm besonders der Oberstudienrath Dillmann nahe trat, bezog er im Herbst 1864 die damalige Kriegsschule in Ludwigsburg, um sich der militärischen Laufbahn zu widmen. Die schon früh zum Ausdruck gekommene Vorliebe für dieselbe wich auch später erst, nach schwerem Ringen, dem Drange einer freien geistigen Thätigkeit. Beim Ausbruch des Krieges von 1866 wurde die Kriegsschule aufgelöst und A. mit dem Officierspatent zur Reserve gestellt; nach dem Friedensschlusse trat er dann noch einmal für ein Jahr in die Lieutenantsschule in Ludwigsburg ein und wurde darauf zum Secondlieutenant im jetzigen Ulanenregiment Nr. 20 ernannt. So lieb ihm sein Beruf als Soldat war, so freudig er in ihm diente, so erschien er ihm dennoch mit den Jahren für sich allein nicht genügend, und durch vertieftes Eindringen in die reichen Geistesschätze deutscher Litteratur entwickelte sich denn

auch in ihm nach und nach der innere Trieb, neben der gewöhnlichen Erfüllung der dienstlichen Pflicht etwas Außergewöhnliches zu leisten. So erwachte in ihm der Gedanke, sich schriftstellerisch zu bethätigen, und schon 1869 veröffentlichte er in den „Blättern für den häuslichen Kreis" seine erste Novelle „Mathilde" (Gesammelte Werke, Bd. IV). Im Juli 1870 zum Premierlieutenant befördert, sollte A. beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich in der Heimath zu kleinlichem Dienst zurückbleiben; doch wußte er sich vom Könige selber die Erlaubniß zur Theilnahme an dem Feldzuge zu erbitten. Bei Sedan, bei Mezières, bei Nogent a. S., wo er sich durch einen selbständigen Angriff mit seinem Reiterzuge das eiserne Kreuz erwarb, in den Schlachten bei Villiers und Champigny hatte er Gelegenheit, sich als pflichttreuer Soldat zu bewähren. Trotz der äußersten Anspannung aller Kräfte, welche die Kriegszeit erforderte, fand A. auch im kriegerischen Leben, in Bivouaks, in Quartieren und während der Occupation der Champagne immer noch Zeit, in frisch gezeichneten Bildern den Daheimgebliebenen kurze Erinnerungen, Skizzen und Novelletten als Grüße in die friedliche Heimath zu entsenden, die er später gesammelt unter dem Titel „Aus dem Felde" (1871) herausgab, und denen er bald darauf seinen schon vor dem Kriege begonnenen Roman „Selbst errungen" (1872) und die Novelle „Ein Ausflug in die Normandie" (1873) folgen ließ. Inzwischen war Graf A. nach Ludwigsburg versetzt worden, wo er neben seinem täglichen Dienst auch noch den Unterricht in Geschichte und Geographie in der Regimentsschule und den Fechtunterricht der Officiere des Regiments zu ertheilen hatte. Im J. 1872 unternahm er eine Reise nach Norwegen und Schweden, Dänemark und Helgoland, sowie 1873 eine solche in das Salzkammergut und nach Wien. Die Eindrücke, die er dabei empfing, sowie der immer stärker werdende Trieb nach umfassender Weiterbildung bestimmten ihn, wiederholt ein dienstliches Gesuch um einen einjährigen Urlaub zum Besuch der Universität Wien und Italiens einzureichen, aber erst im Herbst 1874 wurde ihm die ersehnte Erlaubniß zu theil. In Wien widmete er sich den Winter hindurch philosophischen, geschichtlichen, litteratur- und kunstgeschichtlichen Studien und genoß zugleich in den Kreisen der hohen Aristokratie, sowie im Hause des deutschen Botschafters, Generals v. Schweinitz, und in demjenigen Franz Dingelstedt's die Freuden und Anregungen des geselligen Lebens. Nach einer kurzen Reise in die Hauptstadt Ungarns ging er im März 1875 nach Italien und verweilte dort, dasselbe bis Syracus durchwandernd, bis zum Herbst d. J. Seine von hier aus an die Mutter gerichteten Briefe gab er später u. d. T. „Aus Italien. Sieben Monate in Kunst und Natur" (1877) als selbständiges Werk heraus. Dankbar bewegt und ergriffen von Italiens Kunst und Natur kehrte er zum dienstlichen Leben seines Regiments zurück. Im Frühjahr 1876 wurde er zum Adjutanten der 27. Cavalleriebrigade und im Januar 1877 zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Wilhelm, Thronfolgers von Württemberg, ernannt, sowie kurz darauf zum Rittmeister befördert. Seine neue dienstliche Stellung führte ihn in den folgenden drei Jahren an verschiedene Höfe, und die prunkvollen Festlichkeiten, namentlich am Kaiserhofe in Berlin, boten Momente von geschichtlicher und ergreifender Bedeutung dar. Daneben arbeitete er trotz mannichfacher Enttäuschungen und Zurückweisungen, die sein Talent erfuhr, im Stillen ruhig und unentwegt in dem schriftstellerischen Berufe fort. So entstanden in jener Zeit der patriotische Roman „Schwert und Feder" (1881), der ihn schon in Italien beschäftigt hatte, die kleinen Novellen „Die Rose" und „Das Mädchen aus der Fremde" und die Skizze „Was ist Glück?" (sämmtlich Ges. W. III). Diese Thätigkeit versetzte ihn aber in einen immer heftiger werdenden Kampf zwischen der Liebe zu dem militärischen Berufe, der ihm eine hervorragende Laufbahn eröffnete, und der

Neigung zur Arbeit auf geistigem Gebiete, und endlich gewann die letztere, unterstützt von dem ihm innewohnenden Drang nach völliger Freiheit und Unabhängigkeit die Oberhand. Er nahm zunächst zu Anfang des Jahres 1880 einen halbjährigen Urlaub, um an der Universität Berlin seine in Wien begonnenen Studien fortzusetzen, und schied dann im Juli d. J. völlig aus dem activen Dienst der Armee. Zu Anfang des Jahres 1881 ging er noch einmal nach Berlin und knüpfte hier die litterarischen und freundschaftlichen Beziehungen zu Treitschke, Auerbach, Spielhagen, Helmholtz, v. Hülsen u. A. von neuem an, wandte sich dann nach Paris und lebte, nachdem er sich im Mai 1882 vermählt hatte, fünf Monate an der Riviera, deren Naturpracht er uns später in dem Buche „Am ligurischen Meere“ (1883) schilderte. Heimgekehrt, ließ er sich zunächst auf dem Schlosse und Rittergute Horst in Rheinpreußen nieder, wo er seine Novelle „Fenella“ (1886) zum Abschluß brachte, siedelte dann im November 1883 nach Schloß Allner an der Sieg über und nahm schließlich 1886 seinen Wohnsitz in Wiesbaden.

Inzwischen war seine schriftstellerische Thätigkeit auch auf das politische und kirchenpolitische Gebiet hinübergelenkt worden. Bei seiner begeisterten Liebe für „ein starkes Kaiserthum, für ein kriegstüchtiges Heer und einen waffengewaltigen Einheitsstaat“, der er schon in einem „Mahnruf an die deutsche Jugend“ (Ges. W. I) Ausdruck gegeben hatte, mußte ihn das Treiben der ultramontanen Partei im preußischen Parlamente mit tiefer Empörung erfüllen. Sein vaterländisches Empfinden drängte ihn, in einem „Offenen Brief gegen das Centrum“ (Ges. W. I) Stellung dagegen zu nehmen. Derselbe fand weithin die ernsteste Beachtung und erregte um so größeres Aufsehen, als er von einem Katholiken ausging. In derselben Richtung bewegten sich dann seine weiteren Schriften „Der edle Liberalismus und sein gefährlichster Gegner“ (1884), sein Manifest „Frei von Rom!“ (1886) und sein „Weckruf an den deutschen Nationalstolz“ (Ges. W. I). Dazwischen entstanden dann noch seine Romane und Novellen „Was ist Glück?“ (1885); „Beno Donzini“ (1885); „Im Königsforst“ (Ges. W. II); „Italienische Novellen“ (Ges. W. IV) und kleinere Arbeiten (Ges. W. III). Zwei Ziele lassen sich in diesem schriftstellerischen Wirken klar erkennen. Das eine, welches in allen Arbeiten Adelmann's, wenn auch oft nur in wenigen Strichen hervortritt, ist die Förderung des nationalen Bewußtseins, der Liebe zum geeinten Vaterlande und der stolzen Freude an demselben, wie das Eintreten für die Erhaltung eines kraftvollen deutschen Reiches. Das zweite Ziel ist, durch seine Arbeiten dafür thätig mitzuwirken, daß der Roman und die Novelle von der niederen Stufe der Unterhaltungslectüre wieder auf die sittliche Höhe edel wirkender Dichtung erhoben, und daß die Schönheit und Reinheit der deutschen Sprache in der Form des Ausdrucks erhalten und zu erhöhter Geltung gebracht werde. — Graf A. starb in Wiesbaden am 18. April 1887. Von seinen „Gesammelten Werken“ erschienen 1889—1900 sechs Bände.

Persönliche Mittheilungen. — Biographisches im 1. Bande der Gesammelten Werke. Franz Brümmer.

Adler: Nathan Marcus A., geboren am 15. Januar 1803 in Hannover, † am 21. Januar 1890 in London. Er genoß die erste Ausbildung in seiner Vaterstadt und wurde von seinem Vater Marcus Baer A., Landrabbiner in Hannover, der im Verein mit seinen zwei Söhnen, Gabriel, Rabbiner in Mühringen und Oberdorf († 1859) und mit N. Bär A., Kaufmann in Frankfurt a. M. († 1867) talmudische Novellen und Discussionen unter dem Titel: „Kanfe Jescharim“ herausgab, in die rabbinische Litteratur eingeführt. A. besuchte die Universitäten Göttingen, Erlangen, Heidelberg und Würzburg, wo-

selbst er auch jüdisch-theologischen Studien oblag. Im März 1828 wurde er von dem Rabbiner Abraham Bing in Würzburg zum Rabbiner approbirt und folgte 1829 einem Rufe als Landrabbiner nach Oldenburg, bei dessen Großherzoge er in hohem Ansehen stand (vgl. Antrittsrede, gehalten in der Synagoge zu Oldenburg am 6. Juni 1829, abgedruckt in „Sulamith“ VIII, 103—120). 1831 schied er aus dem Amte in Oldenburg (Abschiedsrede, gehalten in der Synagoge zu Oldenburg 1831), um als Nachfolger seines Vaters die Landrabbinerstelle in Hannover anzutreten. A. war trotz seiner streng conservativen Richtung mit einer der ersten, der die deutsche Predigt und Choralgesang im Gottesdienste einführte und obzwar, von unbegrenzter Begeisterung für das traditionelle Judenthum erfüllt, war er doch weit entfernt davon, den Ausgangs- und Endpunkt des Judenthums in dessen Ceremonien zu sehen und hegte den felsenfesten Glauben an die geistige Durchdringung des Judenthums. Nachdem er noch in Hannover die erste Anregung zur Errichtung der „Bildungsanstalt für jüdische Lehrer“ gegeben, folgte er einem ehrenvollen Rufe als Oberrabbiner nach London und wurde im Juli 1845 mit großem Pomp und unter den günstigsten Auspicien installirt (vgl. Abschiedspredigt, gehalten am 28. Juni 1845 in der Synagoge zu Hannover und Installation-Sermon, London 1845). A. bemühte sich 1851 eifrig um die Einrichtung eines Seminars für Lehrer und Cultusbeamte und sein Werk ist die Gründung des „Jews' College“ (1855). Seiner regen Mitwirkung ist die Entstehung der „United Synagogue“ zu verdanken (1860), wodurch alle Synagogen in London unter einer Verwaltung vereinigt wurden. A., der Montag und Donnerstag dem „Beth Dìn“ präsidirte, hielt zahlreich besuchte Vorträge über den Talmud und wurde von nah und ferne um sein Gutachten in religiösen Streitfragen angegangen, die in England wie im Auslande hoch geschätzt waren. Von seinen Predigten, von welchen einige erschienen sind („The Jewish Faithe“, London 1849, „The present war“ London 1884), sagt ein Kritiker mit Recht, sie waren „erfüllt von dem Feuer des Geistes, der die alten Propheten beseelt haben muß“. A. veröffentlichte 1874 einen hebräischen Commentar zum Targum Onkelos unter dem Titel: „Nethina lager“, ein gelehrtes Buch, das sich gleich bei seinem Erscheinen die weiteste Verbreitung und Anerkennung erwarb und zu wiederholten Malen in Ausgaben des Pentateuch abgedruckt wurde (Wilna 1885). Die Herausgabe eines Seitenstückes zu dieser Schrift beschäftigte ihn bis in seine letzten Lebenstage, dessen Vollendung ihm jedoch nicht beschieden war. 1880 unterzog A. auf Veranlassung von einflußreicher Seite das Ritual einer Revision und führte neben einigen unwesentlichen Aenderungen auch einzelne Neuerungen ein, von der Ansicht ausgehend es sei richtiger, in Kleinigkeiten einen Compromiß zuzugestehen, als die Gefahr einer Spaltung in wichtigen Dingen heraufzubeschwören. 1880 wurde A. wegen seines vorgerückten Alters sein gelehrter Sohn Dr. Hermann A. beigeordnet, der als Nachfolger seines Vaters jetzt im Amte ist. Zum letzten Male trat A., der 1880 seinen Wohnsitz nach Brighton verlegt hatte, in die Oeffentlichkeit anläßlich der 100. Geburtstagsfeier des Sir Moses Montefiore, bei welcher Gelegenheit er den Festgottesdienst in der Synagoge zu Brighton leitete und das eigens von ihm zu diesem Zwecke verfaßte Gebet vortrug. Adler's Wirken umfaßte die Epoche aufsteigender Entwicklung einer großen Gemeinschaft und neben seiner Gelehrsamkeit war er „wegen seiner Frömmigkeit, seiner Offenheit, verbunden mit feinem Tactgefühl und einer nie fehlenden Höflichkeit“ in weiten jüdischen und nicht jüdischen Kreisen geliebt und verehrt.

Quellen: Seine Schriften und Mittheilungen von Dr. Hermann Adler.

Adolf Brüll.

Agilulf (auch Ago), Langobardenkönig, a. 590—615. Nach dem Tode König Authari's (s. A. D. B. I, 697), a. 590, beließen die Langobarden seiner Wittwe, Theodelindis (XXXVII, 687), der Tochter des Bajuvarenherzogs Garibald (VIII, 372) Würde und Machtstellung ihrer Königin: die jedesfalls bedeutende Frau, die Freundin des großen Papstes Gregor, die wirksamste Verbreiterin des katholischen Bekenntnisses in dem arianischen Volk, sollte nach einem freilich sagenhaft gefärbten Bericht (des Paulus Diaconus) sogar durch die Wahl des Gatten zugleich die Königswahl vollziehen: doch erst „auf den Rath verständiger Männer" wählte sie A., den Herzog von Turin: er war von der Schwertseite ein Thüring aus der Sippe der Anava, von der Spindelseite aber ein Verwandter seines Vorgängers, des gefeierten Königs Authari, was wohl das Bedenken gegen den Stammfremden aufwog. Anmuthig ist der sagenhafte Bericht des Paulus, wonach die Königin den Ahnungslosen zu sich beschied. (Ohne hinreichenden Grund behauptet Waitz, Verfassungsgeschichte III, 35, A. habe die Krone und die Hand Theodelindens mit Gewalt an sich gerissen: die andern Quellen, die origo gentis Langobardorum und die Chronik des sogenannten Prosper, sagen das so wenig wie Paulus und in solchem Falle wäre jene Sagenbildung wohl nicht erfolgt.) Ja, sie eilte ihm bis Laumellum (Lomello) entgegen. Als er eingetroffen war, ließ sie nach wenigen Worten Wein bringen, trank zuerst und reichte dann den Becher A. Wie dieser den Pokal entgegennahm und ihr dann ehrerbietig die Hand küßte, sprach sie lächelnd und erröthend, der Mann dürfe ihr nicht die Hand küssen, der ihr seinen Kuß auf den Mund drücken solle. Darauf hieß sie ihn sich erheben und sie küssen und eröffnete ihm Alles von Hochzeit und Königthum. Unter großer Freude ward die Vermählung gefeiert und A. zum König erhoben, Anfang November 590; erst später aber, Mai 591, zu Mailand auf den Thron.

Um die Stellung, die verschiedenen Aufgaben eines Langobardenkönigs jener Tage und so auch Agilulf's zu verstehen, muß man die damals in Italien mit einander ringenden Kräfte und Parteien überschauen. Eine solche Ueberschau ward gegeben unter dem Artikel Liutprand (s. A. D. B. XIX, 8—19), worauf hier verwiesen werden mag: in Ravenna vertrat der Exarch, in Rom der dux Romanus den byzantinischen Imperator: aber neben dem dux und oft an seiner Stelle leiteten die Päpste die Vertheidigung der heiligen Stadt gegen die Langobardenkönige zu Pavia, die jedoch außer den Byzantinern und dem Papst fast ununterbrochen ihre eigenen unbotmäßigen Herzoge, duces, zumal in den großen Grenzherzogthümern Benevent, Spoleto, Friaul und Trient zu bekämpfen und gegen den Bund jener drei Gruppen einen desto schwierigeren Stand hatten, als der heilige Vater die den Langobarden weit überlegene Macht der Franken oft mit Erfolg zu seinem und „Sanct Peter's" Schutz herbeirief: diese Gruppirung der Parteien muß man im Auge behalten, auch König Agilulf's Handlungen richtig zu würdigen. Zunächst suchte er Friede mit den Franken, die vermöge eines Bündnißvertrages mit Byzanz gegen Authari a. 590 einen Einfall in Oberitalien unternommen und aus den eroberten tridentinischen Burgen zahlreiche Gefangene fortgeführt hatten: Bischof Agnellus von Trient und Evin, dem Herzog dieser Grenzmark, dem Schwager der Königin (Gemahl ihrer Schwester), gelang es, den Frieden abzuschließen (a. 591) und viele jener Gefangenen, die zum Theil die Frankenkönigin (und Regentin) Brunichildis (siehe A. D. B. III, 442) mit eigenem Gelde losgekauft hatte, zurückzuführen. Von dieser Seite her gesichert wandte sich der König gegen drei seiner treulosen Herzoge: Mimulf, den Herzog „der Insel des heiligen Julian" (d. h. San Giulio im Lago d'Orta, westlich vom Lago Maggiore) ließ er hinrichten, weil er sich vor kurzem verrätherisch den Franken angeschlossen hatte. Darauf bezwang er

den Herzog Gaidulf von Bergamo (angeblich einen Gesippen Authari's) in dieser festen Stadt, begnadigte ihn, bekämpfte den abermals Empörten auf der Insel Commacina, wobei er einen noch von den Römern hier geborgenen Schatz erbeutete, nahm den nach Bergamo zurück Geflohenen hier wieder gefangen und begnadigte ihn zum zweiten Mal. Darauf belagerte und bezwang er auch den empörten Herzog Ulfari von Treviso. Einstweilen hatten die beiden Herzoge von Benevent und Spoleto selbständig Kämpfe und Verhandlungen geführt, theils mit dem Exarchen zu Ravenna und den andern Byzantinern in Neapel und Unteritalien, theils aber mit dem großen Papst Gregor, der in Vertheidigung der heiligen Stadt mit geistlichen, geistigen und weltlichen Mitteln eine bewunderungswürdig unermüdliche und mannichfaltige Thätigkeit entfaltete: er erbat unablässig Hülfe von Byzanz, er flickte die alten, vielfach morschen Mauern Aurelian's und Belisar's, er ertheilte den kaiserlichen Befehlshabern im offenen Felde — in Tuscien — Rathschläge (a. 591), schickte Geld, Soldaten, Anführer in die von den Langobarden bedrängten Castelle (Nepi a. 591), er warnte die von ihnen bedrohten Städte (Velletri) vor den geplanten Ueberfällen, er rief den Beistand der Merovingen an, suchte aber auch den Arianer A. durch seine eifrig katholische Königin zum Frieden zu stimmen. Dem Geistgewaltigen war es gelungen, Herzog Ariulf von Spoleto, der Rom belagerte, in einer Unterredung — obwol er Heide war — zum Abzug zu bewegen (a. 592), aber Romanus, der Exarch zu Ravenna, in diesen Frieden nicht eingeschlossen, griff nun die Langobarden an und gewann durch Verrath des langobardischen Herzogs Maurisio Perugia und andere Städte bis gegen Rom hin (Herbst a. 592), im folgenden Jahr auch noch Sutri, Bomarzo, Orte, Todi, Amelia und Luceoli. Nun (a. 593) zog A. mit starker Macht auf Perugia, nahm Maurisio gefangen und ließ ihn hinrichten; dann wandte er sich, durch den Vertrag Ariulf's nicht gebunden, gegen Rom (Sommer a. 593). Gregor erschrak so heftig bei der Nachricht, daß er die Erklärung des Ezechiel vor Bestürzung abbrach. Doch gelang es ihm abermals, die hart bedrängte Stadt zu retten: gegen eine Jahresschatzung von 500 Pfund Goldes hob A. die Belagerung auf: Seuchen in seinem Lager drängten hiezu, noch mehr aber die Empörung von drei seiner Herzoge in seinem Rücken, Langrulf's von Verona, Warnegauz' in Agilulf's eigner Hauptstadt Pavia und des unverbesserlichen Gaidulf's von Bergamo: er brachte sie alle drei in seine Gewalt und ließ sie — erspießlichermaßen! — hinrichten. Das einzig Richtige wäre gewesen, alle heimfallenden Herzogthümer — und schon der selten unterbrochene Hochverrath sorgte für häufigen Heimfall! — nicht wieder als solche zu verleihen, sondern ihre Gebiete verkleinert in unmittelbare Verwaltung durch königliche Gastalden (Amtmänner) zu nehmen: allein es scheint, auch die kräftigsten Herrscher konnten das gegen den Adel nicht durchzwingen: dieser wartete gierig auf erledigte Herzogthümer und auf den guten Willen dieser zweitmächtigsten Sippen gegen die Herzogsgeschlechter war die Krone offenbar angewiesen. So setzte A. denn auch in den durch den Tod erledigten Ducatus Trient und Benevent neue Herzoge ein, in Trient einen Katholiken. Später (a. 599) gelang es Theudelinde, unter Vermittlung des Erzbischofs Constantin von Mailand A. zum Abschluß festen Friedens mit dem Papst und den Römern zu bewegen: bald darauf schloß er auch Waffenstillstand auf drei Jahre mit dem Exarchen Kallinikos zu Ravenna: aber die Herzoge von Spoleto und Benevent traten dem nur bedingt bei: man sieht, diese Fürsten üben für ihre Gebiete die Vertretungshoheit selbständig, der König kann nicht für das ganze Reich Friede schließen. Alsbald erhoben sich wieder zwei andere Herzoge: Gaidoald von Trient und Gisulf von Friaul gegen A., dem nach der Losreißung jener vier großen Ducatus nur Pavia, Mailand und Tuscien ge-

blieben waren: eine Zeit lang (a. 599 oder 600—602) behaupteten sich jene beiden: allein ihre Gebiete lagen doch dem Machtsitz des Königs so nahe, daß a. 602 ihre Unterwerfung erfolgte: er begnadigte sie. Als verderblich sollte sich das Verhalten Agilulf's gegenüber den Avaren herausstellen: gewiß weniger die Erinnerung an alte Bündnisse gegen die Gepiden (a. 568, s. den Artikel Alboin A. D. B. I, 223) als die gegenwärtige gemeinsame Bedrohung durch die Byzantiner bewog den König zur Annäherung an den „Chacan" (Ober-Chan) des wilden mongolischen Raubvolkes: er schickte ihm sogar — thörigerweise! — Schiffsbaumeister behufs Herstellung einer Kriegsflotte, mit der der Chagan allerdings bald darauf dem Kaiser ein thrakisches Eiland abnahm, allein später verwandten jene Horden die durch langobardische Hülse gebauten Schiffe zu furchtbaren Raub- und Verheerungsfahrten gerade gegen die Langobarden, die doch durch solche Schiffsbaumeister vor allem für sich selbst eine Kriegsflotte hätten bauen sollen, ohne welche Ravenna, Rom und Neapel nicht zu bezwingen waren: sie haben es nie gethan! Nicht einmal den Tiber haben sie zu sperren verstanden, Rom die Zufuhr und den höchst gefährlichen Gesandten der Päpste den Seeweg zu den Franken aus der zu Land eingeschlossenen Stadt abzuschneiden. Doch muß der Herzog von Benevent wenigstens einige Fahrzeuge gerüstet haben, als er a. 602 Sicilien bedrohte.

Der Waffenstillstand von a. 599 ging a. 601 zu Ende: sofort eröffnete der Exarch Kallinikos wieder die Feindseligkeiten, überrumpelte Parma und führte den Herzog Godiskalk mit dessen Gattin, einer Tochter Agilulf's aus früherer Ehe, gefangen fort nach Ravenna; der König aber erstürmte mit Feuer und Schwert Padua, und schleifte die Mauern (a. 601): beides ist lehrreich und beweist die auch sonst vielfach erkennbare geringe Zahl der langobardischen Einwanderer, die in 33 Jahren jene ihrer Hauptstadt so nah gelegene Veste nicht hatten bezwingen können und auch jetzt nicht zu besetzen vermochten; die gefangenen Byzantiner entließ A. nach Ravenna, eine damals häufige, schwer begreifliche Maßregel. Vermöge jenes Bündnisses heerten gleichzeitig langobardische Schaaren mit Avaren und diesen befreundeten Slaven in dem byzantinischen Istrien, während A. den Kaiserlichen die Burg Montelise (mons silicis) in Venetien entriß (a. 602). Im folgenden Jahr (Juli a. 603) zog er nach Ablauf einer kurzen mit Smaragdus, dem neuen Exarchen, vereinbarten Waffenruhe von Mailand aus gegen Cremona, eroberte, unterstützt von (slavischen) Hülfstruppen des Chagans die Stadt (21. August) und zerstörte sie bis auf den Grund, statt sie zu behaupten: darauf durchbrach er mit seinen Sturmböcken die festen Mauern von Mantua, zog am 13. September in die Stadt und entließ abermals die gefangene Besatzung nach Ravenna, so die Hauptmacht des Feindes verstärkend.

Die damalige Kriegführung in Italien gewährt in der Rohheit ihres Verfahrens gar manche seltsame Erscheinung: so brennen die Kaiserlichen selbst ihre Stadt Brexillus nieder als sie nach dem Fall der Veste Bulturnia (Valdoria) den Rückzug antreten. A. folgte ihnen zwar auf dem Fuß, überschritt den Po und zog auf Ravenna: statt nun aber endlich Ernst zu machen, bewilligte er Smaragdus den erbetenen Waffenstillstand von September a. 603 bis 1. April a. 605, wofür dann der gefangene Eidam, die Tochter und deren erbeutete Habe herausgegeben ward: nach Parma zurückgekehrt starb sie doch alsbald in schwerer Niederkunft. Bald darauf schied auch aus dem Leben der große Papst Gregor (begraben am 12. März a. 604). Er und Theodelinde hatten A. zu eifriger Ergebenheit an die Kirche gewonnen: in diesem Sinne übte er auch die Kirchenhoheit der Krone: als der Patriarch von Alt-Aquileja, Severus, starb (a. 607?), ertheilte der König (mit Herzog Gisulf von Friaul)

die Genehmigung der Wahl des Abtes Johannes zum Nachfolger. Zu A. wanderte denn auch vertrauensvoll — zumal wohl wegen der Königin, aus Bregenz Sanct Columba (Urgesch. III, S. 586), der leidenschaftliche katholische Eiferer und gründete (a. 613) zu Bobbio in Ligurien das Kloster, das ein hervorragender Sitz und Pflegeort der Bildung werden sollte. A. näherte sich nun den alten Feinden der Langobarden, den eifrig katholischen Merovingen und sicherte seinem Sohne im voraus die Krone, dem bei dem Thronwechsel häufigen Thronkrieg vorbeugend: im Juli a. 605 ließ er den kaum dreijährigen Knaben (geboren Ende a. 602 zu Monza) zu seinem Nachfolger wählen, setzte ihn im Circus zu Mailand in Gegenwart der Gesandten des Frankenkönigs Theudibert II. (a. 596—612) auf den Thron und verlobte ihn mit der Tochter dieses Merovingen unter Errichtung eines „ewigen Friedens“ zwischen Langobarden und Franken (Urgesch. III, 567).

Genau mit Ablauf der Waffenruhe — am 1. April 605 — begann der kriegerische König wieder den Angriff auf die Byzantiner und entriß ihnen Bagnorea und Orvieto (Balneus regis und urbs vetus), bewilligte jedoch abermals dem Exarchen Smaragdus, der sich nur vertheidigend verhielt — so Argenta und Ferraria befestigte — gegen Zahlung von 12000 solidi Waffenstillstand auf Ein Jahr und nach dessen Ablauf auf drei Jahre (bis November a. 609). Vor Ablauf dieser Frist noch ward abermalige Verlängerung der Waffenruhe auf ein Jahr vereinbart und zwar durch Vertrag mit dem Kaiser (Phokas) selbst, zu welchem A. seinen Notarius Stabilicianus nach Byzanz geschickt hatte, der mit reichen Geschenken zurückkehrte: auch des Phokas Nachfolger Heraklius (seit 5. October 610) erneuerte den Waffenstillstand durch seine Exarchen Smaragdus und dessen Nachfolger Johannes Lemigius Thrax zuerst bis a. 611, dann bis a. 612. Denn Byzantiner und Langobarden beschäftigten jetzt viel dringendere Aufgaben als Gefechte an Po und Tiber: jene wurden durch die Perser in Asien bedrängt und A. sollte nun erfahren, welch üble Bundesgenossen jene Avaren und von diesen abhängigen Slaven waren, mit denen er in Istrien gemeinsame Sache gemacht, denen er Kriegsschiffe hatte bauen helfen. Im J. 611 fiel der Chagan in das langobardische Istrien ein (während seine slavische Meute auf das kaiserliche losgelassen ward), und furchtbare Greuel verbreiteten nun diese mongolischen Horden über jene Landschaft, dann über ganz Venetien und Friaul: der wackere Sohn Warnefrid's, Paulus Diaconus, dem Friaul entstammend und von Herzen zugethan, schildert eingehend jene Schrecknisse, die auch seine eigene Sippe auf das schwerste trafen: Herzog Gisulf ward nach heldenhaftem Kampfe mit fast allen seinen Kriegern von der Uebermacht vernichtet: wir erfahren nicht, wie es dem König gelang, die Unholde wieder auszuschaffen, wir erfahren nach a. 611 von ihm nur noch, daß er 615 oder 616 zu Mailand starb. Sein zwölfjähriger Knabe Adaloald trug die Krone unter Regentschaft Theodelindens zehn Jahre: da er in Wahnsinn verfiel, ward er a. 625 entsetzt; zu seinem Nachfolger ward gewählt Ariovald a. 625—637.

Quellen und Litteratur s. unter Aistulf, Alboin, Authari, Desiderius, Liutprand und Theodelinde. Dahn.

Agricola: Rudolf A. (Baumann), junior, Wasserburgensis oder Hydropurgius Rhaetus. Geboren im Anfange des letzten Jahrzehnts des XV. Jahrhunderts zu Wasserburg am Bodensee, erreichte er seine litterarische Bedeutung fern der Heimath im deutsch-polnischen-ungarischen Osten. Unter Heimio Virotus aus Burgund in Rottweil vorgebildet, bezog er nach flüchtigem Aufenthalt in Leipzig, wahrscheinlich durch Laurentius Corvinus in Breslau angeregt, im Sommersemester 1510 die Universität Krakau. Michael von Breslau war dort

sein Hauptlehrer in den artistischen Fächern. Nach Erwerbung des Baccalaureats im Herbst 1511 wandte er sich unter der Leitung Paul's von Krosna ganz den humanistischen Studien zu. Griechisch lernte er von Joannes Silvius Amatus Siculus und Constantius Clariti de Cancellariis Bononiensis (aus Pistoja). 1511 noch veröffentlichte er sein erstes Gedicht, eine Elegie auf den im Rufe der Heiligkeit 1484 gestorbenen Prinzen Kasimir von Polen. In demselben Jahre druckte er die erste von seinen zahlreichen Ausgaben, das Büchlein (Catalogus) des Octavius Cleophilus Phanensis De poetarum coetu, und den Philalethes von Maffeo Veggio, der aber erst 1512 erschien. Er las damals schon und weiterhin privatim über humanistische Litteratur, ohne durch die Universität daran gehindert zu werden. 1514 war er Leiter der Schule bei der Cathedralkirche in Gran und bewegte sich zugleich am Hofe des Cardinals Thomas Bakacs; der Aufstand der Cruciati veranlaßte ihn jedoch, im Winter desselben Jahres nach Wien überzusiedeln. Hier schloß er sich der Sodalitas Collimitiana an und pflog näheren Umgang besonders mit Joachimus Vadianus und Caspar Ursinus Velius. Auch hier lehrte er an der Universität privatim Humaniora und begrüßte im Anfang des Jahres 1515 im Auftrage der Universität den zur Fürstenversammlung in Presburg reisenden Cardinal Matthäus Lang mit einem Gedicht wie im Juni bei dem Fürstencongreß in Wien den polnischen Vicekanzler Bischof Petrus Tomicki von Przemysl mit einer Rede. Um diese Zeit wurde er vom Kaiser Maximilian I. als Dichter gekrönt. Zahlreich sind auch in Wien seine Ausgaben für Vorlesungszwecke, 1517 veröffentlichte er die erste Sammlung von Gedichten seines Freundes Caspar Ursinus. Im Herbst 1517 kehrte er wieder nach Krakau zurück, 1518 erschienen von ihm Gedichte zur Verherrlichung des aus Rußland zurückgekehrten Sigismund von Herberstein und der zweiten Gemahlin Sigismund's I. von Polen Bona Sforza. Die polnischen Bischöfe Johann Konarski von Krakau, Johann Lubranski von Posen, Mathias Drzewicki von Leslau und Petrus Tomicki von Przemysl gewährten ihm von Ostern 1518 an gemeinsam ein Stipendium, vermittelst dessen er nun unter Connivenz der Universität als erster Lector ordinarius der Poetik und Rhetorik an der Hochschule wirken konnte. Kränklichkeit, unregelmäßige Zahlungen der Bischöfe und die infolge der Kämpfe mit dem deutschen Orden den Deutschen in Krakau unfreundliche Stimmung legten ihm aber ziemlich bald den Wunsch nahe, seine Stellung wieder aufzugeben und nach der Heimath zurückzukehren, wo er durch Vadian's Vermittlung ein Unterkommen zu finden hoffte, er starb jedoch, ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, wahrscheinlich am Flecktyphus am 4. März 1521. Die Bedeutung Agricola's geht aus der großen Menge seiner von Janocki erwähnten dankbaren Schüler und den zahlreichen classischen und humanistischen Publicationen hervor.

Osterprogr. d. ev. Realschule II, Breslau 1892. Gustav Bauch.

Ah: Josef Ignaz von A., katholischer Geistlicher und Schriftsteller, geboren am 15. December 1834, † am 1. September 1896. Er war das älteste von fünf Kindern des Theodul v. A., aus einer wackern Bauernfamilie in Sachseln, Obwalden. Seine Gymnasialbildung erhielt er bei den Benedictinern am Collegium im nahen Sarnen und in Einsiedeln, wo er 1851—53 das Lyceum (Philosophie und Physik) besuchte. Es waren besonders P. Gall Morel (s. A. D. B. XXII, 220) und Karl Brandes (s. d. unter den Nachträgen), welche nachhaltig auf ihn einwirkten, denen er auch zeitlebens ein dankbares Andenken widmete. Seine theologischen Studien absolvirte er vollständig am Priesterseminar St. Luzi in Chur und da er das für die Priesterweihe erforderliche Alter noch nicht hatte, leistete er mittlerweile am Knabenseminar in Chur Aushülfe. Am 9. August 1857 erhielt er die Weihe zum Priester und feierte in

Sachseln am 16. August seine erste hl. Messe, wobei P. Gall Morel die Festpredigt hielt. 1857—59 wirkte A. als Vicar an der katholischen Kirche in Bern, zu deren Bau er Beiträge auf weiten Reisen, namentlich in Oesterreich, sammelte. 1859—63 war er Vicar an der St. Nikolauskirche in Freiburg im Uechtland und eignete sich dabei eine vollkommene Kenntniß der französischen Sprache an. In die Heimath zurückgekehrt wirkte er 1863—67 in Stans zuerst als Kinderpfarrer und Oberlehrer und seit 1866 als Frühmesser. Ende dieses Jahres gründete er mit gleichgesinnten Freunden das „Nidwaldner Volksblatt", dessen Leitartikel er unter dem Namen „Weltüberblicker" bis zu seinem Tode redigirte. Diese stets originellen, geistreichen und immer frisch, packend und ungemein volksthümlich geschriebenen Wochenberichte haben dem Blatte, dessen Leserkreis zunächst nur einen halben Kanton umfaßte, eine ungewöhnliche Verbreitung, selbst über die Grenzen der Schweiz hinaus, verschafft und A. zum namhaften Publicisten gemacht. Im März 1886 erschien der tausendste und nicht lange vor Ah's Tode der 1500ste Wochenbericht. Am 29. September 1867 war er zum Pfarrer von Kerns in Obwalden erwählt worden und weihte von da an sein Wirken dem heimathlichen Halbkanton. Im J. 1872 zum Schulinspector gewählt, bekleidete er dieses Amt bis 1887 und dann nochmals anderthalb Jahre bis zu seinem Tode. Seit 1874 war er auch Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes. Für die Verbesserung der schwierigen Schulverhältnisse Obwaldens war er rastlos thätig und hat viel dazu beigetragen, diesem Ländchen eine ansehnliche Stellung unter den eidgenössischen Mitständen zu erringen. Im Juni 1888 ernannte ihn der Bischof von Chur zum Commissar für Obwalden und am 2. November ertheilte ihm Kerns das Bürgerrecht. 29 Jahre wirkte er als Seelsorger eifrig, opferwillig, wohlthätig, dabei stets im besten Frieden mit seiner Gemeinde. Als beliebter geistlicher Redner wurde er auf zahlreiche Kanzeln der Schweiz berufen und verstand es ebenso gründlich wie populär zu sprechen. Mehr als 40 seiner Vorträge liegen gedruckt vor. Ein solcher mit dem bezeichnenden Titel „Käse und Menschen" 1875 am Aelplerfeste in Sachseln gehalten, erlebte eine ganze Reihe von Auflagen. Als Dichter trat A. unter dem Namen „Hartmann von Baldegg" zuerst 1858 mit „Subsylvania, historisch-romantisches Festspiel" in die Oeffentlichkeit. Später dichtete er noch eine Reihe von Volksschauspielen, von denen „Der Löwe von Luzern" und „Hans Waldmann" 1896 im Drucke erschienen. Als tüchtiger Kenner und Freund der vaterländischen Geschichte hat er weniger durch eigene Forschung als durch originelle Darstellung sich hervorgethan. 1876 versammelte er als Präsident des historischen Vereins der V Orte dessen Mitglieder um sich. Als Festschrift gab er heraus: „Die Bundesbriefe der alten Eidgenossen, 1291—1513, zusammengestellt und erläutert". Mit 3 Facs. (Einsiedeln 1891). Mehr der Erbauung dienen die Lebensbeschreibungen des seligen Nikolaus von Flüe (Einsiedeln 1887) und des hl. Karl Borromäus (ebd. 1888). Uebersetzung aus dem Französischen, gemeinschaftlich mit J. Wipfli, ist das Leben der hl. Katharina (ebd. 1886). Nebstdem lieferte er noch Beiträge zu zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften. Seine Eigenart, hohe vielseitige Begabung, unermüdliche Arbeitskraft, edler Charakter und gutes Herz haben den „Kirchherrn von Kerns" weit über die Grenzen seiner Heimath hinaus bekannt gemacht und sichern seinem Namen ein ehrenvolles Andenken.

(A. Wirz,) Obwaldner Volksfreund vom 5. u. 12. Septbr. 1896. — J. Schmid, Kath. Schweizerblätter. N. F. 12 (1896), 338—345, m. Portr.

Gabriel Meier.

Ahlfeld: Friedrich A., geboren am 1. November 1810, † am 4. März 1884, einer der angesehensten und fruchtbarsten Prediger der lutherischen Kirche

des Königreichs Sachsen, entstammte dem Hause eines in ärmlichen Verhältnissen lebenden Zimmermanns und Tagelöhners im Dorfe Mehringen am Harz. Der ihm verwandte Cantor des Ortes und der Pastor Bobbe, die von dem aufgeweckten Knaben Tüchtiges erwarteten, errangen nur mit großer Mühe von dem Vater die Einwilligung zur wissenschaftlichen Ausbildung seines Sohnes. Dieser besuchte die Gymnasien zu Aschersleben und Dessau; wie in seinem Dorf so war er bald auch hier der frohsinnige Führer seiner Genossen, bekannt und bewundert durch sein hervorragendes Erzählertalent. In Halle studirte er Theologie; der schon damals einflußreiche Tholuck blieb ihm fern, während die Historiker Ullmann und H. Leo ihn zu eifrigen Studien anregten. Nachdem er 1833 in Dessau das theologische Candidatenexamen bestanden hatte, wirkte er von 1834—1837 als Gymnasiallehrer in Zerbst. Wegen seiner burschenschaftlichen Vergangenheit in Halle mußte er seine Stellung verlassen, um in Wörlitz als Rector der Knabenschule und im Nebenamt als Hilfsprediger eine neue Thätigkeit zu finden. Selbständiger Pastor wurde er 1838 in Alsleben in der Provinz Sachsen; neun Jahre diente er unter theilweise schweren Kämpfen dieser in Roheit und Unkirchlichkeit arg zerrütteten Gemeinde, bis sich seiner allmählich bekannt gewordenen Predigtgabe 1847 die Laurentiuskirche in Halle öffnete. Aber schon 1850 siedelte er nach Leipzig über als Pastor an St. Nicolai; nach 31jähriger Wirksamkeit wurde er 1881 durch ein ihn mit völliger Erblindung bedrohendes Leiden — ein Auge hatte er im Knabenalter durch Unvorsichtigkeit verloren —, sowie durch apoplektische Zufälle genöthigt, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, aus dem er nach kaum drei Jahren durch den Tod abgerufen wurde.

Die zahlreichen von A. herausgegebenen Predigtsammlungen, die fast alle in zahlreichen Auflagen erschienen sind und noch immer erscheinen, weisen auf eigenthümliche Vorzüge hin, denen weite kirchliche Kreise mit großer Empfänglichkeit begegnen. Wir suchen diese Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. Die günstige Naturgabe lebhafter und scharfer Auffassungskraft, klaren Verstandes, ausgesprochen historischen Sinnes, hatte einst seine Erzieher auf ihn aufmerksam gemacht, sie blieb das Gepräge seines geistigen Lebens. Unter dem Druck ärmlicher Verhältnisse ist er in einem ehrenfesten, schlichten, frommen, arbeitsamen Elternhause aufgewachsen; den Kampf ums Dasein hat er von frühe an gekämpft, und zu sehr selbständigem Charakter, der an sich und Andere stets mit großen Anforderungen herantrat und durch Beharrlichkeit und eisernen Willen seine Ziele zu erreichen wußte, ist er durch seine Lebensführung herangebildet; in der religiösen und sittlichen Entschiedenheit, der auch ein gesetzlich strenger Zug nicht fehlt, tritt sein Charakter in seinen Predigten hervor. Durch seine Abstammung und die stets gepflegte nahe Fühlung mit dem „Volk“ im weitesten Sinne des Wortes ist ihm dessen Vorliebe für Erzählungsbilder vertraut, sein Interesse selbst an tiefen Problemen des religiösen Lebens, wenn sie in concretem Gewande ihm nahe gebracht werden. A. hat sein Erzählertalent auf der Kanzel in reicher, doch nicht übertriebener Weise verwerthet. Doch nicht nur seiner Erzählung, vielmehr seiner Kanzelsprache überhaupt ist jener volksthümliche Klang eigen, der den schlichten Arbeiter wie den Gelehrten, die Hofdame wie die Waschfrau zu fesseln vermag; alle Derbheit, zu der seine Sprache allerdings mitunter neigt, wird überwunden; der religiöse Adel wird nie verletzt; der natürliche Volkston ist durch Sprachstudien und eingehende Beschäftigung mit der classischen deutschen Prosa geklärt; A. F. C. Vilmar bekennt, in den Predigten Ahlfeld's ungemein lebhaft an Goethe's Prosa erinnert zu werden. Als Erbtheil seines elterlichen Hauses ist auch seine Vorliebe für Sinnsprüche, gereimte Lebensregeln anzusehen; sie thut sich in der Neigung kund, das Thema seiner Predigt

und die Theile in gereimten Versen darzubieten; nicht kraft innerer Nöthigung der poetischen Natur, sie ist vorbedachter didaktischer Art, durch die ästhetische Durchbildung des Predigers aber vor jener Ausartung bewahrt, die den Gedanken vergewaltigt und zur Manier wird.

Der Inhalt der Predigt Ahlfeld's, ihre Schriftmäßigkeit, das Zeugniß persönlichen Glaubens an Christus, die Freudigkeit des Bekenntnisses zu der in Christus vollbrachten Erlösung, auch der feste Anschluß der Stimmung und des Lehrinhalts seiner Predigt an die Auffassung des confessionellen Lutherthums, — es war nicht ein ererbtes Gut aus dem Elternhause, auch nicht ein von seinen Bildnern übernommener Schatz, es war bei A. alles errungen in einer durch ernste Arbeit und gewissenhafte Prüfung gezeichneten Entwicklung. Die ehrenhafte und treufeste rationalistische Moralität seiner Familie und des Jugendunterrichtes begleitete ihn auch durch die Universitätsjahre; erst in Zerbst (1834 bis 1838) trat Gährung und Umgestaltung seines religiösen Besitzstandes ein. Durch Zusammenkünfte mit befreundeten Altersgenossen, durch die Anregungen eines mit ihnen gehaltenen Bibelkränzchens wurde er auf das Studium der heil. Schrift geführt; mit der ihm eigenen Energie folgte er den Lichtspuren, vom Rationalismus rang er sich zum confessionslosen Bibelchristenthum durch, um von diesem aus in der lutherischen Prägung der Anschauung und Lehre definitiv Befriedigung zu finden. Dem religiösen Leben Ahlfeld's wurde infolge dieses Entwicklungsganges jene ursprüngliche Frische und Kraft zu Theil, jene furchtlose Ueberzeugungstreue, in der er vor seinen Bauern in Alsleben, wie in der Universitätsstadt Halle, wie in der vornehmen Großstadt Leipzig in gleicher Weise das Evangelium zu verkünden wußte. Anziehend, fesselnd und herzgewinnend wird seine ernste Predigt durch die seelsorgerliche Stimmung, die sie beherrscht. In seinem Predigtamte wußte er sich allerdings als Beauftragter Gottes seiner Gemeinde gegenüber; als Mitchrist und Mitbruder wußte er sich aber auch eins mit allen seinen Hörern; was er ihnen predigte, galt ihm selbst; er hatte es sich zuvor gepredigt. So gewann er trotz allem amtlichen Nimbus ein brüderliches, bald ein väterliches Verhältniß zu seiner Gemeinde, deren Lebensverhältnisse, Versuchungen und Gewissenskräfte er in hingebender Liebe verstand und mit dem Wort der Wahrheit beleuchtete. Je länger desto mehr wurde A. der allverehrte und Allen vertraute Patriarch seiner Gemeinde, der oft über Gebühr in Anspruch genommene Rathgeber und Seelsorger Aller, und bis zu seinem Abschied vermochten Sonntag für Sonntag die weiten Räume der Nicolaikirche die Menge kaum zu fassen, die sich um seine Kanzel scharte.

Die meisten Schriften Ahlfeld's sind in dem Verlage von Richard Mühlmann in Halle erschienen. Es sind diese: „Predigt über Ezechiel 47, 1—10“ 1845; „Vierzig evangelische Confirmationsscheine. Mit Bibelsprüchen und Liederversen“. 1. Serie 1845 (9. Aufl. 1898). 2. Serie 1873 (4. Aufl. 1898); „Erzählungen fürs Volk“ 1847 (8. Aufl. 1899); „Predigten über die evangelischen Perikopen“, 1848 (12. Aufl. 1899); „Geh mit uns nicht ins Gericht. Predigt“ 1848; „Trost und Mahnung in den Tagen der Cholera. Drei Predigten“, 1849; „Der christliche Hausstand. Eine Hochzeitsgabe in Predigten“, 1850 (6. Aufl. 1898); „Der verlorene Sohn. Sieben Zeitpredigten über Luc. 15, 11—32“, 1850 (4. Aufl. 1894); „Sonntagsgnade und Sonntagssünde. Vier Predigten“, 1850 (4. Aufl. 1894); „Staat, Haus und Herz in und außer der Kirche Christi“. Vortrag, 1851; „Katechismuspredigten“. Drei Bände, 1852 (4. Aufl. 1900); „Das Leben im Lichte des Wortes Gottes. Ein Lebensbuch insbesondere für Confirmanden und Brautpaare“, 1858 (7. Aufl. 1886); „Herr Jesu, wecke unsre tote Jugend auf“, 1858; „Dein Alter sei wie deine Jugend. Predigt über 5. Mose 33, 25“, 1860; „Armuth und Gesellenstand. Fünf Reden

für Vereinsfeste", 1861; „Unser Volk in seinen Freuden und Festen". Vortrag, 1865; „Weckstimmen aus dem Jahre 1866". Acht Predigten, 1867; „Das rothe Buch. Aus Kreuz und Freude einer Kaufmannsfamilie. Erzählung", 1867; „Predigten über die epistolischen Perikopen", 1867 (5. Aufl. 1899); „Das Alter des Christen. Ein Büchlein für die, so im Alter jung sein wollen", 1868 (5. Aufl. 1899); „Bruder Berthold von Regensburg, der große deutsche Prediger des Mittelalters. Vortrag", 1874; „Ein Kirchenjahr in Predigten", 1875 (3. Aufl. 1892); „Morgenandachten. Aus den Predigten von D. Friedr. Ahlfeld", 1882 (4. Aufl. 1897); „Abendandachten. Aus den Predigten von D. Friedr. Ahlfeld", 1884 (3. Aufl. 1895). Im Verlage von Fr. Fleischer (Leipz.) sind erschienen: „Predigten an Sonn- und Festtagen". I. „Die Ruhe der Kinder Gottes in dem Herrn". Drei Bände, 1850—1861; II. „Bausteine zum Aufbau der Gemeinde". Sechs Bände, 1852—1856 (1. Bd. 4. Aufl. 1862; 2. und 3. Bd. 3. Aufl. 1857 und 1859. Diese drei Bände enthalten die sechs Bände der ersten Auflage). III. „Zeugnisse aus dem inneren Leben". Drei Bände, 1860 bis 1864. Eine Auswahl aus diesen drei Serien erschien unter dem Titel: „Predigten über freie Texte" bei Richard Mühlmann in Halle. 4. Aufl. 1900. In dem Verlage von J. C. Hinrichs in Leipzig erschien: „Confirmationsreden aus den Jahren 1868—1879", 1880; „Zehn Predigten nach der Feier seiner 25jährigen Amtsführung als Prediger zu St. Nicolai in Leipzig", 1876.

Friedrich Ahlfeld, weiland Pastor zu St. Nicolai in Leipzig. Ein Lebensbild 1875. — Ahlfeld, Friedrich, in A. Hauck: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. Bd. I, 270 f. (von G. Lechler und Hauck). E. Chr. Achelis.

Ahrens: Heinrich A. wurde am 14. Juli 1808 zu Kniestedt bei Salzgitter in Hannover geboren, besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und bezog 1827 die Universität Göttingen, um dort die Rechte zu studiren. Schon damals übte der seit 1823 dort habilitirte philosophische Privatdocent Krause auf ihn wie auf seine Freunde, unter denen vor allem die Jünger Krause's: Theodor Schliephake, † 1871, Ernst Moller, † 1870 und Hermann v. Leonhardi, † 1875, zu nennen sind, großen wissenschaftlichen Einfluß aus. Zunächst freilich promovirte A. im J. 1830 auf Grund einer publicistischen Arbeit „de confoederatione germanica" über das durch die Bundesacte begründete Recht des deutschen Volkes auf eine Gesammtvertretung und habilitirte sich als Privatdocent. Die politischen Tendenzen seiner Arbeit fanden anscheinend wenig Anklang bei der Facultät, so daß die Erbitterung über das Ungünstige seiner Stellung wol von Einfluß auf seine Betheiligung an dem Göttinger Aufstand des Jahres 1831 gewesen ist. Wie seine in die Bewegung verwickelten Collegen, unter denen vor allem Rauschenplatt zu nennen ist, mußte er flüchten und entkam glücklich über die belgische Grenze. In Brüssel wurde er mit der damals die Aufmerksamkeit mächtig anziehenden Lehre St. Simon's vertraut und dadurch auf die Bearbeitung der Probleme der Gesellschaftslehre geführt, deren glücklichste Lösung ihm in dem Krause'schen System gegeben zu sein schien. So faßte er den Entschluß, sich die französische Sprache derart anzueignen, daß er befähigt wäre, als Lehrer der Krause'schen Philosophie in Paris aufzutreten. Leonhardi verfaßte eine größere, von Krause durchgesehene Darstellung des Krause'schen Systems, um ihm die Vorbereitung hierauf zu erleichtern. Schon im Winter 1833 hielt A. in Paris mit gutem Erfolg Vorträge über die Geschichte der Philosophie seit Kant. Der Unterrichtsminister Guizot beauftragte ihn daher mit einem Hochschulcursus über Psychologie, der später 1836/38 im Druck erschienen ist. Im J. 1834 folgte A. einem Rufe als Professor der Philosophie an die neugegründete freie Universität zu Brüssel, wo er mit Schliephake eine

erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltete. Unter seinen Schülern sind zu nennen Tiberghien (sein Nachfolger in der Brüsseler Stellung) und F. Laurent. Dort arbeitete er auch seinen „Cours de droit naturel“ aus, der in französischer und deutscher Sprache in sieben Auflagen erschienen und in acht Sprachen übersetzt worden ist. Außerdem nahm er innigen Antheil an dem belgischen Staats- und Gesellschaftsleben, über das er anonym in Aufsehen erregenden Artikeln regelmäßig an die „Preußische Staatszeitung“ berichtete. Wiederholt versuchte der spätere holländische Minister Thorbecke, auch ein Anhänger Krause's, A. für eine holländische Universität zu gewinnen. A. lehnte Berufungen nach Leyden und Utrecht ab. Im J. 1848 wurde er für Salzgitter ins Frankfurter Parlament gewählt, trat der großdeutschen Partei bei und war namentlich im Verfassungsausschuß thätig. Im Frühjahr 1850 folgte er sodann einem Rufe an die Rechtsfacultät der Universität Graz als Professor der Philosophie und der philosophischen Rechts- und Staatswissenschaft. Während seines Aufenthalts in Graz erschien auch ein erster Band seiner „Organischen Staatslehre“ und seine weitverbreitete juristische Encyklopädie. Differenzen mit der österreichischen Regierung über die von ihm gewünschte Aufnahme der Rechtsphilosophie unter die Staatsprüfungsgegenstände veranlaßten ihn, den im J. 1860 an ihn ergangenen Ruf der philosophischen Facultät der Universität Leipzig als Nachfolger Bülau's in der staatswissenschaftlichen Professur daselbst anzunehmen. In Leipzig ist A. bis zu seinem am 2. August 1874 zu Salzgitter erfolgten Tode als Lehrer und Schriftsteller thätig gewesen. Neben Neuauflagen seiner größeren Werke beschäftigten ihn Arbeiten für das Staatslexikon Welcker's und für Leonhardi's Neue Zeit. Seinem Vorschlage entsprechend errichtete die sächsische Unterrichtsverwaltung in Leipzig ein philosophisches Seminar, das zunächst für die an der Universität Leipzig weiterzubildenden Schullehrer bestimmt war. A., der seit 1871 kränkelte, hat es nur kurze Zeit noch leiten können.

Das Lebenswerk Ahrens' besteht in der Verarbeitung und Verbreitung der Ideen Krause's, namentlich soweit sie Staat, Gesellschaft, Recht betreffen. Er ist hier mit Röder (Heidelberg) und Leonhardi (Prag) der Vermittler gewesen, der die oft schwer verständlichen und formell ungenießbaren Ausführungen Krause's weiteren, namentlich juristischen Kreisen zugänglich gemacht hat. Die Darstellung seiner wissenschaftlichen Grundanschauungen ist daher am besten derjenigen des Krause'schen Systems anzugliedern (vgl. die Artikel „Krause“ in der A. D. B. und im Staatslexikon der Görresgesellschaft, sowie Eucken, Zur Erinnerung an K. Chr. Fr. Krause, 1883; desgl. Geyer-Merkel's Uebersicht über die Geschichte der Rechts- und Staatsphilosophie in Holtzendorff's Encyklopädie, 5. Aufl. S. 77 ff.). Nur soviel sei bemerkt, daß A. wol als der Hauptvertreter der bewußtnaturrechtlichen Richtung in der neueren deutschen Rechtswissenschaft angesehen werden darf, wenngleich er sein Naturrecht von dem „Vernunftrecht“ des 18. Jahrhunderts scharf abzugrenzen sucht. Als solcher ist er daher auch ein entschiedener Gegner der historischen Schule, wenngleich seine Arbeiten gerade durch die Beherrschung des positiven, historisch gegebenen Materials sich vortheilhaft von anderen Naturrechtssystemen unterscheiden. Der Klarheit und Gradlinigkeit seiner Constructionen verdanken anscheinend die auf diese Weise popularisirten Krause'schen Gedanken vor allem ihren Erfolg in außerdeutschen Ländern.

Wenn auch das Naturrecht im alten Sinne durch die moderne wissenschaftliche Entwicklung überwunden sein dürfte, so wird der immer mehr als nothwendig erkannte Neubau der Rechtsphilosophie doch mancherlei Materialien des Ahrens'schen Systems glücklich verwenden können.

Seine wichtigeren Schriften sind folgende: „Cours de droit naturel“, Paris

1839, 7 éd. (unverändert nach der vom Verfasser besorgten 6. Aufl.) 1875. Deutsch zuletzt als „Naturrecht oder Philosophie des Rechts", 6. Aufl. Wien 1870; außerdem mehrfach (ins Italienische, Spanische, Portugiesische und Ungarische) übersetzt; „Juristische Encyklopädie", Wien 1857. Uebersetzungen: Italienisch, Spanisch, Russisch, Polnisch; „Fichte's politische Lehre", Leipzig 1862; „Die Abwege der neueren deutschen Geistesentwicklung und die nothwendige Reform des Unterrichtswesens" in „Neue Zeit", Prag 1873; eine Anzahl Artikel für die Neuausgabe des Welcker'schen Staatslexikons, so über Krause, Herbart u. A.; „Organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage" (nur der erste Band erschienen!), Wien 1850.

Illustrirte Zeitung, 1874, Nr. 1628. — F. Dahn in Krit. Vjschr. XII, 321—395. — v. Holtzendorff in der Revue de Gand VII, 125. — Brockhaus. — Meyer. — Staatslexikon der Görresgesellschaft. — Holtzendorff's Rechtslexikon. — Mohl, Die Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaft I. passim. — Bergbohm, Jurisprudenz und Rechtsphilosophie 1892, I, namentlich 130, 152. v. Savigny.

Ahrens: Heinrich Ludolf A., bedeutender Philologe, der sich durch ausgezeichnete Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete als einer der ersten Gräcisten seiner Zeit und durch hervorragende Thätigkeit als Schulmann einen großen Namen gemacht hat. Am 6. Juni 1809 zu Helmstedt als siebenter Sohn eines Lehrers geboren, trat er 1817 in das dortige Gymnasium ein und bezog Ostern 1826 die Universität Göttingen. Anfangs beabsichtigend Mathematik zu studiren, zogen ihn bald O. Müller's und Dissen's Vorlesungen so mächtig an, daß er sich für ausschließliches Studium der classischen Philologie entschied. Es herrschte damals unter den jungen Philologen in Göttingen ein reges Leben. Unter der Aegide Müller's hatte sich eine philologische Societät gebildet, an der sich außer A. besonders v. Leutsch, Schneidewin, C. L. Grotefend, Emperius und Geffers lebhaft betheiligten. In diesem Freundeskreise nahm A. eine bedeutende Stellung ein, betrieb auch sonst seine Studien mit solchem Eifer und Erfolg, daß er schon im J. 1829, noch nicht ganz 20 Jahre alt, mit der Schrift „De Athenarum statu politico et litterario inde ab Achaici foederis interitu usque ad Antoninorum tempora" einen akademischen Preis gewann — einer Arbeit, die von K. F. Hermann als erste schöne Frucht des Boeckh'schen „Corpus Inscriptionum" bezeichnet wurde. Nachdem er im September 1829 promovirt hatte, habilitirte er sich als Privatdocent und fand daneben provisorische Beschäftigung in den obersten Classen des Göttinger Gymnasiums. Zu Ostern 1830 an diesem definitiv angestellt, verließ er die Anstalt bereits nach einem Jahre, um eine Stelle als Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld zu übernehmen. Hier verlebte er 14 glückliche Jahre in erfolgreicher amtlicher Thätigkeit, die ihm jedoch Muße zu wissenschaftlichen Studien ließ. In Ilfeld gründete er sich auch seine Häuslichkeit, indem er eine Tochter des damaligen Directors Schulrath Brohm heimführte. Im J. 1845 wurde er zum Director des Gymnasiums in Lingen ernannt, siedelte aber schon Ostern 1849 nach Hannover über, um an Stelle des hochbetagten, als Entzifferer der Keilschrift berühmten F. G. Grotefend das Directorat des städtischen Lyceums (jetzt Lyceum I) zu übernehmen. Dieser Anstalt hat er lange Jahre vorgestanden; in den fünfziger Jahren geführte Verhandlungen, ihn als Nachfolger Schneidewin's nach Göttingen und darauf als Nachfolger Wiedasch's nach Ilfeld zu ziehen, führten nicht zum Ziele. Zu Michaelis 1879 trat er in den Ruhestand, nachdem er schon einige Jahre vorher in der Person seines Nachfolgers Dr. Capelle für die Führung der Directoratsgeschäfte einen Assistenten erhalten hatte. Der nach 50jähriger amtlicher Thätigkeit wohlverdienten Muße hat er sich nicht lange erfreut; bereits am

25. September 1881 machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Außer seiner Wittwe betrauerten zwei Söhne und drei Töchter seinen plötzlichen Heimgang.

Dieser äußerlich einfache Lebensgang ist mit nie rastender und höchst fruchtbarer Arbeit auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete ausgefüllt. Bei Dissen und besonders bei O. Müller hatte A. die gründlichste und anregendste philologisch-historische Schulung genossen; bald gewann er auch enge Fühlung mit der selbständig auftretenden Sprachwissenschaft; Bopp und mehr noch Jakob Grimm zogen ihn mächtig an und bestimmten seine Anschauungen. So schuf er, indem er die Principien der Grimm'schen Forschung auf die griechische Sprache anwandte, bereits in Ilfeld mit völliger Beherrschung des gesammten damals bekannten Materials sein Werk über die griechischen Dialekte, durch das er der Begründer der neueren Dialektologie geworden ist. Dieses Werk (Band I: „De dialectis Aeolicis et Pseudaeolicis“ erschien 1839, Band II: „De dialecto Dorica“ 1843) wird für alle Zeiten zu den classischen Schriften der Philologie gerechnet werden, wenn es auch in Einzelheiten durch die neuere Forschung überholt ist. Leider ist es ein Torso geblieben, und eine von ihm später geforderte Neubearbeitung der vorhandenen Bände lehnte A. ab; da sein lebhafter Geist ihm stets neue Aufgaben stellte, liebte er es überhaupt nicht, auf ältere Arbeiten zurückzukommen. Auf gleichem grammatischem Boden liegen seine lange Jahre hindurch gepflegten Studien über den homerischen Dialekt, aus denen außer der Schrift „Ueber die Conjugation auf μι im Homerischen Dialekte“ (1838) zahlreiche Einzelaufsätze hervorgegangen sind, durch die über manche Punkte zuerst Licht verbreitet ist. Ein zusammenfassendes Werk auf diesem Gebiete ist die zunächst für Schulzwecke verfaßte „Griechische Formenlehre des homerischen und attischen Dialektes zum Gebrauch bei dem Elementarunterrichte, aber auch als Grundlage für eine historisch-wissenschaftliche Behandlung der griechischen Grammatik“ (1852, II. Aufl. 1869), in der das Verbum in einer eigenartigen, höchst geistreichen Weise dargestellt ist. Dieses Buch darf noch heute als das beste Hülfsmittel zur gründlichen Erlernung des homerischen Dialektes, sowie zur Erwerbung einer klaren Erkenntniß des Wesens der griechischen Conjugation bezeichnet werden. A. war Virtuos in der Darstellung grammatischer Lehren, und es beruht auf voller Wahrheit, wenn auf der Trierer Philologenversammlung (1879) der Präsident Usener von ihm sagte, er stehe seit 40 Jahren als der unbestrittene Meister der griechischen Grammatik da, der seiner Zeit weit vorauseilend die Methode Jakob Grimm's für das Gebiet der classischen Philologie fruchtbar gemacht habe.

Nicht weniger hat A. als Textkritiker Vorzügliches geleistet. Es war nur natürlich, daß er den Lyrikern, insbesondere dem Alcaeus, der Sappho und Corinna, dem Pindar und Simonides, seine Thätigkeit zuwendete. Hervorragend ist seine Bearbeitung der Bukoliker, von denen er 1850 eine mehrfach wiederholte Textausgabe und in den Jahren 1855 und 1859 eine große Ausgabe in zwei Bänden erscheinen ließ. Von besonderer Bedeutung ist der auf der Philologenversammlung zu Göttingen (1852) gehaltene Vortrag „Ueber die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik“, der mit seinen feinen Beobachtungen noch immer unerreicht dasteht. Auch mit Aeschylus hat sich A. eingehend beschäftigt. Schon sein Ilfelder Programm (1832) „De causis quibusdam Aeschyli nondum satis emendati“ hatte zur Folge, daß die Firma Didot zu Paris ihn für die Bearbeitung dieses Dichters gewinnen wollte; da aber die Anfrage durch einen Irrthum nicht nach Ilfeld, sondern an einen Homonymen gelangte, so kam der Plan zum Schaden der Sache nicht zur Ausführung. Seine Hauptschrift für Aeschylus sind die 1860 im 1. Supplem.-Bande des Philologus erschienenen „Studien zum Agamemnon“.

In seinen späteren Jahren beschäftigte sich A. gern mit etymologischen Forschungen. Auch in diesen Arbeiten erkennt man seine umfassende Sprachkenntniß und seine glänzende Combinationsgabe; doch ließ er sich gerade durch die letztere öfters zu Aufstellungen verleiten, welche vor der Kritik nicht Stand gehalten haben. Nicht zu übergehen sind ferner einige Aufsätze über mythologische Gegenstände, wie die beiden Programme (1862, 1864), „Die Göttin Themis“ und die der hannoverschen Philologenversammlung (1864) gewidmete Begrüßungsschrift „De duodecim deis Platonis“, sowie die beiden auf dem Gebiete der Alterthümer liegenden kleinen Abhandlungen „Zur griechischen Monatskunde“ (1862) und „Ueber die Webstühle der Alten“ (1876). Noch im hohen Alter betheiligte er sich mit großer Frische an den Forschungen über die kyprischen (1876, 1887) und olympischen (1878, 1879, 1880) Inschriften.

Sein vielseitiges Interesse veranlaßte ihn auch, mitunter Abstecher auf ihm fern liegende Gebiete zu unternehmen. Einigermaßen hing es noch mit der Philologie zusammen, wenn er durch den hannoverschen Katechismusstreit darauf geführt wurde, in der Schrift „Das Amt der Schlüssel“ (1864) nachzuweisen, daß die Schlüssel Petri nicht Symbol des Pförtneramtes, sondern der Verwaltung des Reiches Gottes seien. Aber völlig außerhalb des Kreises seiner philologischen Studien stehen seine Abhandlungen „Tigislege, ein wichtiger Grenzpunkt der Landschaften Engern und Ostfalen“ (1871), „Ueber Namen und Zeit des Campus Martius der alten Franken“ (1872), sowie „Zur ältesten Geschichte des Klosters Loccum“ (1873, 1875, 1876).

A. war aber auch ein ausgezeichneter Schulmann. Dies bewies er namentlich als Organisator, wobei ihm zu Hülfe kam, daß die hannoversche Schulverwaltung einen Normalplan nicht kannte und den Directoren in ihren Bestrebungen gern freie Hand ließ. Hatte er schon in Lingen seine Tüchtigkeit in dieser Beziehung bewährt, so öffnete sich seiner Thätigkeit ein weiteres Feld in Hannover, wo sein Eintritt allerdings unter schwierigen Umständen stattfand, indem weder Lehrer noch Schüler ihm freundlich entgegenkamen. Einige Lehrer hatten in ihrem Interesse eine anderweitige Besetzung der Stelle gehofft und sahen sich jetzt enttäuscht; bei den Schülern der oberen Classen, auf welche das Jahr 1848 nachtheilig gewirkt hatte, war die Disciplin bedenklich gelockert; dazu hatten seltsame pädagogische Mißgriffe einzelner Lehrer, die der hochbetagte, früher so energische Director nicht mehr zu hindern vermocht hatte, ihr Autoritätsgefühl schwer geschädigt. Ahrens' Umsicht und geistiger Ueberlegenheit gelang es indessen, in kurzer Zeit diese Schwierigkeiten zu besiegen und die Anstalt, deren Organisation eine veraltete war, auf einen durchaus neuen Boden zu stellen. In dem von ihm eingeführten Lehrplane bewährte er eine tiefe pädagogische Einsicht und traf, auch hier seiner Zeit vorauseilend, Einrichtungen, deren Richtigkeit die Lehren der erst Jahrzehnte später ausgebildeten Gymnasialpädagogik bestätigt haben. Besondere Verdienste hat er sich um den griechischen Unterricht erworben, für den er die unter seinem Namen bekannte Methode einführte. Nach dieser wird der Unterricht mit Homer begonnen, möglichst bald die Lectüre in Angriff genommen und im Anschluß an diese die Grammatik gelehrt; im zweiten Jahre wird der attische Dialekt in Anlehnung an den Homerischen erlernt. Der Beginn mit Homer war für den Privatunterricht schon früher empfohlen; A. ermöglichte ihn für den Classenunterricht durch Herstellung geeigneter Hülfsmittel („Griechische Formenlehre“ und „Griechisches Elementarbuch aus Homer“ 1850, 1870). Die von ihm geschaffene äußerst glückliche Verbindung des analytischen und synthetischen Verfahrens erleichtert das Erlernen der Sprache außerordentlich und führt schnell zu umfassender Lectüre. Nach dieser Methode ist in Hannover 30 Jahre von den verschiedenartigsten Lehrern mit dem besten Erfolge unter-

richtet, und sie hat wesentlich dazu beigetragen, die Leistungen im Griechischen am Lyceum auf eine anderwärts selten erreichte Höhe zu bringen (vgl. Programm v. J. 1860). Da sie jedoch einerseits von dem sonst üblichen Verfahren erheblich abwich und daher nur auf sehr wenigen Schulen zur Anwendung gebracht wurde, andererseits bei den preußischen Behörden, die über einige mit ihr verbundenen Uebelstände nicht hinwegsehen zu dürfen glaubten, Bedenken erregte, so hat sie nach Ahrens' Abgange wieder aufgegeben werden müssen. Zweifellos wird jedoch die Zeit kommen, wo man den von A. gewiesenen Weg wieder betreten wird.

Als Director war A. ein gewissenhafter Verwaltungsbeamter und ein gerechter, aber stets wohlwollender Vorgesetzter, der die Individualität der Lehrer gern berücksichtigte und, wo es sich um die Interessen derselben handelte, auch wegen kleiner Dinge einem Conflicte mit der Patronatsbehörde nicht auswich. Bei der letzteren war er nicht beliebt; man scheute seine Ueberlegenheit, durch die er schließlich alle seine Pläne durchsetzte. In den nicht selten schwierigen Verhältnissen dem Publicum der Residenz gegenüber wußte er mit Sicherheit das Richtige zu treffen. Auf amtlichen Versammlungen, wie den hannoverschen von 1848 und 1861, auf denen allgemeine Schulfragen bezw. eine neue Reifeprüfungsordnung berathen wurden, und den später von der preußischen Verwaltung veranstalteten Directorenconferenzen war seine Stimme von großer Bedeutung. Daß er mit seinem scharfen Denken, seinen immer bereiten, reichen Kenntnissen, seiner Begeisterung für das Alterthum und seinem Verständniß für die Jugend als Lehrer Ausgezeichnetes leistete, kann nicht verwundern. Er war seines Erfolges stets sicher und hat sich bei seinen zahlreichen Schülern, zu denen nicht wenige bedeutende Gelehrte gehören, ein dankbares Andenken gesichert. Seine Schulreden, von denen einige im Druck erschienen sind (1868, 1879), sind kleine Cabinetsstücke, ausgezeichnet durch Gedankenfülle und schöne Darstellung. Auch für die Schulgeschichte ist A. thätig gewesen, indem er in zwei Programmen (1869, 1870) die ältere Geschichte des Lyceums behandelt hat.

Obwol er zu den Gründern des „Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten“ gehörte, hat er sich an den Zusammenkünften derselben nur einige Male betheiligt. Besonders hervor trat er in Göttingen (1852), wo er in der pädagogischen Section Thesen über seine griechische Unterrichtsmethode gegen lebhaften Widerspruch vertheidigte und in einer allgemeinen Sitzung den oben erwähnten schönen Vortrag hielt. Der Versammlung in Hannover (1864) präsidirte er, und seiner Gewandtheit ist es hauptsächlich zu danken, daß diese Tage einen so glänzenden Verlauf nahmen. Von großer Bedeutung ist seine Eröffnungsrede „Ueber den Zweck der Gründung des Vereins deutscher Philologen und Schulmänner“. In Heidelberg (1865) sprach er das Dankeswort, und in Trier (1879) wurde er am Tage seines 50jährigen Doctorjubiläums durch eine Ansprache des Präsidenten hoch geehrt.

An Ehrenbezeugungen hat es A. überhaupt nicht gefehlt. Die hannoversche und die preußische Regierung haben ihn wiederholt durch Ordensverleihungen ausgezeichnet; im J. 1867 ernannte ihn die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften zum correspondirenden und 1879 zum auswärtigen Mitgliede; seit 1863 war er Mitglied des Instituto di Corrispondenza archeologica zu Rom, und 1879 wurde er auswärtiges Mitglied der Petersburger Akademie. Bei seinem Ausscheiden aus dem Amte wurde ihm der Charakter als Geh. Regierungsrath verliehen.

Seine Gesundheit war nicht die stärkste, doch ist er kaum jemals ernstlich erkrankt. Sehr störend war es für ihn, daß er schon in Ilfeld vom Schreibkrampfe befallen wurde. Eine zu Berlin unternommene Cur brachte ihn zwar

in näheres Verhältniß zu Männern wie Lachmann, Boeckh und Meineke, war aber für sein Leiden ohne Erfolg; er lernte daher links schreiben, was er bis zum Jahre 1869 übte, wo plötzlich die rechte Hand ihre Kraft wieder gewann. Seine Lebensweise war sehr regelmäßig. Er stand sehr früh auf und widmete die ersten Morgenstunden, ehe er zur Schule ging, seinen Studien. Nachmittags machte er ausnahmslos seinen Spaziergang und liebte es, nach demselben Schach zu spielen, worin er Meister war. Bescheiden wie er war, prunkte er nie mit seiner Gelehrsamkeit und seinen Erfolgen, sprach aber gern in der interessantesten Weise über seine augenblicklichen Forschungen. Er war ein gläubiger Christ ohne confessionelle Schroffheiten. In einem von ihm 1836 mit zwei befreundeten Collegen herausgegebenen Schulgesangbuch bezeichnet das Vorwort als Zweck die Belebung des christlichen Sinnes. Im J. 1869 ernannte ihn der König zum Mitgliede der hannoverschen Landessynode. Politisch ist er nur wenig hervorgetreten. Im J. 1849 war er Mitglied der damaligen ersten Kammer als Vertreter des höheren Lehrerstandes des Königreiches, gab aber durch eine in Gemeinschaft mit einigen anderen Abgeordneten erlassene Erklärung betr. Festhalten an der Reichsverfassung der Regierung großen Anstoß, so daß er sich bewogen fand, sein Mandat niederzulegen. Die Neugestaltung Deutschlands begrüßte er freudig.

A. war mit ausgezeichneten Gaben des Geistes ausgestattet; es vereinigten sich in ihm seltene Schärfe des Verstandes, die stets auf den Grund zu gelangen strebte, staunenswerthes Gedächtniß, geistvolle Combinationsgabe, außerordentliche Vielseitigkeit der Neigungen und Interessen und unermüdliches Vorwärtsstreben: so kann es nicht verwundern, daß er bei seiner nie versiegenden Arbeitskraft auf verschiedenen Gebieten Hervorragendes, zum Theil Unvergängliches geleistet hat.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in dem Buche „Kleine Schriften von H. L. Ahrens, besorgt von Carl Häberlin", Hannover 1893, in dem eine Anzahl zerstreuter Abhandlungen gesammelt ist.

Vgl. O. Crusius' Vorrede zu dem eben genannten Buche und Capelle im Programm des Lyceums vom Jahre 1882. Albert Müller.

Aindorffer: Kaspar A. (Ayndorffer), Benedictinerabt zu Tegernsee, † am 17. Januar 1461, im Alter von 58 Jahren. A. stammte aus einem Münchener Patriciergeschlecht. Seine Bildung wird er wol im Kloster Tegernsee empfangen haben, unter dessen Mönchen er sich im J. 1426 befand. Bei Gelegenheit der in diesem Jahre vorgenommenen Visitation des Klosters wurde er nach der Resignation des Abtes Hildebrand Kastner im Alter von erst 24 Jahren als Abt eingesetzt, mit der Aufgabe, die verfallene Klosterdisciplin wieder herzustellen. „Caspar war der von der Vorsehung ausersehene Mann, der durch Einführung der sog. Melker Observanz in das Stift den wahren Ordensgeist und zugleich mit demselben die Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit verpflanzte, die von da an wieder das kostbare Erbgut Tegernsees bis zu dessen Aufhebung geblieben sind" (Lindner). Durch seine Wirksamkeit in dem Kloster erwarb sich A. den Nachruhm eines zweiten Stifters und Reformators desselben. Von großer Tragweite war es, daß, während früher nur Adelige im Kloster Tegernsee Aufnahme fanden, von nun an auch Nichtadelige daselbst aufgenommen wurden, unter denen Johannes Keck im J. 1442 der erste war. Tegernsee wurde unter Abt A. eine Pflanzstätte tüchtiger Ordensmänner, von denen mehrere als Aebte in andere Klöster berufen wurden. Im J. 1455 wurde das neu gegründete Stift Andechs von Tegernsee aus colonisirt. Die Thätigkeit Aindorffer's für die Klosterreform brachte ihn auch in Verbindung mit dem berühmten Cardinal Nicolaus von Cusa. Die wissenschaftliche Thätigkeit im Kloster förderte A. durch Vermehrung der Bibliothek. Mehrere von seinen Mönchen thaten sich als Gelehrte und

Schriftsteller hervor, unter diesen besonders der schon genannte Joh. Keck und Ulrich Stöckl (seit 1438 Abt von Wessobrunn), welche dem Concil von Basel beiwohnten. Auch die Namen von zwei geschickten Miniaturenmalern unter den damaligen Tegernseer Mönchen sind bekannt. Auch einige Kunstwerke aus der Zeit dieses Abtes sind noch vorhanden: die zwei aus rothem Marmor gehauenen Reliefsfiguren der beiden Stifter des Klosters, der Rest des Grabdenkmals, das er ihnen im J. 1445 errichten ließ; dieselben sind jetzt über dem Eingang der Pfarrkirche zu Tegernsee angebracht; ferner fünf im gothischen Stil geschnitzte Chorstühle, jetzt im Nationalmuseum zu München, und eine kostbare aus Weißkupfer gefertigte und vergoldete Monstranz, die sich noch in Tegernsee befindet. — Gedruckt sind von A. nur einige Briefe: eine „Epistola de restituenda universim in ordine S. Benedicti monastica disciplina“ an den Abt Johannes von Melk, vom 13. Mai 1460 (bei Pez, Bibliotheca ascetica, T. VIII, p. 587 s.); fünf bisher unedirte Briefe bei Lindner, II, 280—282. Ueber noch vorhandene Manuscripte von demselben vgl. Lindner, I, 49.

Alphons Hueber, Chronicon Monasterii Tegernseensis, bei Bern. Pez, Thesaurus anecdotorum novissimus, T. III, Pars 3 (Augustae Vind. 1721), p. 537—545. — Wiguleus Hund, Metropolis Salisburgensis, T. III (Ratisponae 1719), p. 272. — C. Meichelbeck, Historia Frisingensis, T. II (Augustae Vind. 1729), p. 204—206; 252 s. — A. Wessinger, Kaspar Aindorffer, Abt in Tegernsee 1426—1461; Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, 42. Band (1885), S. 196—260. (Handelt auch ausführlich über die Einnahmequellen des Klosters in damaliger Zeit, S. 228 bis 247, und über Recht und Verwaltung, S. 247—257.) — P. Lindner, Familia S. Quirini in Tegernsee. Die Aebte und Mönche der Benediktiner-Abtei Tegernsee, I. Theil (München 1897), S. 45—49 (auch im Oberbayer. Archiv, 50. Bd., S. 62—66); II. Theil (München 1898), S. 280—282.

Lauchert.

Aistulf, der vorletzte König der Langobarden (Juli a. 749 bis December 756), war der Sohn Pemmo's, des Herzogs von Friaul, und der Ratperga, deren rührende Bescheidenheit die Sage verherrlicht hat: sie bat gar oft — aber vergeblich — ihren Gatten, sie durch eine Frau von minder bäuerischem Aussehen zu ersetzen. Aistulf's Brüder waren Ratchis, der spätere König, und Ratchait. Pemmo, ein wackrer Held, hatte die alten Plagegeister jener Marken, die Slaven, greuelvolle Verwüstungen rächend, tapfer hinaus geschlagen, gerieth aber in Streit mit dem von König Liutprand (s. A. D. B. XIX, 9) begünstigten Patriarchen Calixtus von Aquileja, der eigenmächtig seinen Sitz von Carmona nach Friaul, dem Amtssitz Pemmo's, verlegte und den vom Herzog hier eingesetzten Bischof Amator von Julia Carnica aus dessen Palatium vertrieb. Pemmo wollte das nicht dulden, verhaftete den Patriarchen, hieß ihn in die Meervеste Ponticum bringen und soll sein Leben bedroht haben. Der König aber entsetzte Pemmo des Herzogthums und verlieh dies dessen ältestem Sohn Ratchis, der, zwischen Vater und König vermittelnd, jenem freies Geleit zu dem Königsgericht zu Pavia erwirkte, das freilich Pemmo und alle dessen Anhänger verurtheilte. Der König begnadigte dann den Vater und die Söhne, nicht aber die übrigen Anhänger Pemmo's, die er vielmehr sofort zu ergreifen befahl. „Da entbrannte A. in schmerzlichem Zorn und er würde mit dem schon gezückten Schwert den König getödtet haben, wäre ihm nicht Ratchis in den Arm gefallen“. Dieser sagenhaft gefärbte Zug soll die sanftere Sinnesart des Ratchis und den heißblütigen Ungestüm Aistulf's zeichnen, ein Gegensatz, der allerdings streng geschichtlich ist: wieder einmal ist echte Sage treuer

Spiegel der Wahrheit. Denn als König Liutprand und bald darauf sein Neffe und Nachfolger Hildiprand gestorben (a. 744) und Ratchis König geworden war, neigte dieser, der Gatte einer eifrig frommen Römerin Tassia, so stark den Römern und der Kirche zu, daß die römerfeindliche, die nationale Partei im Langobardenreich ihn während einer Wallfahrt nach dem Sanct Sylvesterkloster auf dem Soracte absetzte und A. zum Gegenkönig erhob (Juli 749), wir wissen nicht, wiefern mit dessen Anstiftung oder Mitwirkung. Da Ratchis keinerlei Widerstand versuchte, sondern mit Gattin und Tochter nach Rom ging und alsbald in das Kloster des heiligen Benedict zu Monte Casino trat, das vor kurzem einen anderen mächtigen Herrscher, Karlmann, den Sohn Karl Martell's, in seinen Frieden aufgenommen hatte, konnte A. ohne Kampf den Thron behaupten.

Nach der ganzen Lage der Dinge in Italien (s. die Stellung der Parteien in dem Artikel „Liutprand") mußte ein kraftvoller kriegerischer Fürst wie A. sonder Zweifel war, gegen die Byzantiner, den Papst und dessen Schützer, die Frankenkönige, auftreten, was denn sofort geschah. Auf einem Reichstag zu Pavia (März a. 750) ließ A. alle Schenkungen des Ratchis und der Tassia, die nach Aistulf's Erhebung ausgestellt worden, zumal die reichen an Kloster Soracte, für ungültig erklären, sofern der neue König sie nicht ausdrücklich anerkenne. Im nächsten Jahre erneuerte er die langobardischen Angriffe auf die Byzantiner und zwar mit bestem Erfolg: es gelang schon a. 750 den größten Theil des Exarchats zu erobern, den Exarchen Eutychius zu vertreiben und das so lang angestrebte Ravenna selbst zu gewinnen: A. war entschlossen, die wichtige Seeveste zu behalten, denn nicht auf Ausraubung, auf Einverleibung aller noch byzantinischen oder päpstlich-römischen Gebiete ging sein staatsmännischer Plan: den zweiten Jahrestag seiner Herrschaft (Juli 751) beging er feierlich in dem alten Kaiserpalast zu Ravenna: er forderte Anerkennung seiner Gerichtshoheit und Finanzhoheit in allen besetzten Städten: der Erzbischof von Ravenna wohnte dem Reichstag vom 1. März a. 750 an, er war langobardischer Landesbischof geworden: ein Großes war erreicht! Und auch eine andere wichtige und schwere Aufgabe der Langobardenkönige, die Bändigung der trotzigen Grenzherzoge (siehe die Artikel Agilulf und Liutprand) nahm A. kräftig in Angriff: in Benevent beließ er zwar Liutprand's Neffen Gisulf und nach dessen Tod dessen Sohn Liutprand und die Wittwe Skauniperga, übte aber selbst die oberste Gerichtsbarkeit im Lande und zwang dessen Aufgebot, ihm Heeresfolge gegen Rom zu leisten (a. 756): desgleichen das von Spoleto, dessen Herzog Lupus, des Ratchis eifrigen Anhänger, er, wie es scheint, abgesetzt und — sehr weise! — nicht durch einen Nachfolger ersetzt hat: die Einziehung dieser gefährlichen Herzogthümer zu unmittelbarer Verwaltung durch die Krone wäre der richtige, freilich wohl schwer gangbare (s. den Artikel Agilulf) Weg für das Königthum gewesen. Nach der Eroberung Ravennas und des Exarchats wandte A. seine Waffen gegen den ducatus Romanus, den schon lange wirksamer als sein dux kluge und muthige Päpste vertheidigten (s. die Artikel Agilulf, Liutprand, Desiderius). Zwar gelang es Papst Stephan II. (a. 732—757), dem Nachfolger des gewandten Griechen Zacharias, A. zum Abschluß eines Friedens für 40 Jahre zu gewinnen (Juni a. 752), allein schon nach 4 Monaten (October a. 752) brach der ihn wieder; vergeblich suchte Stephan durch eine Gesandtschaft, die weder Geschenke noch Bitten sparte, ihn abzuhalten: schon im März a. 753 stand A. wieder im ducatus, im September und October nahm er Nepi und einige Vesten in der Nähe Roms, so Ceccano bei Frosinone, „eine Besitzung Sanct Peter's", d. h. der Peterskirche, nur 30 römische Meilen (30 000 Schritt) von der Stadt, heischte unter schweren Drohungen Kopfgeld von allen Römern, wies eine neue

Gesandtschaft des Papstes und eine Botschaft des Kaisers Constantin Kopronymos, welche des Papstes Bruder, der Diacon Paulus (später a. 757—767 Papst Paul I.), nach Ravenna begleitete, ab und fuhr fort, den römischen Ducat zu bedrängen.

Näher als je zuvor schien das langobardische Königthum der Lösung seiner schweren Aufgaben gegenüber Byzanz, dem Papst und den unbotmäßigen Grenzherzogen gekommen, da trat ihm entgegen jene enge Verbindung des Papstthums mit der karolingischen Frankenmacht, jenes Bündniß von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung, dem der so viel schwächere Langobardenstaat erliegen mußte. Schon gegen König Liutprand (s. d. Artikel) hatte ein Papst Gregor III. (a. 731—741) die Franken zu Hülfe gerufen (a. 739), indem er sich erbot, vom Kaiser, ohne Zweifel seinem rechtmäßigen Landesherrn, abzufallen und Karl Martell, den er zum „römischen Consul" ernannte, sich zu unterstellen. Karl hatte damals abgelehnt, Liutprand, seinen Waffengenossen gegen die Araber (Urgeschichte III, 815), zu bekämpfen. Allein jetzt reiste Papst Stephan II. selbst zu dem eben zum König erhobenen Pippin (s. A. D. B. XXVI, 155) und erwirkte dessen Versprechen gewaffneter Hülfe gegen A., diesen „Ausbund aller teuflischen Verruchtheit": die Briefe des heiligen Vaters häufen alle Schmähworte der lateinischen Sprache auf diesen Langobardenkönig, der sich erlaubte, statt päpstlicher, königlich langobardische Politik zu treiben. Die zahlreichen Briefe des Papstes an Pippin und „die Franken" nennen ihn „von der Arglist des Altfeinds (des Teufels) besessen, nichtswürdig, höchst nichtswürdig, höchst grausam, verkehrt, höchst gräulich, boshaft, einen Wütherich, gottlos, Teufelsgeist mit teuflischen Plänen, heftig wüthend, pestilentialisch, pestverbreitend, teuflisch trügend, gotteslästerlich". Stephan ging dabei trotz aller Leidenschaft gar schlau vor. Er bestellte sich heimlich durch einen Pilger bei Pippin eine öffentliche durch eine Gesandtschaft zu überbringende Einladung in das Frankenreich! Noch nie hatte ein Papst Rom und Italien verlassen, außer um sich, gezwungen oder freiwillig, zu seinem Souverän nach Byzanz oder sonst in einen Ort des Kaiserreichs zu begeben: jetzt aber wollte der römische Bischof über die Alpen zu dem Frankenkönig, um sich von dessen Waffen durch das besiegte Langobardenreich zurückführen und mit diesem oder auch dem Kaiser zu entreißenden Gebiete beschenken zu lassen. Der Schachzug war ein Meisterstück arglistiger Staatskunst. Jetzt konnte A. dem vom Frankenkönig eingeladenen Papst, — der ja an dieser Einladung ganz unschuldig! — die Durchreise nicht verwehren, ohne Pippin schwer zu beleidigen, der seinem geladnen Gast die Wege nöthigenfalls mit dem Schwert frei brechen mußte: die Einladung konnte also Krieg bedeuten, — sehr nach dem Wunsche des heiligen Vaters.

Pippin mochte geneigt sein, dem Papst die erbetene Hülfe zu gewähren: war er ihm doch zu Dank verpflichtet für die kirchliche Weihung seiner ohne Zweifel rechtswidrigen Thronbesteigung und wußte er doch auch für die Zukunft den Werth engen Bündnisses mit dem Haupt der Kirche zu schätzen. Allein die fränkischen Großen waren durchaus ungewillt, die Kraft des Reiches in Italien zu verwenden, die anderwärts, in Aquitanien, in Baiern viel dringendere Aufgaben hatte; ferner hatten ja die Langobarden seit langer Zeit den Franken nichts zu Leide gethan, vielmehr vor vierzehn Jahren (s. den Artikel Liutprand) höchst wirksame und werthvolle Waffenhülfe wider die Araber geleistet: die Großen drohten Pippin offen mit ihrem „Abfall", d. h. wohl vor allem mit Ungehorsam, wenn er sie gegen A. aufbiete. Von solcher Stimmung des fränkischen Adels (wol durch zwei Gesandtschaften) verständigt, suchte der Papst diesen durch ein Schreiben zu gewinnen, das alle Künste theologischer Diplomatie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit anwendet: mit vollem Erfolg. Nicht nur

der König, auch eine große Versammlung — ein Reichstag? — der Franken richtete nun die gewünschte Einladung an Stephan: Bischof Chrodegang von Metz und Herzog Autchar wurden nach Rom entsendet, ihn feierlich in das Frankenreich zu geleiten. Nun war A. in üble Lage gerathen: hieß er den Papst zu Pippin reisen, so wußte er das Ergebniß der Reise und der päpstlichen Hülferufe voraus: Aufforderung Pippin's unter Kriegsdrohung, „Sanct Peter" das Entrissene heraus zu geben; sperrte er dem geladenen Gast Pippin's die Wege, so bedeutete das sofort den Krieg mit der, wie A. vermuthlich erkannte oder doch bald erfahren sollte, unvergleichlich überlegenen Frankenmacht. Noch unheimlicher ward Aistulf's Lage, als der Papst ihm seinen Besuch in Pavia auf der Durchreise ankündigte: er hatte von seinem Souverän, dem Kaiser in Byzanz, den Befehl erhalten, von dem König persönlich die Zurückgabe Ravennas und der übrigen Eroberungen byzantinischer Städte zu verlangen: und noch wagt der Papst nicht, einen „Befehl" aus Byzanz unbefolgt zu lassen. Nach den Erfahrungen früherer Begegnungen der Päpste mit Langobardenkönigen hatten jene ebensoviel Ursache, solche zu suchen, wie diese, sie zu meiden: meist hatten die an Geist oder doch durch ihre Würde überlegenen greisen Priester hiebei all ihre Ziele erreicht; es wirkt fast humoristisch wie der gewaltige König Liutprand sich vor einem zweiten Besuch des wehrlosen Papstes Zacharias fürchtet: er ahnt, daß dieser wieder alles durchsetzen werde. Auch A. suchte jetzt angeblich dem Gefahr drohenden Besuch die Spitze abzubrechen: er sandte dem unter allerlei Wunderzeichen heranreisenden Papst Gesandte entgegen, die ihn beschworen, doch ja nicht mit dem König von Herausgabe seiner Eroberungen zu sprechen! Stephan erwiderte, nichts werde ihn abhalten, sie zurückzufordern, schickte übrigens dem „Gotteslästerlichen", „höchst Nichtswürdigen", wie er ihn auch jetzt in Briefen an Pippin nennt, Ehrengeschenke voraus. Von Gefährdung an Leib und Leben, welche die kirchlichen Quellen zu fürchten vorgeben, war keine Rede: die Päpste wußten, daß bei diesen Begegnungen die Langobardenkönige, die ihnen demüthig den Steigbügel hielten und stundenweit neben ihrem Maulthier zu Fuß einhergingen, ihnen nicht ein Haar krümmen würden. So lehnte auch jetzt A. zwar wie die Forderungen des Kaisers die „weinenden" Bitten des Papstes ab, ließ aber diesen ungehindert durch sein Land in das Frankenland ziehen, freilich „mit den Zähnen knirschend wie ein Löwe", als Stephan auf wiederholtes Befragen bei dieser Absicht beharrte; der König wußte oder ahnte doch, was aus dieser Reise seinem Reich erwachsen werde. Bald sollte sich's zeigen. Nachdem Pippin (s. den Artikel) dem Papst wiederholt versprochen, ihm alle Gebiete zu schenken, die er den Langobarden in dem als unvermeidlich angesehenen Krieg entreißen werde, forderte Pippin von A. durch eine Gesandtschaft (wol unter Kriegsdrohung), er möge die Klagen des Papstes abstellen und nach der vorausgesehenen Ablehnung ward (Ostern a. 754) auf dem Reichstag zu Kiersy der Krieg beschlossen. A. suchte noch den Ausbruch zu verhindern, indem er Pippin's eignen Bruder, der seit a. 747 im Kloster Monte Casino als Mönch lebte (s. o. S. 722), als Landesherr beauftragte, den König umzustimmen: Karlmann scheiterte und ward nun in einem Kloster des Frankenreichs festgehalten, solche Verwendung fortab zu verhüten; ebenso scheiterte ein letzter Versuch des Papstes, A. zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wobei Pippin sich sogar erbot, an A. 12 000 solidi zu zahlen. Schon während dieser Verhandlungen zog das Frankenheer über Vienne, Grenoble und Maurienne in die fränkischen und langobardischen „clusae", d. h. die Bergpässe des Mont Cenis: ein Gefecht seiner Vorhut entschied den Feldzug; diese vertrieb in begeistertem Anlauf — der Papst unterließ nicht, den Sieg der Minderzahl einem Wunder Sanct Peter's zuzuschreiben — die Langobarden aus ihren Stellungen auf dem

Südabhang des Gebirges. A. und der größte Theil seines Heeres warf sich in die feste Hauptstadt Pavia, ward aber schon nach wenigen Tagen der Einschließung — wohl durch Nahrungsmangel — gezwungen, um Frieden zu bitten. Die langobardische Strategie in allen drei Feldzügen gegen die Franken, a. 754, a. 756 und a. 774, ist äußerst schwach und gedankenarm; sie erklärt vollauf das rasche Erliegen des doch kriegstüchtigen Volkes in allen drei Fällen: allerdings war die Uebermacht des Frankenreiches eine gewaltige; man denke, die Heere von Frankreich, Deutschland und Deutschösterreich sollten abgewehrt werden von etwa ²/₈ der Kräfte Italiens; allein längere Vertheidigung des so berg- und burgen-reichen Landes wäre doch sehr leicht möglich gewesen; nachdem die Franken ins Land herabgestiegen, hätte man den Krieg, fern von ihren Verbindungen, dadurch in die Länge ziehen können und sollen, daß man Ravenna und die zahlreichen andern Vesten der Halbinsel besetzte und so den Feind zu langwierigen Belagerungen zwang: statt dessen wirft sich die ganze einmal geschlagene Streitmacht in die engen Mauern Einer Stadt, um hier wie in einer Mausfalle sich fangen zu lassen. Kein Entsatzheer erscheint, die Belagerten zu befreien.

A. mußte urkundlich und „unter furchtbarem Eide“ versprechen, Ravenna und Alles was Pippin dem Papste zu schenken gelobt hatte, herauszugeben. Pippin zog nach Hause, ohne den kurzen Weg von Pavia nach Rom zurück zu legen, wo der Papst als Triumphator empfangen ward. Aber gar bald ergehen aus Rom immer lautere Hülferufe in das Frankenreich: A. weigerte sich, seine Versprechungen zu erfüllen. Die Schroffheit, Raschheit, Nacktheit dieses Vertragsbruchs mag auf die offenbar ungestüme wilde Leidenschaftlichkeit des Mannes zurückzuführen sein, — immerhin erklärt sich, daß ein Langobardenkönig, der doch nicht fränkischer oder päpstlicher Unterthan geworden war, den nun geschaffnen Zustand zu ertragen nicht vermochte; mit allen Schmähungen überhäuft der Papst abermals den gottlosen teuflischen, höchst nichtswürdigen König, der alsbald (1. Januar 756) mit starken Scharen vor den Thoren Roms erscheint und unter heftigen Drohungen Einlaß verlangt: allein abermals (siehe Agilulf) fehlt ihm eine Flotte, den Tiber zu sperren, die Zufuhr abzuschneiden. In immer dringenderen, mit meisterhafter Seelenkunde geschriebenen Briefen rief der Papst — auf dem offenen Seeweg! — die Hülfe Pippin's an, der denn auch (Ende Mai) wieder heranzog. Da mußte die Belagerung Roms aufgegeben werden, A. eilte nach Pavia zurück und schickte sein Heer abermals an die Südausgänge der „Clusen“. Und nun wiederholt sich das frühere thörichte Verfahren. Die Franken halten von Westen her die Langobarden in ihrer Stellung fest, erlesene kleine Scharen überklettern unvermerkt die schmalen Jägerstiege und greifen überraschend vom Süden her an: es kommt gar nicht zum Gefecht: bestürzt fliehen die Langobarden aus ihren werthlos gewordenen Schanzen und zwar, ohne die Polinie oder die des Tessin zu halten, abermals nach Pavia. Alsbald wird diese Stadt eingeschlossen und A. unter Geiselerstattung und sehr harten Bedingungen (Jahresschatzung, Auslieferung des dritten Theils des Königsschatzes) zum Frieden gezwungen. Nicht lange danach (December a. 756) fand er einen plötzlichen Tod, auf der Jagd vom Pferd an einen Baum geschleudert: die Kirche fand darin ein Strafgericht Gottes und der Papst frohlockte: „so ward jener Tyrann, der Anhänger des Teufels, der Sauger des Blutes der Christen, der Zerstörer der Kirchen, vom Streiche Gottes getroffen und hinab gestoßen in den Schlund der Hölle“.

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883—85, S. 866—907. Dahn.

Albedyll: Emil von A., königlich preußischer General der Cavallerie, am 1. April 1824 auf dem väterlichen Gute Liebenow im Kreise Arnswalde in der Neumark geboren, trat am 10. April 1841 beim 2. Cürassierregimente zu Pasewalk in das Heer, wurde am 9. Mai 1843 Officier, machte im Jahre 1848 als Regimentsadjutant den Krieg in den Elbherzogthümern gegen Dänemark mit und verblieb im Frontdienste bis er, 1858 zum Rittmeister aufgerückt, im nächstfolgenden Jahre als Adjutant zur 7. Division nach Magdeburg commandirt wurde. Ein Regimentskamerad, A. v. Winterfeld, nennt ihn in seinen das Leben in der kleinen Garnisonstadt Pasewalk schildernden Gedichten „den langen, feinen". Aus der Stellung in Magdeburg kam Rittmeister v. A. am 22. April 1862 in die Abtheilung des Kriegsministeriums für persönliche Angelegenheiten nach Berlin und gelangte damit in eine Wirkungssphäre, für welche er seiner Begabung und seiner ganzen Eigenart nach in seltenem Grade paßte. Die natürliche Folge davon war, daß er in der Abtheilung bald eine hervorragende Stellung einnahm und sein Verdienst war es hauptsächlich, daß die großen Schwierigkeiten, welche nach Beendigung des Krieges vom Jahre 1866 aus der Vergrößerung des Heeres und aus dem Eintritte zahlreicher bis dahin in anderen Bundescontingenten gestandener Officiere in preußische Dienste erwuchsen, verhältnißmäßig leicht überwunden wurden. Am 26. Februar 1871 an die Spitze der Abtheilung gestellt, hatte er alsbald Gelegenheit, sein Geschick von neuem zu bethätigen, als es nach Friedensschlusse sich um die Aufnahme des badischen und großherzoglich hessischen Officiercorps in den Verband des preußischen Heeres handelte. Dem Kaiser Wilhem I. war er so unentbehrlich geworden, daß, als im März 1883 General Bronsart v. Schellendorf, welcher im Dienstalter jünger war als A., so daß dieser ihm nicht untergeordnet werden konnte, Kriegsminister wurde, das Militärcabinet, mit welchem die Abtheilung des Kriegsministeriums für persönliche Angelegenheiten 1872 zu einer Albedyll's Leitung anvertrauten Behörde verschmolzen war, vom Kriegsministerium losgelöst und dem Allerhöchsten Kriegsherrn unmittelbar unterstellt wurde. Er allein hatte Alles vorzutragen und auszufertigen, was auf die persönlichen Verhältnisse der Mitglieder des Officiercorps und der ihnen Gleichgestellten irgend welchen Bezug hatte. Sein Einfluß war so groß, daß es hieß: „Wie Gott will und wie Albedyll". Im Truppendienste war er inzwischen — abgesehen davon, daß er im J. 1869 drei Monate lang das Halberstädter Cürassierregiment geführt hatte — nicht verwandt worden. Den Kriegen von 1866 und von 1870/71 hatte er im königlichen Hauptquartiere beigewohnt. Als Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III. gestorben waren, kehrte A., mittlerweile zum General der Cavallerie aufgestiegen und mit Auszeichnungen aller Art reich bedacht, in jenen Dienst zurück. Am 7. August 1888 wurde er zum commandirenden General des VII. Armeecorps zu Münster in Westfalen ernannt; bei den Herbstübungen des nächstfolgenden Jahres führte er dieses Kaiser Wilhelm II. vor; am 3. Juni 1893 trat er in den Ruhestand, zog sich nach Potsdam zurück und starb dort am 13. Juni 1897.

Die Eigenschaften, welche den General v. A. für die von ihm so lange Jahre hindurch mit großem Erfolge innegehabte Stellung in hervorragender Weise befähigten, waren eine große Menschenkenntniß und Arbeitskraft, ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unparteilichkeit, Wohlwollen und Freundlichkeit, Gewandtheit im Verkehr und angenehme Umgangsformen; dazu gesellte sich im Laufe der Jahre eine auf seltener Gedächtnißstärke beruhende ausgebreitete Personalkenntniß.

Biographisches Jahrbuch, hsg. von Dr. Anton Bettelheim, Berlin 1898.

B. v. Poten.

Albers: Gustav Fridolin A. wurde am 16. Juli 1822 zu Hameln geboren, wo sein Vater Postmeister war. Schon von Jugend auf zeigte er große Liebe zur Natur und durchstreifte Feld und Flur, um die Thiere zu betrachten und namentlich Insecten zu sammeln. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er die Universität Göttingen, um Jura zu studiren, benutzte aber jede freie Zeit, um seine entomologischen Studien fortzusetzen. Nach bestandenem Staatsexamen wurde er 1847 Auditor beim Stadtgerichte zu Hannover, 1851 Obergerichtsanwalt, 1854 Stadtsecretär und 1859 Senator daselbst. Seiner Lieblingsneigung blieb er treu, jedoch wandte er sich später ausschließlich dem Studium der Coleopteren zu und beschränkte sich schließlich auf die Cetoniden und Lucaniden, von denen er eine ausgezeichnete Sammlung zusammenbrachte, welche nach seinem Tode von dem hannoverschen Museum angekauft wurde. Er veröffentlichte über beide Gruppen verschiedene werthvolle Abhandlungen in verschiedenen entomologischen Zeitschriften. Nicht geringes Verdienst erwarb sich auch A. dadurch, daß er jüngere Entomologen mit Rath und That in liebenswürdigster Weise unterstützte und ihnen bereitwillig von seinen Schätzen mittheilte. A. starb am 17. Januar 1894.

W. Heß.

Albert: Michael A., siebenbürgisch-sächsischer Dichter, geboren am 21. Octbr. 1836 in Trappold bei Schäßburg in Siebenbürgen. Der Sohn eines wohlhabenden Bauernhauses, verlebte er in dörflicher Einfachheit und Naturwüchsigkeit eine frohe Kinderzeit. Künstlerischer Hang und poetische Begabung war das Erbtheil der Mutter, einer Predigerstochter, doch erweisen auch den Vater die Briefe an den in Deutschland studirenden Sohn als scharfen, klugen Beobachter und trefflichen Erzähler. Von 1847 an besuchte A. das Schäßburger Gymnasium, an dem unter der Führung des nachmaligen Bischofs G. D. Teutsch eine Anzahl hervorragend tüchtiger Lehrer wirkte. An Fr. Müller, dem Nachfolger Teutsch's im Rectorate und später im Bischofsamte, wie auch an J. Haltrich, dem liebenswürdigen Märchenerzähler, fand er aufmunternde Förderer seiner schon frühe unternommenen poetischen Versuche. Von den Gedichten dieser Zeit — Liebes- und Frühlingslieder, zumeist Nachklänge Rückert'scher und Heine'scher Lyrik —, haben einige die sichtende Selbstkritik des Dichters bestanden und sind in die Sammlung der Gedichte aufgenommen worden. Von 1857—60 studirte A. an den Universitäten Jena, Berlin, Wien Theologie und deutsche Sprache und Litteratur. Förderung seiner poetischen Bestrebungen bot ihm namentlich Berlin, dessen Kunstschätze und musikalischen Veranstaltungen im Verein mit den Aufführungen in Oper und Schauspielhaus sich seiner Erinnerung tief einprägten und noch in späten Jahren die concrete Unterlage seiner Kunstanschauung geblieben sind. Im Candidaten der „Dorfschule" kennzeichnet A. sich selbst, indem er von ihm erzählt: „Unser Candidat war oft in Museen herumgeschlendert, hatte aus Concerten und Theatern, diesen weltlichen Lockmitteln des Teufels, wie er wohl von den Kathederfrommen zu hören bekam, tiefe und bleibende Eindrücke des Hohen und Schönen mitgebracht; die Meisterwerke der bildenden Künste, die Säulen, Bogen und Ornamente des Baumeisters; der weiche, blühende Marmor des griechischen Bildhauers, der Farbenzauber des Malers; sodann die Tonkunst mit ihren phantasievollen und großartigen Schöpfungen der deutschen Meister; ferner die Hoheit Schiller's und die unwiderstehliche Kraft Shakespeare's auf den Brettern der Bühne — das alles hatten seine Berufsstudien nicht ausgeschlossen, und es hatte ihn für alle Zukunft hinaus mächtig angeregt und seine Seele empfänglich gemacht für alles Edle und Bedeutungsvolle im Leben". In Wien nahm sich Prof. Roskoff in warmer Freundschaft des jungen Siebenbürgens an und begleitete auch später in langjährigem Briefwechsel seine litterarischen

Arbeiten mit freundlich förderndem Rath, sich herzlich an dem wachsenden Erfolge seines Schützlings erfreuend.

Nach der Rückkehr in die Heimath (1860) brachte A. ein Jahr in Bistritz zu, wurde sodann nach Ablegung der theologischen und Lehramtsprüfung als Lehrer am ev. Gymnasium in Schäßburg angestellt. Hier, nunmehr als Amtsgenosse seiner verehrten Lehrer, hat er sein Leben in schlichter, reich gesegneter Lehrarbeit zugebracht. Der Schmerz über den frühen Tod seiner Mutter („Die Mutter schläft") übertönte das Glück der jungen Ehe, die er mit Friederike Müller, der ebenso geistvollen als gemüthstiefen Schwester des Rectors, späteren Bischofs, Müller geschlossen hatte. Die Berufung in die erledigte Pfarrstelle seines Geburtsortes lehnte er ab, allerdings erst nach langem Besinnen und mit Gewissensscrupeln. 1878 wurde er zugleich Leiter des Volksschullehrerseminars. Er starb am 21. April 1893 an einem Herzschlage. Die Gattin überlebte ihn nur um wenige Tage.

Dieses schlichte Lehrerleben aber war erfüllt von reichem, aus bescheidenen Anfängen zu selbstbewußtem Stolze sich erhebendem, dichterischem Schaffen. Aus Wien hatte A. den Entwurf eines Dramas mitgebracht („Karl XII."), das im ganzen Aufbau wie in der reichen Bildersprache unverkennbar unter dem Einflusse des Schiller'schen „Wallenstein" steht. Der Versuch, das Stück in Wien aufführen zu lassen mißlang; somit erkaltete auch die Freude des Dichters an dem Jugendwerk, das trotz mehrmaliger Ueberarbeitung schließlich doch ungedruckt geblieben ist. Sofort nach der Heimkehr veröffentlichte A. in Kalendern und Zeitschriften eine Reihe seiner Jugendgedichte, denen die Weite der poetischen Lebensanschauung, der gesättigte Wohllaut der späteren Dichtungen zwar fehlt, die aber in ihrem engbegrenzten Inhalt und in der herben, fast schmucklosen Darstellung doch den Stempel echter, wahrer Empfindung tragen. Anregung zu neuem Schaffen gab der rege Briefwechsel mit Traugott Teutsch in Kronstadt, der vereint mit dem Freunde der dichterischen Production unter den Siebenbürger Sachsen gebührende Anerkennung erringen wollte. So entstanden die zeitgeschichtlichen Novellen Albert's, darunter „Die Dorfschule" (1866), „Die Kandidaten" (1872), „Traugott" (1874), „Auf dem Kriegsboden" (1880; Gesammtausgabe unter dem Titel „Altes und Neues, gesammelte siebenbürgisch-sächsische Erzählungen", Hermannstadt 1890). Es sind Volkserzählungen im besten Sinne des Wortes: etwas schwerflüssig in der Darstellung, gedrängt und schwerbeladen mit Gedanken und beziehungsreichem Bilderschmuck, bieten sie allerdings weniger leichtverständliche Lectüre für das Volk, als fein ausgeführte Lebensbilder aus dem Volke selbst, dessen innere Erschütterung im Umschwung der politischen Verhältnisse der 60er Jahre, in der Zertrümmerung des Sachsenbodens („Königsboden") und dem Verlust der municipalen Selbständigkeit in diesen Novellen zum ergreifenden Ausdrucke kommt. Während die dichterisch bestimmteste unter ihnen, „Die Dorfschule", das Ringen der Neuzeit mit dem harten Boden des Volksthums im Bilde des Neubaues einer Dorfschule schildert, zeigen die Novellen „Traugott", „Auf dem Königsboden", wie der Kampf um die nationale Existenz zum Gefühl der Heimathlosigkeit, zur Verzweiflung führt. Keine andere sächsische Dichtung spiegelt so unmittelbar anschaulich und doch wieder in so scharfer psychologischer Analyse das Volksleben wieder als diese zeitgeschichtlichen Novellen Albert's.

In weiteren Kreisen wurde Albert's Name durch die Veröffentlichung seiner Dramen bekannt: „Die Flandrer am Alt" (1883), „Harteneck" (1886), „Ulrich von Hutten" (1893). Das erstere hat die Landnahme der in Siebenbürgen einwandernden Sachsen „nicht nur mit der Urkunde des Rechts und mit der rodenden Axt und Haue, sondern mit dem Gemüte, mit der vollen Volks-

persönlichkeit“ zum Vorwurf. Während im ersten, episch sich ausbreitenden, Acte sich die Volksgemeinde in ihren „gesetzmäßigen Institutionen, in der Denk- und Gefühlsweise des Volkes, in der Tiefe seiner historischen Perspective plastisch darstellt“, geben die folgenden in bewegter Scenenfolge das Bild der Eroberung der neuen Heimath, im Abfall des Ritters Arnold und im Richterspruch Hermann's, des Führers der Einwanderer, über den doppelt an ihm treulos gewordenen Eidam sich zu hoher dramatischer Wirkung erhebend. Wenn auch hinsichtlich des dramatischen Aufbaues nicht einwandsfrei, gab doch gerade dieses Drama, ebenso durch die Originalität der Erfindung, die mit glücklichem Tacte Stimmung und Gedanken der Gegenwart in Gestalten der Vergangenheit zu verkörpern wußte, wie durch die schöne, bodenständige Sprache, besonders der romantisch durchhauchten Wildnißscenen, den vollgültigen Beweis der dramatischen Begabung Albert's. Die „Flandrer am Alt“ sind das eigentlich nationale Schauspiel der Siebenbürger Sachsen geworden. An dramatischer Geschlossenheit überragt die „Flandrer“ das Trauerspiel „Harteneck“, das die Geschichte des 1703 in Hermannstadt wegen politischer Vergehen und ebenso wegen persönlicher Verschuldung hingerichteten Sachsengrafen Sachs von Harteneck (s. A. D. B. XXX, 134) dramatisirt. Während Traugott Teutsch in seinem Drama „Sachs von Harteneck“ (1874) das Hauptgewicht auf die persönliche Verschuldung gelegt und so eine Familientragödie geschaffen hatte, zeichnet die Dichtung Albert's den Sachsengrafen in seiner ganzen gewaltigen Persönlichkeit, die ihre Hauptkraft gerade in den politischen Kämpfen seiner Zeit zur vollen Geltung bringt. „Seine Tragik ist, daß er in einem Knotenpunkt großer historischer Entwicklung (Uebergang Siebenbürgens unter die Herrschaft des Hauses Habsburg) verschlungen wird durch rücksichtslose Genialität.“ Das Drama ist öfters aufgeführt worden und hat stets tief gehenden Eindruck hinterlassen. Das letzte dramatische Werk Albert's, „Ulrich von Hutten“, dessen Anfänge schon in die Wiener Studienzeit zurück gehn, ist erst aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht worden. Die spielende Leichtigkeit in der Beherrschung großer Massen, die volle persönliche Ausgestaltung ganzer Zeitrichtungen (Hutten, Erasmus, Luther) zeigen hier im einzelnen den Dichter auf der Höhe seines dichterischen Könnens, aber der volle dramatische Eindruck scheitert doch an der im ganzen wenig activen Rolle des Haupthelden. Ebenfalls aus dem Nachlaß herausgegeben, allerdings schon vom Dichter selbst zum Druck gesichtet, sind die „Gedichte“ (1893). Sie sind zweifellos die werthvollste poetische Schöpfung Albert's. Wie der Dichter in reflectirender Weise der modernen Kunstrichtung gegenüber es aussprach: „Ich denke, wir bleiben bei Goethe, bei Weisheit und Morgenröthe“, so hat er in seiner eigenen lyrischen Production aus der Romantik der Jugendjahre sich an Goethe bei aller Fülle und wohllautenden Formung der Sprache zu schlichtem, naturwahrem Gefühlsausdruck emporgerungen. Unter den Gedichten nehmen neben den national-politischen Zeitgedichten und dem erschütternden „Totenkranz“ (auf den Tod eines Knaben) die abgeklärten, vornehmlich Naturstimmung und Heimathserinnerung widerspiegelnden Lieder der letzten Jahre sowie die köstlichen „Humoristischen Dorfgeschichten“ einen hervorragenden Platz ein. Wenn M. Albert's Dichtungen auch ihrem Stoffe nach zum weitaus größten Theile in der engen Heimath wurzeln, so gibt ihnen die künstlerische Formvollendung und der edle, rein menschliche Gehalt doch Anrecht auf Beachtung auch außerhalb der Berge Siebenbürgens.

A. Schullerus, Michael Albert, sein Leben und Dichten. Hermannstadt 1898. — Bibliographie der Werke und Abhandlungen M. Albert's im Korresp.-Blatt d. Vereins f. siebenb. Landeskunde 1898, S. 114—117.

A. Schullerus.

Alberti: Eduard Christian Scharlau A. wurde am 11. März 1827 in Friedrichstadt a. d. Eider geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, erlernte von 1844 bis Ostern 1848 in Rendsburg das Buchdruckerhandwerk, trat dann in die Prima der Husumer Gelehrtenschule ein, die er 1850 verließ, um in Kiel, hauptsächlich unter Forchhammer's Leitung, classische Philologie zu studiren. Ostern 1854 bestand er das Schulamtsexamen, war darauf zwei Jahre lang Hauslehrer beim Grafen Magnus v. Moltke auf Grünholz in Schwansen, promovirte im Juli 1856 zum Dr. phil. und habilitirte sich nach einem längeren Aufenthalt in Kopenhagen im Herbst 1857 in Kiel als Privatdocent. Gleichzeitig wurde er Hülfsarbeiter an der Universitätsbibliothek und erhielt 1868 die Stelle des zweiten Custos daselbst. Nachdem ihm 1893 der Titel als Professor verliehen war, trat er am 1. April 1894 in den Ruhestand. Seine letzten Lebensjahre verlebte er in Voorde bei Kiel, wo er am 28. Februar 1898 starb.

Alberti's Leben war reich an Arbeit und Mühe, aber es fehlte ihm auch nicht an schönen Erfolgen und guten Früchten von bleibendem Werth. Eine vielseitig begabte Natur entfaltete er auf den verschiedensten Gebieten eine überaus rege schriftstellerische Thätigkeit, der er mit hingebendstem Fleiß und größter Treue alle seine Mußestunden widmete. Die philosophische Wissenschaft verdankt ihm eine Anzahl gründlicher Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Philosophie. Erwähnt seien „Die Frage über Geist und Ordnung der Platonischen Schriften beleuchtet aus Aristoteles" (Leipzig 1864) und „Sokrates. Ein Versuch über ihn nach den Quellen" (Göttingen 1869). In letzterem Werke vertritt A. im ganzen den Standpunkt Schleiermacher's und Ritter's, den er jedoch vielfach weiter ausführt. Die Aufgabe, den Sokrates in das richtige Licht zu seinen philosophischen Vorgängern und Zeitgenossen zu stellen, ist hier in scharfsinniger Weise mit vielem Glück gelöst. Zu diesen beiden größeren Arbeiten kommen zahlreiche kleinere Abhandlungen für eine ganze Reihe von Zeitschriften und viele Recensionen. Um die Geschichte der geistigen Cultur seiner engeren Heimath hat A. sich ein bleibendes Verdienst erworben durch sein „Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller". Dasselbe schließt sich zeitlich an das Schriftstellerlexikon von D. L. Lübker und H. Schröder an, das die Jahre von 1796 bis 1828 behandelt. Es umfaßt den Zeitraum von 1829 bis 1882, und zwar reicht das Hauptwerk (Abthlg. 1, Kiel 1867; Abthlg. 2, ib. 1868) von 1829 bis Mitte 1866, das Supplement (Bd. 1, Kiel 1885; Bd. 2, ib. 1886) von 1866 bis 1882. Ueber zwanzig Jahre ist A. für dieses Werk rastlos thätig gewesen. Es war keine leichte Aufgabe, die ungeheure Menge biographischen und bibliographischen Materials, das zum Theil weit verstreut und schwer erreichbar war, zu sammeln, zu sichten und für den Druck zu bearbeiten. Aber der Verfasser scheute keine Mühe, sein Fleiß überwand alle Schwierigkeiten, und so hat er mit seinem Lexikon ein grundlegendes Quellen- und Nachschlagewerk von höchstem Werthe geschaffen, auf das alle späteren Forschungen zur Geschichte des geistigen Lebens in Schleswig-Holstein während des 19. Jahrhunderts immer zurückkommen werden. In diesen Zusammenhang gehören auch Alberti's Beiträge zur Allgemeinen Deutschen Biographie, für deren die Buchstaben B bis E umfassende Bände er eine Anzahl kleinerer Artikel geliefert hat. Eine ebenso verdienstvolle wie mühselige Arbeit ist auch das von ihm angefertigte „Register über die Zeitschriften und Sammelwerke für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte" (Kiel 1873). — Zu den wissenschaftlichen Leistungen Alberti's gesellt sich die lange Reihe seiner poetischen Erzeugnisse. Dichterisch reich veranlagt hat er die Poesie zeitlebens eifrig gepflegt. Kleinere und größere belletristische Beiträge von ihm finden sich in großer Menge in

vielen Zeitungen und Zeitschriften. Eine besondere Begabung besaß er für die Jugendschriftstellerei. Hier wußte er aus der Tiefe seines eigenen kindlichen Gemüthes heraus den warmen Ton zu treffen, der die Kindesseele packt. Dabei strebte er unter Vermeidung des allzu lehrhaften Elementes immer nach künstlerischer Gestaltung des Stoffes. Seine Art zu erzählen war stets interessant. Er verstand es, die Phantasie anzuregen und Begeisterung zu wecken. Alberti's Jugendschriften — eine der besten ist die Erzählung „Markus Charinus, der junge Christ von Pompeji" (Leipzig 1872) — gehören zum Eigensten, was er geben konnte. Unter seinen übrigen Dichtungen verdient „Die Geramundssage" (Kiel 1879) hervorgehoben zu werden, in der, wie Theodor Storm schreibt (vgl. Kieler Zeitung, Morgenausgabe vom 9. Februar 1879) „die Umrisse der Landschaft und die Gestalten der Menschen wie von dem Lichte eines ersten Frühlingsmorgens umflossen sind". Alberti's letzte Arbeit und letzte Freude war die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte zusammen mit denen seines Bruders Leopold Alberti. Sie erschienen kurz vor seinem Tode unter dem Titel „Gedichte zweier Brüder" (Garding 1898).

Vgl. Alberti, Schriftstellerlexikon, 1829—1866, Abth. 1, S. 6—7 und 1866—1882, Bd. 1, S. 5—8, wo sich auch eine bibliographische Uebersicht über die sämmtlichen Schriften des Verfassers findet.

Joh. Saß.

Albrecht V., Graf von Hohenberg, Bischof von Freising, war der älteste Sohn des Grafen Rudolf I. († am 11. Januar 1336) von Hohenberg aus dessen erster Ehe mit Agnes († 1317) von Werdenberg-Heiligenberg. Sein Großvater Albrecht II. (vgl. A. D. B. XII, 659), dessen Schwester Anna den König Rudolf von Habsburg heirathete, ist als Minnesänger bekannt. Wahrscheinlich im J. 1303 geboren, empfing A. seine erste wissenschaftliche Ausbildung in Konstanz, wo damals Walther von Schaffhausen Domscholaster war, und das geistige Leben noch unter dem Eindruck Bischof Heinrich's von Klingenberg stand, und wurde bald mit einträglichen Pfründen bedacht. Schon 1317 erscheint er als Domherr zu Konstanz. Etwa um dieselbe Zeit bekam er die Pfarrkirche zu Groß-Rußbach in Oesterreich und drei Pfarreien in Schwaben, darunter jedenfalls Bondorf im Oberamt Herrenberg. In Paris studirte er mehrere Jahre und lebte dabei auf großem Fuße. Die Vorlesungen über Rechtswissenschaft, die er dort hielt, fanden viel Beifall. Er machte sich nicht nur durch seine hohe Herkunft, sondern wirklich durch sein Wissen einen angesehenen Namen, wurde auch Licenciat im Kirchenrecht. Im J. 1329 war er wieder in seiner Heimath. Am 27./28. März 1334 starb Bischof Rudolf III. von Konstanz, ein Graf von Montfort in Vorarlberg. Bei der Wahl seines Nachfolgers spaltete sich das Domcapitel: die kaiserlich Gesinnten erkoren A., die österreichisch und päpstlich Gesinnten den erwählten Bischof von Augsburg, Nikolaus von Frauenfeld, den Papst Johann XXII. am 13. April ernannte. Graf Rudolf I. von Hohenberg trat mit Waffengewalt für seinen Sohn ein und besetzte Konstanz, während Nikolaus sich mit seinen Anhängern in die nahe Feste Meersburg warf. Kaiser Ludwig erkannte die große Bedeutung, die der künftige Bischof in seinem Kampfe gegen das Papstthum haben würde, und begann daher am 19. Mai mit zahlreichen Fürsten und Reichsstädten die Belagerung von Meersburg, die 14 Wochen dauerte, aber vergeblich blieb. Ende August mußte Ludwig abziehen, nachdem er Nikolaus anerkannt hatte. A. hörte dann, als er seine Sache endgültig verloren sah, bald auf, sich als Erwählten von Konstanz zu bezeichnen (zum letzten Male 16. März 1335) und setzte sich mit seinem glücklicheren Mitbewerber gütlich auseinander. Bis 1342 war er im Dienste des Kaisers als Diplomat und hoher Verwaltungsbeamter thätig: mehrfach nahm er an wichtigen

Gesandtschaften theil, die ihn zum Papste, zum Könige von Frankreich und zum Herzoge von Oesterreich führten. Vom 8. November 1337 bis 5. September 1341 wird er in Urkunden als kaiserlicher Landvogt im Elsaß erwähnt. Am 16. October 1340 urkundet er zum ersten Male als Kanzler des römischen Kaisers (imperialis aule cancellarius), am 1. März 1342 zum letzten Male. Ende 1342 erfolgt ein Umschwung. Während er als Gesandter Ludwig's des Baiern in Avignon weilt, läßt er sich durch Clemens VI. bewegen, seinem bisherigen Herrn untreu zu werden und in den Dienst des Papstes zu treten. Ueber die psychologische Begründung und den Verlauf dieses höchst auffallenden Gesinnungswechsels herrscht keine völlige Klarheit. Aber selbst wenn man annimmt, daß bloß die Rücksicht auf den persönlichen Vortheil und besseres Vorwärtskommen den ehrgeizigen Grafen leitete, darf man nicht vergessen, daß in dem langen, heftigen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, während dessen er herangewachsen war, Aenderungen in der Parteistellung hervorragender Persönlichkeiten und Körperschaften nicht eben selten waren. Ueber seine Thätigkeit bei der Curie sind wir schlecht unterrichtet. Er gehörte wol zu der großen Schar vornehmer Pfründenjäger, die den Papst und die Cardinäle mit Bittschriften belagerten. Als Bischof Nikolaus von Konstanz am 25. Juli 1344 starb, bemühte sich A. abermals sehr lebhaft um das Hochstift. Obwol einige Domherren ihm günstig gesinnt waren, und mehrere hochgestellte Persönlichkeiten, so der König und die Königin von Frankreich, die Herzöge von Burgund und von Lothringen, ihn dem Papste empfahlen, trug ein reicher Kaufmannssohn aus Konstanz, Ulrich Pfefferhard, der es an Handsalben für die Kurtisanen nicht fehlen ließ, den Sieg davon. Um A., der inzwischen die Würde eines päpstlichen Caplans erhalten hatte, zu entschädigen, verlieh ihm Clemens VI. am 19. October 1345 das Bisthum Würzburg. Hier vermochte er aber gegen den Dompropst Albrecht von Hohenlohe, den das Domcapitel einhellig gewählt und die Geistlichkeit anerkannt hatte, gar nicht aufzukommen. Schließlich übertrug ihm der Papst am 7. October 1349 das Hochstift Freising. Im September 1354 nahm A. an der Belagerung Zürichs durch Herzog Albrecht II. von Oesterreich theil. Als am 21. Januar 1356 Bischof Johann Windloch von Konstanz ermordet wurde, wählten drei rechtskundige Domherren A. zum Bischof. Aber weder der Papst noch Karl IV. traten kräftig für ihn ein, und der Konstanzer Bischofsstuhl, den er so gern eingenommen hätte, entging ihm zum dritten Male. Von Freising aus hatte er keine Gelegenheit oder keine Lust mehr, in die große Politik einzugreifen. Er starb am 25. April 1359 zu Stein am Rhein und wurde im Collegiatstift des heil. Moriz zu Ehingen begraben.

Von Albrecht's Charakter heißt es in den sogenannten Hohenberger Capiteln des Matthias von Neuenburg, er sei reich an Tugenden, gesellig, freundlich, freigebig, aber nicht sehr demüthig gewesen, weil allzugroße Demuth verächtlich macht. Zweifellos war er ein Mann von hervorragenden Fähigkeiten und mit der gesammten Bildung seines Zeitalters wohl vertraut. Der Dichter Heinzelein bekleidete bei ihm das Amt eines Küchenmeisters. Aber es fehlte ihm an Beständigkeit und Mäßigung im Lebensgenuß. Man darf vermuthen, daß seine Handlungen vielfach durch finanzielle Nöthe, in die er durch übermäßige Ausgaben gerieth, bestimmt wurden. Um augenblicklichen quälenden Verlegenheiten zu entrinnen, opferte er seine Ueberzeugung. Die Zahl der Pfründen, die er gegen die kanonischen Vorschriften inne hatte, war bedeutend, muß aber nach der übeln Sitte der Zeit beurtheilt werden. Außer den schon genannten Pfründen besaß er zeitweilig ein Kanonikat am Dome zu Straßburg, die St. Stephanskirche zu Wien, die Pfarrkirchen Ober-Ehnheim, Ittingen, Köngen, Ennetach, Schömberg, Weildorf, Aufkirch mit Ueberlingen und Lack.

Der Hohenberger galt früher für den Verfasser der unter dem Namen des Matthias von Neuenburg (vgl. A. D. B. XX, 666 ff.) gehenden Chronik. Auf die verwickelte Streitfrage einzugehen ist hier umso weniger am Platze, als in Bälde darüber von berufener Seite gehandelt werden dürfte. Man kann heute sagen, daß A. nicht der Verfasser war, aber jemand, der ihm nahe stand, mag für gewisse Theile des Werkes den Stoff geliefert haben.

Die ältere Litteratur findet man bei W. Heyd, Bibliographie der Württembergischen Geschichte 2 (Stuttgart 1896), 429, 430, sowie bei Potthast. Vgl. auch Cartellieri, Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz 2 (Innsbruck 1894 ff.) Nr. 4358 ff., 4491, 4696 f. und künftig zu 1356. Dazu Zt. f. Gesch. d. Oberrheins 1899, S. 481. Besonders hervorzuheben sind die Schriften von A. Schulte, W. Soltau, L. Weiland und K. Wenck. — Letzthin hat Edward Schröder in den Göttinger Nachrichten 1899 S. 49 ff. und in der Zeitschr. f. dtsch. Alterthum 43 (1899) S. 184 ff. neue Ausblicke eröffnet. Eine Stammtafel des Geschlechtes bietet J. Kindler v. Knobloch im Oberbadischen Geschlechterbuch 2 (Heidelberg 1899).

A. Cartellieri.

Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, k. und k. Feldmarschall, geboren am 3. August 1817 zu Wien als zweites Kind des Erzherzogs Carl, des Siegers von Aspern, und seiner Gemahlin, der Prinzessin Henriette zu Nassau-Weilburg. Nach einer überaus sorgfältigen Erziehung im väterlichen Hause trat Erzherzog A. im Mai 1837 als Oberst zur praktischen Dienstleistung in das Infanterieregiment Nr. 13, dessen Commando er ein Jahr später übernahm und bis zum 3. März 1839 führte. „Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Albrecht“, so lautete ein Bericht aus dieser Zeit über den Prinzen, „hat einen festen Körper, viel Eifer, militärischen Sinn, Thätigkeit, sehr gründliche Vorkenntnisse und ist im Dienste ernst und unverdrossen. Mit diesen Eigenschaften mußten seine Fortschritte bei seiner hiesigen Bestimmung schnell und erfolgreich sein. Wirklich ist er schon jetzt einer der vorzüglichsten Infanteriestabsofficiere. Dieselben Eigenschaften bürgen auch für sein ferneres Fortschreiten und lassen Alles von dem Erzherzoge erwarten. Er hat zwar ein kurzes Gesicht, aber dennoch wegen seiner Fassungskraft und Geistesgegenwart einen guten Ueberblick und viel Beholfenheit vor der Front.“ Um den praktischen Dienst auch in der Cavallerie zu erlernen, für welchen der Erzherzog sich schon früher vorbereitet hatte, trat er im Mai 1839, nachdem er vorher den Höfen von Dresden, Berlin und Petersburg Besuche abgestattet, in das Cürassierregiment Nr. 4, in dessen Reihen er bis zu seiner Ernennung zum Generalmajor und Brigadecommandanten, 11. September 1840, diente. Die Zwischenzeit bis zur Uebernahme des neuen Commandos benützte Erzherzog A., um in Italien den Manövern beizuwohnen, die damals unter Radetzky's genialer Leitung in ganz Europa als hohe Schule des Krieges bekannt und gerühmt waren. Wie fruchtbar schon diese Reise auf den empfänglichen Geist des jungen Prinzen gewirkt haben muß, geht aus dem folgenden Schreiben hervor, das Erzherzog Carl an FM. Radetzky richtete. „Mein Sohn“, so schrieb er, „rühmt in allen seinen Briefen die besondere Aufmerksamkeit, mit welcher Sie bedacht waren, ihm seinen Aufenthalt nicht allein angenehm, sondern auch belehrend zu machen. Ich sehe mit großem Vergnügen in der Art, wie er sich darüber ausdrückt, daß er den Geist, den Sie in Ihre Ihnen unterstehenden Truppen zu verbreiten gewußt haben, aufgefaßt und den reellen Kriegsdienst von den militärischen Friedensspielen zu unterscheiden gelernt hat.“ Von der, nicht nur in militärischer Beziehung anregenden und lehrreichen Reise zurückgekehrt, übernahm Erzherzog A. Mitte December 1840 das Commando über eine aus 2 Bataillonen Infanterie, einem Chevaulegersregimente und einer

Batteriebespannungsdivision zusammengesetzte Brigade in Graz. In diesen Zeitraum seiner militärischen Thätigkeit fiel auch das beglückendste Ereigniß in des Erzherzogs Leben, seine Verlobung mit Prinzessin Hildegarde, der Tochter König Ludwig's I. von Baiern. Die feierliche Vermählung fand am 1. Mai 1844 in München statt, nachdem der Erzherzog im vorhergegangenen Jahre die Uebungen der deutschen Bundestruppen im Lüneburger Lager mitgemacht hatte und zum Feldmarschallieutenant und ad latus des commandirenden Generals in Mähren und Schlesien ernannt worden war. Die bisherigen Erfahrungen des Erzherzogs im activen Dienste hatten ihm manche bedenkliche Schwächen der damaligen Truppenausbildung und Truppenführung vor Augen gebracht. „Erfüllt von den Lehren der Franzosenkriege, welche ihm die geistvollen Schriften des Erzherzogs Carl in ihrem Einflusse auf Heerwesen und Kriegskunst erschlossen, stets im regsten Gedankenaustausch über das Wesen des großen Krieges mit dem Vater, mußten ihm die Verhältnisse in der Armee, wie sie zu Anfang der vierten Decade unseres Jahrhunderts bestanden, die Erkenntniß nahe legen, daß ein mitunter ungeheuerlicher Formalismus das geistige Element allenthalben lahmlege. Ein überaus strenger Garnison- und Wachdienst, pedantisch geschlossenes Exercieren in den Lagern, Paraden und auf den Effect berechnete Manöver waren meistens der Inhalt der gesammten Friedensarbeit." Schon in dem jetzt erweiterten Wirkungskreis bot sich dem Erzherzog die Möglichkeit, die Summe der bisher gemachten Erfahrungen zum besten des Heeres zu verwerthen; noch mehr wurde dies der Fall nach seiner am 15. December 1844 erfolgten Ernennung zum commandirenden General in Oesterreich ob und unter der Enns, dann Salzburg mit dem Sitze in Wien. Die Lehren, die er empfänglichen Geistes im Lager Radetzky's empfangen, suchte er jetzt mit zielbewußter Beharrlichkeit in fruchtbringende Thaten umzusetzen, obwol er von Seite des Hofkriegsrathes nicht immer die gewünschte Förderung fand. Wie sein erlauchter Vater griff er dabei auch zur Feder, um auch in dieser Weise zum Wohle des Heeres zu wirken. Seine „Anweisung über den Betrieb des Felddienstes", knapp und klar in der Form, gewandt im Ausdruck, ist eine heute noch lesenswerthe Arbeit. Die unermüdliche dienstliche Thätigkeit des Erzherzogs half auch über manche trübe Stunde im Familienleben hinweg. Am 30. April 1847 verlor der Erzherzog seinen abgöttisch verehrten Vater und wenige Monate später, am 5. October, starb auch des Erzherzogs geliebter Bruder Friedrich, der Held von Saida. Neben diesen Unglücksfällen trafen ihn als Haupt der Familie auch andere Sorgen. Der Stand der schlesisch-galizischen Herrschaften war ein unerfreulicher. Einige Jahre nacheinander schon herrschten dort, infolge von Mißernten, Krankheiten und Hungersnoth, in jeder Beziehung ungünstige und traurige Verhältnisse. Die Administration war auch nicht mehr auf der Höhe der Zeit, so daß der Erzherzog seine Geschäfte, soviel als möglich, selbst in die Hand nahm und die Hoffnung hegte, mit der Zeit durch sorgsames und haushälterisches Vorgehen sowie energische Führung der Verwaltung die Angelegenheiten in Ordnung und in besseren Stand zu bringen. Die Wiener Ereignisse des Jahres 1848 unterbrachen für einige Zeit die militärische Thätigkeit des Erzherzogs. Die allgemeine damals in Wien herrschende Mißstimmung richtete sich auch gegen Erzherzog A., und während die Einen ihn der Volksfeindlichkeit ziehen und ihn beschuldigten, die allerschärfsten Maßregeln ergriffen zu haben, warfen Andere ihm Mangel an der erforderlichen Energie zur Bewältigung des Aufstandes vor, so daß sich der Erzherzog bewogen fühlte, um Enthebung von dem Posten als commandirender General zu bitten und sich auf seine Güter begab. Doch nicht lange duldete es ihn in dieser Unthätigkeit; die in Italien sich vorbereitenden Ereignisse übten eine mächtige Anziehungskraft. Aber vergeblich suchte er, nach-

dem der Krieg unvermeidlich geworden war, ein Commando vor dem Feinde zu erhalten, um, wie er an den Generaladjutanten Radetzky's, FML. Schönhals, schrieb, „den seit den letzten Wiener Ereignissen gegen meine militärische Reputation aufgetauchten böswilligen Gerüchten den einzig möglichen, nämlich den praktischen Beweis des Gegentheils entgegenzusetzen". Erst nach der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph wurde ihm, nachdem er als Volontär Pastrengo, S. Lucia und Custoza mitgemacht hatte, eine Division im 2. Corps FZM. d'Aspre verliehen und ihm dadurch Gelegenheit geboten, zum ersten Mal seinen Namen mit goldenen Lettern in die ruhmreiche Geschichte jenes glänzenden Feldzuges einzuzeichnen. FM. Graf Radetzky hatte beschlossen, unmittelbar mit dem Ende der Waffenruhe der feindlichen Armee in der geplanten Offensive zuvorzukommen, den Ticino bei Pavia zu überschreiten, das piemontesische Heer zu durchbrechen und das Gros derselben, von Süden umfassend, in der Richtung auf Vercelli oder Novara zum taktischen Schlage zu zwingen. Am 20. März 1849 überschritt die österreichische Armee bei Pavia den Ticino und eine Stunde später den Gravellone, nachdem die Vorhutdivision Erzherzog A. den Gegner nach kurzem Gefecht zurückgeworfen. Am folgenden Tage gelingt es dem Erzherzog, den weitaus überlegenen Gegner zu schlagen und zwei Divisionen zum Rückzuge in getrennte Richtungen zu zwingen; am 23. März aber, in der Schlacht von Novara, in welcher er sich von 11 Uhr Vorm. bis 6 Uhr Nachm. gegen sechsfache Uebermacht hält, ohne einen Fuß breit zu weichen, bis das von Vercelli anrückende 4. Corps entlastend in den Kampf eingreift, bereitet er die siegreiche Entscheidung vor. „Die Verdienste des FZM. d'Aspre", so berichtet Radetzky hierüber, „des FML. Grafen Thurn, deren Corps in erster Linie fochten, verdienen die höchste Anerkennung; FZM. Baron d'Aspre besonders hat seinen früheren Lorbeeren nun auch diese neuen hinzugefügt. Gleich nach ihm kommt das Verdienst Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs A., dieses erlauchten Herrn, der, um seine Leistungen vor dem Feinde erst zu prüfen, sich freiwillig von Sr. Majestät das Commando einer Division erbeten hatte, obwol Höchstderselbe schon früher Commandirender gewesen. Derselbe bewies an diesem heißen Tage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und wich nicht einen Schritt aus seiner sehr gefährdeten Stellung zurück. Nur Gerechtigkeit wäre es, diesen Prinzen des Hauses mit dem Theresienorden zu schmücken." Und in dem Zeugnisse, welches der Feldmarschall dem Erzherzoge über dessen Verhalten gab, kommen folgende dasselbe klar und scharf charakterisirende Sätze vor: „Zweimal im Laufe des letzten Feldzuges haben S. kais. Hoheit sich die gerechtesten Ansprüche auf den Maria-Theresien-Orden erworben, und zwar in dem sehr rühmlichen Treffen bei Mortara, sowie in der Schlacht von Novara. Der Herzog hat an beiden Tagen die Talente eines einsichtsvollen Generals und den Muth eines tapferen Soldaten entwickelt. Ich unterfertige dieses Zeugniß mit der Zuversicht, daß er eine Zierde des Maria-Theresien-Ordens sein wird". Der Kaiser verlieh dem Erzherzoge zuerst das neugestiftete Militär-Verdienst-Kreuz und dann auf Grund des angeführten Zeugnisses Radetzky's und der Ordensstatuten das Commandeurkreuz des höchsten militärischen Ordens. Nach einer kurzen Verwendung als Gouverneur der Bundesfestung Mainz wurde Erzherzog A. im J. 1850 zum General der Cavallerie und commandirenden General in Böhmen, am 12. September 1851 zum Militär- und Civilgouverneur von Ungarn ernannt. Neun Jahre lang blieb Erzherzog A. auf diesem ebenso schwierigen als wichtigen Posten, und was er während dieser Zeit für dieses Land gethan, das erkannten selbst jene Ungarn dankbar an, welche eine Aenderung des Regierungssystems aus staatlichen Gründen für wünschenswerth hielten. „Von den wohlwollendsten Grundsätzen für alle ohne Unterschied beseelt", so sagt Duncker, „erstrebte der Erzherzog den

Aufschwung und die Beruhigung des Landes. In einer der schwierigsten Epochen auf sein hohes Amt berufen, hat er in treuer Pflichterfüllung und väterlicher Fürsorge die Entwicklung und die Wohlfahrt des ihm anvertrauten Landes in jeder Beziehung angebahnt und zu fördern gewußt. Unvergessen soll dabei die hohe Frau bleiben, welche an des Gatten Seite wirkte, seine Gemahlin Erzherzogin Hildegard. Unermüdlich in den anstrengenden Pflichten der Repräsentation eines fürstlichen Hofhaltes, war sie es ebenso im Wohlthun und in dem humanen Wirken echtester Weiblichkeit. Zahlreiche Beweise wahrer Anhänglichkeit und treuer Hingebung der Bevölkerung kamen dem Erzherzoge bei seinem Scheiden aus Ungarn aus allen Gesellschaftsschichten zu und mußten in seinem Innern das Bewußtsein kräftigen, während seiner Thätigkeit als Generalgouverneur nur das Wohl des Königreichs ins Auge gefaßt und manches gesäet zu haben, dessen Ernte einer späteren Generation zugute kommen sollte." Noch bevor der Erzherzog aus dieser Stellung abberufen wurde, war er, 1859, nach Berlin gesandt worden, um bei dem bevorstehenden Kriege Preußen für eine Action des deutschen Bundes gegen Frankreich zu gewinnen, doch scheiterten seine Bemühungen. Am 19. April 1860 auf eigene Bitte von seinem Gouverneurposten in Ungarn enthoben, wurde Erzherzog A. im Sommer desselben Jahres mit der Inspicirung der Truppen in verschiedenen Gebieten der Monarchie betraut und am 20. October zum Commandanten des 8. Armeecorps in Vicenza ernannt. Er sollte, als bei der fortschreitenden Annectirung der italienischen Staaten durch Piemont abermals der Ausbruch eines Krieges drohte, als Nachfolger Radetzky's an die Spitze der Armee in Italien treten. Am 4. April 1863 erfolgte seine Ernennung zum Feldmarschall, zum Inspector der Armee und zum Vorsitzenden der Commission für die Reorganisation des Heeres. Der am 2. April 1864 erfolgte Tod seiner Gemahlin wirkte erschütternd auf den Erzherzog, dessen Familienkreis noch enger wurde, nachdem einige Monate später seine Tochter, Erzherzogin Maria Theresia, den Herzog Philipp von Württemberg geheirathet hatte, und ihm nur noch eine Tochter, Erzherzogin Mathilde, geblieben war. Den einzigen Sohn hatte er schon am 19. Juli 1848 in zartem Kindesalter verloren. Als im Frühjahr 1866 der Ausbruch des Doppelkrieges gegen Preußen und Italien unvermeidlich erschien, wurde Erzherzog A. zum Commandanten der Südarmee bestimmt. Deren Aufgabe konnte einem dreimal überlegenen Gegner gegenüber wol nur darin erkannt werden, den Besitz von Venetien, gestützt auf das Festungsviereck, mit Vermeidung eines ernsten Echecs so lange als irgend möglich sicherzustellen. Die Art, wie der Erzherzog diese Aufgabe auffaßte und durchführte, gehört wol zu den lehrreichsten und bewunderungswürdigsten der Kriegsgeschichte. Schon in seinem Mémoire vom 3. Juni legte der Erzherzog seine Lage mit durchsichtiger Klarheit dar und „spricht mit voller Bestimmtheit die Absicht aus, im Falle, als die Trennung der feindlichen Armeegruppen fortdauert, aus einer zwischen Lonigo und Montagnana, an der mittleren Etsch zu nehmenden Centralstellung, den ihm zunächst eine Blöße bietenden Gegner anzugreifen. Ja die Erkenntniß der Gefahren, die im Gegenfalle durch ein Einkeilen zwischen beide feindlichen Kräftegruppen für die Operationsfreiheit und die Verbindungen der Armee entstehen mußten, war eine so klare, und die Absicht, unter allen Umständen sich die Initiative zu wahren eine so bestimmte, daß der Erzherzog, wie heute unzweifelhaft feststeht, entschlossen war, die unter dem speciellen Befehl des Königs stehende Armeegruppe selbst dann anzufallen, wenn er zu diesem Zwecke den Mincio überschreiten mußte." So kühn und kraftvoll dieser Plan entworfen war, so consequent und energisch wurde er durchgeführt. Am 13. und 14. Juni war die Versammlung der mobilen Armee an der mittleren Etsch derart vollzogen, daß sie mittels zweier forcirter Märsche nach

jeder Richtung an den Gegner gebracht werden konnte, und die hierdurch herbeigeführte Täuschung war eine vollkommene, denn Cialdini hielt sich für bedroht und forderte La Marmora auf, statt, wie vereinbart gewesen, gleichzeitig, um drei Tage vor ihm die Grenze zu überschreiten. Noch nach der am 20. Juni erfolgten Kriegserklärung beließ der Erzherzog, um die Täuschung zu vollenden, die Armee noch einen vollen Tag bei Lonigo hinter der Etsch, rückte dann in zwei starken Märschen auf Verona und stand am 23. Juni mit derselben um mehr als 50 km weiter nördlich als der Gegner annahm. Für den nunmehr bevorstehenden tactischen Schlag hatte der Erzherzog Alles herangezogen, was er an anderer Stelle entbehren konnte; aber eine Willenskraft, wie der Erzherzog sie hier bethätigte, indem er einer Armee von 90 000 Mann am Po ein Jägerbataillon und ein Cavallerieregiment gegenüber beläßt, steht, wie ein deutscher Schriftsteller hervorhebt, in der Kriegsgeschichte überhaupt einzig da. Der Gegner hatte inzwischen am Morgen des 23. den Mincio in breiter Front zwischen Goito und Monzambano überschritten. Noch am Abende dieses Tages wird durch Vorschiebung der Reservedivision und des 5. Corps nach Sandra und Sona im Hügellande fester Fuß gefaßt und jene Staffelformation angenommen, die es am 24. gestattet, den überflügelnden Vormarsch an den Mincio ebensowohl fortzusetzen, als in jedem Momente dieser Bewegung eine Frontveränderung nach links auszuführen und mit der tactisch vereinigten Armee den linken feindlichen Flügel anzufallen. Für die Sicherheit der Operation war durch die Befestigung von Pastrengo und den Bau von drei Brücken bei Pescantina und Ponton vorgesorgt. Für die nunmehr unmittelbar bevorstehende Schlacht werden sowohl mündlich wie schriftlich die Anordnungen mit aller Sorgfalt getroffen, der Aufmarsch und die ersten Aufgaben der Corps fest umgrenzt. Das Schwergewicht wird anfangs auf die Erreichung und Festhaltung von Sommacampagna und des Plateau von Berettara gelegt, das den Pivot der Linksschwenkung bilden soll; hier sollen anfangs das 7. und 9. Corps bereitstehen, nach Maßgabe aber als der Druck des 5. Corps und der Reservedivision in der Richtung auf den Monte Vento und Monzambano zu einer Entlastung des linken Flügels führt, soll die Hauptkraft, die beiden Reservebrigaden des 7. Corps, dem rechten Flügel genähert und durch deren Eingreifen und die Einwirkung gegen die Verbindungen des Gegners der Erfolg zu einem entscheidenden gestaltet werden. Dieser Grundgedanke der Schlacht — so sagte der verstorbene österreichische General v. Mathes, dessen geistvollen Auseinandersetzungen in seiner am 29. November 1895 gehaltenen „Gedenkrede“ wir hier folgen — tritt aus allen Dispositionen und speciell aus dem Auftrage an die Reservedivision, auf Monzambano zu wirken, so scharf hervor, daß er über jedem Zweifel steht. Man kann eben eine Thür nicht schließen, bevor sie fest in den Angeln liegt. Der Angelpunkt war aber vorerst in der Gegend von Sommacampagna und auf dem Plateau von Berettara. In der Durchführung der Schlacht wurde der Erzherzog allerdings veranlaßt, über die Armeereserve in anderer Richtung zu verfügen; aber darin liegt ja der Hauptvorzug dieser Schlachtenführung, daß sie die Elasticität besaß, das Nothwendige und Zweckmäßige mit sicherem Blicke zu erkennen und zeitgerecht anzuordnen. Denn so mühelos und leicht wurde dem überlegenen, tapferen Gegner gegenüber der Erfolg auch hier nicht errungen. Es gab auch in dieser Schlacht eine Schlachtenkrisis. Als um die Mittagstunde der von der Cavallerie und durch ihre denkwürdigen Angriffe erzielte tactische und ungleich größere operative Erfolg noch nicht voll ermessen werden konnte, die Gefechtskraft des 9. Corps und einer Brigade des 7. Corps, sowie eines beträchtlichen Theiles der Reservedivision wesentliche Einbuße erlitten hatte und

auch die Fortschritte des 5. Corps vorübergehend ins Stocken geriethen, da wurde die Standhaftigkeit, Ausdauer und Siegeszuversicht des Armeecommandanten auf eine harte Probe gestellt. Sie hatte indessen ebenso schwere und härtere Proben bereits bestanden. Mit dem Feingefühle des Feldherrn wählt und erkennt der Erzherzog den Moment und den Ort, um, nachdem der Monte Vento durch die Brigade Piret erstürmt worden war, unter Vereinigung aller bisher noch intacten Truppen die Entscheidung zu suchen, welche durch das Zusammenwirken der Brigade Möring des 5. Corps, dann der beiden Brigaden Töply und Welsersheimb des 7. Corps unter FML. Maroicic gegen Custoza nach 5 Uhr Nachmittags erzielt wird und zu einem vollen Erfolge führt. Die Bedeutung der Schlacht von Custoza in ihren weitreichenden Folgen ist anfangs nicht durchaus erkannt worden. Der Jubel, den die erste Nachricht in der Monarchie hervorrief, verstummte bald, als die Kunde von der Niederlage der Nordarmee eintraf und Neid und Mißgunst, die auch der edle Marschall oft genug erfahren, wichtigthuerische Ignoranz und sensationslüsterner Unverstand haben seinen hart errungenen Lorbeerkranz zu zerpflücken gesucht. Erst als die Zeit Licht brachte in das Wirrsal der aufgeregten Meinungen, als man unbefangeneren Blickes die Geschichte jenes Zeitraums prüfen konnte, trat das Verdienst des Erzherzogs leuchtender hervor und wie heute, trotz einzelner entgegengesetzter dilettantischer Versuche, das Urtheil aller Berufenen dahin geht, daß die Kriegsgeschichte nur wenige Beispiele zählt, die „im Hinblicke auf das beiderseitige Kraftverhältniß an Kühnheit der Conception, an Consequenz und Energie der Durchführung an den Feldzug von Custoza heranreichen“, so erkennt man jetzt auch die welthistorische Bedeutung dieses Sieges.

„Am Abend des 24. Juni“, so schreibt ein hervorragender General und Militärschriftsteller (FZM. Freih. v. Waldstätten, Strategische Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Feldzug in Italien 1866. Wien 1895) „schien im Hauptquartier der Süd-Armee der Erfolg der Schlacht nicht weit über die erzwungene Räumung des Kampfplatzes hinauszugehen. Die Höhe der Verluste der im Kampfe gestandenen italienischen Truppen war immerhin beträchtlich, doch erreichte sie nicht jene Ziffern, welche Katastrophen bezeichnen. Die Streitfähigkeit der Mincio-Armee war also zwar erschüttert, aber keineswegs vollständig gebrochen. Den empfindlicheren Stoß hatten vielmehr die moralischen Kräfte erlitten, welche sich dem Auge des Gegners entzogen. Durch den Verlust der Schlacht wurde die italienische Heeresleitung zu dem Entschlusse gedrängt, die Mincio-Armee hinter den Oglio und dann hinter den Po zurückzuführen. Der Rückzug vollzog sich zwar nicht in diesem Umfange, aber die Absicht dazu bestand. Die Süd-Armee hatte also durch den Sieg in der Schlacht die Mincio-Armee vollständig abgestoßen und war dadurch in der Lage, jetzt unbeirrt ein anderes Ziel zu verfolgen. Der zweite größere Erfolg der Schlacht bestand darin, daß auch die Po-Armee, welche ja am Kampfe nicht theilgenommen hatte, durch die Niederlage der Mincio-Armee mitgerissen wurde. Das, was der Erzherzog-Feldmarschall nur durch einen neuen gewagten Kampf zu erringen hoffte, war ohne ein solches Opfer gewonnen. Den italienischen Heerführern leuchtete es nun ein, daß die große strategische Umfassung, welche sie — nicht ungerechtfertigt — geplant hatten, um die entscheidendsten Erfolge zu erzielen, durch die Schlacht von Custoza gescheitert sei, also doch ein Fehler war, daß also jetzt der sichere Weg, der in der Vereinigung der Kräfte lag, betreten werden müsse. Wenn ein Feldherr in der schlimmsten Lage das Aeußerste wagt und nicht durchdringt, so wird vielleicht seine Kühnheit bewundert, aber sein Mißgeschick erklärlich gefunden. Wird jedoch wie hier eine numerisch bedeutend stärkere Armee, welche also die Vorbedingung des Erfolges in sich trägt, von der numerisch

schwächeren Armee aus dem Felde geschlagen, dann wird das Mißgeschick wohl doppelt empfunden, weil nur die Unterlegenheit der Führung und die Tapferkeit der braven Truppen den Unterschied der Zahl ausgleichen konnten. Die Schlacht brachte als weiteren Erfolg einen Aufschub der Operationen von vollen vierzehn Tagen. Erst am 8. Juli nahm die italienische Armee ihre Operationen wieder auf. Jene vierzehn Tage waren für die österreichische Armee ein Zeitgewinn von höchster Bedeutung, denn hierdurch wurde es möglich, 50 000 Mann aus Venetien nach Wien zu versetzen. Und diese zwei Corps gaben den vollen Ersatz für alle Verluste, welche die Nord-Armee bis dahin erlitten hatte, und sie fielen dann auch gewiß in die Wagschale bei den Unterhandlungen, welche nun schon in Nicolsburg geführt wurden. Jene vierzehn Tage kamen auch der österreichischen Flotte zu gute, denn wäre Triest von der italienischen Armee früher genommen worden, dann war auch kein Grund mehr, den Kampf zur See zu suchen und der Sieg bei Lissa wäre nicht erkämpft worden. Ganz anders erscheint der Werth des Sieges von Custoza, wenn man sich zu vergegenwärtigen suchte, von welchen traurigen Folgen der Verlust dieser Schlacht für Oesterreich gewesen wäre. Waren die Italiener bei Custoza siegreich, so hätte aller Wahrscheinlichkeit nach am 3. Juli — dem Schlachttage von Königgrätz — eine italienische Armee den Tagliamento überschritten und zur Zeit des Waffenstillstandes hätte sich ganz Süd-Tirol, Görz, Triest und Istrien möglicherweise in italienischem Besitze befunden. Wie hätten unter solchen Umständen die Friedensbedingungen gelautet? Venetien wäre den Italienern auch ohne Krieg zugefallen, das ist jetzt bekannt; sie trachteten also durch den Krieg mehr zu erlangen. Die Alpengrenze in Tirol, die Besitznahme der ganzen Küste mit Istrien, vielleicht sogar Dalmatien — die Verdrängung Oesterreichs vom Meer, die Vernichtung oder Auslieferung der Flotte, das waren etwa die hohen Ziele, welche Italien sich gesteckt. Als der Erzherzog-Feldmarschall am 24. Juni um 3 Uhr nachmittags seine letzten Reserven nicht etwa dazu verwendete, um den Rückzug zu decken, sondern ihnen befahl, ihre äußerste Kraft daran zu setzen, um den Sieg zu erringen, hat er mit diesem Befehl auch die österreichische Großmachtstellung gerettet und sich selbst das Großkreuz des Maria-Theresienordens erworben. Das ist der welthistorische Erfolg dieser Schlacht!" . . . .

Die Absicht, nach dem Siege bei Custoza die italienische Armee unter Cialdini am Po anzugreifen, mußte der Erzherzog nach der Niederlage der Nord-Armee aufgeben und den größten Theil seiner Truppen an die Donau dirigiren, um einen Uebergang der feindlichen Armee über den Strom zu verhindern. Am 10. Juli wurde er zum Obercommandanten der gesammten operirenden Armee ernannt, doch trat diese infolge des am 26. Juli zu Nicolsburg abgeschlossenen Friedens nicht mehr in Action. Nach dem Kriege wirkte der Erzherzog als Armee-Obercommandant, 15. September 1866, dann seit 15. Januar 1868 als Armee-Commandant, endlich als General-Inspector des k. und k. Heeres (seit 24. März 1869) und was er hinsichtlich des Ausbaues der Organisation und für die Ausbildung des Heeres gethan hat, übertrifft fast seine Leistungen als Heerführer und Armee-Commandant. Er knüpfte zwar an die Vergangenheit an, aber er vergaß nie die Forderungen der Gegenwart und Zukunft und wenn ihm seine Gegner dennoch zuschrieben, daß er, den Neuerungen abhold, sich manchen Aenderungen entgegengestellt habe, so ist dies auf die Periode nach 1866 zurückzuführen, wo nach Eintritt der „Intelligenz-Aera" eine reine Umsturzmanie im Heere waltete und Neuerungen zeitigte, die man heute als grobe Fehlgriffe erkennt. Erzherzog A. ließ der Tradition, in klarer Erkenntniß ihres Werthes, ihr Recht, aber nicht minder Recht dem drängenden Fortschrittsgeiste und war jeder Reform zugänglich, wenn er sie nur als zielförderlich und

praktisch anwendbar zu erachten vermochte. Das Ziel, dem er beharrlich und unter allen Frictionen zustrebte, war die Kriegstüchtigkeit des Heeres, und die von ihm wahrhaft genial geleiteten Manöver sind stets eine wahre Schule für den Krieg gewesen. In diese Periode fallen auch verschiedene schriftstellerische Arbeiten des Erzherzogs, von welchen nachstehende erwähnt werden mögen: „Wie soll Oesterreichs Heer organisirt sein?“ (1868), „Gedanken über den militärischen Geist“ (1869 erschienen und wiederholt in das Französische übersetzt), „Ueber die höhere Leitung im Kriege“, „Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege“ (1870 erschienen und in das Französische und Englische übersetzt), „Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie“, „Kritische Betrachtungen über den Feldzug 1866 in Italien“; dann an dienstlichen Schriften: „Instruction für die Generalität und höheren Officiere der k. k. Armee in Italien“ und die 1870 erschienene „Instruction für die praktischen Uebungen der Truppen“. Die Fürsorge des Erzherzogs für die Armee verdoppelte sich förmlich, je einsamer es nach und nach um ihn her wurde, je häufiger der Tod Lücken riß in sein ehemals so glückliches Heim. Schon im J. 1867 war seine Tochter, Erzherzogin Mathilde, furchtbaren Brandwunden erlegen, im J. 1874 starb auch sein Bruder, Erzherzog Karl Ferdinand. A. suchte und fand Trost in rastloser Arbeit, aber auch in wahrhaft fürstlichem Wohlthun; eine Menge von Stiftungen für Officiere, Officierstöchter und Regimenter tragen seinen Namen und unzählbar sind die Acte der Wohlthätigkeit, welche er übte, welche sich auf alle Schichten der Bevölkerung vertheilten und von denen selten genug die Oeffentlichkeit erfuhr. Auch auf volkswirthschaftlichem Gebiete nahm der Erzherzog als einer der ersten Großgrundbesitzer und Großindustriellen der Monarchie eine hervorragende Stellung ein und neben seiner militärischen Thätigkeit widmete er der Bewirthschaftung seines ausgedehnten Grundbesitzes und dem Betriebe seiner großen Industriewerke die vollste Aufmerksamkeit. Weit berühmt ist auch seine unter dem Namen „Albertina“ bekannte Sammlung von Stichen und Handzeichnungen, die er unausgesetzt durch neue Erwerbungen vermehren ließ und die er Kunstforschern und Kunstsammlern in liberalster Weise zugänglich machte. Das letzte Lebensjahr des Erzherzogs war durch tiefen Kummer getrübt. Am 29. Juli 1894 fand sein Bruder, Erzherzog Wilhelm, durch einen Sturz mit dem Pferde einen plötzlichen Tod. Seit dieser Katastrophe hat Erzherzog A. sich seelisch und körperlich nicht mehr zu erholen vermocht. Zwar schien es, als sollte seine kräftige Constitution während seines Aufenthaltes in Arco, Herbst und Winter 1895, wieder siegen, da bereitete der Tod seines Neffen, des Königs Franz von Neapel, 27. December 1894, neue Aufregung und eine Erkältung, die sich der Erzherzog bei der Uebertragung der Leiche des Königs zugezogen, warf ihn auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Am 18. Februar 1895 entschlief er. Seiner Leiche wurden königliche Ehren erwiesen, sein Kaiser und des deutschen Reichs Kaiser, nebst Vertretern aller Mächte begleiteten sie in die Gruft seiner Väter, die Theilnahme Aller, die Sinn und Verständniß für Menschengröße haben, folgte ihr. „Es geht ein großer Zug durch die ganze Lebensführung des Erzherzogs; sie zeigt Idealität bei realer Ausreifung, Einheit in Willen und That, vollen Einklang der leitenden Grundsätze und der aus ihnen hervortretenden Handlungsweise. Seinem Kaiser und Herrn ein treuer und freimüthiger Berather, dem Vaterlande innig ergeben, dem Heere ein leuchtendes Vorbild, gehoben durch wohlverdienten Erfolg, dabei einfach und anspruchslos in fürstlicher Hoheit, mannhaft schon in keimender Jugendreife und mannhaft noch an der Neige seines Lebens, hinterläßt Erzherzog Albrecht einen Namen wahrhaft geschichtlicher Bedeutsamkeit, und mächtiger als die Inschrift auf dem Standbilde, das man ihm gesetzt, mögen wohl seine Thaten und Werke

für ihn zeugen: die Siegesstätten auf Hesperiens blutgedüngtem Boden, die Armee, die er so lange nach des Kaisers Willen leitete und zurückließ erstarkten Leibes und gehobenen Hauptes."

Die einschlägige Litteratur über die Feldzüge 1848/9 und 1866. — Duncker, Feldmarschall Erzherzog Albrecht. Wien und Prag 1897. — Mathes v. Bilabruck, Gedenkrede auf weil. S. k. u. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht. (Organ der milit.-wissensch. Vereine in Wien, 1895, 51. Band.) — Teuber, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, Ein Lebensbild (Wien 1895). — Neue Freie Presse vom 18., 19., 26. und 27. Februar 1895. Oscar Criste.

Albrecht (Friedrich Heinrich Albrecht), Prinz von Preußen, königlich preußischer Generaloberst der Cavallerie, der jüngste Sohn König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, am 4. October 1809 zu Königsberg i. Pr. geboren, war im Frieden in verschiedenen militärischen Stellungen bis zum Divisionscommandeur aufwärts verwendet gewesen, hatte auch schon im J. 1862 gelegentlich einer Reise in den Kaukasus an Kämpfen gegen die Tscherkessen theilgenommen und 1864 den Feldzug gegen Dänemark als Zuschauer im Hauptquartiere der verbündeten Armee mitgemacht, als im J. 1866 der Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich und dessen Verbündete ihm die ersehnte Gelegenheit zu ernsterer soldatischer Thätigkeit brachte. Von dem Grundsatze ausgehend, daß in Kriegszeiten ein jeder Officier ohne Rücksicht auf sein Dienstalter an der von seinem Kriegsherrn ihm angewiesenen Stelle zu dienen habe, und von der Ueberzeugung erfüllt, daß er selbst für höhere Commandos nicht geeignet sei, erbat und erhielt er das Commando des Cavalleriecorps der von seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich Karl, befehligten I. Armee. Die damalige Verwendung der Reiterwaffe, welcher ihr Platz am Ende der Marschcolonne angewiesen war, brachte mit sich, daß das Cavalleriecorps, welchem bis dahin die Theilnahme am Kampfe überhaupt versagt gewesen war, erst am Spätnachmittage des 3. Juli, als die Schlacht von Königgrätz bereits entschieden war, auf der Walstatt anlangte und nicht in ihrer Gesammtheit, sondern nur in kleineren Abtheilungen in das Gefecht eingriff. Die Erlaubniß, den geschlagenen Feind weiter verfolgen zu dürfen, welche er von seinem königlichen Bruder erbat, wurde ihm verweigert (Militär-Wochenblatt, Berlin 1899, Nr. 62). — Ungleich bedeutender war die Rolle, welche dem Prinzen im Kriege gegen Frankreich zufiel, obgleich ihm die Theilnahme an großen Reiterkämpfen nicht vergönnt war. Abermals war er gern bereit gewesen, sich jüngeren Führern unterzuordnen und wiederholt hat er den Weisungen eines Generalmajors gehorcht. An die Spitze der 4. Cavalleriedivision gestellt befand er sich von Beginn des Krieges an stets in unmittelbarer Berührung mit dem Feinde. Bei Weißenburg und bei Wörth blieben freilich die Leistungen der Division hinter den an sie zu machenden Ansprüchen zurück, da die Verfolgung, welche ihr obgelegen hätte, unterlassen wurde. Vorzüglich aber waren ihre Dienste im Aufklärungsdienste beim Vormarsche zur Schlacht von Sedan und später in den Kämpfen an der Loire gegen die neuaufgestellten Truppen der Republik. In den letzten Tagen des Jahres 1870 machte eine heftige Erkrankung, deren Folge die vollständige Erblindung auf einem Auge war, ihrem Führer die längere Theilnahme an den Feindseligkeiten unmöglich. Doch verließ er den Kriegsschauplatz erst, nachdem der Waffenstillstand abgeschlossen war. Aber am 16. Juni 1871, dem Tage des Einzuges der siegreichen Truppen in Berlin, welchem er beiwohnte, traf ihn ein Schlaganfall, dessen Wiederholung er am 14. October 1872 in seinem dortigen Palais an der Wilhelmstraße erlag (Militär-Wochenblatt 1895, Nr. 91/92; auch Sonderabdruck.) Des Prinzen Namen führt für immerwährende Zeiten das Litthauische Dragonerregiment Nr. 1,

dessen Chef er war. Prinz A. war zwei Mal verheirathet. Zuerst mit der Prinzessin Marianne der Niederlande, Tochter König Wilhelm's I., von welcher er am 28. März 1849 geschieden wurde, dann seit 1853 mit einer Tochter des Kriegsministers von Rauch (s. A. D. B. XXVII, 388), welche den Namen Gräfin Hohenau führte. Mit ihr lebte er meist auf der Albrechtsburg bei Dresden. B. v. Poten.

Albrecht: Heinrich Wilhelm Eduard A., Professor der Zahnheilkunde an der Universität zu Berlin, daselbst am 2. September 1823 als Sohn eines Zahnarztes geboren und von 1843 bis 1847 zum Arzt ausgebildet, erlangte hier 1847 die Doctorwürde und beabsichtigte dann in seiner Vaterstadt die medicinische Praxis zu treiben. Durch seinen Jugend- und Studienfreund, den berühmten Augenarzt Albrecht v. Graefe angeregt, wendete er sein Interesse der Zahnheilkunde zu und eröffnete im September 1855 in Berlin die erste Klinik für Zahn- und Mundkrankheiten in Deutschland. Albrecht's Arbeiten, die als Studienergebnisse des Materials der Anstalt erschienen: „Die Krankheiten der Zahnpulpa" (Berlin 1858) und „Die Krankheiten der Wurzelhaut der Zähne" (1860) verschafften seinem Institute einen großen Ruf. 1861 habilitirte sich A. gleichzeitig als Docent für sein Specialfach an der Universität und bewirkte sowohl durch seine wissenschaftliche wie seine praktische Thätigkeit, daß die von ihm vertretene Zahnheilkunde als vollberechtigte, den übrigen Sonderzweigen der Heilkunde ebenbürtige Wissenschaft Anerkennung fand, wozu auch seine berühmte zweibändige „Klinik der Mundkrankheiten" (1862—1872) nicht wenig beigetragen hat. A. wurde 1867 sogar zum außerordentlichen Professor ernannt und 1880 aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums seiner Klinik sehr gefeiert, u. a. auch dadurch, daß ihm zu Ehren ein „Albrecht-Stipendium" gegründet wurde. Infolge einer Infection, die A. nach einer Verletzung im Berufe 1881 erlitt, starb er am 25. Januar 1883.

Hirsch-Gurlt, Biograph. Lexikon I, 95. Pagel.

Albrecht: Karl Martin Paul A. wurde 1851 zu Hamburg geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte nach Absolvirung desselben in Jena, Berlin, Wien und Kiel Medicin, namentlich auch Zoologie, zu welcher ihn eine besondere Neigung hinzog. In Kiel zog er durch seinen Fleiß und seine ungewöhnlichen Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Professors Esmarch auf sich, welcher ihn zu seinem Assistenten ernannte. 1875 promovirte er auf Grund der Schrift: „Beiträge zur Torsionstheorie des Humerus und zur morphologischen Stellung der Patella in der Reihe der Wirbelthiere" und habilitirte sich als Privatdocent an der Universität Kiel. 1878 wurde er als Prosector und Privatdocent nach Königsberg berufen. Nachdem er zum Professor ernannt war, gab er 1883 seine Stellung auf, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können. Von seinen Werken sind namentlich zu erwähnen: „Sur la place morphologique de l'homme dans la série des mammifères" (Rome 1866); „Schemata zur Veranschaulichung Albrecht'scher vergleichend anatomischer Theorie" (Hamburg 1887/88); „Vergleichend anatomische Untersuchungen" 3 Bände (1886/87). Außerdem veröffentlichte A. noch zahlreiche kleinere Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften. Infolge geistiger Umnachtung nahm sich A. am 14. September 1894 das Leben. W. Heß.

Albrecht: J. A. Michael von A., geboren am 26. September 1807 zu Ingolstadt als Sohn eines Wundarztes. Er war eine Zeit lang in der juristischen Praxis thätig, wurde 1834 außerordentlicher Professor in Marburg, 1837 Ordinarius in Erlangen und in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft nach Würzburg berufen, wo er bis zu seinem am 17. Mai 1878 erfolgten Tode thätig gewesen ist. Er vertrat dort hauptsächlich gemeinen deutschen und

bairischen Proceß sowie Kirchenrecht. Besondere Verdienste erwarb er sich in der corporativen Selbstverwaltung der Universität, der er vier Mal als Rector vorstand.

Seine Schriften sind „Die Exceptionen des gem. deutsch. Civ.-Processes“ (Preisschrift! München 1835); „Ueber die Ausbildung des Eventualprincips im gem. Civ.-Processe“ (Marburg 1837); „Ueber das Motiv des Forum contractus“ (Rectoratsprogramm, Würzburg 1845).

Holtzendorffs Rechtslexikon. — Fick, Nachruf in der Festrede zur Feier des 297. Stiftungsfestes 2. Januar 1879. — Zur Erinnerung an Hofrath Dr. J. A. M. v. Albrecht. Nachruf von Risch. v. Savigny.

Albrecht: Wilhelm Eduard A., hervorragender Vertreter der Wissenschaft vom deutschen Recht, wurde als Sprößling einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie zu Elbing am 4. März 1800 geboren. Er begann Ostern 1818 seine juristischen Studien auf der Universität Königsberg; Ostern 1819 wandte er sich nach Göttingen. Hier fühlte er sich besonders von Karl Friedrich Eichhorn angezogen, dem er schon jetzt als Student persönlich näher treten konnte und den er zeitlebens als seinen eigentlichen Meister verehrt hat. Am 1. April 1822 promovirte er unter Hugo's Decanat; dann hielt er sich längere Zeit in Berlin auf, hauptsächlich um Savigny's Vorträge zu hören; in dieser Berliner Zeit wurde der Grund zur Freundschaft mit Homeyer gelegt. Nachdem er darauf seine Lehrjahre mit einer im Sommer 1823 nach Süddeutschland und der Schweiz unternommenen Reise abgeschlossen hatte, habilitirte er sich in der juristischen Facultät seiner Heimathsuniversität; das Königsberger Vorlesungsverzeichniß vom Sommer 1824 enthält seine ersten Ankündigungen: er begann seine Docentenlaufbahn mit Vorträgen über deutsches Privatrecht und Handelsrecht, denen sich im Wintersemester 1824/25 solche über Lehnrecht und über Theorie des Civilprocesses anschlossen. Seine Habilitationsschrift erschien erst in seinem dritten akademischen Semester im Druck; sie führt den Titel „Doctrinae de probationibus secundum ius germanicum medii aevi adumbratio; pars prior“; er vertheidigte sie am 13. Juni 1825. Bald darauf, am 26. August 1825, erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor für deutsches Recht, womit ihm die gesammte Vertretung dieses damals in Königsberg anderweit nicht besetzten Faches zufiel; auch Staatsrecht nahm er schon jetzt in sein Lehrprogramm auf. Dem ersten Theil seiner Habilitationsschrift ließ er 1827 den zweiten folgen und in demselben Jahre (die Vorrede ist vom April 1827 datirt) beendete er sein epochemachendes Hauptwerk: „Die Gewere als Grundlage des älteren deutschen Sachenrechts“ (Königsberg 1828). Auch diesmal fand er schnell die äußere Anerkennung für seine wissenschaftliche Leistung; am 28. Januar 1829 wurde er, von Homeyer dem Ministerium aufs wärmste empfohlen, zum ordentlichen Professor in seiner Facultät ernannt, allerdings unter Belassung seines früheren Gehalts von 300 Thalern.

Somit hatte er in raschestem Aufsteigen mit noch nicht 30 Jahren das Ziel der akademischen Laufbahn erreicht; wenn er gleichwohl in Königsberg nicht völlige Befriedigung fand, so war das in dem allgemeinen Darniederliegen der juristischen Studien dort begründet; kam er infolge der Gleichgültigkeit der Studirenden doch nicht einmal dazu, deutsche Rechtsgeschichte lesen zu können. Da traf es sich denn für ihn äußerst glücklich, daß gerade jetzt ein germanistischer Lehrstuhl frei wurde, und zwar von allen der angesehenste: der Eichhorn's in Göttingen. Eichhorn selbst schlug seinen Schüler zu seinem Nachfolger vor, und so wurde A. am 29. October 1829 zum Ordinarius für Göttingen (als Lehrer des deutschen, Staats- und Kirchenrechtes) ernannt. Ostern 1830 eröffnete er dort seine Thätigkeit und damit begann, wie er selbst stets empfunden hat, die schönste Zeit seines Lebens; Jahre, die durch das hebende Bewußtsein einer

reichen, einfluß- und erfolgreichen Lehrthätigkeit und durch das beglückende Gefühl angenehmster persönlicher Beziehungen ihm in Göttingen, wie er später noch oft erklärt hat, seine eigentliche geistige Heimath schufen. Sie fanden bekanntlich für ihn wie für seine nächsten Freunde ein plötzliches, tragisches Ende durch den Staatsstreich des Königs Ernst August. Als das berüchtigte, das hannöversche Staatsgrundgesetz für unverbindlich erklärende Patent vom 5. Juli 1837 bekannt wurde, da gehörte A. sofort zu denen, die hierin einen Staatsstreich, einen brutalen Rechtsbruch erkannten; er stellte sogleich im Verein mit Dahlmann und Jacob Grimm beim Senat den Antrag, über die Gültigkeit des Patents zu verhandeln. Der Antrag wurde abgelehnt; wie berechtigt er gewesen war, das zeigte sich, als der König sein zweites Patent vom 1. November erließ, in dem er alle königlichen Diener des auf die Verfassung von 1833 geleisteten Eides entband. Unter den berühmten Göttinger Sieben, die von der Noth ihres Gewissens getrieben diesem die Rechtsgrundlagen des Staates zerstörenden Gewaltact des absoluten Königthums mannhaft entgegentraten und damit dem ganzen Volke ein leuchtendes Vorbild unbeugsamer Ueberzeugungstreue wurden, nahm A. von Anfang an eine hervorragende Stellung ein; nicht nur weil er als Lehrer des Staatsrechts die Rechtswidrigkeit der That besonders scharf beurtheilen mußte, sondern mehr noch, weil seine ganze Persönlichkeit gegründet war in unerschütterlicher Achtung vor dem auch sittlich verpflichtenden Rechtsgebot. So steht denn sein Name als zweiter, hinter dem Dahlmann's und vor dem Jacob Grimm's, unter dem von Dahlmann entworfenen Protest, der von den Sieben dem Universitäts-Curatorium übersendet wurde, und so theilte er das Schicksal seiner Genossen, am 11. December 1837 ohne Untersuchung und Recht durch königliches Rescript seines Amts entsetzt zu werden. A. erfuhr bald, wie zündend sein und seiner Genossen Protest überall in Deutschland wirkte. Schon am 21. December ernannte die philosophische Facultät der Universität Königsberg ihn auf Lobeck's Antrag zum Dr. phil. hon. c. und wenn sie auch nicht wagte, in dem Ehrendiplom ausdrücklich den Grund der Auszeichnung zu nennen, so ließ sie doch durch die sofortige Absendung der Urkunde keinen Zweifel über ihre Absicht; und am 27. December ging eine Adresse aus Elbing an ihn ab, um ihm die bewundernde Zustimmung seiner Mitbürger auszudrücken; diese Adresse war es, die den Elbingern den bekannten scharfen Verweis des Ministers des Innern v. Rochow zuzog, dem das geflügelte Wort vom beschränkten Unterthanenverstand seine Entstehung verdankt. Den Sieben mußte daran liegen, daß ihre That, die in kürzester Zeit zu einem europäischen Ereigniß geworden war, in richtigem Sinne, in dem Sinne, in dem sie unternommen war, aufgefaßt wurde. Es war A., der sie vom staatsrechtlichen Standpunkt aus in einer eigenen Schrift zu rechtfertigen unternahm und zwar ausdrücklich im Namen aller Betheiligten: „Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren“ (Leipzig 1838). Sein Name ist auf dem Titel nicht genannt; Dahlmann hat sie herausgegeben, in dem von ihm verfaßten kurzen, vom Censor übrigens arg verstümmelten Vorwort aber A. ausdrücklich als Verfasser bezeichnet. Die Schrift geht, wie Dahlmann sagt, „den graden Weg rechtlicher Erörterung, unter geflissentlicher Vermeidung aller der Verhältnisse, die, so schwer sie dem Menschen wiegen, doch in der Wagschale rechtlicher Entscheidung keinen Ausschlag geben“. Ihre Absicht ist vor allem darauf gerichtet, die Handlung vor dem Vorwurf eines revolutionären Schrittes zu vertheidigen; zu dem Zweck widerlegt A. die der Protestation selbst und die der Veröffentlichung der Protestation gemachten Vorwürfe der Gesetzwidrigkeit und zeigt, daß vielmehr die Entlassung ein widerrechtlicher Act gewesen sei, weder nach den hannöverschen Gesetzen noch nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 zu rechtfertigen.

A. schlug mit voller Absichtlichkeit den fast gleichgültigen Ton kühlster juristischer Deduction an, „den ruhigen Ton eines Beurtheilers, der bei der Sache gar nicht interessirt ist", wie er selbst an Dahlmann schrieb. Damit erreichte er freilich, daß die Abhandlung selbst, wenn auch in Hannover verboten, so doch von der Censur gänzlich unbehelligt gelassen wurde; aber er schwächte damit doch unzweifelhaft ihre allgemeine Wirkung; auch schriftstellerisch steht sie hinter den Flugschriften zurück, die drei andere der Sieben im eigenen Namen veröffentlichten: Dahlmann's „zur Verständigung", Ewald's „Worte für Freunde und Verständige" und Jacob Grimm's „über seine Entlassung". Albrecht's Sätze lassen auch nicht einen Hauch von jener tiefen Leidenschaft verspüren, die jeden Leser der Grimm'schen Schrift noch heute ergreift; auch Dahlmann's im wesentlichen gleichfalls staatsrechtliche Erörterungen sind bei weitem persönlicher und wirkungsvoller; die wuchtigen Worte, mit denen Dahlmann vom Eid auf die Verfassung spricht, den der einzelne nicht bloß dem Könige, sondern dem Staate geschworen habe, finden bei A. nicht entfernt ihres Gleichen. Kein Wunder, daß Dahlmann mit dem Ton der Albrecht'schen Schrift nicht völlig einverstanden war.

Das schwerste Schicksal, die Verbannung, hatte nur Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus getroffen; aber auch die übrigen konnten an ein Bleiben in Hannover nicht denken. Dahlmann hatte in Leipzig, wo der Göttinger Verein begründet worden war, gastliche Aufnahme und vom sächsischen Ministerium Duldung gefunden; auf seine Veranlassung wandte sich auch A. im Frühjahr 1838 dorthin. Das Ministerium gestattete ihm, als Privatdocent Vorlesungen zu halten; unter sehr großem Andrang, mit lauten Hochrufen begrüßt, begann er zu lesen; zunächst im Sommersemester 1838 trug er Privatrecht vor, dann hielt er auch seine Vorlesungen über Staats-, Kirchenrecht und Rechtsgeschichte und fand sich bald völlig befriedigt von seiner Thätigkeit. Einen Ruf nach Basel lehnte er 1838 ab; schwerer wurde es ihm, den seit 1839 von Berlin aus gemachten Anstrengungen zu widerstehen, zumal er sich im Früjahr 1840 mit einer Berlinerin, einer Tochter des Professors Ideler verheirathete. Als aber einer 1839 zum ersten Mal gewährten Remuneration am 21. October 1840 die Ernennung zum ordentlichen Professor des deutschen Rechts an der Leipziger Universität gefolgt war, siegte schließlich das dankbare Gefühl für den Staat, der ihn nach seiner Absetzung gastfrei aufgenommen hatte, und er blieb von nun an Leipzig für immer treu; selbst einen Ruf nach Göttingen, der ihn 1848 traf und der ihm mehr Schwanken verursachte als ein gleichzeitiger nach Gießen und ein früherer (1842) nach Heidelberg, konnte ihn nicht zu einem erneuten Wechsel bewegen. Er las in Leipzig wie in Göttingen über Privatrecht, Handelsrecht, Kirchenrecht, Staatsrecht; die Vorlesungen über Staatsrecht waren auch hier seine berühmtesten und besuchtesten.

Noch zwei Mal wurde seine in gleichmäßigster Pflichterfüllung ausgeübte Docententhätigkeit durch die Theilnahme an den öffentlichen Ereignissen unterbrochen. Zuerst im J. 1848. Es war erklärlich, daß, als es die ersehnte Neuschöpfung eines staatsrechtlich geeinten Vaterlandes vorzubereiten galt, A., der einstige Vorkämpfer politischer Freiheit, nicht gemißt werden konnte. Freilich wurde es ihm schwer genug, die wissenschaftliche Thätigkeit mit der staatsmännischen zu vertauschen; aber wenn auch mit vielen Bedenken nahm er doch den ihm vom Großherzog von Oldenburg (als Lehrer des Erbgroßherzogs war er ihm näher bekannt geworden) angebotenen Antrag an, an den Berathungen des vom Bundesrath für die Verfassungsrevision vorgeschlagenen Ausschusses theilzunehmen und als Vertreter der fünfzehnten Stimme des Bundesraths, d. h. von Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg, nach Frankfurt zu gehen. Hier traf

er mit dem alten politischen Kampfgenossen Dahlmann zusammen und schloß sich ihm wieder auf das engste an; sie wohnten beide im Römischen Kaiser, und als Dahlmann im Auftrag des Siebzehnerausschusses den „Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes“ ausarbeitete, jenen berühmten ersten Vorläufer unserer Reichsverfassung, war A. sein treuer Helfer; ihm fiel es wohl hauptsächlich zu, Dahlmann's und seiner Freunde politische Gedanken juristisch zu formuliren. Dann wurde er auch als Abgeordneter in die Nationalversammlung gewählt und zwar als Vertreter des elften hannöverschen Wahlbezirks für Harburg. Aber das parlamentarische Leben war, wie er bald einsah, für ihn durchaus unbefriedigend. Um als Redner sich geltend zu machen, fehlten ihm die physischen Mittel; um in der stilleren Thätigkeit der Commissionen eine Einwirkung zu versuchen, hätte er weniger von der Erfolglosigkeit alles Bemühens überzeugt sein müssen; er war zu kritisch, zu kühl, um sich unklaren Hoffnungen hinzugeben; er war zu leidenschaftslos, um an dem Kampf als solchem, an dem Aussprechen und Durchfechten persönlicher Ueberzeugungen ein Genüge zu finden. So legte er denn schon am 17. August 1848 sein Mandat nieder und kehrte nach einem Erholungsaufenthalt in Kissingen zu seiner akademischen Thätigkeit zurück.

Ihre letzte noch kürzere Unterbrechung fand diese im J. 1850. Aehnlich wie 1837 die hannöversche Regierung unternahm in diesem Jahre die sächsische einen Rechtsbruch: sie hob das Staatsgrundgesetz von 1848 auf, stellte die alte Verfassung von 1831 wieder her und berief die Kammern in der alten Gestalt. A. hätte seine Vergangenheit verleugnen müssen, wenn er nicht dagegen aufgetreten wäre. Er that es in der ihm möglichen Form, indem er im Senat beantragte, keinen Deputirten in den Landtag zu wählen. Sein Antrag wurde diesmal angenommen; von der Regierung trug er ihm nach Beendigung eines Disciplinarverfahrens einen Verweis ein. Im übrigen aber hatte die Angelegenheit für ihn keine Folge. Von nun an floß sein Leben in ungestörter Gleichförmigkeit dahin. Im J. 1866 starb seine Frau; dies Ereigniß bestimmte den schon seit lange kränklichen Mann, seinen Rücktrittsgedanken, die ihn seit Jahren nicht mehr losließen, Folge zu geben; er bat um seine Entlassung und erhielt sie am 1. April 1868; ausdrücklich wurde ihm das Recht zugesprochen, weiter lesen zu können. Er motivirte der Facultät seinen Schritt damit, daß er ein steigendes Ermatten seines inneren Dranges zum Katheder habe wahrnehmen müssen, das ihn das gelockerte Band nun gänzlich zu lösen nöthige; in einem späteren Briefe an Stobbe sprach er aus, daß er die Freude und Lust am Dociren verloren hatte. Nur einmal noch im Wintersemester 1871/72 hat er in Vertretung des ihm in letzter Zeit eng befreundeten Germanisten Gerber, als dieser sächsischer Cultusminister geworden war, eine Vorlesung gehalten. Auch die 1869 erfolgte Ernennung zum lebenslänglichen Mitglied der ersten sächsischen Kammer entzog ihn nur kurz seiner Einsamkeit: nur im Winter 1869/70 hielt er sich in Dresden auf, nur ein einziges Mal ergriff er das Wort. Er genoß die beschauliche Muße dieser letzten Jahre „nicht ohne einen gewissen geistigen Epikureismus“, wie Stobbe sagt; mit regem Eifer verfolgte er alle Erscheinungen der Fachlitteratur, gern auch schöpfte er aus anderen Gebieten des Denkens und Dichtens Anregung, bis zuletzt erfreute und erfrischte er sich an der geliebten Musik; noch wenige Stunden vor seinem Tode erging er sich phantasirend auf dem Klavier. Der Lichtpunkt seines Alters war sein 50jähriges Doctorjubiläum, das er am 1. April 1872 unter allgemeiner Theilnahme feierte. Ein sanfter Tod ohne vorhergehende Krankheit machte am 22. Mai 1876 seinem Leben ein Ende; da er kinderlos geblieben war, hatte er die Universität Leipzig zur Erbin seines bedeutenden Vermögens eingesetzt, reiche Vermächtnisse zu wohlthätigen Zwecken angeordnet.

Albrecht's Ruhm ist durch die Schrift über die Gewere begründet worden; als Verfasser dieses Werkes wird er eine dauernde Stellung in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft einnehmen. Es war die erste umfassende Monographie, die die von Eichhorn begründete Schule der neueren Germanistik hervorbrachte, eine Monographie, die eins der schwierigsten Capitel des deutschen Privatrechts zu lösen unternahm und ihre Aufgabe in einer im Verhältniß zum damaligen Stande der Wissenschaft und zur Jugend des Verfassers geradezu erstaunlichen Meisterschaft behandelte. A. war eine durch und durch dogmatische Natur; wenn Eichhorn als bahnbrechender Führer sich damit begnügt hatte, die neu erschlossenen Gebiete zugänglich, ihren Hauptzügen nach verständlich zu machen, so befriedigte das A. nicht: er war, wie Maurer sagt, von dem künstlerischen Streben nach scharf formulirten und zugleich alles Detail der Erscheinungen nachweisbar beherrschenden Grundbegriffen durchdrungen. So hatte er schon in seiner Habilitationsschrift eine fest umgrenzte Theorie der mittelalterlichen Regelung der Beweislast an der Hand der Quellen auszuführen versucht; so galt es ihm jetzt den Nachweis zu erbringen, daß das mittelalterliche deutsche Recht in seiner Gewere einen einheitlichen und durchaus eigenthümlichen Begriff ausgebildet habe, der den Schlüssel für sein gesammtes Sachenrecht liefere, einen Begriff, der es vom römischen Recht völlig unterscheide. Eine eindringende Untersuchung aller Fälle, in denen die Quellen der Rechtsbücherzeit von Gewere sprechen, führte ihn zu der Annahme, daß überall mit dem Ausdruck Gewere das Recht zur Vertretung der Sache bezeichnet werde; Gewere sei dasjenige, was einem Verhältnisse der Person zur Sache dingliche Wirksamkeit, d. h. eine dingliche Klage, oder Sicherheit gegen die dingliche Klage eines Anderen gebe. Darum gibt es einmal eine Gewere, die mit dem factischen Innehaben der Sache verbunden ist; darum aber kann auch demjenigen, der nicht besitzt, Gewere, die von A. sogenannte juristische Gewere, zugeschrieben werden: factische und juristische Gewere finden in der Idee der Vertretung der Sache vor Gericht ihren Vereinigungspunkt. Auf dieser Grundlage, die die begrifflichen Auseinandersetzungen des ersten allgemeinen Theiles herzustellen bestimmt sind, wird in dem zweiten besonderen Theile, in dem die Frage gestellt wird: wem kommt die Gewere zu? das gesammte Sachenrecht einer eindringenden Musterung unterzogen: Pfandrecht, Rentenkauf, Erbvertrag, Leibgeding, Treuhand, Vormundschaft, die Gewere zu Lehn- und zu Hofrecht werden abgehandelt.

Fragen wir nun, worin die epochemachende Bedeutung des Buches, sein ungemein weitreichender Einfluß begründet gewesen ist, so läßt sich nicht leicht eine kurze Antwort finden. Die Thatsache seines außergewöhnlichen Einflusses steht fest; noch 1872 konnte Heusler in dem Vorwort zu seiner Gewere sagen, Albrecht's merkwürdiges Buch übe bis auf den heutigen Tag einen räthselvollen Zauber und eine geheimnißvolle Macht aus. Von bestrickender äußerer Form etwa kann dieser Zauber nicht ausgegangen sein; denn wie alles, was A. geschrieben hat, ist das Werk schwer zu lesen; der höchst gedrängte, man kann sagen unanschauliche Stil stellt an den Leser große Anforderungen; Heinze erzählt, daß A. später selbst von dem „abstrusen Buch“ gesprochen und die Studirenden vor seiner Lectüre gewarnt habe. Aber auch die Methode der Untersuchung erscheint keineswegs einwandsfrei; vor allem auffallend ist die völlige Vernachlässigung des historischen Gesichtspunktes; wie das ausgebildete Recht des Mittelalters geworden ist, bleibt völlig unberücksichtigt, die in den Kreis der Untersuchung einbezogenen Quellenstellen werden etwa wie die Bestimmungen einer einheitlichen Codification rein dogmatisch in Zusammenhang gesetzt. In dieser Beziehung bezeichnete die nächste größere germanistische Monographie, Beseler's Erbverträge, einen gewaltigen Fortschritt. Und endlich waren

auch die Ergebnisse Albrecht's keineswegs befriedigend; das Künstliche seiner Construction konnte nicht lange verborgen bleiben; manche Grundstützen seiner Lehre mußten sich als verkehrt erweisen, wie z. B. die völlige Identificirung von Mobiliar- und Immobiliarsachenrecht. Demnach kann, wie das z. B. Georg Beseler schon 1838 hervorgehoben hat, die Bedeutung des Buches nur darin gelegen haben, daß es zum ersten Mal durch sein praktisches Beispiel zeigte, daß auch das rein deutsche Recht juristisch-dogmatischer Behandlung zugänglich sei, daß es nicht als „ein Aggregat wunderlicher vereinzelter Bestimmungen, sondern als ein organisches, eng verbundenes Ganze" aufgefaßt werden müsse. Erst mit Albrecht's Gewere war die civilistische Gleichwerthigkeit des deutschen Privatrechts mit dem römischen und gemeinen Recht nachgewiesen. Damit steckte A. durch sein Buch der germanistischen Wissenschaft auf dem Gebiet des Privatrechts zum ersten Mal das Ziel; und wenn sich auch herausstellte, daß er selbst im Streben nach ihm vielfach geirrt hatte, der Ehrgeiz war geweckt, der Maßstab war gefunden, und die zahlreichen nachfolgenden Bearbeitungen des alten deutschen Besitzrechts haben gezeigt, daß, wie Gierke sagt, kein anderer Weg zum Ziele führe als der, den A. betrat, indem er einen zugleich selbstständigen und einheitlichen Gewerebegriff suchte.

Nach dem Jahre 1828 hat A. nichts mehr veröffentlicht. Er trug sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, ein Werk über die Vogtei als Gegenstück zu seiner Gewere auszuarbeiten; aber er kam nicht zur Ausführung; ebenso blieben andere Pläne in den ersten Stadien der Vorbereitung stecken. Nur einige Recensionen zeigten dem weiteren Publicum, wie er im stillen in seiner Wissenschaft fortarbeitete; zumal die Besprechungen von Sydow's Erbrecht des Sachsenspiegels, von Duncker's Reallasten, von Beseler's Erbverträgen sind ausgeführte kritische Abhandlungen von großem Werth. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, den Mann, der sich mit einem Schlage durch eine allgemein als meisterhaft anerkannte Jugendschrift in die vorderste Reihe der Fachgenossen gestellt hat, von dem Augenblick ihrer Veröffentlichung an fast vollkommen verstummen zu sehen. Man wird sicherlich den tiefsten Grund für diese auffallende Erscheinung in seiner eigenartigen Persönlichkeit zu suchen haben. Es lag etwas Aengstliches in seiner Natur, eine mit den Jahren zunehmende und zuletzt jede Lust am Produciren ertödtende Scheu vor der Formulirung fertiger Ergebnisse; Kränklichkeit und ein nicht zu verkennender Hang zur Bequemlichkeit steigerten diese in Schwäche ausartende Neigung zur Selbstkritik. Aber man wird Konrad Maurer Recht geben, wenn er daneben auch das Gebiet und den Zustand der von A. litterarisch betriebenen Studien zur Erklärung heranzieht. A. mußte selbst erkennen, daß die in der Gewere gehandhabte Methode den seiner Wissenschaft zunächst obliegenden Aufgaben nicht gewachsen war. Seine dogmatische Begabung wäre an ihrem richtigen Platze gewesen, wenn er „an den letzten Ausbau seiner Wissenschaft die kunstsinnige, zugleich vertiefende und fein ausschleifende Hand" hätte legen können; er kam zu früh, er kam in eine Zeit, da „diese Wissenschaft der Förderung der rohen Erze, ihres Ausschmelzens und schwerer Schmiedearbeit bedurfte" (Maurer); das massenhaft zuströmende neue Material verlangte vor allem historisch geordnet und entwickelt zu werden; der Dogmatiker, der sich nicht auf historisch gesichteten Stoff stützen konnte, mußte erkennen, daß er vergeblich arbeite; viel längere Dauer versprach das umgekehrte Verfahren, bloße Zusammenstellung historischen Stoffes unter Verzicht auf jede Construction, wie die fast gleichzeitig mit Albrecht's Gewere entstandenen Grimmschen Rechtsalterthümer zeigen. So verzichtete denn A. völlig auf die eigne Production; er mochte ein Gefühl von der vorläufigen Vergeblichkeit seines Bemühens haben und seine einmal befolgte Methode zu ändern, sich in neue

Quellengebiete einzuarbeiten, war er nicht elastisch genug. Neidlos überließ er die Fortführung der Forschung anderen, jüngeren Kräften; ja ohne jede Empfindlichkeit sah er es mit an, wie sein kunstvoller Bau erst durch Stobbe an entscheidenden Stellen angegriffen, dann durch Laband und Heusler in seinen Grundfesten erschüttert wurde; er schrieb an Heusler, daß, wenn durch dessen Buch seiner Lehre der Todesstoß gegeben würde, ihn das keineswegs verletzt oder auch nur überrascht habe; „ich selbst bin schon seit langer Zeit an der in meinem Buche niedergelegten Ansicht irre geworden; daher hat Ihr Buch an mir einen ganz unbefangenen Leser gefunden und ich in ihm eine rechtshistorische Leistung ersten Ranges“.

So ging denn A. völlig in seiner Lehrthätigkeit auf. Und alle Zeugnisse von ihr lassen erkennen, daß sie eine höchst bedeutende und einflußreiche gewesen ist; in Göttingen, wo man stark zweifelte, ob er Eichhorn würde ersetzen können, wurde er bald im allgemeinen Urtheil noch über seinen Vorgänger gestellt; in Leipzig gehörte er zu den beliebtesten Lehrern. Zwar war er nichts weniger als ein glänzender Docent; er legte nicht das geringste Gewicht auf den Vortrag, sprach mit dünner, anfangs nicht leicht verständlicher Stimme; er dictirte „wortwörtlich ein kunstvoll ausgearbeitetes Heft“ und gab dazu einen fortlaufenden Commentar; dabei verschmähte er es, irgendwie durch Herabsteigen von der Höhe strengster, volle Aufmerksamkeit erfordernder Sachlichkeit den Hörern entgegenzukommen, in Detail ließ er sich nicht ein, nicht einmal Hinweise auf Litteratur und Quellen zu geben hielt er der Mühe werth; Uebungen hielt er niemals ab. Was aber seinen Vorlesungen einen so eigenartigen Zauber, eine so große Bedeutung für die Ausbildung seiner Schüler verlieh, das war das Beispiel schärfster Gedankenthätigkeit, das er in seinem Vortrag gab. Wie Maurer es rühmt: man lernte in unübertrefflicher Weise, indem man seinen Worten folgte, juristisch denken und construiren, man wurde auf die beherrschenden Principien hingewiesen, man erkannte, was die Systematik, was folgerichtige logische Gedankenarbeit für die Jurisprudenz bedeutet. Besonders wirksam müssen diese Eigenschaften seines Vortrages in den Vorlesungen über Staatsrecht hervorgetreten sein, obwohl er auch hier die ihm so nahe liegende Ausschmückung mit Bemerkungen persönlicher Art streng vermied; niemals hat er im Colleg von seinen Göttinger Erlebnissen gesprochen. Aber wenn er auch davon schwieg, er wirkte vor allem doch auch auf dem Katheder durch dieselben Eigenschaften, die ihn in seinem öffentlichen Auftreten leiteten und ihn in seiner politischen Thätigkeit nach Maurer's schönem Wort durchaus unpolitisch handeln ließen: durch das imponirende Beispiel wissenschaftlicher Sittlichkeit und Rechtschaffenheit, vollendeter Selbstlosigkeit, unbeugsamen Rechtsgefühls.

Schriften: „Doctrinae de probationibus secundum jus Germanicum medii aevi adumbratio“ (Pars prima. Regimonti 1825. Pars secunda 1827); „Die Gewere als Grundlage des älteren deutschen Sachenrechts“ (Königsberg 1828); „Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren“ (herausgegeben von Dahlmann, Leipzig 1838). Recensionen (verzeichnet von Stobbe): über „v. Sydow, Erbrecht des Sachsenspiegels“ (Berliner Jahrbücher f. wiss. Kritik 1830, 502—515); „Maurenbrecher, Grundzüge des deutschen Staatsrechts“ (Gött. gel. Anz. 1837, 1489—1504); „Duncker, Reallasten“ (Richter und Schneider's Jahrbücher 1839, 302—324); „Beseler, Erbverträge“ (ebd. 1842, 321—353); „Schulze, Recht der Erstgeburt“ (Litterar. Centralblatt 1851, 673); „Marquardsen, Haft und Bürgschaft bei den Angelsachsen“ (ebd. 1852, 686); „Arnold, Geschichte der deutschen Freistädte“ (Schletter's Jahrbücher 1855, 330).

Stobbe, Wilhelm Eduard Albrecht, Im neuen Reich. 1876, II, 10—26, 41—55. — Heinze, Augsburger Allgemeine Zeitung 1876, Nr. 155. — Konrad Maurer, Münchener Kritische Vierteljahrsschrift XIX, 1877, 181 bis 189. — Leipziger Illustrirte Zeitung 24. Juni 1876 Nr. 1721 (mit Porträt). — Teichmann in Holtzendorff's Rechtslexikon I³ (1880), 72, 73. — G. Beseler, Zur Beurtheilung der sieben Göttinger Professoren und ihrer Sache. In Briefen. Rostock 1838, 26—32. — Die sieben Göttinger Professoren nach ihrem Leben und Wirken, Braunschweig 1838, 19—24. — Die Universität Göttingen (Dr. Oppermann), Leipzig 1842, 102. — Gareis, Joh. Mich. Franz Birnbaum, Gießen 1878, 42, 43. R. Hübner.

Alding: Heinrich A., einer jener ältesten Buchdrucker, welche zur Verbreitung der neuen Kunst im Ausland beigetragen haben. 1476 und 77 ist er in Neapel (anfangs in Verbindung mit Peregrinus Bermentlo), 1478—80 in Messina thätig. (Daß er an letzterem Ort schon 1473 eine Presse gehabt hat, wie man nach Hain 8638 annehmen sollte, trifft nicht zu. Der betreffende Druck ist einer und derselbe mit dem Hain 8641 aufgeführten und nur ein Versehen des Gewährsmanns von Hain hat 1473 aus 1478 gemacht.) In Neapel hatte er bereits ältere Mitbewerber; was aber Messina betrifft, so dürfte er die Ehre in Anspruch nehmen, die Buchdruckerkunst hier eingeführt zu haben. Von den Erzeugnissen seiner Werkstätte sind bis jetzt nur acht festgestellt, von denen drei auf Neapel, fünf (darunter ein Missale secundum consuetudinem Gallicorum) auf Messina fallen. Ueber seine Persönlichkeit weiß man lediglich nichts, als daß er, was auch sein Name sagt, ein Deutscher war (er nennt sich Mastro Rigo da lamania). Ob er von einem der beiden Orte Aldingen (beide in Württemberg) seinen Namen hat, etwa von dem der Heimath des Neapler Prototypographen Riessinger, der Stadt Sulz a. N., nahe gelegenen Aldingen, muß dahingestellt bleiben.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register). — Reichhart, Beiträge zur Incunabelkunde im Centralbl. f. Bibliothekswesen, 14. Beiheft, 1895, S. 294, 299. K. Steiff.

Alexander, Prinz zu Hessen und bei Rhein, k. und k. General der Cavallerie, geboren am 15. Juli 1823 als jüngster Sohn des Großherzogs Ludwig II. aus dessen Ehe mit Wilhelmine Prinzessin von Baden, begann seine militärische Laufbahn schon im zehnten Jahre in der großherzoglich hessischen Armee, trat im J. 1840 als Garde-Rittmeister in das russische Heer und wurde drei Jahre später zum Generalmajor und Commandeur des Garde-Husarenregiments ernannt. Im J. 1845 machte er den Feldzug im Kaukasus mit und zeichnete sich besonders am 18. Juli bei der Erstürmung der befestigten Residenz Schamyl's aus. Für seine Waffenthaten in diesem Kriege wurde der Prinz mit dem St. Georgsorden ausgezeichnet und ihm das Commando über die Garde-Cürassierbrigade, später das über die Garde-Cürassierdivision verliehen. Nachdem Prinz A. sich am 28. October 1851 in morganatischer Ehe mit der Tochter des ehemaligen polnischen Kriegsministers Grafen Moritz v. Haucke vermählt hatte, welcher später von dem Großherzog Ludwig III. von Hessen, dem Bruder ihres Gemahls, der Titel einer Fürstin von Battenberg verliehen wurde, nahm er im J. 1853 den Abschied aus der russischen Armee und trat am 13. August desselben Jahres als Generalmajor in österreichische Kriegsdienste. Als Brigadier im V. Armeecorps, FML. Graf Stadion, nahm Prinz A. an dem Feldzuge in Italien 1859 theil und zeichnete sich schon am 20. Mai in dem Treffen bei Montebello durch Tapferkeit und Umsicht aus, so daß er sich den Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit erwarb. Am 27. Mai zum Feldmarschallieutenant und Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 46 ernannt,

erhielt er am 1. Juni die Bestimmung als Divisionär beim VI. Corps in Tirol, übernahm jedoch bald darauf an Stelle des verwundeten FML. Freiherrn von Reischach das Commando der 1. Division des VII. Corps, mit welcher er sich hervorragend an der Schlacht von Solferino betheiligte. Durch seine aus eigener Initiative hervorgegangene umsichtige Besetzung und hartnäckige Vertheidigung der Stellung auf dem Monte Fontana gelang es ihm, den nachdrängenden Feind zurückzuhalten und ihn zur Concentrirung bedeutender Kräfte gegen diesen wichtigen Punkt zu zwingen. Vier volle Stunden behauptete er den Monte Fontana und Cavriana gegen ein furchtbares Artilleriefeuer und gegen wiederholte Angriffe und gab dabei Beweise hervorragender persönlicher Tapferkeit. Ebenso glänzend war die ihm anbefohlene zähe Vertheidigung der Stellung Monte Bosco scuro—Corte gegen eine erdrückende feindliche Uebermacht. Durch diesen heldenmüthigen Widerstand wurde der Rückzug auf Valeggio und Ferri gedeckt und die Rettung beträchtlichen Kriegsmaterials an Geschützen und Colonnenmagazinen, sowie zahlreicher Fuhrwerke mit Verwundeten ermöglicht. Für diese Waffenthaten erhielt Prinz A. am 17. October 1859 das Ritterkreuz des Maria Theresienordens. Am 8. October 1859 wurde Prinz A. zum Commandanten des VII. Armeecorps ernannt und am 30. April 1862 verlieh ihm der Kaiser als besonderen Huldbeweis statt des 46. Infanterieregiments das im J. 1701 von einem seiner Vorfahren, dem kaiserlichen Feldmarschall Prinzen Philipp von Hessen-Darmstadt errichtete Cürassierregiment Nr. 6. Am 24. December 1862 trat Prinz A. aus Familienrücksichten in Disponibilität. Im Feldzuge des Jahres 1866 commandirte Prinz A. das VIII. Bundescorps und versuchte, nach dem Rückzuge des VII. Bundescorps längs des Mains die Vereinigung mit demselben zu bewirken. Nach dem Gefechte bei Aschaffenburg, 14. Juli, ging er mit seinem Corps nach Darmstadt zurück und erstrebte von dort über Miltenberg und Tauberbischofsheim bei Würzburg erneuert den Anschluß an das VII. Corps. In den Gefechten an der Tauber, 24. Juli, nahmen aber die Preußen wieder scharfe Fühlung mit dem Prinzen und zwangen endlich nach einer Reihe von Gefechten bei Würzburg beide Corps zur Räumung dieser Stadt. Bald darauf machte der Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende. Die Mißerfolge in diesem Feldzuge, die wol nicht dem Prinzen zur Last gelegt werden können und die er in seinem Buche „Feldzugs-Journal des Oberbefehlshabers des 8. deutschen Bundescorps im Feldzuge des Jahres 1866 in Westdeutschland“ zu rechtfertigen suchte, wirkten tief verstimmend auf ihn und veranlaßten seinen Uebertritt in den supernumerären Stand, in welchem Verhältniß er am 11. Novbr. 1868 zum General der Cavallerie ernannt wurde. Am 5. März 1874 verlieh Kaiser Franz Joseph dem Prinzen, der ein stets gerne gesehener Gast in der kaiserlichen Burg blieb, das Großkreuz des Stephansordens. Prinz A., der am 15. December 1888 in Darmstadt starb, war auch ein eifriger Kunstfreund, namentlich liebte und pflegte er die Musik. Seine Lieblingswissenschaft war außerdem die Numismatik, in welcher er als eine Autorität ersten Ranges galt. Für alle gemeinnützigen Bestrebungen legte er lebhaftes Interesse an den Tag, der ausgedehnteste Wohlthätigkeitssinn war eine seiner schönsten Charaktereigenschaften.

Die Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Lukeš, Maria Theresien-Orden. — Der Kamerad, Nr. 101 v. Jahre 1888. — Die Vedette, Jahrg. 1888, Nr. 102. — Armee- und Marine-Zeitung, Jahrg. 1888, Nr. 261.

Oscar Criste.

Alexander I., der erste Fürst von Bulgarien, ist am 5. April 1857 zu Verona als zweitältester Sohn aus der Ehe des Prinzen Alexander von Hessen und der Prinzessin Julie von Battenberg (der Tochter des letzten pol-

nischen Kriegsministers Moritz v. Haucke und früheren Hoffräuleins der Kaiserin Maria von Rußland) geboren. Seine erste Erziehung empfing er im Elternhause in Darmstadt und hierauf im Kasseler Gymnasium. Mit dem 13. Lebensjahr trat er in die thüringische Erziehungsanstalt Schnepfenthal ein, welcher er $2^1/_2$ Jahr, bis Ostern 1873, angehörte und bis an sein Lebensende die treueste Anhänglichkeit bewahrte. Hierauf folgte seine militärische Vorbildung in der Cadettenschule zu Dresden (1873 bis 1875) und sein Eintritt in das 2. hessische Leibdragonerregiment Nr. 24 im J. 1875. Von einschneidender Bedeutung für seinen ganzen Lebensgang wurde der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 1877. Mit dem Kaiser Alexander II. von Rußland durch die Bande der Verwandtschaft und herzlichster gegenseitiger Zuneigung verknüpft, wurde er von letzterem schon gleich nach Ausbruch des Krieges in das russische Hauptquartier berufen, welchem ehrenden Ruf er mit Erlaubniß des deutschen Kaisers auch sofort Folge leistete. Als die kriegerischen Verwicklungen sich immer ernster gestalteten, wurde er nach einander verschiedenen russischen Regimentern zugetheilt, in deren Mitte er sich an mehreren Ruhmesthaten der russischen Armee (Bombardement von Nikopolis, Uebergang über die Donau, Eroberung von Tirnova, Schlachten bei Han-Kioi Uflanlii und Kazanlyk, Eroberung von Stara-Sagora, Schlacht bei Nova-Sagora, Sturm auf Plewna, Kämpfe um den Schipkapaß) betheiligte und (namentlich bei der Zerstörung der Eisenbahnlinie Philippopel-Adrianopel) sich in hervorragender Weise bethätigte. Nach dem Friedensschluß kehrte er mit reichen Ordensauszeichnungen versehen in die deutsche Heimath zurück, um nach einem längeren Erholungsurlaub bei seinen Eltern in Jugenheim a. d. Bergstraße mit Bewilligung des Kaisers Wilhelm I. im Regiment der Garde du Corps seine deutschen Militärdienste wieder aufzunehmen. Aus dieser Stellung rief ihn das Vertrauen der bulgarischen Nationalversammlung, welche ihn am 29. April 1879 einstimmig zu ihrem Fürsten wählte. A. nahm die Wahl nach einigem Zögern auf Rath Alexander's II. an und war damit der erste Fürst des durch den Vertrag von San Stefano neugeschaffenen und durch den Berliner Congreß anerkannten und abgegrenzten bulgarischen Reiches.

Die siebenjährige Thätigkeit des Fürsten in seinem Lande gruppirt sich um drei wichtige Ereignisse, welche zeitlich z. Th. auseinanderliegend und scheinbar nicht zusammengehörend doch in einem thatsächlichen inneren Zusammenhang zu einander stehen. Es sind die Verfassungskämpfe im eigenen Land, die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien und der serbisch-bulgarische Krieg. Daß innere Kämpfe in dem neuen Lande entstehen mußten, war eine geschichtliche Nothwendigkeit. Sie erhielten durch die Verbitterung, in der sich die zwei führenden Parteien (conservativ und liberal) gegenüberstanden, zumal bei den steten russischen Intriguen ihre ganz besondere Schärfe. Dies zeigte sich gleich von vornherein. Es gelang dem Fürsten nur schwer, ein Ministerium zu bekommen, welches die Majorität der Nationalversammlung auf seiner Seite hatte, so wenig er es auch an wohlgemeinten rasch auf einanderfolgenden Versuchen (conservatives Ministerium Burmoff, liberale Ministerien Clement und hierauf Dragan Zancoff und Karaveloff) fehlen ließ, und als er ein solches hatte (nämlich Zancoff und später Karaveloff), da überschritten dessen Leiter ihre Befugnisse in einer Weise, daß A., zumal unter dem Druck der Ermordung seines Oheims, des Kaisers Alexander II. von Rußland († am 13. März 1881), den Entschluß faßte, sich zwecks Herstellung gesicherter Verhältnisse an sein Volk wegen Suspendirung der bestehenden Verfassung, der sog. Tirnovaer Constitution von 1879, zu wenden und auf die Krone zu verzichten, für den Fall die Bevölkerung sich gegen seinen Beschluß aussprechen sollte. Da die infolge der diesbezüglichen Proclamation vom 9. Mai 1881 in Scene gesetzte Volksabstimmung zu Gunsten

des Fürsten ausfiel, war A. unter Suspendirung (nicht Abänderung) der Verfassung „für die Dauer von sieben Jahren mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet“ und hatte das Recht, „Erlasse zur Schaffung neuer Einrichtungen (Staatsrath) und zur Einführung von Verbesserungen in allen Gebieten geben zu können“, ohne verpflichtet zu sein, die Nationalversammlung jedesmal um ihre Genehmigung ersuchen zu müssen. Nach dem Manifest vom 13. Juli 1881, in welchem er dem Volk für das Vertrauen dankte und die Grundlinien seines jetzigen Regierungsprogramms vorlegte, schränkte er freilich diese Machtvollkommenheit selbst dadurch ein, daß er versprach, die Nationalversammlung auch weiterhin alle Jahr einmal und außerdem noch in besonderen Fällen zur Berathung actueller Fragen einzuberufen und ihr in den Fragen des Budgets, der Steuern und der Einnahmen und Ausgaben des Staates sowie bei Angelegenheiten internationalen Charakters sogar das Recht der Entscheidung concedirte. War Fürst A. über dieses Hemmniß leichter, als er selbst gedacht, hinweggekommen, so sollte ihm gerade aus denjenigen Maßnahmen, in denen er eine Lösung des Conflictes gesehen hatte, eine Summe neuer Schwierigkeiten erwachsen. Da nämlich der neugegründete Staatsrath die für ihn in Aussicht genommene Arbeit der Versöhnung der Parteien auch nicht leisten konnte, mußte sich der Fürst unter russischem Druck und in Anbetracht der immer heftiger werdenden Gegensätze im Land nach geeigneten Persönlichkeiten für seine beiden wichtigsten Ministerposten, den des Kriegsministers und den des Ministers des Innern, in dem noch immer eng mit Bulgarien zusammenhängenden Rußland umsehen. Er wählte die beiden russischen Generäle Kaulbars und Soboleff, zwei Männer, welche trotz mancher persönlicher Verdienste nicht im Stande waren, den Conflict zu beseitigen sondern ihn durch ihre Antipathie gegen die bulgarischen Officiere und ihre Opposition gegen die Liberalen (neues Wahlgesetz) nur noch verschärften. Ebenso geriethen sie in noch schärferen Gegensatz zur Nationalversammlung als die früheren Ministerien, ja schließlich in Gegensatz zum Fürsten selbst. In der Zeit ihrer Thätigkeit bildete sich jene Spannung zwischen dem Fürsten und dem Kaiser Alexander III. heraus, welche dem Fürsten nachher so schlecht bekommen sollte. Vorderhand erreichten die Generäle ihr Ziel nicht. Unter dem Druck der gesteigerten liberalen Opposition gegen ihre Intriguen mußten sie demissioniren, nachdem der Fürst sich im Einverständniß mit den Liberalen am 11. September 1883 entschlossen hatte, die alte Constitution von Tirnova wieder herzustellen und „eine Commission zu ernennen, die aus den vornehmsten und ehrenwerthesten Leuten des Fürstenthums ohne Rücksicht auf politische Ueberzeugungen zusammengesetzt unter seinem Vorsitz eine neue Verfassung ausarbeiten sollte“. Mit der Bildung eines neuen Ministeriums wurde der durch sein doppelzüngiges Verhalten im Kampf mit den russischen Generälen wieder zu Ehren gekommene Dragan Zancoff und nach seinem zweiten Abgang dem Wunsch der Nationalversammlung entsprechend Karaveloff beauftragt. Der Friede im Lande schien besiegelt. Freilich war für den Fürsten mit der Entlassung der russischen Generäle eine viel gefährlichere Gegnerschaft entstanden, nämlich die des Kaisers Alexander III. von Rußland. Vorläufig fand sie nur ihren Ausdruck in der Abberufung etlicher in bulgarischen Diensten stehenden russischen Officiere. Daß sie stärker wurde, hat seinen Grund in der nunmehr von A. ins Werk gesetzten Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien. Der Vertrag von San Stefano hatte durch den Berliner Congreß auch eine Aenderung hinsichtlich des Umfangs des bulgarischen Reiches erfahren. Während dem ersteren ein „unirtes Bulgarien“ vorschwebte, hat letzterer nur Nordbulgarien als fast unabhängiges Fürstenthum anerkannt, dagegen Südbulgarien (Ost-

rumelien), freilich als autonomes Gebiet, der unmittelbaren politischen und militärischen Macht des Sultans unterstellt und Macedonien ihm völlig belassen. Die in Ostrumelien vorhandene Stimmung ließ nun auch in der Umgebung des Fürsten A. den Plan einer nachträglichen gewaltsamen Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstenthum Bulgarien entstehen. Die Thatsache, daß die Russen gleich nach Unterzeichnung des Berliner Vertrags der Realisirung des Vereinigungsplanes näher getreten waren und diesen Plan auch weiterhin, wenn auch nicht im Sinne des Fürsten A., festhielten und für ihn wirkten, bedeutete ebensosehr eine Förderung der Sache wie die Mißwirthschaft, welche unter der Regierung der türkischen Generalgouverneure Aleko-Pascha und Gavriil-Pascha in Rumelien eingerissen war. Dazu kam die Arbeit geheimer Comités, die wie ein Netz das ganze Land überspannten. Die Vereinigung vollzog sich infolge eines Aufstandes im September 1885. Seine Folge war die Gefangennahme Gavriil-Pascha's und die Ausrufung des Fürsten A. zum Fürsten des vereinigten Bulgarien, welcher dieser auch in einer Proclamation vom 20. September mit dem Titel „durch Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes Fürst von Nord- und Südbulgarien" Folge leistete und durch einen feierlichen Einzug in Philippopel besiegelte. Freilich war A. damit noch nicht von den Großmächten anerkannt. Es gelang ihm zwar, den Sultan mit den neugeschaffenen Verhältnissen auszusöhnen, indem er sich bereit erklärte, die Rechte der Pforte unangetastet zu lassen und nach wie vor den Tribut Ostrumeliens an den Sultan zu zahlen, aber Rußland versagte sowol ihm wie einer Abordnung des bulgarischen Volkes gegenüber die Zustimmung zur Vereinigung. Kaiser Alexander III. zog sogar jetzt seine sämmtlichen noch in bulgarischen Diensten stehenden russischen Officiere zurück und ließ den Fürsten aus der Liste der russischen Armee streichen. Gleichzeitig trat eine Conferenz der Großmächte zu Constantinopel zusammen, um zur Vereinigung Stellung zu nehmen. Ehe diese zu definitiven Beschlüssen über die ostrumelische Frage kam, war aber schon eine andere ernste Sache in den Vordergrund des Interesses der Bulgaren getreten, nämlich der serbisch-bulgarische Krieg. Es steht außer Zweifel, daß dieser seinen letzten Grund in der Steigerung der bulgarischen Macht hatte, welche dem Serbenkönig gefährlich erschien. Doch ist hier nicht der Ort hierauf einzugehen. Erwähnt sei bloß, daß der Krieg aus ganz kleinlichen Veranlassungen heraus entstand und von A. Alles geschah, den Kampf, den er eben so wenig brauchen konnte, zu vermeiden. Der Krieg war nur von kurzer Dauer. Am 14. November wurde die serbische Kriegserklärung übermittelt, am 17. bis 19. November fiel bereits der Hauptschlag gegen die serbische Hauptarmee, welche sich in der Richtung auf Sofia bewegen wollte, bei Slivnitza. Die Folge dieses Sieges war bei den Bulgaren der Uebergang zur Offensive, die mit den Siegen bei Dragoman am 23., Zaribrod am 24., Pirot am 27. gekrönt war und durch österreichische Einmischung mit einem vorläufigen Waffenstillstand vom 29. November endigte. Nach längeren Verhandlungen, bei denen sich die Vertreter der europäischen Großmächte betheiligten, kam es dann am 21. December zu einem Waffenstillstand bis zum 1. März 1886 und zur Räumung des feindlichen Landes, woran sich der Friede von Bukarest am 2. März 1886 anschloß.

Auch diese günstigen Erfolge vermochten des Fürsten A. Herrscherglück nicht zu begründen. Waren schon grade während der Tage von Slivnitza Versuche gemacht worden, eine Verschwörung zum Zweck seiner Entthronung anzuzetteln, welcher außer ihrem geistigen Vater Clement, auch Zancoff und andere Russophilen angehörten, so traten die geheimen Agitationen gegen den Fürsten namentlich in den Kreisen der Officiere in der Zeit nach dem Kriege immer stärker hervor. Sie hatten ihren Rückhalt an Rußland und arbeiteten hauptsächlich

mit dem zweifellos richtigen Gedanken, daß nur durch den Fall des Fürsten die Freundschaft mit Rußland wieder erneuert werden könne. Daß es aber an russischer Freundschaft fehlte, hatte sich nach dem serbisch-bulgarischen Krieg bei der vorläufigen Lösung der ostrumelischen Frage gezeigt. A. war gegen seine Abmachungen mit der Pforte unter dem Druck der russischen Forderungen nur zum Generalgouverneur auf fünf Jahre (nicht lebenslänglich) ernannt, diese Ernennung nicht an seine Person, sondern an die des jeweiligen Fürsten von Bulgarien angegliedert und die beabsichtigte Militärconvention mit der Türkei im Entstehen zerstört worden. Während A. sich anschickte als Generalgouverneur die Verhältnisse in Rumelien zu ordnen, erreichten die geheimen Agitationen den Gipfel. Sie führten nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, der Person des Fürsten habhaft zu werden oder ihn im Volke zu verdächtigen und seine Absetzung herbeizuführen, zur Katastrophe vom 21. August 1886. Fürst A. wurde unter hervorragender Betheiligung der Cadettenschule und des Strumsky-Regimentes in der Nacht in seinem Palais zu Sofia gefangen genommen, sofort nach dem Kloster Buhovsky, 27 Kilometer von Sofia, gewaltsam entführt und für abgesetzt erklärt. An den folgenden Tagen vollzog sich seine Verbringung nach Rahova und dann mittels der Yacht „Alexander" nach Reni, wo er den russischen Behörden als politischer Verbrecher übergeben wurde. Aus dieser Gefangenschaft befreite ihn zwar bald der Druck, welchen die öffentliche Meinung in Europa über die Geschehnisse des 21. August auch auf Rußland ausübte, ebenso gelang es einer von Philippopel ausgegangenen Gegenrevolution, bei der sich besonders Hauptmann Veltcheff hervorthat, die nach des Fürsten Entführung constituirte Regierung zu stürzen und die aufständischen Regimenter zur Ergebung zu zwingen, worauf der Fürst von Lemberg über Bukarest nach Bulgarien unter großem Jubel der Bevölkerung zurückkehrte. Aber seines Bleibens im Lande war nicht mehr lange. Die jetzt ganz offene feindselige Haltung des Kaisers Alexander III. von Rußland, sowie die ablehnende Stellung des Fürsten Bismarck, die beide unter den jetzigen Verhältnissen in dem Verbleiben des Fürsten A. auf dem bulgarischen Thron ein Unglück für Bulgarien und die Balkanstaaten überhaupt sahen, veranlaßten diesen, durch eine Proclamation vom 7. September 1886 auf den bulgarischen Thron freiwillig zu verzichten. Alle Versuche, ihn wieder zur Rückkehr zu bewegen, scheiterten an diplomatischen Rücksichten. Sein Nachfolger wurde Fürst Ferdinand. Dieselben diplomatischen Rücksichten durchkreuzten auch zwei andre Pläne seines Lebens. Es gelang ihm nicht, in die deutsche Armee, der er vor seiner Erwählung zum Fürsten angehört hatte, wieder aufgenommen zu werden. Ebenso unterblieb infolge Einspruchs des Fürsten Bismarck die ihrer Realisirung nahegebrachte Verlobung mit der Prinzessin Victoria von Preußen, der Tochter des Kaisers Friedrich III. Am 6. Februar 1889 vermählte sich der Fürst mit Johanna Loisinger, einer früheren Sängerin. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich verlieh seiner Gemahlin und seiner Nachkommenschaft aus dieser Ehe die Grafenwürde, während der Großherzog von Hessen am 11. Januar 1889 ihm die Erlaubniß ertheilte, „statt seines seitherigen in Zukunft den Familiennamen Graf von Hartenau" zu führen. Am 26. October 1890 trat A. unter diesem Namen in die österreichische Armee ein. Er bekleidete zuerst die Stelle eines Obersten im Regiment Leopold II. Nr. 27, wurde dann Commandeur dieses Regimentes und April 1892 Generalmajor und Commandeur der 11. Brigade. Er wohnte in dieser ganzen Zeit in Graz, wo die erwähnten Commandos waren. Seine Ernennung zum Feldmarschallieutenant und Divisionär, zu welcher ihn sein Kaiser nach den großen Manövern von 1893 im voraus beglückwünschte, sollte er nicht erleben. Er starb am 17. November 1893 infolge einer plötzlich ihn überfallenden

Bauchfellentzündung. Seine sterblichen Reste wurden auf Bitten der bulgarischen Nationalversammlung mit Bewilligung der Verwandten des Fürsten in Sofia beigesetzt. Ebenso bewilligte die Nationalversammlung für die Wittwe und die beiden Kinder des Verstorbenen (Assen, geboren am 4. Januar 1890 und Zwetana, geboren am 24. October 1893) eine jährliche Pension von 40 000 Frcs.

Es ist selbstverständlich, daß eine Persönlichkeit, welche wie Fürst A. auf einen so exponirten Posten berufen ist, in ihren Maßnahmen und Zielen verschieden beurtheilt wird. Trotzdem wird man bei eingehender Prüfung des Lebens des Fürsten sich keiner Unwahrheit oder Uebertreibung schuldig machen, wenn man ihn als einen Charakter bezeichnet, der ebenso muthig und entschlossen war im Kampfe mit politischen Feinden wie im Ringen mit harten Verhältnissen, die ihn erdrücken wollten. Seine Siege auf dem Schlachtfeld, seine Ausdauer in den inneren Kämpfen, sein Verzicht um des Landes willen sind Ehrenzeugnisse, mit denen der sich ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, der vom ersten bis letzten Tag seiner Regierung das Opfer von Verhältnissen war, die er zum größten Theil weder selbst geschaffen hatte, noch auch im Stande sein konnte zu beherrschen.

Alexander Fürst von Bulgarien, Mittheilungen aus seinem Leben und seiner Regierung nach persönlichen Erinnerungen von Adolf Koch (früherem Hofprediger des Fürsten und jetzigem Pfarrer in Pfungstadt in Hessen), Darmstadt 1887. — Fürst Alexander I. von Bulgarien (1879—1886) von A. F. Golowine, Wien 1896. — In dem letzteren Werke auch Hinweise auf weitere, besonders russenfreundliche, Litteratur. Diehl.

Alvensleben: Constantin von A., königlich preußischer General der Infanterie, am 26. August 1809 zu Eichenbarleben im Kreise Wollmirstedt in der Provinz Sachsen geboren, kam am 27. Juli 1827, wie sechs Jahre früher sein älterer Bruder Gustav v. A. (s. S. 758), aus dem Cadettencorps als Secondlieutenant in das Kaiser Alexander Garde-Grenadierregiment, wurde 1842 Premierlieutenant, befehligte als solcher während des Dresdener Maiaufstandes vom Jahre 1849 eine der dorthin entsandten Compagnien des Regiments, rückte im September d. J. zum Hauptmann auf, ward 1853 als Major in den Generalstab, 1860 als Chef der Abtheilung für Armeeangelegenheiten in das Kriegsministerium versetzt, 1861 zum Commandeur des genannten Alexander-Regiments und 1864 zum Generalmajor und zum Commandeur der 5. Infanteriebrigade in Stettin ernannt. Die letztere Stellung vertauschte er schon nach kurzer Zeit mit der gleichen an der Spitze der 2. Garde-Infanteriebrigade zu Berlin. Diese führte er 1866 zum Kriege gegen Oesterreich nach Böhmen in das Feld. Nachdem er als Commandeur des Gros der 1. Garde-Infanteriedivision am 28. Juni am Treffen bei Burkersdorf rühmlichen Antheil genommen hatte, fand er am Tage von Königgrätz, dem 3. Juli, als Commandeur der Avantgarde des Gardecorps Gelegenheit, die Eigenschaften, welche ihn in den Kämpfen der Jahre 1870 und 1871 auszeichneten — richtiges Urtheil, Selbständigkeit und Entschlossenheit — in glänzender Weise zu bethätigen. Auf eigene Verantwortung brach er am Morgen des Schlachttages, sobald er die Nachricht von dem bevorstehenden Kampfe erhalten hatte, aus dem Freilager auf; nachdem Chlum, der Schlüssel der feindlichen Stellung, genommen war, trat er an den Platz des gefallenen Commandeurs der 1. Garde-Infanteriedivision, des Generallieutenants Freiherrn Hiller v. Gärtringen; nach Friedensschluß ward er in dieser Verwendung endgültig belassen; die von ihm während des Feldzuges geleisteten Dienste wurden durch die Verleihung des Ordens pour le mérite anerkannt.

Als der Krieg vom Jahre 1870 ausbrach, übernahm er an des Prinzen

Friedrich Karl von Preußen Stelle das Commando des von diesem geschulten III. (Brandenburgischen) Armeecorps, an dessen Spitze ihm reiche Lorbeeren beschieden waren. Die ersten pflückte er am 6. August bei Spichern. Schon Tags zuvor hatte er aus eigenem Antriebe Truppen bis auf eine Meile an die Stadt herangeschoben, auf eigene Verantwortung griff er in den Nachmittagsstunden des Schlachttages in den Kampf ein und führte diesen, von anderen fechtenden Truppen unterstützt, aber selbständig handelnd, am späten Abend siegreich zu Ende. Sein nächster Ruhmestag war der 16. August, der Tag der Schlacht von Vionville-Mars la Tour, wol der entscheidendste Kampf im ganzen Kriege. Von der Ueberzeugung erfüllt, daß es vor allem darauf ankomme, dem Feinde den Abmarsch aus Metz nach Westen zu verwehren, hatte er schon am Frühmorgen des 15. die Mosel überschreiten wollen, aber nicht das höhere Einverständniß gefunden. Als er später den gewünschten Befehl erhielt, brach er sofort auf, schob noch am Abend seine Truppen soweit vor als irgend möglich war und trat nach kurzer Nachtruhe an das blutige Tagewerk heran, dessen Ergebniß das Festhalten der französischen Rheinarmee bildete, der folgenschwere zweite Schritt zu ihrem Untergange. Der Sieg, welchen er errang, war mehr ein strategischer als ein tactischer. Daß er gewonnen wurde, war zu gutem Theile das Verdienst Alvenleben's, der mit richtigem Verständnisse für die Kriegslage, entschlossen und tapfer, die schweren Opfer nicht gescheut hatte, welche gebracht werden mußten, um das Begonnene mit Erfolg durchzuführen (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes, 18. Heft, Berlin 1895: Das Generalcommando des III. Armeecorps bei Spichern und Vionville). Zwei Tage darauf, in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat, blieb das III. Armeecorps zunächst in Reserve, General von A. trat nur in unbedeutendem Grade in Gefechtsthätigkeit, und ebensowenig war ihm solche während der nun folgenden Einschließung von Metz beschieden, an welcher sein Corps auf dem linken Moselufer theilnahm. — Als aber die Feste gefallen war, ging es von neuem in den Feldkrieg. In breiter Front trat die Armee des Prinzen Friedrich Karl den Marsch auf Orléans an, das III. Armeecorps hatte die Mitte. Am 28. November durfte A. dem X. Corps unter General v. Voigts-Rhetz den Dank für den am 16. August ihm und seinen Brandenburgern geleisteten wirksamen Beistand mit Zinsen heimzahlen. Damals hatte er, selbstlos und nur das Ganze im Auge haltend, unbesorgt um die Möglichkeit, daß das Verdienst, den Tag entschieden zu haben, auf andere Rechnung gesetzt werden könne, geäußert, daß es ihm gleich sein solle, ob er selbst das Trick mache oder sein Aide, wenn es nur überhaupt gemacht würde. Jetzt machte er es, indem er am Abend des 28. November den um den Besitz der Stadt Beaune la Rolande hartringenden Waffenbrüdern noch rechtzeitig zu Hülfe kam und das Geschick des Tages zu eigenen Gunsten entschied. — An den Kämpfen um den Besitz von Orléans, welche in der Nacht vom 4./5. December mit dem Einrücken der deutschen Truppen in die Stadt zum Abschlusse kamen, war das Corps nicht hervorragend betheiligt; General v. A. aber hatte überall sein militärisches Verständniß und sein Führertalent bewährt. Um so bedeutender war die Thätigkeit des Generals und seines Corps in den täglichen vom 6. bis zum 12. Januar 1871 währenden Kämpfen gegen General Chanzy, welche mit der Einnahme von Le Mans endeten. — Als äußere Anerkennung von Alvensleben's hervorragenden Leistungen gaben der hohen Achtung, mit welcher sein Name überall genannt wurde, die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Classe und des Eichenlaubes zum Orden pour le mérite, sowie einer Dotation von 100 000 Thalern Ausdruck. Kaiser Wilhelm II. würdigte die von ihm geleisteten Dienste im J. 1889 dadurch, daß er an seinem eigenen Geburtstage, dem 27. Januar, einem von Alvens-

leben's erprobten Regimentern, dem 6. Brandenburgischen Nr. 52, für immerwährende Zeiten den Namen „von Alvensleben" beilegte, und im J. 1892 am Jahrestage der Einnahme von Le Mans, dem 12. Januar, durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den verdienten General.

Kurz darauf, am 28. März 1892, starb A. zu Berlin, wo er, nachdem er am 22. März 1873 zum General der Infanterie befördert war und am 27. des nämlichen Monats auf wiederholtes Ansuchen den erbetenen Abschied erhalten, zuletzt seinen Wohnsitz gehabt hatte.

Militär-Wochenblatt Nr. 40, Berlin 1892. B. v. Poten.

Alvensleben: Gustav von A., königlich preußischer General der Infanterie, ein Bruder des Generals Constantin von A. (s. oben), am 30. September 1803 zu Eichenbarleben im Kreise Wollmirstedt in der Provinz Sachsen geboren, kam am 28. Juli 1821 als Secondlieutenant zum Kaiser Alexander Garde-Grenadierregimente Nr. 1 und wurde am 30. März 1835 zum Premierlieutenant befördert. Seit dem Jahre 1832, in welchem er Bataillonsadjutant wurde, hat er bis zu seiner Ernennung zum commandirenden General nur in den Jahren 1842 bis 1847 einige Zeit im Frontdienste gestanden. Während der ganzen übrigen Zeit befand er sich außerhalb desselben. Von 1836 bis 1838 war er Führer des Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, des nachmaligen Großherzogs Georg; von 1840 bis 1844 war er in gleicher Stellung dem Erbprinzen Leopold von Lippe-Detmold beigegeben; vom 1. April 1847 bis zum 16. October 1858 gehörte er dem Generalstabe an, nahm als Officier desselben am Feldzuge in Baden theil, war darauf Chef des Generalstabes des nach Beendigung der Feindseligkeiten dort verbleibenden Armeecorps und seit 1854 Chef des Stabes beim Militärgouvernement der Rheinlande und von Westfalen, an dessen Spitze der Prinz von Preußen stand. Als der Prinz die Regentschaft übernahm, behielt er A. bei seiner Person und ernannte ihn, nachdem A. im J. 1858 zum Generalmajor aufgestiegen war, gleich nach seiner Thronbesteigung zum Generaladjutanten. In dieser Eigenschaft begleitete er den König 1866 auf den Kriegsschauplatz in Böhmen. Vorher war er zur Fortsetzung der durch den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha eingeleiteten Unterhandlungen mit König Georg V. von Hannover nach Thüringen entsendet gewesen. Am 24. Juni abends in Gotha eingetroffen wurde er am 25. morgens durch den Generaladjutanten Oberst Dammers in das königliche Hauptquartier zu Groß-Behringen geleitet. Die dort stattfindenden Unterhandlungen führten zu einem von den beiden Genannten am nämlichen Tage abgeschlossenen Waffenstillstande, welcher bis auf weiteres gelten sollte. A. setzte von dem getroffenen Abkommen den in Eisenach befehligenden General v. Goeben in Kenntniß und reiste über Gotha nach Berlin zurück. General Vogel v. Falckenstein, der Oberbefehlshaber der den Hannoveranern gegenüberstehenden preußischen Streitkräfte, welchen unmittelbar von dem getroffenen Uebereinkommen in Kenntniß zu setzen A. versäumt hatte und der nur durch seinen Untergebenen Goeben davon erfuhr, kehrte sich jedoch an die Abrede nicht und, ehe noch die Frage der Gültigkeit der mit A. geschlossenen Uebereinkunft befriedigend festgestellt war, traf in der Person des Oberst v. Döring ein zweiter Abgesandter aus Berlin in Gotha ein.

Im J. 1870 führte A. das IV. Armeecorps (Magdeburg) nach Frankreich in das Feld. Nächst dem VI. hat dieses von allen Corps den geringsten Antheil an Kämpfen gehabt. Anfangs zur II. Armee des Prinzen Friedrich Karl von Preußen gehörend, dann der nach Beendigung der Kämpfe bei Metz neugebildeten, dem Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellten Maasarmee überwiesen, hat das Corps nur am 30. August bei Beaumont in der Feldschlacht

eine hervorragende Rolle, hier aber auch die bedeutendste, gespielt. Vor Paris, wo ihm sein Platz im Nordwesten der Stadt auf dem rechten Seineufer angewiesen war, richtete sich keiner der von den Belagerten unternommenen Ausfälle gegen die dem Corps anvertraute Stellung. Die von General v. A. trotzdem geleisteten Dienste wurden durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes beider Classen, des Ordens pour le mérite und einer Dotation anerkannt. Am 10. October 1872 trat er in den Ruhestand, zog sich nach Gernrode im Harz zurück und ist dort am 30. Juni 1881 gestorben. B. v. Poten.

Alzog: Johannes Baptist A., katholischer Kirchenhistoriker, geboren am 29. Juni 1808 in Ohlau in Schlesien, † am 1. März 1878 zu Freiburg. Er machte seine Gymnasialstudien zu Brieg, studirte Theologie und Philosophie zu Breslau und Bonn, war dann von 1830 bis 1833 in Aachen als Hauslehrer thätig und empfing am 4. Juli 1834 in Köln die Priesterweihe. Am 28. Februar 1835 wurde er an der Akademie Münster zum Doctor der Theologie promovirt, worauf er als Professor der Kirchengeschichte und Exegese an das Clericalseminar in Posen berufen wurde, welches Amt er bis 1844 bekleidete. Hier leistete er auch dem Erzbischof Martin v. Dunin gute Dienste in dem Streite um die gemischten Ehen. Im J. 1844 folgte er einem Rufe nach Hildesheim als Domcapitular, Professor und Regens des Priesterseminars. In dieser Stellung wurde er im J. 1848 als mitberathender Theologe zu der Versammlung der deutschen Bischöfe in Würzburg zugezogen. Im J. 1853 wurde er als Professor der Kirchengeschichte an die Universität Freiburg berufen, wo er am 4. März 1854 seine Antrittsrede hielt und seitdem bis an seinen Tod in sehr erfolgreicher Weise in diesem Lehramte thätig war. 1854 erhielt er auch den Titel eines Geistlichen Raths. Im J. 1863 unterzeichnete er mit Döllinger und Haneberg die Einladung zu der Münchener Gelehrtenversammlung. Im J. 1869 wurde er als Consultor bei den Vorarbeiten für das Vaticanische Concil nach Rom berufen. Am 28. Februar 1878 wurde er von einem Schlagflusse getroffen, der am nächsten Tage seinen Tod zur Folge hatte. — Alzog's litterarische Thätigkeit wird eröffnet durch seine Promotionsschrift über die Principien der katholischen Schriftauslegung: „Explicatio Catholicorum systematis de interpretatione literarum sacrarum. Commentatio theologico-polemica“ (Monasterii 1835). Das Hauptwerk seines Lebens, die Kirchengeschichte, erschien in Mainz zuerst 1841 unter dem Titel: „Universalgeschichte der christlichen Kirche vom katholischen Standpunkte. Lehrbuch für theologische Vorlesungen“. In rascher Folge erschienen von dem praktischen Lehrbuche, das einem wirklichen Bedürfniß entgegenkam, eine Reihe von weiteren Auflagen unter dem Titel: „Universalgeschichte der christlichen Kirche. Lehrbuch für akademische Vorlesungen“ (2. Aufl. Mainz 1843; 3. Aufl. 1844; 4. Aufl. 1846; 5. Aufl. 1850; 6. Aufl. 1854; 7. Aufl. 1859). Mit der 8. Auflage gestaltete A., der fortwährend verbessernd und erweiternd an dem zu immer größerem Umfange anwachsenden Buche gearbeitet hatte, dasselbe zu einem umfangreicheren zweibändigen Handbuche um, das seitdem noch dreimal erschien: „Handbuch der Universal-Kirchengeschichte“ (8. Aufl. 1866 und 67; 9. Aufl. 1872); endlich in 10. Auflage nach Alzog's Tode als „Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte“ neubearbeitet von seinem Nachfolger auf dem Lehrstuhle, F. X. Kraus (2 Bände, Mainz 1882). Inzwischen war das Werk auch in verschiedene fremde Sprachen, in das Französische, Spanische, Italienische, Portugiesische, Böhmische, Polnische, Englische und Armenische übersetzt worden (vgl. Kraus, Gedächtnißrede S. 8). Als Auszug aus dem Handbuch ließ A. einen „Grundriß der Universal-Kirchengeschichte, zunächst für akademische Vorlesungen“ (Mainz 1868) erscheinen. Ein nicht weniger geschätztes und verdienstvolles Lehrbuch war Alzog's zweites Hauptwerk, der „Grundriß der Patrologie

oder der ältern christlichen Literärgeschichte" (Freiburg i. Br. 1866; 2. Aufl. 1869; 3. Aufl. unter dem Titel „Handbuch" 1876; 4. Aufl. nach Alzog's Tode 1888). Auch dieses Buch wurde ins Französische übersetzt. — In Hildesheim gab A. mit seinen Collegen am Seminar (Gams, Mattes, F. W. Koch, G. J. Müller) die „Theologische Monatschrift" heraus (2 Jahrgänge, Mainz 1850 und 1851). Von A. sind darin die Aufsätze: „Ueber die Reformbewegungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Kirche" (I. Jahrg. 1850, S. 77—81; 588 bis 611; 861—881); „Der römische Katechismus und seine Beziehungen zur Pastoraltheologie" (II. Jahrg. 1851, S. 175—187), und einige Recensionen. Der Hildesheimer Zeit gehört ferner an: „Katholisches Gebet-, Gesang- und Betrachtungsbuch" (Mainz 1849). Der Freiburger Zeit gehören noch folgende kleinere Arbeiten an: die der Beförderung der patristischen Studien unter den Studirenden dienende Textausgabe: „Sancti Patris nostri Gregorii Theologi vulgo Nazianzeni oratio apologetica de fuga sua. Textum cum selectis annotationibus ad editionem monachorum Ord. S. Benedicti e congr. Mauri edidit Jo. Bapt. Alzog" (Freiburg 1858; 2. Aufl. 1869); die im Freiburger Diöcesan-Archiv veröffentlichten Arbeiten: „Ueber Nicolaus Weislinger, ‚Pfarrherrn zu Capell unter Rodeck im Breyßgau'. Zur Verständigung über seine Person und seine literarische Thätigkeit" (Bd. I, 1865, S. 405 bis 436); „Itinerarium oder Raisbüchlin des P. Conrad Burger, Conventual des Cisterzienser-Klosters Thennenbach und Beichtiger im Frauen-Kloster Wonnenthal vom J. 1641 bis 1678" (Bd. V, 1870, S. 247—358; Bd. VI, 1871, S. 73—157); „Die deutschen Plenarien (Handpostillen) im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts [1470—1522]. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Volksbildung in jener Zeit, besonders in Süddeutschland" (Bd. VIII, 1874, S. 255—330; auch separat im Buchhandel erschienen, Freiburg 1874); ferner noch die akademischen Schriften: „Antrittsrede, gehalten am 4. März 1854 an der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg" (Freiburg 1854); „Commentatio de litterarum Graecarum atque Romanarum studiis cum theologia christiana conjungendis" (Freiburg 1857; Programm zum Jubiläum der Universität). Ferner redigirte A. die beiden ersten Jahrgänge (1857 und 1858) des von ihm begründeten, seit dem 4. Juli 1857 erscheinenden „Freiburger Katholischen Kirchenblattes". Wesentlichen Antheil nahm A. auch an der Herausgabe der Schrift: „Des P. Ildephons v. Arx Geschichte der Herrschaft Ebringen im J. 1792 aus alten Urkunden gezogen, dem Druck übergeben von Joseph Booz" (Freiburg 1860). Endlich schrieb A. für Aschbach's Kirchenlexikon die Artikel: „Baronius" (I, 470—475) und „Kirchengeschichte" (III, 811—823); für das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte eine Anzahl von Artikeln, darunter die umfangreicheren: „Bluthochzeit, Pariser" (II, 48—56); „Calvin, Calvinismus" (II, 274—282); „Willigis" (XI, 1103—1108); „Rücktritt zur katholischen Kirche" (XII, 1049—1062). — Als Gelehrter gehörte A. der historischen Schule an, deren Begründung sich an Möhler's Namen knüpft. Wie in dem ebenso religiös gläubigen als wissenschaftlichen Geiste, mit welchem er den Gang der Kirchengeschichte betrachtete, folgte er dem Vorgange Möhler's auch darin, daß er den kirchengeschichtlichen Unterricht, sehr zu dessen Vortheil, in die engste Beziehung zu den patristischen Studien setzte. Die „hervorstechenden Merkmale seines persönlichen Wesens und seiner Stellung im öffentlichen Leben", wie in der Wissenschaft, waren, wie Kraus ihn charakterisirt, Besonnenheit und Mäßigung. Er war „ein Mann des Juste-Milieu; er hat in schwierigen Umständen der Kirche als vermittelnde Persönlichkeit gute Dienste geleistet und eine wirklich kirchliche Gesinnung an Tag gelegt"; man konnte ihn einen „liberalen Mann" im besten Sinne nennen, „hätte das Wort seinen ehrlichen Klang bewahrt",

während bei der Liebe zur Kirche und der Ehrfurcht vor ihrer Autorität, die ihn immer beseelte, Niemand weiter als er von dem falschen Liberalismus, oder was man heute so unter diesem Schlagwort versteht, entfernt sein konnte.

F. X. Kraus, Gedächtnißrede auf Johannes Alzog. Freiburg i. Br. 1879. — Simar im Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1878, S. 15; dasselbe im Katholik, 1878, II, S. 318 f. — Hergenröther im Kirchen-Lexikon, 2. Aufl., I, 668. Lauchert.

Amalaberga, Nichte Theoderich's des Großen (s. A. D. B. XXXVII, 703), ward von diesem zu Anfang des VI. Jahrhunderts, gemäß seinem Streben, durch Verschwägerungen die germanischen Königsgeschlechter sich näher zu verbinden, mit Hermanfrid, wol dem mächtigsten der gleichzeitigen (mindestens im ganzen drei) thüringischen Gaukönige, vermählt. Ihr Schicksal nach dessen Niederlage durch die verbündeten Franken und Sachsen (a. 531) und bald darauf folgendem Tod ist unbekannt.

Quellen und Litteratur s. bei Dahn, Die Könige der Germanen, II, 1862, S. 142; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, I, 2, 1898, S. 245, IV, Berlin 1889. Dahn.

Amalafrida, Schwester Theoderich's des Großen, wurde von diesem, gemäß seinem Trachten, durch Verschwägerungen die germanischen Königsgeschlechter sich näher zu bringen, als Wittwe mit dem (gleichfalls verwittweten) König der Vandalen in Afrika, Thrasamund (a. 496—523), dem glänzendsten Herrscher dieses Volkes nach dem gewaltigen Geiserich, vermählt (vor a. 510): die engste Verbindung der beiden germanischen Staaten gemein-gothischen Stammes, zumal gegenüber dem gemeinschaftlichen Feinde, Byzanz — war die einzig richtige Staatskunst für beide. Theoderich gab der Schwester ein Ehrengeleit von 1000 (?) Vornehmen seines Dienstadels und diesen 3000 gemeinfreie Krieger zur Bedienung mit und schenkte ihr als Mitgift das für die Vandalen wegen seiner strategischen Bedeutung wichtige Vorgebirge Siciliens, Lilybaeum; die Byzantiner wollten daher die der Braut persönlich zugewendete Schenkung nach deren Tod nicht als Zubehör des Vandalenreiches gelten lassen; ein auf die Abgrenzung bezüglicher Gedenkstein mit der Inschrift „finis inter Vandalos et Gotos“, ist erhalten. Nach Thrasamund's Tod (a. 523) führte der Nachfolger Hilderich (a. 523—530) einen schroffen höchst verderblichen Umschlag in dem Verhältniß des Reiches zu den Ostgothen und zu Byzanz herbei. Unter allen Germanenstaaten der Zeit am zwingendsten aufeinander angewiesen waren Vandalen und Ostgothen: ihnen drohte die nächste Gefahr von Byzanz; sie konnten am leichtesten zur Abwehr sich unterstützen, ihre Streitmittel zu See und Land ergänzen. Wie viel schwieriger würde sich Belisar's Unternehmen gegen die Vandalen gestaltet haben, hätten diesen die mächtigen und nahen Gothen von Italien aus Hülfe geleistet, was bei Erhaltung der von Thrasamund (s. A. D. B. XXXVIII, 134) gepflegten Freundschaft sicher geschehen wäre. Statt dessen wurde das gothische Sicilien der Hauptstützpunkt für den Angriff auf Afrika und förderte Flotte und Reiterei der Byzantiner so wesentlich, daß die Gothen behaupten konnten, nichts so kräftig wie ihre Hülfe habe den Sieg Belisar's herbeigeführt. Den Bruch mit den Gothen verschuldete Hilderich oder ließ ihn doch geschehen. Er beschuldigte A. gefährlicher Umtriebe gegen König und Reich der Vandalen — etwa Unterwerfung durch die Ostgothen? — und veranlaßte sie so, Schutz bei den Feinden und Nachbarn der Vandalen, den freien Berbern („Maurusier“, sagen die Quellen) zu suchen. Aber bei Kapsa kam es zu einem Gefecht (wol zwischen den verfolgenden Tausendschaften Hilderich's mit Amalafrida's begleitenden Gothen (und jenen Berbern?); die Schwester des großen Theoderich ward gefangen und starb im Kerker, wahrscheinlich ermordet. Ihre

Gothen wurden erschlagen. Ihr Bruder (gest. a. 526) konnte bei der damals sein Reich bedrohenden Gährung im Innern einen Rachezug nach Afrika nicht wagen, noch viel weniger sein Nachfolger, der Knabe Athalarich und dessen Mutter, die Regentin Amalaswintha. Doch unterstützte nun die Regierung zu Ravenna in jeder Weise den Feldzug Belisar's, indem sie ihm Sicilien und dessen reiche Mittel zur Verfügung stellte.

Quellen und Litteratur: Dahn, die Könige der Germanen, II, München 1862, S. 161, 164; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, I, Berlin 1898, S. 177—180, 244. Dahn.

Amalarich, Westgothenkönig a. 507 (bezw. a. 516)—531, Sohn des Westgothenkönigs Alarich II. und der Theodegotho, einer Tochter Theoderich's des Großen, geboren schon in Moesien, also c. a. 483, von einem Nebenweibe, was bei Anerkennung durch den Vater keinerlei Rechtsmangel zur Folge hatte. Theoderich suchte planmäßig durch Verschwägerung die germanischen Königsgeschlechter sich näher zu verbinden, zumal behufs Abwehr der gefährlich um sich greifenden Macht des Merowingen Chlodowech (s. A. D. B. IV, 128). Allein dieser ließ sich auch durch Theoderich nicht von den Angriffen auf seine Nachbarn abhalten. Gegen die ketzerischen (arianischen) Westgothen führte er einen katholischen Kreuzzug (a. 507): auf den „vocladischen Feldern" am Clain, zwei geographische Meilen nordwestlich von Poitiers, verlor Alarich II. Sieg und Leben; der erst fünfjährige A. ward von treuen Anhängern über die Pyrenäen in den spanischen Theil des Westgothenreiches geflüchtet, nicht nur vor den verbündeten Franken und Burgunden, zumal vor einem Stiefbruder, Gesalich, einem Bastard Alarich II., der nach dem entfallenen Königsstabe griff, Anhang fand und zu Narbonne, der Hauptstadt des gallischen Westgotengebiets, zum König gewählt wurde. Wir erfahren von dem Knaben und Jüngling nichts, bis Chlodowech und seine Verbündeten, die Burgunden, von den Heeren Theoderich's, der, von den Byzantinern in Italien bedroht, erst spät (a. 508) für den Enkel mit den Waffen einschreiten konnte, zurückgetrieben waren und Gesalich nach wechselnden Schicksalen (s. den Artikel Thrasamund) (a. 511) vernichtet war. Theoderich übernahm nun die ihm als Muntwalt zustehende Regentschaft über A., die er durch seinen „Waffenträger", den Ostgothen Theudis (s. A. D. B. XXXVII, 736) ausübte. Thatsächlich machte dieser Statthalter, durch Heirath mit einer vornehmen spanischen Erbin allzumächtig geworden, sich von Theoderich unabhängig und an Stelle Amalarich's zum Herrscher im Westgothenreich. Als aber der große König zu Ravenna gestorben war (a. 526), wagte Theudis doch nicht, den nun 24jährigen A., der zu Narbonne war erzogen worden — seit a. 522 führt er den Königsnamen — vom Thron auszuschließen. Vielmehr herrschte dieser nun selbständig, in solcher Stellung auch anerkannt von Theoderich's Tochter Amalaswintha (s. A. D. B. I, 380), die für ihren noch nicht waffenfähigen Sohn Athalarich (s. A. D. B. Nachträge) die Regentschaft führte: sie lieferte den von Carcassonne nach Ravenna gebrachten westgothischen Königsschatz aus und verzichtete auf die bisher von Theudis an die ostgothische Staatscasse bezahlten Abgaben. Zugleich fand eine Theilung des westgothischen Besitzes in Gallien statt, den Theoderich als Muntwalt Amalarich's ebenfalls beherrscht hatte. Dieser trat nun das Gebiet zwischen Alpen und Rhone an das Ostgothenreich ab, ungefähr die ehemalige römische „Provincia" (Narbonnensis), so daß nur ein nicht eben breiter Küstenstrich, im Norden und Westen von den fränkischen Eroberungen, im Osten von den Ostgothen begrenzt, den Westgothen in Gallien verblieb, dessen Hauptstadt das feste Narbonne bildete; der Rhone schied jetzt die zwei gothischen Reiche. Und da in den letzten zwanzig Jahren, vereinzelt wol auch früher schon, häufig Ehen zwischen West- und Ostgothen, viel-

leicht, — gegen die Gesetze — auch zwischen Gothen und Römern, auch zwischen Römern der jetzt zu trennenden Gebiete geschlossen worden waren, war eine Regelung der Staatszugehörigkeit erforderlich; diese wurde dahin getroffen, daß jeder in solcher Ehe lebende Mann das Wahlrecht erhielt, an dem Wohnort (vielmehr wol der „origo") seiner Frau zu bleiben oder diese in das Gebiet seines Volkes mitzuführen; die Friedlichkeit und Ordnung der ganzen Auseinandersetzung läßt vermuthen, daß noch die Weisheit Theoderich's diese Bestimmungen getroffen hatte, welche auch die gefährlich offen liegenden Zugänge der Franken nach Italien der schwächeren und minder betheiligten westgothischen Bewachung abnehmen und den zunächst bedrohten und, wie es damals schien, mächtigeren Ostgothen in die Hände legen sollten. Allein nach des großen Königs Tod gewährte auch sein Reich nicht mehr hinreichenden Halt gegen die stets auf Angriff ausgehenden Franken: ängstlich, „die Macht der Franken fürchtend", suchte A. sich vor diesen zu sichern durch Heirath mit Chrotechildis, der Tochter Chlodowech's († a. 511) und Schwester der vier merovingischen Theilkönige. Allein schon diese erste Verschwägerung eines Westgothenkönigs mit jenem Geschlecht sollte — wie in der Folge noch mehrere — statt Frieden und Freundschaft Krieg und Blutvergießen herbeiführen; diesmal wegen des Gegensatzes des westgothischen Arianismus zu dem eifrig katholischen Bekenntniß der Merovingen; es gereichte jenem Reich zu schwerem Unheil, daß es, allerdings nicht ohne triftigen Grund, den Katholicismus als eine politische Gefahr mißtrauisch beobachtete und nicht selten verfolgte. Im Anfang zwar seiner Regierung gewährte A. der katholischen Kirche in seinem Reiche ziemlich freie Bewegung: — er ließ sie a. 527 ein Concil in Toledo (das II.) halten — aber später wollte er seine Gattin mit Gewalt zur Annahme des Arianismus zwingen und mißhandelte die tapfer Widerstrebende so lange, bis sie ihren Bruder Childibert (I) von Paris zu ihrer Befreiung herbei rief; der Sage nach sollte ein Tuch, befleckt von ihrem unter dem Schlage Amalarich's vergossenen Blut den Meroving mit stummer Beredsamkeit zur Rache mahnen. Ein Sohn Chlodowech's bedurfte kaum solchen Aufrufs zum Kriege; bald zog Childibert gegen Narbonne: hier in heißer Schlacht geschlagen floh A. und fand den Tod entweder in dieser Stadt bei deren Erstürmung, bevor er das gesuchte Asyl einer (katholischen) Kirche erreichte, oder — nach anderem Bericht — zu Barcelona, wohin er zu Schiff entkommen war, durch sein eigenes meuterisches Heer, vielleicht nicht ohne geheime Mitwirkung des Theudis, der nun den Thron bestieg. Childibert trat mit reicher Beute den Rückzug an, auf welchem die befreite Schwester starb.

Quellen und Litteratur: s. Dahn, die Könige der Germanen, II, 1862, S. 151, V, 1870, S. 116 f.; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, I, 2, 1898, S. 245, 367. Dahn.

Amberger: Joseph A., katholischer Theologe, geboren am 19. März 1816 zu Pfahl in der Pfarrei Unterviechtach in Niederbaiern, † am 19. October 1889 zu Regensburg. Die Gymnasialbildung erhielt er in Straubing und absolvirte dann in den Jahren 1833—1838 die philosophischen und theologischen Studien am Lyceum zu Regensburg. Am 20. September 1838 empfing er die Priesterweihe und feierte am 8. October seine Primiz in der Pfarrkirche zu Unterviechtach. Für das Lehramt in Aussicht genommen, wurde er veranlaßt, seine Studien während des nächsten Jahres an der Universität München fortzusetzen, wo er am Anfang des Jahres 1840 zum Doctor der Theologie promovirt wurde. Darauf war er zunächst als Caplan zu Obermünster in Regensburg thätig, wurde aber schon am 3. Januar 1841 von König Ludwig I. zum Subregens des Georgianums in München ernannt, am 25. Juli 1842 daneben zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechts in der theologischen Facultät.

Am 3. Juni 1845 wurde er nach Regensburg zurückberufen als Regens des dortigen Clericalseminars. Er hielt daselbst auch die Vorlesungen über Pastoraltheologie. Im J. 1852 wurde er auch Domcapitular. Am Schlusse des Studienjahres 1855 sah er sich aus Gesundheitsrücksichten genöthigt, das Amt des Regens niederzulegen, übernahm dasselbe, sowie die Professur der Pastoral aber später zeitweilig nochmals, als sein Nachfolger Joh. Bapt. Dirschedl im J. 1858 gestorben war. Seit dem Ende der sechziger Jahre machte ihm ein schweres Augenleiden, das ihn mit völliger Erblindung bedrohte, das Lesen und Schreiben unmöglich. Dazu kamen lange und schwere Leiden des inneren Organismus; eine Herzlähmung setzte dem Leben des 73jährigen ein Ziel, nachdem er noch ein Jahr zuvor am 20. September 1888 im Kloster Metten sein 50jähr. Priesterjubiläum hatte begehen können. — Als Regens des Georgianums verfaßte A. die dem praktischen Bedürfniß der Geistlichen dienende Schrift: „Die Sakramentalien der katholischen Kirche“ (München, im Verlage des kath. Büchervereins 1841; ohne Amberger's Namen). Seine Münchener Vorlesungen über Kirchenrecht wurden in Lithographie vervielfältigt, in 2 Quartbänden. Als im Jahre 1849 von verschiedenen Seiten und mit verschiedener Tendenz der Ruf nach Diöcesansynoden erhoben wurde, trat auch A. für die Erneuerung des Synodalinstituts ein, indem er zur Orientirung in streng kirchlichem Geiste die Schrift veröffentlichte: „Der Klerus auf der Diöcesansynode. Ein kirchliches Gemälde“ (Regensburg 1849. Vgl. dazu Drey in der Theologischen Quartalschrift 1849, S. 638—663). Das Hauptwerk seines Lebens, die „Pastoraltheologie“, erschien zuerst zu Regensburg 1850—1857 in drei Bänden; 3. Auflage 1870; 4. Auflage in vier Bänden 1883—1886. Der besondere Werth und Reiz dieses großen Werkes liegt, neben den reichlichen Mittheilungen aus der älteren kirchlichen und besonders aus der patristischen Litteratur, nach Linsenmann in der „hohen und idealen Auffassung des Autors von seiner Aufgabe und vom Beruf und Wirken des Seelsorgers“. „So viel ist jedenfalls sicher, daß Amberger's Auffassung und Methode geeignet ist, sein Publicum für die hohen Ziele der Seelsorge zu begeistern, und daß er es versteht, die Lehren, Gesetze und Einrichtungen der Kirche in ihrer Anwendung auf das seelsorgerliche Wirken von einem erhabenen Standpunkte aus zu interpretiren.“ „In A. lebt noch ein edles Stück von Bischof Sailer's Geist.“ (Theol. Quartalschrift 1884, S. 527—531.) A. beschäftigte sich auch Jahre lang mit dem Plan einer Biographie Sailer's und mit der Sichtung und Ordnung des Materiales für dieselbe; die Ausführung war ihm jedoch nicht mehr vergönnt.

G. Jakob, Dr. Joseph Amberger, Regensburg 1890. (Mit Porträt.) Derselbe im Deutschen Hausschatz, 16. Jahrg. 1889/90, Nr. 15, S. 228 bis 230. — Andr. Schmid, Geschichte des Georgianums in München (Regensburg 1894), S. 307 f. (Porträt S. 313). Lauchert.

Ambros: August Wilhelm A., berühmter Musikhistoriker, war als Sohn eines Postmeisters und Landwirthschaftsbesitzers am 17. November 1816 zu Mauth bei Prag geboren. Sein wohlhabender Vater ließ ihn sorgfältig erziehen und bestimmte ihn für die Beamtenlaufbahn. Seinen musikalischen Anlagen schenkte er absichtlich geringe Aufmerksamkeit. Die ersten Proben davon lieferte das Kind, als es noch auf dem Arme getragen, viele böhmische Lieder, die ihm seine Wärterin vorsang, bald auswendig wußte, und, kaum daß es reden und gehen gelernt, einige italienische Arien, die seine Mutter, eine Schwester des bekannten Musikhistorikers und Hofrathes Rafael Kiesewetter, vorgetragen, auf dem Clavier nachzuklimpern versuchte. Sechsjährig weilte er vorübergehend in Brünn, Preßburg und Wien, zehnjährig trat er ins Kleinseitener Gymnasium ein. Auf Betreiben der Mutter nahm er Unterricht im Zeichnen

und besuchte später auch die Malerakademie in Prag, was seinen Hang zur bildenden Kunst sehr bestärkte. Eine noch leidenschaftlichere, ja unwiderstehliche Hinneigung hatte ihn, insbesondere seit er 1832 Mozart's Don Juan gehört, zur Musik erfaßt, doch wollte der praktisch gerichtete Vater von seiner Ausbildung gerade in dieser Kunst nichts wissen. A. war daher insgeheim aufs Selbststudium beschränkt und mußte sich aus Türk's „Anleitung zum Generalbaßspielen", Reicha's Compositionslehre und ähnlichen Werken Rath holen. Auch benützte er eifrig die Gelegenheit, bei einer für die Bühne studirenden jungen Sängerin, welche er am Clavier begleitete, verschiedene Bruchstücke aus älteren und neueren Opern kennen zu lernen. 1839 erlangte er das Doctorat der Rechte und trat, nachdem er Hofrath Kiesewetter in Wien aufgesucht, der ihm die Urschrift seiner Musikgeschichte vorlegte und seine reichhaltige Sammlung zeigte, und danach sich in Nürnberg, Dresden, Leipzig und Berlin aufgehalten, was seinen Malersinn neu belebte, 1840 in den Staatsdienst. Zugleich war er als Musikkritiker thätig, spielte manchmal in Prag öffentlich in Concerten und schrieb für die neubegründete Schumann'sche „Neue Zeitschrift für Musik" unter dem Versteckname „Flamin, der letzte Davidsbündler" Aufsätze, welche die Aufmerksamkeit der musikalischen Kreise auf ihn lenkten. 1848 ward er mit dem unter den damaligen Zeitumständen sehr heiklen Amt eines Staatsanwaltes in Preßsachen betraut. Das Jahr zuvor hatte er sich mit der Ouverture zu Tieck's „Genoveva" mit Erfolg vor die Oeffentlichkeit gewagt, welches Tonwerk er späterhin, um einem Vergleich mit der auf den gleichen Stoff verfaßten Musik des ihm eng befreundeten Robert Schumann zu entgehen, der Vernichtung weihte. Auch eine Ouverture zu Shakespeare's „Othello", welche ihm von Seite eines so strengen Kunstrichters wie Tomaschek Lobsprüche eintrug, ward, von ihm dirigirt, mit Beifall aufgenommen und seither in London oft gespielt. Eine gleich günstige Aufnahme fand seine Ouverture zu Calderon's „Der wunderthätige Zauberer". Im J. 1850, wo er sich verheirathete, fand die Aufführung seines Stabat mater statt. In der Folge erschienen einige vornehmlich Schumann's Spuren folgende kleinere Arbeiten, wie die „Wanderstücke", „Landschaftsbilder", „Kinderstücke", ein Trio und Lieder. Messen, eine in B und eine in A-moll, welch letztere A. für seine gelungenste Composition ansah, gelangten zur Aufführung. Auch eine böhmische Oper Bretislaw a Jitka ward von A. vertont. Sein Ruf als Musikschriftsteller war mittlerweile seit dem Erscheinen von „Die Grenzen der Musik und Poesie" 1856, einer geistvollen Gegenschrift zu Hanslick's „Vom musikalisch Schönen", in weite Kreise gedrungen. Von da an hatte er dem thatkräftigen Einstehen Franz Liszt's für ihn manche wichtige Förderung zu verdanken. A. war mittlerweile zum Oberstaatsanwalt-Stellvertreter vorgerückt und hatte auch das Referat in Musik und bildender Kunst in der „Prager Zeitung" inne. Von der k. k. Akademie der Wissenschaften durch Subventionen unterstützt, unternahm er zu Forschungszwecken wiederholt Reisen nach Italien (nach Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel). 1869 ward er zum außerordentlichen Professor der Musikwissenschaft in Prag ernannt. In Wien, wohin er 1872 übersiedelte, ward er dem Justizministerium zugetheilt, unterrichtete den Kronprinzen Rudolf in der Kunstgeschichte, trug am Conservatorium Musikgeschichte vor und versah das Amt eines Musikkritikers in der „Wiener Zeitung". In Plänen zu einer neuerlichen italienischen Forschungsreise sich wiegend, wobei er (wie er gegen mich äußerte) sich insonderheit auf das Studium der Werke Stradella's freute, starb er nach zehntägigem Krankenlager, von seiner Wittwe und acht Kindern tief betrauert, am 28. Juni 1876 am Rothlauf.

Mit ihm wurde ein großer Gelehrter zu Grabe getragen, der durch er-

staunlichen Fleiß, Reichthum an Phantasie sowie seine gründliche Einsicht in den Werdegang der Tonkunst sich die Stellung einer Autorität auf musikhistorischem Gebiete errungen. Wie in den schon oben erwähnten „Grenzen der Musik und Poesie" hatte er auch in den „Culturhistorischen Bildern aus dem Musikleben der Gegenwart" sowie in den „Bunten Blättern" viel Geistreiches und Anregendes geboten. Wie man auch immer über Einzelnes darin denken will, so läßt sich doch nicht verkennen, daß diese Werke, obgleich sie vielfach improvisirt anmuthen (was wol die Folge des von ihm tiefbeklagten „Fluches der inneren Zerspaltung seines Lebens, der Dienerschaft zweier Herren" sein mag), eine feinfühlige Künstlernatur verrathen. Eine gerade, ehrliche Ueberzeugung spricht sich in ihnen aus, ein warmherziger Ton fesselt den Leser. Die Gelegenheit, seine umfassende Gelehrsamkeit zu entfalten, sein profundes Wissen an den Tag zu legen fand A. erst in seiner dickleibigen, leider unvollendet gebliebenen vierbändigen „Geschichte der Musik". In ihr hat er weite Zeiträume der Musikentwicklung mit dem Lichte seines reichen Geistes erhellt und ungeachtet mancher seither überholter Theilstücke sich ein Ehrendenkmal errichtet. Vor allem der das Renaissancezeitalter behandelnde 3. Band ist als eine Musterleistung zu rühmen. Diese die Blüthezeit des katholischen kirchlichen Stiles in sich begreifende Epoche der Musikgeschichte stand seinem Herzen besonders nahe und mit seinem kirchengläubigen Gemüthe im Einklang. Wie er sich in den polyphonen Gebilden der alten Niederländer, Römer, Venezianer am meisten heimisch fühlte, so hatten in der zeichnenden und malenden Kunst vor allen die Praerafaeliten (Giotto, Orcagna, G. da Fiesole) es ihm angethan. Die bildende Kunst stand nach seinem Eingeständniß ihm „von jeher fast so nahe wie die Musik. Allein da ich nicht dilettantisch naschen, meine Thätigkeit nicht zersplittern wollte, wählte ich die Musik". Hier lag denn auch der Schwerpunkt seiner früchtereichen Wirksamkeit. Trotz der Mängel des häufig weitschweifigen, in buntem Detail sich ergehenden, auch mit Bilderwust überladenen und so auf unliebsame Weise an Jean Paul, seinen Lieblingsdichter, gemahnenden Stiles zählte A. in seinem Geltungsbereich zu den Leuchten der Wissenschaft. Sein Bestes, das er geschaffen, wird unvergessen bleiben. Max Dietz.

Amerling: Friedrich von A., Maler, geboren zu Wien am 14. April 1803. A. war Sohn eines Golddrahtziehers, der in ärmlichen Verhältnissen lebte. Friedrich lernte in seiner Jugend kennen, was Noth heißt, und das lebhafte Kind genoß eine nur dürftige Schulbildung; früh begann der Knabe zu zeichnen. Das Bildniß eines Schwesterchens auf dem Todtenbett gilt als erster ernstlicher Versuch, der dazu führte, daß man den begabten Jungen in die Akademie der bildenden Künste schickte. Es war 1816. A. machte rasche Fortschritte, hatte Erfolg in naturgetreuen Bildnissen und fand Anerkennung. Leider reichten die Mittel nicht aus, um den akademischen Unterricht weiter bezahlen zu können. So mußte denn der halb fertige Künstler bei einem Zimmermaler des Verdienens wegen eintreten. Er malte Aushängeschilder, Uhrblätter und viele Bildnisse um kargen Lohn. Vorübergehend, zu Anfang des Jahres 1823, war er in einer Steindruckerei bedienstet, und ein Weniges wurde auch durch Unterricht im Guitarrespiel verdient, das der junge, auch für Musik begabte Mann ohne Anleitung rasch erlernt hatte. Der immer stärker werdende Drang Maler zu werden, führte aber endlich zu einem entscheidenden Schritt. Friedrich kam im September 1823 (oder 1824) zu einem Verwandten nach Prag und besuchte dort die Malerakademie, wo er Bergler's Anleitung genoß. Zwei Jahre ungefähr verblieb er in der malerischen Moldaustadt, aus welcher er wohl nur deshalb fortzog, weil sich aus einer Liebelei einige peinliche Verwicklungen ergeben hatten. Schon damals zeigte es sich, daß die Liebe für

Amerling's Leben ein wichtiger Factor werden sollte. Späterhin war er vier Mal verheirathet, und von einigen mehr oder weniger ernst gemeinten Heirathsanträgen hat man bestimmte Nachrichten. Gegen seine weiblichen Kunden pflegte er, sofern sie jung und hübsch waren, auffallend galant zu sein.

In Kunstberichten aus den zwanziger Jahren wird von einem Bilde mit Dido gesprochen, das A. in Prag geschaffen hatte und das dort 1825 ausgestellt war. Bisher in Wien und Prag hatte A. nur eine etwas hausbackene steife Kunst überliefert erhalten. Ein frischerer künstlerischer Hauch wehte ihn erst in England an, wohin er sich nunmehr begab um Schüler des berühmten Lawrence zu werden. Im Juni 1826 (wie es scheint; eine Quelle nennt auch 1827) reiste A. von Prag ab. In London traf er im August ein. Lawrence nahm ihn freundlich auf und wies ihn an, sich als Eleve in die Malerakademie eintragen zu lassen. Der englische Aufenthalt, der bis in den März 1828 währte, hat ohne Zweifel den Künstler in A. zur Reife gebracht und war von nachhaltiger vortheilhafter Wirkung auf den jungen Mann. Gar manches seiner Werke weist auf englischen Einfluß und geradewegs auf Lawrence hin. An das Amerling'sche Knabenbildniß „Der Fischerknabe“ in der Wiener Galerie sei erinnert, das mit Master Lambton von Lawrence eine mehr als oberflächliche Verwandtschaft bekundet.

Nach den Studien in England, die ihn doch wohl auch vor einige Meisterwerke von Van Dyck's Hand geführt haben dürften, beabsichtigte der junge Maler in Paris bei Horace Vernet zu lernen. Krankheit vereitelte die Ausführung dieses Planes fast gänzlich, wonach auch die Angaben von einem Unterricht bei Vernet zu beurtheilen sind, von denen man gelegentlich in Amerling's Biographie zu lesen bekommt. Denn kaum hatte A. bei Vernet in aller Eile zwei Thierköpfe copirt, als er, heftig erkrankt, alles weitere Arbeiten in Paris aufgeben mußte. Dem Fiebernden erschien nun wieder die Heimath als höchst begehrenswerth, und er reiste ohne viele Umwege nach Wien. Dort traf er gegen Ende des Juni 1828 ein. Bald wieder hergestellt, ließ er sich nochmals an der Wiener Akademie einschreiben, um sich an einem Wettbewerb mit der Aufgabe: Dido auf dem Scheiterhaufen zu betheiligen. Das Bild, das er damals schuf, war 1880 auf der Auction Tirka und 1885 auf der Plach'schen Auction in Wien zu sehen. Das Didobild verschaffte ihm (1828) den Reichel-schen Künstlerpreis und damit den großen Vortheil der Militärfreiheit. Auch wurde sein Name über die Akademie hinaus bekannt. Nach und nach stellten sich in der bescheidenen Künstlerwerkstätte auch Kunden ein, die von A. gemalt sein wollten und einige verhältnißmäßig gute Preise wurden gezahlt. Diesem Zeitabschnitte gehört auch der oben erwähnte „Fischerknabe“ an, der 1830 vollendet ist, sowie ein bemerkenswerthes scharf beleuchtetes Profilbildniß des Bruders Andreas Amerling (es ist datirt 15/4. 1829 und war vor wenigen Jahren in gräflich Breuner'schem Besitz). Das tüchtige Bildniß Josef Redl's von 1828 kam in die Akademie als Aufnahmswerk. Die Namen derjenigen, die sich um 1830 von A. haben porträtiren lassen, füllen eine bunte Liste. Einige Persönlichkeiten stechen besonders hervor, so die Fürstin Gabriele Auersperg und Erzherzog Rudolf. Das Bildniß des Erzherzogs kam später nach Laxenburg in den Lothringersaal der Franzensburg und brachte A. mit dem Wiener Hof in Verbindung, der ihm seither wohlwollende Beachtung schenkte. Um die Mitte August 1831 trat A. eine italienische Reise an, die nahezu 7 Monate dauerte. Venedig entzückte den Künstler. In Rom erreichte ihn der Auftrag, den Kaiser (Franz) zu malen. Das Bildniß des Erzherzogs Rudolf, das dem Kaiser wohl gefallen hatte, war die unmittelbare Veranlassung zu diesem ehrenden Auftrage. Im Februar 1832 reiste A. nach Wien zurück, wo

er sich mit Geschick seines Auftrages entledigte. Den Kaiser Franz hat A. auch später noch einige Male porträtirt. Eines dieser Kaiserbildnisse befindet sich jetzt im Schlosse Schönbrunn, ein anderes war an den Sammler Bühlmeyer gelangt und wurde nach dessen Tode von Kaiser Franz Josef gekauft, ein weiteres befindet sich zu Laxenburg im kleinen Speisesaal der Franzensburg. Damals (1832) entstand auch das farbenfrische wenngleich wenig getroffene Bildniß der Baronesse Woyna (vermählten Benedek), das in der Galerie zu Graz aufgestellt ist. Zu nennen sind noch die Bildnisse des Freiherrn Speck-Sternburg und seiner Gemahlin (1832 und 1834; seither zu Lützschena bei Leipzig), der etwas schwache Paulus, der für's Belvedere gekauft wurde (1833), ein vorzügliches Bildniß mit vier lebensgroßen Figuren aus der gräflichen Familie Breuner (datirt 1834; im Besitz der Herzogin von Ratibor), „Eine schlafende Fischerin" und „Eine Betende" (1835 besprochen), das Bildniß des Dr. Bischoff von Altenstern (1836). Sie und zahlreiche andere gehören in diese vielleicht glücklichste Periode des Malers, in welcher er zeitweise eine überraschende Schöpferkraft an den Tag legte. Eine äußerliche Anerkennung stellte sich damit ein, daß A. 1836 wirkliches Mitglied der Akademie wurde.

Im August 1832 hatte A. sich mit Antonie Kaltenthaler vermählt, die ihm mehr als zehn Jahre lang eine zärtliche, frohe, verständnißinnige Lebensgefährtin blieb und auch über gesellige Talente verfügt haben dürfte. Amerling's hielten offenes Haus für Künstler verschiedener Art und für andere Persönlichkeiten, die ihnen interessant erschienen. Der Claviervirtuos J. Fischhof gehörte dem frohen Kreise an. Franz Liszt, den A. 1838 porträtirte, war dort wiederholt zu finden. Von Schriftstellern verkehrten dort A. R. v. Perger, Joh. Graf Mailáth, E. Melly, L. A. Frankl. Der Dichter Carlo de Guaita soll die persönlich anregendste Erscheinung an der Amerling'schen Tafelrunde gewesen sein. Vorwiegend waren es aber Maler und zwar solche aus der Gruppe Gauermann, Höger, Danhauser, die sich an A. anschlossen. Die Schrotzberggruppe und der Kreis Führich's blieben ferne. Die meisten seiner Freunde hat er gemalt. In jener Zeit entstanden auch viele für den heutigen Geschmack süßliche Einzelfiguren von Orientalinnen, Italienerinnen u. s. w., unter denen übrigens die Lautenspielerin von 1838 (Galerie der Wiener Akademie) als tüchtig hervorsticht. Viele Bildnisse hervorragender Personen wurden 1836 in Mailand gemalt, einige auch in Berlin. Daß A. auf einer Reise nach dem Haag und nach Amsterdam 1837 künstlerisch thätig gewesen wäre, ist dagegen unwahrscheinlich. 1838 entstand ein Bildniß des 8jährigen damaligen Kronprinzen Franz Josef, das später in den Besitz des Erzherzogs Karl Ludwig gelangte. Beachtenswerth ist unter den vielen Werken aus jener Periode auch ein „Taubenmädchen", das 1840 vollendet wurde. Es ist merkwürdig sicher hingeschrieben.

So erfolgreich auch des Künstlers Schaffen in Wien sich gestaltete, so zog es A. doch wieder nach Italien, besonders nach Rom, wo er mit seiner Familie am 1. April 1841 eintraf. Der Aufenthalt in der ewigen Stadt bot ihm, wie konnte das anders sein, ungeheuere freudige Anregung künstlerischer Art, wurde jedoch durch Krankheit und Tod der Gattin (Mitte April 1843) in der traurigsten Weise abgeschlossen. A. kehrte nach Wien zurück, wo ihn ein neuer Schlag, der Verlust der geliebten Mutter, treffen sollte. Ihn aus der drückenden Stimmung zu reißen, veranstalteten die Wiener Freunde ein Willkommfest. Unter den Arbeiten der römischen Zeit muß das Bildniß Thorwaldsen's hervorgehoben werden, das nachträglich in die fürstlich Liechtenstein'sche Galerie gelangt ist. Eine „Römerin" von 1841 befand sich später in Ferd. Waldmüller's Besitz, und eine „Italienerin" aus demselben Jahre sah man auf der Versteigerung Julius Trenkler (Wien 1885). „Ein Negermädchen" aus 1843 wurde vom

Fürsten Liechtenstein gekauft. In Wien malte A. 1844 den Dichter Oehlenschläger, der damals vorübergehend daselbst verweilte, 1845 den jungen Fürsten Johann v. u. z. Liechtenstein zu Pferd, späterhin (nach einer neuerlichen Romfahrt) den 17jähren Kronprinzen Franz Josef. Einen nur episodischen Anstrich hat Amerling's zweite Verheirathung im J. 1844. Der übereilt geschlossene Bund wurde nach wenigen Wochen wieder gelöst. Während der Revolution 1848 floh A. zeitweise aus Wien. Vorübergehend kehrte er, um emsig zu arbeiten, wieder zurück. Ganze Reihen von Bildnissen wären aus jenen Jahren zu nennen. Um jene Zeit wurde A. geadelt (nach Mittheilungen L. A. Frankl's zu schließen). Spätere Jahre brachten ihm noch andere Auszeichnungen (Deputationen, Orden und Aehnliches). Eine Reise nach Constantinopel (1854) bot malerische Anregung; sie war aber sonst wenig ergiebig, wogegen in Wien bedeutsame Werke geschaffen wurden, unter denen die Bildnisse der Fürsten Obrenovich und Windischgrätz (letzteres ein Reiterbildniß aus 1855, ausgestellt 1857 im österreichischen Kunstverein), des Marschalls Nugent, der Gräfin Nako, des Dichters Grillparzer als Beispiele genannt seien. Zahlreiche andere Bilder aus jenen Jahren kamen in die alten Wiener Sammlungen (z. B. zu Arthaber, Beroldingen, Tirka, Gall). Die Galerie Arthaber enthielt auch frühere Werke des Künstlers.

Sparsam und bedürfnißlos, wie A. war, hatte er es bereits zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Seine Bildnisse, obwohl nunmehr schon merklich verflacht und manierirt, wurden glänzend bezahlt. Im J. 1857 trat A. zum dritten Mal vor den Traualtar. Er vermählte sich mit der Tochter Emilie des Wiener Architekturmalers Heinrich, mit der er glücklich bis zu deren Tode (1880) zusammen lebte. Die Mittel, die ihm zu Gebote standen, verwendete er u. a. auch darauf, einer alten Leidenschaft nachzuhängen, dem Sammeln von Kunstwerken aus älterer Zeit. Um die Mitte der 50er Jahre hatte sich bei ihm eine solche Menge von Kunstgegenständen angesammelt, daß sie ihm die Wohnung zu sprengen drohten. Er suchte nach einem neuen geräumigeren Heim und fand es in dem malerisch nahe der Wien gelegenen Schlößchen Gumpendorf. Dort richtete er sich wohnlich ein und die Kunstsammlung wurde in malerischer Weise aufgestellt. Im Gumpendorfer Schlößchen wohnte der Künstler, zahlreiche große Reisen abgerechnet, bis an sein Lebensende. 1881 ging der greise Künstler eine vierte Ehe ein und zwar mit Marie geborenen Nemetschke verwittweten Paterno. A. ging damals schon ein wenig gebeugt, und gemalt wurde nur mehr aus Gewohnheit, weniger aus innerer Nöthigung. Das Gedächtniß wurde schwach und mancherlei körperliche Leiden stellten sich nach und nach ein. Einige große Reisen (1882 nach Spanien, in den nächsten Jahren nach Belgien, England und Schottland, zum Nordcap, nach Constantinopel, Athen, 1886 nach Aegypten und Palästina) boten Zerstreuung und freundliche Eindrücke. Nur von der Palästinafahrt kehrte der Künstler auffallend geschwächt und bedenklich krank zurück. Noch einmal erholte sich die kräftige Natur, doch bald sollte es zu Ende gehen. A. verschied am 14. Januar 1887.

Am Abende seines Lebens hatte ihn der Verlust seines Bruders Josef betrübt. Josef A. starb im November 1885 als k. k. Oberst im Ruhestande. Er hinterließ seines edlen Gemüths wegen ein freundliches Andenken. In der Familie vertrat er einen wissenschaftlichen Zug nicht nur in den militärischen Fächern, sondern auch in kunstwissenschaftlicher Beziehung. Seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Länderkunde und Ethnographie waren anerkannt. Man verdankt ihm auch biographische Mittheilungen über den Maler, die in Kabdebo's Kunstchronik (II S. 81 ff.) abgedruckt sind. Josef A. starb im 68. Lebensjahre. Bruder Andreas, gleichfalls Militär, starb 59 Jahre alt im October 1879.

Ein Sohn des Malers, der gleich dem Vater Friedrich hieß und künstlerisch angelegt war, verstarb 1850, erst 15jährig.

Amerling ist für die deutsche und besonders die Wiener Bildnißmalerei von Bedeutung. Er vertritt in den ersten Jahren seiner künstlerischen Reife die guten Eigenschaften des altwiener Porträts und vermittelte dem vormärzlichen Wien überdies etwas vom Farbenzauber der englischen Maler, die damals den gleichzeitigen Genossen in anderen Ländern überlegen waren. Obwohl Lawrence (vorübergehend) in Wien thätig war, hatte er doch in der Wiener Malerei keine bleibenden Spuren hinterlassen. Es war A. vorbehalten, aus England einen merklichen Einschlag von dieser Seite ins Gewebe zu bringen. Eine Zeit lang war A. ohne Zweifel der beste Bildnißmaler in den Ländern deutscher Zunge. Seine Bildnisse aus den 30er und 40er Jahren sind fast ausnahmslos tüchtige, oft geradewegs geniale Schöpfungen, was besonders bei den Gruppenbildern zum Ausdruck kommt. Sie haben einen echt künstlerischen Werth, der den Modegeschmack nunmehr schon ziemlich lange überdauert hat. Anders steht es um die Charakterfiguren Amerling's, wie er deren im Geschmack Riedl's, L. Pollak's und Anderer so viele geschaffen hat. Sie waren ehedem sehr gesucht, sind aber nunmehr als leer und wirklich meist geistlos in den Hintergrund geschoben. Resi oder Kathi aus Hernals und Ottakring, verkleidet als Morgenländerin oder Italienerin erscheint uns heute läppisch. Vielleicht werden einige Sittenbilder mit unverkleideten österreichischen Modellen auch für die Zukunft Bedeutung bewahren. Für geschichtliche Darstellungen mangelte es dem Künstler an Bildung und Wissen. Dagegen gelang ihm gelegentlich ein Wurf in der idealen Landschaft.

A. war ein ungewöhnlich fruchtbarer Künstler. Er dürfte weit über 2000 Werke geschaffen haben. War gerade kein Auftrag auszuführen, so malte er gelegentlich Eigenbildnisse, deren viele erhalten sind, u. A. in den Uffizien zu Florenz und in der Wiener Akademie. Hie und da zeigte er sich geradewegs als Schnellmaler. Von einigen gelungenen Köpfen Amerling's ist es beglaubigt, daß sie in wenigen Stunden gemalt sind. Mit Gelehrsamkeit hat A. sich niemals gequält, und ihm mangelte nicht weniger als Alles dazu, Schüler heranzubilden. Trotzdem schlossen sich eine Zeit lang jüngere Talente ihm an, die gelegentlich als Schüler Amerling's genannt werden. Einigermaßen kann man bei Josef Borsos und Josef Aigner von einem Schulzusammenhang mit Amerling sprechen. Sonst werden noch Charles Vesque von Püttlingen, Julie Mentzel, Franz Boutibonne, Richard Anschütz, ein Rosenberg und Hummel im Gefolge Amerling's genannt.

Die Kunst Amerling's war niemals eigentlich realistisch. Man kann sie, besonders in der mittleren und späten Zeit des Malers als eine entschieden idealistische betrachten, als eine, die aufs Gefällige ausgeht, ohne dabei gefallsüchtig zu sein. Zugeständnisse, die nicht seiner künstlerischen Empfindung entsprachen, hat er wohl niemals gemacht, doch schob er sich selbst die Natur zurecht, bis sie ihm gefiel.

A. als Mensch machte auf die Meisten den Eindruck eines großen Kindes, das recht lieb, aber auch recht unartig und albern sein konnte. Er war sein lebelang naiver Naturbursche, doch hatte seine Naivität gelegentlich auch etwas Dummdreistes oder etwas Gemachtes. Ein gutes Herz schlug ihm in der Brust.

Als Kunstsammler verdient A. noch ein Wort. Er suchte Gegenstände zu erwerben, die seinen künstlerischen Blick anregten, befriedigten. Geschichtliches Interesse zog ihn selten und oft in mißverstandener Weise zu den alten Kunstwerken hin. Demnach hatte seine Sammlung einen mehr malerischen, als kunstgeschichtlichen Charakter. Er wollte sie unter gewissen, schwer zu erfüllenden

Bedingungen der Stadt Wien vermachen. Diese trat jedoch die Erbschaft nicht an, wonach der Amerling'sche Kunstbesitz an die Wittwe fiel.

Hormayr's Archiv für Geschichte, Kunst und Litteratur von 1832. — Pietznigg's Mittheilungen aus Wien (dreißiger Jahre). — L. A. Frankl's Sonntagsblätter. — Förster und Kugler's Kunstblatt, 1847. — Ant. v. Perger, Die Kunstschätze Wiens. — Kugler, Handbuch d. Gesch. d. Malerei, 1867. — Fr. Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst (1. Aufl. 1876). — Muther, Malerei des 19. Jahrhunderts. — Kabdebo's und Lützow-Seemann's Kunstchronik (passim, besonders aber XXIV. Jahrgang, Nr. 6). — Zeitschrift f. bildende Kunst, XXIII. — R. v. Eitelberger, Gesammelte Kunsthistorische Schriften I. — Die Wiener Tagesblätter aus der Zeit von Amerling's 80. Geburtstage (1883): Deutsche Zeitung vom 16. April 1883 (J. M. Aigner). — Wiener Zeitung vom 5. September 1885. — M. M. v. Weittenhiller, Schloß Gumpendorf und seine Besitzer (1886). — Zahlreiche Nekrologe in den Wiener Tagesblättern und in vielen deutschen illustrirten Zeitschriften (1887). — Beilage zur Münchener Allgem. Ztg. vom 19. Januar 1887, Nr. 19. — Kunst für Alle, 1. März 1887 (C. v. Vincenti). — Neue Freie Presse vom 12. Juni 1889 (K. v. Thaler). — Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt, 24. August 1895. — Georges Meyer, Erinnerungen (Carl Rahl), 1879, S. 162, 164. — L. A. v. Frankl, Friedrich v. Amerling, ein Lebensbild (Wien, Pest, Hartleben 1889). — Lott, Bericht über die Studienjahre an der Akademie der bildenden Künste (Wien 1892). — Nagler's Künstlerlexikon. — Jul. Meyer, Künstlerlexikon. — Herm. Al. Müller, Biogr. Künstlerlexikon. — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. österr. Kaiserstaates. — Kabdebo, Handlexikon österr. Künstler u. Kunstverwandten (Artikel Aigner u. Alconière). — Bötticher, Malerwerke d. 19. Jahrh. — Ungezählte Kataloge v. Sammlungen, Versteigerungen u. Ausstellungen, bes. d. Katalog d. Amerlingausstellung im österr. Kunstverein 1880 und d. histor. Ausstellungen v. 1877, 1880 u. 1891 (Wien). — Persönl. Erinnerungen. Th. v. Frimmel.

Amiet: Josef Ignaz A., Staatsschreiber des Kantons Solothurn, schweizerischer Geschichtsforscher, geboren zu Solothurn am 1. Februar 1827, † daselbst am 28. Mai 1895. Ein unermüdlich fleißiger Forscher und Sammler, widmete A. alle freie Zeit neben seinem Berufe — er war durch die Archivregistratur, seit 1853, durch das erste Secretariat der Staatskanzlei, 1856, bis 1861 in das Amt eines Staatsschreibers seines Heimathkantons emporgestiegen — den historischen Studien, und so lange er lebte, war er neben Fiala (siehe d. Art.) und dem durch seine sprudelnde Lebhaftigkeit sich sehr wesentlich von seinem stillen Wesen unterscheidenden, 1883 verstorbenen Juristen, Numismatiker, Antiquaren, Dichter Jakob Amiet eine Hauptstütze des 1851 von ihnen begründeten geschichtsforschenden Vereins des Kantons Solothurn; außerdem diente er der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz von 1857 bis 1874 als Secretär und nahm an deren Arbeiten stets regen Antheil. Seine umfangreichste Arbeit, die ganz neue Aufschlüsse bietende Studie: „Die französischen und lombardischen Geldwucherer des Mittelalters namentlich in der Schweiz" bot er 1876 und 1877 im „Jahrbuche" dieser Gesellschaft, wo später auch noch, 1886, „Nachrichten über Hans Waldmann aus den ersten Jahrzehnten seines Lebens" erschienen. Seine höchst zahlreichen weiteren Arbeiten, zur Geschichte, Topographie, Kunstgeschichte Solothurns zumeist, sind theils separat, als Widmungen für die schweizerische Gesellschaft, für den Berner historischen Verein, dessen Ehrenmitglied A. schon seit 1855 war, dann in verschiedenen Zeitschriften zu Tage getreten. Außerdem hatte A. Vieles in Collectaneen aufgespeichert, und aus diesem gesammelten Material bot er in

autographischer Reproduction in den letzten Jahren seinen Correspondenten größere Abschnitte aus der Geschichte der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Der „Anzeiger für schweizerische Geschichte“, der auch vielfach durch A. unterstützt wurde, enthält, Band VII, S. 422 u. 423, die ganze litterarische Arbeit in Uebersicht der Titel.

Vgl. die dort, S. 423, aufgezählten Nekrologe, sowie auch a. a. O., S. 306.

Meyer von Knonau.

Amplonius: A. von Berka, Arzt, Theologe und Bibliothekgründer, geboren gegen 1363/64, † April 1435. Nach ihrer Herkunft nannten sich A. und seine Familie Rating oder Ratingen; da der Familienname aber noch nicht fest war, so bezeichnete A. sich wieder allermeist nach seiner Vaterstadt Rheinberg am Niederrhein als A. von Berka oder Berke. (Vgl. 22. December 1433: opidum et parrochia Berckensis, Coloniens. diocesis. Mitth. d. Ver. f. Gesch. u. Alt.-K. von Erfurt Heft 9, S. 140.) Die Herkunftsbezeichnung von der Büchen (de Fago) wird nur gelegentlich von ihm, gewöhnlich aber von seinen Söhnen Amplonius und Dionysius gebraucht. Auf seine, als eines Sohnes bemittelter Eltern Ausbildung wurde viel gewandt, und der von jung auf strebsame genoß an verschiedenen Orten Unterricht. Im J. 1383 finden wir ihn in Soest, wo Heinrich von Orsoy, Rector der Patrocluskirche, sein Lehrer ist. Wenn dieser dem früheren Schüler 1397 eine schöne Boethiushandschrift des 13. Jahrhunderts schenkt, so weist dies auf des A. schon frühzeitig auf das Sammeln von Büchern gerichteten Eifer. Kurz vor 1385 besucht er die älteste deutsche Hochschule zu Prag, wo er am 9. December d. J. zum ersten Baccalaureatsgrade in der philosophischen Facultät zugelassen wird und am 20. Mai 1387 den Magisterhut (biretum) erhält. Er übt dann daselbst pflichtmäßig eine zweijährige Lehrthätigkeit, doch finden wir ihn im November 1388 schon wieder in Soest. Bereits seit jungen Jahren den naturwissenschaftlichen und heilkundlichen Studien zugewandt geht der Prager Magister 1391 an die zwei Jahre vorher eröffnete Universität Köln, wo er den Baccalaureat der Medicin erwirbt. Darnach finden wir ihn schon am 29. April 1392 in der ersten Immatriculation an der Erfurter Universität, an welche man ihn seines schon erlangten Rufes wegen gezogen zu haben scheint. Die reichen Mittel, die ihm mittlerweile zu Gebote standen, gaben ihm Veranlassung, von nun an der Ansammlung eines Bücherschatzes eifriger obzuliegen, und so läßt er von jüngeren Studirenden oder Lohnschreibern eine ganze Reihe von Abschriften in seiner Wohnung anfertigen. Schon jetzt ist hierbei besonders ein Landsmann Heinr. Bruyn von Rheinberg (Brun de Berka) thätig. Kurz vor dem 12. October 1393 muß A. zum Doctor der Medicin promovirt sein. Als solcher ist er am 5. Mai 1394 bis zum Februar des nächsten Jahres Rector der Universität. Aber der überaus strebsame Geist genügte sich auf dieser Höhe noch nicht, sondern suchte in der Wissenschaft „bis zur Erkenntniß der Göttlichkeit und des göttlichen Waltens vorzuschreiten“. Ums Jahr 1395 weisen Spuren auf seine Anwesenheit in Wien; anfangs Februar 1399 ist er zu Köln a. Rh., wird am 25. Juni d. J. daselbst Rector, dann am 8. October als solcher wiedergewählt. Dann tritt er als Leib- und Hofarzt in die Dienste Erzbischof Friedrich's III. von Köln und bricht mit diesem am 24. Mai 1401 zu der von König Ruprecht zum 27. August d. J. ausgeschriebenen Romfahrt auf. Schon am 2. Januar 1402 kehrt er nach Köln zurück. Nun gewinnt er wieder Muße für die Vermehrung seines Bücherschatzes, kauft aus rheinischen Stiftern, aus Frankreich, von einem Joh. v. Waas in Brügge, auch auf der Frankfurter Messe theilweise größere Bücherbestände, besonders aber vergrößert er seine Bibliothek durch Abschriften, die unter seiner Aufsicht gefertigt wurden. Wieder ist hierbei ein

Landsmann Joh. Wyssen aus Rheinberg zu nennen. Seinen Abschreibern vermittelt er wissenschaftliche Vorbildung und auskömmlichen Unterhalt. Daneben ist A. wenigstens bis 1410 als Arzt in Köln thätig (1407 heißt er phisicus et theologus, clericus Agrippinensis). Bis zum Jahre 1412 lebte er in einer glücklichen und mit Kindern gesegneten Ehe. Von zwei Söhnen, Amplonius und Dionysius, verfolgte der ältere als Arzt und Gottesgelahrter ganz die Studien seines Vaters, während der jüngere sich nur dem geistlichen Stande widmete; daneben wurden ihm zwei Töchter, Helena und Agnes, geboren. Als nun aber A. die höheren Weihen und ansehnliche Pfründen erhielt, sah er sich durch die Satzungen genöthigt, sich von seiner Frau, der aus Herford gebürtigen Kunigund v. Hagen — sie lebte noch 1433 als venerabilis et honesta matrona — mit deren Einwilligung scheiden zu lassen. Die Töchter traten in das Clarissinnenkloster zu Mainz, wohin auch die Mutter gegangen zu sein scheint.

Da nun A., der seit dem 1. Mai 1412 als Pfründner und Chorbischof zu St. Aposteln in Köln erscheint, sich und die Seinigen geistlich versorgt und für die zur Vorbereitung der Söhne noch erforderlichen Mittel das nöthige ausgesetzt hatte, so schritt er dazu, den wichtigsten seiner von Jugend auf gesammelten Schätze, seine ansehnliche Büchersammlung, in geeigneter Weise sicher unterzubringen, auch deren weitere Mehrung thunlichst zu befördern. In einer zu Köln am 1. Mai 1412 ausgestellten Urkunde führt er diese Absicht aus durch die Gründung des nach ihm benannten Amplonianischen Collegs. Als Sitz dieser auf 15, später auf 17 Stellen berechneten Genossenschaft hatte er, als eine gediegene privilegirte deutsche Universität, Erfurt ausgewählt. Zunächst nur für diese Collegiaten, die aus 13 Magistern und nur 4 einfachen Studenten bestehen sollten, war die Benutzung jenes litterarischen Schatzes bestimmt, der bis auf gewisse Ausnahmen nur in dem Studorium oder Lesezimmer benutzt werden sollte. Der Zweck des Collegs war die Ausbildung der Studenten zu Magistern der Artistenfacultät und der letzteren zu Doctoren der übrigen Fächer. Nach des Amplonius Stiftung war das Collegium nur zur Bildung von Studenten der Kölner Diöcese bestimmt. Machte sich hierin seine stark ausgeprägte Liebe zur engeren Geburtsheimath geltend, so war dies noch weit mehr der Fall bei der Vertheilung der einzelnen Pfründen. Von 15 Stellen wies er nicht weniger als neun seiner kleinen Vaterstadt Rheinberg zu, deren Unterrichtswesen ihm überhaupt sehr am Herzen lag. Die übrigen Stellen kamen auch auf rheinisch-westfälische Städte und Personen, denen er durch Jugendunterricht und durch seine und seiner Frau Familienbeziehungen nahe stand: Soest, Herford, Erpel.

Vor der Enteignung fertigte er gegen 1410—1412 ein noch erhaltenes Verzeichniß seiner Bücher mit vielen Bemerkungen. Einen großen Theil seines Schatzes lieferte er sofort aus, die übrigen sollten, nebst weiter zu machenden Erwerbungen, nachfolgen. Die Stadt Erfurt, die den Werth dieser Stiftung für ihre Universität zu würdigen wußte, überwies dem Collegium ein ansehnliches, später durch Hinzukauf noch vergrößertes Haus „zur Himmelpforte“ (ad portam coeli) in der Michaelisstraße, frei von allen bürgerlichen Lasten, zum Besitze, übernahm die Verzinsung der zur Stiftung gehörigen Capitalien, sowie deren Vertheilung an die Stipendiaten. A., der zwischen 1417 und 1423 neben seiner Kölner Pfründe auch noch die Stelle eines Dechanten des St. Victorstifts zu Mainz besaß, war ums Jahr 1420 in einen sehr unerquicklichen, lang hingezogenen Rechtsstreit mit dem Rathe zu Erfurt, der Einrichtungen seines Collegs wegen verwickelt. Nachdem durch den päpstlichen Auditor Guillermus Maligener am 27. Januar 1423 eine für Erfurt günstige Entscheidung herbeigeführt war, stellte A. unterm 22. September d. J. einen zweiten Stiftungsbrief über das

Colleg aus, der viel ausführlicher und genauer als der erste war. Von den 17 Pfründen sollen, der Opfer wegen, die Erfurt gebracht hatte, zwei vom Rath zur Verleihung an Stadtkinder bestellt werden. Noch wiederholte, theils sehr eingehende spätere Bestimmungen aus den Jahren 1433 bis 1434 bekunden die kräftige Antheilnahme des A. an dieser seiner Stiftung. Durch Vertretung war er bis an sein Ende, das um Ostern 1435 (es fiel damals auf den 17. April) jedenfalls in Köln erfolgte, Dechant seines Collegs, welche Würde dann auf seine Söhne überging. A. ist einer der edelsten Vertreter des wissenschaftlichen und geistlichen Strebens seiner Zeit. Dem entspricht auch die Bedeutung der von ihm begründeten Bibliothek, die in ihrer Art ihresgleichen sucht. Wol reichen auch auf deutschem Boden Stifts- und Klosterbibliotheken in eine noch frühere Zeit hinauf, aber keine, auch keine deutsche Universitätsbibliothek gibt es, die in solchem Umfange ein Gesammtbild des wissenschaftlichen Strebens jener beziehungsweise frühen Zeit darböte. Schon für die Kunde des Materials und des Schriftwesens ist jener Schatz hochmerkwürdig. Was den äußeren Umfang betrifft, so übergab A. im J. 1412 gegen 640 Bände, ein Bestand, der bis an sein Lebensende noch bedeutend vermehrt wurde. Dem Wunsch des Stifters gemäß fügten auch später die Collegiaten noch manches hinzu, darunter seit Erfindung des Buchdrucks auch eine Anzahl Wiegendrucke. Immerhin war diese Vermehrung im Vergleich zu dem Amplonianischen Schatze keine bedeutende. Vor ihren mancherlei Einbußen mag die Sammlung gegen 1200 Bände stark gewesen sein. Seit 1837 der königlichen Bibliothek in Erfurt einverleibt ist die besonders aufgestellte Sammlung jetzt 978 Bände stark. Am schwächsten ist das kanonische Recht vertreten. Das Fehlen der humanistischen Litteratur erklärt sich aus der Zeit der Entstehung. Eine Seite der Amplonianischen Stiftung, die noch genauerer Prüfung bedarf, ist die Bedeutung, die sie als Pflanzschule gelehrter Abschreiber weit über die Grenzen der eigenen Sammlung hinaus gewann. Wir sehen nämlich, wie es auswärts in Bibliotheken nicht nur Handschriften gibt, die als anerkanntes ehemaliges Zubehör der Amplonianischen Sammlung durch Verkauf oder in anderer Weise aus ihr entnommen wurden — so eine ganze Reihe zwischen 1709 und 1729 von Lothar Franz, Grafen von Schönborn, der von 1695 bis 1729 Erzbischof von Mainz war: es gibt auch auswärts Handschriften, die im 15. Jahrhundert von Mitgliedern des Amplonianischen Collegs zur Himmelpforte geschrieben sind, ohne daß sich vermerkt fände, daß sie einst zu jener Sammlung gehörten, so z. B. cod. lat. 31 der Universitätsbibliothek zu Leiden vom Jahre 1456 (Harzzeitschr. 11 [1878] S. 467 f.) und eine jetzt auf französischem Boden zu Epinal befindliche Handschrift, welche den Hierosolymita des Ekkehard von Aura enthält, vom Jahre 1459. Es bleibt zu prüfen, welche Bedeutung die gelehrte Amplonianische Schreiberschule durch eine derartige Vermehrung des litterarischen Apparats für Private oder auswärtige Bibliotheken gewann.

H. Weißenborn, Amplonius Ratingk de Berka und seine Stiftung. Erfurt 1878; — Ders., Urkunden zur Gesch. des Amplonius de Fago, in Heft VIII und IX der Mittheil. d. Ver. f. die Gesch. u. Alterth.-Kunde von Erfurt. Erfurt 1877 u. 1880, und besonders W. Schum, Beschreibendes Verzeichn. d. Amplon. Handschr.-Samml. z. Erfurt. Berlin 1887. Vorwort S. V—LVIII. Ed. Jacobs.

Amthor: Eduard A., geboren am 19. Juli 1820 zu Themar in Meiningen, † am 3. Juli 1884, war ursprünglich als Sohn eines Pfarrers für den geistlichen Stand bestimmt, studirte nach Besuch des Coburger Gymnasiums in Leipzig Philologie und orientalische Sprachen. Frühzeitig entwickelte er große Neigung für Litteratur, und litterarische Thätigkeit brachte ihn in Verbindung

mit Gelehrten und hervorragenden Buchhändlern, darunter T. O. Weigel, Spamer, Meyer, dem Begründer des Bibliographischen Instituts. Als Bibliothekar bei ersterem, dem Nestor aller Bücherfreunde, hatte er Gelegenheit, eine ebenso seltene wie kostbare Büchersammlung kennen zu lernen und auch studiren zu können. Unternommene Reisen nach Frankreich und England führten nicht zur Erfüllung seines Wunsches, im Consulatsdienst Stellung finden. Er siedelte nach Hildburghausen über, beschäftigte sich litterarisch, letzteres vorzugsweise für das Bibliographische Institut und wirkte außerdem als Sprachlehrer. Später begründete er daselbst eine Handelsschule, die er 1864 nach Gera verlegte, wo sie jetzt noch, zu hoher Blüthe entwickelt, weiter besteht. Als Buchhändler trat A. 1866 auf, wo er in Gera ein Verlagsgeschäft begründete und sich mit der Herausgabe von Atlanten und Lehrbüchern für den Schulgebrauch, sowie auch von Reisebüchern, zumeist von ihm selbst bearbeitet und geschrieben, beschäftigte; die letzteren erfreuten sich bald eines wohlverdienten Rufes und machten seinen Namen im Buchhandel weit bekannt und geschätzt. A. war nicht nur als Buchhändler und Gelehrter, sondern auch als Mensch eine interessante Persönlichkeit. Als Krüppel geboren und einem freudlosen Dasein entgegenlebend, wurde er durch ärztliche Kunst und den Opfermuth seines Vaters zu einem gesunden Menschen gemacht. Geistesreichthum und sprühender Witz zeichneten ihn aus; harte Schicksalsschläge wußte er mit Standhaftigkeit zu tragen. Die Neigung, zu reisen und die Welt kennen zu lernen, war eine ausgesprochene Eigenart dieses Mannes. Die Früchte dieser Reisen waren seine Reisehandbücher, die gleichzeitig erkennen lassen, welch' scharfer Beobachter A. war und über welch' tiefes Gemüth er verfügte. Seine von ihm begründete Firma ging noch vor seinem Tode 1883 an seinen Sohn Max A. über. Karl Fr. Pfau.

Anders: Franz Julius A., Stenograph, geboren am 17. November 1816 in Bautzen, † in Berlin am 30. Januar 1869. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen besuchte A. das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann Arzneiwissenschaft auf der medicinischen Akademie zu Dresden und der Universität zu Leipzig, wo er auch promovirte und die ärztliche Prüfung ablegte. Anfänglich in Dresden und später als Militärarzt in Leipzig prakticirend wandte er sich mehr und mehr der Beschäftigung mit der Stenographie zu, die er 1838 in Dresden bei Gabelsberger's Schüler Franz Wigard erlernt hatte. Schon 1839—1840 und wiederum 1842—1843 fungirte A. in Dresden als amtlicher Stenograph bei Aufnahme der Landtagsverhandlungen. In Leipzig gründete er am 4. Juli 1846 den ersten Stenographenverein der Gabelsberger'schen Schule, der noch heute besteht und sich im Laufe der Jahre zu einer großen Körperschaft entwickelt hat. Im J. 1847 siedelte A. auf Anregung des Handelskammerpräsidenten Hansemann als Stenographielehrer nach Aachen über und von da 1848 mit dem Minister gewordenen Hansemann nach Berlin, wo er seinen ärztlichen Beruf vollständig fallen ließ. Wir finden ihn dort zunächst als Privatsecretär bei Hansemann, dann als amtlichen Stenographen beim Ersten Vereinigten Landtage, in der preußischen Nationalversammlung 1848, im preußischen Herrenhause (I. Kammer), deren stenographisches Bureau er 1849 bis 1855 leitete, und im norddeutschen Reichstage 1867. Entschiedener Gegner des Stolze'schen Systems suchte er der Gabelsberger'schen Stenographie in Berlin durch Unterricht einen festeren Grund zu geben und gründete dort 1849 und nochmals 1862 Gabelsberger'sche Vereine. Als Theoretiker war A. minder bedeutend, doch wählte ihn die erste Versammlung Gabelsberger'scher Stenographen in München 1852 mit zum Preisrichter bei dem Ausschreiben eines guten kleinen Lehrbuches der Gabelsberger'schen Stenographie, und 1864—1868 gehörte er dem Systemausschuß der Gabelsberger'schen Schule als Mitglied an. Auch seine

litterarische Thätigkeit war inhaltlich nicht von wesentlicher Bedeutung. Außer Beiträgen für die Münchener Stenographischen Blätter verfaßte er 1852 das Werkchen „Gabelsberger und seine Verdienste um die Stenographie“ und ließ 1855 (Cöslin bei Hendeß) den „Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Litteratur der Stenographie“ erscheinen. Diese letztere Veröffentlichung fand ihrer Zeit als erste besondere deutsche Arbeit über den Gegenstand Beachtung, kann aber jetzt nur noch historisches Interesse beanspruchen. Sie ist bei allem Fleiß nicht wissenschaftlich gehalten, sondern eine unkritische und wenig zuverlässige Compilation in phrasenreicher Ausdrucksweise und mit mancherlei Wunderlichkeiten. Die thatsächlichen Nachrichten hat A. aus einer Menge von Fachwerken zusammengetragen; die angehängte bibliographische Uebersicht beruht zum großen Theil auf Namur's Bibliographie paléographico-diplomatico-bibliologique générale (Lüttich 1838). Bei der Unsicherheit des stenographischen Berufs, in dem es damals noch viel weniger feste Anstellungen gab als jetzt, hatte A. oft mit Noth zu kämpfen, blieb aber trotzdem der stenographischen Sache treu ergeben. Von andauernder Krankheit und zunehmenden Mißlichkeiten erlöste ihn der Tod am 30. Januar 1869 im Berliner Krankenhause. Den größten Theil seiner mit vielen Opfern angesammelten stenographischen Fachbibliothek, auf deren Grund sein „Entwurf“ entstanden war, hatte er schon 1857 an das Königl. Stenographische Institut in Dresden veräußert.

R. Fischer, Briefe Gabelsberger's an Heger, Posener und Anders (1890), S. 123 ff. — R. Fischer in der Wiener „Stenographischen Correspondenz“ 1894, Nr. 1, S. 3 f. — F. W. Käding, Stolze-Bibliothek Bd. 3 u. 4, S. 65 f. — E. Krumbein, Kurzgefaßte Geschichte der Gabelsberger'schen Schule, S. 8 ff. u. 64. — E. Zehl, Der Gabelsberger-Stenographenverein zu Leipzig 1846 bis 1896, S. 1 ff. — Lobeck im „Archiv für Stenographie“ 1856, Nr. 85, 87 u. 88. Mitzschke.

Anderssen: Adolf A., verdienstvoller Gymnasiallehrer von großem pädagogischem Geschick, insbesondere für den Unterricht in mathematischen und philosophischen Fächern, sowie in der deutschen Sprache und Litteratur, allgemein bekannt aber durch seine hervorragende Meisterschaft im Schachspiel, welche ihm einen dauernden Weltruf gesichert hat. Geboren am 6. Juli 1818 als Sohn eines Handelsmannes zu Breslau genoß A. von 1830—1838 die Vorbildung auf dem Elisabeth-Gymnasium dieser Stadt, an deren Hochschule er nachher bis 1843 Mathematik und Philosophie studirte, um dann 1845 die Lehrerprüfung zu bestehen. Ein Jahr darauf sehen wir ihn als Candidat des höheren Schulamtes sein amtliches Probejahr bei dem Friedrichs-Gymnasium in Breslau abhalten. Am Schlusse dieses Schuljahres empfing A. ausdrücklich die directoriale Anerkennung, daß er „mit großem Eifer und gutem Erfolge unterrichtet habe“. Doch schon im Sommer 1849 verließ A. seinen amtlichen Wirkungskreis, um eine sehr vortheilhafte Privatstellung als Hauslehrer in Gr. Machmin (Pommern) anzunehmen. Sein Abgang von der Breslauer Lehranstalt wurde wegen der „trefflichen Ergebnisse, die sein Unterricht erzielt hatte“, als ein „wahrer Verlust für die Anstalt“ bezeichnet. Zwei Jahre darauf, Michaelis 1851, kehrte indessen A., der inzwischen auch große Triumphe als Schachmeister hatte im Auslande feiern können, zu dem Friedrichs-Gymnasium zurück, an welchem er, gern wieder aufgenommen, fortan sein ganzes Leben hindurch, und zwar zunächst als Hülfslehrer, dann seit 1853 als ordentlicher (fünfter) Lehrer, seit 1856 als dritter und seit 1867 als zweiter Professor der Anstalt segensreich für die geistige Entwicklung der ihm anvertrauten Schuljugend wirkte. Jederzeit sein Lehreransehen durch sachlichen Ernst und mit fester Energie sich wahrend verstand er es, wie kaum ein Anderer, seine Schüler je nach ihrem Eigenwesen zu behandeln

und den Unterricht durch praktische Veranschaulichung zu beleben, ja mitunter durch humoristisch derbe Anregungen zu würzen. So kam es, daß A. bei seinen Schülern früh den Ruf eines zwar strengen aber auch hochverehrten Schulgebieters, eines gefürchteten aber auch geliebten Lehrers, von dem man „stets etwas lernen“ könne, sich errang. Zahlreiche rührende Zeichen dankbarer Anhänglichkeit seiner Schüler haben die Erfolge seiner pädagogischen Tüchtigkeit offenbart. Den reichsten Anlaß zu solchen Liebesbeweisen bot drei Jahre vor seinem Tode um Michaelis 1876 die Feier des 25jährigen Amtsjubiläums, zu welcher dem verehrten Lehrer A. außer sonstigen Ehrenbezeigungen auch ein großes ungewöhnlich prachtvoll ausgestattetes Album, angefüllt mit 70—80 Photographien seiner hervorragendsten Schüler, überreicht wurde. Neben seiner amtlichen Lehrthätigkeit fand A. aber auch, abgesehen von Privatstunden, die er an bevorzugte Schüler ertheilte, noch Muße für schriftstellerische Arbeiten zu einzelnen Schulprogrammen, z. B. über den Nachweis der Unmöglichkeit allgemeiner Auflösung der Gleichungen höheren Grades u. dgl.; ebenso übernahm er wiederholt Gelegenheitsreden in der Aula seiner Lehranstalt, wie zu Königs Geburtstag, oder zur 100jährigen Schillerfeier im November 1859 über Schiller als Jugend- und Volksdichter.

So reich nun auch das bürgerliche Berufsleben des energischen und gewissenhaften Mannes sich gestalten mochte, dennoch wird es durch sein Schachleben überstrahlt, zumal er die Geisteserholung des königlichen Spieles während seines ganzen Erdenwallens nicht nur wie einen zweiten Beruf, sondern zugleich mit überwältigenden internationalen Erfolgen gepflegt hat. Ueberall und jederzeit ist er auch in dieser Richtung seines Schaffens mit der ganzen Thatkraft und Schlagfertigkeit seines eigenartigen Wesens eingetreten, ja es ist in seiner Person der Geist des deutschen Schach, dessen Ruhm er zuerst gegenüber dem Auslande hoch emporhob, gleichsam zur Verkörperung gelangt. Dem Grundzuge seiner Natur getreu hat er mit vollem Lebensernst und mit unverwüstlicher Willenskraft eine Geistesthätigkeit geübt, welche doch auch ihm nur als eine Erholung neben seiner eigentlichen Berufsarbeit gelten konnte. So vermochte er denn auch der höheren Berufung, welche ihm zu Gunsten des Schach beschieden war, durch Erfüllung dreier Zwecke, worin sich seine schachliche Lebensaufgabe begreifen läßt, gerecht zu werden. A. hatte vor allem die Verwaltung der deutschen Schachpraxis seiner Zeit überkommen, insbesondere das Amt, die lebendige Ausübung des Spieles unter Rückbeziehung auf die Fortschritte der von ihm mit geförderten Theorie in frischem und wachsendem Flusse zu erhalten. In diesem Sinne hatte er fernerhin die deutsche Meisterschaft und das allgemeine Ansehen der deutschen Schachspielkunst bei allen öffentlichen Gelegenheiten im Inlande wie im Auslande zu vertreten. Endlich traf ihn die Sorge für Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses. Aus allen drei Bestrebungen aber ergab sich zuletzt noch eine besondere Obliegenheit für ihn, die Einsetzung seines vollen Schachansehens, um auch in seinem Vaterlande eine gemeinschaftliche Vereinigung aller strebsamen Schachkräfte für eine wohlorganisirte Förderung des Spieles unter dem Namen des deutschen Schachbundes ins Leben zu rufen. Nachdem diese mit seinem 50jährigen Schachjubiläum im J. 1877 erreichte Krönung seines Schachwirkens kurze Zeit vor seinem Ableben vollzogen worden, war die Erfüllung für ihn gekommen, und sein reiches Leben durfte sich zu Ende neigen.

Die ursprünglichen Anfänge der Schachthätigkeit des Meisters A. reichen in seine früheste Jugend zurück, da er schon als neunjähriger Knabe von dem eigenen Vater in die Grundzüge des Spieles eingeführt wurde. Mit seiner Schulausbildung fällt dann zugleich seine schachliche Lehrzeit zusammen. Hirschel's deutscher „Greco“, Philidor's und Allgaier's Lehrbücher weihten den lern-

begierigen Jünger in die Geheimnisse der Schachkunde ein; sie legten in sein empfängliches Sinnen den Keim zum tieferen Verständniß für die eigenartigen Feinheiten des Bauernspieles wie der Figurenpartie. Eine praktische Bethätigung der aufgenommenen Lehren fand A. im schachlichen Umgange mit den Schulgenossen, später auch mit erfahrenen Schachkennern seiner Vaterstadt, sowie mit durchreisenden Schachgrößen aus Berlin, Wien und anderen Orten. Aber den wirksamsten Einfluß auf sein fortschreitendes Erstarken hatte doch die unausgesetzte eigene Beschäftigung mit dem Schach, namentlich durch das Nachspielen anerkannter Meisterpartien und durch deren scharfsinnige Zergliederung, was ihm während der freien Zeit seines akademischen Studiums Jahre hindurch vergönnt blieb. Auf solchem Wege lernte er die mannichfaltigste Behandlung des praktischen Spieles, die verschiedenartigsten Eröffnungsarten, Angriffs- und Vertheidigungswendungen, insbesondere die eigenthümlichen Feinheiten in Verwendung der einzelnen Figurenarten genauer würdigen. Das nächste Ergebniß dieser Erfahrungen faßte er noch als Student, von künstlerischer Gestaltungslust getrieben, in einer Reihe frei geschaffener Schachbildungen, sogen. künstlerischer Endspiele, zusammen, welche zum ersten Male im J. 1842 unter dem einfachen Titel „Sechzig Aufgaben für Schachspieler“ in die Oeffentlichkeit traten. Es ist ein untrügliches Kennzeichen des wahren Genies, daß es in seinem Schaffensgebiete bahnbrechend vorgeht, und den von A. schon in seinem mittleren Jünglingsalter herausgegebenen künstlichen Spielen ist der eigenartige Stempel jener höheren Originalität unauslöschlich aufgeprägt Doch nicht nur in dem besonderen Gebiete des Aufgabenwesens begründen jene noch heute in ihrer Art mustergültigen Erzeugnisse einen hervorragenden Fortschritt von nachhaltiger Wirkung; sie bergen auch bereits den eigenthümlichen Doppelzug in der später noch bewußter herausgebildeten persönlichen Spielweise ihres Schöpfers, welche in unwiderstehlichem Drange mit ebenso energischer wie fernschauender Planlegung eine tief verborgene Anbahnung entscheidender Wendungen verbindet, hierbei das Nächste mit dem Weitesten verknüpft und über Geistesblitze gebietet, die über alle Grenzen hinausgehen. In der eigenen Praxis des Spieles überwog bei Meister A. freilich die rasch vordrängende mehr glänzende Angriffsweise, welche seiner energischen Natur gemäß ihn, wo es auf die Vertheidigung ankam, doch lieber den kühnen, wenn auch nicht immer glücklichen Gegenangriff von überraschender Wirkung auf den Gegner bevorzugen ließ, in dem Bewußtsein, daß ein Mißgriff in der Abwehr den Gegner zu Fall bringen müsse. Jedenfalls dankte A. diesem Hauptzuge seiner Spielbehandlung den gewaltigen Eindruck, welchen er gelegentlich seiner Rückkehr aus Pommern im Frühjahr 1851 bei den Schachfreunden in Berlin durch sein glanzvolles Spiel hervorrief. Von ihnen zum Vertreter der deutschen Schachkunst für das in London damals ausgeschriebene erste internationale Schachturnier bestellt, hat A. dieses Vertrauen mit großartigem Erfolge gerechtfertigt. Er erfocht, insbesondere durch seinen Sieg über den englischen Großmeister Staunton, in dem internationalen Geisterkampfe dem deutschen Namen einen Triumph, dessen hohe nationale Bedeutung in jener Zeit, die einer freieren Entfaltung des deutschen Geistes nur wenig förderlich war, nicht bloß von den Schachfreunden allein tief empfunden wurde. Später hat A. dann noch zwei Mal, bei den Weltturnieren zu London 1862 und zu Baden-Baden 1870 der deutschen Meisterschaft die Palme erstritten, das letzte Mal persönlich getragen von dem vollen Bewußtsein, daß in dem gleichzeitig entbrannten blutigen Völkerturnier die deutsche Kraft und Kriegskunst schließlich obsiegen werde. Unter den genannten drei Höhepunkten im Schachleben des Meisters A. wird aber stets der Triumph von 1851 voranstehen, welcher zuerst den Schimmer ausländischer Ueberlegenheit brechend das deutsche Selbstgefühl hoch emporhob und Anderssen's

Namen über sein Sondergebiet hinaus mit dem unvergänglichen Zauber volksthümlichen Klanges umwoben hat. Fortan konnte sein festgegründetes Ansehen selbst durch einzelne zeitweise Niederlagen, wie sie das Schachglück keinem sterblichen Meister erspart, nicht mehr und zwar um so weniger erschüttert werden, als sie von A. meist nur durch zu weitgehende Combinationen veranlaßt waren, über welchen der Meister naheliegende aber entscheidende Kleinigkeiten übersehen hatte. In solchem Sinne läßt sich wohl der Ausgang seiner Begegnung mit Paul Morphy Ende 1858, mit Steinitz 1866 u. A., sowie sein geringeres Glück auf den Turnieren zu Manchester 1857, zu Wien 1873 und Paris 1878 richtiger würdigen. Im übrigen zeigte sich A. auch bei diesen wie bei anderen Gelegenheiten im ganzen als der geistig überlegene Schachdenker, welcher durch weit überwiegende Beginnkraft den Verlauf der ganzen Partie zu leiten, den Gegner mit sich fortzuziehen und dem Spiele den ihm selbst eigenen Charakter zu geben versteht. Besonders aber war diese überaus anregende Spielführung, welche den geschickten Pädagogen vom Fach nicht verkennen ließ, wohl geeignet, die Gegner zu schulen und zu tüchtigen Kräften heranzubilden, wie es vornehmlich die später zu eignem hohen Schachrufe gelangten Meister Dufresne, Mieses, Suhle-Neumann, Zukertort, Riemann, Rosanes und manche Andern erfahren haben. Im ernsteren Wettkampfe mit ihnen, sowie im Zusammentreffen bei größeren Turnieren hat A. in der Regel seine überlegene Meisterschaft behauptet. Es sei hier noch erwähnt, daß A., abgesehen von den schon genannten großen Turnieren im Auslande und außer seinen vielen Besuchen in Berlin und Leipzig, auch wiederholt in Köln und Paris verweilte, einmal (1861) die holländischen Schachkreise beehrte und seit 1868 auch die deutschen Schachcongresse durch seine Theilnahme verherrlichte, insbesondere am Rhein (1868 in Aachen, 1869 in Barmen, 1871 in Crefeld, 1878 in Frankfurt a. M., wo er seine letzten Partieen spielte), ferner in Hamburg 1869 und in Altona 1872, endlich zu Leipzig 1871, 1876 und 1877; in der Regel hat er bei diesen Gelegenheiten den ersten Preis erstritten. An den seit 1879 veranstalteten Turnieren des gesamten deutschen Schachbundes, welcher noch unter des großen Meisters Aegide gelegentlich des 50jährigen zu Leipzig mit großem Glanze gefeierten Schachjubiläums begründet wurde, hat A. sich nicht mehr betheiligen können. Denn schon im Frühjahr 1879 am 13. März überwältigte ihn mit dem letzten Matt der für uns alle unüberwindliche Gegner. Unübersehbar war das Geleite, welches dem Entschlafenen, nach einer Feierlichkeit im Trauerhause, zur letzten Ruhestätte auf dem „reformirten Friedhofe“ Breslaus folgte, gebildet aus dem Lehrercollegium des Friedrichs-Gymnasiums und aus sämmtlichen Schülern desselben, ferner aus zahlreichen Vereinsvertretern und persönlichen Freunden, auch aus Schachfreunden von Nah und Fern, die reiche Lorbeerkränze gewidmet hatten. Unverwelklich aber wird der Lorbeer grünen und das ehrenvolle Andenken blühen, welches sich der Verewigte nicht nur als Jugenderzieher, sondern auch in der Geschichte des Schach errungen und im Herzen aller wahren Freunde dieser Geisteserholung für alle Zeiten gesichert hat.

Max Lange.

Adalbert *) (Heinrich Wilhelm A.), Prinz von Preußen, Admiral, der Träger des Flottengedankens in Preußen, geboren am 29. October 1811, † am 6. Juni 1873.

*) Zu S. 688.

In Berlin im Schloß wurden dem Prinzen Wilhelm, jüngstem Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., und der Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, die, seit Januar 1804 vermählt, zwei Töchter jung verloren hatten, Zwillingssöhne geboren, von denen der ältere, Prinz Thassilo, bereits Anfang 1813 wieder starb, der jüngere aber, Prinz A., unter den Kriegsstürmen der folgenden Jahre als lebhaftes, gesundes, liebenswürdiges Kind heranwuchs, so recht im Lande bleibend, zuerst in Berlin und Schönhausen, dann den Sommer über in dem vom Vater 1820 erworbenen Schlosse Fischbach im schlesischen Riesengebirge. Trotzdem aber erwachte in dem Prinzen sehr frühzeitig das lebendige Interesse am Seewesen, das sein Leben bestimmen sollte: „wenn er den Stift braucht, ward's gewöhnlich ein Schiff" wird von dem Knaben berichtet. Von seinen Eltern, dem vornehmsten und edelsten Paare, das den Thron umgab, lesen wir wol, daß ihnen der Anblick des Meeres — zu dem auch sie die Kriegszeit von 1806 verschlug — einen tiefen Eindruck machte; kann aber von dieser Seite des Kindes Neigung von vornherein gelenkt worden sein? Es scheint, als ob sein Jugendgespiele, Graf Julius v. d. Groeben, die Phantasie des Prinzen zuerst mit Erzählungen von den Seefahrten seines Ahnherrn erfüllt hat, des wackern brandenburgischen Seemanns des Großen Kurfürsten, Otto Friedrich's v. d. Groeben, der Friedrichsburg in Westafrika gründete und 1694 seine, des „adeligen Pilgers" „orientalische Reisen" selbst geschildert hat. Auch daß ein Missionar, der in Labrador unter den Eskimos geweilt, dem elfjährigen Prinzen Religionsunterricht ertheilte, mag nicht ohne Einfluß auf seine Vorstellungen geblieben sein.

Dann aber war es kein geringerer als der Feldmarschall Gneisenau, auf Schloß Erdmannsdorf der Nachbar der prinzlichen Familie, selbst ein seebefahrener Mann und von der politisch-strategischen Bedeutung der Seemacht durchdrungen, der bei den häufigen gegenseitigen Besuchen — er stand, wie auch der Freiherr vom Stein, dem prinzlichen Paare besonders nahe — den Jüngling in seiner keimenden Vorliebe vertiefte; als einen der Wenigen, die seine „Marinepassion" damals bestärkten, nennt ihn der Prinz noch 1865 in dankbarem Gedenken.

Jedenfalls hat der junge Prinz bereits auf dem Fischbacher Schloßteiche eine kleine Flotte gehalten, von deren Ergehen die Mutter wiederholt berichtet. Prinzeß Wilhelm, deren Brüder überall in der Welt sich tummelten, hat überhaupt des Sohnes erwachtes Streben verständniß- und liebevoll gefördert. In jener äußerlich thatenlosen Zeit lag wol der bei aller Zartheit energischen und weitherzigen Frau daran, den Söhnen ein weiteres Feld der Bethätigung zu erschließen, als die gewöhnliche Friedenslaufbahn den Prinzen bieten konnte. Der 1817 geborene Bruder, Prinz Waldemar, theilte durchaus die Neigungen Adalbert's, auch er strebte aus der Enge des alltäglichen Lebens hinaus, fremde Länder und Völker zu sehen, war beiden Brüdern der lebhafteste Wunsch.

Beim Prinzen A. müssen diese Neigungen schon früh auf positive Ziele sich gerichtet haben. Er trat, wie jeder preußische Prinz, bei der Gardeinfanterie ins Heer — von 1823 an wird er „à la suite des 4. Garde-Landwehr-Regiments", beim 2. Bataillon (Koblenz) geführt, dessen 1. Commandeur sein Vater war; 1829 findet er sich zugleich „aggregirt beim 2. Garde-Regiment z. F." — aber er wußte sich bereits 1830 eine Dienstleistung bei den Gardejägern zu erwirken, deren Dienst — der freilich damals von dem Jägerideale sich schon weit entfernt hatte — mit der größeren Bevorzugung des zerstreuten Gefechtes und dem Zurücktreten des geschlossenen Exercirens, ihm für preußische Seeleute, die er sich erträumte, als Vorbild vorschwebte. Die wichtigste Schiffswaffe aber ist die Artillerie; ob der Prinz wol das im Auge hatte, als er 1832 der Garde-

artillerie zugetheilt wurde? Jedenfalls blieb er dieser Waffe treu — mit kurzer Unterbrechung einer Dienstleistung beim Regimente der Gardes du Corps, 1834, — auch seine technische Begabung konnte er hier am meisten bethätigen, und er diente in ihr mit solcher Auszeichnung, daß er 1838 zum Obersten befördert, 1839 Mitglied der Artillerie-Prüfungscommission und Führer der Gardeartilleriebrigade, am 31. Juli 1843 aber, als Generalmajor, nach dem Tode des Prinzen August von Preußen „Erster General-Inspekteur der Artillerie“ wurde. Am 31. März 1846 wurde er zum Generallieutenant befördert. Bis dahin aber hatte der Prinz die für seinen eigentlichen Beruf wichtigsten Erlebnisse und Erfahrungen durchgemacht.

Sein Vater war 1830 als Generalgouverneur der Provinzen Niederrhein und Westfalen nach Köln übergesiedelt, der Prinz wurde zu ihm zur Dienstleistung commandirt. Von hier aus unternahm er mit seinem Jugendfreunde Groeben und seinem Adjutanten, dem Sohne Scharnhorst's, im Frühling 1832 eine Reise nach Holland: wie einst der Große Kurfürst, so schöpfte auch der zweite seefahrende Hohenzoller nach ihm aus dieser Quelle seine ersten Kenntnisse des Seewesens. Freilich waren es hier doch nur Erinnerungen einer großen Vergangenheit, die der Prinz vorfand; das wirklich große Leben zur See ging ihm erst auf, als er im Juni 1832 zu dem mächtigen Rivalen der Niederlande, nach England hinüberfuhr. Die Eindrücke, die der 21jährige Prinz hier in dreimonatlichem Aufenthalte gewann, blieben für sein ganzes Leben entscheidend: hier sah er eine Genossenschaft von kriegs- und sturmerprobten Seehelden, eine lebens- und machtvolle Organisation von großen Traditionen und noch weiter aufsteigender Zukunft, Einrichtungen und Vorkehrungen, an die keine zweite Seemacht heranreichte. Namentlich auch die Art der wetterrauhen Matrosen, wie sie hier sich ihm zeigten, blieb dem Prinzen allezeit vorbildlich, und wenn wir auch heute nicht geneigt sein können, mit dieser inneren Abhängigkeit vom Auslande zu sympathisiren, so werden wir doch festhalten müssen, daß für jene Zeit gerade hierin ein sehr großes Verdienst des Prinzen lag. Gegenüber dem damals und später in Preußen ganz überwiegend herrschenden Geiste der militärischen Landmacht, gab des Prinzen an jenem auswärtigen Muster gefestigter Instinct für das eigentlich Seemännische ein durchaus nothwendiges, segensreiches Gegengewicht. Wie seltsam muthet es uns heute an, wenn der dem Prinzen A. nahe befreundete und dem Streben nach einer preußischen Seemacht sehr wohlgesinnte Prinz von Preußen im August 1853 schreibt, wie ergriffen er gewesen „unsere Kriegsflagge, unsere Uniform und Pickelhaube, unsere Trommel an Bord eines Kriegsschiffes“ zu sehen und zu hören; gegen „Pickelhaube und Trommel“ bei der Flotte, im wörtlichen und übertragenen Sinne, hat Prinz A. manchen guten Strauß, nicht immer mit Erfolg, zu kämpfen gehabt. In seiner ersten öffentlichen „Aufforderung“ für den Seedienst, 1848, betonte der Prinz ausdrücklich: „daß es keineswegs in der Absicht liegt, Seefahrer als Soldaten an Bord der Kriegsfahrzeuge zu gebrauchen, sondern werden sich ihre Obliegenheiten lediglich auf den Matrosendienst beschränken“. In gleicher Richtung erwirkte es späterhin der Prinz, daß den Seeleuten auch die Seefahrzeit auf Handelsschiffen als militärische Dienstzeit angerechnet werden sollte. Auch die praktische und kleidsame dunkelblaue Farbe unserer Matrosenuniform ist des Prinzen englischen Eindrücken zu danken: das Grün der russischen Seeleute kam für die entstehende preußische Marine ernsthaft in Frage. Als es erst preußische Seecadetten gab, sorgte der Prinz dafür, daß sie das große Treiben der englischen Flotte kennen lernen konnten, und zwar nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege.

Die Kenntniß des Seewesens also war der bleibende Gewinn für den

Prinzen aus dieser Englandfahrt; ein Verlobungsproject, das den eigentlichen Grund gegeben zu haben scheint, ihn über die See zu schicken, kam nicht zur Ausführung.

Kurz vordem war auch ein anderes Project gescheitert, das gewiß für den Prinzen nicht ohne Reiz gewesen war: der französische König Louis Philippe hatte 1831 dem Prinzen Wilhelm die Candidatur für die Königskrone Griechenlands für sich selbst oder für seinen Sohn Adalbert angetragen. Nach dem Willen Königs Friedrich Wilhelm's III., der einmal die Zustimmung Rußlands und Englands nicht missen wollte, andrerseits mit Recht zweifelte, daß die Türkei die Grenzerweiterung zugestehen werde, die der neue König den Griechen als Morgengabe zu bringen hatte, lehnte Prinz Wilhelm das Angebot ab.

Der See blieb Prinz A. von nun an treu; außer kleineren Ostseefahrten segelte er 1834 auf Einladung des Zaren mit dem Kronprinzen auf russischer Korvette von Memel nach Kronstadt. Nachdem er 1836 die Schweiz und Frankreich bereist, folgte er 1837 einer neuen Einladung des Zaren nach Südrußland, und fuhr dann mit dem Erzherzoge Johann auf österreichischem Kriegsdampfer von Sebastopol über Constantinopel, Smyrna, Athen, Korfu bis Triest.

In diesen Jahren kam er auch dahin für das einheimische Seewesen ein Wort mitzusprechen. Seither gab es in Preußen ganze zwei „Kriegsfahrzeuge“, die die See befahren konnten, einen Schooner und ein Haffkanonenboot, in Stralsund; da der Schooner zu faulen begann, glaubte das Kriegsministerium von dem, seit den Befreiungskriegen beabsichtigten Weiterbau absehen zu müssen, „weil das wenig salzige Wasser der Ostsee einer Marine nicht günstig sei“. Indessen war der König doch nicht geneigt, die Seewehr, als „wahrhafte Steigerung der Nationalkraft“, ganz aus dem Auge zu verlieren. Zur Commission für die Berathung der Flottenfrage wurde 1836 auch der 25jährige Prinz A. zugezogen, nicht als Mitglied, aber als seekundiger Officier, dessen Urtheil jetzt schon Geltung hatte: „thätigen und sachkundigen Antheil“ hat er genommen, und seinen weit voraussehenden Blick beweist eine Denkschrift, in der auf seinen Wunsch ein englischer Capitän seine Gedanken über die preußische Marine zusammenfaßte, und die ohne Zweifel zugleich die Gedanken des Prinzen wiedergab: die Dampfkraft, deren Ueberlegenheit damals noch durchaus bestritten war, sollte Preußen sich zu Nutzen machen, um „eine von vornherein gewaltige Seemacht“ zu erlangen. Da grade die alten englischen Admirale an den Segelschiffen festhielten, so beweist dies nebenbei, daß des Prinzen Vorliebe für englische Zustände keineswegs die Unabhängigkeit seines Urtheils beschränkte. Die Denkschrift wurde durch den Kronprinzen dem Könige vorgelegt; aber ein praktisches Ergebniß hatte sie nicht, und konnte sie auch wol nicht haben, der Kosten wegen, in jener Zeit das ausschlaggebende Hinderniß jedes größeren Planes. Mit dem Regierungsantritte Königs Friedrich Wilhelm's IV. trat auch hier anfänglich ein kleiner Aufschwung ein: die erste preußische Korvette, „Amazone“, lief 1843 in Stettin vom Stapel, kurz nach der Rückkehr des Prinzen A. aus fernen Landen.

„Eine größere Seereise war das Hauptmotiv, das mich hinaus ins Weite trieb, denn eine solche gehörte fast von Kindheit an zu meinen Lieblingswünschen, während meine rege Phantasie von den Wundern der Tropenwelt angezogen, diesem Streben eine bestimmtere Richtung gab“: so spricht sich der Prinz selbst über die Gründe aus, die ihn bewogen, sich vom Könige als Ueberbringer des Schwarzen Adlerordens an den Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien schicken zu lassen. Ein preußisches Schiff, dem der Prinz sich hätte anvertrauen können, war nicht vorhanden; er war auf Gastfreundschaft angewiesen. Die Königin Victoria von England sowol, als der König Karl Albert von Sardinien boten ein Kriegsschiff für diesen Zweck an; das italienische Schiff

wurde angenommen, wol aus politischen Gründen, und nachdem er mit seinem Vater und seinem Bruder noch eine Reise durch Italien nach Sicilien und Malta gemacht, ging der Prinz am 14. Juni 1842 mit seinen beiden Reisebegleitern, dem Hauptmann im Generalstabe Graf Oriola und dem Lieutenant im Garde-Dragonerregimente Graf Bismarck an Bord der Fregatte „San Michele", die fast ein Jahr lang sein Heim blieb. Liest man das Tagebuch des Prinzen über diese Reise, das er 1847, mit seinen Handzeichnungen nach der Natur geschmückt, als Manuscript drucken ließ, so tritt neben den anmuthenden Naturschilderungen und den wissenschaftlichen Beobachtungen, die, nach dem Urtheile Alexander's v. Humboldt, „ein angenehmes, anschauliches Bild des Gesehenen und Erlebten wiedergeben", überraschend die Fülle technischer Fachkenntnisse im Seewesen hervor, die der Prinz sich bereits bis dahin gleichsam nur gelegentlich erworben hatte.

Am 5. September 1842 war Rio de Janeiro erreicht; Dom Pedro empfing den Prinzen natürlich mit hohen Ehren, schenkte ihm u. a. ein selbstgemaltes Oelbild Friedrich's des Großen, und behielt den Aufenthalt des Prinzen, der bis Ende October 1842 währte, in so gutem Andenken, daß er eine Medaille zum Gedächtnisse dieser „Aportou Ao R° De Janeiro" prägen ließ, von der er 1846 zwei goldene und fünf silberne Exemplare, für die nächsten Angehörigen des Prinzen bestimmt, nach Berlin sandte. Sie zeigt das Brustbild des „Principe Adalberto" in Generalsuniform, mit dem Ordenssterne vom „Südlichen Kreuz" geschmückt.

Außer einem dreiwöchentlichen Ritte ins Innere von Rio aus, unternahm der Prinz eine Forschungsreise auf dem Amazonenstrome und dessen gewaltigem Nebenfluß, dem Xingú, Gebiete, die vor ihm nur Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch bereist hatten, und die noch heute den Forschungsreisenden ein noch unerschöpftes Feld bieten. Hierzu brachte den Prinzen eine englische Fregatte bis Parà, die sechs Wochen lange, an Strapazen reiche Flußfahrt währte bis zum 2. Januar 1843. In Bahia wurde wieder der „San Michele" erreicht, und auf ihm am 21. Januar die Heimreise angetreten; am 7. März verließ der Prinz das italienische Schiff in Lissabon, um über London nach Berlin heimzukehren, wo er am 27. März 1843 eintraf.

Hier bot ihm seine neue Thätigkeit als Generalinspecteur der Artillerie einen vielleicht zuerst etwas unsanften Wechsel gegen das freie Tropen- und Seeleben. Aber mit Verständniß und Energie widmete er sich seinem Dienste, seit 1847 als alleiniger Generalinspecteur; er suchte u. a. damals bereits die Trennung von Feld- und Fußartillerie zu bewirken, die, sehr zum Nutzen beider Waffen, erst nach dem Feldzuge von 1870/71 durchgeführt wurde; auch hier also sah er weit voraus.

Bisher hatte der Prinz in Berlin mit seinen Eltern im königlichen Schlosse gewohnt; jetzt bekam er im Schlosse Monbijou seine eigene Heimstätte, wo er, seinem frohsinnigen, lebhaften Temperamente entsprechend, heitere Geselligkeit gerne pflegte. Einige Jahre vor seiner großen Reise hatte der Prinz die Tänzerin Therese Elsler, die Schwester der berühmteren Fanny Elsler, in Berlin kennen gelernt, und eine dauernde Verbindung mit ihr geschlossen. Der Prinz scheint das Verhältniß von vorn herein sehr ernst aufgefaßt zu haben. Begreiflich aber, daß es Jahre bedurfte, ehe die entgegenstehenden gewichtigen und gewiß berechtigten Hindernisse und Schwierigkeiten überwunden waren. Hier scheint der Prinz von Preußen, wol eigener Herzenserlebnisse eingedenk, sich des Prinzen Wünschen angenommen zu haben. Am 20. April 1850 erfolgte die morganatische Vermählung mit der „Baronin von Barnim". Der einzige Sohn des Prinzen, der am 22. April 1841 geborene, ebenso liebenswürdige als be-

gabte Adalbert von Barnim, starb bereits am 12. Juli 1860 in Aegypten, wohin er seiner zarten Gesundheit wegen, die seine militärische Laufbahn früh abbrach, gereist war; für das liebevolle Herz des Prinzen ein schwerer, nicht zu überwindender Schlag. Die feste Verbindung erforderte dann auch die Gründung eines eigenen Hauses; an der Südseite des Leipzigerplatzes in Berlin erbaute sich der Prinz nach seinen Wünschen ein kleines Palais, das aber bei aller Einfachheit das prinzliche Budget, das nach wie vor nicht auf einen Haushalt zugeschnitten war, mehr belastete, als für seine äußere Unabhängigkeit erwünscht gewesen wäre. Bis zuletzt hat der Prinz unter diesen nicht gerade erfreulichen Schwierigkeiten zu leiden gehabt.

Die Ereignisse des Jahres 1848 riefen den Prinzen auf ein weiteres Gebiet in seinem eigentlichen Berufe. Nachdem er die Märztage in Monbijou überdauert, ging er im Juni 1848 auf den schleswig-holsteinischen Kriegsschauplatz, begierig, endlich einmal selbst ins Feuer zu kommen, was seinem Bruder Waldemar bereits 1845 im indischen Feldzuge mit rühmlichster Auszeichnung zu theil geworden war. Mit der ihm angeborenen Todesverachtung ritt Prinz A. wohl in die Kugeln der dänischen Kanonenboote hinein, um diese Fahrzeuge besser beobachten zu können. Hier erkannte er aus eigener Anschauung, wie schwer der Mangel einer Flotte den Dänen gegenüber ins Gewicht fiel — eine Einsicht, die sich mit elementarer Wucht in jenen Tagen durch ganz Deutschland Bahn brach. Als Dänemarks alte und schlecht bemannte Fregatten vor den deutschen Häfen „gleichsam die Axt an Deutschlands Handel“ legten, da schob die öffentliche Meinung alle Schuld dem Bundestage zu: jetzt sollte in Monaten eine Flotte geschaffen werden, wozu England Jahrhunderte gebraucht hatte. Aber die Männer der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., denen nun die Aufgabe zufiel, den Volkswillen zur That zu machen, die mußten erkennen, wie wahr das Wort des Generals v. Radowitz war, das er damals in der Paulskirche aussprach: „Ein Volk, das sich vorsetzt, eine Seemacht zu schaffen, tritt damit in eine der größten Unternehmungen ein, die es sich überhaupt vorzusetzen im stande ist“.

Prinz A. durfte sich wohl zu den Wenigen rechnen, die auch ohne den äußeren Zwang der Noth für eine Flotte gedacht und gerathen hatten. Jetzt hatte er die Genugthuung, daß im engeren und weiteren Vaterlande auf ihn die Augen sich richteten, als es galt, zur That zu schreiten. Der dänische Krieg veranlaßte im April 1848 in Preußen den Zusammentritt einer „Commission zur Vertheidigung der Ostseeküsten“; der Prinz wurde mit dem Vorsitze betraut. Auch die in den preußischen Seestädten sich bildenden privaten Flotten-Comités riefen den Prinzen an ihre Spitze. In der Commission vertrat er seinen stets verfochtenen Gedanken der Nothwendigkeit von seetüchtigen Kriegsschiffen gegenüber dem bis jetzt allein geltenden Festhalten an einer lediglich defensiven Kanonenbootflotte: „es genüge nicht mehr, das Landen an der Küste, das Einlaufen feindlicher Schiffe in die Häfen und Binnengewässer zu verwehren, es müsse deren Blokade auch offensiv gegenübergetreten werden, und endlich eine deutsche Kriegsmarine auf offenem Meere dem deutschen Seehandel Schutz, der deutschen Flagge Achtung verschaffen“. Die verschiedenen Wege zu einer Flottengründung führte der Prinz im Mai 1848 weiter aus in seiner „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte“, die zuerst in Potsdam „zum Besten der deutschen Flotte“ im Drucke erschien, dann auch von Frankfurt a. M. aus vom Marineausschuß der Bundesversammlung verbreitet wurde, und die des Prinzen Namen überall bekannt machte. Kaum hätte es ihrer bedurft, um den Reichsverweser, Erzherzog Johann, den Freund des Prinzen, zu veranlassen, ihn für die deutsche Marine an seine Seite zu rufen; am 13. October 1848 schrieb der Erzherzog

dem Könige: „Der reiche Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, welche der Prinz Adalbert von Preußen im Gebiet der Technik und Nautik besitzt, läßt mich in ihm den einzigen Mann erkennen, welcher mir bei diesem schwierigen Geschäfte zur Seite stehen, mich mit seinem erleuchteten Rathe erfolgreich zu unterstützen vermöchte."

In Frankfurt übernahm der Prinz den Vorsitz der „technischen Marinecommission" und führte die Geschäfte bis zum Februar 1849 „mit bewunderungswürdiger Hintansetzung aller persönlichen und Standesverhältnisse, mit liebenswürdiger Ruhe und Sicherheit, stets bemüht, den Verlauf der Angelegenheit zu fördern und zu regeln". In diesen Monaten wurde die Dienstordnung an Bord, das Exercierreglement für die Marineartillerie, das Disciplinarverfahren, die Uniformirungsvorschrift entworfen. Für die Herstellung der Flotte selbst glaubte der Prinz innerhalb von 10 Jahren 60 Millionen Thaler in Anschlag bringen zu müssen, woran der König Friedrich Wilhelm ironisch den wohlberechtigten Wunsch knüpfte: „Sie müssen dekretirt und so der Kapacität unfähiger Ständekammern entzogen werden."

Den „Vorarbeiten" des Prinzen war ein dauerndes, praktisches Wirkungsfeld nicht beschieden: die deutsche Flotte fand nach kurzem Dasein ein unrühmliches Ende, mit Naturnothwendigkeit, da eben kein „Staat" da war, noch damals entstand, auf dem sie beruhen konnte.

Dem Staate Preußen war es zu danken, daß hier wenigstens die Marine festeren Boden fand und nach den Stürmen von 1848, unter vielfachem Schwanken zwar, doch stetig vorwärts schritt. Untrennbar ist mit dieser Entwicklung, der wir hier unmöglich nachgehen können, Prinz A. verknüpft. Sein ganzes Leben blieb fortan mit dem Wirken für die preußische Flotte ausgefüllt, ein Wirken, das zumeist ein Kampf war, ein Kampf des von dem Prinzen als richtig und wünschenswerth erkannten mit dem, was für erreichbar oder auch für wirklich nothwendig galt, ein Kampf für das Wachsen und für die Selbstständigkeit der Marine — die eigentlich heute erst erreicht ist, seitdem sich unser Kaiser selbst als Oberbefehlshaber direct an die Spitze der Marine gestellt hat —, ein Kampf, der trotz des allmählichen Aufsteigens, das wir heute zu erkennen leicht haben, für den Prinzen der Tragik nicht entbehrte, und auch der tragischen Schuld nicht: die Trennung des Commandos und der Verwaltung der Marine geschah nach dem Eintritte der Regentschaft auf des Prinzen eigenen Antrag — eine Maßregel von verhängnißvoller Tragweite, die Wurzel beständiger Reibungen zwischen dem „Obercommando" und dem „Ministerium", der Keim der „Fronde" der Seeofficiere —, Schwierigkeiten, deren Opfer schließlich doch der Prinz war.

Wie viel aber war doch schon erreicht, als nur überhaupt „etwas" da war, als der Prinz 1849 „Oberbefehlshaber über sämmtliche ausgerüstete Kriegsfahrzeuge", 1853 „Oberbefehlshaber der Marine", 1854 aber zugleich „Admiral der preußischen Küsten" ward; in diesem Jahre waren die Marinegeschäfte doch bereits so gewachsen, daß der Prinz auf die bisher noch geführte Generalinspection der Artillerie verzichten mußte. Von 1859 ab blieb dann bezeichnender Weise der „Küsten"-Zusatz bei dem Admiralitätstitel fort; das böse Spottwort „Oberkahnführer", das in Hofkreisen dem Prinzen wol angehängt worden, war nun doch ganz deplacirt. Im Juni 1856 konnte der Prinz zum ersten Male als Geschwaderchef mit fünf preußischen Schiffen in See gehen. Die für die Entwicklung der Marine wichtigste Erwerbung zur Gründung einer Station an der Nordsee, die des Jadebusens, war nicht zum kleinsten Theile des Prinzen unermüdlicher Bemühung zu danken: das ihm 1882 dort in Wilhelmshaven errichtete Denkmal ist hierfür ein wohlverdientes äußeres Zeichen.

Mit seinem richtigen Gefühle für die Psychologie des Seewesens erkannte der Prinz, daß für die Gleichberechtigung der Marine mit dem Landheere erforderlich sei, daß sie zu kämpfen verstehe. Hatte er 1849 ein kleines Gefecht des armirten Postdampfers „Preußischer Adler“ auf der Höhe von Brüsterort bei Hela als die erste preußische Seewaffenthat seit dem Siebenjährigen Kriege mit freudiger Genugthuung begrüßt, so hielt er als Prinz-Admiral seine eigene Person nicht für zu kostbar, sie gegen afrikanische Riffpiraten einzusetzen. Die preußischen Kauffahrer waren seither dieser Plage des Mittelmeeres wehrlos ausgeliefert gewesen, falls sich nicht zufällig englische Kriegsschiffe ihrer annahmen. So wurde 1853 eine preußische Brigg von Kabylen an der Küste von Marokko bei Cap Tres Forcas geplündert; eclatante Genugthuung sollte genommen werden. Der Prinz plante eine umfassende Expedition, um das Unwesen endgültig zu vertilgen, und bereitete sie theoretisch mit all seiner Gründlichkeit vor. Doch die Gebundenheit der Lage, z. Th. der Krimkrieg, verschob alle Pläne, und des Prinzen eigene Entschlußfreudigkeit gehörte dazu, daß es schließlich doch noch zu einer mehr zufälligen Bestrafung der Räuber kam. Bei jener ersten Uebungsfahrt preußischer Kriegsfahrzeuge außerhalb der einheimischen Gewässer im Sommer 1856 ging er selbst auf der Korvette „Danzig“ nach dem Mittelmeere; da wurden am 7. August die an der Küste recognoscirenden Boote bei Tres Forcas von Kabylen beschossen; die Ehre der preußischen Flagge forderte nun sofortige Sühne. Mit 68 Mann, darunter, für des Prinzen Denkungsart bezeichnend, 14 Seeofficiere und Cadetten, landete der Prinz unter dem Feuer der Kabylen und stürmte die steile Felsenküste herauf, bis ihn die mit Umfassung drohende Uebermacht zum Rückzuge zwang: 6 Todte und 18 Verwundete kostete der Kampf, und der Prinz selbst trug eine Wunde am linken Oberschenkel davon, deren Heilung doch einige Wochen erforderte. Sein Adjutant war an seiner Seite gefallen. „Die Marine wird Dir das nie vergessen, und auch das Vaterland und unsere Familie Dir Dank wissen, daß Du diese Gelegenheit freudig ergriffst, den Ruf der Tapferkeit, den wir haben, durch Dein edles Blut zu besiegeln. Der Schmerz der leichten Wunde vergeht bald; die Ehre derselben und der Ruhm der kühnen That bleiben ewig“, so schrieb ihm sein Neffe, Prinz Friedrich Karl. Der Bundesgesandte v. Bismarck aber schrieb an den General v. Gerlach: „Ich kann in die vielseitige humane Verurtheilung des Prinz-Admirals nicht einstimmen. Einige Tropfen königliches Blut befruchten die Ehre der Armee, und es ist besser, daß unsre jungfräuliche Flagge mit Anstand, wenn auch mit Unglück, Pulver gerochen hat. Unsre Marine muß von sich hören lassen, damit man ihr den kleinen und langsamen Anfang verzeiht“. Der König verlieh dem „unternehmenden Vetter“ die Schwerter zum Rothen Adlerorden. Das war doch seit den Tagen des Großen Kurfürsten nicht erhört, daß der Hohenzollernsche Staat es unternahm, auch zur See sich selbst zu wehren — das ist die eigentliche Bedeutung dieser an sich ja geringfügigen Action.

Im wirklichen Kriege war die preußische Marine noch lange nicht stark genug, sich mit einer Seemacht zu messen. Sie blieb, trotz des Prinzen gegentheiliger Ansicht, die wir kennen gelernt, in der Hauptsache eine Küstenflotte, wie das wol damals bei der Gebundenheit der Mittel nicht anders ging, da es doch vor allem sicherlich galt, zu Lande die gebührende Kriegsstärke zu erreichen, und beide Aufgaben zugleich der doch noch im Aufsteigen begriffene, keineswegs schon zu vollen Kräften gekommene Staat nicht durchzuführen vermocht hätte.

So blieb dann auch 1864 die dänische Flotte im großen Ganzen Herr der preußischen Küsten, und auch die Operationen der Armee konnten nicht die

wünschenswerthe Unterstützung zur See finden. An Unternehmungsgeist, dem Geiste des Prinzen, aber fehlte es der kleinen preußischen Marine nicht, und der Prinz selbst begegnete sich in seinen Plänen mit den Gedanken keines Geringeren als Moltke's: vom Prinzen A. ging der erste Gedanke aus an die Landung auf Fünen, in der Moltke dann in der zweiten Hälfte des Krieges die Entscheidung zu suchen entschlossen war. Jedenfalls gab der Verlauf des Krieges dem Prinzen nur neuen Ansporn für seine Weiterarbeit für die Marine, eine Arbeit, für die nun das Verständniß in den maßgebenden Kreisen immer mehr wuchs. Von den beiden noch während des Krieges angekauften Panzerfahrzeugen wurde das eine 1865 „Prinz Adalbert" getauft — das erste Schiff, das einen Hohenzollern-Namen trug.

Im Kriege von 1866 war vorauszusehen, daß die österreichische Flotte durch die italienische werde beansprucht werden, den preußischen Küsten also keine unmittelbare Gefahr drohe. So konnte der Prinz dorthin eilen, wohin sein Herz ihn zog, an die Stätte der Gefahr. Dem Obercommando der kronprinzlichen Armee überwiesen, schloß sich der Prinz dem Stabe des V. Armeecorps unter General v. Steinmetz an, sobald er annehmen konnte, dieses werde zuerst ins Gefecht kommen. Aufs neue bewährte er seine Unerschrockenheit und Todesverachtung: bei Nachod wie bei Skalitz ritt er im schärfsten Infanteriefeuer bis in die Schützenlinie vor, „seiner schlechten Augen wegen", und wieder fiel an seiner Seite der seinen Adjutanten vertretende Officier; mit Jubel begrüßten dann die tapferen Schlesier den ritterlichen Prinzen.

Lag es in diesem Feldzuge in der Sachlage, daß der Prinz seinem eigentlichen Berufe entzogen blieb, so traf ihn dies Geschick doch auch im französischen Kriege von 1870—1871. Welche Gründe hier bestimmend waren, ihn vom Oberbefehl der allerdings getheilten und blokirten Seestreitkräfte weg wieder zum Landkriege zu berufen, läßt sich nicht erkennen. Daß es zur See nicht zu großen Actionen kommen werde, war wol anzunehmen; aber die Flotte war doch im Kriegszustande, bei ihr also auch dürfte wol der Platz des Prinz-Admirals gewesen sein.

Im Sommer 1870 hatte gerade eine größere Geschwaderreise stattfinden sollen: ein Mißgeschick fügte es, daß von den vier in Dienst gestellten Panzerschiffen drei bereits bei der Ausfahrt nicht unerhebliche Schäden erlitten. Mit diesem Geschwader befand sich der Prinz in den Tagen vor der Kriegserklärung westlich von Plymouth auf hoher See; gerade noch rechtzeitig entging er der französischen Nordseeflotte, die ernstlich darauf rechnete, ihn von Cherbourg aus abzuschneiden. Dann aber mußte er fort vom Meeresstrande, ihm wurde „gestattet, an dem bevorstehenden Feldzuge bei der Armee Theil zu nehmen", und wiederum schloß er sich dem Hauptquartiere des Generals v. Steinmetz an, der die I. Armee führte. Stets war er dabei, wenn es zur Bataille ging: am 14. August ritt er mit der Spitze der 7. Jäger von der Brigade Goltz ins Gefecht; am 18. August wurde ihm in der Geschützlinie des VII. Corps vor Gravelotte durch Infanteriefeuer ein Pferd unter dem Leibe erschossen, ein anderes verwundet. Dann lag er Wochen lang mit vor Metz, ohne rechte Thätigkeit; öfters lud Steinmetz ihn zu Tisch, wo er ein stets willkommener Gast war. Späterhin ging der Prinz ins Große Hauptquartier nach Versailles, hier der Mittelpunkt aller maritimen Nachrichten und Erwägungen; ein froher Tag war es, als er hier dem Könige eine kleine Matrosenabtheilung vorstellen konnte, die zur Besatzung einiger erbeuteter Barkassen auf der Loire bestimmt war.

So ging des Prinzen Leben in dieser großen Zeit still dahin, und auch nach dem Kriege übernahm er das Obercommando nicht wieder, er wurde vielmehr zum „Generalinspecteur der Marine" ernannt, ein Amt, das ein un-

mittelbares Eingreifen in die weitere Entwicklung ausschloß; ausdrücklich ward bestimmt, daß seine Berichte nur darüber sich zu äußern hätten, ob der Dienstbetrieb die „Vorschriften“ — die er nicht mehr erließ — „zu gedeihlicher Ausführung“ brächte. Aber unverändert und unvermindert nutzte der Prinz die ihm noch beschiedene kurze Lebensfrist, um der Marine mit seinem reichen Wissensschatze zu dienen, namentlich für die beste Art der neu zu erwerbenden Schiffe der nun „deutschen“ Flotte. So ging er Anfang Mai 1873 nach England, um sich über Schiffsbauten zu informiren. Vom 4. Juni 1873 datirt sein Reisebericht an die Admiralität über diese Untersuchungen: am 6. Juni Morgens $6^1/_2$ Uhr starb er in Karlsbad ganz unerwartet am Herzschlage, recht eigentlich bis zum letzten Athemzuge für die Flotte thätig, der er sein Leben geweiht hatte. Am 12. Juni 1873 wurde er in Berlin in der Domkirche beigesetzt; Deputationen der Seeofficiere und der Marinetruppen, der Gardeartillerie und des 1. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 31, dessen Chef der Prinz seit 1862 gewesen, standen an seinem Sarge.

Der Prinz war auch äußerlich der Typus eines echten Seeofficiers, mit seiner stattlichen, behäbigen Gestalt, dem bartlosen, guten, tapferen Gesicht, stets in der Admiralsuniform, die Mütze etwas in den Nacken geschoben. Pflichttreue, Tapferkeit, Herzensgüte und Bescheidenheit sind neben seiner eindringenden Sachkunde die bezeichnendsten Eigenschaften des Prinz-Admirals, in dem unsere Flotte ihren Gründer verehrt. Eine überaus glückliche Fügung war es doch, daß in jenen engen, stillen Zeiten gerade in einem Hohenzollernprinzen die Lust am Seewesen erwachte, und ihn mit wahrhaftem Verständniß dafür erfüllte. „Für ein wachsendes Volk kein Wohlstand ohne Ausbreitung; keine Ausbreitung ohne überseeische Politik, und keine überseeische Politik ohne Flotte“, dies Wort des Prinzen A. scheint in unseren Tagen von selbstverständlicher Wahrheit; für ihn aber bedeutete es ein Programm, dessen Erkenntniß ihn hinaushob über den Durchschnitt der Zeit und dessen Bewährung ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz sichert in der geschichtlichen Entwicklung des Vaterlandes. Sein Name, den der für den Seedienst bestimmte dritte Sohn unseres Kaisers trägt, wird unserer Flotte ein glückverheißendes Zeichen bleiben.

Adalbert Prinz von Preußen, Aus meinem Tagebuch 1842—1843. Berlin 1847; — derselbe, Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte. Potsdam 1848; Frankfurt a. M. 1848. — Batsch, Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Berlin 1890. — W. Baur, Prinzeß Wilhelm von Preußen. Hamburg 1886. — A. Jordan, Geschichte der Brandenburg-Preußischen Kriegsmarine. Berlin 1856. Herman Granier.

Verzeichniß

der im 45. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel. S. 666 ff. befinden sich zahlreiche Nachträge und Berichtigungen.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Allgemeine deutsche Biographie

Bd.: 45

Leipzig 1900